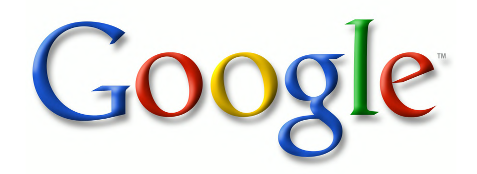
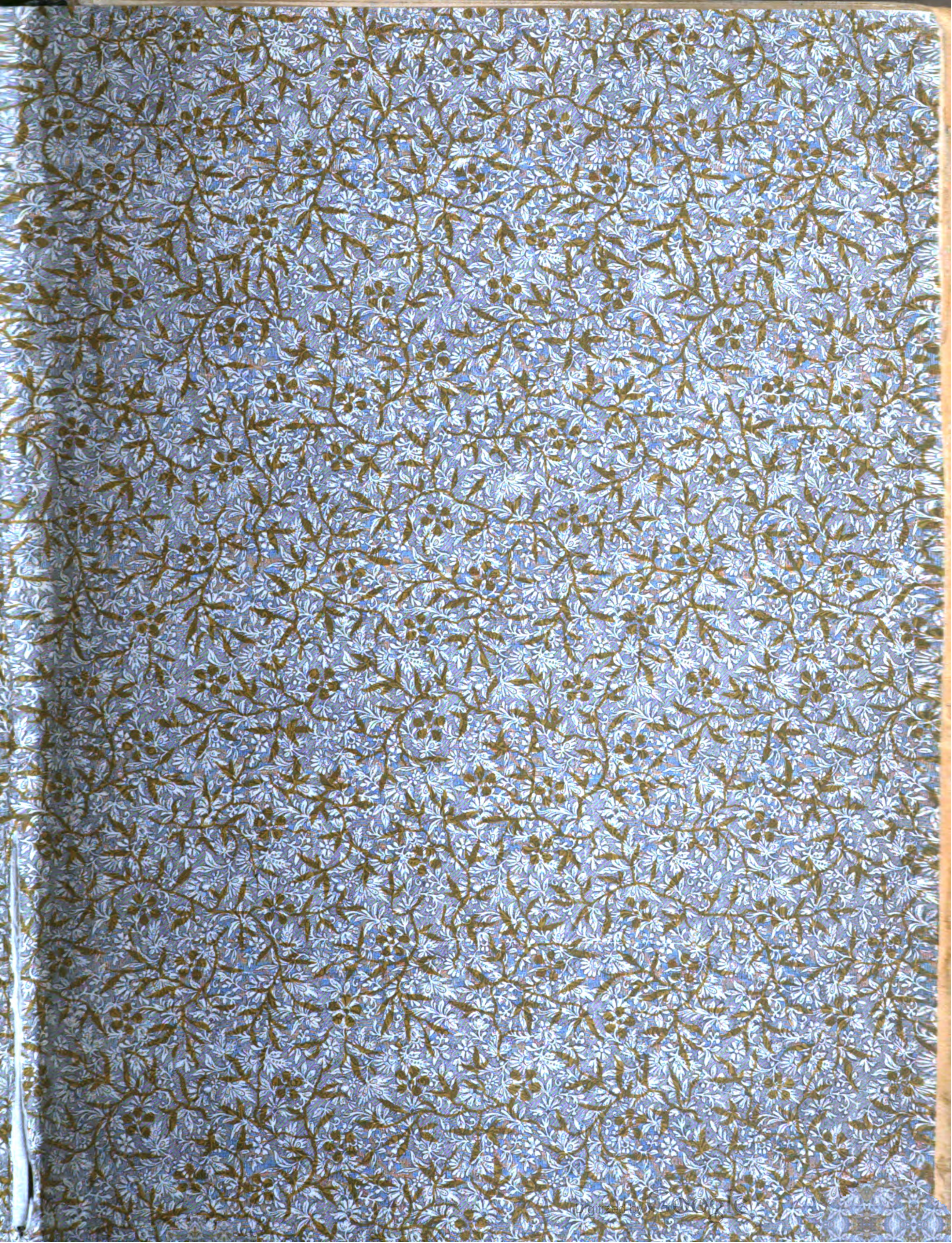


DER TÜRMER





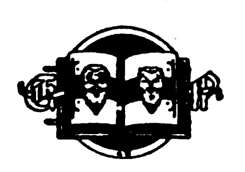


Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

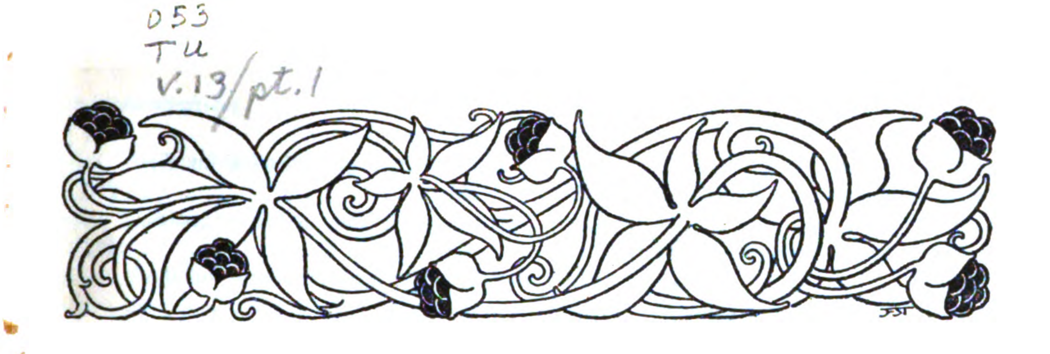
Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

Dreizehnter Jahrgang · Band I
.... (Oktober 1910 bis März 1911) ....



Stuttgart
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze





Besprochene Schriften



Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur



Bildende Kunst

Musik

Auf der Warte

Briefe

Auf den Beilagen des Inseratenteils.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen des Inseratenteils.

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen

Neuer Frühling

G. Segantini

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



XIII. Jahrg. Oktober 1910 Heft 1

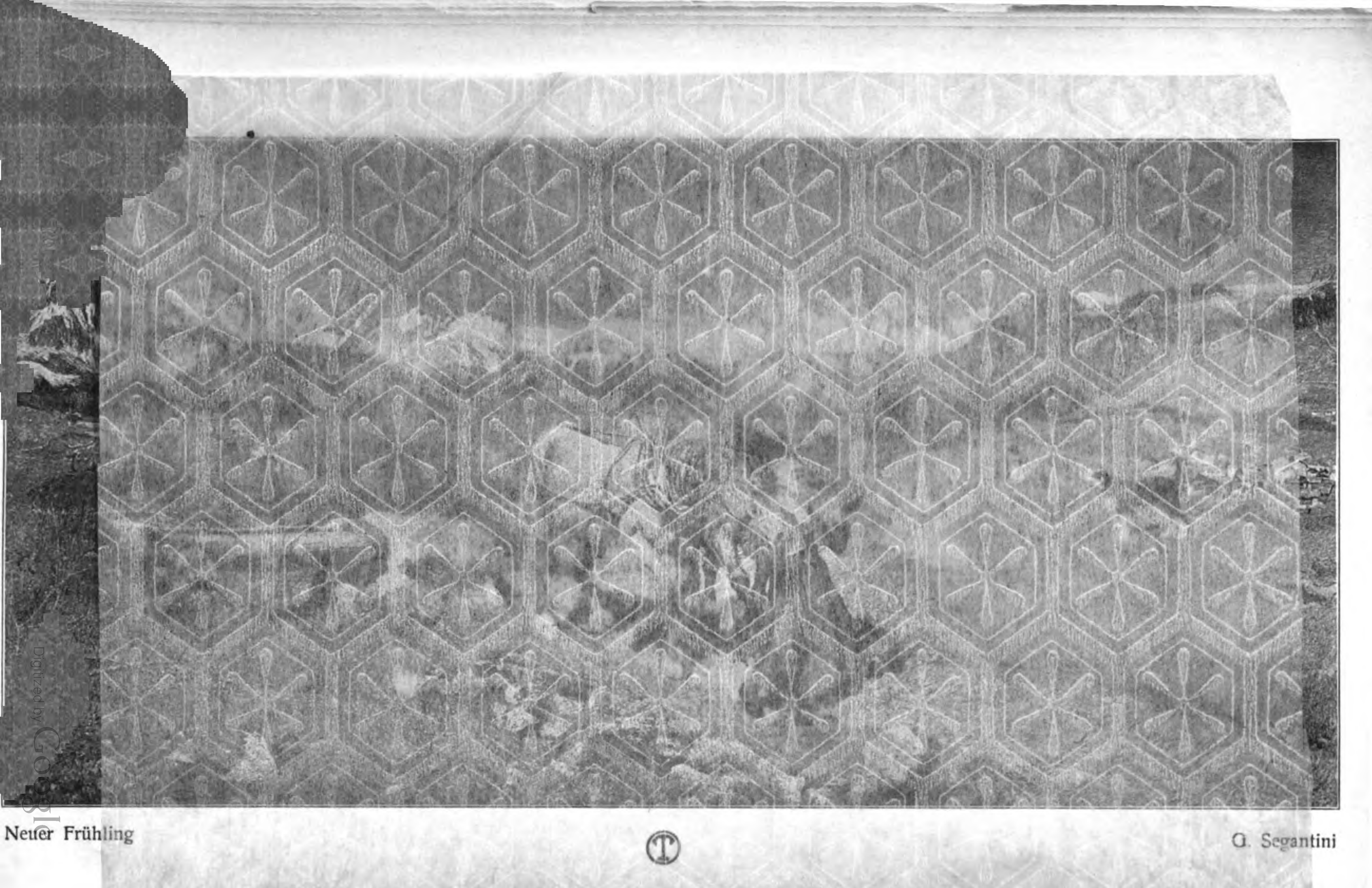
Die moderne Moral und ihre Folgen

Von W. Kuhaupt

In zahlreichen Kulturbestrebungen der Gegenwart tritt in sehr auffällig-fordernder Weise eine Richtung des Denkens hervor, die sogar an die Moral des Christentums Bresche legt und alles sittliche Handeln in den Dienst der eigenen Lebenserhaltung gestellt wissen will — eine Richtung, die in der alten Moral der Selbstlosigkeit nur noch ein fadenscheiniges Gewand menschlicher Blöße und Nacktheit erblickt. Wenn wir — so meint man — dem Menschen alle heuchlerischen Hüllen nehmen und ihn unbekleidet vor uns stehen sähen, so würden wir bald erkennen, wie es um dieser vielgerühmten Moral der Selbstlosigkeit bestellt ist, wir würden sehen, daß alles sogenannte sittliche Sollen doch letzten Endes auf einem egoistischen Wollen basiert.

Alle früheren Kulturbestrebungen auf altruistischer Unterlage waren — in diesem neuen Lichte gesehen — eine große Maskerade, bei der die in Kurs befindlichen Münzen aus Blech, die Blumen aus Papier, die Gewänder aus [illegible] und [illegible], die Hüte und Schuhe aus Pappe, die Früchte aus Wachs bestanden. Es kann sich also nur darum handeln, an Stelle der bisherigen Scheinwerte wieder [illegible] Rechenpfennige einzuführen und in Umlauf zu setzen.

Vor allem ist es Fr. Nietzsche gewesen, der diesem Wechsel der Anschauung über den Wert und die Berechtigung der alten Moral eine Gasse gebrochen hat;



Neuer Frühling — G. Segantini

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



XIII. Jahrg. Oktober 1910 Heft 1

Die moderne Moral und ihre Folgen

Von W. Kuhaupt

In zahlreichen Kulturbestrebungen der Gegenwart tritt in sehr auffällig-fordernder Weise eine Richtung des Denkens hervor, die sogar an die Moral des Christentums Bresche legt und alles sittliche Handeln in den Dienst der eigenen Lebenserhaltung gestellt wissen will — eine Richtung, die in der alten Moral der Selbstlosigkeit nur noch ein fadenscheiniges Gewand menschlicher Blöße und Nacktheit erblickt. Wenn wir — so meint man — dem Menschen alle heuchlerischen Hüllen nehmen und ihn unbekleidet vor uns stehen sähen, so würden wir bald erkennen, wie es mit dieser vielbewunderten Moral der Selbstlosigkeit bestellt ist, wir würden sehen, daß alles sogenannte sittliche Sollen doch letzten Endes auf einem egoistischen Wollen basiert.

Die früheren Kulturbestrebungen auf altruistischer Unterlage waren — in diesem neuen Lichte gesehen — eine große Maskerade, bei der die in Kurs befindlichen Münzen aus Blech, die Blumen aus Papier, die Gewänder aus Gaze und Flittergold, die Hüte und Schuhe aus Pappe, die Früchte aus Wachs bestanden. Es kann sich also nur darum handeln, an Stelle der bisherigen Scheinwerte wieder reelle Rechenpfennige einzuführen und in Umlauf zu setzen.

Vor allem ist es Fr. Nietzsche gewesen, der diesem Wechsel der Anschauung über den Wert und die Berechtigung der alten Moral eine Gasse gebrochen hat;

er, der Alleszermalmer, prägte den Satz: „Der Grundtrieb des Lebens ist Wille zur Macht". Leben ist nach ihm „Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden, Schwächeren, Härte, Ausbeutung". — Er hat nur dabei übersehen, daß aus dem Grundtrieb des Lebens, der Wille zur Macht sein soll, auch alle Ordnung, alle Kultur, alles Gesellschafts- und Staatenleben hervorgeflossen ist. Wohl überwältigt das starke Leben das schwächere und drückt ihm seinen Stempel, seine Wesens- und Charakterzüge auf, aber das bedeutet für den Schwachen auch zugleich Schutz, Halt, Hilfe, Stellvertretung. Auf Überordnung, Unterordnung, Einverleibung ist das ganze Getriebe des Lebens, die ganze Naturordnung aufgebaut.

Das Schwächere muß sich dem Stärkeren unterordnen, muß von ihm Eindrücke, Ziele empfangen, um existieren und sich behaupten zu können. In dem Willen zur Macht liegt also auch zugleich ein Wille zur Ordnung, zur Einheit, zum Systematisieren, zur Harmonie, zur Staaten- und Gesellschaftsbildung.

Mit dem gleichen Recht, wie Nietzsche sagt, der Grundtrieb des Lebens sei Wille zur Macht, kann man auch sagen, der Grundtrieb des Lebens sei Wille zum Organisieren; denn in der untersten und elementarsten Betätigungsform des Lebens, in der Bewältigung und Bezwingung der Stoffelemente, die dem Aufbau unseres Leibes dienen, in der Nahrungsaufnahme und Nahrungsverwertung, zeigt sich schon dieser Organisationswille als ordnende Macht, und in den höheren Betätigungsformen des Geistes, in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Technik, im Handel und Wandel tritt er uns aufs neue, nur in anderer Gewandung, in veränderter Wirkungsart entgegen.

Was das Leben auf elementarer Stufe tut, indem es sich Stoffe der Außenwelt aneignet, Atome und Molekeln zu einem Leibe, zu einem Organismus zusammenzwingt, dasselbe tut z. B. der Begründer eines philosophischen Systems auf höherer Lebensstufe, indem er um irgend einen Herrschafts- und Kerngedanken die übrigen Gedankenelemente organisch herumgruppiert und mittels dieses Zentral- und Kerngedankens alles Wissen und Erkennen der Gegenwart und Vergangenheit, alle Systeme seiner Vorgänger unterjochen und bezwingen will. Dasselbe tut auch der Künstler, der aus Marmor oder Erz ein Bild meißelt, der Starke, der ein Reich gründet, der Weise, der Gesetze macht, der Politiker, der durch die Kraft seines Gedankens Tausende um sein Banner schart, der neuschöpferische Geist auf literarischem Gebiet, der um sich eine Gemeinde von Anhängern sammelt.

Das Leben ist in seiner Grundtendenz Organisationswille, — Wille, die Vielheit zur Einheit zusammenzuschließen. Die im Brennpunkt stehende Sonne zwingt die Planeten in ihren Bewegungen, den Ellipsenzirkel um sie — die Sonne — zu beschreiben, aber zugleich wird die Sonne durch die Planeten erst das, was sie als licht- und wärmespendender Zentralkörper ist und sein soll. Ebenso gibt auch das starke Leben dem schwachen Wegrichtung und Ziel, aber das starke Leben hätte kein Betätigungsfeld, wäre nichts ohne die schwachen Individuen, und nur in ihrem Dienste soll und kann sich das Starke auswirken, ja sogar nur durch sie kann es sich behaupten. Selbstbehauptung erfordert zugleich Hingabe,

Opferwille, und das Leben ist auf dem Prinzip der Stellvertretung, der Mittlerschaft aufgebaut. Im Grundwillen des Lebens waltet schon der Trieb zur Tugend im altruistischen Sinne, und wenn Jesus sagt, daß in der Nächstenliebe das ganze Gesetz und die Propheten hange, so hat er nichts anderes getan, als diesen Trieb zur Tugend auf eine Formel gebracht. Da gibt es kein Hinaus und Hinüber mehr; Jesu praktisches Lebensregulativ ist eine absolute Wahrheit, ein ewiges, über allem Wechsel der Zeiten stehendes sittliches Vernunftgesetz, an dem nichts mehr zu deuteln und zu bessern ist, und nur kraft des ewigen Wahrheitsgehalts seiner Worte und Lehren und der darin zur Erscheinung kommenden Größe konnte er „mitten durch sie hindurchgehen".

Wenn Nietzsche für den Starken in Anspruch nimmt, daß er das Recht habe, seine eigenen Wege zu gehen, sich seinen eigenen Moralkodex zu schaffen und sich auf einen Standpunkt zu stellen, der abseits vom allein tugendbeflissenen Klein- und Spießbürgertum und „jenseits von gut und böse" liege, so setzt er sich mit dem Urgesetz des Lebens, das einen altruistischen Zwang in sich trägt, in Widerspruch. Der Grundwille des Lebens ist nicht Egoismus, Härte, Verletzung, sonst müßten wir die egoistische Handlung als etwas Natürliches, Selbstverständliches, als etwas Seinsollendes empfinden, sonst könnte es keinen Gegenstoß im Innern, kein Gewissen, keine Unruhe, keinen Nachschmerz, keinen „Nagewurm" geben. Nietzsche verwirft allerdings den Nagewurm des schlechten Gewissens; das böse Gewissen ist für ihn eine tiefe Erkrankung, ein häßliches Gewächs, das erst in langer Arbeit dem Menschen angezüchtet, unter dem Druck von Hammerschlägen erst in ihn hineingequält werden mußte. Nietzsche vergißt jedoch, daß am Triebe auch zugleich der Gegensatz als sein Korrektiv lebendig wird, sobald dieser Trieb in die freie Höhe des Bewußtseins hinaufgehoben wird, und alle Vertreter des naturalistischen Evolutionismus vergessen es mit ihm. Hegel hat darin recht, wenn er sagt, daß jedem Gedanken auch schon sein Gegensatz innewohnte und sich aus ihm hervordrängte, und daß aus dem Zusammenstoß der konträren Pole der Fortschritt, der Emporgang des Denkens entstehe.

Am fordernden Triebe selbst bricht auch schon sein Gegensatz als Unruhegefühl hervor, und das schlechte Gewissen liegt schon in der Wesensbeschaffenheit der Seele selbst; es ist nicht erst durch äußere Zuchtmittel in den Menschen hineingebracht und mit Peitschen, Ruten und anderen Züchtigungsmitteln in ihn hineingeschlagen worden, das Gewissen ist schon mit dem Leben gesetzt, ist also göttlichen Ursprungs, da das Leben aus dem Urgrund aller Dinge stammt.

Nietzsches Philosophie der Moral ist darwinistisch orientiert. Der „Kampf ums Dasein" als Triebfeder der Entwicklung steht im Mittelpunkt seiner Herrenmoral. Die Erde erscheint ihm als ein großes Heerlager, auf welchem Tod und Zerstörung überwiegend die Herrschaft führen. Der egoistische, auf Unterdrückung, Ausbeutung gerichtete Lebenswille drückt jedem das Schwert in die Hand, und mit diesem Schwert in der Faust sucht er sich auf dem großen Kampfplatze nach Möglichkeit zu behaupten. Derjenige allerdings, dessen Waffen nicht scharf geschliffen sind, der sich seiner Haut nicht zu wehren vermag, geht erbarmungslos zugrunde; denn es gibt über dem großen Räderwerk der Natur keine Liebe, kein Erbarmen

mehr. Das Gesetz der Natur will, daß der Ohnmächtige zertreten und zerstampft werde. Das Schwache soll sterben, damit sich das Starke entwickeln, ausbreiten und erhöhen kann. Wie die Natur, so muß auch der höher strebende, höhere Kulturen schaffende Mensch darauf bedacht sein, das Wohlgeratene zu pflegen, das brauchbar Tüchtige zu erhalten. Alles das aber, was nicht Kraft zum Leben hat, was keine Stärke in sich trägt; alle Schwachen, Mißratenen, Strauchelnden „soll man treten, daß sie noch schneller fallen".

Diese Moral ist die natürliche, aus dem Grundtrieb des Lebens, aus dem Willen zur Macht herausgeborene. Die Herrenmoral, welche vergangenen Kulturen voll ungebändigter, zügelloser Kraft ihre üppige Farbenpracht verlieh, ist eben die Moral der unverfälschten Natur. Erst durch die List derer, die keine Kraft hatten, ein Leben der Stärke zu führen, einen Kampf mit Tatze und Kralle zu kämpfen, erst durch den Haß der Schwächlinge, der geistig und seelisch Verkrüppelten, der Verkleinerten und Verstimmten ist die „natürliche Natur" mit ihren Forderungen umgebogen, in Mißkredit gekommen, und damit eine Umwertung der ursprünglichen Werte bewirkt worden.

Die Moral der Selbstlosigkeit, die durch das Judentum in die Welt gekommen und vom Christentum virtuosisch ausgebildet ist, hat die gesamte Ökonomie der Seele gestört und aus dem Gleichgewicht gebracht, indem sie alles das, was den Menschen groß und stark macht, Schrecken, Entbehrungen, Verarmungen, Mitternächte, Abenteuer, Wagnisse aus seinem Leben herausgestrichen und herausgeworfen hat. Besonders ist es das Mitleiden und das in tausend Variationen gepredigte und gepriesene Ideal der aufopfernden Liebe und Barmherzigkeit, das den Menschen immer kleiner, schwächer, christlicher und chinesischer gemacht hat. Mitleid wirkt lebensfeindlich, depressiv, kreuzt die Instinkte der Lebenserhöhung, schwächt Tatkraft und Energie, verweichlicht und verweiblicht den Menschen. — Vornehme Kulturen, Griechen und Römer als die eigentlichen Vertreter der Herrenmoral, sahen in der Nächstenliebe, im Mitleiden einen „Mangel am Selbst" und Selbstgefühl, etwas Schwächliches, Verächtliches, ein Verfall- und Niedergangssymptom. Die antike Kultur war „hart gegen den Menschen und stark in sich selbst", froh und frei gegenüber allen natürlichen Trieben und Forderungen der Natur; ihren „großen Festfreuden war die Grausamkeit als Ingredienz fast stets beigemischt".

Es ist nichts in der Welt so verkehrt, so vernunft- und kulturwidrig, nichts so paradox, das nicht begeisterte Anhänger fände, und wer den heutigen Anarchismus auf sittlichem Gebiet, das wilde Drängen des Zeitgeistes, das hysterische Verlangen nach trunkenem Genuß, nach einem Sich-Ausleben der Sinne in absoluter Willkür kennt, der weiß, welche Früchte die moderne Umwertungsphilosophie schon jetzt getragen hat.

Der Geist der neuen Moral, die das Subjekt zum Maß der Dinge macht und keine andere Autorität als das Ich mit seinen Forderungen, Wünschen und Trieben kennt, schwebt als dominierender Geist über den Wassern, und eine große Meute wilder Hunde, genußsüchtiger Instinkte ist durch zahllose Produkte der Erzählungsliteratur, durch feuilletonistische Essays und Skizzen moderner Blätter,

die Tausende lesen, durch Schaubühnen, Kabaretts und Tingel-Tangel im Sinne wilden Genießens entfesselt worden. Der Herrenmenschendünkel, der sich für berechtigt hält, alte Werte, alte Tafeln zerbrechen zu können, hat die Herrschaft in der Republik des Geistes an sich gerissen, und auf den empörten Wogen einer stürmenden, wild drängenden Zeit ist eine völlige sittliche Begriffsverwirrung eingetreten. Die sinnlichste Anbetung der Triebe, auch auf dem Gebiet der Kunst, begegnet uns und findet kaum Anstoß, und jeder Lotterbube, der in brünstiger Glut die Schranken guter Sitte durchbricht, hält sich für einen Titan und wird von vielen für einen Bannträger einer neuen großen Zeit, einer neuen Kultur von antiker Pracht und Schönheit angesehen.

Das geht sogar bis zur Verherrlichung des Verbrechers und des Verbrechens. Es gehört nur dazu, daß der Verbrecher mit einem gewissen Raffinement, mit logischer Schärfe, schlauer Überlegung und verblüffender Spürkraft gearbeitet hat. Der Mörder Hau wurde verhimmelt und verherrlicht, und es entstand ein Sturmlauf, als die Justiz ihres Amtes walten und ihre Pflicht erfüllen wollte. Im Prozeß Steinheil begegnen wir wiederum den gesteigerten Sympathien für eine mondäne, mit allen Mitteln der Falschheit, Lüge und Intrige arbeitende Künstlerin der Verstellung. List, Schlauheit, Tücke und Verschlagenheit imponieren, selbst wenn sie den Stempel der Verworfenheit an sich tragen. Auch Grete Beier, deren Wesen und Verbrechen gewiß nichts Anziehendes und zur Begeisterung Anspornendes hatte, wurde besonders von einer gewissen Parteipresse glorifiziert, und ihr Grab schmückten Kränze der Verehrung. Hat doch daraufhin sogar eine amerikanische Zeitschrift sich über diese Verwilderung des sittlichen Urteils in Deutschland gewundert und die Frage aufgeworfen, ob denn das moderne Deutschland verrückt geworden sei.

In früheren Zeiten ist zwar ebenso gefehlt worden wie heute, aber die früheren Zeiten unterschieden sich bei allem sittlichen Verfall von der heutigen wenigstens dadurch, daß man das sittliche Verderben auch als solches bezeichnete. Der schlimmste Fehler unserer Zeit ist, daß man objektiv sittliche Maßstäbe nicht mehr anerkennt, daß man die Worte Schuld, Sünde aus dem moralischen Wörterbuch streichen möchte, und daß endlich der Standpunkt jenseits von gut und böse als ein Merkmal der Größe, Kraft, Freiheit, des Übermenschentums gilt. Man kann sich gegenüber den Fehlern der Menschen auf den Standpunkt des lachenden oder weinenden Philosophen stellen, aber man soll Fehler und Verirrungen auch Fehler und Verirrungen nennen.

Eine Art Presse füllt mit Vorliebe ihre Spalten mit allerlei pikanten Geschichtchen und gibt noch die Würze, den erforderlichen prickelnden Überguß dazu. Theater, die französische Importware bei uns verramschen, welche im Geburtslande kaum Absatz findet, tragen dazu bei, dem Volke die bisherigen sittlichen Maßstäbe zu nehmen und die Köpfe zu verwirren. Die Romanliteratur ist zum Teil sittlich verseucht und verdirbt die Phantasie der Jugend; schmutzige Schriften und Bilder vervollständigen die Sache.

Da der normale Zustand den Sinnen nicht mehr genug bietet, „schnüffelt man“, wie der gegenwärtige Rektor der Berliner Universität, Prof. Erich Schmidt,

in seiner Antrittsrede sagte, „in sexuellen Dämmerungen herum" und zergliedert in sensationellen Broschüren über Homosexualität und sonstige geschlechtliche Verirrungen die krankhaften, abnorm erotischen Triebe im „belehrenden Interesse". Ebenso bilden auch in Romanen und Dramen vielfach Menschen mit abnormer Gefühls- und Gedankenrichtung, Menschen mit ekelhaften Perversitäten die Heldengestalten. Es gibt heute alte schriftstellernde Adamssöhne, die trotz ihrer Jahre und ihres grauen Kopfes noch immer in lüsterner Weise an sexuellen Problemen „herumbasteln", und junge Evastöchter, die, wie einmal Karl Storck im „Türmer" treffend sagte, „— von willfähriger Kritik gerühmt — als kühne Kennerinnen mit mutiger Hand den Schleier von den verborgensten Stimmungen der weiblichen Psyche herunterreißen".

Die neue Moral hat als verderbliche Folge eine Steigerung sinnlichen Begehrens und Genießenwollens nach sich gezogen, die den Stempel der Degeneration, des Niedergangs an sich trägt, krankhafter Art ist und in keinem Verhältnis zur Kraft und Fähigkeit des Genießenkönnens steht. Wir leiden an kranken Nerven, an verdorbenem Blut als Folge unreinen Denkens, und sonderbar, in dem Maße, wie die Lebenskraft sinkt, scheint sich das Verlangen nach ungezügeltem, wildem Genuß zu steigern.

Das Schwinden der Kraft ruft Verirrungen und perverse Erscheinungen hervor, und schließlich fordert man, daß die Ausübung solcher anormalen Triebe und Neigungen in die Rubrik des gesetzlich Erlaubten gerückt werden soll.

Man will dem Menschen alle die Freiheiten und Rechte zurückerobern, die die Sklavenmoral des Judentums und Christentums angeblich geknickt und zerbrochen hat; man will ihn glücklich machen, indem man ihm das Schuldgefühl ausredet und die Last des „schlechten Gewissens" von seinen Schultern nimmt; und dabei vergißt man, daß die vielgepriesene Freiheit auf sittlichem Gebiet dem Menschen eitel Leiden und Tränen schafft. Der sittliche Anarchismus ist das Verderben eines Volkes, und die Völker des klassischen Altertums sind an ihm zugrunde gegangen. Warnend steht das Schicksal Griechenlands und Roms vor unsern Augen, und selbst die hohe Kunst dieser Völker, ihre bewundernswerten Kulturwerke, ihre großartigen Bauten, die über die ganze Welt ausgebreiteten Netze von Straßen, Wasserleitungen, Brücken, Viadukten, ihre Schlachten, Schauspiele, Ballette, Gladiatoren- und Tierkämpfe, ihre Wagenrennen, Ringspiele und glänzenden Feste haben sie vor dem Untergange nicht zu retten vermocht. Inmitten der von Nietzsche so hochbewunderten vornehmen Kultur starben sie innerlich ab.

Die Lehren der Sophistik in Athen und Rom hatten ihre Früchte getragen. Damals wie heute bildete der Subjektivismus die Formel für das Denken und Handeln der Menschen. Eine allgemeingültige Wahrheit und allgemeingültige sittliche Normen gibt es nicht, so meinte man; — für jeden ist nur das wahr, was ihm als wahr erscheint. Das Einzelwesen kann ganz nach Belieben bestimmen, was wahr, was recht und gut sein soll, je nach Veranlagung, Charakter und Bildung. Das öffentliche Leben war dadurch zu einem Tummelplatz der Willkür, einer selbstsüchtigen Interessenwirtschaft und zerrüttender Leidenschaften geworden.

Was für Griechenland und Rom ein Weg des Todes und des Verderbens geworden ist, kann für uns kein Weg des Lichts und Lebens sein, und jeden Volksfreund muß es mit Schmerz und Trauer erfüllen, wenn er sieht, wie das Ferment der moralischen Fäulnis und Zersetzung, jener schrankenlose Subjektivismus der griechischen Sophistik, der das Ich zum Maß der Dinge machte, auch an uns sein Zerstörungswerk verrichtet. Was soll es werden, wenn dieser moralische Subjektivismus den starken, „freien“ Naturen — und dafür halten sich schließlich alle — das Recht zugesteht, sich nach Willkür und Gefallen auszuleben, ihre Wege mit Zahn und Kralle sich zu ebnen, ihre Ziele unter kräftigem Gebrauch der Ellenbogen zu verfolgen, — wenn das Mitleid als Schwäche und Verfallssymptom, seine Ausübung als praktische Lebensweisheit der Beschränkten, der Trottel und Dummen hingestellt wird?

Man sagt heute vielfach, der moderne Mensch könne nicht mehr nach den moralischen Grundsätzen und Lehren des Christentums handeln und leben, er müsse sein Handeln vielmehr den bestehenden Lebens- und Erwerbsverhältnissen „anpassen“, und demgemäß sei die jetzige Morallehre umzugestalten. Es kommt nun darauf an, ob sich die Moral nach dem Erwerbsleben oder ob sich das Erwerbsleben nach Grundsätzen der Moral zu richten hat.

Die materialistische Geschichtsbetrachtung behauptet allerdings, daß die ökonomischen Verhältnisse ganz und gar das geistige Leben bestimmen und bestimmen müssen und daß dieses von jenem seinen Charakter, seine Form und Struktur erhalte. Diese Auffassung steht aber auf demselben Niveau, als wenn man sagt, das Körperliche sei ganz allein bestimmend für das Geistige, und das Geistige bleibe gänzlich ohne Einfluß auf das Körperliche. Wer die materialistischen Geschichtsgedanken nicht vertreten kann, der hat auch theoretisch kein Recht, eine Umwertung der christlichen Morallehre zu fordern, denn die neue Moral der Triebe, der Selbstsucht hat gar nicht den Anspruch auf den Namen Moral. Ihre Früchte sprechen ihr das Urteil.

Weil die Früchte dieser Moral der Triebe, der Selbstsucht nichts taugen und kulturvernichtend wirken müssen, sind denn auch die namhaftesten Vertreter des Atheismus, Naturalismus und Naturmechanismus mit Ernst Häckel an der Spitze davor zurückgeschreckt, sie ihrem System als Formel des praktischen Handelns einzugliedern. Obwohl sie den Standpunkt des alten Helvetius einnehmen, daß die Selbstliebe, der Vorteil, der Eigennutz die eigentliche Quelle und Triebfeder des Lebens seien, wollen sie diese Qualitäten doch nicht in die Praxis umgesetzt sehen und den Egoismus nicht zum Regulativ des Handelns machen.

Konsequent ist das aber nicht. Im System des Naturalismus, Materialismus, der Gott, Freiheit, Unsterblichkeit leugnet, ist die Moral der Selbstlosigkeit Kontrebande, Falschgeld. Wenn es keinen Gott, als höchstes Prinzip des Guten, kein Jenseits mit einem Rechtsausgleich gibt, was könnte uns da hindern, unsern Trieben, als dem natürlichen Spiel der Kräfte, zu gehorchen, unsern Wünschen und unserm Willen in brutal-rücksichtsloser Weise Geltung zu verschaffen, niederzutreten, was uns die Wege sperrt. Man lebt ja nur einmal, und da wäre es dumm, zu dumm, bloß andere genießen zu lassen, dumm, nicht seine

Hand unter Zurückstoßung anderer auszustrecken nach den fettesten Bissen, die auf der Tafel des Lebens serviert werden, dumm, vor Verbrechen zurückzuscheuen, wenn uns die menschliche Gesellschaft diese fetten Bissen nicht ohne weiteres zuwirft, dumm, Mitleid und Liebe zu üben, dumm, wahrhaftig zu sein, dumm, ehrlich und rechtlich zu leben und zu handeln.

Viel konsequenter als die Halben vom Schlage Büchners, Häckels, Vogts, als die Utilitarier Spencer, Mill war der Materialist R. Schuricht, der utile cum dulci, das Nützliche mit dem Angenehmen in wahrhaft erhebender Weise zu verbinden verstand. Er sagt: „Gut ist der Genuß, der Taumel, gut ist die Liebe, aber auch der Haß; denn er ist ein leibliches Äquivalent, wo man keine Liebe haben kann. Gut ist der Besitz, weil er umgesetzt werden kann in Genuß; gut ist die Macht, weil sie unsern Stolz befriedigt; gut ist die Wahrheit, solange sie uns Genuß bereitet; gut sind aber auch Lüge, Meineid, Verstellung, List und Schmeichelei, wenn sie uns Vorteil bringen. Gut ist die Treue, solange sie belohnt wird, gut ist aber auch der Verrat, wenn er höher im Preise steht als die Treue. Gut sind Betrug, Diebstahl, Raub, Mord, sobald sie zu Besitz und Genuß führen" usw.

Wenn das Denken bloß ein Effekt der Stoffbewegung im Gehirn ist, und wenn der im Gehirn sich abspielende Denkprozeß immer der gleiche ist, ob ein richtiger oder ein irriger Gedanke zum Vorschein kommt, dann hat jeder auch das Recht, sich in sittlicher Beziehung zum Maß der Dinge zu machen, und der moralische Wertmesser liegt eben für jeden Menschen in seiner eigenen Natur. Also konsequent sind Schuricht und seine Gesinnungsgenossen auf alle Fälle, der Vorwurf der Halbheit trifft sie nicht wie jene „Unentwegten", die mit der ganzen Kultur der Vergangenheit tabula rasa machen möchten, aber in bezug auf Moral beim Christentum Anleihen machen. Wenn in der Welt nur der Zufall regiert, wenn keine Weltintelligenz den Dingen Charakter und Wirkungsform gab, wenn kein Prinzip der Liebe die Natur durchwirkt — die Natur, die sonderbarerweise Wesen hervorgebracht hat, die Liebe äußern können —, dann ist es berechtigt, mit Mathilde Reichardt (in ihren Briefen an Moleschott) zu sagen: „Auch der zum Dieb geborene Mensch brachte das Recht mit, sich, seine Natur zu vollenden und allseitig zu entwickeln und kann auf diese Weise nur eine kraftvolle, eine sittliche Natur sein. Und wie der Dieb, so jeder Lasterhafte, auch der zum Mörder Geborene. Dieser kann zur Vollendung seiner Mordlust nur gelangen, indem er seine Mordlust befriedigt." Was will denn der heutige atheistische Naturalismus solchem Radikalismus entgegensetzen? Womit will er diese Moral philosophisch aus dem Felde schlagen?

Etwa damit, daß er gleich Häckel und gesinnungsverwandten Forschern predigt, man müsse das Gute um des Guten selbst willen tun, nicht aber in der Hoffnung auf Lohn im Jenseits oder aus Furcht vor nachirdischen Strafen? Bittet doch einmal die Petroleure, die moderne Lumpagogie, die Nihilisten und Anarchisten, die Männer der „Propaganda der Tat", die „angebrannten, abgebrannten, ausgebrannten, hirnverbrannten Existenzen, das wanzenhaft wuchernde Katilinariat" — wie Scherr sich einmal etwas drastisch ausdrückt —, das den Atheismus auf seine Fahne geschrieben hat — bittet sie inständigst, das Gute um des Guten willen zu

tun, und sie werden lachen und fragen: Was ist gut? Doch das, was wir nach unserereigenen Moral für gut halten. Was schert uns die Moral des beschränkten Bürgertums, uns, die wir allen Göttern und Menschen Trotz bieten und Hohn sprechen!

Dahin führt der Naturalismus, wenn wir ihn zu Ende denken, wenn wir die Folgerungen ziehen, die wir logischerweise zu ziehen gezwungen sind. Das Volk aber, das man zu seinen Trögen führt, mit seinen Träbern mästet und dem man in tausendfacher Wiederholung klar macht, daß die sittliche Weltordnung zu den Ammenmärchen der Vorzeit gehöre, wird schon seine praktischen Lehren zu ziehen wissen.

Es gibt gegenüber diesem modernen Wirrwarr, diesem Anarchismus auf geistigem Gebiet nur ein Heilmittel und zwar: Rückkehr zum Glauben an eine sittliche Weltordnung, Rückkehr zu den Idealen des Christentums, ehe die verderblichen Früchte, die wir ernten werden, uns zur Rückkehr zwingen. Schrecklich ist es, wenn sich Geschlechter von den Rädern eines Götzenwagens in tollem Taumel zerquetschen lassen und es stellt sich dann heraus, daß der Götze kein Gott, sondern nur ein elender Fetisch war.



Das göttliche Lied · Von K. Engelhard

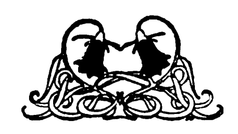
„Wenn nächtens alles schweigt, ist's laut in mir.“ Giordano Bruno

O aus all dem Sternenmeer,
Aus der Ewigkeit,
Klingt's so gläubig-selig her,
Klingt's so nah und weit . . .

Ewiger, dein Schöpfungslied,
O, dein Weltallsang —!
Gib mir, eh' mein Leben flieht,
Nur so einen Klang,

Nur so einen Lichtakkord
Deiner Melodie,
Ach, und daß er durch mein Wort
Wie dein Odem zieh',

Daß die Brüder, die gleich mir
Ird'schen Sanges müd,
Zu mir kommen — und schon hier
Rings dein Reich erblüht.





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Erster Teil: Junker Rochus

Man besitzt nur die Seele, die sich uns gab, nicht die, die man sich nahm. Walter Calé

Erstes Kapitel: Die tote Königsfrau

Sie hatten die Leiche hinaufgetragen in das Oberstockwerk des hochgelegenen Dolomitenhauses und sie in der großen, mit rötlichem Zirbenholz ausgetäfelten Stube aufgebahrt. Es war das Zimmer, darin Judith Platter während der langen Wintermonate ihre Pflanzen aufbewahrte, die unter ihrer Pflege so herrlich gediehen; das nämliche Zimmer war es, darin sie ihre Vögel hielt. Jeder der kleinen, gefiederten Sänger kannte die Herrin; jeder begann laut zu singen, sobald die hohe, schlanke Frauengestalt sich einem der Bauer näherte. Das würde sie nun nicht mehr.

Schier schaurig war es mitanzusehen, wie sich die gewaltigen Leonbergerhunde gebärdeten. Mit blutunterlaufenen Augen hielten sie unter den Felswänden, wo die Königsfrau am frühen Morgen unter den ersten Frühlingsblüten sterbend gefunden ward, bei der Abgestürzten Wache. Wer die Verunglückte berühren wollte, mußte gewärtig sein, von den wütenden Tieren angefallen und niedergerissen zu werden; und unter Lebensgefahr, deren er nicht achtete, trat der Bergpriester zu der mit dem Tode Ringenden. Als dann alles vorüber und Judith Platter eine ewig stille Frau geworden war, flößte das Heulen der Hunde dem Gesinde eine abergläubische Furcht ein.

Jetzt lagerten sie der Toten zu Füßen, wie sie es der Lebenden zu tun pflegten. Von Zeit zu Zeit stand einer der Getreuen schwerfällig auf, drückte sein zottiges Haupt fest gegen den Rand des Sarges, glotzte das wachsbleiche Antlitz eine Weile an, stieß einen kurzen, dumpfen Klagelaut aus und streckte sich mit leisem Winseln, welches wie menschliches Wimmern klang, von neuem nieder, die Augen unverwandt auf das starre Bildnis der Entschlafenen geheftet.

Die weinenden Mägde hatten den blassen Leib gebadet und in von Judiths eigenen fleißigen Händen gefertigtes Linnen gehüllt, welches weiß war, wie frisch gefallener Schnee und festhielt, wie ein Gewebe aus Stahl. Unter den lichten Falten war nicht zu gewahren, daß die Glieder der Toten zerschmettert waren. Da das Haupt mit der Stirne gegen den Fels aufgeschlagen war, so hatten die

treuen Frauen das aschblonde prachtvolle Haar gelöst und es wie einen schimmernden Schleier über die Brust herabfließen lassen.

Den Totenkranz hatten sie der Herrin aufgesetzt, gewunden aus den großen, blaßvioletten Frühlingsanemonen, die sie so geliebt und auf denen sie gefunden worden war, die Kelche mit ihrem Blute betauend. Diese Anemonen waren des Jahres erste Blumen, die unter den Wänden der Dolomiten, an deren Sonnenseite der Hof Judith Platters lag, aufblühten, häufig bereits mitten im Winter.

Die Dielen des saalähnlichen Totengemachs waren mit Tannenzweigen bestreut, und im ganzen Hause roch es würzig nach verbrannten Wacholderbeeren.

Der Sarg, aus seidigschimmerndem Ahornholz verfertigt, stand auf zwei Schemeln. Der Toten zu Häupten brannten in blinkenden Zinnleuchtern hohe, hellrote Wachskerzen, das Zeichen eines jähen und gewaltsamen Sterbens. Der Dunst des verbrannten Rauchwerks und der Dampf der Lichter schwebte wie ein Nebel über der regungslosen Gestalt.

Von den Mägden wagte es keine; aber dann tat es Martin, der jüngste Knecht: das große, hölzerne Kruzifix aus der Gesindestube brachte er in das Totenzimmer und befestigte das göttliche Bildnis des Leidens, der Erlösung und der Vergebung zu Füßen der Entschlafenen, so daß die brechenden Christusaugen auf das starre Antlitz herabschauten.

Des Heilands Blick ruhte also zuletzt doch noch segnend auf ihr, die sein Erbarmen nicht gewollt oder dessen nicht bedurft hatte: nicht im Leben und auch nicht im Sterben.

In Judith Platters feierlichem Totenantlitz war etwas, das jedermann, der es sah, Grausen einflößte. Das waren ihre Augen. Vor Entsetzen über das jähe und schreckliche Ende der fanatisch geliebten Herrin hatte das Gesinde vergessen, der Verstorbenen die Augen zu schließen, und den Geistlichen hatte der brechende Blick zurückgeschreckt, sie zu berühren. Und jetzt ließen sich die starren Lieder nicht mehr herabdrücken. Weit offenen Auges lag Judith Platter auf ihren letzten, schmalen Lager — weit offenen Auges ging sie ein in die Ewigkeit, welche für die unbußfertig Gestorbene ewige Verdammnis sein sollte.

Die Mägde, die noch mit erstickten Schluchzen um die Tote beschäftigt waren, vermochten den gespenstischen Blick nicht zu ertragen und deckten ein Tüchlein über das weiße Gesicht. Jetzt erst fand eine den Mut, nach dem Beispiele des jungen Martin, die kleine, kupferne Schale voll Weihwassers zu bringen und zu Häupten der Toten auf den Schemel neben den Leuchter zu stellen. Die Mägde hoben vom Boden einen Tannenzweig auf, tauchten ihn in das geheiligte Naß und besprengten leise betend die Gestorbene. Das ganze Gesinde trat herein und tat das gleiche. Aber alle verrichteten die fromme Handlung scheu, als begingen sie heimlich ein verbotenes Werk, und nicht ein einziger hätte es gewagt, wären Judith Platters weit offene Augen nicht bedeckt gewesen.

Dann ward es Abend, ein goldiger Märzabend mit glühendem Gewölk an einem tiefblauen Himmel. Frühlingsahnung, die Ahnung von Sonne und Sommer, von Blütenduft und Vogelsang durchzitterte die gewaltige Alpenwelt, deren starre Gipfel in der Unnahbarkeit des Todes über den schattenvollen Gründen

emporstieg. Die Zinken und Zacken der Dolomiten entzündeten sich im Sonnenuntergangsfeuer. Sie flammten auf, sie loderten. Sie standen als gigantische Fackeln um das einsame, hohe Haus, dessen Herrin auf dem Schragen lag.

Sanfter Widerschein der himmlischen Gluten fiel über die unbewegliche Gestalt, die es geschehen lassen mußte, daß die göttliche Sonne sie weihte, ehe sie in die Finsternis des Grabes versank. . . .

Dann begann das Volk dieser Berge und Wälder sich zu versammeln, um der Sitte gemäß bei der stillen Judith Platter die Nacht über zu wachen, zu beten und zu wehklagen. Die nächsten Nachbarn hatten von ihren Hütten aus eine gute Wegstunde und weiter bis hinauf zu dem Hause, unmittelbar unter den Gipfeln der Dolomiten.

Es war ein Volk, wie es immer seltener wird in diesem Zeitalter neuer Geschlechter: wohlgebildete, schlanke und doch markige Gestalten mit hellem Haar und braunem Gesicht, darin genzianenblaue Augen leuchteten. Von Gemütsart war dieses Volk herb und hart, einfach und einfältig, oft wild und unbändig und mehr von einem unheilvollen Geiste der Unduldsamkeit als von einem göttlichen Hauche des Friedens erfüllt. Es waren Seelen, heiß im Lieben, heiß im Hassen; krösusreich im Glauben, bettelarm an Wissen. Seelen waren es mit dem dumpfen Bewußtsein einer in ihnen schlummernden Gewalt, die vernichtete, ward sie jählings geweckt.

Nur in tiefster Einsamkeit, die einer Öde gleicht, nur in einer Wildnis von Fels und Wald kann eine solche Volksseele in ihren guten und schlimmen Eigenschaften sich entwickeln und sich selber getreu bleiben.

In den dunklen Feiertagsgewändern ihrer Väter und Mütter, die diese wiederum von Vätern und Müttern überkommen hatten, stiegen sie hinauf zu dem großen Hof, dem höchsten weitum im Dolomitengebiet. Sie kamen aus dem kleinen Klosterorte, tief unten im Tale; sie kamen von den Holzschlägen und von den Kohlenmeilern; von den Ufern des Alpsees. Es war, als hätte der Frühlingswind die Kunde auf seine Schwingen genommen und davongetragen: „Judith Platter liegt droben als stille Frau. Kommt und betet alle für sie!" Alle wußten es plötzlich und alle kamen. Gingen zwei zusammen oder trafen sie sich unterwegs, begannen sie sogleich von der Verstorbenen zu sprechen, der ihr weiter Weg heute galt. Sie sprachen leise, fast flüsternd, als könnte Judith Platter sie immer noch hören.

Den Toten soll man Gutes nachsagen. Gott habe sie selig! Aber von dieser Toten war, außer von vielem Guten, noch viel anderes zu sagen: viel Wunderbares und Seltsames. Alle hatten sie gekannt. War sie doch die Frau vom Dolomitenhause hoch droben gewesen! Wegen seiner Lage unterhalb der Königswände nannte man es das Königshaus und seine Herrin infolgedessen die Königsfrau. Der Name war viel einfacher als Judith Platter; zugleich viel bezeichnender, als jeder andere es sein konnte. Selbst dieses Geschlecht von Waldbauern und Berghirten empfand in seinem dumpfen Sinnen, wie viel bezeichnender für Judith Platter dieser Name war.

Eine „Fremde" war sie gewesen. Das wollte besagen, daß sie in dem Tale,

unter dessen Dolomitenwänden ihr Haus stand, nicht geboren war. Als „Fremde“ war sie vor zwanzig Jahren in die felsige Wildnis gekommen; eine „Fremde“ wäre sie geblieben, und wenn sie hundert Jahre alt geworden, dem Volke Wohltaten über Wohltaten erweisend. Alles Fremde aber war diesen Leuten gleichbedeutend mit Feindseligem. Einem Feinde mißtraut man; einem Feinde darf man Böses antun. So hatten sie denn der fremden Frau mißtraut, hatten sie gehaßt, ihr nach Herzenslust Böses zugefügt; hätten sie am liebsten mit Steinwürfen davongejagt, ihr das Haus über dem Kopfe angezündet. So blieb es jahrelang: jahrelang mußte die Königsfrau um ihr teuer erworbenes Besitztum kämpfen, darum leiden. Kein Kind reichte ihr die Hand. Niemand grüßte sie. Sie trug ihren stolzen Namen gleichsam zum Spott. Trotzdem blieb sie: kämpfend, arbeitend. Und wie arbeitend! Sie erwarb den größten Hof, dort oben unter den Felsschroffen der Dolomiten, wo die letzten Waldwiesen lagen, auf denen in früheren Zeiten Sommers über Hirten ihre Herden weideten und der Jäger die Spur eines flüchtigen Wildes verfolgte. In Wolkennähe schuf sich die Königsfrau ihr Königreich.

Allmählich ward es anders. Wie ging das zu?

Das Volk selbst, dessen Haß sich allmählich in Liebe verwandelte, wußte es nicht.

Judith Platter sprach mit einem ihrer Widersacher, den Mann mit ihren dunklen, machtvollen Augen ruhig ansehend; und der Mann hörte plötzlich auf, ihr Feind zu sein. Es dauerte nicht lange, und der Mann wurde allmählich der Freund der fremden Frau, um schließlich ihr fanatischer Anhänger zu werden. Es war wie Hexerei. Es sei Hexerei, sagten viele und konnten sich trotzdem dagegen nicht auflehnen.

Hatte die Fremde in den ersten Jahren mit Fremden ihren hohen Hof bewirtschaften müssen, so nahm sie jetzt nur noch Einheimische. Und welch ein Gesinde war das! Die stattlichsten Burschen, die saubersten Dirnen. Ihre Mägde setzten einen Stolz darein, der Herrin den Willen aus den Augen abzulesen, und ihre Knechte wären für sie durch Wasser und Feuer gegangen.

Auch das war absonderlich: die Tiere liefen ihr nur so nach. Sie hätte Wölfe zähmen und eine Gemse sich halten können, wie gewöhnliche Erdenfrauen eine Katze. Nirgends gab es so viele Vögel als rings um das Königshaus. Hexerei war es! Sie aber kümmerte sich um alle Liebe, die sie erweckte, so wenig, wie sie sich früher um allen Haß gekümmert hatte. Damit schmiedete sie die Seelen, denen sie es antat, nur um so fester an sich: wer ihr einmal anhing, kam von ihr nicht wieder los, über den hatte sie Gewalt zum Guten und zum Bösen.

In früheren Jahrhunderten wäre Judith Platter wahrscheinlich als schändliche Zauberin verbrannt worden.

* * *

Daß es mit ihr in der Tat auf irgend welche Weise nicht seine Richtigkeit hatte, dafür lieferte sie selbst den Beweis. Sie verbarg es nicht einmal. Im Gegenteil: jeden Tag zeigte sie es allen, die es sehen wollten: „Seht, so bin ich!“

Wie war sie? ... Das war es ja eben! Die Königsfrau war keine Christin. Wenigstens keine gute.

Ihrem Gesinde, welches ihr anhing, als ob die Ketzerin eine Heilige wäre, ließ sie seinem katholischen Christenglauben strenge Treue halten: Judith Platters Gesinde hatte in der großen Stube und in den Kammern Kreuze und Heiligenbildnisse, kleine Altäre und Weihwasserbecken, geweihte Kerzen und ein ewiges Lämplein. Sogar eine Kapelle ließ Judith Platter bauen, damit ihre Leute, die bei Schneesturm nicht in das Tal und in die Klosterkirche hinabgelangen konnten, droben in der Felsenöde ihr Heiligtum hätten.

Zuerst schürte das schlechte Christentum der Königsfrau den Haß des Volkes gegen sie zu lichten Flammen; zuletzt kümmerte sich keiner der Dolomitenleute mehr darum, welchen Gott und welchen Glauben sie hatte. Das war ihr schönster, ihr höchster Triumph.

Einem einzigen ließ der Glaube oder Unglaube der Königsfrau keine Ruhe. Ein einziger drang unablässig in sie, s e i n e n Glauben zu haben, sich zu s e i n e m Glauben zu bekennen. Der Mann, der das tat, drang mit solchem Ungestüm, mit solchem Fanatismus in sie, daß es hätte Felsen zum Wanken bringen können. Judith Platter blieb jedoch unerschütterlich.

Dieser Mann war der Superior des Augustinerklosters, inmitten der Wildnisse der Dolomiten. . . .

Pater Paulus war nur ein armseliger Bergpriester, der einem einfältigen Volke von Alpenbewohnern das Evangelium verkündete. Aber er verstand sich auf Gottes Wort. Es klang wie Donner in seinem beredten Munde.

Ein demütiger Diener des Herrn, war er doch ein Gewaltiger, dem keiner widerstand, mit Ausnahme der fremden Frau im Dolomitenhause unter den Königswänden.

Sie war ihm ebenbürtig: Kraft gegen Kraft, Gewalt gegen Gewalt.

Das lohte und loderte, brauste und blitzte, wenn die beiden zusammen waren. Aber sein Herrenwille half dem Bergpriester nichts: war der Mann stark, so war das Weib stärker, obwohl der Mann Priester war.

Trotzdem ließ er nicht ab.

Immer wieder und wieder stieg er in hochgegürteter Kutte den weiten Weg aus dem tiefen Tale empor, hinauf zu den Einöden der Dolomiten. Bei Sommerglut und Winterkälte, bei Nebel und Sturm, am frühen Morgen und häufig noch spät in der Nacht — immer und immer kam er.

Wenn nur der kühne Forstmann dem Unwetter zu trotzen wagte; nur der hühnenhafte Holzknecht die Schneemassen zu durchbrechen vermochte — der gestrenge geistliche Herr war stets der Dritte im Bunde zu den wilden Höhen hinaufzusteigen.

Im Königshause ward ihm aufgetan. Er erhielt Speise und Trank, erhielt ein Obdach für die Nacht. Das war aber auch alles.

So ging es durch Jahre.

Und immer kam er umsonst.

* * *

Frei und unbeugsam hauste Judith Platter in der Welt, die sie sich selber geschaffen hatte. Es war ein stolzes Leben, ein rechtes Herrscherleben, voll äußerer Mühen und innerer Einsamkeit, voller Kraft und Taten. Ein Leben voller Arbeit war es.

„Das ist eine Arbeiterin!“ — so sprachen die Dolomitenleute von ihr. Und dabei war sie nicht einmal Bäuerin. Aber arbeiten konnte sie trotzdem: Wälder ausrotten, Sümpfe austrocknen, Felsen abtragen, Wildnisse urbar machen.

Wie stark sie war!

Wollte ein junger Stier im Joche nicht gehen und konnten die Knechte den störrigen Wildling nicht bändigen, so kam Judith Platter. Und der Stier ging prächtig vor Egge und Pflug. Bei den Hörnern packte sie den Widerspenstigen, mit dem sie rang, wenn es sein mußte. Oder wenn in der Gesindestube Sonntags zwei Burschen mit im Griffe feststehenden Messern aufeinander losgingen, und niemand sie auseinanderbrachte, so brauchte wiederum nur sie gerufen werden. Und den beiden blutgierigen Jünglingen erging es genau so, wie dem rebellischen Zugvieh; nur mit dem Unterschiede, daß es für die beiden Raufbolde genügte, wenn sie ruhig eintrat, ruhig ein Wort sagte, nicht einmal sonderlich laut. Das alles und noch mehr brachte sie fertig: die Fremde, die Unchristin, die einsame Frau; sie, die Königsfrau!

Eine Königsnatur war sie. Daß sie es war, machte ihre ganze Zauberkraft und Hexenkunst aus. . . .

Jetzt war es aus mit der Hexerei; jetzt war der Zauber gebrochen; jetzt war die fremde Frau tot.

Ja — Judith Platter war tot!

Zuerst begriffen die Leute es nicht. Denn daß die Königsfrau d a s fertiggebracht: daß sie sterben konnte, genau wie jeder andere sterbliche Mensch, gerade so wie der erste beste, das verstanden sie nicht gleich. Wie sollten sie das auch so rasch verstehen können? Heute in aller Frühe war sie gestorben, in der Nacht hielten sie bei ihr die erste Totenwache, und den übernächsten Tag sollte sie begraben werden — genau so wie jeder andere Gestorbene.

Etwas Besonderes fand jedoch bei ihrem Tode statt. Das mußte dabei stattfinden: so sterben, wie jeder andere, jeder gewöhnliche Mensch — d a s hätte die Königsfrau gar nicht können; das hätte die Leute noch viel mehr verwundert, hätten sie noch viel weniger begriffen. Gestern abend war sie noch voller Leben und Kraft gewesen, gestern abend hatte sie noch der geistliche Herr besucht — in der Frühe des Morgens fand man sie sterbend.

Von den Königswänden war sie abgestürzt . . .

Wie war sie hinaufgelangt, wo bei dem Märzschnee kaum der beste Bergsteiger hinaufkam? . . . Sie w a r eben hinaufgekommen — s i e!

Noch bei Nacht — der Mond schien hell — mußte sie das Haus verlassen haben, ohne daß einer von ihren Leuten es gemerkt hatte. In der leuchtenden Mondnacht mußte sie hinaufgestiegen sein.

Um was dort oben zu tun?

Wollte sie etwa Edelweiß pflücken? Im Märzschnee!



Was immer sie dort oben zu tun hatte, jedenfalls lag sie am frühen Morgen unter den wilden Wänden inmitten des Anemonenfeldes.

Jeder andere, von dort oben Abgestürzte wäre auf der Stelle tot gewesen: Judith Platter lebte noch.

Aber sie sprach nicht mehr. Nur die brechenden Augen sprachen. Was? Um des sterbenden Heilands willen, was? Sie würde nicht haben sterben können, wenn zuvor nicht geschah, was ihr brechender Blick verlangte, gebieterisch forderte.

Man wollte sie aufheben und ins Haus tragen. Sie begehrte jedoch durch Zeichen, liegen zu bleiben, wo sie lag: unter den blühenden Anemonen wollte sie sterben, während über den majestätischen Gipfeln die Sonne aufging, die Frühlingssonne.

Einer der Knechte verstand ihren Blick: der junge Martin war es. Er stürzte sogleich davon. Bereits nach wenigen Stunden kam er wieder zurück — mit dem geistlichen Herrn aus dem Tale. Auch die blutroten Wachskerzen, die an den Leichen von Verunglückten und jäh Verschiedenen gebrannt werden mußten, brachte er mit.

Das Gesinde mußte weit zurücktreten, damit der geistliche Herr, dessen Gesicht weiß war wie das Priestergewand, welches er angetan hatte, mit der Sterbenden allein blieb.

Aber nicht auf den letzten Trost hatte Judith Platter mit ihrem Sterben gewartet; nicht auf das letzte Sakrament: weder Irdisches noch Himmlisches wollte sie aus diesen Händen empfangen. Auch im Tode nicht.

Der Superior stand an ihrem umblühten Sterbelager und streckte ihr die göttliche Gnade entgegen. Judith gewahrte sie jedoch nicht. Nur den Priester sah sie an. Unverwandt blickte sie ihm in die Augen.

Er neigte sich tief zu ihr herab, er sank bei ihr hin. Jetzt kniete er vor ihr. Auf seinen Knieen redete er in sie hinein: inbrünstig beschwörend, mit der ganzen Gewalt seines Wortes, seines Wesens.

Aber sie hörte ihn nicht. Sie sah ihn unverwandt an, blickte ihm fest, fest in die Augen.

Er sprang in die Höhe, laut stöhnend, als müßte *er* Todesqualen erdulden, als gälte es *seinem* Seelenheile, *seiner* ewigen Verdammnis. Er bat und flehte, mahnte und drohte. Sie jedoch wandte ihre Augen nicht ab von dem fanatischen Gottesmanne; und — ihren brechenden Blick in den seinen gebohrt, starb Judith Platter.

* * *

Die Umstehenden hörten den Aufschrei des geistlichen Herrn. Sie sahen, wie er wankte, wie er fast zu Boden gestürzt wäre: hin über die Tote. Aber er blieb aufrecht stehen. . . . Als er nach einer langen Weile sich umwandte und davonschritt, hatte er ein Gesicht, daß alle, die dieses leichenblasse Antlitz sahen, ein Grausen anwandelte.

Nachdem der geistliche Herr davongeschritten, waren die Leute zu der Abgestürzten getreten. Sie fanden sie tot und die Augen weit offen.

War Judith Platter der Gnaden des letzten Sakramentes teilhaftig geworden? War sie eines bußfertigen, also eines christlichen Todes gestorben?

Von ihrem Gesinde wußte es zuerst niemand. Plötzlich behauptete jedoch der junge Martin: er könnte beschwören, daß die Frau aus den Händen des geistlichen Herrn die heilige Wegzehrung empfangen hätte. Daraufhin sagten es auch die anderen. Ein Einziger wußte die Wahrheit. Würde dieser Einzige sprechen? Vielmehr: d u r f t e er schweigen?

* * *

Die Leute, die bei Judith Platter die Totenwache halten wollten, waren versammelt. Nicht nur Leidtragende, sondern auch Neugierige waren von weither gekommen; denn die Königsfrau so schlank ausgestreckt auf dem Schragen liegen zu sehen, so vollkommen tatenlos und ausruhend, so regungslos und hilflos, das mußte ein seltsamer Anblick sein. Aber Judiths Hunde bewachten die Herrin und ließen über die Schwelle des Totenzimmers nur den, der zum Hause gehörte. Selbst die Hofleute fürchteten sich vor den blutunterlaufenen Augen und fletschenden Zähnen der zottigen Leichenwächter. Die übrigen drängten sich in der Türe und spähten scheu hinüber, wo, umflutet von dem festlichen Scheine der Wachskerzen, die friedlich-feiernde Gestalt lag. Endlich zogen sich alle zurück und begannen den Totendienst, nachdem sie zuvor gegessen und getrunken hatten, beides so gut und so reichlich, als hätte die gestorbene Herrin selbst für die Bewirtung Sorge getragen: in solcher Weise ehrten die Mägde in dieser Nacht das Gedächtnis der verstorbenen Frau. . . .

Jetzt nahmen sie alle ein kleines, rotes Wachslicht, welches die Leute mitgebracht hatten, befestigten es auf der die Gesindestube an allen vier Wänden umlaufenden Holzbank, zündeten das Kerzlein an, knieten davor nieder, beteten die Totenbitten, sangen die Totenklagen:

„Kommt zu Hilfe ihr Heiligen Gottes!
Eilet herbei ihr Engel des Herrn!
Nehmet auf diese arme Seele!
Und führet sie zum Angesicht Gottes!
Erlöset sie von der schrecklichen Pein des Fegefeuers!
Jesus in deine geöffnete Seite . . .“

Plötzlich wurde das dumpfe Gemurmel durch helle, süße Töne unterbrochen. Ein Zwitschern war es zuerst, dann ward es ein Schmettern, ein Jubel und Jubilieren:

Judiths Vögel!

Die Stimmen der Beter hatten sie aus ihrem tiefen Schlummer geweckt. Sie mochten den Schein der Wachskerzen für erstes Tageslicht halten und begannen ihr Morgenlied. Frühlingsheitere, sangesfrohe Klänge waren es.

Das war für Judith Platter der rechte Totengesang!

Später wurde die Nacht wild. Föhn brauste auf. Er fuhr um das freistehende Gehöft des Dolomitenhauses, rüttelte an den mit Steinen beschwerten Schindeldächern, stieß tosend gegen Wände und Fenster, pochte donnernd an Tor und Türen, riß heulend Läden auf, versuchte den Eingang mit Gewalt zu erzwingen, als wollte auch der Sturm bei der toten Königsfrau Leichenwache halten.

Auf den Alpen wurde der lockere Märzschnee aufgewühlt und in die Höhe getrieben. Lange, flatternde Flockenschleier wehten durch die fahle Dämmerung der wolkigen Mondnacht.

Tiefer und tiefer senkten sich von dem umdunsteten Himmel die Nebelmassen herab. Es war, als begrüben sie die ganze, gewaltige Alpenwelt; die brausende Stimme der Windsbraut war das Ächzen und Stöhnen der lebendig eingesargten Natur. . . .

Judiths Vögel hatten die Täuschung erkannt und waren wieder zur Ruhe gegangen. Das Haus wurde erfüllt von den eintönigen Weisen der Totenklagen, in welche der Sturm hineinheulte und die Hunde von Zeit zu Zeit ihr wimmerndes Winseln mischten.

Um Mitternacht geschah es, daß die Tiere anfingen, unruhig zu werden. Plötzlich fuhren sie mit heiserem Geheul auf und stürzten durch alle Räume, deren Türen weit offen standen, dem Ausgang zu.

Jemand kam. Gewiß ein verspäteter Leichengast. Durch Föhnsturm und Schneetreiben war der nächtliche Wanderer hinaufgedrungen, um für die arme Seele im Fegefeuer zu beten. Es mochte dieser wohl nottun.

— „Öffnet!"

Durch Sturmesbrausen und Hundegebell erkannten die Hofleute die Stimme. Nur die Stimme eines Einzigen hatte solchen gebietenden Ton.

Und da nicht sofort gehorsamt wurde:

— „Öffnet!"

Der junge Martin rief zurück:

„Die Hunde, Hochwürden! Wir müssen erst die Hunde einsperren. Die Tiere sind wie toll."

Aber es rief ein drittes Mal:

„Öffnet!"

Es war eine Stimme, der ohne weiteres gehorcht werden mußte. So ward denn dem späten Ankömmling aufgetan.

Die Knechte drängten sich zwischen die Hunde und die Haustür, um die rasenden Geschöpfe von dem Eintretenden zurückzuhalten. Hoch und stark stand er auf der Schwelle des Hauses, in dem heute statt der Hausfrau der Tod herrschte. Wie zum Hohn schien dieser Mann das Gewand aller Weltentsagung und tiefsten Demut zu tragen; und selbst die dunkle Kutte des Augustinermönches konnte die Pracht dieser Männergestalt nicht verhüllen. Wegen des Unwetters hatte er mit seinem weißen Stricke die Kutte hoch aufgegürtet, die Kapuze übergezogen; und ein fester Stab hatte ihm geholfen, den Elementen zu trotzen. Mit einer ungestümen Bewegung des Kopfes schlug er jetzt die schwere Umhüllung zurück, daß das Haupt bis tief auf den Nacken herab frei ward.

Der Bergpriester mit der souveränen Miene eines Herrschers, den fahlen Wangen eines Asketen, dem glühenden Blick eines Fanatikers stand im besten Mannesalter. Über dem kurzgehaltenen, dichten Haare, darin die Tonsur sorgfältig ausgeschnitten war, lag bereits ein leichter, grauer Schimmer. Ein Stücklein noch nicht überwundener, irdischer Eitelkeit verriet sich auch in der Hand des hoch-

würdigen Herrn, die mit starkem Griff den schweren Stab umfaßt hielt: es war die wohlgepflegte Hand eines Aristokraten.

Die Hunde ließen sich von den Knechten nicht länger zurückdrängen und stürzten sich auf den Ankömmling. Dieser stand und schaute den wütenden Tieren gelassen entgegen. Als läge in den düsteren Augen des Priesters eine zwingende Macht, hielten die Hunde mitten im Sprunge inne. Knurrend und zähnefletschend wichen sie von dem späten Gast des Dolomitenhauses zurück.

Dieser durchschritt langsam das Haus. Er beachtete niemand, begab sich in die große, mit Zirbenholz getäfelte Stube, darin unter dem goldig schimmernden Holzwerk die tote Königsfrau wie unter einem Baldachin aufgebahrt lag. Die Hunde wollten folgen. Aber der Priester scheuchte sie zurück, worauf er die Türe schloß. Die Leute hörten, wie der Schlüssel umgedreht ward.

Allein wollte der geistliche Herr bei der Verstorbenen beten, deren unbußfertige Seele er noch im letzten Augenblick für den Himmel nicht hatte gewinnen können. Um für Judith Platters Seele zu beten, war Pater Paulus trotz Finsternis, Föhnsturm und Schneetreiben den weiten Weg vom Kloster heraufgestiegen, aus christlicher Nächstenliebe sowohl wie aus Amtspflicht. Jetzt sollte nur der Herr gegenwärtig sein, wenn er vor dem Leichnam des so jäh aus dem Leben geschiedenen Weibes seine Knie beugte.

Die kleine Gemeinde der Beter dämpfte ihre Stimmen noch mehr. Die Leute schienen zu lauschen, ob sie im Totenzimmer den geistlichen Herrn beten hörten. Aber alles blieb still.

* * *

Langsam schritt der Priester auf die im tiefen Frieden Ruhende zu. Ihr zu Häupten blieb er stehen, faßte nach dem Tuche, welches das Antlitz bedeckte, zog es fort.

Die Augen! Die weit offenen, toten, schrecklichen Augen!

Er bohrte seinen gebieterischen Blick in den erloschenen der Königsfrau. Aber — es half ihm nichts. Voll unnahbarer Hoheit ertrug Judith Platter des Priesters Blick, dem sie bis zum Tode getrotzt hatte.

Jetzt war sie ihm entronnen, ihm in Unerreichbarkeiten entwichen!

Und das gerade in dem Augenblick, wo er sie endlich, endlich zu besitzen vermeinte, unentrinnbar in der Gewalt seines Willens. Im letzten Augenblick entkam sie ihm doch! Und das ganz, für ewig. Was kümmerte es ihn, wie sie entkommen war und daß ihre Rettung vor ihm einer Flucht glich. Aus den Händen war sie ihm entschlüpft, überlistet hatte sie ihn; und jetzt lag sie vor ihm in einer Feierlichkeit, als beginge sie ihren höchsten Triumph. Diese weit offenen, toten, schrecklichen Augen sagten ihm:

„Ich wurde doch nicht dein! Nicht mit einem Hauch meiner Seele, die du unterwerfen wolltest in deines Gottes Namen — für dich selbst. Sieh mich an! Sieh, wie königlich frei ich von dir blieb! Sieh — ich selbst habe mich zu dem gemacht, als was du mich vor dir liegen siehst."

Was niemand gesehen, wobei nur Gott gegenwärtig gewesen, das wußte der Priester. Er wußte, daß Judith Platter bis zu ihrem letzten Atemzuge den

Herrn des Himmels und der Erde nicht als Herrn über ihr Leben anerkannt hatte; er wußte, daß selbst ihr Tod eine Todsünde gewesen. Aus freien Stücken, aus eigenem, souveränem Willen hatte sie das Dasein fortgeworfen in den ersten besten Abgrund hinab. Es war eine echte Judith Platter-Tat gewesen. Nicht den Himmel und nicht seinen Diener wollte sie über ihr Leben gebieten lassen — sie selbst wollte darüber bestimmen.

So war sie denn nicht als Überwundene, sondern als Überwinderin aus dem letzten, grimmigen Kampfe hervorgegangen. Und des Todes Majestät umkleidete einen gebrochenen Königsgeist mit seinem düsteren Purpur. . . .

Seit ihrer ersten Jugendzeit hatten dieser Mann und dieses Weib sich einander feindlich gegenübergestanden, hatten sie miteinander gerungen. Selbst seinen wütenden Ehrgeiz hatte er in den Wildnissen der Dolomiten begraben, um mit diesem Weibe zu ringen, um mit diesem Weibe, das seine Jugendliebe gewesen, das seine einzige Lebensliebe geblieben, zu kämpfen. Und — Judith Platter hatte ihn trotzdem besiegt!

Er hatte noch einen großen Teil der Nacht vor sich, um mit ihr allein zu sein — Gott sei Dank, noch einen großen Teil! Er konnte sie also noch lange anschauen. Selbst ihre weit offenen Augen, so fürchterlich sie waren, hätte er um keinen Preis geschlossen haben mögen — es waren immerhin ihre Augen.

Noch die halbe Nacht über konnte er mit ihr allein sein, konnte er mit ihr reden: Aug' in Auge! Das tat er. Alles, was er gegen sie auf der Seele hatte, schrie er vor ihrem toten Antlitz aus. Ohne einen Laut, ohne eine Bewegung tun zu können, mußte sie ihn anhören: seine wütende Liebe, aus der zuletzt wütender Haß ward. Ihretwillen war er seinem Gelübde treulos geworden; ihretwillen hatte er seinen Gott und Heiland verraten; ihretwillen war er ein schlechter, falscher Priester geworden.

Pater Paulus stand vor der Toten, schaute ihr in die Augen, ließ seine Seele zu ihr reden. Plötzlich fiel er bei ihr nieder. Sein Haupt sank auf ihre stille Brust. Sein Gesicht auf ihre weißen, kalten Wangen gepreßt, lag er wie hingestreckt durch eine göttliche Hand.

Jetzt küßte er den stummen, starren Mund, der sich im Leben von dem seinen nicht hatte berühren lassen. . . . Und Judith Platter mußte sich gefallen lassen, im Tode seine Küsse zu dulden.

* * *

Dann beging der Mönch etwas Furchtbares: einen Leichenraub.

Die Tote trug an dem Ringfinger ihrer rechten Hand einen schmalen Goldreif mit einem kleinen Rubin. Der Stein glühte an der wachsgelben Hand, als wäre von dem Blute aus der Todeswunde der Abgestürzten ein Tropfen an dem Golde haften geblieben.

Pater Paulus faßte nach der steifen, kalten Hand, hob sie, raubte ihr den Ring.

Er hatte Mühe, Judith Platter den Reif abzuringen. Es war, als hielte sie ihn im Tode noch fest.

* * *

Zweites Kapitel: Die tote Königsfrau soll begraben werden

Erst das erbarmungslose Anbrechen des neuen Tages löste Pater Paulus von dem Herzen der Toten. Das junge Morgenlicht lag wie ein leiser Lebenshauch auf dem blassen Antlitz, darin sich bei den Küssen des Priesters keine Miene verändert hatte.

Pater Paulus stand und lauschte auf die tiefe Stille im Hause, dessen Herrin zum ersten Male, seitdem das Haus gebaut worden war, in der Frühe ruhig liegen blieb. Die Leute, die zur Totenwache gekommen waren, hatten sich im Morgengrauen entfernt, und das Gesinde schlich auf den Zehen umher, um die Frau in ihrem tiefen Schlafe nicht zu stören.

Jetzt sagte der Priester der Gestorbenen die letzten Worte auf Erden:

„Lebe wohl, Judith Platter. Auf Wiedersehen in der Ewigkeit. Dort sollst du mich anklagen und zur Verantwortung ziehen. Glaube nicht, daß ich mich rechtfertigen werde."

Er sprach mit fester, lauter Stimme, unbekümmert, ob jemand ihn hörte. Dann wandte er sich ab und ging zur Türe. Bevor er öffnete, blieb er stehen und rief zurück:

„Lasse dir nicht etwa einfallen, dort oben für mich zu bitten. Ich will deine Fürbitte nicht."

In dem Augenblick, da er in der verschlossenen Türe den Schlüssel umdrehte, wurde er sich mit unerbittlicher Klarheit bewußt:

„Als ein von Gott Abgefallener schreitest du heute über diese Schwelle hinaus. Seit dieser Nacht bist du nicht mehr wert, hinfürder ein Priester Gottes zu heißen."

Als er die Türe öffnete, sprangen dicht vor ihm die Hunde auf und rasten an ihm vorüber ins Zimmer der Herrin: die treuen Tiere hatten die ganze Nacht hindurch vor der Schwelle gelegen.

Ohne Wort und Gruß, wie er gekommen war, verließ der Superior das Haus. Am Wege ins Tal hinab, bei der hohen, alten Zirbenkiefer stand der Knecht Martin. Seit dem ersten Morgengrauen wartete hier der junge Mensch auf den hochwürdigen Herrn. Als er ihn endlich kommen sah, schritt er ihm entgegen. Jetzt stand er ihm gegenüber, grüßte nicht, schaute ihn aus heißen Augen an und begann mit ruhiger Stimme:

„Ich wollte Euch nur fragen, wie Ihr es mit dem Begräbnis halten wollt?"

„Morgen in aller Frühe findet es statt."

„Ich meine, wie es sonst damit wird?"

„Ich verstehe dich nicht."

„Ihr werdet doch die Glocken für sie läuten lassen?"

Pater Paulus antwortete nicht. Der Bursche fragte weiter:

„Ihr werdet ihr doch ein christliches Begräbnis geben?"

Pater Paulus schwieg. Mit heiserer Stimme fuhr der Bursche fort:

„Denn würdet Ihr sie ohne Geläut und Gebet nur so eingraben lassen ... Die Frau muß christlich begraben werden, oder —"

Jetzt erhielt der Fragende Antwort:

„Ich dächte, du kennst mich. Ihr alle kennt mich. Zwingen lasse ich mich nicht. Zu nichts und von keinem. Deine verstorbene Herrin wird das Begräbnis erhalten, welches ich ihr geben will; und ich gebe ihr dasjenige, welches mir für sie das rechte erscheint ... Jetzt gehe mir aus dem Wege!“

Drohend rief der Knecht der toten Königsfrau:

„Ein christliches Begräbnis, oder ... Hütet Euch, geistlicher Herr!“

Jetzt trat er zur Seite.

Pater Paulus schritt weiter. Er blickte um sich, sah und beobachtete alles. Die kühne Alpenstraße, die er ging, hatte Judith Platter angelegt, in einer Gegend, durch welche früher nur Hirtensteige und Wildpfade führten. Dieser Acker, darauf unter dem schwindenden Schnee die junge Saat üppig aufschoß, war noch vor kurzem ein verwilderter Forst gewesen, und jene weite Wiese drunten tiefer Morast. In solcher Weise hatte die „gottlose“ Königsfrau ihr Leben in dem Buche von Gottes Natur verzeichnet, und das mit einer Schrift, die noch nach Generationen von der Arbeit ihres Lebens zeugen würde.

Der Föhn der Nacht hatte sich gelegt. Tiefe Ruhe lagerte über der erhabenen Welt der Dolomiten, eine rechte Judith-Platter-Ruhe.

Sie tat dem rasch talwärts Schreitenden wohl. Zugleich erfüllte ihn dumpfes Staunen darüber, daß sie, die er droben zurückgelassen hatte, diesen feierlichen Frieden nach einem wütenden Kampf der Elemente nicht mehr fühlen sollte. Auch darüber wunderte er sich, wie leicht es ihm ward, zu gehen, sich zu bewegen und die Arme zu heben, wo sie doch mit festgeschlossenen Füßen dalag, unfähig, auch nur die leiseste Bewegung zu tun.

Jetzt schaute er aufmerksam zu, wie die schweren, schwarzen Schatten der Tiefen allmählich sich aufhellten, wie aus den engen Waldschluchten die Nebel langsam sich hoben, in endlosen Zügen von fahlen Dünsten an den Felsenwänden hinkrochen und plötzlich wie durch Zauber verschwunden waren. Er beobachtete, wie das Leichengrau des Morgenhimmels von dem siegreichen Tageslicht purpurn durchflammt wurde, wie die Dolomitengipfel und Firnfelder, die der aufgehenden Sonne sich zuwandten, mystisch erglühten, wiederum erblaßten, um alsdann von der Strahlenflut des lautlos auftauchenden Sonnenballs überflutet zu werden.

„Heute gibt es einen schönen Tag! Judith würde sich gefreut haben ... Was würde sie wohl heute getan haben? Gewiß hätte sie gerade heute viel zu tun gehabt. Sie hatte immer zu tun, mehr als zehn andere. Aber heute gewiß ganz besonders viel ... Was würde sie wohl heute gesprochen, was gedacht haben?“

Ob sie heute wohl auch an ihn gedacht hätte? Daß sie nahe daran war, ihm ihre Seele zu ergeben; nahe daran war, ihren Widerstand gebrochen zu fühlen ... Wie das sein müßte, wenn er heute gegen Abend den weiten Weg vom Kloster hinauf nach dem Dolomitenhause tun würde; wie es sein müßte, wenn sie ihn droben empfangen würde? ... Was er wohl heute zuerst ihr sagen würde?

„Diese Nacht träumte mir, du wärest gestern gestorben, hättest dich selbst um das Leben gebracht — meinetwillen. Und nun wollen wir ... Denn du und ich, wir gehören dennoch zusammen! Unsere Seelen wenigstens. Lange genug waren unsere Seelen getrennt.“

Wenn sie jetzt plötzlich vor ihm stünde: lebendig! Wie das dann sein würde? Ihr plötzliches Leben würde ihn töten ... Und wie es wohl sein würde, wenn wirklich alles nur Traum war?

Morgen in aller Frühe würde sie drunten begraben. Es würde ein Begräbnis sein, wie es diese Berge noch niemals gesehen hatten. Alle liebten sie, alle mußten sie lieben! Selbst ihre Feinde.

Ob die Sonne wohl scheinen würde, wenn man sie morgen in aller Frühe begrub? Ja, ja, ja! Und wie die Vögel singen würden! Frühling, Frühling! Durch den anbrechenden Frühling bei Sonnenschein und Vogelgesang würde man sie von ihrer stolzen Höhe hinuntertragen.

Gewiß würden viele Lawinen niedergehen. Durch den Föhn der Nacht und den schönen Tag von heute gab es zu Judith Platters Begräbnis Lawinendonner. Das waren andere Klänge, als wenn er für sie die Glocken läuten ließ.

Was hat jener trotzige Bursch von ihm gefordert? ... Daß er Judith Platter ein christliches Begräbnis gäbe und dazu die Glocken läuten ließe! Nicht etwa ein Grab an der Kirchhofsmauer, kein „Loch" ... Weswegen hätten bei ihrem Begräbnis die Glocken nicht geläutet werden sollen?

Deswegen ...

Dieser Knecht Martin wußte also auch, daß sie sich ... Und er, Pater Paulus, hatte gewähnt, außer Gott und der Toten wüßte nur er davon. Aber der Knecht würde seine tote Herrin um keinen Preis der Welt verraten; über das Grab hinaus wollte er seiner toten Herrin die Treue halten.

Als ob ihr an einem christlichen Begräbnis gelegen gewesen wäre! Nicht das geringste! Sie hätte nicht das geringste getan, um zu verbergen, daß sie freiwillig in den Tod ging. Auch das Loch an der Kirchhofsmauer wäre ihr gleichgültig gewesen.

Es war uralter Brauch, daß ein Selbstmöder an der Kirchhofsmauer eingescharrt ward, ohne Priester und Glockengeläute. Jeder alte Brauch war heilig. Das Volk hing an seinen Bräuchen wie an seinen Heiligtümern. Es ließ daran nicht rühren, von keinem. Auch nicht von seinem Priester. Pater Paulus mußte also das Volk belügen, wenn er der toten Königsfrau ein christliches Begräbnis geben ließ. Ob die Gestorbene die Lüge des Priesters für sich annehmen würde?

Nein!

— —

Immer noch führte des Superiors Weg durch Wiesen, Felder und Forste, die zum Dolomitenhof gehörten. Dieser selbst lag bereits weit hinter ihm. Blieb er stehen und schaute zurück, so schimmerten die weißen Wände des großen Hofes im Sonnenglanz von der Höhe zu ihm herab. Unmittelbar dahinter türmten sich die Königswände empor, lagerte sich die breite Masse der Dolomiten in ihrer ganzen schrecklichen Herrlichkeit: himmelhohe Felsenmauern, an denen nicht einmal der Schnee haften blieb, voller Schlünde und Scharten, hier aschgrau und schwarz, dort smaragdgrün und azurblau, oder hellgelb, oder blutrot, oder purpurbraun; ein Spiel von Farben, ein Farbenrausch des Gesteins, eine tolle Phantasie des Alpengottes. Und inmitten der flammenden Schönheit des Felsengebietes blaute

das dunkle Kristall eines gewaltigen Gletschers, breiteten sich weiß und weich, flimmernd und funkelnd die Schneefelder, aus denen eine unersteigliche Dolomitenzacke um die andere emporragte, die unbezwingliche Krone dieser majestätischen Natur.

Zinken und Zacken, Scharten und Schlünde, Dolomitengluten und Firnenglanz, soweit des Bergpriesters Blick reichte: ein wundersames Meer, dessen bei einer flammenden Schöpfung erstarrter Wellenschlag sich zum Himmel aufbäumte. Unter den weißen Schaumkämmen und der bunten Wogenpracht dieses ungeheuren Felsenozeans zogen sich die finsteren Furchen der Schluchten, gesäumt von hochstämmiger Kiefernwaldung.

Jetzt bog sich der Weg. In der engen Schlucht drängten sich schäumend und tosend die Wasser eines jungen Bergstroms. Darüber, auf senkrecht abfallender Felsenwand, graues, altertümliches Klostergemäuer mit dem schlanken Turm einer Klosterkirche, und rings um das Haus Gottes die schwärzlichen Holzbauten eines kleinen, weltentlegenen Dorfes, inmitten der Dolomitenherrlichkeit.

Sobald Pater Paulus das Reich der Königsfrau verließ, veränderten sich Weg und Wald. Aber auch was in der Nähe ihres Besitzes lag, zeigte noch die Wirkung ihres arbeitsamen Lebens. Der Weg war noch leidlich gangbar, und der Wald trug noch Spuren einer verständigen Kultur. Je weiter der geistliche Herr von dem Gebiete des Dolomitenhofes sich entfernte, um so verwahrloster wurde die Straße, um so verwilderter der Forst.

Wo ein junger, gesunder Baum gefällt war oder ein prächtiger vom Sturme gebrochener Stamm achtlos vermoderte, blieb der Superior stehen und dachte:

„Das hätte sie auf ihrem Grunde nicht gelitten ... Und wie schauderhaft hier der Weg ist! Wäre sie noch am Leben und sähe es, so würde sie ihre eigenen Knechte hierher schicken, um die schlechte Stelle ausbessern zu lassen. Bald wird man an allem merken, daß sie tot ist."

Mitunter begegnete er einem Holzknecht oder Bergbauern. Die Männer blieben stehen, grüßten den Ehrwürdigen, und jeder sagte:

„Gewiß waret Ihr droben im Königshause bei der toten Frau, geistlicher Herr? Um die ist's schad'. Eine solche gibt es nicht wieder. Gott schenke ihr die ewige Ruh'!"

Und jedem erwiderte Pater Paulus:

„Freilich war ich droben bei der toten Frau. Um die ist es wohl schad'. Ich danke Euch."

Dem herben Manne war zumute, als müßte er bei jedem, welcher der Toten Gutes nachsagte, sich dafür eigens bedanken. Der stolze Priester hätte am liebsten jedem, der voller Trauer ihren Namen aussprach, die Hand gedrückt.

Was sie aus ihm gemacht hatte, seit sie tot war! Und das binnen einer kurzen Frühlingsnacht.

Jetzt erreichte Pater Paulus die Talsohle und befand sich fast unmittelbar vor dem Dorfe. Die Kinder scheuten ihn. Wenn sie beim Anblick der hohen, gebietenden Gestalt in der dunklen Mönchskutte nicht rechtzeitig mehr flüchten oder sich verstecken konnten, so näherten sie sich dem Hochwürdigen mit geheimem Wider-

streben, um ängstlich nach seiner Hand zu haschen. Aber gewöhnlich wehrte der rasch Einherschreitende die Kleinen unfreundlich ab. Denn er besaß kein Gemüt, welches die Kindlein zu sich kommen ließ; und nur wenn er auf seinen vielen einsamen Wanderungen durch Tal und Gebirge in tiefes Sinnen verloren war, ließ er sich den Tribut der Bergjugend gedankenlos gefallen.

Als an diesem Morgen eine der kleinen Hände sich schüchtern nach ihm ausstreckte, erschrak er über den demütigen Gruß, der seiner geweihten Person galt, und er ließ sich von keinem Kinde auch nur anrühren ...

Wie eine Herde zu Füßen des treuen Hirten gelagert, drängten sich die wenigen Hütten um das hochragende, überaus stattliche Stift. Der Superior schlug einen Pfad ein, auf dem er zum Kloster gelangte, ohne einen Fuß in das Dorf setzen zu müssen. Auf diesem Wege fiel der Felsen so steil ab, daß zum Halt ein Seil an den Wänden befestigt war. Wer das Seil nicht gefaßt hielt, oder wer daneben griff, konnte hier seinen Tod finden. Aber selbst bei Unwetter und finsterer Nacht stieg der Superior auf diesem Wege zum Kloster hinab und vom Kloster wieder hinauf. Und Winters mußte für ihn in das blinkende Eis eine Treppe gesprengt werden. Die Königsfrau hätte nur diesen Weg zu gehen und das haltende Seil nicht zu fassen brauchen, um hier unten zu finden, was sie droben gesucht hatte: den Tod. Freilich — dieser Weg brachte sie zum Kloster hinauf und zu ihm. Also wäre sie diesen Todesweg niemals gegangen.

Droben angelangt, führte den Superior ein stets offenes Pförtlein in der zerbrochenen Mauer auf den Friedhof, der nur einen Tag des Jahres: am Feste von Allerseelen, notdürftig geschmückt wurde. Während des langen Winters breitete sich hier ein ödes Schneefeld aus; aber im Sommer schossen Blumen und Gras in fröhlicher Wirrnis auf, und in dem wilden Rosengestrüpp suchte die Dorfjugend nach Vogelnestern.

Pater Paulus hatte kein Auge für die Verwahrlosung der Stätte; kaum beachtete er, daß er über den Gottesacker ging, wenn er in sein Kloster zurückkehrte. Heute war sein sonst so kraftvoller und schneller Schritt langsam, schwerfällig und müde. Als heftete sich von der Kirchhofserde eine Scholle an seine Füße, schlich er heute durch die Grabreihen, die sich wenig über den Boden erhoben und darauf noch eine leichte Schneedecke lag, die jedoch schon heute bei dem Sonnenschein schwinden mußte.

Plötzlich blieb der Hochwürdige stehen, als könnte er nicht weiter ... Hier würde sie morgen früh begraben werden: Judith Platter! Zum ersten Male kam sie den Weg, der zu ihm führte.

Der Priester betrachtete die Stelle so genau, als sollte er selbst hier seine letzte Ruhestätte finden. Der Platz stieß an den Chor der Klosterkirche. Wer dort ruhte, mußte Gesang und Gebet der Gemeinde, das Glöcklein des Ministranten und die Stimme des Geistlichen so deutlich vernehmen, als befände er sich in der Kirche: über Judith Platters Grab würde das gewaltige Mysterium des Glaubens hinrauschen wie der Alpensturm; und wenn während der Christmette das Gotteshaus weit hinausstrahlte in die heilige Nacht, würde der Lichtschein ihre Ruhestätte umfluten.



Und viele Monate im Jahre würden die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne gerade dieses Grab treffen und sie wärmen, die am Herzen von Mutter Erde fest schlief; die Frühlingslüfte würden gerade auf diesem Grabe die ersten Blüten aus den Schollen locken. Schon jetzt sproßten hier gelbe Krokus und blaue Leberblümlein, die bereits nach wenigen Stunden der Spaten des Totengräbers zerstören würde: bereits nach wenigen Stunden tat sich an dieser heiteren Stelle lang, schmal und tief die schwarze Scholle auf ... Der geistliche Herr wollte dem Manne befehlen, aus der Erde jeden Stein zu entfernen.

Er mußte sich Gewalt antun, um sich an dem Platze nicht niederzulegen: lang ausgestreckt, beide Hände über der Brust gekreuzt und die Augen geschlossen — Nein! Die Augen weit offen. Gar zu gern hätte er einmal versucht, wie es sich dort lag. Er hätte nur den Kopf etwas zu heben brauchen, um von jenem Platze aus die bunten Dolomitenwände zu sehen, unterhalb deren das Königshaus lag mit Wiesen, Wäldern und Feldern.

Und Pater Paulus freute sich, daß die tote Königsfrau von ihrer letzten Ruhestätte aus ihr ganzes Gebiet überschauen konnte.

* * *

Es geschah zum ersten Male, daß der Superior an diesem Tage nicht die Frühmesse las. In seiner Zelle saß er an einem großen, mit Büchern und Schriften bedeckten Tisch. Daneben befand sich der Betschemel, und über diesem in einem kostbaren, altertümlichen Rahmen hing in Lebensgröße eine heilige Barbara. Es war eine hervorragend gute Kopie des berühmten Gemäldes von Palma Vecchio. Das Bild hatte die Größe des Originals und nahm die ganze Höhe der Wand ein. Ein Holzknecht, der einmal mit einem dringlichen Anliegen bei dem Superior vorgelassen wurde, sah das Bild und meinte:

„Geistlicher Herr, bei dir hängt ja die Königsfrau leibhaftig an der Wand. Das ist von dir gescheit; denn das ist eine! Eine Ganze und Echte ist es!“

Und der Gestrenge hatte den jungen ungeschlachten Waldmenschen nicht einmal ernsthaft zurechtgewiesen, sondern freundlich belehrt: Mönche bewahrten in ihren Zellen keine Bildnisse irdischer Frauen! Diese hohe und machtvolle Gestalt sei das Konterfei einer Märtyrerin und Heiligen, deren Fürbitte der Superior jeden Morgen und Abend anrief.

In Gegenwart dieser großen Himmlischen saß nun Pater Paulus, vor sich ein aufgeschlagenes Buch. Es war jedoch nicht das Brevier; auch sonst kein Andachtbuch. Ein ziemlich umfangreiches Heft starken Schreibpapiers war es in einem braunen, derben Ledereinband. Das ganze starke Heft schien vollgeschrieben; aber Tinte sowohl wie Papier waren vergilbt. Kühn und trotzig standen gleich anfangs die großen, steilen Buchstaben auf dem festen Papier. Wie in überschäumender Jugendkraft und leidenschaftlicher Lebenslust schienen die Worte hingeworfen. Allmählich veränderte sich der Charakter der Schrift. Sie wurde jedoch womöglich noch fester, stolzer, unbeugsamer.

Das bei der ersten Seite geöffnete Heft vor sich, saß Pater Paulus und starrte regungslos in das aufgeschlagene Buch, welches ein niedergeschriebenes Stück Menschenleben enthielt. Erhob er den Blick, so schauten ihn unverwandt die mäch-

tigen Augen der Heiligen an — die Augen Judith Platters! Und wandte er sein Haupt etwas zur Seite, dem Fenster zu, so war es wiederum diese Frau, die ihn an sich mahnte. Denn zu ihm leuchteten die Dolomiten in seine Zelle herab, und er sah am Rande der noch winterlichen Lärchenwälder auf dem fahlen Plan der Hochwiese das Königshaus. Oft, gar oft hatte der Mann Gottes in seinen feierlichsten und einsamsten Stunden den Blick zu den ernsthaften Augen der herrlichen Heiligen des großen Venezianers erhoben; oft, gar oft hatte er durch seine vergitterten, engen Fenster auf die Felsenöden der Dolomiten geschaut: auf den hellen Punkt am Saume der höchsten Wiese.

Damals lebte sie noch ... Gestern noch lebte sie!

Gestern noch saß Pater Paulus an dem nämlichen Platze, den Blick der Heiligen scheu meidend und sehnsuchtsvoll hinaufschauend zu dem Dolomitenhause, dessen Herrin er dennoch und dennoch bezwingen würde.

Heute nun saß er als Bezwungener in dem Kloster, neben dem verwilderten Kirchhofe, der bald einen menschlichen Leib mehr empfangen sollte. Vor dem geöffneten Buche saß er und las die Geschichte seiner Jugend und seines Glücks, seiner Liebe und seiner Schuld.

(Fortsetzung folgt)



An die Unbekannte · Von Otto Rennefeld

Ich weiß nicht, wer du bist, nicht, wo du weilst,
Ich weiß nur eins, daß du mit meiner Seele
Des großen Winters dunkle Wahrheit teilst,
Die dumpfe Last von Menschenschuld und Fehle.

Ich weiß nur, daß auch du mich träumend ahnst,
Daß du die Arme nach dem Lichte breitest,
Dir einen Weg durch Schnee und Nebel bahnst,
Und immer tiefer in das Dunkel schreitest.

Ich kenn' nicht deine Kraft und deinen Mut,
Ich weiß nur, daß hinauf zum Sternenmeere
Die Seele schwebt auf ihrer Träume Flut,
Erlöst von Erdennacht und Tränenschwere.

Ich weiß nicht, ob nach Zweifel und Verzicht
Zypressen dunkeln oder Palmen wehen,
Ob irgendwo im Erdendämmerlicht
Wir aneinander still vorübergehen.





Zentrum und Katholizismus

Von Otto Corbach

Es ist eine Tatsache, daß die deutschen Katholiken äußerlich fester an der katholischen Kirche hängen, weniger Neigung zum Abfall empfinden, als ihre Glaubensgenossen in rein katholischen Ländern. Damit ist jedoch noch nicht gesagt, daß diese äußerliche Anhänglichkeit auf eine innerliche schließen läßt. Beweist denn die äußerliche Königstreue unserer Agrarier, daß sie durch eine innerliche ergänzt wird? Die ersten Agitatoren des Bundes der Landwirte wollten aus den deutschen Bauern eine Abart der Sozialdemokraten machen; erst als die Krone die Gefahr erkannte und sich ihren Forderungen geneigt zeigte, entdeckten sie ihr königstreues Herz, und seitdem gibt es dem Anschein nach keine festern Stützen des Thrones als die Mitglieder des Bundes der Landwirte. Daß eine Landbevölkerung an und für sich gar nicht konservativ zu sein braucht, lehrt die Geschichte, lehren auch Fälle der Gegenwart, wo wie in Griechenland die Bauern am meisten von sozialistischen, revolutionären Ideen durchtränkt sind. Sollte es sich mit dem Katholizismus der Zentrumswähler nicht ähnlich verhalten wie mit der Königstreue der Landbündler?

Wollte man annehmen, daß das Zentrum als die die katholische Bevölkerung Deutschlands vertretende politische Partei seine Kraft aus dem Katholizismus ziehe, so sieht man sich angesichts seiner Erfolge lauter Rätseln gegenüber. Dann müßten diese Erfolge Erfolge des Katholizismus sein, müßten sich die deutschen Katholiken durch eine besonders starke Anhänglichkeit an die allein selig machende Kirche auszeichnen, nicht nur dem Scheine nach, sondern auch in Wirklichkeit. Wie aber käme es, daß der Katholizismus in allen katholischen Ländern seit langem im Verfall begriffen ist, dagegen in Deutschland, einem zu zwei Dritteln evangelischen Lande, nicht? Daß eine Minderheit des deutschen Volkes vermöge des Katholizismus über eine starke evangelische Mehrheit jahrzehntelang einen politischen Sieg über den andern zu erringen vermochte, während in vorwiegend katholischen Ländern der Katholizismus von der Bevölkerung längst als Hemmnis für ihre politische Betätigung empfunden wird? Man komme, um das begreiflich zu machen, nicht etwa mit der abgedroschenen Redensart, der katholische Ge-

danke habe im deutschen Gemüt tiefer wurzeln können als etwa im Gemüt eines romanischen Volkes. Abgesehen davon, daß dann die Protestantisierung von zwei Dritteln des deutschen Volkes schwer verständlich wäre, ist das deutsche Gemüt etwas, was die deutschen Katholiken mit ihren evangelischen Landsleuten gemein haben, was also nicht ihre besondere Stärke ausmachen kann. Und wie hätte die katho ische Form der christlichen Religion aus dem deutschen Gemüt mehr politische Kraft ziehen können als die protestantische Form, obgleich sonst allerwärts in der Welt der Protestantismus sich politischen Bestrebungen zuträglicher — oder weniger abträglich — erwiesen hat, als der Katholizismus? Katholizismus bleibt Katholizismus. Bringt er in einem Lande schlechte Früchte, so muß es mit Wunderdingen zugehen, wenn er im andern gute bringt.

Es ist irrig, anzunehmen, Bismarck habe den Kulturkampf aus „kulturellen" Gründen geführt. Das „richtige Verhältnis zwischen Staat und Kirche" hat nach Windthorst bis zu den Maigesetzen gedauert. Auf seiten der maßgebenden Stellen im Staat ist aber auch die Gesinnung bis zum Ausbruch des Kampfes unverändert dieselbe gewesen. Dafür sprechen, wie Senatspräsident R. Schmölder in einer kürzlich erschienenen Schrift „Zum Frieden unter den Konfessionen" (Bonn, C. Georgi. 60 ₰) mit Recht hervorhebt, zwei zuverlässig verbürgte Begebenheiten, die sich beide auf den ersten der damaligen Palladen der katholischen Kirche in Deutschland beziehen. Der Zentrumsmann v. Gerlach sagt in seinen Aufzeichnungen (Bd. II, S. 300) unter dem 5. Februar 1868: „Padberg, der mir befreundete Regierungsassessor, ein Katholik, erzählte mir, daß Bismarck ihm in Barby gesagt habe, er habe Bischof v. Ketteler für den Stuhl in Köln durchsetzen wollen. Man habe ihm gesagt, er sei jesuitisch. Er habe aber erwidert, ein je eifrigerer Katholik, ein umso treuerer Untertan werde er sein, was Padberg sehr gefiel." Und der Jesuit Pfülf bringt in seinem Werk über v. Ketteler (Bd. III, S. 114) folgende Erzählung vom 15. März 1871: „Der Zug, der den aus dem Felde zurückkehrenden Kaiser von Karlsruhe nach Frankfurt bringen sollte, hielt kurze Zeit am Bahnhof in Mainz. Alle Behörden waren erschienen, den Kaiser zu begrüßen. Kaum war er ausgestiegen, so fragte er nach Bischof v. Ketteler. Dieser stand in einiger Entfernung. Sogleich schritt der Kaiser auf ihn zu und unterhielt sich wohl zehn Minuten lang auf das gnädigste mit ihm, um dann nach kurzem wieder einzusteigen. Diese unerwartete Auszeichnung für den katholischen Bischof fiel ungemein auf." Indessen konnte es ein großer Teil der katholischen Bevölkerung nicht verwinden, daß bei der Reichsgründung 12 Millionen Katholiken, die zu Österreich gehören, ausgeschieden blieben, „so daß die Katholiken, während sie im alten Deutschland mehr als die Hälfte aller Einwohner ausmachten, jetzt nur wenig über ein Drittel gegen zwei Drittel Protestanten bilden." (Bischof v. Ketteler.) Diese Unzufriedenheit war es, die dem Zentrum nicht nur den grimmen v. Gerlach, der das Jahr 1866 auf dieselbe Stufe stellte mit „Kains Brudermord, Judas Verrat und der Kreuzigung des Herrn," den Preußenfeind Schulz-Heidelberg, die protestierenden Welfen, sondern auch allerlei Partikularisten und Feinde der Ereignisse von 1866 und 1870/71 zuführte, so die bayerischen Patrioten, die nach Peter Reichenberger im Jahre 1870 beinahe mit Erfolg ihren ganzen Einfluß eingesetzt hatten, um die Teilnahme Bayerns

am Kriege mit Frankreich zu verhindern. Das war es, was den Kanzler ungeachtet seines Standpunktes: „Ein je eifrigerer Katholik, ein um so treuerer Untertan" zu der Auffassung gelangen ließ: „In das Zentrum flüchten sich alle Hoffnungen auf eine Zerstörung des neugeschaffenen Werkes." Nicht die Kulturfeindschaft des Zentrums war es, die Bismarck bekämpfte, sondern seine Reichsfeindschaft; der kulturkämpferische Mantel diente ihm, wie dem Fürsten Bülow bei den letzten Reichstagswahlen, nur dazu, die Liberalen zu selbstloser Unterstützung willig zu machen. Die Reichsfeindschaft des Zentrums hat aber ihrem Ursprunge nach eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Reichsfeindschaft der Sozialdemokratie. Man höre Bebel in seinen Erinnerungen: „Der Ausschluß Deutsch-Österreichs aus der Reichsgemeinschaft — von der Preisgabe Luxemburgs nicht zu reden — hat zehn Millionen Deutsche in eine fast trostlose Lage versetzt. Unsere Patrioten geraten in nationale Raserei, wird irgendwo im Ausland ein Deutscher mißhandelt, aber an dem Stück kulturellen Mords, der an den zehn Millionen Deutschen in Österreich begangen wurde, nehmen sie keinen Anstoß." Bebel läßt auch durchblicken, daß ihm ein Sieg Österreichs erwünschter erschienen wäre als der Sieg Preußens: „Höchstwahrscheinlich hätte die österreichische Regierung nach einem Siege versucht, in Deutschland reaktionär zu regieren. Aber sie hätte alsdann nicht nur das gesamte preußische Volk, sondern auch den größten Teil der übrigen Nation einschließlich eines guten Teils der österreichischen Bevölkerung gegen sich gehabt. Wenn eine Revolution sicher war und Aussicht auf Erfolg hatte, so gegen Österreich; die demokratische Einigung des Reiches wäre die Folge gewesen. Der Sieg Preußens schloß das aus." Mit der Art und Weise, wie das Deutsche Reich zusammenkam, waren ursprünglich die Liberalen ebensowenig zufrieden wie die Katholiken und die Sozialdemokraten. Mit den vollzogenen Tatsachen mußten sich alle abfinden, aber die Katholiken und die Demokraten beharrten hartnäckig, folgerichtig auf ihren ursprünglichen politischen Standpunkten und wurden für ihr Beharrungsvermögen reichlich belohnt. Die wenigen entschiedenen Liberalen, die das auch taten, konnten gegen den Nationalliberalismus nicht aufkommen, so daß der Liberalismus im ganzen an Bedeutung immer mehr verlor, nachdem er für seine vielen fast selbstlosen Waffendienste gegenüber den „Reichsfeinden" von einer undankbaren Regierung schließlich einen Fußtritt erhielt; er war unfähig, ihr zu verwehren, die aus langen Kämpfen unüberwunden und außerordentlich erstarkt hervorgehenden reichsfeindlichen Parteien, wenn nicht in der Theorie, so doch in der Praxis, gewissermaßen als Staaten im Staate zu respektieren.

Weder das Zentrum noch die Sozialdemokratie hätte den Kampf gegen die Bismarcksche Regierung bestehen können, ohne sich gegen den populären militaristischen Nationalismus, der im neuen Deutschen Reiche so üppig gedieh, zu immunisieren. Das vollbrachte das Zentrum durch den Ultramontanismus, die Sozialdemokratie durch die Lehre von der internationalen Solidarität aller Proletarier. Die Zugehörigkeit der Katholiken im Deutschen Reich zu einer internationalen, vorzüglich organisierten, unter einer autoritativen Spitze zusammengefaßten Religionsgenossenschaft konnte die Position des Zentrums gegenüber der Regierung außerordentlich stärken, um so mehr, als die Gründe, aus denen es Oppo-



sition trieb, viel mehr demokratischer und weltlich-kultureller, als kirchlicher Natur waren. Es sind in Wirklichkeit die weltlichen, wirtschaftlichen und politischen Interessen der katholischen Bevölkerung Deutschlands, die sich die internationale Organisation der katholischen Kirche durch das Zentrum dienstbar gemacht haben, während gewöhnlich irrtümlich angenommen wird, es sei umgekehrt die katholische Kirche gewesen, die mit Hilfe des Zentrums die weltlichen Interessen des katholischen Deutschland vergewaltigt habe, um ihrer Herrschaft über die Geister um so sicherer zu sein. Verhielte es sich anders, so müßten die deutschen Katholiken nicht nur dem Scheine, sondern ihrem ganzen Wesen nach Sklaven der römischen Geistlichkeit geblieben sein, sie könnten nicht etwa in die Lage gekommen sein, die Bande, die sie mit dieser verknüpfen, zu lockern. Tatsächlich haben sie es vermocht. Solange der Vatikan unter Leo XIII. noch eine imposante Weltmacht war, diente der katholischen Bevölkerung in Deutschland ihr Ultramontanismus vorwiegend dazu, um zugunsten politischer Machtinteressen von Fall zu Fall einen Druck auf die Reichsregierung auszuüben, was ihr um so leichter war, als die mehr nach eitlem Prestige als nach wirklicher Machterweiterung lüsterne deutsche Regierung die Unterstützung, die der Vatikan wirklichen oder vermeintlichen deutschen Interessen, besonders im Auslande zu teil werden lassen, ebenso wie den Schaden, den er ihnen zufügen konnte, ganz gewaltig überschätzte. Selbstverständlich konnte es bei dem jeweiligen Kuhhandel zwischen der deutschen Regierung und dem katholischen Deutschland, bei dem die Kurie die Vermittlerrolle spielen mußte, nicht ohne Gegenleistungen für diese abgehen, aber solche Gegenleistungen wurden für politische, nicht kirchliche Dienste gewährt und dienten gewissermaßen gleichzeitig als Bestechungsmittel, damit die Kirchenwächter die Augen gegen die Verwüstungen verschlossen, die mittlerweile die in Zentrumskleidern einhergehenden Wölfe in ihren Herden anrichteten.

Es ist so: das Zentrum hat die religiöse Verfassung des katholischen Deutschlands gelockert, so sehr auch der Schein dagegen spricht. „Denn tatsächlich“, so sagt der modernistische Dr. Karl Muth in seinem Buch: „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis“ — und der erzorthodoxe Verfasser der Broschüre: „Köln eine innere Gefahr für den Katholizismus“ (Berlin, Herm. Walther. 2 M.) gibt ihm darin ausdrücklich recht — „ist heute die Zahl der im tieferen Sinne religiösen Männer unter den Katholiken kleiner, als man glaubt. Der Augenschein kann hier gewaltig täuschen. Und er täuscht um so leichter, je mehr mit der Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft auch andere als nur rein religiöse Interessen verknüpft sein können.“ Diese „andern als rein religiösen Interessen“ sind es, die das Zentrum auf Kosten der religiösen Interessen gefördert hat. Klar hat das auch ein aufmerksamer protestantischer Beobachter, Prof. Paulsen, erkannt; er sagt: „Die Katholiken, auch die treuen Söhne ihrer Kirche, haben aufgehört, eine stumme und passive Herde zu sein, die blindlings dem Klerus folgt. So sehr die politische Polemik dies zu behaupten liebt, so unwahr ist es: in Parlament und Presse hat sich innerhalb der katholischen Welt eine neue Macht gebildet, die durchaus nicht in allen Dingen ad nutum einschwenkt, nicht einmal auf Wünsche und Gebote von Rom. Mit dieser

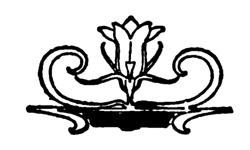
Macht der Laienführer wird die Kirche mehr und mehr rechnen müssen; der neue päpstliche Absolutismus sieht sich unversehens einer Selbständigkeit gegenüber, die vermutlich sich stärker erweisen wird, als es die immerhin prekäre Selbständigkeit der Bischöfe getan hat. Und nun ist kein Zweifel, daß diese neue katholische Führerschaft durchaus nicht unbedingt ‚klerikal' ist.“ Im gleichen Sinne sprechen orthodox-katholische Kritiker von „protestantischen Prinzipien“, die durch die Wirksamkeit des Zentrums in die innerkatholische Bewegung in Deutschland hineingetragen wären. So sei die von Zentrumspolitikern verbrochene Abschwächung des Begriffes „katholische Kirche“ zur „katholischen Konfession“ als spezielle Ausprägung der „christlichen Weltanschauung“ eine aus evangelischer Anschauungsweise geborene Entmaterialisierung des historischen Kirchenbegriffs; bedeute die Betonung einer Mitbetätigung der Laien auf kirchlichem Gebiete ohne organisatorische Unterordnung unter die Hierarchie ein Hineintragen der evangelischen Laiendemokratie in die hierarchische Priesterkirche des Katholizismus; und basiere die von Zentrumspolitikern ausgeheckte Idee der überkonfessionellen Kulturgemeinschaft, innerhalb deren die Konfessionen ihre Gotteshäuser aufrichten, auf dem evangelischen Prinzip der Einschränkung der kirchlichen Interessensphäre auf das religiöse Innenleben gegenüber der katholischen Auffassung, daß die „profane“ Kultur in ihrer Eigenart wurzelhaft aus der religiösen Weltanschauung aufwächst und von ihr durchtränkt wird. „Hier die katholische Einheit von Kirche und Welt, dort die evangelische Trennung von Kirche und Welt, hier die Einheit ausgedehnt auch auf das außerdogmatische Gebiet, dort die Scheidung weitergeführt bis zur Trennung von Glauben und Wissen.“ (S. „Köln eine innere Gefahr für den Katholizismus“. S. 48.) Nun versteht man auch die Angst der „Historisch-Politischen Blätter“ vor den in mächtigen Organisationen gesammelten „ungeheuren Heeren von katholischen Arbeitern und Bauern“ ..., „auf die der unmittelbare kirchliche Einfluß gering oder fast null ist.“ Ausgesprochener Zweck dieser Organisationen sei Interessenvertretung, also eine äußerst starke, weil egoistische Triebfeder: „Wie nun, wenn diese Kraft nicht mehr an den Schranken Halt macht, welche die christliche Moral dem Klassenegoismus zieht? Wenn sich ihr die Kirche entgegenwürfe, würde dies Millionenheer nicht über sie hinweggehen?“ Daher der Ärger der orthodoxen Kirchenhüter über den „Geist der christlichen sozialen Demokratie“, der den „Volksverein für das katholische Deutschland“ beherrscht: „Es ist der Geist, der sich um Theologie und Kirchenrecht wenig kümmert, der nicht so sehr soziale Pioniere des katholischen Gedankens als katholische Pioniere der Volkswohlfahrt schafft ... Der junge, in die sozialen Wogen hineinwachsende Klerus hat sich innerlichst führen lassen von der achtunggebietenden, arbeitleistenden Zentrale katholischer Sozialpolitik. Dieser Klerus wächst hinein in die Pfarrämter und trägt den Geist seiner Schule mitten hinein in das kirchliche Leben. Langsam, von unten herauf, erneuert sich der Klerus unter der Führung und dem ständigen Einfluß dieses sozialpolitischen Mittelpunktes.“ (Apologet. Rundschau, Mai 1909.) Daher auch ihre Wut über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete katholischer Literatur. Deren Losung geht nach Dr. Martin Spahn dahin: „Die physischen Voraussetzungen zu schaffen für die Überwindung der wirtschaftlichen und sozialen

Winterlandschaft

Hans Beat Wieland

Rückständigkeit, unsern Katholiken den Antrieb zu geben zu tüchtigerer und allgemeinerer Bildung, die Teilnahme wieder zu erwecken für das künstlerisch Hohe und dichterisch Lebensvolle." Das seien alles schöne Redensarten, meint Anfang 1910 dazu ein Artikel der „Germania", der aus der Umgebung des Fürstbischofs von Breslau, Erzbischof Kopp herrührte, „wenn nur vorher nicht soviel von dem Druck der Kirche, von der Übermacht des Objektiven, von der Überspannung der Einheit die Rede wäre. So kann man aus allen diesen Worten nur das eine Bestreben hervorleuchten sehen, die ‚Hemmungen zu lockern', welche die Kirche der Bewegungsfreiheit zu strebsamer Geister anlegt . . ."

Auf die jetzt so viel erörterte Frage, ob das Zentrum eine konfessionelle oder politische Partei sei, muß nach alledem die richtige Antwort lauten: Das Zentrum ist eine Partei, die vorwiegend weltliche, politische und wirtschaftliche Zwecke verfolgt und sich dabei kirchlicher oder konfessioneller Mittel bedient. Doch fügte sich die katholische Bevölkerung in eine politische Abhängigkeit von ihrer Geistlichkeit nur deshalb, weil diese in den katholischen Organisationen über Druckmittel geböte, die sich vorzüglich bewährten, um die Regierung zu Zugeständnissen zugunsten der weltlichen Bedürfnisse des katholischen Deutschlands zu veranlassen. Die Druckmittel versagen jedoch mehr und mehr, und da die politische Nebenbeschäftigung der katholischen Geistlichen allein nicht genügt, um ihre Existenz zu sichern, so sehen sie sich genötigt, sich wieder mehr den reinen Interessen der alleinselig machenden Kirche zu widmen. Um so schwieriger wird es natürlich der Zentrumsleitung, die weltlichen Ansprüche der katholischen Bevölkerung zu erfüllen. Die Geistlichen beginnen im Interesse der Kirche zu bremsen. Da aber die deutschen Katholiken infolge der vergangenen Wirksamkeit des Zentrums schon zu sehr entkirchlicht sind, um darauf noch verzichten zu können, daß die konfessionellen Mittel des Zentrums vorwiegend im Dienste ihrer wirtschaftlichen Interessen arbeiten, so beginnt sich allmählich in der katholischen Wählerschaft die Neigung zu entwickeln, sich den großen wirtschaftspolitischen Vereinigungen: Freiem Gewerkschaftertum, Bund der Landwirte oder Bauernbund und den davon abhängigen Parteien anzuschließen. Daher das Bestreben derer um Bachem, den Anschein zu erwecken, auch das alte Zentrum könne sich noch zu einer von konfessioneller, kirchlicher Mitarbeit unabhängigen Mittelpartei ummausern. Das Zentrum hat aufgehört existenzberechtigt zu sein, was es noch aufrecht erhält, ist die Macht der Gewohnheit im Bunde mit der Schwäche der Regierung und der Trägheit des liberalen Bürgertums.





Ich liebe dich · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Er kam die dunkle Allee entlang. Jetzt stand er vor dem hohen, eisernen Tore. Es knarrte leise, als er hindurchschritt. Der Abend hing über dem Parke. Schwüle, schwerfällige Windstöße raschelten in den gelben Kastanien und streuten klopfend die reifen Früchte auf den Kies. Er schritt langsam die hohe Freitreppe zur Villa empor. Letzte Astern kümmerten auf den Rabatten, und eine weiße Rose atmete zaghaft. Die Fontänen sprangen noch, ihr Plätschern kam wie aus tiefer Ferne.

„Elisabeth . . ." rief er halblaut und blickte um sich. Aber es waren nur die feuchten, welken Blätter, die um sein Schreiten tönten, als ginge jemand neben ihm her. Als er die Stufen erklommen hatte, blieb er eine Weile unter dem Vorbau der Villa stehen und lauschte. Nur das matte, eintönige Rauschen in den Ästen der Buchen und das leise Schlagen der langgestielten Pappelblätter. Er seufzte leicht. Sein Blick ging über den verhangenen Himmel, der Regen ahnen ließ. Dann wandte er sich zur Türe.

Sie öffnete ihm selbst. „Ludwig, du?" Ihr stilles Auge strahlte vor freudigem Staunen.

„Es trieb mich zu dir, ich muß dich sprechen, Liebste! Den ganzen Tag über quälte mich eine seltsame Unrast. Und als der einsame Abend sich in mein Zimmer drängte, da ließ es mich nicht länger daheim. Die Sehnsucht war zu mächtig." Und er ergriff ihre kleine Hand und hielt sie mit zärtlichem Druck. Er wollte ihren Mund küssen, aber sie wehrte ihm mit lächelndem Kopfschütteln.

Ein schmerzlicher Zug grub sich um seine Lippen, und in seinen Augen lag ein müder Schein der Enttäuschung. „Bietest du mir noch nicht deine Lippen?" sagte er leise. „Und ich kam in fiebernder Erwartung . . ."

Sie sah zu Boden. „Komm," sprach sie, „es beginnt zu regnen."

Und er folgte ihr in die Halle. Als er ins Helle trat, schloß er geblendet die Augen. Ihn fröstelte. Er trat zum Kamin, aus dem die Flamme wie zu einer Frage hinter dem Gitter aufflackte. Sie hatte sich in den Lehnstuhl gesetzt, und ihr dunkles Haar war rötlich überschienen. Keiner sprach. Die Uhr selbst klang leiser.

„Ludwig . . ." Ihr Wort fiel in das Schweigen, wie ein Steinwurf im See seine weiten Kreise zieht.

Er kam zu ihr, kniete vor dem Sessel nieder und stammelte: „Daß ich bei dir bin! Bei dir!“

Und sie strich ihm liebkosend durch das Haar, das schon von weißen Fäden durchzogen war, — ganz ruhig, immer wieder, wie im Traum. Und ein Lächeln sonnte um ihre Lippen.

„Fühlst du denn, wie namenlos ich dich liebe? Daß ich o ne dich nicht sein kann, Elisabeth, fühlst du das nicht? Mir ist, als begänne ic erst jetzt mit dem Leben. Und doch liegt es hinter mir mit seinem wechselnden Leid, dem heißen Suchen und Träumen. Umhergeirrt bin ich, auf allen Wegen hab' ich mein Ziel zu finden gehofft; aber nie war ein Ende.... Das ist das tiefe Schmerzen, das man im eigenen Herzen verborgen nährt, den anderen so unverständlich. Das ist die Jugend, die ewig eine schüchterne Knospe bleibt, und doch blühen möchte, blühen in all ihrer Fülle und Kraft! Dieses Alleinsein mit dem Heiligsten, das man verschenken möchte und doch immer enttäuschungsbang verschweigt! — Und nun fand ich dich und deine sanfte Güte, und ich durfte rasten und meine Leiden dir darbringen. Weißt du, was das heißt? O Liebste, Liebste!“ Und er barg seinen Kopf in ihrem Schoß; ein Schauer durchlief seinen Körper. So blieb er lange. Nur seine Hand tastete nach der ihren.

Sie ließ ihr Auge groß und rein auf seiner Gestalt ruhen. Dann hob sie ihn zu sich empor. Wortlos. Und sie blickten sich lange an.

Und seine Worte wurden weicher: „Hätt' ich dich früher nahe gewußt, wie manches wäre mir erspart geblieben! Nun ist es wie eine Läuterung. Du gabst mir Glauben; nun ist meine Liebe stark und gut. Das danke ich dir.“ Er nahm ihr Haupt in beide Hände. „Sieh, nur einmal ganz zu wissen, daß auch dein Herz Liebe hegt, — das ist mein Sehnen.“ Und er beugte sich zu ihr.

Sie erhob sich. „Ludwig,“ sagte sie zärtlich, „fühlst du das nicht?“

Er schüttelte leis den Kopf. „So nicht ...“ murmelte er. „Verstehst du mich nicht?“ Aber die letzten Worte waren unhörbar. — „Elisabeth!“ brach es plötzlich aus ihm hervor.

„Still, der Vater ...“ Hastig schritt sie zur Tür.

Er staunte ihr ratlos nach. — —

„Vater, Ludwig ist da.“

„So, so“, sagte der alte, blinde Herr. „Das freut mich. Nun ist der Abend nicht so einsam. Seien Sie mir herzlich willkommen, lieber Freund.“ Er streckte die Hand aus.

Ludwig ergriff sie und verbeugte sich tief. Die Zunge versagte sich ihm.

Der Greis ließ sich zum Feuer führen. Elisabeth geleitete ihn, und ihre kleine, zarte Gestalt stand wunderlich zu der reckenhaften Größe ihres Vaters. Er tastete wohlig die Armlehne entlang. „Hier ist es am traulichsten im ganzen Hause. Der Herbst stürmt gewaltig ins Land. Hören Sie nur.“

Ein Windstoß klapperte am Fenster. Das Rauschen der Bäume schwoll und ward stiller, — schwoll und ward stiller. Jetzt schlugen die ersten Tropfen an die Scheiben in geringen Pausen. Dann prasselte ein Schauer an das Glas und rann in mattem Glitzern herab. Die weite Halle tönte gleichsam vom Echo wider.

„Nun sing ein Lied, liebes Kind. Dann ist es hier so geborgen. Man vergißt Sturm und Ungemach draußen.“

„Komm, Ludwig!“ Sie ging zum Klavier und blätterte in den Noten.

Er folgte ihr mechanisch. Seine Augen glitten die Wände entlang, über die Ölbilder und den Kronleuchter. Sie suchten und fanden keinen Halt.

„Willst du mich nicht begleiten?“ mahnte ihre Stimme und schreckte ihn auf.

Er griff ein paar volle Akkorde. Sie lehnte am Klavier und lauschte.

Der Alte lag zurückgelehnt, die Hände über den erloschenen Augen. „Es ist ein Abend wie der Trauermarsch von Chopin,“ sagte er, „voll Erinnerung und Einkehr in sich selbst. Wie ich diese Stunden liebe! Sie sind wie für das Sinnen geschaffen. . . . Willst du mir nicht eine Freude machen, Elisabeth? Sing mir einmal das Lied von Beethoven ‚Ich liebe dich‘. Seine keusche, innige Hingabe ist so vertrauensvoll und gütig.“ Und er beugte sich vor, ganz in Erwartung.

Sie begann. Ihre klare Stimme war wie ein blauer, sonnenmilder Herbsttag. Man liegt im Gras und versäumt sich in friedvoller Wunschlosigkeit. . . . Die Töne glitten so süß und durchschwebten die Halle wie ein Glitzern. Ludwig sah sie vor sich stehen; ihre Augen trafen sich und hielten sich fest. Und sie strömten beide ihre Seelen aus in liebendem Jubel. Ihr Gesang ward zum Gebet, zum inbrünstigen Flehen. Und mit Mühe nur konnte sie ihre tiefe Bewegung meistern.

Niemand sprach, als das Lied in dem hohen Raum verhallte. Nur der Regen pochte ans Fenster, und ein Scheit brach knisternd im Kamin. Ludwigs Hände lagen reglos auf den Tasten. Elisabeth aber wandte sich rasch und störte abgewandten Gesichts in den Flammen.

„Ich liebe dich . . .“ Der Greis sagte es mit zitternder Stimme. „Mein Kind, mein gutes Kind . . .“ Dann versank er wieder in Träume. — „Komm, Elisabeth, setze dich zu mir. Aus deinem Munde mußte ich heute hören, was ich einst von anderen Lippen so heiß ersehnte. Wie herzlich du gesungen hast! Gewiß, weil Ludwig bei dir war.“ Und etwas wie ein Lächeln kam über des Alten Züge. Dann fuhr er weich und ernsten Tones fort: „Sieh, mein Kind, mein Leben war nur die eine Sehnsucht nach diesem Worte, — das ich nie vernommen habe. Deine Mutter sollte es mir sagen, und sie sagte es nie, so sehr ich mich auch danach verzehren mochte. Ich weiß, daß sie mich liebte. Sie war zärtlich und sanft. Und doch gewährte sie mir so selten einen Kuß, das schlichte, natürliche Zeichen des Herzens.“ Er schwieg wieder; nur sein Atem verriet, daß er lebte. Die Erinnerung hatte ihn überwältigt.

Ludwig hatte sich erhoben und war zu dem Mädchen getreten, das in stiller Ergriffenheit den langsamen Worten lauschte und mit ängstlichen Augen fragte.

Der Greis sprach wie zu sich selbst: „Und ich hatte nichts auf der weiten Welt als nur sie! Vielleicht war meine Liebe zu groß im Verhältnis zu der ihren. Ich weiß es nicht. Vielleicht auch hatten wir uns nicht ineinander recht einleben können. Denn ihre Eltern waren streng und taten nichts, was die hergebrachte Sitte hätte verletzen können. So war wohl immer ein Rest von etwas Fremdem zwischen uns. Und es ist nicht leicht, in den Sorgen und täglichen Wechselfällen der Ehe das zu finden, was man nie besessen hat. . . . Diese ungestillte, unstillbare Pein!

Ein ganzes Leben über glücklich zu sein und doch das Glück nie ganz besitzen! Wohl seine Gestalt zu kennen, aber nie die Tiefe und selige Ruhe seiner Augen. An sich selber zu verglühen ...!"

„Vater!" Mit Schluchzen sank das Mädchen an seinem Stuhle nieder.

„Was ist dir, Kind? Du sollst das Gedächtnis deiner Mutter nicht getrübt sehen. Es war ein Fehl von mir. Zürne deinem alten Vater nicht; er ist manchmal kindisch. Aber das Lied, das Lied — —" Und seine feine, durchsichtige Hand strich zitternd über die feuchte Wange der Tochter. —

Die Uhr mahnte. Langsam, schwer sanken ihre Schläge in den Abend nieder.

Der Alte erhob sich. „Wie man doch selbst die gewohnte Stunde des Schlafengehens versäumen kann bei so seltenem Gesang! Aber nun ist es Zeit für mich. Gute Nacht, liebes Kind."

„Vater ..."

„Ach, Ludwig! Bald hätt' ich ihn vergessen. — Leben Sie wohl, mein Sohn. Elisabeth wird Sie zum Tor geleiten." — —

Die Nacht war hoch und weit. Der Himmel hatte sich gehellt. Ein schwerer Rauch quoll aus der feuchten Erde. Klingend fielen die Tropfen von den Zweigen. Und der Wind war weich und ruhig.

Sie stiegen Hand in Hand die Treppe hinab. Das Tor lag groß vor ihren Blicken. Und es öffnete sich über den beiden, die nach Worten rangen. Aber es blieb nur ein Schweigen zwischen ihnen. Da preßte sie ihre Lippen lang auf die seinen, lange und ohne Scheu, und sagte gläubig und wie ein Kind: „Ich liebe dich!"



Herbst · Von Martha Grosse

Nun blieb noch eins. Ein letztes Lächeln brennt,
Ein letzter Traum blüht auf in Flammenfarben,
Und hellen Auges schaut der Herbst ins Land,
Drin letzte Sommergluten müde starben.
Er trauert nicht. Auf klarer Stirne liegt
Von Sonnengold die schwere Funkelkrone,
Den Königsmantel webt in bunter Pracht
Die Erde ihrem stolzen, starken Sohne.
Der schaut — ein Sieger — in die Lande weit,
Dort starb der Lenz im Arm von weichen Nächten,
Der Sommer träumt in stillem Rosengrab
Von Liebe und von heißen Blitzgefechten.
Ihm nahm der Herbst die Waffen aus der Hand
So stark und still. Nun muß der Friede kommen,
Und über Lieb' und Leid ist sonnenfroh
Ein ruhig Triumphieren aufgeglommen.





Saraj · Von Ad. Jos. Süppers

„Mizraim! Mizraim!“

In hellem Jubel brach der Ruf aus dem Munde des schlanken, braunen Jünglings.

Er streckte die Arme aus, ein feuchter Glanz lag in seinen dunklen Augen, durstig öffnete er die Lippen.

Neben ihm auf der grauen Bergklippe stand ein hochgewachsener Mann. Ein schwarzer Bart krauste sich um sein Kinn. Zu ihm wandte sich der Jüngling und hob die Rechte.

„Siehst du, Herr?“

Der Mann legte die Hand über die Augen und blickte in die blauschimmernde Ferne. Ein weicher Hauch kam ihm entgegen und strich duftend um seine heißen Wangen. Die nackte Brust unter dem offenen Gewande schwellte sich. Wie eine Bildsäule stand er. Unter ihm glühte der Fels in der sengenden Sonne, kein Halm sproßte aus dem dürren Gestein. Eine Echse huschte über seinen Fuß, hinter ihr schoß eine schillernde Natter.

Des Jünglings Auge hing an seinen Lippen.

„Menha,“ sprach der Mann und senkte die Hand von der Stirne, „ist das Land, das du deine Heimat nennst, in Wahrheit so reich an Weideplätzen?“

„O Herr, in eine blumenreiche Trift würde ihre Zahl die Wüste wandeln, die wir durchzogen. Mit tausend Armen umschlingt der große Fluß die Gefilde und befruchtet ihre Matten. Ungezählte Scharen von Rindern grasen an den Ufern der Bäche, und ihre Euter strotzen von Milch.“

Der Mann seufzte.

„Und hier wütet der Hunger unter meinen Herden, und die Schakale der Steppe heulen hinter uns nach Fraß.“

Er wandte den Blick rückwärts.

In eintönigem Grau dehnte sich das Land unter dem tiefblauen Himmel. Dörrende Glut flirrte über der welligen Ebene. Fernher klang ein schwaches Brüllen.

„Säume nicht, Herr, schau, zu viel bleichendes Gebein zeichnet unsern Weg!“

„Aber werden sie den Fremdling aufnehmen mit seinen hungernden Herden, die Söhne Mizraims? Werden sie uns nicht scheuchen von ihren Wassern und zurücktreiben in die mordende Wüste?“

„Nein, Abram, denn sie sind milden Sinnes. Und ich werde ihnen sagen, daß du ein guter Herr bist. Sagen werde ich ihnen, wie du mich erkauft hast von den Räubern, die mich listig der Heimat entrissen, wie du mich gehalten wie ein Kind, das in deinem Zelte geboren wurde."

„Ehren sie die Götter?"

„Unsre Tempel werden es dir zeugen. Felsen haben sie getürmt auf Felsen und wundersame Bilder aus dem Stein geschlagen zur Ehre der Götter."

„So werden sie ihr Herz nicht verhärten gegen mein Elend. Aber sage mir, Menha, habt ihr auch schöne Frauen in eurem Lande?"

„Ach, Herr, sie sind schöner als ich sagen kann. Auf ihrer Haut liegt der Goldglanz der Sonne, wie knospende Rosen sind ihre Lippen, und aus ihren Augen funkelt die Nacht der Wüste. Aber so schön wie dein Weib, Herr, sah ich keine unter ihnen. Saraj ist die schönste aller Frauen!"

Um den Mund des ernsten Mannes spielte ein Lächeln.

„Lieben die Männer die schönen Frauen, Menha?"

„Sie sind der Stolz unsrer Fürsten. Und der Pharao läßt stets die herrlichsten im Lande suchen und in seinen Palast führen."

Abram preßte die Lippen zusammen.

„Gute und böse Worte mischt deine rasche Zunge. Aber wir werden hinüberziehen. Durch die Wüste reitet der Tod mit klirrendem Köcher, und wir sterben unter seinen Feuerpfeilen."

Er stieg von dem Felsgrat nieder, hinter ihm der braune Sklave. Am Fuße der Klippe lagen zwei Kamele. Sie kauten mit malmenden Zähnen das falbe Gras der Steppe. Die Männer stiegen auf, und hinter ihnen wirbelte der heiße Sand auf. In gelben Wölkchen kroch er über die Steppe. Die Sonne brannte, Glut hauchte der Boden, die Kamele reckten die Hälse und schnauften. Langbeinig flogen sie über totes Gestrüpp und schwarzes Gestein, und die Gewänder der Reiter umflatterten ihre hohen Rücken.

Dumpfes Gebrüll zog ihnen entgegen, immer lauter, immer näher. Dazwischen klagendes Geblök. Unter schlanken Palmen hoben sich Zelte. Ringsherum lagerten Herden von Kamelen, Rindern, Maultieren und Schafen. Knechte und Mägde wandelten mit müden Schritten zwischen ihnen. Verworrenes Geschrei erfüllte die Luft. Unbeweglich standen die Palmen in der Sonnenglut. Gras und Strauchwerk wucherten im Schatten ihrer Kronen, aber es war saftlos und dürr. Ein leeres Rinnsal erzählte von einer Quelle, die ehemals ihre Wurzeln getränkt hatte.

Die Reiter stiegen von den Kamelen, Menha führte sie abseits in den Schatten einer Palme. Mit hängenden Zungen sanken die Tiere nieder.

Ein Mann trat zu Abram, Elieser, der Oberaufseher der Herden. Auf seinem Kleide hing der Staub der Wüste, Staub klebte auf seinen Wangen, Staub in dem schwarzen Barte.

„Sechs der besten Milchkühe haben wir wieder verscharrt im Sande, Herr. Hörst du die Stimmen der Not? In wenigen Tagen werden sie verstummen, wenn wir noch länger weilen in diesem Lande des Durstes. Schlaff sind die Euter, mit leeren Eimern kommen die Mägde zu den Zelten."

„Habt ihr kein Wasser gefunden?“

„Ein Kamel kann sich bergen in der Grube, die wir auswarfen. Doch nur winzige Tropfen decken ihren Boden. Und das Wasser ist salzig und trübe.“

„Wir ziehen nach Mizraim.“

„Gelobt sei der Herr, der deinen Sinn gewendet hat.“

„Wenn die Nacht ihren kühlen Mantel über die Steppe zieht, brechen wir auf. Sorge, daß alles zur Stunde bereit ist.“

Wo die Palmen sich am dichtesten drängten, stand ein Zelt. Abram trat hinein. In dem Zelt lag ein junges Weib auf buntfarbigem Teppich. Es hatte die Hände unter den Nacken gelegt und schien zu schlummern. Heiße Röte lag auf den gebräunten Wangen, zwischen den halb geöffneten Lippen schimmerten leuchtend weiße Zähne.

Die Schritte des Mannes weckten die Schlummernde. Sie richtete sich auf und stützte den Kopf auf die rechte Hand. Das offene Gewand fiel über die lichtbraune volle Schulter herab, vom Nacken schlängelte sich eine rabenschwarze Locke über die Brust. Sie lächelte dem Manne entgegen, ein Leuchten in den dunklen Augen.

Abram stand und betrachtete sein Weib, heiß wallte das Blut in seinen Adern.

„So müßig, Saraj?“

Hart klang die Frage. Und doch hätte er in diesem Augenblicke das schöne Weib in seine Arme reißen mögen.

Saraj erhob sich und nestelte das weiße Gewand über der Brust zusammen.

„Zürne nicht,“ bat sie weich, „daß ich meinen müden Gliedern kurze Rast gönnte. Stundenlang wanderte ich zwischen den Herden, die sengende Hitze brach meine Kraft.“

„Wir werden hinübergehen nach Mizraim, Saraj.“

„Fürchtest du dich nicht mehr vor dem fremden Volke?“

„Es kann uns kein schlimmeres Los bereiten als die Wüste.“

„Sterben würden wir hier, und ich — ich möchte noch nicht sterben“, sagte die Frau leise. Und sie schlug den Arm um den Nacken des Mannes und barg die heißen Wangen an seiner breiten Brust. Er zog sie an sich und drückte einen Kuß auf ihre Locken.

„Wenn Menha die Wahrheit spricht,“ flüsterte Saraj, „muß Mizraim ein Land des Segens sein.“

Die Blicke des Mannes umdüsterten sich.

„Saraj,“ sprach er, und seine Stimme klang gepreßt, „ich weiß, daß du ein schönes Weib bist, und das macht mir Sorge.“

Die Frau löste sich von seiner Brust und blickte ihn mit ihren tiefen Augen verwundert an.

„Warum?“

„Das Land hat schöne Frauen, sagt Menha, aber du bist schöner als sie.“

Ein Lächeln huschte über die Züge Sarajs.

„So werde ich dein Stolz sein in jenem Lande.“

„Höre mich an. Die Männer dort trachten nach schönen Frauen, darum tu mir die Liebe und sage, du seiest meine Schwester.“

„Warum soll ich es sagen?“

„Daß die Ägypter mich nicht töten um deinetwillen, weil du schön bist. Deinem Bruder aber werden sie Gutes tun.“

Das Weib schlug die Augen nieder, ihre Lippen bebten.

„Ein schweres Opfer verlangst du von mir, da du doch weißt, wie ich dich liebe. Gesegnet habe ich den Tag, an dem ich die Genossin deines Zeltes wurde. Und nun willst du mich hinausstoßen?“

„Glaubst du, daß an meinem einsamen Lager nicht die Sehnsucht wachen wird! Aber es muß sein. Denn was soll uns geschehen, wenn sie uns ihre wasserreichen Weiden wehren? Meine schöne Schwester aber wird mir das Land öffnen und willige Hände schaffen. Darum tu nach meinem Willen!“

„Ich will dir gehorchen, weil ich dich liebe. Sterben würde ich, müßte ich dich verlieren.“

Und sie warf sich an seine Brust und weinte. —

Im Westen sank die Sonne, ein lauer Wind strich vom Meere her über das Land. Feuer blitzten auf im Lager, Knechte und Mägde gesellten sich zum Mahle. Ruhelos wanderte Elieser umher. Aber kein frohes Lied traf sein Ohr, keine Flöte lockte zum Tanze. Stumm saßen die Hirten um die knisternden Feuer. Nur das Klagen der Herden umtönte ihn mit herzbedrückenden Mißklängen.

Noch hing der falbe Dämmerschein des Abends über der Steppe, da zog der Klang eines Stierhornes durch das Lager. Die Zelte wurden abgebrochen und auf die Maultiere gelegt, die Herden zusammengetrieben. An der Spitze ritten Elieser und Menha auf hohen Kamelen, Knechte mit Bogen und Lanzen beschlossen den Zug. Mit funkelnder Sternenpracht zog die Nacht herauf, erfrischende Kühle belebte Menschen und Tiere. Wie ein graues Meer dehnte sich die Steppe in dem ungewissen Schimmer der Nacht.

Langsam wanderte der Zug, still und stumm. Nur der einförmige Schlag der Hufe verriet dem lauschenden Ohre die nächtliche Karawane. Die Tiere schienen zu fühlen, daß ihre Not bald enden sollte. Dunkle, windschnelle Gestalten flogen über die Steppe, heiseres Geheul folgte den Herden. Elieser umsprengte den Zug auf seinem schnellen Kamele, fester umspannten die Knechte ihre Lanzen.

Stunde um Stunde verrann. Schläfrig hing Saraj im Sattel. Abram wachte neben ihr, die Seele voll schwerer Gedanken.

Allmählich verblaßten die Sterne, goldroter Schein flutete über die graue Steppe. Von den Bergen Kanaans stieg der Tag herab.

Am Fuße eines langgestreckten Hügels winkte ein dunkles Gebüsch weitästiger Tamerisken. Dichtes Gras wucherte in ihrem Schatten. Die Grenze Mizraims war nicht mehr ferne. Mit Gebrüll jagten die Herden zu dem Platze.

Abram rief Elieser und Menha zu sich.

„Leget eure besten Kleider an und decket eure Kamele mit bunten Geweben. Nicht als Bettl ersollen die Söhne des schwarzen Landes uns ansehen. Dann reitet hinüber in das Land und in die Stadt des Königs. Und also sollt ihr zu ihm sprechen: Abram, der Sohn Tharas aus Ur im Lande Chaldäa, bittet den König Mizraims, seinen Worten ein gnädiges Ohr zu leihen. Ich bin heraufgezogen aus Chaldäa

in das Land der Kananiter, um ein Gebot meines Gottes zu erfüllen. Mit meiner Schwester Saraj bin ich gekommen und mit einer Fülle von Herden und Knechten und Mägden."

„Mit deiner Schwester, Herr?" fragte Menha erstaunt.

„So sollst du reden und kein anderes Wort auf deine Zunge legen, damit ich Gnade finde vor den Fürsten deines Volkes."

Menha nickte, er verstand den Herrn.

„Aber eine Dürre kam über Kanaan, und seine Weiden fraß die Glut. Der Hunger heftete sich an meine Fersen und trieb mich immer weiter. Fast die Hälfte meiner Herden habe ich verloren, die Wüste hat sie verschlungen. Siehe, nun stehe ich vor den Grenzen deines Landes. Reich ist es an Wasser und grasreichen Triften. Darum flehe ich dich an, mir Gastfreundschaft zu gewähren für kurze Zeit, daß wir nicht sterben im Angesicht der rettenden Fülle. Nicht als Geschenk begehre ich dein Erbarmen. Mit goldenen Ringen und Spangen will ich deine Gnade vergelten. Darum tu Barmherzigkeit an mir, und wir werden den Ruhm deines Namens hinaustragen unter die Völker. So sollst du sprechen, Menha!"

„Kein Wort soll neben den Weg fallen, den du mich sendest, Herr! Wie sehnt sich mein Herz, das Land meiner Väter wiederzusehen!"

Das Auge des Jünglings blitzte in verlangendem Glanze.

„Von der Stunde, da unsre Herden auf den Weideplätzen Mizraims grasen, sollst du frei sein, Menha."

Der braune Ägypter senkte den Kopf.

„Ich danke dir, Herr. Aber wenn du mir Thamar, die schwarzlockige Magd, zum Weibe gibst, will ich dein Knecht bleiben für immer. Ihre Augen funkeln mir aus den Sternen der Nacht, und im Traume höre ich ihren hellen Sang."

„Sie soll dein sein."

Menha fiel vor ihm nieder und küßte seine Hand. —

Der dritte Tag war gekommen. Abram stand vor seinem Zelte und spähte sehnsüchtig nach seinen Boten. Da sprengten sie heran und mit ihnen drei Reiter auf schlankfüßigen Rossen.

„Heil dir, mein Fürst," rief Menha ihm entgegen, „deine Bitte hat Gnade gefunden vor dem Ohre des Königs. Ich habe sein Angesicht sehen und deine Güte vor ihm preisen dürfen. Einen Fürsten seines Hofes hat er gesandt, dich zu geleiten. Satni wird dich führen auf die fetten Weiden Gosens. Da magst du deine Zelte aufschlagen und wohnen, so lange es dir gefällt."

Der ägyptische Fürst stieg von seinem Rosse. Abram ging ihm entgegen und neigte sich tief vor ihm zur Erde.

Und Satni sprach durch Menha: „Mein König und Herr wünscht dir Friede und Heil. Sein Herz ist bewegt über deine Not. Rast will er dir geben an unsern Wassern, deine Herden sollen ihre Euter füllen und sich mehren zu Tausenden."

Und Abram neigte sich wieder.

„Der Herr, der mich geführt aus dem Lande meiner Väter, möge die Fülle seines Segens ausgießen über den König und sein Land, darum, daß er sich meines Elends erbarmt hat."

„Nun aber laß auch mich Gnade finden vor deinen Augen“, antwortete Satni. „Vergönne mir, deine Schwester zu sehen. Menha, dein Knecht, hat sie gerühmt als die holdseligste aller Frauen.“

Abram zuckte zusammen, aber seine Züge blieben unbewegt.

„Eine große Ehre erweisest du mir, daß du meine Schwester würdig hältst, vor dir zu erscheinen.“

Er trat in das Zelt Sarajs.

Wenige Augenblicke, und das Weib trat vor den Ägypter. Eine goldene Kette schlang sich um ihren schlanken Hals, um die Hüften blitzte ein funkelnder Gürtel auf dem weißen Gewande. Aber ihr Gesicht verhüllte ein Schleier.

„Hältst du mich wert, in deine Augen zu schauen, du liebliche Rose der Wüste, so lüfte den Schleier!“ bat Satni.

Saraj tat es.

Der Ägypter stand stumm, aber in seinen Blicken lag die Bewunderung. „Wahrlich,“ sagte er dann, „Menha hat gering von dir geredet. Schöner bist du als irgend ein Weib, das von einer sterblichen Mutter geboren ward. Unsre Frauen werden dich neiden um den Reiz, der auf deinem Antlitz wohnt. Glücklich der Mann, dem du deine Hand schenkest.“

Saraj errötete und trat zurück in das Zelt. Und drinnen weinte sie bittere Tränen.

Wenige Tage später erhoben sich die Zelte Abrams auf den Weiden Gosens, und seine Herden grasten an den Ufern des hundertarmigen Nils. Fröhlich klangen die Lieder der Hirten, hellen Auges wandelten die Mägde mit vollen Eimern zu den Zelten. Heiter war Eliezer, glücklich Menha. Denn Thamar hatte dem braunen Ägypter ihre Liebe geschenkt.

Aber das Antlitz des Herrn blieb ernst. Schwer war der Tag, schwerer die Nacht. Lange Stunden durchwachte er vor seinem Zelte. Und trat Saraj am Morgen hellen Auges vor ihn, verfinsterte sich sein Blick. Er verstand sie nicht. Die feuchten Kissen ihres Lagers blieben ihm verborgen.

Eines Tages kam Satni. Hinter ihm trugen vier schwarze Nubier eine Sänfte. Abram erbebte, seine Lüge trug bittre Frucht.

„Mein König und Herr fragt, wie es dir gefalle in seinem Lande. Er wird sich freuen, dir einen Wunsch zu gewähren.“

„Die Gnade des Pharao ist größer als meine Wünsche. Vergebens sinnt dein Knecht, wie er seinen Dank beweisen soll.“

„Dein dankbares Herz ehrt dich. Aber der König spendet seine Gaben nicht wie andere Menschen. Du stehst in der besonderen Huld der Götter. Sieh, ich habe vor dem Pharao die Schönheit deiner Schwester gerühmt, und er wünscht sie zu sehen. Kann der Fremdling eine größere Ehre verlangen? So laß sie denn mit uns ziehen, daß ich meine Worte beweise.“

Abram verneigte sich.

„Des Königs Wunsch ist eine neue Gnade für mich. Aber meine Schwester wird sich fürchten, vor ihm zu erscheinen. Noch nie stand ihr Fuß in einem Palaste.“

„Der Schönheit öffnet sich jede Pforte.“

„Saraj ist nur ein Hirtenkind."

Der Ägypter lächelte.

„Verkleinere dich nicht, mein Freund! Aber ich sehe wohl, dein Auge ist blöde für die Reize deiner Schwester. Künde ihr meine Sendung und verscherze die Huld des Königs nicht. Leicht wandeln sich die Launen der Herrscher."

Ernst klang die Mahnung. Abram trat in das Zelt Sarajs.

„Der König wünscht dich zu sprechen, darum schmücke dich!"

„Der König?"

Schwer kam die Frage von den Lippen der Frau.

„Satni wartet draußen mit einer Sänfte. Darum eile!"

„Was begehrt der König von mir?"

„Er will die Reden seiner Diener prüfen. Sie haben deine Schönheit gepriesen vor ihm."

„Und ich soll schweigen?"

„Das Wort ist gesprochen. Verdirb uns nicht!"

Saraj blickte ihn an, der Blick durchschauerte ihn.

Er verließ das Zelt.

Nach kurzer Zeit erschien Saraj, und der Ägypter neigte sich tief vor ihr. Abram hob sie in die Sänfte. Einen letzten Blick suchte er von ihr zu erhaschen, aber sie wandte sich ab. Satni schwang sich in den Sattel, die Nubier hoben die Sänfte auf ihre nackten Schultern.

Abram stand und starrte dem Zuge nach. Hätte Saraj geweint, es hätte ihn getröstet. Seine Lüge hatte ihr Herz von ihm gewendet. Er hatte sie verkauft. In seinem Zelte warf er sich zur Erde. Grimmer Zorn tobte in seiner Brust.

Fünf Tage vergingen, Saraj kam nicht zurück. Finsteren Auges wanderte Abram umher. Mit scheuen Blicken verfolgten ihn Knechte und Mägde. Wo er erschien, verstummte jedes laute Wort. War er gegangen, flüsterten sie miteinander. Er sah es und sein Grimm wuchs. Nächtens wälzte er sich schlaflos vor dem Zelte Sarajs.

Am sechsten Tage sah er Satni kommen und hinter ihm einen langen Zug von Kamelen und Rindern. Ein Weib saß auf dem ersten Kamele. Sein Herz klopfte, heiß wallte sein Blut. Aber es war eine junge Ägypterin.

Satni sprang vom Rosse.

„O Sohn Tharas, dein Glück ist ohne Grenzen. Der König hat Gefallen an deiner Schwester gefunden. Er will sie in seine Kammer führen und zum Weibe nehmen. Sieh, was er dir sendet zum Danke."

Er deutete auf die Herde.

„Die schöne Sklavin dort wählte er selbst für dich. Hagar, grüße deinen Herrn!"

Die junge Ägypterin stieg von dem Kamele und neigte sich lächelnd vor Abram.

Er achtete ihrer nicht.

„Des Königs Gnade legt eine schwere Last auf meine Schulter. Lieb war mir meine Schwester, ich trauere um ihren Verlust."

So sprach er dumpf.

„Du hast sie nicht verloren. Des Königs Palast steht dir offen zu jeder Stunde."

„Ich muß zurückkehren in das Land, das ich verlassen. Bitter wäre es mir, müßte ich meine Schwester lassen."

„Was drängt dich? Soweit deine Herden weiden, soll dies Land dein eigen sein, wenn du wohnen willst unter uns. Das ist des Königs Wille. An seiner Brust wird sie deinen Reichtum unermeßlich mehren."

„Bring dem König den Dank deines Knechtes und sage ihm, daß ich mich sehne nach der Rückkehr meiner Schwester. Ich kann nicht leben ohne sie."

„Das werde ich nicht tun."

Der Ägypter schwang sich in den Sattel und sprengte davon.

In seinem Zelte aber raufte Abram sich den schwarzen Bart. Er fluchte der Stunde, da er Mizraim betreten. Und hatte sich doch selbst die Kette geschmiedet, an der er nun zerrte.

Elieser trat in das Zelt.

„Bist du krank, Herr?"

„Nein."

„Dein Augen sind trübe, hohl deine Wangen."

„Ich bin nicht krank."

„Ein übles Wort hast du gesprochen, es zehrt an dir."

„Ich muß es tragen."

„Wenn du kannst. Allzu klug wolltest du sein."

„Ein Tor war ich."

„Das Leben wolltest du retten. Nun tötet dich das Wort."

Abram antwortete nicht.

„Soll ich zum Könige gehen und ihm die Wahrheit sagen?"

„Nein."

Elieser zuckte die Schultern und ging. Vor seinem Zelte saß ein Weib mit einem Säugling an der Brust. Sein Weib.

„Rahel, der Herr leidet um Saraj. Was soll ich tun?"

„Recht geschieht ihm. Warum verleugnete er unsere schöne Herrin!"

„Konnte er wissen, was geschehen würde?"

„Sich selbst hat er mehr geliebt als sein Weib."

„Sinn auf einen Rat!"

„Der König wird sie zurücksenden."

„Wenn es zu spät ist."

„Ich kenne die Herrin besser. Sieben Jahre diente ich ihr. Aber recht geschieht ihm."

Am Abend kam Abram zu seinem Zelte zurück. Stundenlang war er umhergeirrt. Nun war er müde. Aber der Schmerz in seiner Brust war nicht müde.

Vor dem Zelte saß die braune Ägypterin im Goldschein des Abends. Sie erhob sich und neigte sich vor ihm.

„Ich will dir dienen, Herr."

Ihre dunklen Augen glänzten, ihre Lippen lockten. Er sah, daß sie schön war.

„Meiner Schwester magst du dienen, wenn sie wiederkehrt."

Die Ägypterin sah ihn verwundert an.

„Ich gehöre dir", stammelte sie.

„Wenn ich dich wünsche, werde ich dich rufen. Geh in das Zelt meiner Schwester!"

Langsam ging das Mädchen zu dem Zelte. Es verstand den Mann nicht. Auch Abram ging in sein Zelt. Wild rang er mit seinem Schmerz.

Es war eine lange Nacht, aber sie ging vorüber.

Als Abram aus seinem Zelte trat, war sein Auge klar, stolz reckte sich seine Gestalt. Er rief Menha.

„Sattle zwei Kamele, wir reiten in die Stadt!"

„Was willst du dort, Herr?"

„Zum Palast des Königs sollst du mich führen. Ich will meine Schwester sehen."

„Ah!"

Menha sprang davon und bald standen die Kamele bereit.

Schweigend jagten die Männer in die Stadt und zum Palaste des Pharao. Menha redete mit der Wache und sie traten ein. Der Oberkämmerer des Frauenhauses erschien.

„Dieser Mann ist der Hirtenfürst Abram. Er bittet um die Gunst, seine Schwester zu sehen."

„Des Königs Gnade erlaubt es. Ich will Netkreh rufen."

Ein behäbiges Weib kam, die Aufseherin. Ihr war die Aufgabe geworden, Saraj für den König vorzubereiten. Denn sie war vertraut mit allen Künsten der Schönheit.

„Deine Schwester willst du sehen? O, du wirst staunen, wie ihre Reize unter meiner Hand erblüht sind in diesen wenigen Tagen."

Abrams Herz pochte, seine Knie bebten. Netkreh führte ihn durch eine Säulenhalle und schlug einen schweren Vorhang zurück.

„Tritt ein!" flüsterte sie. „Aber weile nicht zu lange!"

Der Vorhang fiel, Abram stand in einem köstlichen Gemache. Weiche Teppiche deckten den Boden, süßer Duft strömte ihm entgegen. Zwischen schimmernden Marmorsäulen fiel der Blick in einen sonnendurchglänzten Garten. Aber er sah nur Saraj. Auf einem Ruhebett lag sie. Ein weiches Byssusgewand umhüllte ihre Gestalt.

„Saraj!"

Schon lag er vor ihr und umschlang sie mit wildem Begehren.

„Saraj, mein Weib!"

Die Frau antwortete nicht. Aber durch ihren Körper ging ein Beben. Er fühlte es.

„O, Saraj, mein geliebtes Weib! Ich sterbe!"

Er barg das Gesicht in das weiße Gewand und weinte.

Saraj hatte die Augen geschlossen. Glückseligkeit durchschauerte ihren Leib, aber sie gab keine Antwort. Ihre Züge wurden streng.

„Steh auf, Bruder!"

Abram erhob sich. Das unselige Wort traf ihn wie ein scharfer Pfeil. Saraj richtete sich auf.

Wie schön sie war! Das schwarze Haar wand sich in glänzenden Flechten um Stirn und Nacken, die Wangen glühten, wie goldfarbiger Marmor leuchtete der schlanke Hals. Das weiße Gewand wallte wie schimmerndes Wasser an ihr herab.

„O Saraj! Ich Tor!"

Die Frau runzelte die Brauen.

„Ist es wahr, daß der König dich zum Weibe nehmen will?"

Seine Brust keuchte.

„Du selbst hast mir diese Gunst verschafft."

„Ein Feigling war ich."

„Zu spät!"

Er zitterte.

„Hast du schon — des Königs Gemach betreten?"

Die Frau blickte ihn schweigend an. Lange. Sie las in seinen Augen die Qual.

„So schlecht kennt Abram mich! Aber die Prüfung verdientest du."

Da faßte eine wilde Gewalt plötzlich den Mann. Er riß das Weib in seine Arme und schrie: „Und müßte ich sterben, ich lasse dich nicht mehr!"

Er stürzte mit seiner Last zur Türe.

Aber der Schrei war durch den Palast gerollt. Netkreh eilte herbei, Wachen besetzten die Halle, Menha zwischen ihnen.

„O Isis und Osiris!" rief die Aufseherin händeringend. „Mein ganzes Werk verdirbt mir dieser Tölpel! Was willst du, Wahnsinniger?"

Saraj entglitt den Armen Abrams. Ihre Wangen glühten, Tränen glänzten auf ihren Wimpern.

Mit finstrem Gesichte stand Abram neben ihr. Aber plötzlich riß er sie wieder an sich.

„Hilfe, Hilfe!" schrie Netkreh.

Die Wache drängte sich gegen Abram.

„Sie ist sein Weib!" rief eine Stimme.

Menha hatte den Ruf ausgestoßen.

„O Isis!"

Netkreh sank in die Knie.

„Ist es wahr?"

„Ja", antwortete Abram fest.

„O du Unseliger!"

Er ließ Saraj los, das Wort war gesprochen. Satni erschien.

„Fesselt den Mann", gebot er. „Ich werde dem Könige berichten."

„Er sagt, sie sei sein Weib!" kreischte Netkreh.

Abram wurde abgeführt, Menha ließ den Kopf hängen.

Der ganze Palast kam in Bewegung. Unerhörtes war geschehen.

Zwei Stunden vergingen, da kam Satni zu Abram.

„Folge mir!"

Krieger mit blanken Schwertern standen vor der Türe. Unter ihrem Geleite schritt der Gefangene einher. Zum Tode! dachte er. Er sah nichts von der Pracht der Gemächer, durch welche man ihn führte. Nun standen sie.

Vor ihm auf einem goldschimmernden Throne saß ein ernster Mann in herrlicher Kleidung, der Pharao. Neben ihm standen Saraj und Menha. Lange heftete der König das finstre Auge auf den Fremdling, kein Wort kam über seine Lippen. Totenstille herrschte in dem weiten Saale.

Da begann der König: „Ist diese hier dein Weib, wie du gesagt?"

Abram blickte auf Saraj. Sie schlug die Augen nieder.

„Frage sie selbst, o König!"

„Sie hat schon geantwortet. Aber dann hast du vordem unwahr gesprochen. Warum tatest du also?"

„Höre deinen Knecht, o König! Der Hunger trieb mich in dein Land. Aber ich fürchtete mich. Und sprach zu mir: Saraj ist schön, und wenn die Männer erfahren, daß sie mein Weib ist, werden sie mich töten um ihretwillen. Darum sagte ich, sie ist meine Schwester, daß ich Gnade finden möchte und Leben."

„Unrecht hast du gehandelt und schwere Schuld auf dich gebracht. Darum, daß du mich in eine große Sünde bringen wolltest. Ich aber begehrte sie unwissend. Deshalb haben die Götter mich bewahrt. Siehe, da ist sie, meine Hand hat sie nicht berührt!"

Da sank Saraj dem Könige zu Füßen und weinte.

„Steh auf, meine Tochter!" sprach er. „Um deinetwillen vergebe ich dem törichten Manne, ziehet in Frieden zu euren Zelten!"

Abram stand und staunte. Wie Bergeslast fiel es von ihm.

„Zu neuem Glück hat deine Gnade meine Torheit gewendet, o König", stammelte er. „Der Gott meiner Väter gründe deinen Thron auf ewig!"

Da lächelte der König.

Hagar, die schöne ägyptische Magd, aber wunderte sich sehr am Abend dieses Tages.



Mathematik

Die Mathematik steht ganz falsch im Rufe, untrügliche Schlüsse zu liefern. Ihre ganze Sicherheit ist weiter nichts als Identität. Zweimal zwei ist nicht vier, sondern es ist eben zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier. Vier ist aber durchaus nichts Neues. Und so geht es immer fort bei ihren Folgerungen, nur daß man in den höheren Formeln die Identität aus den Augen verliert.

Die Pythagoräer, die Platoniker meinten Wunder was in den Zahlen alles stecke: die Religion selbst; aber Gott muß ganz anderswo gesucht werden.

Goethe (zu Eckermann, 18. Juni 1826)

(Aus den „Büchern der Weisheit und Schönheit", Goethes Gespräche)





Moostal in Ferwall Ⓣ Fritz Baer



Bildungsfragen · Von Dr. Juliusburger

Ich weiß nicht, wer das Schlagwort von der „allgemeinen Bildung" erfunden hat, aber ich bedaure es, daß der Name dieses „Großen" der Vergessenheit anheimgefallen ist. Er verdiente zum mindesten den gleichen Ruhm wie der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, und größere Dankbarkeit noch. Denn dieser hat nach Bürgers einwandfreiem Zeugnis die Kunst, aus Häckerling Gold zu machen, nur selbst geübt, jener hat das gleiche Geheimnis in beispielloser Uneigennützigkeit allen nach ihm kommenden Geschlechtern überantwortet. Nach dem von ihm gegebenen kindlich einfachen Rezept meistern wir alle heute bis zur Vollendung die Kunst, das Flittergold aufdringlicher Talmibildung für das Edelmetall echter Geistesbildung auszugeben. Wir leben in dem glorreichen Zeitalter einer papiernen Bildungswährung, in der nach einem stillschweigenden Übereinkommen das papierne Wissen Zwangskurs hat. Ja, wir stehen nicht an, diesem leeren papiernen Wissen den höchsten Eigenwert zuzuschreiben, und bilden uns ein, eine umfassende „allgemeine Bildung" sei das erstrebenswerte Ideal. So herrlich weit haben wir's im 20. Jahrhundert gebracht.

Was ist denn Bildung? Ist Bildung die Ansammlung toten Wissens? Ist es ödes Spezialistentum, Belesenheit, Kenntnis fremder Länder und Menschen, Beherrschung gewisser konventioneller Formen und Gebräuche? Ist der Theaterhabitué gebildet, der keine Premiere versäumt, ist es der Neuigkeitshungrige, der jedes Erstlingswerk gleich nach Erscheinen gierig verschlingt, der alles kennt und alles weiß und über alles und jedes mit einem fertigen Urteil dienen kann? Ist Bildung überhaupt eine kommensurable Größe, ein Etwas, das in absolutem Maß gemessen oder auch nur nach irgend einem Vergleichsmaßstab gewertet werden kann?

Wir entrüsten uns über die preußische Wahlrechtsvorlage mit ihrer Klassifizierung des Bildungsgrades der Bürger nach abgelegten Prüfungen, erworbenen Titeln usw. Aber haben wir ein Recht dazu, wir, die wir noch den Glauben an die allein seligmachende „allgemeine Bildung" fest und unerschütterlich mit

uns herumtragen und ihn auf Kind und Kindeskind vererben? Was die Wahlrechtsvorlage bringt, ist ja doch nur die plumpe bureaukratische Formulierung der Lehre von der allgemeinen Bildung. Gewiß, wir haben im bürgerlichen Leben noch andere Kriterien für die Bildungsstufe eines Menschen, aber, daß wir überhaupt uns unterfangen, das Imponderabile der Bildung zu werten und zu wägen, das ist der gleiche engherzige Formalismus und Schematismus, dessen krassester Ausdruck eben die Wahlrechtsvorlage ist.

Es ist überall dieser flache formalistische Geist, der Mangel an Innerlichkeit, der unsere Zeit kennzeichnet. Nur die Form gilt uns, nicht das Wesen. Wir verwechseln Bildungsmittel und Bildung. Wir sehen um uns herum die Fülle der Bildungselemente, wir sehen, wie der eine mehr, der andere weniger davon sich aneignet, und wir meinen, der wäre am gebildetsten, der die meisten und schönsten dieser Bildungselemente besitzt und zur Schau trägt. Es ist nicht anders, als wenn man an einem Hause die Ziegel zählte und dasjenige für das schönste erklärte, das die meisten und buntesten Bausteine aufweist. Wo bliebe die Schönheit des Bauwerkes, wenn nicht ein ordnender Geist die einzelnen Steine dem Ganzen zweck- und sinngemäß eingliederte? Und mit der Bildung sollte es sich anders verhalten?

In welcher Weise äußert sich denn diese allgemeine Bildung? Man beobachte doch das Publikum im Theater, im Konzertsaal, in den Ausstellungen. Für wen ist denn heute noch ein Kunstgenuß ein inneres Erlebnis, eine Überwindung, um mit Nietzsche zu reden, eine Katharsis im Schopenhauerschen Sinne, die den wilden Lebenswillen zum Schweigen bringt? Wer von der großen Masse der Gebildeten ist denn imstande, bei der Analyse eines Kunstwerkes so viel von seinem Eigensten in seine Worte zu legen, daß man die persönliche Note, die innere Resonanz heraushört? Es fehlt eben die Brücke zwischen Bildung und Innenleben des einzelnen. Bildung ist nur der dicke, schreiend aufgetragene Firnis, hinter dem sich der alte Adam, unberührt in seiner ganzen Barbarei, versteckt.

Damit hängt aufs innigste die geringe Widerstandskraft unserer Generation gegen geistige Bewegungen zusammen. Wir werden von den jeweiligen Zeitströmungen getragen, von ihnen aufgenommen, statt daß wir ihre Träger werden, wir sie in uns aufnehmen. Wir waren gestern noch Naturalisten und sind heute Symbolisten, eben war uns die unendliche Melodie noch eine Offenbarung, jetzt ist bereits für uns jede Melodie ein überwundener Standpunkt. Proteusartig wandeln wir unser geistiges Äußere, aber nicht auf dem Wege organischer Fortentwicklung, sondern wie Schauspieler, die ihre Kostüme wechseln. Bald erscheinen wir im Gefolge dieses, bald jenes großen Mannes, immer wieder sind wir ein anderer, aber niemals wir selbst. Das sind die Früchte unserer „allgemeinen Bildung“.

Wenn wir wenigstens den Mut der Ehrlichkeit besäßen und zugäben, welcher Art Bildung wir nachjagen. Aber weshalb mußte ein Geschlecht wie das unsrige heuchlerischerweise seine geistige Entwickelung unter das Zeichen des Mannes stellen, dessen Bildungsideal mit dem unserer Zeit nichts, aber auch gar nichts gemein hat? Unsere Zeit hat kein inneres Verhältnis zu dem Menschen und Denker Goethe.



Der lärmende Goethekultus, den wir treiben, ist hohl und innerlich unwahr. Würde wohl die Wirksamkeit des Goethebundes, der alles geistige Leben und Streben an Goethe anknüpfen möchte, so ohne Erfolg bleiben, wenn seine Bestrebungen in den Kreisen der sogenannten Gebildeten den Resonanzboden fänden, den die laute und allgemeine Verehrung des Meisters erwarten läßt? Es mag immerhin unserer Generation als Entschuldigung dienen, daß man Goethe, indem man ihn zum Halbgott erhob, den Blicken der gewöhnlichen Sterblichen in einer Wolke von Weihrauch entzog. Aber das ist nur sekundär. Die Hauptsache bleibt die grelle Zwiespältigkeit zwischen unserer Zeit und Goethe. Goethe ist uns ein Schemen, ein wesenloser Schatten, wo er uns doch gewissesete Wirklichkeit und innerer Besitz sein sollte, sein Bildungsideal der innerlich freien, in sich harmonischen Persönlichkeit für uns ein leerer Begriff, wo es uns doch lebendigste Anschauung sein müßte.

Wären wir konsequent, so gehörte auf den Platz des Bildungsheiligen, auf den wir Goethe und mit Recht erhoben haben, irgend ein Polyhistor, ein Vielwisser, der das ganze Wissensgebiet seiner Zeit beherrschte. Denn ein Polyhistor in des Wortes eigentlicher Bedeutung war ja Goethe nie. Man braucht dabei noch gar nicht einmal an seine grundsätzliche Ablehnung jeder Mathematik, an seine Irrtümer in der Farbenlehre zu denken; wenn aber ein Mann wie Goethe zu einer die Geister von Grund auf revolutionierenden Bewegung, wie sie die Kantische Philosophie war, so gar keine rechte Fühlung zu gewinnen weiß, wenn er Spinozas Lehre in manchen Punkten eine falsche und rein subjektive Deutung gegeben hat, dann dürfte eigentlich ein solcher Mann nach unseren neuzeitlichen Begriffen kaum als ein Vorbild an Bildung für alle Zeiten hingestellt werden. Wenn es trotzdem geschieht, dann muß doch selbst unserer Generation der Gedanke dämmern, daß nicht die Menge des aufgenommenen Bildungsstoffes maßgebend ist, sondern die Art, wie der einzelne diesen Bildungsstoff verarbeitet, wie er das seinem Wesen Adäquate, um mit Goethes Epistel zu reden, sich amalgamiert, das Fremde abstößt, und wie er so auf der unverrückbaren Basis seiner geistigen Anlagen und Bedürfnisse jenes Gebäude aufführt, das dann seine eigene individuelle Bildung darstellt.

Unsere moderne Bildung ist eitel Heuchelei und Stückwerk, unser Bildungsideal ein tönerner Götze. Umkehr auf dem bisher betretenen Wege tut uns bitter not. Dieser Weg führt niemals zur freien Entfaltung der geistigen Kräfte unseres Volkes, nur zum geistigen Protzentum, zum Snobismus, zur Verflachung und schließlich an den Abgrund eines öden Materialismus. Wir müssen endlich begreifen: Bildung ist kein Wissen um irgend welche Dinge, ist es nie gewesen und wird es niemals sein. Bildung ist auch kein Muster, keine Schablone, die einmal für allemal aufgestellt wird, und in die wir alle wie in ein Prokrustes-Bett hineingezwängt werden. Bildung ist ein reiner Persönlichkeitswert, schlechthin inkommensurabel und unvergleichbar, ist lebendigste Subjektivität, ist die harmonische Entfaltung der eigenen Individualität nach den ihr immanenten Entwicklungsgesetzen unter Ausnutzung aller sich bietenden Bildungsmöglichkeiten.

Wie aber diese Einsicht verbreiten in einem Volke, in dem das falsche Ideal sich schon so tief eingefressen hat? Schäden aufzudecken und Buße zu predigen

ist ein verdienstliches aber aussichtsloses Werk, wo es sich um die Psychologie der Masse handelt. Da helfen keine äußeren Machtmittel, kein Drohen und keine noch so logische Beweisführung, da hilft nur die geistige Erneuerung des Volkes von innen heraus durch Erziehung der kommenden Generation in einem besseren und reineren Geiste. Das Problem, in das alle diese Bildungsfragen einmünden, ist die Wiedererweckung philosophischen Geistes. Nicht als gälte es philosophische Schulen zu gründen, die sich mit ihren Theoremen gegenseitig befehden, wohl aber in dem Sinne, daß jeder einzelne das einigende Band in der Buntheit der Erscheinungen erkennen, das Leben als eine ihm gestellte Aufgabe betrachten lernt und sich zu einer seinem Wesen gemäßen Weltanschauung durchringt, an der er sich in allen Lebenslagen orientiert. Dann werden vielleicht nicht mehr so viele Vielwisser und mageren Talente in der Welt herumlaufen, aber dann werden wir das haben, was ein Volk in erster Linie braucht, um sich in Nietzscheschem Sinne emporzupflanzen: Persönlichkeiten.

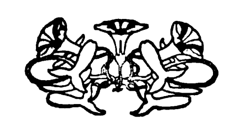


Du bist verreist · Von A. Blum-Erhard

Weit draußen ging ich, weit im Feld,
Und spähte rückwärts nach den Villen.
Vom grauen Zwielicht matt erhellt,
Nur dämmernd winkt noch aus dem stillen,
Dem halbentlaubten Park dein Haus.
Kein Lichtlein schimmert durch die Äste.
So starr und finster sieht es aus,
Als traure es um tote Feste.

Kein Blumentopf am Fensterbord —
Die Jalousieen dicht geschlossen —
Und an dem stillen Pförtchen dort
Hängt selbst die Klingel wie verdrossen.
Was hilft es auch, wenn ich den Strang
Zerrisse? Freudlos würde schrillen
Durch das verlaßne Haus der Klang
Und durch den Park, den traumhaft stillen.

Du bist verreist. Verweht der Glanz
Von deiner Diele und das Lachen;
Das wiegt sich nun im bunten Kranz
Des Südens in dem hellen Nachen —
So fern von mir — und ich, allein
In eines Herbsttags letztem blassen,
Wehmütig ernsten Dämmerschein,
Geh heimwärts durch die stillen Gassen.





Der liebe Gott · Von M. Ferno

I.

Auf dem großen Holz- und Stätteplatz hatten die Kinder ihren Spielplatz. Mitten im Herzen der großen Stadt. An der Seite des Platzes, auf dem auch ein besonders gepflegtes Stück zum Wäschetrocknen vermietet wurde, floß träge das Wasser des Zwirngrabens, der zugeschüttet werden mußte und verschwand, als man die Stadtbahn baute. Zwischen Holz- und Trockenplatz waren einige Lauben, mit Geißblatt oder wildem Wein umzogen, und große Haufen Sand, die der verständnisvolle Hausbesitzer in jedem Frühling vom Sandmann im großen kaufte, ermöglichten den Kindern der Nachbarschaft ein frohes Spiel.

Da fanden sich die Nachbarskinder dann zusammen, die Großen und die Kleinen, und manchmal kamen fremde Kinder mit den Hüterinnen der Wäsche dazu, die mußten meist von ferne stehen und zusehen, wenn die andern Kinder sie nicht großmütig mitspielen ließen.

Vor ihrer Laube hockten Käthe und Lothar. Käthe backte Kuchen aus Sand und Lothar baute eine „Burg“. Dabei wachten sie eifersüchtig darüber, daß der eine nicht mehr Sand nahm als der andre. Von fern stand ein kleines, sehr ärmlich gekleidetes Mädchen und sah zu.

„Du Käthe,“ sagte Lothar leise, „die Fremde werde ich ’rausgraulen, die ärgere ich.“

Käthe, die noch nicht zur Schule ging, wie ihr kleiner Freund, sondern die bei einer Erzieherin ihre ersten Studien machte, machte ein sehr entsetztes Gesicht.

„Was willst du?“ fragte sie. Der Ausdruck „rausgraulen“ war ihr fremd.

„Sie soll uns nicht zusehen, sie kann lieber Klammern zureichen, ihre Mutter wäscht für Fremde“; es lag ein etwas geringschätziger Ton in den Worten des älteren Spielkameraden.

Käthe überhörte ihn, sie empfand Mitleid mit der Kleinen — ihre Mutter wusch, Waschfrauen waren immer arm. Das war eine der wenigen Lebenserfahrungen, die das Kind besaß.

„Warum soll sie Klammern zureichen, das ist gräßlich, ich mag auch nicht zureichen, wenn Jette Wäsche aufhängt."

Lothar antwortete nicht, aber er sah die Kleine, die nähergekommen war, herausfordernd und unfreundlich an: „Bleib auf dem Trockenplatz, hier gehörst du nicht hin!" sagte er herrisch.

Das Kind sah den kleinen Tyrannen mit einem langen, betrübten Blick an, dann wandte es sich und ging langsam zurück zu dem Platz, wo die weiße Wäsche sich lustig im Winde blähte.

„Das war schlecht von dir, Lothar", sagte Käthe so vorwurfsvoll, als es ihr möglich war, zu dem kleinen Gefährten. „Du warst unfreundlich zu einem armen Kind, das sollen wir nicht sein — der liebe Gott ist dann böse über uns und — und er straft uns."

Lothar ließ den Spaten sinken und sah Käthe mit blitzenden Augen an.

„Wer sagt das?" fragte er streng und gründlich.

„Fräulein Röder sagt es in der Religionsstunde und ich weiß es von Mama."

„Pah — Fräulein Röder — Mama —" er ahmte Käthes Ton nach —.

„Lernt ihr denn nicht vom lieben Gott in der Schule?" fragte Käthe betroffen.

Lothar hatte sich aufgerichtet und klopfte den Sand von seinem Anzug, dann sagte er leise, indem er ganz dicht an Käthe herantrat: „Weißt du, Käthe, der Lehrer sagt das ja auch, immerfort und immerfort vom lieben Gott — aber man sieht ihn doch nie, und da er nie da ist und auch kein Bild von ihm wie von meinem Großvater, der schon lange tot ist, so wird der liebe Gott wohl auch nicht da sein. Und Karl Pfeiffer meint, wir sollten uns doch man bloß nicht bange machen lassen."

Käthe schlug vor Erstaunen die kleinen, sandbeschmutzten Hände zusammen. Sie hatte Lothar zwar nicht genau verstanden, nur so viel war ihr klar, daß er meinte, der liebe Gott sei nicht da, weil es kein Bild von ihm gäbe.

Sie winkte ihn in die Laube, kauerte sich dicht neben ihn auf die Bank und sagte ganz atemlos: „Aber Lothar — das ist ja gar nicht wahr — ich kenne doch ein Bild vom lieben Gott, Fräulein Röder hat es mir gezeigt — und wenn du willst, will ich es dir morgen zeigen. Aber du darfst es keinem Menschen sagen. Ich soll zwar nicht allein über die Friedrichsbrücke gehen, aber wenn Jette mit dem Kaffee kommt, sind wir schon längst wieder da!"

Lothar horchte interessiert.

„Wo ist denn das Bild?" fragte er.

„O, im Lustgarten steht ein großes Haus mit Säulen und einer großen Treppe. Und wenn man da hinaufsteigt, da ist ein Bild, darauf sind viele Menschen, Bäume und Blumen, und der liebe Gott auch."

„Wie sieht er aus?" fragte Lothar.

„Du wirst ja sehen!" sagte Käthe, die nicht imstande war, das flüchtig geschaute Bild zu beschreiben — „ein alter Mann mit einem langen Bart und einen Mantel hat er um."

„Mein Onkel ist Maler," sagte Lothar, „der malt immer Menschen auf Leinwand, vielleicht, wenn der liebe Gott gemalt ist, muß ihn doch einer gesehen haben."

„Na, siehst du?" triumphierte Käthe.

* * *

Am anderen Tage standen die Kinder in der Säulenhalle vor dem großen Bilde. Käthe hatte sich erst etwas gefürchtet, die vielen Stufen hinanzusteigen, aber nun war sie froh, daß sie diesen Gedanken gehabt hatte. Langsam ging sie, die Figuren betrachtend, an dem Corneliusschen Fries vorüber, Lothar fest an die Hand fassend, denn eigentlich fürchtete sie sich. Sie war es nicht gewohnt, ohne die Eltern oder Fräulein Röder oder Jette über die Straße zu gehen, und Lothar erschien ihr, trotzdem er ihr sonst immer etwas imponierte, kein ausreichender Schutz.

„Da — da,“ sagte sie endlich und blieb tiefaufatmend stehen, „siehst du — den großen, gewaltigen, alten Mann mit den Strahlen um den Kopf — das ist der liebe Gott.“ Sie war vor Erregung ganz blaß geworden und die kleine Stimme zitterte.

Lothar blieb stehen, seine großen, blauen, staunenden Kinderaugen umfaßten das Bild — dann sagte er: „Na, der wird's kriegen — der Karl Pfeiffer“ — —

Käthe sah Lothar an, ein großes, fragendes Staunen lag in seinem offenen Knabengesicht, und zum erstenmal, seit sie den Kameraden kannte, eine kleine Unsicherheit, die ihr Überlegenheit gab.

„Komm nun —“, sagte sie, „du hast ja nun gesehen — wenn Mama merkt, daß wir nicht auf dem Platz sind — gibt's Schelte. — Und Mama ängstigt sich — komm — vor den Treppen fürchte ich mich eigentlich.“

Und schweigend — Hand in Hand, gingen die Kinder heim.

* * *

II.

Peter war genesen und wurde heute aus der Klinik abgeholt, in der er fast drei Monate schwer krank gelegen hatte, und dem berühmten Professor Ritter war es doch gelungen, dem Knaben das Leben, der Mutter das einzige Kind zu erhalten. Frau von Brünefeld war selbst gekommen, Peter abzuholen.

Der Abschied, den Peter eigentlich gerne nahm, gestaltete sich doch umständlicher, als man gedacht hatte. Alles wollte Peter, dem Liebling der Klinik, der Assistenzärzte, der pflegenden Schwestern und der Wärter, Adieu sagen, sein langer Aufenthalt hatte ihm fast Heimatsrechte gegeben.

Die Abfahrt verzögerte sich, und so kam es, daß der Professor, der zu einem Besuch zufällig noch einmal in die Klinik kam, in Peters Zimmer schaute, aus dem der alte, weißhaarige Diener soeben den Koffer forttrug. Auf dem Lehnstuhl am Fenster, wo sie so oft während der Leidenstage ihres Lieblings gesessen, saß Frau von Brünefeld. Der Professor hatte die stille, zarte Frau in dieser Zeit kennen und schätzen gelernt, selten war ihm solche Frau begegnet. Voller anmutiger Zurückhaltung, voll banger Zärtlichkeit für Peter und doch stets gesammelt, ruhig, würdig und gefaßt in den vielen bangen, todestraurigen Stunden. Kein Wort der Ungeduld, kein Wort der Klage war über ihre Lippen gekommen, selbst nicht, als während vieler, langer Tage und Nächte die Gefahr des Verlierens dieses einzigen Glücks, das sie besaß, drohend vor ihr stand.

„Der Abschied wird Peter schwer“, sagte er nach der Begrüßung.

Sie nickte lächelnd, dann sagte sie: „Also noch einmal besten Dank, Herr Professor, für alles, was Sie für Peter taten.“

„Nicht mir allein, gnädige Frau, ist Peters Genesung zu danken," erwiderte Ritter, „hier taten alle, die pflegenden Schwestern, meine Assistenten, das Ihrige. Aber man freut sich, wenn man solche fast hoffnungslosen Fälle so hoffnungsreich entlassen kann, man fühlt sich voll befriedigt in seinem Beruf."

Die klaren, tiefen Augen der jugendlichen Frau streiften das kühne, stolze Antlitz des berühmten Mannes, dann sagte sie leise, fast feierlich: „Und unseres Gottes Güte und Hilfe nicht zu vergessen — Herr Professor."

Gottes Güte und Hilfe!

Was sollte er darauf wohl sagen!

Diese Mutter, der seine Kunst den Sohn erhalten hatte, sprach von Gottes Hilfe! Und das waren, wie sie es sprach, nicht so gedankenlos und gewohnheitsmäßig gesagte Worte, das war Überzeugung und treuste Dankbarkeit, das war ein stolzes Zeugnis von Glaubenskraft und Glaubenshoffnung, mit der sie das Leid und die Sorgen dieser Wochen ertragen hatte. So hatte noch niemand zu ihm, dem über die Grenzen der Heimat hinaus berühmten Arzt und Helfer, gesprochen. —

Peter kam, seine Mutter zu holen, und lange stand Ritter sinnend am Fenster und schaute dem davonrollenden Wagen nach.

Wie eine Fata Morgana tauchte im Strudel des Lebens und des Berufs lange vergessen ein Bild aus der Kinderzeit vor ihm auf.

„Den lieben Gott gibt es — ich will dir sein Bild zeigen — —"

* * *

III.

„Schwester Ina könnte die Pflege des Professors übernehmen", sagte der dirigierende Arzt des Krankenhauses zur Oberin.

Zur Kur im Bade weilend, war Professor Ritter erkrankt und mußte sich einer schwierigen, wie er selbst wußte, gefährlichen Operation unterwerfen.

Am Tage vorher wünschte er die Schwester zu sehen, die ihm der Kollege empfohlen hatte. Er lag, von Schmerzen gequält, auf der Chaiselongue, als sein Diener ihm Schwester Ina meldete.

Eine schlanke, feingebaute Frauengestalt, kaum über Mittelgröße, nicht jung mehr, aber noch nicht alt, mit ruhigen, milden Zügen, wie sie reife Jahre, Erfahrung und Frieden geben.

„Sie werden einen schwierigen Kranken in mir haben, Schwester Ina," sagte der Professor mißmutig, „ich bin es so gar nicht gewohnt, krank zu sein, sondern nur daran, Kranke zu behandeln."

„Für mich ist kein Kranker je ‚schwierig' gewesen", erwiderte die Schwester.

„Es gibt solche Künstlerinnen der Pflege, ich weiß das aus meiner Tätigkeit, aber ich bin nie dazu gekommen, je eine von ihnen zu fragen, woher sie die Kraft zu dieser Kunst der Langmut und Geduld nehmen. Diese langmütigen sind bei den Kranken beliebter und ihre Pflege wirkt oft Wunder."

„Woher man die Kraft nimmt?" Schwester Ina legte einen fragenden Ton in ihre Worte — nun, das mag wohl nach der Persönlichkeit und der Anlage verschieden sein. Einige nehmen sie aus der besonderen Energie, oder einem beson-

deren Selbstbewußtsein, noch andern kommt sie mit der Zeit als eine Vervollkommnung ihres Berufs und ich — —" sie hielt inne — unschlüssig, ob den Professor gerade sie interessieren würde. Der aber hatte den Kopf gewendet und seine klugen Augen hafteten voller Spannung auf dem stillen Gesicht der Pflegerin. Es kam ihm mit einem Male sehr bekannt vor — wo hatte er sie schon einmal gesehen? „— und Sie, Schwester Ina", fragte er interessiert.

Sie hob den Kopf und sah ihn fest an: „Mir wurde die Geduld und die Langmut und die Liebe meiner Kranken durch Gottes Güte, Hilfe und Gnade. Ich habe nie aufgehört, darum zu bitten."

Gottes Hilfe und Gnade!

Dieselben demütig-stolzen Worte sagte die stille Schwester, die ihm vor kaum einem halben Jahr eine Mutter gesagt hatte, der seine Kunst den Sohn erhalten hatte. Noch nie vorher hatte so jemand zu ihm gesprochen, dem Großen, Gefeierten, dem nah und fern berühmten Arzt. Und diesen Frauen, die so sicher und unbeirrt ihre verschiedenen Wege gingen, war es ernst damit — keine leeren, gewohnheitsmäßig gesagten Worte. Ton und Blick verrieten es.

Der Professor schloß einen Augenblick die Augen — woher kam ihm jetzt mit einem Male die Erinnerung an die kleine Gespielin, die ihm einst als Beweis, daß es doch einen lieben Gott gäbe, das Bild des lieben Gottes gezeigt hatte. Er mühte sich, Käthes Züge sich zu vergegenwärtigen, und — als er gequält die Augen aufschlug — — da war Käthe da, sie saß leibhaftig vor ihm, still mit gefalteten Händen im Lehnstuhl, über dem glattgestrichenen Scheitel die weiße Haube in der schmucklosen Schwesterntracht.

„Schwester Käthe," sagte er und reichte ihr die Hand — „ich kenne Sie — Sie sind für mich nicht Schwester Ina — kennen Sie den Spielfreund nicht mehr, Lothar Ritter, dem Sie damals — ach, Schwester Käthe, wie lange ist es wohl her — das Bild des lieben Gottes zeigten?"

„Sie sind Lothar Ritter? Wer kann, wenn man von Professor Ritter hört, denken, daß das gerade mein Spielkamerad ist. Wir kamen damals gleich fort von Berlin, der dänische Krieg brach aus — mein Vater fiel, die Mutter zog nach ihrer pommerschen Heimat."

„Und Sie wurden Schwester vom Roten Kreuz?"

Die Schwester nickte: „Seit ich Mutter gepflegt hatte in langer, schwerer Todeskrankheit — hatte ich nur Lust, weiter so zu wirken, es war erst schwer, aber — —"

„Aber, Schwester Käthe?"

„Ich hatte meinen lieben Gott, der half mir durch."

„Sie haben ihn immer treu festgehalten — wurden Sie glücklich dabei?" Die Frage klang fast atemlos.

Sie sah ihn fest an: „Ich wünsche mir kein anderes Glück, Herr Professor —"

„Ich habe selten oder nie an Gott gedacht, Schwester Käthe — vielleicht habe ich sogar geglaubt, daß es keinen gibt. — Meine Kunst und meine Wissenschaft war mein Gott, dem ich diente."

Käthe antwortete nicht.



„Glauben Sie, daß mir damit etwas gefehlt hat, Schwester Käthe?"

„Alles — Herr Professor!"

Sein alter Stolz kam über ihn.

„Und doch konnte ich meinen Kranken helfen, durch meine Kunst."

„Gottes Gnade hat Sie nicht verlassen, wenn Sie auch nicht darum baten — desto größer war sie also", sagte Käthe fest.

„War das Gottes Gnade, die mir eine geliebte Frau in der Jugendblüte nahm?" Sein Ton klang bitter und gereizt. „Nein — nein — Schwester Käthe — Sie zeigen mir doch den lieben Gott nicht."

Sie schwieg, unschlüssig, was sie sagen sollte — und in demselben Augenblick trat der Arzt und Freund des Kranken ein.

„Mir scheint, Ritter — du machst hier eine Jammermiene. Nur Geduld — morgen um diese Zeit sind wir über den Berg."

* * *

IV.

Man war über den Berg — aber es ging schnell bergab.

„Zu spät!" Auch über diesem Krankenlager stand das furchtbare Wort.

Käthe saß still bei dem Leidenden, der seit Mittag in leisem Halbschlaf lag. Nun wurde er unruhig und schlug die Augen auf. Über seine Züge ging ein Lächeln, als er Käthe sah.

„Zeigen Sie mir noch einmal Ihren Gott, Schwester Käthe — glauben Sie, daß er auch mein Gott ist?"

„Immer — Herr Professor —"

„Wissen Sie, wie Sie mir damals sein Bild zeigten? Da wurde ich gläubig, vielleicht werde ich nun getroster für — — den Rest."

Käthe wandte sich ab — sie pflegte sonst Kranke von solchen trüben Gedanken abzubringen, hier — dieser Kranke wußte, wie es um ihn stand. Und all sein Stolz und alle Kunst verblaßten in den dunklen Todesschatten.

„Wie war es, Schwester Käthe, was Sie sagten: Gottes Güte ist ewig, nicht wahr?"

„Ja", sagte sie feierlich.

„Und unsre Kunst ist Stückwerk", sagte er, den Anschluß findend an irgend etwas, das ihm bekannt schien.

„Mein Kopf ist etwas matt von Schmerzen — sagen Sie mir — ganz etwas Einfaches, was man Kindern sagt", bat er weiter. Käthe dachte einen Augenblick nach, dann sprach sie mit fester Stimme:

„Wie könnt' ich ruhig schlafen
In dunkler Nacht —
Wenn ich, o Gott und Vater,
Nicht dein gedacht. —
Es hat des Tages Treiben
Mein Herz zerstreut —
Bei dir — bei dir ist Frieden
Und Seligkeit. —
So nimm denn meine Hände
Und führe mich —
Bis an mein selig Ende
Und ewiglich."

Der Kranke schien zu schlafen — ruhig, ohne sich zu regen, saß Käthe bei ihm — bis zum Morgen. Als die Dämmerung dem jungen Tage wich und der Frühsonne Strahlen sich rosig durch den Vorhang in das Krankenzimmer stahlen, erwachte er.

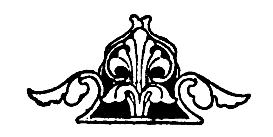
„Ich danke Ihnen — Schwester Käthe — für alles, auch dafür, daß Sie mir damals das Bild zeigten. Es schien mir später oft kindisch — aber es ist doch schön."

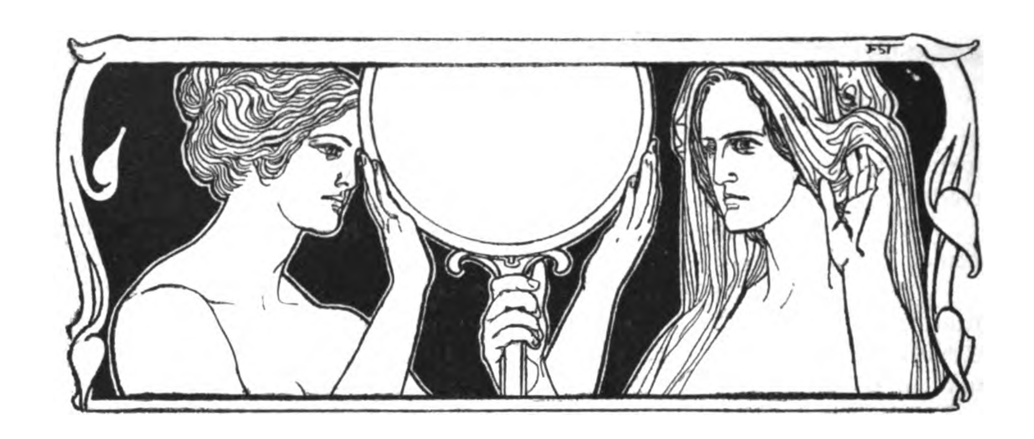
Als die Zeitungen die Kunde vom Tode des berühmten Mannes in alle Welt trugen, der seine Kunst als „wahren Gottesdienst" betrachtet hatte, da lächelte Schwester Käthe leise. „Stückwerk" hatte er sie genannt, und sie hatte ihm Gott und Gottes Güte zeigen dürfen.



Es rauscht ein Strom · Von J. Illig

Es rauscht ein Strom in Ewigkeit
Unendlich tief, unendlich weit.
Möcht'st wissen, was sein Rauschen spricht?
Mag sein, er weiß es selber nicht.
Mag sein, er weiß wohin, woher?
Mag sein, er kommt vom Ungefähr.
Er ist der Strom Allüberall,
Ist Berg zugleich und Meer und Tal,
Ist finstre Nacht, ist Glanz und Licht —
Ob er es weiß? — Ich weiß es nicht.
Er ist ein „Muß" und ist ein „Will",
Steht ewig fest und ruht nie still.
Zuweilen nur sein Wasser zischt:
Ein Tröpflein spritzt aus schwachem Gischt,
Spritzt rasch empor mit mattem Glanz
Und sinkt zurück im Wirbeltanz,
Ein kurzer Laut, ein müder Schrei,
Ein Augenblick — dann ist's vorbei.
Seltsamer Traum kommt über mich:
Mir ist, als wär' das Tröpfchen ich.
Es rauscht der Strom .....





Fortschritt! · Von Willy Ruppel

Irgendwo in Deutschland, da wo es am schönsten ist, liegt Hainfeld, ein ehemaliges Residenzstädtchen, das dank seiner wundervollen Umgebung und einiger gegen die Einbildung als Krankheitsursache sehr wirksamer Heilquellen sich einer großen Besucherzahl erfreute. Durch die zahlreichen Kurgäste, die beinahe zu allen Jahreszeiten anwesend waren, wurde in das Landstädtchen ein Hauch der großen Welt getragen, und die Kurpromenade hatte in der Saison einen internationalen Zug. Es kam hinzu, daß die Erinnerung an die Zeiten, da Hainfeld noch Residenz der regierenden Fürsten zu Hainfeld-Düringen war, noch nicht erloschen war und das Städtchen noch immer den Charme einer kleinen Residenz hatte. In älteren Zeiten, da die Welt noch unmoralischer war, hatte in dem vornehmen alten Kurhaus von Hainfeld eine Spielbank ihren Sitz gehabt, und nicht nur die eleganten Fremden, die Hof-Kavaliere und Seine Durchlaucht allerhöchst selbst hatten sich an den grünen Tischen amüsiert, sondern auch die Einwohner von Hainfeld hatten je nach Vermögen und Leidenschaft gespielt. Die, so nicht spielten, verdienten aber viel an den Fremden, denen es, wenn sie gewonnen hatten, nicht darauf ankam, für eine kleine Dienstleistung ein goldenes Trinkgeld zu geben. Aus dieser Zeit hatte sich eine gediegene Wohlhabenheit in das alte Städchen gerettet, und noch immer wurde an den Kurgästen reichlich verdient. Trotz der veränderten Zeiten, der Automobilfahrerei, der Mode, zur Erholung nach Ägypten zu gehen und so weiter, kamen noch immer sehr viele nach Hainfeld, um sich an der Brigittenquelle und den andern Brunnen zu kurieren oder doch wenigstens aufzufrischen. Infolgedessen lebten die Hainfelder bis vor wenigen Jahren ruhig und behaglich dahin, hatten ungefähr so viel, als sie brauchten — wenngleich nicht im entferntesten so viel, als sie wünschten —, gingen mit Ruhe und ohne Hast ihrer Hantierung nach, kritisierten oder bewunderten die Fremden, ahmten ihre Manieren nach, tranken ihren Schoppen unter den nötigen verdauungsfördernden Gesprächen, hatten, soweit ihnen danach der Sinn stand, ihre Liebesaffären, kurz, führten ein recht behagliches Dasein. Weil es ihnen so gut ging und es so ganz unmodern ruhig und be-

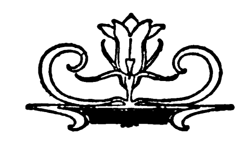
haglich in Hainfeld war, weil auch die kräftige, anregende Luft dieser waldigen Gegend dem Entstehen der Veränderungssucht günstig war, so begannen — auch unter dem Einfluß der reichlich betriebenen Zeitungslektüre — die Hainfelder bald, darüber zu schimpfen, daß in ihrem „Nest" nichts los sei, daß der rechte Zug in der Geschichte fehle, daß Hainfeld moderner werden müßte, daß man von den benachbarten größeren Städten die Leute heranziehen müsse, auf daß sie entweder zum Besuch nach Hainfeld kämen oder gar ihren Wohnsitz dahin verlegten. Andere, Jüngere, die das gesehen hatten, was sie die „Welt" nannten, meinten, man müsse Industrie nach Hainfeld ziehen, sonst gebe es keinen Fortschritt. Es bemächtigte sich nun aller der aus lebhafter Geldgier erzeugte Fortschritts- und Verkehrsfanatismus, und da die Stadtverordnetenversammlung sich rührte und auch der Verkehrsverein nicht müßig blieb, so gelang es den vereinten Anstrengungen wirklich, Hainfeld derart zu modernisieren, daß man es nicht wiedererkannte.

Da standen ein paar liebe, alte, verträumte Häuser noch aus der Residenzzeit in einer wundervollen, stillen Straße. Sie waren wohl die Wohnsitze der Hofbeamten und adligen Familien gewesen. Häuser mit breiten Torfahrten, über denen steinerne Wappen prangten, mit großen, halbdunklen, weiten, dämmerigen Höfen und tiefen, verwilderten Gärten. Ein durch einen Hainfelder Stadtrat auf die billigen Grundstückspreise aufmerksam gemachter Fabrikant aus der Nachbarschaft kaufte sie billig, riß sie nieder und errichtete an der Stelle eine Kesselschmiede. Die Freunde des Fortschritts strahlten. Ein Stück vom Park wurde abgeholzt, ein Abfluß vom wasserrosenübersponnenen Schloßteich hereingeleitet und eine Spinnerei errichtet. Um den Schloßteich herum erhoben sich nun bald Arbeiterhäuser und im Schloßpark spielten mit Geschrei die unzähligen Kinder der Spinnereiarbeiter. Abends hielten die Liebespärchen die Bänke besetzt, und da war nun Leben „in der Bude", wie die Fortschrittler meinten. Als gar einer im Schloßpark seine Geliebte erschoß, brachte das „Intelligenzblatt" einen allgemein bemerkten Artikel: „Hainfeld wird Großstadt!" Den unablässigen Bemühungen des Verkehrsvereins gelang es, eine elektrische Trambahn durch das Städtchen, drum herum und durch den Kurpark in den Wald hinaufzuführen (im Interesse des Verkehrs wurden die störenden alten Eichen und Buchen entfernt). Die Anwohner der Straßen, durch die die neue Elektrische nicht geführt werden sollte, petitionierten so lange, bis auch ihnen der Genuß der mit Spektakel durch die stillen Gassen sausenden elektrischen Wagen zuteil wurde. In den Straßen, in denen man noch wie in alten Zeiten bequem und behaglich, ohne sich umzuschauen, auf dem Fahrdamm einherwandeln konnte, sanken die Mieten bis nahe dem Nullpunkt. Durch entsprechende Fahrpreisermäßigung glückte es, die Vereine der benachbarten großen Städte zu regelmäßigen Sonntagsausflügen nach Hainfeld zu veranlassen. Die Stadtverwaltung kam den Ausflüglern durch Errichtung zweier Karussels und dreier amerikanischer Schaukeln an den schönsten Punkten des Waldes entgegen. „Hainfeld hebt sich", schrieb das „Intelligenzblatt". Als die Elektrische einen allgemein geschätzten Mitbürger, der ihr in der schmalen Straße nicht rechtzeitig hatte ausweichen können, in mehrere Stücke fuhr, brachte das „Intelligenzblatt" einen tiefdurchdachten Artikel „über die notwendigen Opfer

des Verkehrsfortschritts", der den Hinterbliebenen des zerteilten Bürgers sehr zum Trost gereichte. Von jetzt ab wurden öfter alleingehende Damen im Park und im Wald überfallen. Dazu bemerkte das „Intelligenzblatt": „Wenn auch diese Vorkommnisse sehr bedauerlich sind, so sind sie von der modernen Großstadt nicht zu trennen, ja wir möchten sagen, sie sind — so unerfreulich und bekämpfenswert sie auch selbstverständlich sind — doch andererseits ein Symptom des Fortschritts." Auf den Vorschlag seines erfahrenen und geschickten Vorsitzenden Albert Straßbauer jr. engagierte der Verkehrsverein einige junge Leute beiderlei Geschlechts, damit sie von abends 9 bis 2 Uhr nachts auf der Ludwigsstraße, der Hauptstraße von Hainfeld, „Großstädtisches Nachtleben" veranstalteten. Diese Maßregel hatte einen außerordentlichen Erfolg, und als die Anwohner der Ludwigsstraße wegen des Nachtlebens nicht mehr schlafen konnten und der Veronalverbrauch ganz großstädtische Dimensionen annahm, ließen sie dem Vorstand des Verkehrsvereins eine Adresse überreichen zum Dank für die Förderung der großstädtischen Entwickelung Hainfelds. Als gar der Schneidermeister Wöhrlein eines Abends auf der Ludwigsstraße von einer frisch zugezogenen Prostituierten angesprochen und zehn Minuten darauf von ihrem Zuhälter über den Kopf geschlagen wurde, da begann das „Intelligenzblatt" mit der Veröffentlichung einer Serie von Feuilletons mit schönen Titeln, wie „Großstadtleben", „Die Apachen von Hainfeld", „Aus dem Sumpfe der Großstadt" und so weiter.

Hainfeld hat jetzt statt der alten verträumten und gänzlich unmodernen Häuser aus einer endgültig überwundenen Periode eine Reihe moderner Ziegelstein-Mietskasernen, von etwa einem Dutzend Fabriken schrillt mehrmals täglich die Dampfpfeife, die Roheitsverbrechen haben in der bemerkenswertesten Weise zugenommen, die neue Elektrische überfährt beinahe soviel Leute wie in den benachbarten viel größeren Städten, tötet sie aber mit viel großstädtischerer Sicherheit. Die Gesundheitsstatistik weist eine befriedigende Zunahme der Erkrankungen des Nervensystems unter den Hainfeldern auf und im städtischen Krankenhaus wird die Abteilung für galante Krankheiten, wie man früher so schön sagte, gar nicht mehr leer. — Wo früher die Kurgäste in behaglicher kleinstädtischer Ruhe in Park und Wald, im Kurgarten und auf der Kurhausterrasse sich erholten, spielen jetzt nachmittags die Militärkapellen und finden Volksbelustigungen statt, bei denen Schutzleute dafür sorgen müssen, daß in dem Gewühl keine Kinder totgetreten werden. Jeden Sonntag spielen auf Anregung des Stadtverordneten Lärmschläger an den schönsten Stellen des Parkes aufgestellte Orchestrions — eine Stiftung eines hochherzigen Großindustriellen! — populäre Operettenmelodien.

Mit einem Wort, es ist jetzt „was los" in Hainfeld, man „trägt dem Zug der Zeit Rechnung", um einen treffenden Ausdruck des „Intelligenzblattes" zu brauchen.





Wie ich meinen Trotzkopf „zähme"

Von Else Mücke

Wie bei der Frauenbewegung das Wort Rechte von ihren Vertreterinnen oft viel zu stark betont wird im Gegensatz zu dem Wort Pflicht, so sprechen auch die modernen Kinderbeglücker viel zu viel von den Rechten des Kindes. — Rechte erlangt erst ganz allmählich der, der Pflichten erfüllt. Darum ist es Sache der Erziehung, das kleine Menschenkind zur Erfüllung von Pflichten anzuhalten, auf daß es Schritt für Schritt aus eigener Kraft sich Rechte erwerbe, anstatt sie ihm auf dem Präsentierteller, fein zubereitet, entgegenzubringen; denn ein in sich stärkeres, vom Ich befreites Geschlecht wird auf diese Weise nicht erzogen werden.

So stark ich auch dem ungezügelten Sichausleben des Kindes als Feind gegenüberstehe, so stelle ich mich doch auch dem blinden Gehorsam (mit einigen Ausnahmen) als Gegner.

Das Kind muß langsam zur eigenen Erkenntnis dessen geführt werden, was ihm in seelischer und leiblicher Beziehung gut oder nicht gut sei. Es muß lernen, das Gute um des Guten willen zu lieben, um es aus freien Stücken selbst zu erwählen; es muß erkennen lernen, daß nur dies Freude und Frohsinn in sein kleines Herzchen trägt, und daß nur das Ungute ihn mit sich und aller Welt unzufrieden, so recht verdrießlich sein läßt (für diese Erkenntnisse bieten sich täglich zahllose Beispiele), auf daß es aus eigener Erkenntnis gehorchen, d. h. das Gute erwählen lerne.

Nicht früh genug kann das Kind zu Erkenntnissen geführt werden; hat es erst diese, dann zu dem zweiten Mittel gegriffen: packe sein Ehrgefühl — traue ihm mächtig viel zu! — Gib es ihm selbst in die Hand, sich als kleiner, verständiger Mensch erweisen zu können, dann wird es nur in ganz seltenen Fällen versagen und den Gehorsam verweigern. Denn auf nichts reagiert ein normal veranlagtes Kind besser, als wenn ihm „etwas zugetraut" wird.

Geschieht es aber doch einmal, daß seine Erkenntnis versagt und sein Stolz, dann muß freilich dein einsichtsvoller Wille den Sieg davontragen über den unverständigen des Kindes, dann muß es — leider — einmal blind gehorchen. Daß aber kein Murren über deine „Härte" in seiner Seele zurück-

bleibe, so suche, sobald es einer Vorstellung zugänglich ist, eine stille, gute Stunde, auf daß es freiwillig sich doch noch als der unrecht habende Teil erkennt.

Solange aber ein Kind noch nicht für die einfachsten Erkenntnisse reif ist (das Alter wird schwanken zwischen 4—5 Jahren), so lange muß es auf jeden Fall blind gehorchen; aber man kann ihm dies erleichtern, indem man es gleichsam spielend dazu führt, das zu tun, was es tun soll:

Der kleine dreijährige Kurt soll sein Spielzeug aufräumen, er hat absolut keine Lust dazu; man befiehlt; er aber legt sich lang hin auf die Diele und läßt seinem Eigenwillen die Zügel schießen. Nun wäre es ja ein leichtes, die „Übermacht“ geltend zu machen, und den kleinen, strampelnden Kerl einfach zum Gehorsam zu zwingen — wohl gar mittelst Rute; viel gewonnen wäre aber dabei nicht, es wäre ja nur ein Gehorsam aus Furcht — und der ist wertlos. Wenn statt dessen plötzlich die Schafel und Muhkuhs, die da umherliegen, zu weinen anfangen, weil sie müde sind, dann wird das Kurtchen erst aufhorchen und allmählich näher kommen, bis die Liebe zu seinen Tierchen die böse Unlust besiegt. So wird sich in vielen Fällen bei dem kleinen Kind das Befolgen eines Gebotes erzielen lassen, wenn man nur an diese oder jene gute Regung in seiner Seele anzuknüpfen weiß. Die modernen „Kinderbeglücker“ würden zwar die Frage aufwerfen: „Hast du denn immer Lust dazu, das zu tun, was du tun sollst, und tust du's immer? Warum also verlangst du es von dem kleinen Kurtchen?“ Nein, leider habe ich nicht immer Lust zu allem, was ich tun soll — und unterlasse manches — traurig genug; — stolzer und froher würde ich gewiß sein, wenn ich immer „Herr in meinem eigenen Hause“ wäre. Darum soll aber auch mein Kind, früher als ich es gelernt habe, lernen — Selbstherrscher zu werden.

Am Schluß möchte ich noch aus meiner Erfahrung heraus, wie man Trotzköpfe „zähmen“, d. h. zu Erkenntnissen führen kann, aus einem Beispiel an meinem Kind erläutern. Es ist auch kein Dutzendmenschlein, fest und grade steht es in seiner kleinen Persönlichkeit, Autoritätenglauben liegt ihm fern, ja, es ist schwer, ihm etwas beizubringen, wovon es sich nicht selbst überzeugt hat: Sein starker, kleiner Eigenwille machte, sobald es nur auf eigenen Füßchen stehen konnte, gar oft gefährliche Seitensprünge, und der „Bock“ warf es wohl auch ab und an einmal mit strampelnden Beinchen zu Boden.

Als meine Kleine vier Jahre alt war, hatte ich etwa folgendes Gespräch mit ihr: „Nicht wahr, Traute, du hörst doch ganz gewiß, wenn Mutter dir dies oder jenes verbietet, wie da in deinem Köpfchen etwas spricht: tu's grade, — tu's grade! Siehst du, das ist der böse Trotz, der spricht so zu dir und das ist ein ganz furchtbar schlimmer Geselle, der die Kinder dazu bringen will, daß sie so böse werden, wie er selbst ist, bis sie niemand mehr lieb hat, nicht Vatel, nicht Muttel, kein Mensch auf der ganzen Welt.“

Mit recht nachdenklicher Miene hörte meine Kleine zu und mit tiefem Seufzer fragte sie: „Kein Mensch? das muß aber schrecklich sein, wenn niemand mehr die Trautel küßt und lieb hat.“ Darauf sagte ich ihr, daß der Trotz aber auch ein schrecklich furchtsamer Geselle sei, der vor einem kleinen, tapferen Mädchen ganz schnell „Reißaus“ nimmt, wenn es an sein Köpfchen klopft und ruft: „Raus, du böser,

Winterlandschaft bei Kochel



Alfred Lüdke

häßlicher Trotz, ich will brav sein“, — dann läuft er davon, so schnell, wie du es dir gar nicht denken kannst, — und das kleine Mädchen ist dann so froh in seinem Herzel, daß es vor Freude tanzen muß — versuch's doch einmal. — Und sie tat es — erst wohl nur halb aus Neugier, nun aber kämpft sie stets recht tapfer den Kampf mit dem bösen Trotz allein aus; freudestrahlend kommt sie dann: „Mutti, ‚er‘ ist raus!“ Oft habe ich Gelegenheit, Zwiegespräche mit ihrem Trotz zu belauschen, aus denen so viel starker Wille spricht, seiner Herr werden zu wollen, und bewältigt er sie auch noch oft, so daß erst nach einiger Zeit der Kampf mit ihm einsetzt, nie wird sie vergessen, ihn zu bekämpfen. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß es doch wirklich eine Schande wäre, wenn der Trotz solch einem tapferen Mädel, wie die Traute ist, einfach den Mund wegnähme und riefe: ich will aber nicht, oder wenn er gar die Füßchen holte, um mit ihnen aufzustampfen, als wenn es wahr und wahrhaftig seine Füßchen wären und nicht Trautes. Bei solchen Worten kann man es dann in dem Gesichtchen arbeiten und kämpfen sehen und man fühlt es: der Kampf ist nicht allzu leicht. Und wie mit dem Trotz, so mache ich es mit allen anderen unguten Eigenschaften, sie bekommt sie alle „selbst unter die Finger“. Ihr Wille muß manchmal harte Proben bestehen; aber ich habe auch die Freude, zu sehen, daß er wächst und das kleine Persönchen trägt, und daß er wahr und wahrhaftig nicht stirbt, auch wenn mein Kind ab und an einmal blind gehorchen muß, weil es in dem Augenblick die Erkenntnis nicht finden kann, wir bringen es nachher immer wieder ins Gleiche und kein Murren bleibt zurück. Freilich nach den seltenen Fällen, in denen es blinden Gehorsam leisten muß, revoltiert sein kleiner Geist auch manchmal stark, so vor kurzem: „Fräulein hat uns erzählt, daß es schrecklich viele Länder auf der Welt gibt, warum gibt es da nicht auch ein Land, wo bloß Kinder allein drin sind?“

Scheinbar, ohne zu wissen, was sie meinte, fragte ich nur: was wohl in dem Land das kleine Mädel (sie selbst) angefangen haben würde, das da vor ein paar Tagen seine Muttel zu Hilfe rief, weil ein großer, garstiger Junge es mit der Gerte schlagen wollte — ja, was das wohl angefangen hätte? Ob dieses unerwarteten Einwurfs tiefes Nachdenken in den eben noch recht trotzigen Kinderaugen; — Schlußtableau: stürmisches Umhalsen und die Worte: „Totweinen tät' sich überhaupt die Traute, wenn sie keine Muttel hätte“.

Mit solchen Gewissensfragen führe ich den kleinen revoltierenden Geist gewöhnlich aufs Glatteis und — gottlob — die Antworten fallen immer recht zu meinen Gunsten aus. Instinktiv fühlt wohl mein Kind, daß Mutter sein kleines Menschtum so hoch achtet, daß sie nimmer wagen würde, daran zu rühren oder gar nach ihrer eigenen Art es umzuprägen, und daß, trotz des Gehorchenmüssens, ihre berechtigte Bewegungsfreiheit nie ein Wall kategorischer Imperative: du sollst — du sollst nicht — hemmend umgibt.

So hoffe ich, daß mein Kind rank und schlank aufwachsen und weder die „Unzufriedenen im Lande“ (mit ihren Eltern Unzufriedenen) noch das Herdenmenschentum vermehren helfen wird — ja, das hoffe ich zuversichtlich.





Ehrfurcht · Von H. Scharrelmann

Nun ruht die Welt. Der Abend steigt herauf. Wie in maßlosem Entzücken über seine wunderbare Schönheit erglühen die Alpenspitzen in rosenrotem Schimmer. Der See lächelt den blauen Himmel an, der wie eine gute Mutter zu ihm herniederblickt. Die Bäume und Büsche stehen regungslos, als erzählte ihnen jemand eine unfaßbare, wunderbare Geschichte. Es ist längst Feierabend. Feierabend, welch ein tiefsinniges Wort! Man sollte jeden Abend feiern, seine Feierlichkeit empfinden. So muß einem alten Menschen zumute sein, wenn er auf sein langes Leben zurückblickt. Dann erst sieht er die wunderbare Feierlichkeit, die hinter unserem Leben steht, die es lenkt und leitet, ganz geheim, ganz im geheimen. Erziehung zu Feierlichkeit allem und jedem gegenüber. Auch dem Unbedeutendsten und Nebensächlichsten. Wenn du Gott nicht am brausenden Meere oder beim Anblick der Sterne fühlst, hast du immer noch Hoffnung, ihn im Wurme zu deinen Füßen, im Anblick von Napoleons Namenszug oder in sonst einer „unwesentlichen" Geringfügigkeit zu erkennen. Suche ihn nur, er ist immer bei dir. Der Ausdruck Gott ist dir verleidet? ... Dann gib dem Unaussprechlichen einen anderen Namen, was kommt darauf an? Aber habe Ehrfurcht vor dem, was dir in seiner letzten Ursache ein Rätsel bleibt. Also vor a l l e m, denn die letzte Ursache ist uns überall verschlossen.

Diese Ehrfurcht aber vor den letzten unbekannten Ursachen ist Religion. Und zu dieser Ehrfurcht erziehen, heißt die Grundlage starker Religiosität im Kinde legen. Wenn wir die Kinder in jeder Stunde dahin zu führen vermöchten, daß sie ein letztes Unaussprechliches ahnen und empfinden, wie starr und staunend müßten sie stehen. Wir hätten wahrhaftig keinen „gesonderten Religionsunterricht" mehr nötig. Wie ernst und nachdenklich, wie fromm und ruhig, wie bescheiden und demütig würden all die vorlauten Schwätzer werden, die sich heute unter uns so unangenehm breit machen.

Das Widerlichste in unserer Zeit ist mir der „naturwissenschaftlich gebildete" Mob, jene aufdringliche Sorte von Universitätsfrüchtchen, die die Natur zu kennen glauben, wenn sie ein paar Jahre mit dem Mikroskop hantiert oder Frösche zerschnitten oder sonst einen gelehrten Krimskrams getrieben haben. Erziehung zur frommen, sich bescheidenden Demut ist so nötig wie das Brot zum Leben.

Je mehr aber der Unterricht in die Tiefe bohrt, statt über die Oberfläche des Wissens zu orientieren, desto mehr wird diese unleidliche Menschensorte verschwin-

den. Aber diese Arbeit, die da die Zukunftsschule noch leisten muß und immer wieder leisten muß, sie kann nicht in den Rahmen einer einzigen Disziplin gezwängt werden, sie muß ein Unterrichtsprinzip sämtlicher Disziplinen werden.



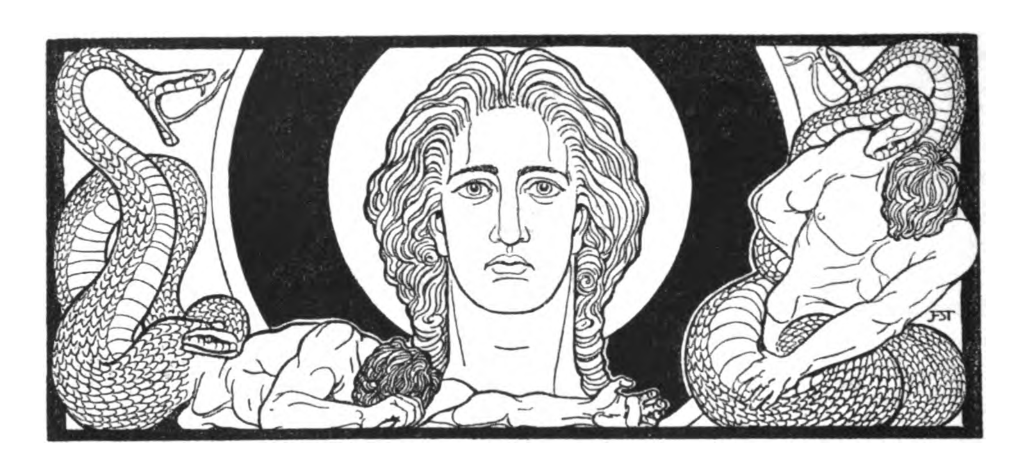
Bauerntod · Von Heinrich Bertelmann

Die Ernte war da, und das Wetter war schön.
Mit Sichelsang und Sensengetön
Zog wieder die ernste Königin,
Die Arbeit, durch die Felder hin.
Und wer zwei Arme mochte rühren,
Ließ sich zu ihren Fahnen führen.
Das Dorf lag still. Am Berghof nur,
Da trat ein Fremder über die Flur.
Großvater rief wie immer: „Herein!"
Und knurrte im Stuhle: „Wer mag das sein?"

Es war der Tod. — „Mach dich bereit!" —
„Ach, heute! — heut' hab' ich keine Zeit.
Im Feld sind alle, Mann für Mann.
Bis wieder sie kehren, so lange halt an." —
Der Tod, der schüttelt mit finsterm Gesicht:
„Ich warten, — das ist meine Sache nicht!" —
Der Alte stampft mit dem Krückstock: „Nein!
Der Enkel will erst gesegnet sein,
Und guten Rates bedarf mein Sohn.
's sind Kinder, weißt du!" — „Das kenne ich schon!
Dein Sohn ist alt genug. Wir gehen!" —
„So laß mich ein volles Fuder noch sehen!
Das Korn, es ist so prächtig gediehen,
Heut' fahren sie's ein. — Dann will ich ziehen." —

Da lachte höhnisch der wilde Gast
Und ließ sich nieder zu kurzer Rast.
Sie lauschten lange, die Zwei, und bang.
Dann kam's die Straße wie Schicksalsklang
    Wagengerassel, Peitschenknall,
    Rossegestampfe, Stimmenschwall. —
Sanft faßte der Tod den Alten an
Und führte ihn zum Fenster heran.
Das erste Fuder rauschte herein.
Er sah den Segen und schlummerte ein
Himmlische Scheunen, die taten sich auf,
Nun fuhr er goldene Garben zu Hauf. —
Müde Enkel im Abendglanz
Wanden dem Ahn einen Ährenkranz.





Wie man Sozialdemokrat wird

Von Dr. Richard Bahr

Wie wird unsereins Sozialdemokrat? Will sagen: wie wächst in einem Abkömmling bürgerlicher oder adeliger Schichten, der in leidlich umfriedetem Hause groß wurde, der Entschluß auf, proletarischer Klassenkämpfer zu werden? Das Problem liegt nämlich tiefer, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Das aus den Quellen christlicher Charitas fließende oder zum mindesten ihr nahe verwandte Mitleid mit der darbenden Kreatur erklärt solchen Entschluß noch keineswegs ganz. Das kann man auch — und vielleicht weit besser und wirksamer — betätigen, wenn man in der eigenen Schicht bleibt und anfeuernd und beispielgebend für die erbarmende Liebe zu allem, was Menschenantlitz trägt, wirbt. Auch die — vermeintliche oder wirkliche — wissenschaftliche Erkenntnis von der Unvollkommenheit unserer heutigen Form der Güterproduktion reicht nicht aus, diesen Wandel zu begründen. Sozialist mag man auf d i e Art werden; noch nicht Sozialdemokrat. Wie verdichten Spekulation und Mitgefühl, philosophische und volkswirtschaftliche Erwägungen sich zu dem ernsten Entschluß, mit allem, was in dem vorüberziehenden Einzelwesen geschichtlich, was Tradition und Gewöhnung ist, zu brechen? Die gesellschaftliche Sphäre hinter sich zu lassen und vielfach auch alle Familienzusammenhänge, und der fügsame Diener der Massen zu werden? Denn darauf läuft es, wie die Dinge sich bei uns in Deutschland gestaltet haben, doch hinaus. Der sozialdemokratische Arbeiter will, wenn er den versprengten Sproß bürgerlicher Kreise als Genossen anerkennen soll, den ganzen Menschen, und er wacht eifersüchtig darüber, daß diesem Willen auch Erfüllung werde. Jeder, der sich der Sozialdemokratie anschließt, muß ein Stück Persönlichkeit aufgeben; muß bei der starren Disziplin, die — ein Erbteil der Lassalleanischen Herrschaftsorganisation — auch die in der Hauptsache auf dem Status der „Eisenacher Ehrlichen“ geeinte Sozialdemokratie überkommen hat, bereit sein, auf seine individuelle Freiheit zu verzichten. Das mag federleicht wiegen, wo wie in den Tiefen der Gesellschaft die Individualitäten einstweilen

noch spärlich gesät sind. Aber es wird zum kaum ausmeßbaren Opfer, wo man mit Bewußtsein ein Eigenleben lebte. Wie fügt man dort sich dem harten Los, hinfort nur Massengedanken zu denken, und wenn man dennoch der Versuchung nicht widersteht, sich eigene zu machen, schlimmer abgestraft zu werden, als ein abtrünniger Kleriker? Wie wird unsereins Sozialdemokrat?

* * *

Viele sind in den rund fünfundvierzig Jahren, seit wir in Deutschland eine proletarische Klassenkampfpartei haben, den Pfad gegangen, der von dem ruhelos den Ursprüngen sozialer Not nachbohrenden Idealismus zur Sozialdemokratie führt. Aber kaum einen hat es gereizt, die Einzelheiten dieses Weges uns aufzuzeigen. Wenigstens keinen, der sich zu objektivieren vermochte und über den Dingen stand: Fanatiker und Phantasiemenschen wie der verstorbene Wilhelm Liebknecht können uns darüber natürlich nichts aussagen. Unter diesen Umständen gewinnen zwei Bücher, die vor einiger Frist erschienen sind, an Bedeutung. Zwei an sich durchaus ungleichartige Bücher. Das eine, das von Johann Baptist v. Schweitzer handelt, eine wissenschaftliche Darstellung der Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. (Gustav Mayer, Johann Baptist v. Schweitzer und die Sozialdemokratie. Jena. Gustav Fischer, 1909.) Das andere ein autobiographischer Roman, in dem eine sensible Frau von heißem Blut — Lily Braun - v. Gizycki — das Auf und Ab ihres unsteten Lebens erzählt. (Lily Braun, Memoiren einer Sozialistin. München. Albert Langen.) Auch die Geschicke der beiden sind verschieden. Der Mann ist sozusagen der Geburtshelfer der deutschen Sozialdemokratie; beherrscht sie (wenigstens was um die Mitte der sechziger Jahre von ihr vorhanden ist) Richtung weisend und Ziele steckend zeitweilig wie ein unumschränkter Diktator. Die Frau aber mündet verhältnismäßig spät in den sozialdemokratischen Strom; erst als die von Schweitzer der deutschen Arbeiterbewegung eingeimpfte Lehre von der notwendigen Abschließung gegenüber allen bürgerlichen Parteien sich auf der ganzen Linie durchgesetzt hat und die aus jenen Lagern Zuwandernden im Grunde dauernd unter der Polizeiaufsicht des souveränen Proletariats stehen. Dabei ist Schweitzer, obschon nur ein paar flüchtige Jahre, geradezu das Schicksal der anhebenden deutschen Sozialdemokratie gewesen; die Frau indes bleibt als Lily Braun so gut wie als Lily v. Gizycki in der zu Jahren gekommenen nur eine Episode; ihr Ruf zudem in der bürgerlichen Welt größer als in der sozialdemokratischen. Und Schweitzer bekennt schon zu Ausgang der Dreißig in einem Abschiedsbrief an den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein, er würde nach seinen Erfahrungen „lieber Holz hacken und Steine klopfen, als noch einmal sozialdemokratische Parteiangelegenheiten betreiben“. Lily Braun aber kämpft als Vierzigerin noch immer, wenngleich die Schatten der Resignation sie bereits sichtbar zu streifen beginnen.

Dennoch haben beide auch mancherlei Verwandtes. Sie kommen aus aristokratischen Umgebungen her und in beider Adern fließt nichtdeutsches Blut. Das ist ein kleiner Schuß bei Lily Braun, deren Großmutter von der Mutter Seite eine Tochter des lustigen Westfalenkönigs ist. Bei dem Sproß der Frankfurter Patrizierfamilie der Allesina von Schweitzer, die sich im achtzehnten Jahrhundert noch Suaizer nannten, ist es sogar fast nur nichtdeutsches Blut: italienisches vom

Vater her, französisches und belgisches aus der Mutter Stamm. Nur die mütterliche Großmutter (ganz wie bei Lily Braun die einzige aus dem Verwandtenkreis, die Johann Baptist innerlich nahesteht) ist wenigstens zur Hälfte rein deutscher Abstammung. Und beide sind geborene Schriftsteller; wurden es nicht bloß, weil das Schicksal sie aus der ursprünglichen Bahn warf. Schweitzer wäre, wenn ihn der Tod nicht schon aus den Anfängen seiner Dramatikerlaufbahn gerissen hätte, bei seinem schönen, mühelos schaffenden Talent vielleicht noch der erfolgreichste Lustspieldichter der Deutschen geworden. Lily Braun aber erweist sich in ihren „Memoiren einer Sozialistin" als eine Erzählerin von Kraft und Anschaulichkeit, der auch ohne die Pikanterie durchsichtiger Anspielungen und das zeitweilige Herabgleiten in den Schlüsselroman starke Wirkungen sicher wären.

* * *

Man hat oft gemeint: Johann Baptist v. Schweitzer wäre in die Sozialdemokratie geraten, weil nach seinem Mannheimer Zusammenbruch (er war eines Sittlichkeitsdelikts verdächtig zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt worden) keine andere Partei sich ihm mehr geöffnet hätte. Das ist eine beweislose Behauptung wie jene andere, mit der seine Todfeinde Bebel und Liebknecht ihn bis übers Grab hinaus zu verfolgen nicht müde wurden: Schweitzer sei eine Kreatur Bismarcks und ein bezahlter Söldling der preußischen Polizei gewesen. Mayers zuweilen etwas langatmig ausführliche, aber immer sehr saubere Darstellung verweist mit guten Gründen diese Annahme in das Gebiet der unerfreulich persönlichen Legendenbildung, mit der man auch sonst in Deutschland dem politischen Gegner giftige Dornen auf den Lebensweg zu streuen gewohnt ist. Weit eher kann man — in bewußt scharfer Zuspitzung — sagen, Schweitzer sei aus seiner leidenschaftlichen Erfassung der deutschen Frage, wenn man so will: aus nationalen Gedankenreihen heraus zur Sozialdemokratie gekommen. Er ist aufgewachsen in einem Milieu, in dem die Luft des heiligen Erzhauses weht. Der Großvater Berly ist k. und k. Offiziosus; in den Salons der ein wenig leichtlebigen Mutter, die von dem (nebenbei nicht gerade solider geratenen) Vater getrennt lebt, wimmelt es von österreichischen und bayerischen Offizieren, indes man preußischen Uniformen nur selten dort begegnet. Und im übrigen ist man in der alten Reichsstadt am Main auch ganz allgemein großdeutsch und österreichisch gesinnt. Großdeutsch und österreichisch sind denn auch die ersten Flugschriften des jungen Frankfurter Advokaten, dem seine Praxis — der Zwiespalt zwischen Bedürfnissen und Einnahmen, der ihn durch sein ganzes Leben hetzte, beginnt schon damals — zu solcher Beschäftigung mehr Zeit läßt, als ihm vielleicht lieb ist. Die deutsche Einheit mag Johann Baptist wie die meisten Süddeutschen seiner Tage sich nur mit der österreichischen Spitze vorstellen, und wuchtig fährt er darein, als der preußische Norden zögert, bei dem österreichisch-italienischen Konflikt die Sache der Habsburger Monarchie zu seiner zu machen. Dann — als man in Preußen doch unters Gewehr getreten ist und Österreich trotzdem zu Villa Franca sich auf eigene Hand mit Italien und Frankreich einigt — packt ihn zum erstenmal die Enttäuschung. Und unter ihren Wirkungen fängt der Zögling der Aschaffenburger Jesuiten an, die konservativen Erinnerungen seiner Jugend langsam aber stetig über Bord zu werfen. Auf die Dynastien setzt er nun gar

keine Hoffnung mehr; allein „die revolutionäre Initiative des Volkes" soll aus dem Jammer der hundertundeins Vaterländer den Deutschen die Rettung bringen. Aber er ist vorerst doch nur revolutionärer Demokrat; auch in dem schon in der Studentenzeit begonnenen Hauptwerk „Der Zeitgeist und das Christentum", in dem er sich mit den Mächten, die Elternhaus und Erziehung beherrscht hatten, auseinanderzusetzen versucht. Noch sieht er mit dem damaligen Liberalismus in der höheren Bildung der Massen das Zaubermittel, alle sozialen Nöte zu beschwören, und warnt vor Staatsomnipotenz; wennschon er mit dem Prinzip der Brüderlichkeit leise zu liebäugeln beginnt. Dann tritt er im Frankfurter Arbeiterbildungsverein mit zugewanderten sozialdemokratischen Elementen in Berührung, und nun nimmt das Denken Schweitzers, dem bis dahin kaum etwas von der Literatur des Sozialismus zu Gesicht gekommen war, eine immer schärfere antikapitalistische Richtung. Mancherlei äußere und innere Begebnisse gesellen sich hinzu, die Entwicklung zu befördern. Der besitzlose Adlige fühlt sich ohnehin im Gegensatz zu Kaufmannschaft und Großbourgeoisie, denen die Gelder, die er gerne selber ausgäbe, scheinbar so mühelos zuströmen. Und über diese besitzende Bürgerklasse gewinnt — auch in seiner Vaterstadt — der Nationalverein mit seinem etwas zaghaften Liberalismus und seinem kleindeutschen Einheitsideal immer mehr Gewalt. Das treibt Schweitzer, den auch jetzt noch eine Hegemonie des klerikalen Kaiserstaats sympathischer dünkt als die dauernde Spaltung Großdeutschlands, vollends dem Radikalismus in die Arme. Gegenüber der Bourgeoisie und der ihr verbündeten Intelligenz will er an die abhängigen Existenzen, die Handwerksgesellen und die Arbeiter appellieren, und so trifft er die Lassalleanische Bewegung auf dem Pfade, den zu beschreiten er selber im Begriff steht. Den Rest hat ihm dann wohl die Mannheimer Katastrophe gegeben, und nun schreibt der seither von allen, selbst von den Arbeitern seiner Vaterstadt Gemiedene im Sommer 1863 seinen sozialdemokratischen Tendenzroman „Lucinde oder Kapital und Arbeit". Die letzten Bande, die ihn noch an die bürgerliche Demokratie knüpfen mochten, sind zerrissen: mit diesem Buch, dessen Widmung nach leisem Zögern Ferdinand Lassalle annimmt, ist Johann Baptist v. Schweitzer Sozialdemokrat geworden.

Was nun folgt, ist für unsere Betrachtung ohne Bedeutung; es ist im Grunde nur die unerbittliche Konsequenz des einmal getanen Schritts. Ein Mann wie Schweitzer mit seinem lodernden Ehrgeiz, mit seiner, der Passion des Könners entspringenden Freude am politischen Spiel, das ihm immer vornehmlich ein Ringen um die Macht war, mußte danach streben, auf der Kommandobrücke zu stehen und mit fester Hand, von fremden Einflüssen unbeengt, das Steuerruder zu führen. Mußte auch, als ihm solches Streben zerrann, Verzicht leisten; zum fünften Rad am Wagen hatte Natur Johann Baptist v. Schweitzer nicht geschaffen. Uns würde hier nur der Ausgang, der Abschied Schweitzers von der Sozialdemokratie interessieren. Aber gerade darüber bleiben wir ohne ins Einzelne dringende aufhellende Kunde. Mayer erzählt: in seinen letzten Lebensjahren hätte Schweitzer ausschließlich mit harmlosen Belletristen und Theaterleuten — mit Lebrun, dem einst als Schauspieler wie als Komödienschreiber viel geschätzten Hugo Müller und mit Paul Lindau verkehrt und das Eingehen auf politische Gespräche vermieden. Seine

Witwe aber, die auf den Geliebten ihrer Jugend gewartet hatte, bis sie ein spätes, an schmerzliches Entsagen gewöhntes Mädchen geworden war und ihn nun schon länger als ein Menschenalter überlebt, berichte: er sei gewohnt gewesen, sich unterschiedslos über alle Parteien mit großer Milde zu äußern. Das würde zu dem von Haß und Liebe nur wenig bewegten Objektivierungsdrang stimmen, der Schweitzer schon in den Jahren des Kampfes manches Mißverstehen eingebracht hatte. Würde aber auch wohl beweisen, daß der ehemalige Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, dessen sympathischster Zug (sein Charakterbild hat leider auch noch andere) zeitlebens das Streben nach Erkenntnis über sich selbst und über die Umwelt war, begreifen gelernt hatte, wie relativisch im Grunde die Dinge dieser Welt sind ...

* * *

Über Frau Lily Braun wird kürzer zu reden sein. Was sie in Dichtung und Wahrheit erzählt, ist die Geschichte einer in ungestillten Sehnsüchten irrenden Seele. Vielleicht wäre ihr Weh von einem Punkte zu kurieren gewesen. Vielleicht, wenn das Prinzlein aus verarmtem mediatisierten Stamm, dem die Tante den Zuschuß für diese „verrückte Ehe" weigert, sie hätte heimführen dürfen, wäre das Leben ihr anders aufgegangen. So wird sie zur problematischen Natur im Goethe'schen Sinne, der keine Situation genügt, und die doch auch von sich aus keiner ganz zu genügen vermag. Frühreif, mit regen Sinnen, aber doch auch mit einem nimmer rastenden Trieb, für die Rätsel des Daseins, die die innerlich Vereinsamte quälen, sich eigene Erklärungen zu suchen, macht sie den ganzen Jammer durch, den die Übergangszeit der achtziger und neunziger Jahre für die Frau ohne Beruf (die's nach der in „honetten" Häusern herrschenden Anschauung doch auch bleiben soll) in sich birgt. In dem preußischen Offiziersmilieu des Vaterhauses — man wird's ihr glauben dürfen — fühlt Lily von Kretschmann sich ebensowenig heimisch wie in dem ostelbischen der mütterlichen Verwandtschaft, und da keiner, der selber in Schmerzen reifte, sie lehrt, wie vergeblich es ist, nach einem Glück, das außer uns liegt, zu fahnden, begibt sie sich auf ruhelose Pilgrimschaft. Jenseits der Kreise, in denen sie groß wurde — so wähnt sie wohl —, müsse das Land liegen ohne Lebenslüge. Aber sie findet es nicht, wohin sie auch wandert. Nicht im Patrizierheim der nach Süddeutschland verschlagenen Tante inmitten der liberalen Augsburger Großbourgeoisie, nicht bei den Berliner Literaten und Nurästheten; selbst nicht im stillen, feinen Hause Julius Rodenbergs oder bei den wunderlichen nicht immer Heiligen, die sich um den nun auch schon bald vergessenen ehrlichen Schwärmer Moritz von Egidy scharen. Bis ihr in seinem Krankenstuhl Georg v. Gizycki begegnet und sie halb aus Trotz, halb aus dem Freiheitsdrang des nach Selbständigkeit verlangenden Weibes, das nicht länger Haustochter sein mag, dem von Jugend auf Gelähmten, dessen gebrechlicher Körper schon mit der nahenden Auflösung ringt, die Hand zu einer „Geschwisterehe" reicht. Dort bei dem Berliner Philosophieprofessor, der ihr schon deshalb kein Lehrer zum Leben sein kann, weil ihm durch ein beklagenswertes tragisches Geschick die Hälfte dieses Lebens immer verschlossen blieb, wird aus der bürgerlichen Frauenrechtlerin die proletarische Klassenkämpferin.

Sie hat bei dem ostpreußischen Oheim die stumme Not der Instleute gesehen, hat auch, als der Vater in Münster kommandierte, erlebt, wie während des großen Bergarbeiteraufstandes das Elend der unter Tage Schaffenden schrie und wie Gewehrsalven hineinfuhren, es zu dämpfen, und stößt nun in Berlin auf Arbeiter, die im Schatten des Sozialismus Not und Elend überwanden und, durch seine chiliastischen Weissagungen gekräftigt, ein ganz tüchtiges, ehrliches, zufriedenes Leben sich zimmerten. Dergleichen Arbeiterschicksale, die nicht vereinzelt sind, üben — wer möchte es leugnen? — einen ästhetischen Reiz aus. Auf Lily v. Gizycki wirkt dieser Reiz so stark, daß sie ihm erliegt. Dort, wo schlichte Menschen die Einheit von Glauben, Wissen und Handeln sich eroberten, meint die von hundert Stürmen Umhergeworfene, die nach Einfahrt im Hafen dürstet, müsse das Glücksland liegen. Und betritt es ohne zu zagen. Ob sie noch heute glaubt, daß sie das Land ohne Lebenslüge fand? . . .

* * *

Dennoch meine ich nicht, daß die Lebensläufe der beiden, Johann Baptist von Schweitzers und Lilly Brauns, in allem typisch sind für die Art, wie unsereins Sozialdemokrat wird. Die typischen Schicksale schauen in der Regel wohl anders aus. Das sind die Leute, die die Not unserer handarbeitenden Brüder jammert, und die ihnen am ehesten zu dienen wähnen, wenn sie mit ihnen Schulter an Schulter sich in dieselbe Reihe stellen. Oder auch solche, die aus Trotz hinüberwandern. Oder weil ihrem ungestümen, unklaren Freiheitsverlangen, ihrer angeborenen Freude an der Opposition auch die röteste bürgerliche Demokratie noch zu sehr voll Rücksichten und Verschleierungen zu stecken scheint. Manchem hat es wohl auch Marx selber angetan. Der große Hexenmeister, für den es Rätsel überhaupt kaum noch gibt, der mit souveräner Sicherheit den Ablauf der ganzen Menschheitsgeschichte voraussagt, schlägt mit seinen bestechenden Konstruktionen die jungen Köpfe in Bann und läßt sie nicht mehr los. Oder doch erst, wenn es zur Umkehr schon zu spät wurde. Typisch ist nur das eine: der Ausgang. Zu jedem aus unseren Schichten, der sich der Sozialdemokratie ergab, kommt wie zu Johann Baptist v. Schweitzer und zu Lily Braun zum Beschluß die Resignation. Und keiner noch hat in ihr, an deren Wiege schon die häßlichsten Intrigen standen (man kann die Briefe, in denen Wilhelm Liebknecht seinen Plan entwickelt, Schweitzer, mit dem er damals noch ganz freundschaftlich verkehrt, aus dem Sattel zu heben, nicht ohne Empörung, kaum ohne ein Gefühl des Ekels lesen), die irdische Verkörperung der Wahrhaftigkeit, das Land ohne Lebenslüge gefunden.





Vom Berliner Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt

Wir fuhren nach Berlin, in eins der modernen Babel, für viele nur eine Brutstätte krassesten Materialismus, schamloser Unsittlichkeit, im ganzen voll breiter Durchschnittsphilisterei, zu einem *religiösen* Weltkongreß, der dem religiösen Fortschritt und der freien Auffassung des Christentums dienen wollte. Viele argwöhnten und sorgten, daß der Kongreß nur kümmerlich besucht sein werde und das deutsche Komitee sich vor den ausländischen Freunden werde schämen müssen, und nur allzu berechtigt schien die Furcht, daß das, was in Amerika und England geht, bei uns noch lange nicht geht. Denn für Religion ist eine gewisse Sorte von Deutschen nun einmal nicht zu haben. Entweder frei von Religion oder gebunden in orthodoxen Formen, das scheint manchmal die einzige religiöse Alternative in Deutschland. Entweder Haeckel, vielleicht noch ein etwas idealistisch überhauchter Monismus, oder ein trotziges Beharren im überlieferten altkirchlich-dogmatischen Christentum mit Schelten und Hassen, Verfolgen und Verketzern aller Kritisch- und Moderngerichteten. Oder noch schlimmer, nach echt deutscher Art, nicht ein Auseinandergehen in zwei große Gegenparteien, sondern ein buntes Vielerlei, in dem keiner den andern gelten läßt. Hochkonservative und Ganzradikale, Versöhnliche und Mittelparteiler, Freireligiöse, liberale Juden, Ultramontane, Modernisten und Monisten, Evangelische, Katholische, Lutherische, Reformierte, Unierte, dazu noch Methodisten und Baptisten, Nietzscheaner und reine Ästheten, radikale Darwinianer und philosophische Idealisten, Neofichteaner und Neokantianer: ein bunt schillerndes Bild von dem flammenden Rot der Sozialdemokratie mit ihrem eingefleischten Haß gegen alles, was Religion und Kirche heißt, denn es trägt ein für allemal den Geruch von Staatshierarchie und Polizeianstalt, von Massenherrschaft und Kapitalausbeutung an sich, über das fade Grau der breiten in den Tag hineinlebenden Massen aller Stände, die nur satt und vergnügt werden wollen und sich den Teufel um Religion, Philosophie und Weltanschauung kümmern, deren dickes Fell wie mit Öl übergossen zu sein scheint, bis hin zum entschlossenen Blau der Konservativkirchlichen, manchmal mit einer Tendenz ins Höfisch-hochkirchliche, und dem geschlossenen Schwarz der Ultramontanen . . Dasselbe bunte Vielerlei in der Religion wie in der Politik. Dazwischen hineingestreut die bunten, krassen, schrillen, disharmonischen und doch Leben in die breiten Farben bringenden Töne der Ästheten und Individualisten, der Goethejünger und Nietzscheverehrer, die eine Religion haben wollen, aber nur nicht im Zusammenhang mit einer Kirche oder dem Christentum, die idealistisch empfinden, aber keinen Zusammenhang nach rechts oder links fühlen

Doch alle Befürchtungen sind nicht eingetroffen. Der Kongreßbesuch übertraf alle Erwartungen, die Teilnehmerzahl stieg über 2000, und der große, stolze Kaisersaal des Landwehrkasinos am Zoologischen Garten in Berlin war oft vollständig gefüllt. Der Kongreß ward zu einer Heerschau aller religiösen Richtungen und Bestrebungen, die in Freiheit wachsen und leben wollen. Er griff weit über den freien Protestantismus der Gegenwart hinaus. Und so konnte sich auch dieser V. Kongreß, obwohl in Berlin abgehalten, würdig in die Reihe seiner Vorgänger stellen.

Der Kongreß selbst ist natürlich eine amerikanische Idee, denn Amerika ist nun einmal dank seiner geographischen Größe und seiner politischen Stellung und Eigenart der beste Nährboden für große Ideen und weitschauende Pläne. Wir in Europa sind trotz allem und allem immer noch kleinlich und ängstlich. Wir denken und erwägen hin und her, befürchten und besorgen, nörgeln und bekritteln, der Amerikaner faßt einen kühnen praktischen Gedanken, und sein Optimismus und Weitblick verwirklicht ihn augenblicklich ohne jahrelange Vorberatung, Vorbesprechung und Erörterung; Geld in Fülle stellt er auch sofort bereit, und es steht ihm auch immer bereit, Kosten und weite Reisen scheut er auch nie, denn von Neuyork nach San Francisco oder Berlin zu reisen, ist ja das gleiche, so ist ein Weltkongreß bald fertig. Teilnehmer findet man auch schnell, denn alles Neue, Große, Praktische, Einigende, Friedliche, Ideale findet in Amerika immer sofort Anklang. Der IV. Kongreß hatte in Boston, dem geistigen Zentrum Amerikas seit den Tagen der Puritaner und des Weisen von Concord, getagt. Nun hatte man Berlin gewählt, um die deutsche freie protestantische Theologie, der man selbst so viel verdankte, im eigenen Lande zu hören, um die Männer zu sehen, deren Bücher schon längst in Übersetzung den Atlantischen Ozean gekreuzt hatten.

Und nun das Programm! Zunächst sollte der Dank abgestattet werden, den das Ausland deutscher theologischer Forschung schuldet. Dann sollten Hauptvertreter freier deutscher protestantischer Theologie selbst zu Wort kommen und in knappem Umriß den Stand der heutigen Forschung skizzieren im Zusammenhang aller modern-ethisch-praktischen Probleme. Daran sollte sich eine Reihe Vorträge der Ausländer schließen aus Amerika, England, Frankreich, Holland, der Schweiz, Ungarn, Italien, Armenien, ja Indien, Japan und Australien, und endlich Gelegenheit zu einer Aussprache von Katholiken und Protestanten, orthodoxen und liberalen Protestanten, Christen und liberalen Juden, Christen und Freidenkern, dem Individualismus und den in Deutschland lebenden Sekten, auch zwischen Christen und Buddhisten und den indischen Religionen gegeben sein. Als Einleitung traten vor dieses reiche Programm noch Sonderversammlungen über Religion und Sozialismus, Religion und Antialkoholbewegung, den Völkerfrieden und die Frauenbewegung. Also im ganzen ein ungeheuer glänzendes Programm, viel zu viel für vier bis fünf kurze Tage, an denen von morgens neun bis abends 11 Uhr mit kurzen Unterbrechungen geredet wurde. Eine Fülle von Geist und Beredsamkeit, eine Versammlung frommer und gelehrter Männer und Frauen aus allen gebildeten Nationen, wahrhaftig erhebend für jeden, der daran teilnahm, wahrhaftig etwas Verwirklichung der großen unsichtbaren Kirche, von der die Bekenntnisse reden. Die Konfessionen, die hier vertreten waren, zählten an dreißig und vierzig, die Nationen an zwanzig. Und trotz aller bunten Verschiedenheit deutlich und klar ein freier und frommer Geist, ein Anbeten des einen großen Gottes, des Herrn der Natur und Geschichte, ein Verbundensein in der einen großen Bruderliebe, wie sie von dem größten Meister Jesus ausstrahlt, vor dem sich auch Juden und Freireligiöse, Inder und Japaner beugten. Wie sinnig und weihend der gemeinsame Gottesdienst in der Jerusalemkirche, wo zwischen den deutschen Chorälen des „Lobe den Herren" und „Ein' feste Burg", zwischen den Klängen von Bach und Händel deutsch, englisch und französisch nacheinander über Glaube, Hoffnung und Liebe, die drei Sterne der Religion, gepredigt wurde. Nie ist mir die Einheit der Menschen, all ihres tiefsten Sehnens und heiligsten Schauens wie ein Gotteshauch so lebendig entgegengeweht wie in jenen Stunden der An-

dacht, wo alle Zungen einen Herrn bekannten. Man warf dem Kongreß baren Rationalismus, Unglaube, Verleugnung des Christentums, sentimentalen Kosmopolitismus vor. Wer jene Stunden selbst erlebt, der weiß, daß auch die gemeinsame Religion aller Konfessionen und Völker trotz aller Unterschiede in Höhenlage und Ausprägung mehr ist als ein blasses Vernünfteln und ein paar blutlose Ideen oder schnell verfliegende Rührung und Schwelgen in Utopien, sondern gemeinsames Erleben der ewigen Güter, Verbundensein von Mensch zu Mensch, Seele und Seele nebeneinander, die über die Welt, die Zeit und das Leben schauen und sich gemeinsam nach der Ewigkeit recken und im Bruder mit der fremden Zunge dasselbe Sehnen, denselben Willen und dieselbe Liebe finden, dürstend nach dem lebendigen Gott. —

Welche Fülle von Geist schon in der ersten Sonderversammlung am Samstagabend über „Religion und Sozialismus"! Man hätte sie gern alle mitgemacht, die vier großen Parallelversammlungen, aber unmöglich. Pastor Sounelle aus Paris, der Herausgeber der „Revue du christianisme social", begann mit seinen französischen Erfahrungen; ihm folgte Walter Rauschenbuch aus Rochester in Nordamerika, der für uns in Deutschland verblüffende Tatsachen anführte über die ungeheure Antialkoholbewegung in Nordamerika, wo ²/₃ der Staaten öffentlichen Alkoholausschank untersagt haben, wo z. B. die Lotterie verboten ist, die Kirche völlig vom Staat getrennt und doch allgemeiner öffentlicher Hochschätzung sich erfreut, wo die Pastoren und Gemeindeglieder politische Gesinnungen hegen mögen, welche sie wollen, ohne deshalb mit ihrer Kirche oder ihrem Staat in Konflikt zu geraten. Und doch sei die soziale Frage in Amerika eben erst im Aufsteigen, aber sie werde schnell kommen. Die Preise steigen, das Kapital steht ungebrochen in seiner Macht, der Boden ist vergeben. Da erwacht der Sozialismus, und alles, was sich als Exponent des sozialen Idealismus gibt, wird Anhang finden. Nicht umsonst ist Roosevelt der Liebling der Vielen. Schon stehen viele amerikanische Pastoren mitten drin in der praktisch-sozialen Arbeit und treten ohne Zögern und Nachteil in die sozialistische Partei ein, der Streit um Dogmen, Konfessionen und Sakramente ist vergangen, jetzt arbeitet man daran, daß „der Wille Gottes nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden geschehe". Nach dem Amerikaner trat Max Maurenbrecher auf mit dem Problem der Religion der großstädtischen Massen. Solange der Arbeiter auf dem Lande lebt, lebt er in der patriarchalischen Kirchenreligion ohne viel Nachdenken, wie er sie im Konfirmandenunterricht auswendig gelernt hat. In der Großstadt mit ihrem Hasten, Brotkampf und nervenzerreibenden Wohnungs- und Lebenselend, im Angesicht der Genüsse und Vorteile, die den Besitzenden zu Gebote stehen, bricht diese gelernte Religion haltlos zusammen, und damit zeigt sich unwiderleglich, daß er überhaupt noch keine wirklich eigene erlebte Religion hatte, sondern nur etwas auswendig wußte. Jetzt erst kommt die große Frage nach dem Sinn des Lebens als Erlebnis in seine Seele: Warum hast du nicht all das, was die andern haben, warum all das Leid und die Not? Die Antwort Hiobs und des Christentums „Das Leid dient zur Läuterung und Erziehung" genügt nicht. Das ist keine Antwort. Nur eine Antwort, die zugleich gleichbedeutend ist mit der Geburtsstunde einer neuen Stufe der Religion, und zwar einer sozialistischen, gibt es hier, die erlösend wirkt: „Du mußt den Willen zum Ganzen haben, du leidest, um für dich und deinen Bruder etwas zu erobern, was du und er noch nicht hatte. Leid und Not hat für sich selbst gar keine Berechtigung. Es soll nicht sein. Du sollst es fortschaffen. Ringe, kämpfe dafür, daß einst alle dasselbe haben, was heute nur wenige haben. Dieses unbedingte „Du sollst leben für andere", nicht dein Seelenheil allein suchen, sondern das deines Bruders, ist wirkliche Religion für den großstädtischen Proletarier und zugleich ein Schritt hinaus über die bisher stets nur individualistische Religion. Mit ungeheurem, eindrucksvollem Pathos trug Maurenbrecher seine Gedanken vor; der Gewalt seiner Rede und Argumente entzog sich wohl niemand, wenn auch die Zeichnung der bloß angelernten und bloß auf das eigene Seelenheil bedachten individualistischen Religion Karikatur genannt werden muß.

Dr. Pfannkuche-Osnabrück suchte akademisch-theoretisch klar und scharf zwischen Ethik



und Religion einerseits und den Wirtschaftsverhältnissen andererseits zu scheiden und so die beste Lösung zu dem alten Sphinxrätsel von Religion und Sozialismus in klarer Grenzregulierung zu geben, aber meines Erachtens liegen im kapitalistischen Wirtschaftssystem selbst schon ethische Probleme, die keine Dialektik haarscharf abzulösen und für sich zu behandeln vermag, ohne das Wirtschaftssystem selbst anzutasten; der Kapitalismus ist nicht eine bloße Wirtschaftsordnung, der als solcher gegenüber man als Christ sich ethisch gleichgültig verhalten kann, sondern enthält in sich selbst schon eine bestimmte ethische Verwicklung. Das Glänzendste des Abends aber bot zuletzt noch G. Traub-Dortmund, der der wirtschaftlichen Kraft selbst ethischen Wert beimaß und scharf der überliefert-christlichen Meinung opponierte, als wenn der Schwache und Elende und Leidende als solcher dem Himmel näher sei. Schließlich ist die Religion Sache der Vollkommenen, nicht nur der sich Opfernden. Wenn diese Zeit der Vollkommenen aber kommen wird, dann wird sich die menschliche Seele ändern, und sei es auch erst nach hunderttausend Jahren, wenn „Gott sein wird alles in allem".

Es ist natürlich ganz unmöglich, im einzelnen alle Vorträge dieser überreichen Tage durchzugehen. Sie mögen im Protokoll, das bald erscheinen wird, nachgelesen werden, nur ein knappes Gesamtbild möchte ich zeichnen, um die Bedeutung dieser Tage ins rechte Licht treten zu lassen: Der Sonntagabend sah drei große, stark besuchte Volksversammlungen, in denen sämtlich über Schule und Kirche, Trennung von Staat und Kirche, Austrittsbewegung, Toleranz und über den sozialdemokratischen Satz: „Religion ist Privatsache" geredet wurde. Allgemein befürwortete man Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht. Sie nimmt nichts dem Ansehen der Kirche, aber sie macht die Staatsschule selbständig, wie es ihr gebührt. Die Schule ist der Kirche zu großem Dank verpflichtet, denn sie ist von ihr begründet, aber nun muß sie als erwachsene Tochter ihre volle Freiheit erhalten. Niemand will die Religion selbst aus der Schule nehmen, aber der Religionsunterricht soll frei im Einklang mit unseren modernen naturwissenschaftlichen und kritisch-geschichtlichen Erkenntnissen erteilt werden als Geschichts- und Gesinnungsunterricht, nicht als kirchlicher Bekenntnisunterricht, der vielmehr Aufgabe des kirchlichen Pfarramtes ist. Die großen religiösen Helden und Propheten, das Leben und die Person Jesu und die wichtigsten Epochen der Kirchengeschichte sollen keinem deutschen Kind unbekannt bleiben, denn, wie Prof. Baumgarten so schön an einem andern Abend sagte, „wer die Bibel nicht kennt, ist doch im tiefsten Grunde ungebildet". Die Trennung von Staat und Kirche wurde von niemand befürwortet, und doch wird sie im stillen sicher erwartet. Unsere Verhältnisse werden sich doch nach und nach dahin zuspitzen, daß der Knoten zerhauen werden muß, wie ihn die amerikanische Union schon vor über hundert Jahren zum größten Segen der Kirchen zerhauen hat, wobei den Kirchen auch nicht der geringste Abbruch geschehen ist; im Gegenteil, das amerikanisch-kirchliche Leben blüht wie kein anderes, — ich kenne es aus eigener Anschauung. Nie wieder wird es unserer mit dem Staat verbundenen Kirche gelingen, die sozialdemokratischen Arbeitermassen zurückzugewinnen. Nur absolute politische Freiheit auch der Kirchenglieder und der Pfarrer wird wieder die Möglichkeit der Anknüpfung schaffen, wenn nicht schon vorher aus den Reihen der Arbeiter selbst sozialistische Kirchen entstehen, wie sie in der Schweiz und Holland bereits vorhanden sind ...

Und nun folgten die Tage, wo die freie deutsche Theologie den Dank der Gelehrten des Auslandes empfing von England, Amerika, Frankreich, Holland, sogar von Armenien und Australien. Darauf nahm sie selbst das Wort. Professor Freiherr von Soden hob hervor, wie die kritische neutestamentliche Forschung als Methode, auch im orthodoxen Lager heute anerkannt, uns gelehrt hat, die wunderbare Glaubensmannigfaltigkeit im Neuen Testament selbst zu erkennen und Jesus und seine Apostel zu individuellen psychologisch greifbaren Menschen von Fleisch und Blut gemacht hat und so uns erst die Freude gegeben, das heilige Buch als Buch und Geschichte wirklich lesen und verstehen zu können und den Glauben an Jesus auf eigene freie persönliche Überzeugung von der Erfahrung der bezwingenden

Macht seiner gottoffenbarenden Person zu stellen. Ähnliches führte Prof. Gunkel-Gießen vom Alten Testament aus, das wir jetzt nach der in den letzten Dezennien geleisteten gewaltigen literarkritischen Arbeit im Licht der gesamten vergleichenden Religionsgeschichte sehen und so erst seine Eigenart und Höhe recht zu würdigen vermögen. Prof. Dorner-Königsberg entwickelte das Verhältnis von Theologie und Philosophie im 19. Jahrhundert; freilich vermißte man dabei etwas die Kennzeichnung der modernsten religionsphilosophischen Probleme; Professor Titius-Göttingen gab eine glänzende Darstellung davon, wie der Entwicklungsgedanke zur Aufhellung der zentralen ethischen Probleme (mannigfaltige Ideale, sittliches Unvermögen, Freiheit und Notwendigkeit, Selbstinteresse und Selbstlosigkeit) verwendet werden kann. Professor Wobbermin-Breslau entwickelte die Methode der modernen Religionspsychologie, die uns wie keine andere Wissenschaft das religiöse Leben und seine mannigfachen Ausdrucksformen in vergangenen Zeiten verstehen lehrt, und endlich sprachen Prof. Weinel und Niebergall über die Reform des theologischen Unterrichts und der modernen Predigt. Der junge Theologe muß hineingestellt werden in alle Weltanschauungsfragen der Gegenwart, mit Hintansetzung der historischen Studien; auch Nationalökonomie und Soziologie dürfen ihm nicht fremd bleiben. Er geht freilich den schwersten Weg, weil er nie wissen kann, ob am Ende seines Studiums das Christentum ihm nicht wert erscheint, in seinen Dienst oder in den Dienst der Kirche, die es vertritt, zu treten. Aber frei muß er sein in seinem Studium, frei auch die Professoren von jeder kirchlichen Bevormundung, wenn die Würde ihrer Wissenschaft nicht verletzt werden soll. Ebenso muß Gottesdienst und Predigt reformiert werden: Wirklichkeit, Erlebnis und praktische Abzweckung dürfen die einzigen Normen sein. Realisten sind wir und sozial gesinnt, das muß auch der Predigtcharakter hervortreten lassen. Alle Altertümlichkeit und Uniformiertheit im Gottesdienst muß fallen. Der Prediger selbst muß wirken als reiche, fromme Persönlichkeit, nicht als Verkündiger einer „reinen L e h r e".

Am nächsten Tag rührte Prof. Bousset-Göttingen an die Begründung des christlichen Gottesglaubens in unserer Zeit. Nicht die Geschichte als solche gibt uns einen Halt, — wie das die Angriffe Arthur Drews zeigen (obwohl Bousset selbst sie für unbegründet hält), sondern nur die Selbstgewißheit der religiösen Ideen selbst, die ursprünglich in uns angelegt sind. Also eine deutliche Rückwendung zu Gedankenreihen der Aufklärung. Der Wert der Religionsgeschichte ist das religiöse Symbol, ohne dessen Kraft wir nicht leben können. D. Foerster-Frankfurt a. M. entwarf den Ausländern ein Bild der deutschen protestantischen Kirchenverfassung, wie sie der Reformationszeit entstammt und heute ein seltsames Gemisch von staatlichem (landesherrlichem) Kirchenregiment und Gemeindeselbstverwaltung darstellt. Ferd. Jac. Schmidt-Berlin zeichnete die weltgeschichtliche Kulturmission des Protestantismus, dessen Aufgabe er in der Heranbildung nicht eines universellen Staates oder einer universellen Kirche, sondern der universellen Persönlichkeit fand. Endlich faßte Prof. D. Troeltsch-Heidelberg, großzügig wie immer, die Hauptkrisen des Christentums zusammen, in denen es sich jetzt befindet: Gegen den personalistischen Theismus stürmt der naturhafte Monismus; die Person Jesu, von der die Christen leben als Kraft ihres Lebens, droht in der geschichtlichen Kritik zu verfließen; die Liebesethik scheint zur rauhen Weltwirklichkeit, ihrem Konkurrenzkampfe und ihren Kriegen nicht zu passen; und der moderne Individualismus endlich scheint alle gottesdienstliche Gemeinschaft unmöglich zu machen. Demgegenüber behauptet er, daß die absoluten Werte des Lebens einen theistisch gedachten Gott fordern, in dessen Wesen sie geborgen liegen, daß Jesus trotz aller Kritik deutlich erkennbar bleibt und von ihm allein die Christenheit lebt, nicht von religiösen Ideen, daß die Liebesmoral als oberste Stufe unüberbietbar erscheint, wenn sie auch niedere ethische Ideale der Tapferkeit, Gerechtigkeit und Weisheit neben sich dulden muß, und daß endlich der radikale Individualismus zuschanden werden und bald einsehen wird, daß Religion eben doch keine „Privatsache" ist, wenn anders ihm die Kultur als Ganzes lieb ist.



Nach dieser glänzenden Revue, die uns Deutsche zumal interessieren muß, obwohl die Gedanken den Eingeweihten längst bekannt und vertraut waren, aber leider den breiteren Bildungsschichten oft noch völlig fernliegen, kamen die Ausländer zu Wort aus Amerika und England, aus Frankreich und Holland, samt den Buddhisten und Brahmanisten in ihrem gelbbraunseidenen Kaftan und ihrem kontemplativen Vortrag über „Der Menschen Sehnen nach dem Unendlichen". Zugleich trat aber auch hier scharf der Gegensatz indischer und abendländischer Religion hervor, hier Mystik, Aszese, Kontemplation, Aufgehen im All, dort tatenfrohes, siegesgewisses Schaffen und Kämpfen mit dem Ausblick auf den endlichen Triumph. Soviel verwandte Töne in der indischen Mystik erklingen, im ganzen wird sie im Abendland, wenn es nicht selbst kulturmüde ist, wenig Freunde finden. Dann erschienen die katholischen Modernisten auf der Bühne: Paul Sabatier von Paris, das Parlamentsmitglied Don Romolo Murri aus Rom, der sogar die tausendköpfige gelehrte Menge italienisch anredete, Rev. Villey aus London und Dr. Funk, der Herausgeber des „Neuen Jahrhunderts" in Stettin, sprachen sämtlich über den Modernismus. Das Finale gab Prof. Lasson-Berlin, der den spekulativ-orthodox-protestantischen Standpunkt mit Entschiedenheit und Weitherzigkeit zugleich vertrat.

Der letzte Tag gehörte den Freireligiösen, den Bremer Radikalen (Lic. Dr. Lipsius), ferner Loyson, Christoph Schrempf und H. Lhotzky, die beide gewaltige Mengen anzogen. Rabbi Hirsch aus Chicago und Prof. Cohen von Marburg verteidigten das liberale prophetische Judentum als Fortschrittsreligion unter Anerkennung all der wissenschaftlichen Verdienste der freien protestantischen „Kathedertheologie". Die Sittlichkeit kann zu ihrer Realisierung der Gottesidee nicht entbehren, und die messianische Idee, richtig aufgefaßt, bedeutet den Sieg und Triumph der einen vollendeten sittlichen Menschheit. Das letzte Wort hatten die Sekten: Mennoniten, Baptisten, Methodisten und auch die Theosophische Gesellschaft.

Ein reicheres, bunteres Bild der Religionen der Erde ist wohl kaum je in Europa gesehen worden. Und überall der Wille zur Einheit, zur Verständigung, tiefer sittlicher Ernst und demütige Beugung zusammen mit umfassendster Gelehrsamkeit. Und wenn der Kongreß nur eins erwirkt hätte, Achtung und Verständigung, er hätte viel geleistet. Aber er hat mehr geleistet; gewiß, eine allgemeine natürliche Religion ist Utopie. Religion ist Geschichte und Entwicklung. Die Höhe und Wahrheit der Religion finden wir weder an ihrem Anfang noch durch Abstraktion alles Besonderen, sondern an ihrem Ende. Wir glauben an den Sieg des Reinen und Vollkommenen, auch in der Religion. Wir glauben an die endgültige Einheit, wir glauben an die Menschheit. Die Besten und Edelsten sind sich schon jetzt eins in all ihrer Besonderheit. Lassen wir die Geschichte und die Religionen weiterwachsen, sie sind wie Wege und Wanderer, einem Gipfel zustrebend. Manche sind kurz und steil, manche lang und weit. Manche gehen im Zickzack bergan, manche gerade. Viele Verbindungswege führen hin und her, Unzählig sind auch die kleinen unbekannten Pfade durch dünnes und tiefes Gestrüpp. Aber endlich kommen sie doch oben zusammen.

Als ich wieder an Wittenberg vorbeifuhr und die Schloßkirche sich in der Elbe spiegelte — wie hatten sich doch die Zeiten geändert, seit jener mutige Mönch am Allerseelenvorabend sein Blatt mit seinen Thesen annagelte! Wie groß und frei ist der Protestantismus geworden seit jenes Mönches mutigen Tagen! Und er selbst hat doch den Anstoß gegeben, als er von der Freiheit eines Christenmenschen schrieb! Im Schoß der katholischen Kirche regen sich wieder die Modernisten und versuchen das schier Unmögliche möglich zu machen. Inder wallen im Mönchsgewand in die Hauptstadt des Deutschen Reiches, um mit Christen und Juden den gemeinsamen Gott zu bekennen; über den Ozean kommen Fromme und Gelehrte und begehren tagelang, Stunde für Stunde, nur von Religion zu hören. Und sie alle bekennen, Religion ist ihr teuerstes, heiligstes Gut. Aber sie bedürfe der Freiheit. Achtung und Toleranz, Friede und Verständnis sei selbstverständliche Vorbedingung. Und sie könnten sich des Meisters von Nazareth Wort erinnern: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich". Aber sind sie gewillt, auch alle das andere

Wort mit nach Hause zu nehmen: „Wer nicht mit mir s a m m e l t, der zerstreut"? Sind wir tiefer und frommer in jenen Tagen geworden? Haben wir wirklich etwas in diesen Tagen von Gottes Hauch verspürt, zu dem alle Hände sich erheben und den alle Zungen bekennen? Verständnis bedeutet nicht Verleugnung des Eigenen. Nur eins ist nun unmöglich: Haß und Verachtung. Denn wir alle sind nur eine Fläche in dem e i n e n Prisma, durch das Gottes Wesen hindurchleuchtet, schillernd in mannigfachen Farben ...

Das macht uns bescheiden, aber auch selig, selig in dem, den sie alle suchten in diesen Tagen, suchten — nein b e k a n n t e n! K. A. Busch



Der Ibizahund

Ein erwünschter Bundesgenosse in einem langwierigen, bisher erfolglosen Kampfe)

Aus den verschiedensten Tiergruppen hat sich der Mensch Haustiere zu erziehen verstanden. Aber sie stehen nicht durchwegs in gleichem festen Verbande mit unserem Haushalte. Die Hauskatze z. B. hat sich weit mehr Freiheit zu bewahren gewußt als der echte Haushund. Manche sind erst halb und halb zu Haustieren geworden. Bei verschiedenen Haustierarten ist die Neigung, in den wilden oder halbwilden Zustand zurückzuverfallen, unter günstigen Verhältnissen wieder zu verwildern, eine sehr starke geblieben, während wieder andere sich so an die Pflege und den Schutz des Menschen gewöhnt haben, daß sie mit zufällig wiedererlangter Freiheit nichts anzufangen wissen, zugrunde gehen.

Vom R i n d e, das so frühzeitig in die Knechtschaft und Vormundschaft des Menschen getreten ist, würde man nicht erwarten, daß es große Neigung, wieder zu verwildern, haben würde. Und doch liegen zahlreiche und auch geschichtlich sehr interessante Fälle seiner Verwilderung vor. In den Ostseeprovinzen verwilderten Hausrinder so sehr, daß sie Wildgeruch annahmen und die Jagdhunde ihren Fährten folgten. Auf Reunion fand Leguat verwilderte schwarze Rinder, die aus der holländischen Besiedlung stammten und sich hier bis 1775 erhielten. Der fürchterliche Dunganenaufstand im Ordoslande am Hoangho hatte die Verwilderung zahlreicher entkommener Rinder zur Folge. In Australien ging schon im Jahre 1788 ein Teil der Rinderherden wieder verloren; die Tiere verwilderten rasch, und schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es an 300 verwilderte Rinder. Eng sind die verwilderten Rinder der Antillen mit der ganzen politischen Entwicklung Südamerikas verknüpft. Schon die zweite Reise des Kolumbus brachte das Rind nach Südamerika. Auf den ausgedehnten Grasflächen des Westens der Großen Antillen tummelten sich bald zahllose Rinderherden, die nach und nach halb und ganz verwilderten. Erst als in späterer Zeit in dem französischen Teil von St. Domingo eine blühende Kolonie erstanden war, begannen die Herden der verwilderten Rinder kleiner und kleiner zu werden. Große Rinderherden entstanden nach dem Erscheinen der Europäer auf den großen Grasflächen von Mexiko. Rasch wuchsen die Herden der Rinder in Venezuela an, wohin das Hausrind von Rodriguez gebracht worden war, das aber rasch auf den Llanos verwilderte. Nach Brasilien kamen die Rinder in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von den Kap-Verde-Inseln aus.

Die Z i e g e hat sich bis heute große Selbständigkeit bewahrt. Es ist daher verständlich, daß sie leicht verwildert. Das ist auf vielen Inseln des Mittelmeers der Fall gewesen. So sind im Norden von Sardinien auf Tavolara reiche Bestände verwilderter Ziegen vorhanden und auch die Ziege auf der Insel Joura ist eine verwilderte Ziege. Auf St. Helena haben die Portugiesen bald nach der Entdeckung der Insel Ziegen ausgesetzt, die sich rasch vermehrten. Ein auf der Insel lebender Einsiedler erlegte alle Jahre an 500 Ziegen. Allbekannt sind die Ziegen der

In der Einsamkeit  Hermann Daur

Robinsoninsel Juan Fernandez. 1563 hatte Juan Fernandez nach Entdeckung der Insel Ziegen hier ausgesetzt, die sich rasch vermehrten und nicht nur den Spaniern, sondern auch den Piraten und Kaperschiffen willkommenen Proviant lieferten, so daß sich die Spanier genötigt sahen, zur Vernichtung der verwilderten Ziegen Hunde auszusetzen, die aber der immer scheuer und vorsichtiger werdenden Ziegen nicht Herr werden konnten. Die Hunde verschwanden nach und nach, und die Ziegen vermehrten sich nun wieder außerordentlich.

Auch das Pferd ist in verschiedenen Gebieten der Erde wieder verwildert. Die verwilderten Pferde in Gansu in China sind Nachkömmlinge der im Dunganenaufstand entkommenen Pferde. Die kleinen, ausdauernden Pferde von Mexiko sind Abkömmlinge spanischer Pferde. Auch in den Pampas von Argentinien sind es von den Spaniern im Jahre 1535 aus Andalusien eingeführte Pferde gewesen, welche hinterher aber entartet und vielfach verwildert sind und zu ungeheuren Herden anwuchsen, heute jedoch nur mehr in wenigen Resten vorhanden sind, weil man zum Schutze der Weiden und der Haustierzucht die verwilderten Rinder und Pferde herdenweise getötet hat.

Außerordentlich leicht und rasch verwildert das Schwein. Schon in Südeuropa findet man ganze Kolonien verwilderter Schweine auf Sardinien. Bereits in wenigen Generationen erfolgt der Rückschlag in die wilde Stammform. Auf der Insel St. Helena sind es neben den verwilderten Ziegen die verwilderten Schweine gewesen, welche die einstigen Wälder der Insel vernichteten. Auf St. Domingo mußten erst die verwilderten Schweine, ein Erbe der spanischen Zeit, ausgerottet werden, ehe die Franzosen an die Anlage ihrer Zuckerplantagen gehen konnten.

Sogar der Hund, der doch schon dem vorgeschichtlichen Menschen gegenüber so große Neigung bekundet hat, mit dem Menschen in Symbiose zu treten, fällt unter gegebenen Verhältnissen in den wilden Zustand zurück. Als im Jahre 1771 die Rinderpest in Ostrußland dazu nötigte, die Kadaver in einer großen natürlichen Grube zusammenzuführen, stellten sich bald ganze Schwärme von Hunden ein, die von dem reichlichen Nahrungsvorrate lebten, bald halbverwildert und so bösartig waren, daß sie durch ein Militärkommando vernichtet werden mußten. Während der spanischen Herrschaft waren in verschiedenen Gebieten Südamerikas nicht nur die Rinder und Pferde, sondern auch die Hunde verwildert und machten sich schließlich z. B. in Uruguay so unangenehm bemerkbar, daß sie selbst die Reiter angriffen und in den Jahren 1849—51 auf jeden Hundsschwanz eine Prämie ausgesetzt werden mußte, worauf etwa 5000 Hunde eingeliefert wurden. Der australische Dingo, der frühzeitig mit dem Menschen aus Südasien in Australien eingewandert ist, ist heute völlig zum Wildhund geworden.

Eigentlich haben wir nur ein einziges Haustier aus der Säugetierwelt, das in völliger Anpassung an die Lebensgemeinschaft mit dem Menschen alle Selbstbestimmung eingebüßt hat und nicht verwildert, nämlich das Schaf.

Haben wir so verschiedene Haustiere mehr und minder geneigt gefunden, ihr Haustiertum aufzugeben und wieder in den Urzustand zurückzukehren, und sind dem Menschen aus solchen Verwilderungen mancherlei Verlegenheiten und Gefahren erwachsen, so hat letzteres doch bei keiner Tierart solche bitteren Konsequenzen gehabt wie beim Wildkaninchen. In der großen Mehrzahl der Fälle, in denen es zur Ansiedlung des Kaninchens gekommen ist, hatte man nicht etwa eine Nutzung des Fleisches und Balges, sondern lediglich das Jagdvergnügen vor Augen, obschon der wirkliche Jäger die Jagd auf Kaninchen kaum als ein Vergnügen ansehen wird und es auch feststeht, daß das unruhige, gerne wandernde Kaninchen für anderes Wild, zumal den Feldhasen, kein erwünschter Nachbar sein kann.

So ausgeprägt die Eigenschaft des Kaninchens ist, leicht zu verwildern, so ist doch die Ausbreitung des Kaninchens ganz allmählich vor sich gegangen. Schon Polybius gedenkt beiläufig zu Ende des 4. Jahrhunderts der Kaninchen auf Korsika. Nach Strabo und Plinius gab es auf den Balearen eine Unmenge von Kaninchen, die alle von einem eingeführten Pär-

chen stammten und zu Augustus' Zeiten sich so enorm vermehrt hatten, daß die bedrängten Kolonisten in Rom bittlich wurden, man möge Soldaten senden, um die Insel von der Landplage zu befreien. Für den Sprachforscher ist es da interessant, daß der Name cuniculus in fast alle Kultursprachen übergegangen ist und sich schon frühzeitig ein Streit darüber entsponnen hat, ob cuniculus, womit man in Südspanien einen Minengang oder Bergwerksstollen bezeichnete, nach dem Tiere oder das Tier nach den Gängen genannt sei. Zu Anfang des Mittelalters ist es vom Kaninchen ziemlich still, erst im späteren Mittelalter hielt man Kaninchen in geschlossenen Räumen in den Klöstern. So ließ sich der Abt Wibald von Corvey im Jahre 1149 Kaninchen aus Frankreich kommen. Als dann die Seefahrten der Portugiesen und Spanier ihren Anfang genommen hatten, kam mit anderen Tieren auch das Kaninchen in die Kolonien. Perestrello, der erste Kolonisator von Porto Santo, brachte im Jahre 1418 Kaninchen mit, die sich bald so vermehrten, daß alle Kolonisation auf der Insel in Frage gestellt war, und auch auf dem benachbarten Madeira und auf den Azoren vermehrten sich die Kaninchen rasch ins Ungeheuerliche. Überall haben sich die Kaninchen den vorhandenen Verhältnissen angepaßt und sind auf den Inseln etwas kleiner geworden. Wo ihnen felsiger Boden das Graben unmöglich machte, nahmen sie mit den Felsspalten fürlieb. In Preußen hielten die Hochmeister des deutschen Ordens Kaninchen, die aber damals, wenigstens in Ostpreußen, nicht verwildert waren. Im Jahre 1407 wurden Kaninchen schon auf dem Kaninchenwerder im Schweriner See gehalten. Aber erst um fast drei Jahrhunderte später kam ein Ratsherr in Rostock auf den unglücklichen Einfall, in den Dünen von Warnemünde Kaninchen auszusetzen, die sich bald in recht unangenehmer Weise bemerkbar machten. In Schlesien, wo heute das Wildkaninchen in verschiedenen Gebieten recht lästig ist, gab es zu Ende des 16. Jahrhunderts noch keine wilden Kaninchen. Auf den Ostfriesischen Inseln, so auf Juist, waren Kaninchen schon zu Ende des 17. Jahrhunderts vorhanden, auf Borkum finden sie sich noch heute. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts mußte man in der Umgebung von Quedlinburg durch Ausschreibung einer großen Geldprämie gegen diese Kaninchenplage vorgehen.

Die Portugiesen wollten damit, daß sie die leicht zu versendenden Kaninchen und Ziegen auf verschiedenen Eilanden aussetzten, Schiffbrüchigen die Existenz auf solchen weltverlassenen Inseln ermöglichen. So wimmelt es heute auf unbewohnten, dem Verkehr entrückten Eilanden von Kaninchen, die so mancher Expedition schon recht zu Nutzen geworden sind. Als das französische Schiff „Eure" in der Gazellenbucht erschien und die vereinsamte Kergueleninsel von zahlreichen Kaninchen bevölkert fand, die den Boden weithin durchwühlt hatten, brachten die eingefangenen tausend Kaninchen dem Schiffe sehr erwünschten Proviant frischen Fleisches.

In Südafrika hatte die Vorsicht der Holländer die Kolonie vor der Einfuhr der Kaninchen durch bezügliche strenge Strafbestimmungen zu bewahren gewußt. Hier findet man nur auf kleineren Inseln in der Kapstadtbai Kolonien wilder Kaninchen. In Südamerika hat das Kaninchen in die Hochebenen Perus, wo schon zur Zeit Garcilassos de la Vega Kaninchen ausgesetzt worden waren, und in die Pampas von Tucuman Eingang gefunden.

Nirgends aber hat man auf der Erde gedankenlose Einschleppung des Kaninchens so zu büßen gehabt wie in Australien und Neuseeland, wo eine aussichtsvolle Schafzucht durch die Verwilderung und enorme Vermehrung des Kaninchens überaus bedroht erscheint. Hier haben sich die Kaninchen, die man der Jagd wegen in das wildarme Land gebracht hat, seit 1862 in den australischen Steppengebieten so außerordentlich vermehrt, daß sie durch das Abweiden der Wiesen die Nahrung für die Haustiere empfindlich schmälern. Ehe man es recht gewahr wurde, hatten sich die Kaninchen von der Südgrenze Viktorias bis zur Nordgrenze von Queensland ausgebreitet, die Flüsse überschritten, überall den Boden aufgewühlt und das keimende Gras weggefressen, ehe es für die Schafe und Rinder hoch genug war. So war man in regenarmen Jahren dazu gezwungen, weite Weideplätze aufzugeben. Die Schafzucht ging auf ein Viertel ihres früheren Umfanges zurück. Mit allen Mitteln focht man gegen diese Land-

plage an. Das Weideland wurde mit engmaschigen Drahtgeflechten umzäunt. So lief zwischen Neu-Südwales und Südaustralien ein 519 Kilometer langer Drahtzaun, bei dem das Kilometer auf 1200 ℳ zu stehen kam. Man versetzte, um die Schädlinge zu vergiften, Wasserbehälter und Getreidekörner mit Phosphor, Arsenik, Strychnin. Es wurden Hunde für die Kaninchenjagd abgerichtet; aber diese verwilderten selbst wieder und wurden ihrerseits den Schafherden gefährlich. Man stellte Jäger an und bezahlte für jedes erlegte Kaninchen Schußgeld. Man schrieb einen großen Preis von 25 000 Pfund Sterling für ein wirksames Mittel gegen die Kaninchen aus, aber dieser Preis ist heute noch unbehoben. Man kam dann auf den unglückseligen Einfall, Marder, Frettchen, Hermeline, Wiesel nach Australien kommen zu lassen und gegen die Kaninchen ins Feld zu senden, aber diese geschmeidigen, blutgierigen, in alle Schlupfe Eingang findenden Räuber hielten sich nicht nur an die Kaninchen, sondern gingen auch den einheimischen Vögeln in ihre letzten Schlupfwinkel nach und gefährdeten so die spärlichen Reste einer eigenartigen, uralten Fauna. In Neu-Südwales allein hat man für solche verschiedenen Abwehrmittel in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über 15 Millionen Mark ausgegeben. Aber es ist bis heute nicht gelungen, dieser allen Aufschwung der Bodenkultur und Viehzucht hemmenden Kaninchenplage Herr zu werden. Das Wildkaninchen war nicht zu verdrängen, hat sich vielmehr stellenweise den geänderten, ungünstiger gewordenen Lebensbedingungen angepaßt, ist eigentlich heute schon ein anderes Tier geworden, als es dort vor Jahrzehnten war, scheint zum Hasen auf dem Baum, zum Klettertier sich umgestalten zu wollen. Es ist kleiner geworden, gräbt in manchen Gebieten nicht mehr, sondern haust frei auf dem Boden, hat andere, passendere Färbung angenommen, schwimmen und klettern gelernt und kommt heute schon an Bäumen und Sträuchern empor, um die Rinde und Blätter der Holzpflanzen wegzufressen, wo Kräuter und Gräser fehlen. Heute schon sind bei diesen Kaninchen die Vorderfüße dünner, die Nägel länger und zugespitzter als bei den gewöhnlichen Wildkaninchen.

In diesem trotz aller angewandten Mittel bisher vergeblich gewesenen Kampfe gegen das Wildkaninchen soll nun nach dem Vorschlage von Prof. Dr. C. Keller in Zürich, einem um die Erforschung der Herkunft unserer Haustiere sehr verdienten Gelehrten, in dem Ibizahunde ein bewährter Hilfsgenosse erstehen.

Wenigen unserer Leser dürfte von der Existenz des Ibizahundes etwas bekannt sein. Dr. Keller hat ihn auf Mallorca als ein interessantes Haustierrelikt, als einen unverändert gebliebenen Nachkommen des altägyptischen Pharaowindhundes vorgefunden. Während alle unsere anderen Windhunde und überhaupt alle in längerem Domestikationsverhältnisse gestandenen Hunderassen hängende oder doch an der Spitze umgeklappte Ohren besitzen, zeigt der Ibizahund, wie der altägyptische Windhund, Stehohren. Schon dies spricht dafür, daß man es da mit einer primitiven Rasse zu tun hat. In seinem Leibesbaue ist der Ibizahund etwas gedrungener als die heute in Nordafrika vorhandenen Windhunde, sein Haar ist ziemlich kurz und dicht, fuchsrot, gelbrot oder isabellgelb, meist rot und weiß gefleckt. Der feingebaute Kopf läuft in eine röhrenartige Schnauze aus.

Woher mag dieser Windhund auf die Baleareninsel gekommen sein? Die Eingeborenen lassen es sich nicht nehmen, daß diese Hunderasse von den Pityusen, und zwar von der Insel Ibiza eingeführt worden ist. Keller hält es für sehr wahrscheinlich, daß der Ibizahund, der Perro ibizenoo der Spanier, der im Altertum auch auf anderen Inseln des Mittelmeeres lebte, durch die Karthager nach den Balearen gebracht worden ist. Wie alle Windhundrassen stammt auch er aus Afrika. Während aber die Sudanwindhunde, wie man ihnen z. B. in den oberen Nilgegenden begegnet und die man früher von den altägyptischen Windhunden abzuleiten geneigt war, umgeklappte Ohren besitzen, hatten die altägyptischen Windhunde Stehohren. Das beweisen uns schon die Wandmalereien aus der Pharaonenzeit. Ein Nachkomme dieser Pharaonenwindhunde ist jedenfalls der Ibizahund.

Auch warum er sich gerade auf den Balearen unverändert erhalten hat und warum er

so sehr geeignet sein soll, gegen die Wildkaninchen in Australien ins Feld geführt zu werden, erscheint uns verständlich, wenn wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß nach Strabo und Plinius schon im Altertum auf den Balearen die Kaninchenplage herrschte, und wir erfahren, daß der Ibizahund auf Mallorca ein leidenschaftlicher Kaninchenjäger ist, der die Kaninchen in vollem Laufe erbeutet, ihnen die Zuflucht zu ihren Löchern abschneidet und das erbeutete Kaninchen seinem Herrn apportiert, so daß die Jäger auf Mallorca ohne Schußwaffe, nur mit großen Körben ausgerüstet, auf die Kaninchenjagd ausziehen und sich ganz auf die Schnelligkeit und Geschicklichkeit ihrer Hunde verlassen.

Es wäre den vielgeplagten Australiern sehr zu wünschen, daß sich der Ibizahund auch in Australien als erfolgreicher Kaninchenjäger bewähren und Keller recht behalten würde, wenn er meint, daß die Ansiedlung von 50—100 Ibizahunden in einem von Kaninchen heimgesuchten Gebiete hinreichen würde, es rasch von diesen zu säubern. Schon sind auf Anregung Kellers Ibizahunde in Zürich eingeführt und nachgezüchtet worden und erweisen sich, da ihnen dort Kaninchen fehlen, als eifrige Verfolger der Wühlmäuse. Schon hat sich auch ein findiger Geschäftsmann mit Kellers Idee befreundet und zu deren Verwirklichung einleitende Schritte unternommen.

Dr. Friedrich Knauer



Altrömische Geschichte auf deutschen Schulen

Es wird hohe Zeit, daß wir den Geschichtsunterricht unserer höheren Schulen einer gründlichen Revision unterziehen. Die Jugendzeit der deutschen Kinder ist zu kostbar, die Menge des heute Notwendigen und Wissenswerten zu überwältigend, als daß wir fortfahren dürften, lokale Stadtgeschichten und die Entwicklungskämpfe des uns völlig entrückten alten Rom unseren Kindern aller Teile und aller höheren Schulen Deutschlands als notwendiges Bildungsmaterial aufzutischen. Denn es sind nicht etwa nur Gymnasiasten, die von den römischen Königen, von Äquern, Hernikern, Volskern, Rutulern, Auruntern, Umbrern und den Städten Terracina, Amiternum, Bovianum oder von den Picentern, Vestinern, Marsern, Pälignern, Marrucinern, Trentanern und den Städten Sulmo, Corfinium und so fort zu hören bekommen: dieselbe Kost bietet man Oberrealschülern, die nach gleichen Lehrbüchern wie die Gymnasiasten alte Geschichte lernen, ja sogar jungen höheren Töchtern. Und das alles in einem Lebensalter, in dem sie von ihrer deutschen Heimat nur erst eine sehr dürftige Kenntnis haben.

Dazu kommt, daß die Anfänge der römischen Geschichte völlig in Dunkel gehüllt sind. Wir lassen sie in den Schulen mit dem Jahre 753, der Gründung Roms, beginnen. Nun fallen aber die Anfänge der römischen Literatur erst etwa in das Jahr 240 v. Chr. und sind zugleich ganz und gar von den Vorbildern griechischer Literatur abhängig. Die Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit dieser ältesten Aufzeichnungen, ferner der Umstand, daß die Römer so spät begannen, sich für die Anfänge ihres eigenen Staatswesens zu interessieren, tragen schuld, daß die ältere römische Geschichte so gut wie gar keinen Glauben verdient. Einer der besten Kenner dieser Dinge, Dr. Adolf Bauer, Geschichtsprofessor an der Universität in Graz, ein Mann, der seit Jahren die Ergebnisse der historischen Forschung in sog. Jahresberichten sorgsam gesammelt und kritisch geprüft hat, schreibt daher in seinem „Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die oberen Klassen der Gymnasien“ (Wien, F. Tempsky 1903): „Die historische Literatur der Römer, die auf uns gekommen ist, ist ein dichtes Gewebe von Irrtümern und Erfindungen, ersonnen zum Ruhme des Staates oder seiner adeligen Familien. Erst von den Punischen Kriegen an ist unsere Kenntnis besser, weil Polybius, ein 167 v. Chr. nach Italien verbannter Grieche, die Geschichte Roms von 264—146 geschrieben hat.“

Von den Griechen rührt die Fabel her, daß die Nachkommen des aus Troja flüchtigen Äneas in Latium Alba Longa erbaut hätten, daß von da aus Rom mit allem, was daran hängt an Sagen und Fabeln, gegründet sei. Die Griechen liebten es, zwischen ihren Vorfahren und den mächtigen Gemeinwesen ihrer Zeit solche künstlichen Verbindungen herzustellen. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, nationale Heroen am Anbeginn jeder Kultur prunken zu sehen. Kaum ein größeres städtisches Gemeinwesen in Italien, dem die Griechen nicht einen ihrer Heroen als Gründer angedichtet hätten.

Von der Königszeit in Rom wissen wir n i c h t s weiter, als daß sie einmal bestanden hat. Da neuerdings auf dem Palatin Gräber gefunden wurden, fällt auch das anscheinend bestbeglaubigte Zeugnis in sich zusammen, daß nämlich dieser Hügel, die urbs quadrata, die älteste Stadt und Burg der Könige gewesen sei. Unsere Schüler die Königsreihe von Romulus bis Tarquinius Superbus lernen zu lassen, hat keinen Sinn. Ebensowenig sollten sie von Porsenna, Horatius Cocles, Clölia, Mucius Scävola, Lucretia und dem ganz unklaren alten Verfassungswesen zu hören bekommen, von den Tribus der Ramnes, Tities, Luceres, von der nur auf dem Papier konstruierten Servianischen Verfassung, von den Tributkomitien und all den Fabeln, die sich auch daran knüpfen: den Auswanderungen der Plebejer auf den Heiligen Berg oder — auch hier schwankt die Überlieferung — auf den Aventin, der Fabel des Menenius Agrippa — an sich nicht übel, aber eben nicht Geschichte —, den Taten des Coriolan, „eine prächtige Dichtung, voll von chronologischen, historischen, staatsrechtlichen Unmöglichkeiten“: ein Volksgericht, das es in jenem patrizischen Adelsstaate noch gar nicht geben konnte, soll den frevelnden Coriolan verbannt haben usw. „G e s c h i c h t l i c h i s t n i c h t s v o n a l l e d e m.“ (A. Bauer.) Auch was unsere Schüler über die Zwölftafelgesetze und die leges Valeriae Horatiae lernen, über die Revolution von 450 v. Chr., Appius Claudius und Virginia, alle diese Erzählungen haben keinerlei geschichtliche Gewähr, sind teils reine Erfindungen müßiger Griechen, teils Rückdatierungen von Gesetzen, die erst ein oder zwei Jahrhunderte später geschaffen wurden. In Wirklichkeit ist in den Jahren 450 und 449 an den Verhältnissen der Patrizier und Plebejer gar nichts Wesentliches geändert worden. Die lex Valeria, ein Gesetz, das den Endpunkt einer innerpolitischen Entwicklung bedeutet, wurde von demokratisch gesinnten Geschichtschreibern immer weiter zurück, schließlich an den Anfang der Kämpfe, in die Zeit des Königs Tullus Hostilius gerückt und dadurch das Bild der römischen Verfassungsgeschichte völlig entstellt.

Wie die Geschichte des Kampfes um die Magistratur, so ist auch die Geschichte der Kriege dieses Zeitraumes, der Kriege gegen die Etrusker, Volsker, Äquer, von zahllosen Sagen und willkürlichen Erfindungen überwuchert. Ein und dasselbe Ereignis wird drei-, auch viermal erzählt, fast aus jeder kleinen Grenzfehde wird ein großer Krieg gemacht, in dem der Feind natürlich eins auf den Kopf bekommt, gleichwohl aber im Jahre darauf wieder ungeschwächt im Feld erscheint. Der Streit der Parteien um den ager publicus, der erst dem zweiten Jahrhundert angehört, wird in diese Zeit, d. h. um zwei bis drei Jahrhunderte zurückverlegt. Sagenumwoben ist die Gestalt des Camillus, die des Cincinnatus, des T. Manlius Torquatus und M. Valerius Corvus. Sage ist, was von dem strengen T. Manlius Torquatus erzählt wird, der seinen Sohn wegen Ungehorsams zum Tode verurteilt, Sage die Todesweihe des P. Decius Mus im Latinerkriege, die seines gleichnamigen Sohnes im Samniterkriege und die seines gleichnamigen Enkels in der Schlacht bei Asculum. Die Überlieferung des Samniterkrieges ist völlig unzuverlässig, die des Pyrrhischen Krieges um nicht viel besser.

Bei dieser Sachlage, an der nicht zu zweifeln ist, verstehe ich nicht, mit welchem Rechte meine Herren Kollegen von der klassischen Philologie behaupten und davon nicht lassen wollen, daß die alte Geschichte wegen ihrer Klarheit und Einfachheit zur Einführung der Jugend in das historische Denken besonders geeignet wäre. Klar und einfach ist an der Geschichte Roms selbst für Männer das allerwenigste, im Gegenteil: ein undurchdringliches Gestrüpp von Schwierigkeiten, Zweifeln, Unklarheiten und Irrtümern steht dem im Wege, der mit dem Wunsche



herantritt, sich jenes alte Leben wirklich klar und anschaulich zu machen. Das sichere Wissen schwindet, je tiefer man eindringt: seit Niebuhr mit seiner Kritik, aber noch schonend, an die altrömische Geschichte heranging, ist in mehreren Gelehrtengenerationen gleichsam auf Abbruch gearbeitet worden. Zumal ist es Mommsens unvergängliches Verdienst, zur Kritik der schlechten literarischen Überlieferung die italischen Sprachen und urschriftlichen Denkmäler herangezogen zu haben. Seitdem steht es fest, daß eine römische Geschichte erst nach dem gallischen Brand (386) zu dämmern beginnt, etwas verläßlicher mit dem Ersten Punischen Krieg (264—241) wird, wirkliche Klarheit aber erst in der Zeit gewinnt, die Rom wie nur irgendeinen modernen Staat als einen so komplizierten Organismus erscheinen läßt, den zu verstehen ein Kind völlig außerstande ist. Nur der Fachgelehrte dringt bis zu einem, wennschon engbegrenzten Verständnisse durch.

Für Knaben und Mädchen reiferer Jahre eignet sich aber diese sog. Blütezeit Roms deshalb wenig, weil es sich darin zumeist um sehr widerliche Dinge handelt: Bürgerkrieg, in Permanenz erklärt, und alle Laster in ausgelassener Wildheit.

„Aus den Gesprächen verschwindet die Wahrheit. Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
— — Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron."

Es ist, als ob Schiller das Bild der römischen Korruption zeichnen wollte, die ihresgleichen etwa nur in der heutigen russischen Gesellschaft hat.

Selbst die angebliche „Blütezeit" Roms, die Zeit des Zweiten Punischen Krieges und des „sittenstrengen" M. Porcius Cato, dessen Sitten heute auch nicht als „tadellos" gelten würden, selbst diese Zeit ist schon nach den Urkunden der alten Römer selbst durch orientalische Sinnlichkeit so vergiftet, daß der Senat im Jahre 186 mehr als 7000 Männer und Frauen wegen Teilnahme an den Bacchanalien vor Gericht lud und wegen Unzucht, Mord durch Dolch und Gift, Testamentfälschung, falschen Zeugnisses und anderer Verbrechen zahlreiche römische Bürger zum Tode verurteilte.

Der Gymnasiast und Realgymnasiast braucht gleichwohl die Kenntnisse der altrömischen Sage und Geschichte bei der Lektüre der lateinischen Klassiker, allen anderen Schülern sollte man sie ganz erlassen und die Geschichte erst mit den Pyrrhischen oder Punischen Kriegen beginnen lassen.

Wir treiben in den Schulen keine Stadtgeschichte von Berlin, weshalb sollen wir dem alten Rom diese Ehre erweisen? Liegt uns Rom etwa näher als Berlin? Kennen wir es besser? Verstehen es unsere Kinder besser? Nein, wir behalten all das nur aus Gedankenträgheit. Es steht so im Livius, ist so getrieben worden in der römischen schola, von den Humanisten, von Vater, Großvater, Urgroßvater, also — bleibt's dabei! Wir haben eben die Humanisten-Ideale und das Mittelalter noch immer nicht überwunden.

Es gibt so viele herrliche, innige deutsche Ortssagen, so viele schöne alte Stadtgeschichten aus allen Teilen unseres Vaterlandes, es liegen rein „versunken und vergessen" weite deutsche Gebiete, von denen man den Kindern viel Erfreuliches und Bildendes erzählen könnte. So sollten sie doch auch wieder einen geistigen Zusammenhang mit Deutsch-Österreich gewinnen. Ich bin da jüngst in Steiermark und im Innviertel gereist: Passau, Linz, Enns, Wels, Steyr — alte deutsche Städte, die uns viel aus der Geschichte unseres Volkstumes erzählen, so in Steyr das älteste deutsche Bürgerhaus aus dem 13. Jahrhundert stammend. Das mag schon Walter von der Vogelweide gesehen haben: ein prächtiges Haus, dessen Bild jedem Deutschen ans Herz gewachsen sein sollte. Wer aber kennt es? Dafür aber kennen wir alle die Cloaca maxima in Rom und die Lehrbücher zeigen sie der Jugend sogar im Bilde, so das von Dr. Ferdinand Schultz, das in deutschen Schulen besonders beliebt ist. Es wäre doch auch schlimm, wenn unsere Kinder keine klare Anschauung davon hätten, wie die Fäkalien der ehrwürdigen alten Römer in den Tiberstrom abgeführt wurden!

Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Moderne Völkerwanderungen

Wenn früher die Menschen in großen Haufen fortwanderten, so handelte es sich immer um Eroberungszüge oder um das Auffinden neuer Plätze zur Hervorbringung der notwendigsten Lebensbedürfnisse. Ganze Völker oder Volksteile zogen aus, um auf einem anderen Grund und Boden eine neue Gemeinschaft zu gründen, wie wir das noch im vorigen Jahrhundert zu verschiedenen Malen bei den Buren in Südafrika beobachten können. In einfachen wirtschaftlichen Verhältnissen, bei einem Volk, dessen alleiniger oder größter Reichtum im Viehbestand gesucht werden muß, wo weder auf die Verbesserung des Bodens große Mühe verwendet worden ist, noch sonstige Reichtümer bestehen, die nicht auch mit auf die Wanderschaft genommen werden können, ist dieses Abwandern auch nicht sehr schwierig, wenn nur die Möglichkeit besteht, anderweit einen gleich guten oder einen noch besseren Boden zu finden, oder wenn dieser Boden mit geringeren Gefahren gegen feindliche Nachbarn, gegen wilde Tiere und Elementargewalten verteidigt werden kann.

Ist also das Abwandern ganzer Völker oder ganzer Volksstämme nur unter primitiven Verhältnissen möglich, bei Völkern mit einfachen wirtschaftlichen Verhältnissen und in einer Umgebung, in der die Besitzergreifung eines großen Gebiets nur geringen oder gar keinen Widerstand findet, so wird diese Art Abwanderung für alle auf höherer volkswirtschaftlicher Stufe stehenden Volksgemeinschaften zur Unmöglichkeit. War in den früheren Volksgemeinschaften das Interesse aller darauf gerichtet, einen günstigen Boden zur Ernährung des Viehes und damit auch zur Erhaltung der Stammesgemeinschaft zu finden, so durchkreuzen jetzt Tausende Arten von Interessen die Bevölkerung eines Landes. Begann in den primitiven Zeiten der wirtschaftlichen Entwicklung für alle Stammesangehörigen eine schlechte Zeit, wenn der Boden im Verhältnis zur Zahl der Volksgemeinschaft nicht mehr genügenden Ertrag geben wollte, so sind heute die Berufs-, Lebens- und Einkommensverhältnisse so kompliziert und verschiedenartig, daß niemals alle Bevölkerungsschichten eines Landes von den günstigen oder ungünstigen wirtschaftlichen Konjunkturen in gleichem Umfange getroffen werden, ja es kommt sogar sehr häufig vor, daß einzelne Berufsschichten aus bestimmten wirtschaftlichen Erscheinungen, die für die übrige Bevölkerung nachteilig sind, Vorteile ziehen. Der früher in gemeinschaftlichem Besitz gewesene Boden ist Eigentum der einzelnen geworden, auf, unter und über der Erde, auf Flüssen, Kanälen und Seen sind große Reichtümer angelegt und erworben, die nicht einfach fortgenommen werden können, die vielleicht an anderer Stelle ganz wertlos wären, Millionen Menschen haben feste Stellungen, die sie nicht ohne weiteres aufgeben können oder wollen, oder sie betreiben Geschäfte, die ihnen eine auskömmliche Existenz sichern, die staatliche Gemeinschaft, die nicht einfach verpflanzt werden kann, ist eine außerordentlich feste, und neben dem Grund, daß sich gar kein Platz mehr finden ließe, wohin ein ganzes Volk mit einem Male auswandern könnte, gibt es noch tausenderlei andere dafür. Nicht zuletzt auch solche, die aus dem Gemütsleben kommen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das durch die Atomisierung des Stammesinteresses verloren gegangen, ist in viel stärkerer Weise wieder erstanden durch die Konzentration in der Familie, durch die Verinnerlichung des Familienlebens, durch die Demokratisierung und Ausbreitung des gesellschaftlichen Verkehrs und in anderer Richtung durch die Stärkung des Nationalgefühls, durch Verallgemeinerung der Volksbildung. Gewiß mußten sich infolge dieser gewaltigen Differenzierung der Interessen auch die Gegensätze in der Volksgemeinschaft steigern, aber wenn man die durch diese Differenzierung entstehenden Kämpfe als notwendige Ausgleichs- und Gleichgewichtsbewegungen ansieht, so braucht man auch in einer Verschärfung der wirtschaftlichen Kämpfe noch nicht den Untergang oder auch nur die tiefgehende Schädigung eines volklichen Gemeinwesens zu sehen.

Wie der einzelne heute nicht mehr in gleichem Umfange und in der alten Art von der

Stammes- und Volksgemeinschaft abhängig ist, wie er von ihr nicht mehr direkt seine Subsistenzmittel bezieht, so braucht er aber auch nicht mehr direkt für die Stammesgemeinschaft zu arbeiten. Der einzelne kann seine Arbeitskraft überall verkaufen, er kann überall ein Geschäft errichten, kann sich diesen oder jenen Beruf wählen und damit wechseln, zugleich aber ist durch die früher nicht geahnte Entwicklung der Technik, durch die gewaltige Ausbreitung von Handel, Industrie und Verkehr, durch Einbeziehung immer neuer Völker und Länder in den Weltverkehr, durch die Intensität der Arbeit, durch die Vervollkommnung und größere Ergiebigkeit des gesamten Arbeitsprozesses in Industrie, Landwirtschaft und Gewerbe, kurz durch die gesamte technische und ökonomische Entwicklung der letzten sechzig bis siebzig Jahre eine Veränderung der Verhältnisse geschaffen worden, die allen Kulturvölkern die tiefsten Spuren hinterließ und noch lange nicht abgeschlossen ist.

Es ist oft darüber gestritten worden, ob der „Reallohn" der großen Masse der Bevölkerung gegenüber früheren Zeiten wesentlich gestiegen ist, ob der Mann aus dem Volke heute besser leben kann als früher. Diese Frage wird kaum verneint werden können, daneben aber zeigt sich als wichtigstes Merkmal, daß die Bevölkerung während der letzten Jahrzehnte außerordentlich an Zahl gestiegen ist; für das Jahr 1800 wird die Bevölkerung Europas mit 187 Millionen eingeschätzt, sie stieg bis zum Jahre 1850 auf 267 Millionen und erreichte am Ende des Jahrhunderts die Höhe von 391 Millionen, sie hatte sich also um mehr als 100 % vermehrt, und diese Vermehrung trat ein trotz einer bedeutenden Abwanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Hervorgerufen wurde diese starke Erhöhung der Bevölkerungszahl weniger durch eine Zunahme der Geburten, als vielmehr durch eine Abnahme der Sterblichkeit, und diese Abnahme der Sterblichkeit wiederum ist auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. Zunächst sind die hygienischen Verhältnisse besonders in den Städten ganz wesentlich gebessert worden, durch die soziale Gesetzgebung — so reformbedürftig diese im einzelnen auch noch sein mag — hat die große Masse der Bevölkerung eine größere Sicherheit gegen Krankheiten und Unfälle erhalten, und die einzelnen können ihre Gesundheit leichter wieder herstellen, dann aber wurde infolge der durch die technischen Fortschritte erreichten größeren Ergiebigkeit der Arbeit erst der Erfolg erzielt, daß die Bevölkerung besonders in den Kulturländern sich so rasch vermehren konnte.

Die starke Vermehrung der Bevölkerung wirkte aber auf die einzelnen Länder und innerhalb der einzelnen Länder auf die verschiedenen Provinzen und Bezirke nicht gleichmäßig ein, denn dort, wo die Bevölkerung in ihrem Erwerbe so gut wie ausschließlich auf die Bebauung des Bodens angewiesen war und kein Brachland mehr zur Verfügung stand, wohin größere Volksmassen hätten ziehen können, mußte notwendigerweise ein Zeitpunkt kommen, an dem der Boden die ständig wachsende Bevölkerung nicht mehr ernähren konnte. Es ist natürlich nicht möglich, im einzelnen den Zeitpunkt bestimmen zu wollen, zu dem ganz notwendig ein Mißverhältnis zwischen Bevölkerungsstand und Höhe der Produktion und Ernährungsmöglichkeit eintreten muß. Dazu liegen die Verhältnisse zu sehr verschieden. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Frage, ob der Boden Eigentum von kleinen und mittleren Bauern mit intensivem Betrieb ist oder ob er Großgrundbesitzern gehört, welche die Bewirtschaftung nur extensiv und mit uninteressierten Lohnarbeitern betreiben können, die Art und Dichtigkeit des Verkehrsnetzes und damit bedingt die Höhe der Transportkosten, dies alles und vieles andere muß dabei in Erwägung gezogen werden.

Kann aber nach einem gewissen Zeitpunkt in einem fast ausschließlich ackerbautreibenden Lande oder Landesteil die an Zahl gestiegene Bevölkerung nicht mehr ernährt oder nur noch unter Herabsetzung des Lebensniveaus durchgehalten werden, so wird bald eine Wanderbewegung einsetzen, die dorthin strebt, wo bessere Erwerbsbedingungen vorliegen. Sind in benachbarten Teilen des eigenen Landes bessere Erwerbsbedingungen anzutreffen als in der Heimat, so wendet sich der größte Teil der Abwandernden nach diesen Bezirken, fehlen aber



solche Landesteile mit günstigeren wirtschaftlichen Zuständen, so fließt die Abwanderung nach dem Auslande. Wenigstens ist dies jetzt in unseren Zeiten des ausgebreiteten und raschen Verkehrs so, in früheren Jahrzehnten der Isolierung wurden die Menschen einfach durch Hungersnot dezimiert.

Da die Abwanderer meistenteils junge kräftige Leute sind in einem Alter, in dem der Mensch am leistungsfähigsten ist, so liegt es im Interesse des Staates, daß die Wanderbewegung innerhalb der eigenen Grenzen bleibt, denn zur Heranbildung jedes erwachsenen Menschen, auch des einfachsten, sind große Aufwendungen gemacht worden, die die Allgemeinheit, der volkswirtschaftliche Gesamtorganismus eines Landes, nicht wieder erhält, wenn dieser Mensch nach seiner Ausbildung dauernd über die Landesgrenzen geht. Der fremde Staat aber, nach dem sich der Auswanderer wendet, erhält gewissermaßen in einem solchen Auswanderer ein lebendiges Kapital: eine vollwertige Arbeitskraft, deren Ausbildung ihm weder Mühen noch Kosten verursacht hat. Weil in der Regel die Landwirtschaft auch in den fruchtbarsten Provinzen nur einen Teil des Bevölkerungsüberschusses anderer Landesteile aufnehmen kann, so bleibt es in Staaten mit rasch steigender Bevölkerung Hauptaufgabe der Regierungen und der führenden Kreise des Volkes, für die überschüssigen Arbeitskräfte Beschäftigung zu finden. Da der Boden nicht willkürlich vermehrt werden kann, so bleibt nur übrig, durch Entwicklung von Handel und Industrie neue Arbeitsgelegenheiten zu schaffen. In dem Umfange nun, wie während der vergangenen Jahrzehnte die Arbeitsgelegenheiten in den Industrieländern oder in einzelnen Bezirken von ihnen sich vermehrten und erweiterten und zugleich, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika immer neue Ländereien urbar gemacht wurden, nahm auch die Wanderbewegung eine immer größere Bedeutung an, so daß man jetzt schon von modernen Völkerwanderungen sprechen kann, hinter deren Zahlen die alten Völkerwanderungen verschwinden. Was bedeuten die zehntausend Abwanderer im großen Burentreck von 1834 bis 1836 gegen die Hunderttausende, die heute an den modernen Ab- und Zuwanderungen beteiligt sind!

Die wichtigste Wanderung, sowohl nach der Zahl der Beteiligten wie nach den erzielten Wirkungen, ist ohne Zweifel die gewaltige Abwanderung nach den Vereinigten Staaten während der letzten Jahrzehnte. Und in dieser Wanderbewegung kommt am deutlichsten zum Ausdruck, wie abhängig die Wanderbewegung ist von den wirtschaftlichen Zuständen im Heimatlande der Auswanderer. Solange die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland unbefriedigend waren, so lange blieb auch die Auswandererbewegung eine überaus starke, bis sie dann in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts ihren Höhepunkt fand. Erst seit dem Jahre 1894 aber, seit unser Handel und unsere Industrie so mächtige Fortschritte gemacht haben, ist die deutsche Auswanderung nach Nordamerika so gesunken, daß sie keine wesentliche Schädigung mehr bedeutet. Auch aus Großbritannien und aus den skandinavischen Ländern sind in den letzten Jahren weniger Auswanderer nach Amerika gegangen, dagegen ist die Auswanderung ganz bedeutend gewachsen aus Rußland, Italien und Österreich-Ungarn, also aus Ländern, in denen die Erwerbsverhältnisse ganz ungünstig oder nicht besonders befriedigend liegen. Welche Verschiebung in der nordamerikanischen Einwanderung eingetreten ist, das ersehen wir aus zwei Gegenüberstellungen der Einwanderung aus den Jahrzehnten 1885—1894 und 1895—1904. Die Zahl der Einwanderer bleibt sich in beiden Jahrzehnten so ziemlich gleich; von 1885—1894 betrug sie 4 511 619 Personen, von 1895—1904 4 650 210 Personen. Ein ganz anderes Aussehen erhält dagegen die Einwandererbewegung, wenn man sie daraufhin untersucht, wie die einzelnen Heimatländer in den beiden Jahrzehnten daran beteiligt sind. Dann ersehen wir, daß die Einwanderung zurückgegangen war aus Großbritannien und Irland von 1 189 236 auf 560 620 Personen oder von 26,2 % auf 12,1 %, die Einwanderung aus dem Deutschen Reich hatte sich vermindert von 982 940 auf 276 106 Personen oder von 21,6 % auf 5,9 %, und die Einwanderung aus den skandinavischen Ländern war zurückgegangen von 562 611 auf 384 779 Personen oder von 12,6 auf 8,3 %. Dagegen war die Einwanderung in

die Höhe gegangen aus Italien von 474 235 auf 1 137 377 Personen oder von 10,4 % auf 24,4 %, aus Österreich-Ungarn von 476 478 auf 1 017 216 Personen oder von 10,4 auf 21,8 %, aus Rußland von 379 241 auf 768 598 Personen oder von 8,3 % auf 16,6 %. Aus allen übrigen Ländern war die Einwanderung nicht besonders gewachsen. Auch von Ostasien aus macht sich eine außerordentlich starke Wanderbewegung bemerkbar. So wird die Zahl der Chinesen, die nach allen Teilen der Welt ausgewandert sind, auf ungefähr 15 Millionen eingeschätzt. Die Chinesen, die hauptsächlich wegen der Übervölkerung in China auswandern, begnügen sich überall mit den niedrigsten Löhnen und machen auch sogleich die schmutzigsten Arbeiten. Die meisten Chinesen wandern nach einigen Jahren wieder zurück ins Reich der Mitte, doch an deren Stelle ziehen immer wieder neue Scharen fort. Den auswandernden Japanern kommt es vielfach auf Erwerbung technischer Kenntnisse und Erlernung neuer Arbeitsmethoden an.

Auch in Deutschland hat die Wanderbewegung während der letzten Jahrzehnte infolge des Aufschwungs von Industrie, Handel und Bergwerksbetrieb eine große Bedeutung angenommen. Davon nur einige Zahlen von den Jahren 1895 bis 1900. Während dieser Zeit hatten Wanderungsverluste zu verzeichnen Ostpreußen 146 000 Bewohner, Westpreußen 70 000, Pommern 55 000, Posen 128 000, Schlesien 73 000, Sachsen 64 000 und Hannover gegen 20 000. Dagegen hatten andere Landesteile und Stadtbezirke auch große Gewinne aus der Wanderbewegung. Ebenfalls von 1895 bis 1900 hatten durch Wanderung gewonnen Berlin 127 000 Bewohner und das übrige Brandenburg 107 000, weiter die Provinzen Westfalen 178 000 und Rheinland 182 000, die Bundesstaaten Königreich Sachsen 90 000 und Baden 30 000 Bewohner, die drei freien Reichsstädte zusammen 55 000, Hamburg allein 34 000 Bewohner. In Verbindung mit dieser Binnenwanderung hat in den letzten Jahren in Deutschland auch die Zuwanderung ausländischer Wanderarbeiter einen bedeutenden Umfang angenommen.

Welche Bevölkerungsverschiebungen durch diese Wanderungen entstehen, zeigt eine Untersuchung in Königsberg in Preußen. Dort hatte der Magistratskommissar für die Invalidenversicherung während der Zeit vom 1. Januar 1900 bis Ende März 1905 aus jedem Renten- und Beitragserstattungsantrage den Geburtsort des Antragstellers ermittelt; das gesamte Material ergab, daß nur 20 % der ermittelten erwachsenen Arbeiter in Königsberg geboren waren, während 76 % aus den verschiedensten Teilen der Provinz Ostpreußen und die übrigen 4 % aus weiter abliegenden Bezirken stammten.

Bisher sind den Massenwanderungen nur geringe Schwierigkeiten entgegengesetzt worden, ob dies aber so bleiben wird, ist eine große Frage, deren Beantwortung sehr stark beeinflußt wird von der weiteren Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Ländern. In den Vereinigten Staaten stehen Staatsmänner und Volk der fortgesetzten starken Einwanderung lange nicht mehr so freundlich gegenüber wie in früheren Jahrzehnten, auch schon deshalb, weil die Einwanderer jetzt mehr aus Ländern kommen, deren Bevölkerungsklassen auf niedrigeren Kulturstufen stehen. So schrieb vor einiger Zeit ein angesehenes Organ der Arbeiterpartei in Amerika: „Kann die amerikanische Arbeiterschaft eine so riesige Einwanderung von solcher Qualität, wie es der Hauptteil der jetzigen ist, ertragen? Ist sie eines Prinzips wegen verpflichtet, sich zu Boden drücken zu lassen? Der Respekt vor der Freizügigkeit kann doch nicht so weit gehen, daß eine solche Massenflut von Leuten niedrigster Zivilisation zugelassen wird, darüber geht doch das Recht der Notwehr, und für die amerikanischen Arbeiter ist sie dringend geworden." Und Roosevelt, der Expräsident der Vereinigten Staaten, sagte in seiner Botschaft vom Dezember 1905, es gelte in erster Linie alle solche Elemente fernzuhalten, aus denen niemals gute amerikanische Bürger werden können. Ähnliche Bestrebungen machen sich in Australien bemerkbar. Dort fordert die Arbeiterpartei, die vor fünf Jahren schon einmal für einige Zeit an der Regierung war, „die Aufrechterhaltung eines weißen Australiens", also den Ausschluß der Gelben und Schwarzen. Es ist vorauszusehen, daß bei Eintreten einer



ungünstigen Wirtschaftskonjunktur diese Gegnerschaft der unterschiedslosen Einwanderung noch bedeutend wachsen wird. Daß die Wanderungsbewegung nicht nur eine soziale und wirtschaftliche Erscheinung ist, sondern auch gleichzeitig tief in die politischen Zustände und Machtverhältnisse eingreift, zeigten die Differenzen zwischen den Vereinigten Staaten und Japan, die beinahe zu einem Krieg geführt hätten und deren Ursache nur in der starken Wanderbewegung der Japaner begründet liegt. So bietet die Wanderungsbewegung in ihrem heutigen Umfange so manche Zweifelsfrage. Vielleicht wird die heute in den meisten Staaten bestehende Schutzzollgesetzgebung auch noch auf die Einwanderung ausgedehnt, dergestalt, daß das Einwandern nur unter erschwerenden Umständen möglich ist. Wie sich aber auch immer die Verhältnisse gestalten mögen, die Wanderungsbewegung verdient die allerernsteste Aufmerksamkeit.

Albin Michel



Die Urheimat der Germanen

Die zünftige Wissenschaft hat sich bisher noch nicht in ihrer humanistischen Verbildung, unter deren Bann sie ebenso wie ursprünglich jeder frühere Gymnasiast steht, von der irrigen Herleitung des Menschengeschlechts aus Hochasien ohne jeden Schatten eines ernsthaften Beweises losreißen können. Freilich behauptet sie diesen unbewiesenen und unbeweisbaren Standpunkt nicht mehr so schroff, wenn auch jetzt das Dach der Welt, das Pamir, als Herkunftsort besonders in Mode gekommen ist, obwohl in dieser unwirtlichen Gegend die Voraussetzungen einer Völkerwiege besonders unwahrscheinlich sind. Gemeinverständlich hat zuerst Ernst Krause (Carus Sterne als Schriftsteller) in seinen „Trojaburgen" und „Tuiskoland" von naturwissenschaftlicher Warte aus, jedoch auch mit allem philologischen Rüstzeug, besonders des Mythus, wohl versehen, die sichere Vermutung ausgesprochen, daß der Ursitz der Indogermanen im europäischen Norden zu suchen sei, nachdem in der Wissenschaft schon vereinzelt die gleiche Annahme verteidigt worden war. Aber von Gelehrten ist bisher bloß Wilser in zahlreichen Veröffentlichungen dafür eingetreten und von seinen Hochschulgenossen einfach totgeschwiegen worden.

Mag er auch in Einzelheiten geirrt haben, so ist der Grundgedanke seiner Auffassung unzweifelhaft richtig. Die Wissenschaft hat weder geschichtlich noch rassenkundlich bislang ihre unhaltbare Ansicht vom biblischen Glaubenssatz „ex oriente lux" gestützt, sondern sich mit unzulänglichen Sprachbeweisen und der orientalischen Legende begnügt. Der Assyriologie konnte auch das biblische Bollwerk nicht standhalten, obwohl die Bibel doch nur die altjüdische Stammsage enthält, der ein wissenschaftlicher Wert nicht beizumessen war, und die mit den Glaubenssätzen des Christentums nicht das mindeste zu tun hatte. Bereits jetzt steht naturwissenschaftlich fest, daß mindestens die blonde Rasse in den Eiszeiten in den Polargegenden des Nordens entstanden ist. (Gemeinverständliche Literatur: Messerschmidt, Die Erde als Himmelskörper; Buschan, Menschenkunde; Wilms, Menschwerdung; Driesmanns, Der Mensch der Urzeit; Wellern, Des Menschen Stellung im Weltall. Lauter auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung kurzgefaßte Leitfäden in übersichtlicher, erschöpfender Darstellung, die ein scharfes Bild der Entwicklungsgeschichte der Erde und ihrer Bewohner geben, denen sich Willy Pastor, Aus germanischer Vorzeit, würdig anschließt.) Andererseits findet sich nach der jüngeren Eiszeit die germanische Rasse bereits in ihren urgeschichtlichen Sitzen um das Becken der Ostsee herum und südöstlich vielleicht bis Livland, wo sich ihr wie heute die Finnen anschlossen. Die Liven gehörten diesem finnisch-ugrischen Stamme mongolischer Rasse an.

Die Kelten sind die Vorläufer der Germanen und saßen urgeschichtlich an den Rändern des germanischen Volksgebiets, auf den britischen Inseln, in Gallien und Süddeutschland.

Fraglich ist es, ob Böhmen, das alte Bojenheim, nicht auch urgermanische Siedlung ist. Die Keltomanen stützten sich bloß auf den vermeintlich keltischen Namen des Volkes, der ebensogut germanisch sein kann. Jedenfalls saßen östlich schon in der Urzeit germanische Stämme, die nicht erst später gleich den Goten eingewandert sind. Die Bastarnen, die von den Karpathen bis tief in die Sarmatische Ebene siedelten, sind geschichtlich nie ausgewandert, sondern geräuschlos von der slawischen Flut verschlungen worden, ein Schicksal, das die deutschen Bamberger vor den Toren der deutschen Provinzialhauptstadt Posen noch in der Gegenwart erlitten haben. Unsere unglückliche Kelto- und Slawomanie hat in echt deutscher Ausländerei und klassischer Verkennung des eigenen Volkstums die Grenzen unseres Volksbodens außerhalb Skandinaviens wesentlich zu eng angenommen.

Leiblich wie sprachlich stehen uns die Kelten dergestalt nahe, daß Körperbau, Haar- und Augenfarbe völlig gleich sind, soweit es sich um die Festlandskelten handelt. Ein Unterschied ist nicht festzustellen. Die Sprachwurzeln sind auch fast gleich. Die Namen gehören beiden Sprachen an. Die Trennung beider Völker muß also sehr spät erfolgt sein. Die Belgen bezeichnet Cäsar als germanisiert, während sie sich selbst für Germanen hielten. Sie saßen aber bis zur Somme. In der Völkerwanderung folgten ihnen die Franken, was den rein germanischen Charakter Nordfrankreichs erklärt und den Irrwahn von dem Romanentum der Wallonen widerlegt, die lediglich romanisierte Franken sind, eine Feststellung, die noch heute von hoher nationalpolitischer Bedeutung ist, duldet man doch noch in der Rheinprovinz französischen Volksschulunterricht für die wallonischen, also angeblich französisch-romanischen Bewohner des Kreises Malmedy, deren Verwelschung leider nicht zu bestreiten ist. Wo die Scheidung zwischen Germanen und Kelten in Süddeutschland verlaufen ist, läßt sich nicht mehr feststellen, jedenfalls wesentlich südlicher, als unsere Keltomanen annehmen, da die vermeintlich keltischen Ortsnamen auch germanisch sein können. Hermunduren (Thüringer) und Chatten (Hessen) sind Ureinwohner und haben urgeschichtlich ihre Sitze nie verlassen. Die zahlreichen suebischen Stämme, aus denen später die Alemannen und Bajuwaren hervorgingen, können aber nicht alle in Norddeutschland gesessen haben. Ostdeutschland war gotisch-vandalisch.

Die Semnonen suebischen Stammes erfüllten die heutige Mark Brandenburg. Sie sind auch schwerlich geschlossen ausgewandert, sonst würde die Mark trotz der slawischen Namen nicht so schnell vollich wiederverdeutscht worden sein. Die Mark ist heute reingermanisch, nicht halbslawisch, wie uns und sich selbst die Reindeutschen Süddeutschlands in Unkenntnis des Landes vorreden. Es spricht vieles dafür, daß die Germanen bis zur Donau schon urgeschichtlich gesessen haben, reichten sie doch in den Karpathen bis fast zur untern Donau. Ptolemäus bezeichnet sie daher als das bastarnische Gebirge. Wie die Finnen bis tief nach Rußland hinein siedelten, so war unzweifelhaft das heutige polnische Volksgebiet germanisch, wie überhaupt die Polen ein Mischvolk sind. Die Schlachta, also die Oberschicht, ist tatarisch-germanischen Ursprungs. Tatarische Zupane und germanische Häuptlinge waren ihre Vorfahren. Im Volke mag, wie das blonde Haar und die blauen Augen beim Fehlen der vorstehenden Backenknochen ergeben, auch noch viel germanisches Blut stecken. Wir sind also auf dem gegenwärtigen Volksboden eingeborenen Stammes. Die slawische Zwischenzeit ist freilich noch nicht völlig überwunden, und im Westen und Süden ist das altdeutsche Volksgebiet stark beengt worden. Sicherung nach allen Seiten ist die nationale Forderung des Tages und die Losung der Zukunft.

Kurd v. Strantz

*

Diese Äußerungen werden nicht ohne Widerspruch hingenommen werden. Sie sind aber jedenfalls interessant und bemerkenswert genug, um gerade im Türmer eine Stelle zu finden. D. T.



Tierschutz — Menschenschutz!

In einer von der „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes" usw. (Berlin W., 57) herausgegebenen Schrift über „Die Beziehungen der Tierschutzbewegung zu andern ethischen Bestrebungen" von Magnus Schwantje findet sich u. a. das folgende, nicht genug zu beherzigende Mahnwort:

„Ihre Hauptaufgabe sollten die Tierschützer darin erblicken, die Anschauung zu verbreiten, daß die Quelle der Moral das Mitgefühl ist: die Fähigkeit, das Leid und das Glück anderer Wesen als sein eigenes zu fühlen. — Ein Mensch, dem die Leiden und die Freuden anderer Wesen gleichgültig sind, kann keinen Antrieb fühlen, die Rechte anderer Wesen zu schonen und zu schützen. — Das Mitleid ist keine Schwäche, sondern die Quelle alles heldenhaften Opfermutes. — Wer das Mitleid für die Triebfeder zu allem sittlichen Handeln ansieht, muß einsehen, daß die Tierschutzbewegung die Menschheit einem höheren Ziele zuführen will, als irgend eine andere Bewegung; denn der Tierschutz ist die am weitesten gehende Betätigung des Mitleids. Wer die Leiden der unter ihm stehenden Wesen mitfühlt, wird in der Regel ebenfalls von den Leiden der ihm gleichstehenden bewegt. Wer die Sklaverei der Menschen, die er als niedrigere Rassen betrachtet, verurteilt, erkennt damit auch das Recht der Weißen auf Freiheit an; und so ist auch mit der Anerkennung des Rechts der Tiere auf Befreiung von allem Leid, das wir ihnen, ohne uns selber ein größeres Leid zuzufügen, ersparen können, schon die Anerkennung desselben Rechts der Menschen ausgesprochen.

Viele Menschen halten sich von der Tierschutzbewegung deshalb fern, weil sie glauben, daß das Unrecht, das heute an Menschen verübt wird, größer sei und daher eher bekämpft werden müsse, als die Tierquälerei. Diese Ansicht zeugt von einer falschen Vorstellung von dem psychischen Wesen der Tiere, insbesondere von dem Grade ihrer Leidensfähigkeit, oder auch von Unkenntnis der heute üblichen Tiermißhandlungen. Selbst wenn wir aber zugeben müßten, daß die Leiden der Tiere viel geringer seien als die, welche wir von unseren Mitmenschen abwenden können, so dürften wir doch nicht dem Tierschutz eine geringere moralische Bedeutung zuerkennen. Denn die kleinen Fehler sind die Ursachen der großen; Laster und Verbrechen können wir am besten verhüten durch Bekämpfung derjenigen üblen Sitten und Gewohnheiten, welche die meisten Menschen noch als harmlos betrachten. Je mehr sich die sittlichen Anschauungen freihalten von kleinen Zugeständnissen an das Böse, um so weniger ist die Menschheit in Gefahr, in große Fehler zu verfallen. Mit anderen Worten heißt das: eine Sittenlehre ist um so wertvoller, je radikaler sie ist. Wer Grausamkeit und Roheit bekämpfen will, muß also zu allererst die Tierquälerei einzuschränken trachten . . ."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Eine alte Frau über moderne Frauenrechte

Ohne Zweifel brachte erst die moderne Zeit das Wort „Frauenrechte" zur allgemeinen Geltung; die „gute, alte Zeit" wußte davon wenig. Es fragt sich nun: stand die Frau von ehedem so sehr unter dem Joche des Mannes, daß sie nicht wagte, von ihren Rechten zu sprechen, und sich dadurch allmählich die Empfindung für natürliche Güter abstumpfte? Oder aber: war sie überhaupt zu beschränkt, um berechtigte Fraueninteressen zu erkennen, und mußte es somit einer intelligenteren Nachkommenschaft vorbehalten bleiben, der Frauen gutes Recht zu entdecken, um es ihnen zugleich zu erobern? — Sie gestatten einer alten Frau hierüber ihre unmaßgebliche Meinung zu äußern.

Die heutige Frauenwelt betont in ihrer Mehrheit stark das Recht auf Individualität; sie verlacht die „altfränkische Moral" und will sich „ausleben" nach ihrer Weise; sie fordert Gleichberechtigung mit dem Manne in allen sozialen Fragen und sucht diese Ziele vornehmlich zu erreichen durch Aneignung jener Berufe, die vordem als der Männer Eigentum angesehen wurden. — Gewohnt, jede Umwälzung auf ihren praktischen Wert zu prüfen, frage ich mich auch hier: was ist die Folge dieses Vorgehens? Unbestritten bedarf jeder geistig und körperlich gesunde Mann eines Berufes, will er ein menschenwürdiges, d. h. tätiges Leben führen, — ganz gleich, ob er pekuniär gut gestellt ist oder nicht. Die Frau hingegen ist nicht durchaus darauf angewiesen; ihr stehen auf alle Fälle so viele weibliche Beschäftigungen zu, daß sie nur zuzugreifen braucht, — der reichen wie der armen Frau. Bedarf sie aber der Berufsarbeit des täglichen Brotes wegen: es gibt noch genug rein weibliche Berufszweige, und für gewisse durch Maschinen verdrängte Handarbeit findet guter Wille neue, der weiblichen Eigenart entsprechende Arbeitsgebiete. Weiß sich der Mann nicht in gleicher Lage zu helfen, ohne nach Frauenarbeit zu greifen? O ja, er lauscht auf die Bedürfnisse der Neuzeit und richtet danach seine neue Tätigkeit ein. — Beobachten wir nur unbefangen das Alltagsleben: werden die Klagen nicht immer dringender, daß so wenig tüchtige Kräfte mehr für weibliche Arbeiten zu bekommen sind? Ja, wer soll denn in Zukunft die so unerläßlich nötige Frauenarbeit leisten? Etwa der Mann? Meine verehrten Frauen, stellen wir doch nicht die Welt auf den Kopf; stoßen Sie nicht Naturgesetze um, es könnte Sie teuer zu stehen kommen! Ohne Zweifel fühlen Sie sich geistvoller und gesellschaftlich höher stehend, wenn Sie auf einem Bureau arbeiten, Ihr Brot zu verdienen, denn als Schneiderin, Haushälterin oder dergleichen? Ich verstehe das nicht. Leisten Sie doch nur in diesen und verwandten Gebieten Tadelloses, und kein Mensch mit gesundem Denken wird Ihre Mühen und Ihre soziale Stellung geringer bewerten als Bureauarbeit, sofern Sie nur selbst nicht so töricht sind, es zu tun. Warum auch? Nach meiner An-

sicht bedarf man zu diesen Berufen vielleicht mehr Intelligenz, Überblick, Vielseitigkeit und Energie als zu der mehr oder minder mechanischen, untergeordneten Arbeit der meisten Bureaudamen. Voraussetzung bleibt jedoch immer — ich betone dies wiederholt: Darbietung tadelloser Arbeit; nicht was heute vielfach in Geringwertung und Verkennung weiblicher Arbeit geboten wird: Pfuschwerk!

Auch der klingende Lohn wird dann meist ein weit besserer sein, als bei Berufen, die eigentlich Männern zukommen; und je mehr sich die Frauen zu solchen herandrängen, um so gedrückter müssen auch die Gehaltsverhältnisse für die Männer werden. Ich kenne ein auf Bureau beschäftigtes Mädchen mit 30 ℳ monatlichem Gehalt; — eine selbst mittelmäßig talentierte Näherin erhält außer besserer Barzahlung ihre gute Kost gestellt. (Eine bedauernswerte Ausnahme bilden die Heimnäherinnen, so weit ich hierüber unterrichtet bin; ihnen, gleichwie ihren männlichen Kollegen aufzuhelfen, ist einerseits Sache berufener Kreise, anderseits wohl durch Selbsthilfe in Form von Streiks usw. zu erreichen.) Für obengenanntes Mädchen ist es ein Glück, daß ihre „plebejische“ Mutter, eine Wäscherin, die Tochter pekuniär unterstützen kann und auch ihre freien Abende beaufsichtigt. Diese freien Abende! Sie zu haben, verzichtet man immer mehr auf die Stellen als Dienstmädchen usw., und doch, wie viel glücklicher wären die Mädchen daran, wenn sie wieder mehr an Zucht und Sitte gebunden wären! Die Freiheit der heutigen Jugend wurde vielen schon zum Fall. Ich fühle keinen Beruf in mir zur Moralpredigerin; die unerhört große Anzahl unehelicher Kinder in unserer Zeit gibt jedoch zu denken.

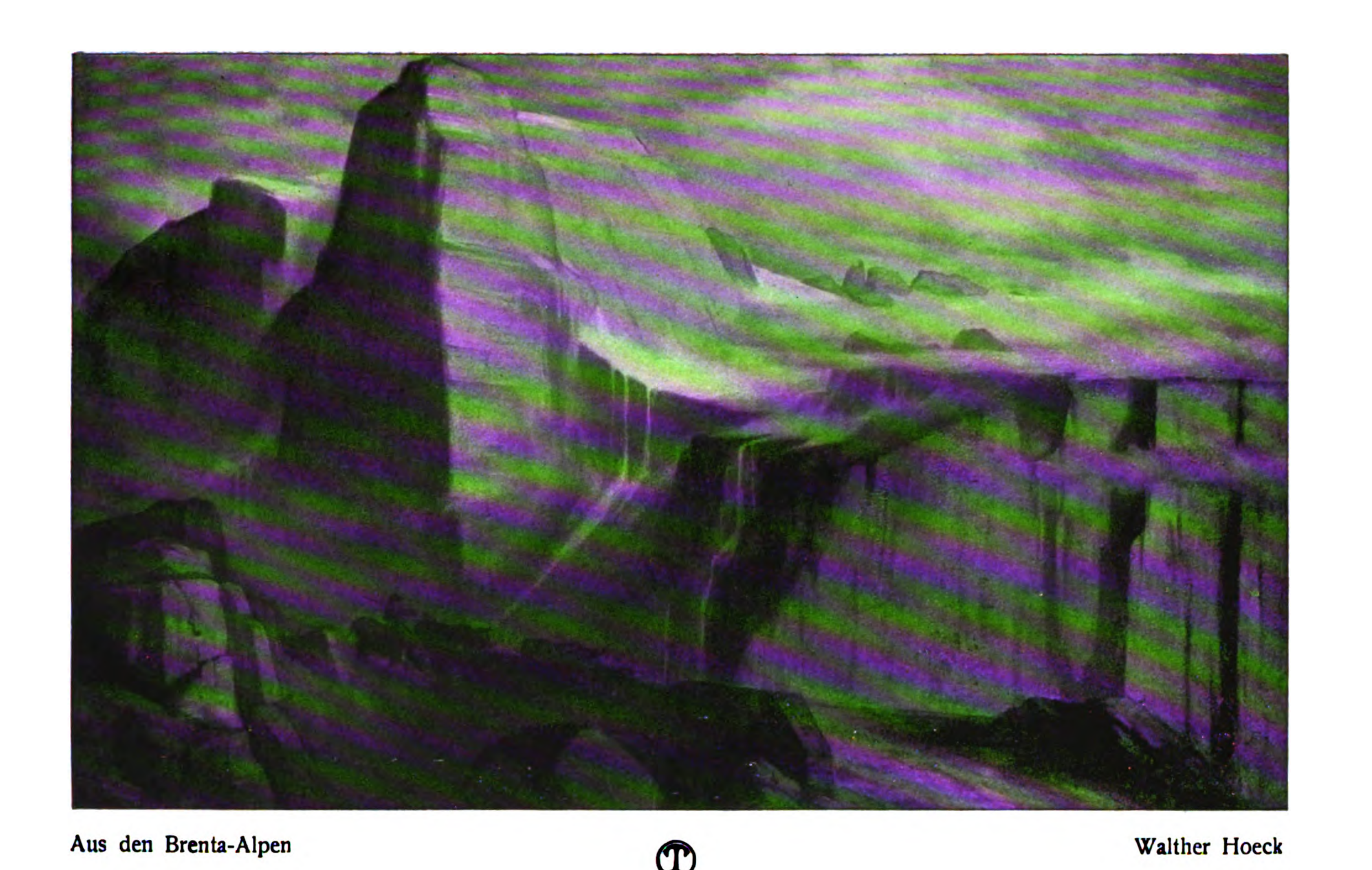
Nun gar die „höheren Stände“. Hier überall ein Hindrängen zu den akademischen Berufen. Liegt dazu Bedürfnis und Befähigung vor? Ich meine, die vermögende Frau sollte überhaupt keine Arbeit gegen Entgelt tun, also auch kein Brotstudium betreiben; das ist sie ihren ärmeren Mitschwestern schuldig. Mir fällt dabei unwillkürlich die wohltätige Frau ein, die Handarbeiten anfertigt zum Verkaufe in den Wohltätigkeitsbazars, während inzwischen die arme Berufsstickerin vergeblich auf Käufer wartet; — eine etwas gedankenlose Art von Wohltätigkeit! — Wollen reiche Damen ihrem Arbeits- und Bildungstriebe genügen, so finden sie bei tausend anderen Gelegenheiten Befriedigung. Aber auch die pekuniär weniger gut gestellte „höhere Tochter“ wird nicht gleich zur Universität eilen müssen; ihr bietet sich ebenfalls Aussicht zu anderweitiger Verwertung ihrer Kräfte. Meinem Empfinden nach ist als Frauenstudium hauptsächlich nur berechtigt das althergebrachte der Lehrerin — denn dieser Beruf ist dem mütterlichen verwandt — und etwa noch das frauenärztliche. Sollen jedoch weibliche Ärzte lohnende Praxis erhalten, so müssen sich vorerst mal in deren Sprechstunden all die Frauenrechtlerinnen einfinden, um so auch durch die Tat für ihre Überzeugung einzutreten; nach meiner Erfahrung ist dies leider bis jetzt nicht der Fall. Für alle übrigen Fächer bezweifle ich mehr oder minder die Befähigung der Frau und die soziale Notwendigkeit. Hervorragendes wird man nie da leisten, wo man die von der Natur gesteckten Grenzen überschreitet, — vielfach überschreiten muß, auch in gesundheitlicher Beziehung. Haben die Frauen etwa schon einen weiblichen Goethe, Beethoven, Raffael, Michelangelo hervorgebracht? Im alten Griechenland und zuweilen auch in späterer Zeit war die Frau keineswegs in ihrer freien Entfaltung gehindert; warum finden wir bei ihr kein Genie? Es muß doch wohl an der Unfähigkeit liegen! Und wo bleiben die weiblichen Erfindungen? Die Männerwelt hat sie in großer Anzahl durch alle Jahrhunderte aufzuweisen, — Erfindungen, die oft weitab lagen von ihrem eigentlichen Berufe. Nirgends haben die Frauen hierin Nennenswertes zu verzeichnen! — Sie wenden vielleicht ein, daß zum umstrittenen Frauenstudium keine Genies nötig sind, sondern nur Talente. Denken wir darüber nach. Vielleicht gibt die Frau eine vorzügliche Richterin, eine weitschauende Politikerin? — Auch dies muß ich wieder bezweifeln. Richterin? Nun ja, man behauptet zwar, die Frau könne sehr strenge zu Gericht sitzen über ihre Geschlechtsgenossinnen, insbesondere wenn diese schön und gefeiert sind; ob sie aber von Amts wegen objektiv und logisch urteilen kann, ob ihr nicht die den Frauen eigene impulsive Natur manch bösen Streich

spielen wird, ist mir mehr denn fraglich. Seien wir offen: die Frau kann nicht aus ihrer Haut! Na, und die hohe Politik? Bei Übung läßt sich da vielleicht etwas erreichen, wenngleich vielfach behauptet wird, daß auch hier der Mangel an folgerichtigem Denken ein Hindernis bilde. Mir behagt diese Tätigkeit nicht aus anderen Gründen. Verlieren nicht schon die Männer genug an Takt- und Feingefühl, wenn es sich um politische Kämpfe handelt; so muß sich auch die Frau an widerwärtigen Wahlszenen beteiligen, bei denen sie wahrscheinlich noch mehr ausarten wird als der Mann? Denken wir nur an die englischen Suffragettes! Immerhin gestehe ich im Prinzip den Frauen, speziell den im Erwerb stehenden, das Recht zu, in gewissen politischen Fragen mitzusprechen. Lerne sie jedoch vorher ihr Temperament zügeln!

Auf einen großen Nachteil der Frauenbewegung möchte ich noch hinweisen. Meine lieben Frauen, arm wie reich, gelehrt wie ungelehrt: merkt ihr denn nicht, wie die Männer in dem Grade weniger ans Heiraten denken können, als ihr ihnen das Brot wegnehmt? Ihr alle wollt doch heiraten; das Eheglück mindestens probiert haben. (Bitte, nicht Versteck spielen!) Warum seid ihr so unklug, den Männern die Berufe wegschnappen zu wollen? Der gelehrteste Beruf entschädigt euch doch nicht für Ehelosigkeit! Wollt ihr etwa in Zukunft die Männer ernähren? Jeder charakterstolze Mann würde dafür bestens danken. Vorderhand hat's ja damit gute Wege; wir haben noch heiratsfähige Männer Werden sie aber besondere Freude gewinnen an frauenrechtlerischen und gelehrten Frauen? Nichts verträgt der Mann schlechter als geistreichelnde und rechthaberische Frauen. Will er sich erholen von der aufreibenden Berufsarbeit, so sucht er bei seinem Weibe leichte, heiteranregende Unterhaltung — nicht zu verwechseln mit geistlosem Gerede. Ein gefälliges „Aufschauen" zu ihm schmeichelt, nebenbei gesagt, seinem Herrentum, ohne daß sich die Frau damit etwas vergibt; na ja, auch der Mann kann halt nicht aus seiner Haut! Die altfränkische Frau verstand sich besser auf die Behandlung; ich nenne das keineswegs Beschränktheit. In der mustergültigen Führung des Haushaltes und im selbstlosen Aufgehen für Mann und Kind erblickte sie ihre Aufgabe und ihren Ruhm; nicht in äußeren Ehren und dem Hasten von einem Vergnügen zum anderen, wie es heute — ich sage durchaus nicht immer, aber doch häufiger als gut ist — zur Sitte geworden. Die Familie, dieser Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft, stand sich dabei nicht schlecht und die Frau schon ganz und gar nicht. Der Mann ist nicht immer der hartgesottene Sünder, der uneigennütziges Wirken nicht anerkennt, und die Kinder, im Geiste der Anspruchslosigkeit erzogen, taten willig ihre Pflicht, ohne auf die vielen „Rechte" zu pochen, die die neuzeitliche Tochter kennt. Man war zufrieden; ein köstliches Gut! „Unverstandene" oder sich „zwecklos" fühlende Frauen, diese moderne Erscheinung, kannte man nicht, aus welchem Grunde Ehescheidungen weit seltener waren denn heute. Die Frau ging nicht mit Romanideen, oder drücken wir uns modern aus: „differenzierten Nerven" in die Ehe, und so wußte sie von vornherein, daß das Eheleben auch Schweres bringt, das eine echte, mutige Frau trägt, schon um der Kinder willen. Meine verehrten Hausfrauen, darf ich Ihnen einen Rat geben? Je gemütlicher Sie Ihrem Manne das Heim bereiten in altem Sinne, um so weniger denkt er ans Wirtshaus, diesem heute so überhandnehmenden Frauenkreuz. Die Berufswahl brauchte bei vielen Frauen keine so brennende zu werden, widmete der Mann wieder mehr als seither seine freie Zeit der Familie, anstatt Gesundheit und Vermögen dem Götzen Alkohol zu opfern. — Ich deute Ihnen damit ein sehr segenbringendes „Frauenrecht" an; möchten es alle Frauen verwirklichen helfen!

Und schließlich noch ein Wunsch, den ich den zukünftigen „Gesetzgeberinnen" ans Herz lege: ich wünsche obligatorischen Unterricht für die Frauen aller Stände in jeder Art Haus- und Handarbeit, in Buchführung, Gesundheitslehre und vor allem in der Krankenpflege, unter besonderer Berücksichtigung der Krankenküche. Keine neue Idee, nicht wahr, doch wert, immer und immer wieder aufgefrischt zu werden, bis sie zur Durchführung kommt. Alle privaten Bemühungen zur Unterweisung bleiben Stückwerk, weil nicht jedermann verpflichtend; darum müßte von Staats wegen vorgegangen werden. Muß nicht auch der junge Mann die Militär-





Aus den Brenta-Alpen — Walther Hoeck

zeit auf sich nehmen? Welch ein Segen würde daraus dem einzelnen und dem Gemeinwesen erstehen! Zumal durch verständige Krankenpflege. Fragen Sie doch jeden Arzt, jeden Leiter öffentlicher und privater Krankenhäuser. Selten findet er in der Umgebung des Kranken, sowohl seitens der Familie, als auch der Berufspflegerinnen, volle Unterstützung seiner Bestrebungen, und manche Heilung wird ihm direkt unmöglich gemacht durch deren Unfähigkeit. (Ich nehme die Ordensschwestern aus, aber wie wenige sind es ihrer gegenüber den Hilfsbedürftigen!) Hier Wandel zu schaffen, ist ein weiteres Vorrecht der Frauen. Befreie sich zumal die gebildete Frau von dem unglückseligen Vorurteile, Krankenpflege, besonders die berufliche, sei niedrige, unfeine Beschäftigung. Ist sie denn nicht die notwendige Ergänzung des ärztlichen Standes, für den die Frauen von jeher eine so große Begeisterung hatten? Was hier „ideal“, sollte es dort minderwertig sein? Hat nicht auch der Arzt sogenannte niedere Dienste dem Kranken zu leisten? Meine Damen, ein einziger dankbarer Blick des Leidenden entschädigt den guten Menschen reichlich für alle Mühen — und wo er ihn mal nicht bekommt, da hilft ihm das Gefühl erfüllter Pflicht darüber hinweg. Krankenpflege entspricht so ganz der weiblichen Eigenart; ich kann sie nicht warm genug empfehlen. Der moderne Zeitgeist predigt das Aufgeben des Schwachen, ohne zu bedenken, daß, wer heute noch stark, morgen selbst schon schwach sein kann; — wir wollen ihn weit von uns weisen. Aber auch pekuniär lohnend kann Krankenpflege sein. Eine Dame z. B., die darin tüchtig und zugleich gewillt ist, auch unter Umständen in der Wirtschaft sachverständigen Anteil zu nehmen, wird bald in jedem Sanatorium, deren es heute so überaus viele gibt, unentbehrlich und danach honoriert werden. — Sie sehen, nicht minderwertig ist Frauenarbeit, nur andersartig soll sie sein als die der Männer. Haben sich mit der Zeit irrige Ideen eingeschlichen: weisen wir sie wieder von uns und behalten wir von modernem Geiste nur so viel, als sich praktisch erwiesen hat für die Allgemeinheit; denn wir sind Glieder eines Ganzen, dem wir dienen müssen.

Agnes Decker

Die Zukunft des jungen Offiziers

Der Artikel Allenstein im Augustheft enthält eine Menge von ernsten und bitteren Wahrheiten. Mit Recht wird auf die innere Unwahrhaftigkeit und Unsittlichkeit der Anschauungen — in geschlechtlicher Beziehung besonders — hingewiesen. Leider trifft dies auch in vielen anderen Gesellschaftskreisen zu. Fast unsere ganze moderne Gesellschaft baut sich auf der gleichen Heuchelei auf. — Zu begrüßen ist auch vor allem, daß auf die wirtschaftlich unsichere Lage des Offiziers hingewiesen wird.

Zuwachs und Abgang des Offizierkorps stehen in einem ungesunden Verhältnis. Solange die jüngeren Offiziere, wie es heute noch vielfach bei der Kavallerie der Fall ist, nur eine Reihe von Jahren bei der Waffe waren, und dann größtenteils auf ihre Güter zurückkehrten, machte sich dies Mißverhältnis nicht fühlbar. — Bei der großen Zahl der heute notwendigen Offiziere aber wird die Mehrzahl den Stand als Lebensberuf erwählen.

Wir hatten 1908/9 2312 Bataillonskommandeure usw., 6425 Hauptleute und Rittmeister, 4797 Oberleutnants und 10946 Leutnants. Es kommt also nur eine genügend pensionsfähige Stabsoffiziersstelle auf vier Leutnants. Die übrigen müssen sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie in den besten Mannesjahren, aber zu einer Zeit, wo es bereits schwer fällt, eine neue Existenz zu gründen, verabschiedet werden. Das wirkt außerordentlich verbitternd und entmutigend.

Die Versuche, durch Schaffung von Zivilversorgungsposten (Amtmänner, Polizei usw.) oder militärische Stellungen (überzählige Stabsoffiziere — Bezirksoffiziere und Beamtenstellen im Generalstab, Kriegsministerium usw.) dem Notstande abzuhelfen, sind ein Flick-

werk, das nur augenblickliche Linderung schaffen kann. Wer nicht von Hause aus vermögend ist, oder auf seinen bunten Rock hin eine Frau mit großem Portemonnaie erheiratete, muß versuchen, im Handel und bei Lebensversicherungen unterzuschlupfen. So kommen die Herren in Lebensstellungen, auf die sie vorher mit Verachtung herabsahen, und für welche sie nur ungenügend vorbereitet sind. Die Folge ist, daß sie sich selbst nicht wohl darin fühlen, von ihren Untergebenen bei deren gründlicherer Berufsvorbildung über die Achseln angesehen werden, und im Kreis der ehemaligen Kameraden als Deklassierte, unter den Schlitten Geratene gelten.

Das ist unwürdig für den Offiziersstand — der in Preußen als der erste gelten will — und beleidigend für die im bürgerlichen Erwerb schaffenden Stände. Dazu kommt eine durch Kadettenkorpserziehung eingepflanzte Nichtachtung des Wertes werbender Arbeit, die zum „Drohnentum" in der Gesellschaft führen muß. Solange der Gedanke herrschend bleibt: „**A r b e i t s c h ä n d e t n i c h t**", solange nicht an seine Stelle der andere tritt: „**A r b e i t e n e h r t , n i c h t a r b e i t e n s c h ä n d e t**", wird hier eine Gesundung und damit der uns so bitter notwendige Ausgleich der Stände ein leerer Wahn sozial strebender Idealisten bleiben.

Eine Gesundung der sozialen Lage des Offizierkorps muß deshalb mit aller Kraft angestrebt werden. Den Weg dazu zeigt die Einrichtung unserer Marine. Dort fehlt die Stellung des Leutnants. Der Offizieraspirant wird erst nach einer Reihe von Jahren in das Offizierkorps aufgenommen mit einer Rangstellung, die von vornherein dem Oberleutnant des Landheeres entspricht, und der größte Teil der Tätigkeit, die dem Leutnant im Landheer obliegt, wird den aus dem Unteroffizierkorps hervorgegangenen Deckoffizieren übertragen.

Die Zahl der Oberleutnantstellen wäre allmählich um ungefähr 2000 zu erhöhen. Der Offiziersnachwuchs wäre so weit einzuschränken, daß er zur Ergänzung dieser Oberleutnantstellen genügt, und der junge Mann wie bei der Marine eine Reihe von Jahren als Fähnrich gründlich auszubilden, ehe er in das Offizierkorps aufgenommen wird.

Die durch Fortfall der Leutnantstellen entstehende Lücke, soweit sie nicht durch den Fähnrich ersetzt wird, wäre durch Feldwebelleutnants zu ergänzen. — Einen Anfang nach dieser Richtung haben wir bereits in den Zeugleutnants, den Feuerwerkerleutnants usw.

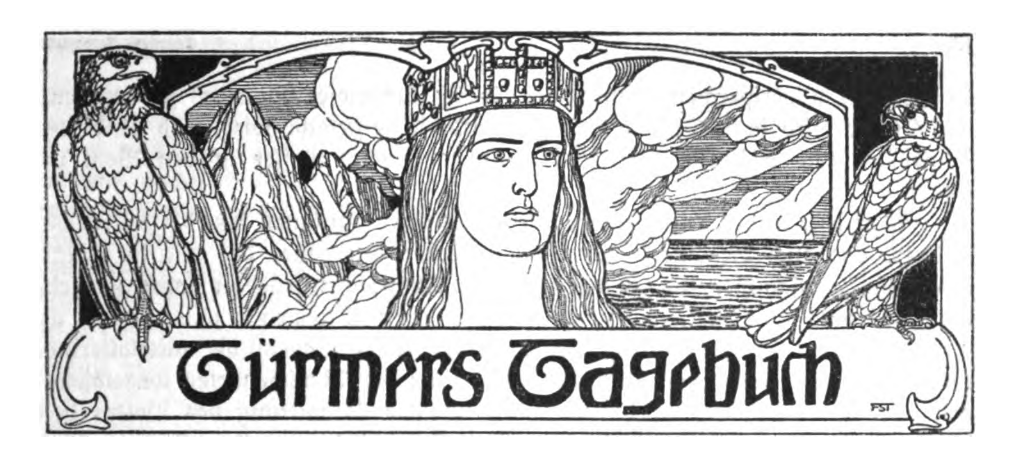
Ein größerer Teil der Offiziere hätte dann die Möglichkeit, in ihrem Berufe bis zu pensionsfähigem Alter zu bleiben, von der verhältnismäßig kleineren Zahl Leutnants und Hauptleuten würde eine Anzahl in Militärverwaltungsstellen übernommen werden, und die Zahl der Versicherungsinspektoren, Sektreisenden usw., die jetzt den Namen „Leutnant a. D." in wenig angenehmen Ruf bringen, würde allgemach verschwinden.

Die Berufsvorbildung des Offiziernachwuchses kann durch längere Ausbildung nur gewinnen. Nicht geeignete Elemente würden zu einer Zeit (im Alter von 22—25 Jahren) ausgeschaltet, wo sie noch ohne Schwierigkeit einen anderen Beruf ergreifen können. Während jetzt in den anderen Berufsständen der junge Mann auf der Universität oder im praktischen Leben eine jahrelange Vorbereitungstätigkeit durchzumachen hat, ist der junge Offizier selbständig in einem Alter, wo vielfach die Reife des Charakters fehlt. — Mancher sittliche und wirtschaftliche Zusammenbruch jüngerer Offiziere würde vermieden, wenn das Patent erst bei etwas reiferem Lebensalter erteilt wird. Für den Unteroffizierstand, dessen Bedeutung als Volkserzieher man nicht unterschätzen sollte, würde die Besserung der sozialen Stellung durch den angedeuteten Ausbau von höchstem Wert sein. Es hält jetzt trotz Prämie und Zivilversorgungsschein schwer, genügende und geeignete Kräfte zu gewinnen, während die Marine nicht unter dieser Schwierigkeit leidet.

Für die bürgerlichen Berufskreise wäre eine Entlastung von Zivilversorgungsberechtigten auch von Wert, indem Leuten mit gründlicherer geschäftlicher oder beruflicher Vorbildung jetzt die Aussichten durch die Unteroffiziere verschlechtert und damit die Stimmung nicht verbessert wird.

Liebscher-Siegen





Aber, Majestät —?

... Was war denn eigentlich geschehen? Hatte vielleicht jemand die Rechte des Königs von Preußen oder Deutschen Kaisers angetastet? Oder gar den König oder Kaiser persönlich?

Aber, Majestät, wer ist Ihnen denn zu nahe getreten? — So fühlte man sich angesichts seiner Königsberger Kundgebung zu fragen versucht. Eine Kundgebung aus heiler Haut. Ein Blitz aus heiterem Himmel. Alles schüttelte den Kopf: — Was soll das nur?

Man braucht ihn sich nicht zu zerbrechen: es ist der genius loci, der über König Wilhelm II. gekommen war:

„Hier war es, wo der Große Kurfürst aus eigenem Recht zum souveränen Herzog in Preußen sich machte, hier setzte sich sein Sohn die Königskrone aufs Haupt, und das souveräne Haus Brandenburg trat damit in die Reihe der europäischen Mächte ein. Friedrich Wilhelm I. stabilisierte hier seine Autorität wie einen rocher de bronze ...

Und hier setzte sich mein Großvater wiederum aus eigenem Recht die preußische Königskrone aufs Haupt, noch einmal hervorhebend, daß sie von Gottes Gnaden allein ihm verliehen sei und nicht von Parlamenten, Volksversammlungen und Volksbeschlüssen, und daß er sich so als auserwähltes Instrument des Himmels ansehe und als solches seine Regenten- und Herrscherpflichten versehe ...

Als Instrument des Herrn mich betrachtend, ohne Rücksicht auf Tagesansichten und -Meinungen, gehe ich meinen Weg ...“

Das sind die Stellen der Rede, auf die allein es ankommt, die allein die öffentliche Kritik herausfordern. Denn wenn der Kaiser an anderem Orte sich gegen vermeintliche Auswüchse der modernen Frauenbewegung wendet, so ist darüber ebensowenig groß Geschrei zu machen, als es den Aufgaben eines obersten

Kriegsherrn widersprechen könnte, den Wert „lückenloser Rüstung“ zu betonen. Die Suppe wird ja doch nie so heiß gegessen, wie sie gekocht wird, und es bleibt Bundesrat und Reichstag immer noch unbenommen, Wasser in den Wein zu gießen.

Aber jene in der Tat herausfordernden Sätze! In ihnen faßt der kaiserliche Redner, wie auch die „Tägl. Rundschau“ hervorhebt, „alles das wie in einem Brennpunkte zusammen, was in den kaiserlichen Ansprachen früherer Jahre oft weit und breit verstimmt hat“, und zwar „mit einer Schärfe, wie es noch nie zuvor der Fall war. Niemals hat Kaiser Wilhelm die mittelalterlich romantische Idee eines von aller Verantwortung vor Menschenurteil losgelösten, von aller Gebundenheit an die verfassungsmäßige Mitwirkung des Volkes befreiten Gottesgnadentums so scharf in Gegensatz gestellt zu allen Stimmungen und Überzeugungen, die heute herrschen und auf denen unser Staatswesen beruht. Gewiß ist Kaiser Wilhelm II. ein streng konstitutioneller Monarch und hat alle Zeit durch die Tat bewiesen, daß er die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes aufs treueste zu wahren und zu respektieren weiß; aber warum dann dieses Betonen des Königtums von Gottes Gnaden und aus eigenem Rechte, das weit im Lande Mißverständnisse hervorrufen muß und der antimonarchischen Agitation Nahrung gibt! Zu den wahrlich ausreichenden Kämpfen und Verstimmungen dieser Tage treten neue, denn die Kaiserrede wird wirken wie eine Kampfansage. . . .“ So urteilt ein Blatt, das eher konservativ als liberal genannt werden darf.

Und wir befanden uns doch bei dem Zustande, der durch die Novemberkrise von 1908 herbeigeführt worden war, so wohl, daß wir mit ihm schon als mit einem dauernden rechneten. Die Königsberger Rede hat leider durch diese Rechnung einen Strich gemacht. „Der Kaiser“ glaubte die „Frankf. Ztg.“ feststellen zu dürfen, „ist in den alten Ton zurückverfallen, in den Ton jener Reden, in denen er erklärte, er werde den vernichten, der sich ihm in den Weg stelle, und die Nörgler aufforderte, den Staub von den Pantoffeln zu schütteln, und wieder wie früher proklamiert er das eigene Recht seines Königtums im Gegensatz zu Parlamenten, Volksversammlungen und Volksbeschlüssen, aufs neue verkündet er das Gottesgnadentum des Königs und erklärt, seinen Weg ohne Rücksicht auf Tagesansichten und -Meinungen gehen zu wollen. Wir wissen nicht, unter welchen Einwirkungen er diese scharf prononcierten Worte gesprochen hat; aber daß sie wie Kampfruf gegen das Volk und die Volksvertretung wirken, davon wird sich der Kaiser trotz seiner Nichtachtung der Tagesmeinungen jetzt wohl selbst überzeugen, und wenn er sich auch als Instrument des Herrn betrachtet, so wird er doch wohl nicht glauben, daß dieses Instrument den Zweck einer Zuchtrute haben soll, die das widerstrebende Volk mit Gewalt zu seinem besseren Heil bekehren müsse. Das Volk ist mündig und hat über den Weg, der gegangen werden soll, längst mitzubestimmen; ein Königtum von Gottes Gnaden, das die Meinung des Volkes nicht achten will, setzt sich in den schärfsten Gegensatz zu ihm und nimmt nicht mehr die erforderliche Rücksicht auf die verfassungsmäßige Machtverteilung im Staate.

Wer die Kaiserrede liest, ist versucht, sich zu fragen, woher denn die Herrscher, die sich damit schmücken, den Titel ‚von Gottes Gnaden‘ erhalten

haben. Das Nächste wäre natürlich, zu denken, daß Gott selbst ihnen den verliehen habe, und man muß schon gestehen: die Kirche hat da vor den weltlichen Fürsten etwas voraus. Nirgends ist uns erzählt und bewiesen, daß Gott in sichtbarer Gestalt auf Erden erschien, um einen weltlichen Fürsten zu salben und zu krönen, während wir von der Einsetzung des Papstes wenigstens wissen, daß sie auf die Worte des Sohnes Gottes: ‚Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen' zurückgeführt wird. Mag nun auch die Geschichtlichkeit der Person des Petrus bestritten sein, die Monarchie von Gottes Gnaden hat es nicht einmal zu einer Legende gebracht, um ihren göttlichen Ursprung plausibel zu machen. Und fast wie Ironie klingt es, daß das Wort Dei gratia oder ‚Von Gottes Gnaden', wenn man auf seinen Ursprung zurückgeht, damals gerade das Gegenteil von dem bedeutete, was ihm die Prätention heute als Sinn unterlegt. Ursprünglich gab sich die christliche Demut diesen Beinamen! Er sollte nur die demütige Abhängigkeit der niedrigen menschlichen Kreatur von Gott bezeichnen. Auf dem Konzil von Ephesus, 431, haben zum erstenmal die Bischöfe sich so genannt, nachher auch schlichte Mönche und Pfarrer. Die Könige aber führten den Titel noch lange nicht. Eine germanische Einrichtung war ja die Monarchie selbst nicht. Die deutschen Stämme kannten nur ‚Volksversammlungen', die regierten, und Stammeshäupter, die zuweilen Könige hießen, aber keine wirklichen Könige waren, sondern bei ihren Markgenossen nur besonderes Ansehen genossen, das auf Alter und Verdienst beruhte; im Kriege übernahmen sie die Führung. Die Monarchie hat dann allerdings ein Gott erschaffen, aber mit Verlaub kein anderer als der Gott Mars. Die vormals erwählten Heerführer behielten ihre Macht auch im Frieden bei, befestigten ihre Herrschaft durch Heiraten und Eroberungen, eigneten sich die Güter der Unterworfenen zu und drückten die freien Bauern zu Pächtern herab. Jetzt waren sie Könige mehr als nur dem Namen nach, und mit der Zeit gelang es auch dem einen oder anderen von ihnen, durch Tugenden oder Verbrechen, die Königswürde erblich zu machen. Besonders auch kam diesen Bestrebungen die Christianisierung Europas zustatten. Die christliche Geistlichkeit redete den königlichen Barbaren ein, daß ihre Würde eine größere sein werde, wenn sie sich, wie einst die Könige des Alten Testaments, salben und krönen ließen, sie reichte ihnen den Purpur und das Szepter und erhielt dafür — sie tat es nicht umsonst — eigene Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit, die Rechte eines Standes. Auch fingen die Herrscher an, sich ‚von Gottes Gnaden' zu nennen, was in diese gleiche Ideenordnung hineingehörte, natürlich nicht mehr, wie einst jene Mönche und Pfarrer aus Demut, sondern zur Mehrung ihres irdischen Glanzes. Pipin der Kleine tat es zuerst, und ihm folgte Karl der Große. Die andern alle haben es diesen in der Folge nachgemacht, ihren Nutzen dabei gesucht und gefunden, — und später, als zur Reformationszeit wiederum die Theologen mit den Fürsten gegen das Volk gemeinsame Sache machten, ist das Gottesgnadentum noch besonders gekräftigt, das absolute Fürstentum auf den Ruinen der Volksrechte und der Landstände aufs höchste ausgebildet worden.

Man sieht, es ging auf recht menschliche Weise zu, wie diese ‚auserwählten Instrumente des Himmels' entstanden sind. Aber wenn wir nun zu-

geben wollen, daß die Monarchie und selbst die absolute geschichtliche Aufgaben gehabt und erfüllt hat, so können wir doch unmöglich darin einen Grund finden, daß eine Regierungsweise, die sich über ‚Parlamente, Volksversammlungen und Volksbeschlüsse‘ hinwegsetzen möchte, fortdauern oder neu begründet werden dürfe. So wenig wie die Rede Wilhelms I. staatsrechtlich haltbar war, in der er erklärte, die preußische Königskrone sei von Gottes Gnaden allein ihm verliehen und nicht von Parlamenten, Volksversammlungen und Volksbeschlüssen, so wenig kann der jetzige Kaiser sich außerhalb der verfassungsmäßigen Faktoren stellen, an deren Meinungen er gar nicht vorübergehen kann, und da das Parlament als Vertretung des Volkes doch die Tagesmeinungen widerspiegelt, so würde die Nichtberücksichtigung dieser Meinungen auch eine Nichtachtung des Parlaments bedeuten. Mit dem Gottesgnadentum ist es, wie überall, so auch bei den preußischen Fürsten eine eigene Sache. Wir wissen ja, wie viele deutsche Fürsten von Gottes Gnaden von ihren eigenen ‚liebwerten Vettern‘ aus ihrer erhabenen Stellung vertrieben worden sind, wir wissen von dem deutschen Länderschacher in früheren Jahrhunderten, wir wissen, daß sogar der Große Kurfürst einmal ernstlich den Plan erwog, seine preußisch-brandenburgischen Besitzungen mit dem Königreich Polen zu vertauschen. Wir wissen ferner, daß die brandenburgische Herrschaft der Hohenzollern eine sehr materielle, finanzielle Grundlage hatte, daß sie erweitert worden ist auf Kosten anderer Fürsten von Gottes Gnaden. Die Lehren der Geschichte lassen also von der Idee des fürstlichen Gottesgnadentums, das ja auch die Unantastbarkeit in sich schließen würde, herzlich wenig übrig. Und die Geschichte läßt auch sonst vieles in ganz anderem Lichte erscheinen, als man nach der Rede des Kaisers annehmen sollte. Ob wohl die Konservativen, welche die Vertretung absolutistischer Ideen mit ihrem Beifall unterstützen, sich bewußt sind, daß die Stabilisierung der Autorität ‚wie ein rocher de bronze‘ durch Friedrich Wilhelm I. sich gegen ostpreußische Junker gerichtet hat, die ostpreußische Ritterschaft, die damals sich gegen die Aufhebung ihrer Steuerprivilegien wehrte? Damals erklärte der König: ‚Ich stabiliere die Souveränität und setze die Krone fest wie einen rocher de bronze‘; auf eine neue Eingabe der Ritterschaft in französischer Sprache, in der es zum Schluß hieß: tout le pays serait ruiné, fügte er als seine Antwort hinzu: „non credo, aber das credo, daß die Junkers ihre Autorität Nie pozwolam“. Vielleicht ist hiernach die Reminiszenz an Friedrich Wilhelm I. den ostpreußischen Junkern weniger angenehm.

Historisch unrichtig ist übrigens auch die Darstellung über Wilhelm I., daß dieser die Kaiserkrone ‚errungen‘ habe, insofern wenigstens, als ob dies das persönlichste Verdienst des alten Kaisers gewesen sei. Der Kaiser hat schon früher einmal seinen Großvater als den Schöpfer des Deutschen Reichs gefeiert und alle anderen als seine Handlanger bezeichnet. Man weiß nun aber aus verschiedenen Erinnerungen, von Gustav Freytag, von Geffcken, von Bismarck, daß Wilhelm I. nur sehr ungern die Kaiserkrone annahm, daß er dazu sehr getrieben werden mußte, und daß anderen Personen daher das eigentliche Verdienst zugeschrieben werden muß, nicht zum wenigsten denen, welche die ‚Tagesansichten und -Meinungen‘ im deutschen Volk tatkräftig für die Durchführung der Reichsidee zu benutzen wußten. Der



deutsche Kaiser nennt sich zwar auch in der offiziellen Formel von Gottes Gnaden, aber es ist kein Kaisertum aus eigenem Recht, sondern errichtet von dem deutschen Volk und den deutschen Bundesfürsten, und es wird von diesen schwerlich angenehm empfunden werden, wenn der primus inter pares das Gottesgnadentum so ausschließlich für sich geltend macht, daß er bei dem Gehen seines Weges auch nicht einmal dieser Fürsten und des Bundesrats gedenkt, so wenig wie er bei der Erinnerung an die Königin Luise daran gedacht hat, daß in jener traurigen Zeit aus dem Volke heraus, durch dessen Opferwilligkeit und Begeisterung die Rettung des Staates erfolgt ist.

Das fürstliche Gottesgnadentum ist mit dem Verfassungsstaate nicht mehr verträglich. Die Rechte des Monarchen beruhen in Preußen sowohl wie im Reich ausschließlich auf der Verfassung und sind durch diese begrenzt, und gleich dem Monarchen leitet, wie Rönne in seinem preußischen Staatsrecht betont, die Volksvertretung ihre Rechte von keinem anderen Organe des Staates ab, sondern besitzt diese Rechte als eigenes und selbständiges Recht lediglich auf Grund der Staatsverfassung. Nach dieser ist auch die Gewalt des Königs keine absolute, sondern eine beschränkte, so daß der König nicht lediglich nach seinem Willen über den Staat und die Kräfte des Volks verfügen kann. Der König mag in seinem inneren Gefühl sich von Gott berufen und in seinem Gewissen Gott gegenüber verantwortlich fühlen; staatsrechtlich ist er an die staatsrechtlichen Grenzen seiner Befugnisse gebunden, diese werden aber nicht mehr innegehalten, wenn öffentlich so absolutistische Anschauungen vertreten, wenn so unverhüllt der Wille des Herrschers als der allein maßgebende hingestellt wird. Die Unzufriedenheit war zu einer gefährlichen Höhe angewachsen, als Fürst Bülow erklärte, es sei die Pflicht des Ministerpräsidenten, dafür zu sorgen, daß zwischen dem Träger der Krone und den Wünschen und Empfindungen des Landes nicht ein Zwiespalt entstehe. Durch die Königsberger Kaiserrede ist dieser Zwiespalt wieder riesengroß geworden, das ganze Volk empfindet die Rede als einen Schlag gegen seine Rechte, als ein Hinweggehen über die konstitutionellen Formen, und wenn noch der Kronprinz kurz vorher vor Verdrossenheit und unfruchtbarer Kritik warnte, so ist jetzt zu beidem nur zu viel Anlaß gegeben. Und wenn die sogenannten Ordnungsparteien bei jeder Ersatzwahl über die Zunahme der Sozialdemokratie jammern, so können sie darüber nicht im Zweifel sein, daß die zunehmende Mißstimmung gerade auch wieder der Sozialdemokratie zugute kommen wird ..."

Nun könne man sich ja die Sache sehr leicht machen, indem man sich, wie das ja auch auf gewissen Seiten geschehen, auf den Standpunkt stellt, der Kaiser habe ja gar nichts gegen Verfassung und Parlament gesagt, geschweige denn unternommen. „Aber auch ohne Verfassungsumsturz kann der Geist der Verfassung verletzt werden durch eine absolutistische Staatsauffassung, welche die staatsrechtlichen Voraussetzungen ignoriert, und von dieser mit den Rechten des Parlaments nicht vereinbarten Auffassung haben wir ja zahlreiche Proben in den vielen Kaiserreden vor dem Jahre 1908 gehabt, in so manchem Drohworte, das seine Spitze gegen das Parlament gerichtet hat. Wir erinnern nur an einige dieser Aussprüche: ‚Einer nur ist Herr im Reich und der bin ich;

keinen andern werde ich neben mir dulden.' Das war doch sicher eine Ignorierung des tatsächlichen Verfassungszustandes, der die eigentliche Gesetzgebung in die Hände von Bundesrat und Reichstag legt. Dem, der sich ihm mit seiner Arbeit entgegenstelle, drohte der Kaiser in einer anderen Rede, daß er ihn zerschmettern würde. Ein drittes Mal betonte er seinen unbeugsamen Willen, den einmal als richtig erkannten Weg allem Widerstand zum Trotz unbeirrt weiterzugehen usw. In Wirklichkeit ist es freilich oft anders gekommen, der Kaiser hat so manchesmal auch einen anderen Willen anerkennen, einen neuen Weg einschlagen müssen, und auch mit dem Zerschmettern hat es seine Schwierigkeiten gehabt. Es ist ganz gut, gerade bei dieser Gelegenheit und angesichts des Eintretens konservativer Blätter für den Kaiser daran zu erinnern, daß es wiederholt auch konservative Mehrheiten waren, die dem Kaiser mit Erfolg opponierten, so bei der Kanalvorlage und anderen Gelegenheiten, und damals konnten nicht einmal die widerspenstigen Landräte mit Erfolg zerschmettert werden. An der Wirklichkeit also haben sich die Gedanken noch sehr gestoßen. Aber es ist darum nicht weniger schlimm und schafft nicht minder Erregung, wenn immer wieder das absolutistische Ideal vom Gottesgnadentum in der Öffentlichkeit vertreten wird, und damit stets von neuem das persönliche Regiment, trotz der schweren Schäden, die es schon angerichtet hat, trotz Verfassung und Ministerverantwortlichkeit dem deutschen Volke zugemutet werden soll . . ."

Ein Kaiser, der wirklich an den Tagesansichten und -Meinungen und ebenso an den Parlamentsbeschlüssen vorübergehen wollte, der würde sehr bald auf den Konflikt zutreiben. Darum müsse gegen Worte, die auch nur eine solche Auslegung ermöglichen können, Protest erhoben werden: „Für das Königtum gibt es nur das gleiche Verfassungsrecht wie für das Parlament, und dieses Recht darf auch nicht mit Worten verletzt werden. Staatsrechtlich sind Königtum, Regierung wie Parlament ausschließlich Instrumente der Verfassung, und der Staat kann nicht gedeihen, seine Wohlfahrt kann nicht gefördert werden, wenn sie nicht aufeinander die gebührende Rücksicht nehmen, wenn einer für sich das alleinige Regiment beansprucht und den anderen nur die Mitarbeit als eine Art Gnade gestatten will. Preußens größter König, Friedrich der Große, hat nie diese Auffassung gehabt, er fühlte sich stets nur als Diener des Staats, und er vertrat auch die Meinung, daß sich alle einschließlich des Königs dem gemeinsamen Gang ein- und unterzuordnen hätten. Das sollte auch heute noch die einzig zulässige konstitutionelle Auffassung sein, und danach allein dürfte gehandelt und — gesprochen werden.

In den Novembertagen des Jahres 1908 hatte der Volkssturm, der über das persönliche Regiment hereinbrach, auch die konservativen und Zentrumsabgeordneten bekehrt. Damals sprach sogar Herr v. Heydebrand von dem Unmut, der sich seit Jahren aufgespeichert habe, und bezeichnete es als erfreulich, daß in dieser ernsten Zeit das deutsche Volk einig sei. Der reichsparteiliche Abg. v. Gamp sagte: ‚Es liegt oft etwas Tragisches darin, daß ein solcher Herrscher so oft in Widerspruch tritt mit den Anschauungen der gesamten Bevölkerung, daß er aus allen Vorkommnissen der Vergangenheit keine Lehre für die Zukunft gezogen hat.' Und



der Zentrumsredner Freiherr v. Hertling sprach von einer Zwangslage für die monarchisch Gesinnten und sagte: ‚Die Tage des französischen Sonnenkönigs und die Tage der englischen Stuarts liegen längst hinter uns, und heute, in der modernen Welt, muß auch der Träger der höchsten Macht es sich dann gefallen lassen, der Kritik der Volksvertretung unterzogen zu werden, wenn er durch seine Handlungen dazu Anlaß gegeben hat. Aber wir geben uns der Hoffnung hin, daß es niemals mehr der Fall sein wird . . . Der deutsche Reichstag darf zu den Dingen nicht schweigen angesichts der Bewegung, die mächtiger als seit langem irgendeine andere das deutsche Volk durchzittert hat.‘ Die damals ausgesprochene Hoffnung ist eine Zeitlang erfüllt worden; aber jetzt sind wir wieder auf dem alten Fleck, noch dazu in einer Zeit, wo die Mißstimmung größer ist als je, und wo darum jedes unvorsichtige Wort doppelt schwer wirkt und die Verstimmung steigern muß . . . Je größer die Stellung, desto größer die Pflichten. Bei dem Gewicht, das öffentlichen Reden des Kaisers beigemessen wird, kann er sich nicht so frei und ungezwungen äußern wie ein Privatmann, er muß die Wirkung nach außen in Betracht ziehen . . .“

Es ist ja bekannt, daß Kaiser Wilhelm II. auch von den historischen Geschehnissen, die zur Erhebung Preußens 1813 und zur Gründung des Deutschen Reiches führten, eine von der unabhängigen Geschichtsforschung mehrfach abweichende Auffassung vertritt. Wie es feststeht, daß sein unvergeßlicher Großvater sich nur widerstrebend zur Übernahme des deutschen Kaisertums entschlossen hat, so ließ sich auch Friedrich Wilhelm III. nur von der allgemeinen Bewegung mit fortreißen. „Die Erinnerungen an die Königin Luise“, schreibt die „Königsberger Hartungsche Ztg.“, „mögen die Psyche des für historische Geschehnisse so empfänglichen Kaisers beeinflußt, mögen ihm Herz und Seele bewegt haben, aber sie hätten nicht die geschichtliche Wahrheit trüben dürfen, die uns lehrt, daß die Erhebung von 1813 nicht nur ohne, sondern *gegen* die Initiative Friedrich Wilhelms III., des Gemahls der Königin Luise, vor sich ging, daß Friedrich Wilhelm III. zu jedem Schritt gedrängt und immer in eine *Zwangslage* gebracht werden mußte, wenn er handeln sollte. Nicht er schuf die Bewegung, sondern schloß sich ihr zögernd, ängstlich und widerwillig an. ‚Das *Volk* stand auf‘. Die Erinnerung an jene Zeit ist in Ostpreußen nie erstorben. Der ostpreußische Landtag war es, der bei der Huldigung von 1840 den König ‚von Gottes Gnaden‘ an die Erfüllung des Wortes zu mahnen wagte, daß er eine Verfassung, eine Volksvertretung zugesagt hatte. Unvergessen ist das *Steinsche Testament*, in dem es heißt: Der *Wille freier Menschen* ist die sicherste Stütze des Thrones. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort Treitschkes: ‚Der Name Legitimität war in Preußen immer nur ein leerer Schall, die Macht der Krone ruhte von jeher auf besseren Rechtstiteln, als Erb- und Kaufverträge gewähren können.‘ Das göttliche Königsrecht wird hier geringer angeschlagen, als die fürstliche Pflichterfüllung. Hier, wo die Wiege des preußischen Liberalismus stand, wo ein Oberpräsident wie Theodor v. Schön seine Schrift ‚Woher und wohin?‘ ausgehen ließ, wo die ‚Vier Fragen eines Ostpreußen‘ geboren wurden, da fehlt für das Gottesgnadentum das Verständnis. Man weiß, daß sich von Gottes Gnaden auch viele

Herrscher nannten, auf denen nichts weniger als Gottes Gnade ruhte. Auf ihre göttliche Einführung beriefen sich auch Monarchen, die Preußens Fürsten und Staatsmänner abgesetzt haben. Und der alte Fritz, der die Worte ‚von Gottes Gnaden' aus seinem Titel strich, war darum nicht minder ein großer Hohenzoller, ein gewaltiger Fürst in Krieg und Frieden, geachtet von seinen Feinden, geliebt und verehrt von seinem Volke. In Ostpreußen, wo die ‚Kritik der reinen Vernunft' entstand, werden die Fürsten nicht so sehr wegen ihres ererbten Rechtes, wegen der Taten ihres Hauses geschätzt, als wegen ihrer persönlichen Verdienste. Und das, meinen wir, kann dem deutschen Kaiser nur recht sein, zumal die preußische Geschichte ein glänzendes Zeugnis für die Anschauung ist, daß Königstreue und Freiheitssinn wohl vereinbar sind, und Hardenberg schon am 12. September 1807 durch Stein dem König eine Denkschrift übermittelte, worin er als angemessenste Politik für Preußen bezeichnete: Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung."

An den friedlichen, ehrlich konstitutionellen Absichten des Kaisers ist ja gar kein Zweifel. Wer sich so stellt, als glaube er, Wilhelm II. warte nur auf den Augenblick, wo er auf den Trümmern der Verfassung das Banner des Absolutismus aufpflanzen könnte, der — stellt sich dann eben nur so. Aber es kommt im Staatsleben nicht nur auf die Absicht, sondern weit mehr noch auf die Wirkung an, und es ist Pflicht, sich über die zu erwartende vorher ein Bild zu machen. Was müssen die deutschen Bundesfürsten wohl für Empfindungen haben, wenn sie sich — zwar gewiß unbewußt und ohne jede Absicht, aber in Wirklichkeit doch ausgeschaltet sehen? So wird einem bayerischen Blatte „von sehr hochstehender Seite" berichtet, daß die Königsberger Rede am Münchener Hofe und in der bayerischen Regierung „tiefste Bewegung" und „große Enttäuschung" hervorgerufen habe. Dieser Eindruck werde auch durch den „klassischen Kommentar", den ihr der Reichskanzler gegeben habe, „nicht im mindesten abgeschwächt". Im November 1908 gehörte Bayern zu den Führern der starken Opposition im Bundesrat gegen das persönliche Regiment Wilhelms II. Fürst Bülow habe die Opposition, der übrigens auch die beiden anderen Königreiche angehörten, durch die dem Kaiser abgerungene bekannte Erklärung zum Stillstand gebracht, was ihm in München noch heute als größtes Verdienst seiner Kanzlerschaft angerechnet werde. „Die Prinzen des königlichen Hofes in München haben sich damals in der Münchener Gesellschaft in äußerst scharfer Weise gegen Berlin ausgesprochen, ihre Äußerungen blieben damals ohne Dementi und waren deshalb lange Zeit Gesprächsstoff in der bayerischen Hauptstadt. Es ist auch Tatsache, daß Württemberg im November 1908 erklären ließ, in der persönlichen Politik eine Gefährdung der Reichsinteressen erblicken zu müssen, und daß Bayern noch weiter ging, indem es von dem Kanzler verlangte, die Nichtfortsetzung der persönlichen Staatshandlungen Wilhelms II. zu garantieren." Daß man nun wieder ganz auf dem alten Fleck stehe, habe in München „wie ein Donnerschlag" gewirkt.

Tatsache ist jedenfalls, daß bei der Aktion des Fürsten Bülow vor zwei Jahren die bayerische Regierung nicht die letzte Geige spielte. Ohne daß er den Bundesrat hinter sich wußte, hätte ja Bülow den ganzen Vorstoß überhaupt nicht wagen dürfen.

Gewissen Parteiorganen sind nun diese Erinnerungen heute sehr peinlich. Sie bemühen sich, dabei die geschichtlichen Vorgänge nach ihren Bedürfnissen zu retuschieren. Allen voran mit eiserner Stirn die „Kreuzzeitung". Soweit von einem Sturm die Rede sein könne, sei er künstliche Mache einer liberalen und demokratischen „gehässigen und unsauberen Hetze" gewesen, die Voraussetzungen „irrtümliche", dem Kaiser schweres Unrecht geschehen, in das er sich nicht dauernd habe setzen lassen. Usw. usw. Zeitgemäß und notwendig sei die Rede gewesen. „Notwendig nicht im Interesse eines einseitigen politischen Standpunktes oder der augenblicklichen Wirkung in der einen oder anderen Richtung, sondern im Interesse der Wahrhaftigkeit und Klarheit in unserem politischen Leben überhaupt und damit im Interesse des Bestandes unseres Vaterlandes. Wenn irgend etwas die Notwendigkeit dafür bewiesen hat, daß eine reinliche Scheidung zwischen den ehrlich kaiser- und monarchentreuen Preußen und Deutschen einerseits und den unehrlichen politischen Machern und Strebern anderseits hervorgekehrt werden muß, so sind es eben die Vorgänge vom November 1908 gewesen. Daß damals — bei dieser Gelegenheit auch ungerecht, weil der Reichskanzler die alleinige Schuld trug — im deutschen Volke der Wunsch hervortrat, daß der Kaiser weniger oft persönlich in der äußeren Politik hervortreten möge, soll nicht in Abrede gestellt werden. . . . Auch die konservative Partei hat sich damals in bestimmter Form dem wirklich im Volk vorhandenen Wunsch angeschlossen; aber sie ist sachlich über das, was damals unter der allerdings irrtümlichen Voraussetzung, daß wir einen zuverlässigen Steuermann im Reichskanzleramt am Ruder hätten, notwendig erscheinen konnte, nicht hinausgegangen . . . sie hat in keiner Weise die verfassungsmäßige Ehrfurcht verletzt. Die letztere hat auch der eigentliche Fraktionsredner des Zentrums, Frhr. v. Hertling, im wesentlichen noch gewahrt. Außerhalb dieser Gruppen (Konservative und Zentrum. D. T.) und über ihre Äußerungen hinaus aber wird der ernste Geschichtsschreiber fast nur Ungerechtigkeit und gröbliche Verletzung des Sinnes der Verfassung durch Verletzung der Würde des Königstums festzustellen haben. Schon der Anlaß war im höchsten Grade ungerecht. Kein vernünftiger Mensch wird dem König, sogar in rein parlamentarisch regierten Ländern — man denke nur an die Königin Viktoria und besonders König Eduard VII. — das Recht streitig machen, sich Ausländern gegenüber über heikle Fragen der Politik zu äußern, wenn diese Ausländer das Vertrauen verdienen; das trifft aber bei dem englischen Staatsmann, mit dem unser Kaiser damals gesprochen hatte, durchaus zu. Er hat das Vertrauen nicht mißbraucht, sondern er hat erst bei uns angefragt, ob er weiter sprechen dürfe, und darüber hat unser Kaiser nicht selbst entschieden, sondern hat die Entscheidung dem Auswärtigen Amt überlassen. Dieses hat dann die Erlaubnis gegeben, und es muß eines Tages aufgeklärt werden, weshalb es nicht nachher männlich und ehrlich allein die Schuld auf sich genommen und unseren Kaiser der gehässigen und unsauberen Hetze (!) preisgegeben hat.

Daß der Kaiser sich damals, obwohl er sich über den Zusammenhang der Dinge ganz klar war, gefügt hat, bleibt eine große Tat, aber nicht in dem Sinne, in dem heute wieder eine wüste und verlogene Hetze von neuem daran anzuknüpfen

versucht, sondern in dem Sinne, daß unser Kaiser sich mit Würde selbst einem Unrecht gefügt hat, wenn das Wohl des Staates diese Richtung vorübergehend als erforderlich erscheinen lassen konnte. Und wozu wurde diese Sachlage damals ausgebeutet, ausgebeutet bis weit in die nationalliberale Partei hinein? Zu einem nur aus tiefstem Haß gegen die monarchische Staatsform als solche erklärbaren Hexensabbat, zu Ausbrüchen und Ausdrücken, die zweifellos eine bewußte Verletzung der Untertanentreue bedeuteten! Das ist ein Begriff, über den kein Zweifel sein darf, wenn nicht die Grundfesten unserer politischen Existenz wanken sollen; und ob sie damals festgestanden haben, das hat wirklich heute jeder der damals mit hinter diesen Dingen gestanden hat, alle Ursache sich zu fragen. Wo es sich um die Treue zum Könige handelt, da gibt es keine Opportunitätsfrage, da heißt es ehrlich sagen, was man ist: Monarchist oder nicht!...

Innerhalb unserer Verfassung, also mit voller Wahrung der darin unserem König und Kaiser eingeräumten Stellung, lassen wir über alles mit uns reden; wer diese Stellung nicht anerkennt, auch tatsächlich in seiner politischen Betätigung, ist für uns kein Patriot, und je früher und je klarer der Kampf auch mit ihm aufgenommen wird, um so besser. Die Lage ist heute zu ernst, als daß wir Leuten Vorschub leisten könnten, die in ihrem eigentlichen Ziele auf ganz etwas anderes ausgehen als auf Erhaltung der Verfassung und Monarchie. Wer auf ganz oder halbrepublikanische Staatsformen losgeht, um selbst eine wichtigere, vielleicht auch einträglichere Rolle zu spielen; wer von der Erschütterung unserer monarchischen und christlichen Anschauungen die Herrschaft des internationalen Plutokratismus erhofft; wer, wie es noch alle Halbrevolutionäre getan haben, glaubt, wenn erst die heutigen Autoritäten erschüttert seien, der roten Flut Halt gebieten zu können; wer auch so weit nicht einmal denkt, sondern nur des persönlichen Gewinnes halber für angeblich freiheitliche Gedanken und Phrasen in Zeitungen, Broschüren und Reden eintritt, ohne sich geradezu als Republikaner zu bezeichnen; mit einem Wort, wer nicht als ehrlicher Monarchist ehrlich mit uns arbeiten will, den wollen wir auch offen abstoßen. Unser Kaiser- und Königtum ist stark genug ohne diese Leute; und wenn es nicht stark genug wäre, trügen diese Leute auch nicht für einen Tag längerer Dauer bei; im Gegenteil!"

Wer sich also, so wird mit Recht hierzu bemerkt, nicht als Untertan im vormärzlichen Sinne fühlt und wer die Königsberger Rede in ihren strittigen Teilen mißbilligt, der ist ein Gegner des Monarchen, ein Feind der Monarchie und macht sich republikanischer Gesinnung zum mindesten stark verdächtig. Auch ein Bekenntnis!

Die Geschichtsschreibung der „Kreuzzeitung" will selbst einem so weit rechts stehenden Blatte, wie die „Hamburger Nachrichten", ganz und gar nicht gefallen. Sie enthalte zweifellos eine Entstellung des klaren Sachverhalts. „Zunächst ist zu bestreiten, daß 1908 (oder bei früheren analogen Gelegenheiten) sich liberale und demokratische Zeitungen auf die Verfassung in dem Sinne berufen hätten, als habe sie das Volk mündig gesprochen, den König aber entmündigt. Wir betrachten es wahrlich nicht als unsere Aufgabe, die liberalen und demokratischen Blätter dem Kaiser gegenüber in Schutz zu nehmen, aber der Wahrheit gemäß

müssen wir bezeugen, daß sie so wenig wie irgend jemand im November 1908 verlangt haben, der König solle als gleichberechtigter Faktor der Gesetzgebung, als Inhaber der Exekutivgewalt, als oberer Kriegsherr verstummen, die Parlamente, die Volksversammlungen und Zeitungen sollen allein sprechen dürfen, und was die Parlamente beschlossen hätten, dem solle der König sich fügen. Nichts von alledem ist damals verlangt worden, sondern der einstimmige Wunsch der Nation ging lediglich dahin, daß sich der Kaiser in Zukunft solcher Eingriffe in die amtliche Politik des Reiches enthalten möge, wie sie durch die Veröffentlichungen im ‚Daily Telegraph' bekannt geworden waren und die auch von getreuesten Anhängern der Krone im Interesse des Vaterlandes und des Monarchen tief beklagt wurden. Niemand hat daran gedacht, dem Monarchen irgendwie die Rechte zu schmälern, die ihm verfassungsmäßig zustehen, sondern die öffentliche Mißbilligung richtete sich ganz ausschließlich gegen politische Betätigung des Monarchen außerhalb der eigentlichen Regierungsgewalt. Die ‚Kreuzzeitung' meint ferner, der Kaiser habe die Stellungnahme des deutschen Reichstages und der öffentlichen Meinung im November 1908 gegen ihn als ein Unrecht empfunden und schweigend hingenommen. Das ist aber nicht der Fall, vielmehr hat der Monarch zur Beschwichtigung der erregten Volksstimmung auf dringende Vorstellungen des verantwortlichen Reichskanzlers hin die beruhigende Versicherung erteilt, ‚er erblicke seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern'. Ganz Deutschland hat damals geglaubt, die Erklärung entspringe der inneren Überzeugung des Monarchen und dessen festem Entschlusse, es für alle Zukunft zu vermeiden, ‚ohne ministerielle Bekleidungsstücke' öffentlich aufzutreten, durch provozierende Äußerungen oder durch persönliche Eingriffe in die staatliche Politik seine Person in den Brennpunkt der Tageskämpfe zu stellen, sich peinlichen Angriffen und vielleicht noch peinlicherer Verteidigung auszusetzen. Das ganze deutsche Volk hat geglaubt, daß der Monarch durch freien Entschluß aus der Schußlinie getreten sei, in der ihn kein Vaterlandsfreund gerne erblicken durfte; es hat geglaubt, daß eine solche Zurückhaltung fest beschlossen sei, und daß sie dem Herrscher wie dem Vaterlande zum Segen gereichen werde. Und nun kommt die ‚Kreuzzeitung' und erklärt das alles für ‚irrtümlich'. Sie sagt, es sei ‚überhaupt nicht anzunehmen gewesen', daß der Kaiser sich auf die Dauer ins Unrecht setzen lassen werde. Das kann doch nur heißen, daß der Monarch sein oben wörtlich zitiertes Versprechen nicht ehrlich gemeint, daß er es nur in der Not, unter dem Druck der damaligen Volksstimmung gegeben habe, daß es ein Scheinversprechen gewesen sei, das ihn nicht binde und das er bei der nächsten Gelegenheit zurücknehmen werde. Das konservative Blatt hat wohl nicht bedacht, in welches Licht es den Monarchen stellt, wenn es den Eindruck hervorruft, auf Versprechungen des Kaisers sei nichts zu geben, da er seine Zusagen zurücknehme, wenn ihn das Bedürfnis dazu treibe. Es widerstrebt uns, dem Gedanken, der sich aufdrängt, weiter Ausdruck zu geben . . ."

Wie anders klingt, was das „Leipziger Tageblatt" Harden plaudern läßt: „Der König hat eine Bataille verloren. Leider wieder eine. Das Wort des Grafen

Schulenburg-Kehnert paßt nur allzu gut auf die Situation. Aber man sollte, wie mir scheint, auch den nächsten Satz nicht vergessen: ‚Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht.‘ Ruhe, nicht Gleichgültigkeit. Ich glaube nicht, daß der Kaiser ‚sich vom Moment hinreißen ließ‘, und ebensowenig, daß er ahnte, welchen Sturm seine Worte erzeugen würden. Er hat die Lehren der Novemberrevolution nicht vergessen, bei wichtigen Entscheidungen (Fall Kiderlen usw.) sein persönliches Gefühl der Staatsräson geopfert und noch vor kurzer Zeit in privatem Kreise gesagt: ‚Ich will ein konstitutioneller Monarch sein und bleiben.‘ (Bei anderem Anlaß, zu einem früheren Minister auf einer Rennbahn: ‚Das Befehlen habt ihr mir abgewöhnt.) Seit Monaten ist das Mühen der regierenden Männer merkbar, eine Sammlung der Parteien, mindestens einen Wahlfrieden herbeizuführen und zu diesem Zweck auch die liberalen Elemente zur Mitarbeit heranzuziehen. Das wäre natürlich ohne ernsthafte Konzessionen nicht möglich. Irgendeine Gruppe oder Koalition muß nun dem Kaiser suggeriert haben, die Mißstimmung großer Teile der Nation werde weichen, wenn er wieder den hellen Klang seiner Stimme hören lasse und zu nationaler Erhebung aufrufe. Daß ein solcher Ruf, daß namentlich eine Rede mit altertümlichen Ornamenten ein sehr unsanftes Echo wecken werde, mußten die Leute wissen, die solche Ansicht aussprechen. Und sie konnten so rechnen: ‚Wenn der Kaiser mit seinem guten Willen wieder schroff kritisiert wird, muß er sich verletzt fühlen, sich von den Parteien, aus deren Lagern die Kritik kommt, abwenden und einsehen, daß mit ihnen nicht zu arbeiten ist.‘ Der Spuk ist durchsichtig, aber gefährlich für den Kaiser, dem die stille Zurückhaltung den größten Erfolg seines Regentenlebens gebracht hat ... Für den Kanzler ist dieser Vorgang noch unbequemer als für jeden anderen. Und der Herr, der in einem Reichsamt nach der Lektüre der Rede rief: ‚Das hatte uns gerade noch gefehlt!‘ war im Recht.“

Einer weiß es immer besser als der andere. „Auch wenn man sich über die Kraft und Bedeutung des Parlamentarismus in Preußen und Deutschland keinen Täuschungen hingibt, so ist“, meint Naumann in der „Hilfe“, „doch so viel ohne allen Zweifel gewonnen, daß auch in Deutschland ein Regiment ohne Volkswillen eine Unmöglichkeit ist. Das wissen alle Minister, und darauf richten sie sich ein. Keiner von ihnen kann ‚ohne Rücksicht auf Tagesansichten und -meinungen‘ arbeiten, sonst bringt er eben einfach nichts zustande. Diese Minister aber sind die ausführenden Organe des Kaisers. Weshalb nun erklärt dieser Kaiser, daß er sich nicht an Volksmeinungen kehre?

Die erste Hälfte der Regierung Wilhelms II. war eine beständige Debatte mit Bismarck. Daß er den Bismarck hatte gehen lassen, war der erste schwere Griff seines Lebens gewesen. Darüber sprach er auch dann, wenn er den Namen jenes großen Handlangers nicht in den Mund nahm. Am Gegensatze zu Bismarck erwuchs sein besonderes Gottesgnadengefühl. Inzwischen ist der Streit um Bismarck verklungen; jetzt debattiert Wilhelm II. mit seinem Bernhard. Dieser Bernhard ist es gewesen, der von Tagesansichten und -meinungen, von Parlamenten, Volksversammlungen und Volksbeschlüssen zu ihm geredet hat, und zwar immer dann, wenn er etwas bei ihm durchsetzen wollte, beispielsweise eine

preußische Thronrede oder die Zustimmung zu einem Vereinsgesetz. Endlich wollte ihm Bernhard v. Bülow mit dem selben Hinweis auf die öffentliche Meinung sogar den Mund verbieten. Das war zu viel! Auch Bülow mußte den Weg Bismarcks gehen, und nun hält Wilhelm II. seine erste Rede an den Verabschiedeten."

Auch Bethmann-Hollweg mußte ran. Trotz heftigsten Sträubens. Half alles nichts, er mußte ran. Die kochende „Volksseele" schrie nach ihm, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Und so erschien der Unglückselige mit einem gezwungen herablassenden Lächeln auf dem Plan. Die Rede sei, so erklärte er überlegen, „kein Regierungsakt, sondern ein persönliches Bekenntnis", „ein absolutistischer Sinn künstlich in sie hineingelegt": — werde daher S. M. gegen solche „willkürlichen Auslegungen und bösartigen Verdrehungen verteidigen". Schneidig!

„Von dieser Erklärung", bemerkt der „Hannöv. Courier", „kann man mit einer leisen Variante der hauptamtlichen Stilistik vielleicht sagen: Auch sie stellt natürlich keinen Regierungsakt dar, aber doch wohl ein persönliches Bekenntnis des Herrn Reichskanzlers. Und als solches atmet sie den Geist jener eigentümlich hochmütigen Dialektik, die Herr v. Bethmann-Hollweg bei der Ausübung seines Kanzlerberufes leider wiederholt betätigt hat. Als Unterlagen für seine oder seines Offiziosus Darlegungen dienen dem Herrn Reichskanzler Behauptungen, die niemand aufgestellt hat. Mutig erwürgt er die Geschöpfe seiner eigenen Phantasie, blickt dann stolz im Kreis und meint, indem er den vom Blut der Gegner trockenen Degen abwischt: Schaut her, wie ich es ihnen wieder einmal gegeben habe! Die sind besorgt und aufgehoben. Herr v. Bethmann-Hollweg wird, fürchten wir, nur zu bald erkennen, daß er seinen Speer wuchtig in ein Nebelmeer getaucht hat. Hochgemut steht er am Steuer und verspricht in den Schlußsätzen des offiziösen Exposés, im Reichstag den starken Mann zu spielen."

Auch wer über Reden im allgemeinen und Monarchenreden im besonderen seine ganz persönlichen Ansichten hat, wird doch aufgeatmet haben, als — nach einem solchen Kommentar — der Kaiser in Marienburg wieder das Wort ergriff:

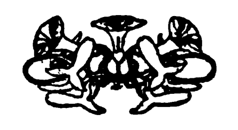
„Sie sind hier versammelt in der alten Marienburg. Dieses gewaltige Bauwerk, ein äußeres Zeichen der Macht und Fülle, die in dem Deutschen Orden sich ausdrückte, die große Quelle, von der aus die deutsche Kultur über die Ostlande sich ergoß, fürwahr eine staunenswerte Arbeit unter unendlichen Schwierigkeiten. — Was lehrt uns die Marienburg und der Deutsche Orden, der unserem Königreich das ragende Panier mit dem schwarzen Adler auf silbernem Felde gab? Durch feierliches Gelöbnis waren sich die Ordensbrüder zugetan und stellten ihr Werk unter die Obmacht eines Höheren. Durch diese einheitliche Geschlossenheit hat der Orden diese unerhörte Leistung zuwege gebracht. Das soll für uns ein Vorbild sein! Das Kreuz auf seinem Gewande bedeutet die Unterordnung unter des Himmels Willen, bedeutet, daß Deutschtum und Christentum untrennbar voneinander sind. Was sollen wir lernen? Daß dies eine Illustration für das Wort ist, was ich neulich in Königsberg gesprochen habe: So wie mein seliger Großvater und wie ich uns unter

der höchsten Obhut und dem höchsten Auftrage unseres Herrn und Gottes arbeitend dargestellt haben, so nehme ich das von einem jeden ehrlichen Christen an, wer es auch sei."

Nun, das ist wohl alles, was man billigerweise erwarten durfte. Das ist so ehrlich klar, so erfrischend unmißverständlich, daß nur Heuchler oder Idioten noch einen anderen Sinn hineinlegen könnten. Ist es nötig, noch zu erklären, daß darnach jegliche große Haupt- und Staatsaktion im Reichstage einfach lächerlich wäre? Nichts ändert ja freilich diese zweite Rede an der Tatsache, daß die erste so gedeutet werden mußte, wie sie von allen nur einigermaßen Unbefangenen und Unabhängigen gedeutet worden ist, als ein Bekenntnis zum Absolutismus, eine schroffe Absage an die Gegner solcher Staats- und Weltanschauung. Deshalb bleibt auch bestehen, was darüber gesagt worden ist. Theoretisch. Denn praktisch haben wir mit den beanstandeten Äußerungen der ersten Rede nicht mehr zu rechnen. Der Kaiser hat keinen Zweifel gelassen, wie er sie verstanden haben will, und darauf allein kommt's an. Nicht mehr und nicht weniger „unter der höchsten Obhut und dem höchsten Auftrage unseres Herrn und Gottes", nicht mehr und nicht weniger „Instrument des Himmels" will sich der Kaiser fühlen, als er das „von einem jeden ehrlichen Christen" annimmt, „wer es auch sei".

Selten hat mir der Kaiser so gut gefallen, wie bei diesem Bekenntnis. Aus Dankbarkeit gönnte ich ihm dafür auch den Genuß, sich an der überwältigend komischen Wut der Enttäuschung zu weiden, mit der die betrübten Lohgerber den weggeschwommenen Fellen nachstieren.

Es ist leichter, an Wilhelm II. Kritik, auch scharfe Kritik zu üben, als sich in seine Vorstellungswelt, den ganzen Anschauungskreis, in dem er lebt und der ihm heilig ist, hineinzuversetzen und um Verständnis für die einmal gegebene Persönlichkeit dieses hochgesinnten Fürsten zu werben. Damit aber, meine ich, täte man dem Kaiser einen weit besseren Dienst, als daß man sich mit jedem von ihm, vielleicht nur in der Wallung des Augenblicks gesprochenen Worte identifiziert, ihn womöglich auf jede solche Augenblicksäußerung festlegen und sie zu politischen oder dergleichen Dogmen stempeln will. Wäre bei solcher Gelegenheit, wo einmal das Temperament durchgehen sollte — wir Deutsche könnten gut und gerne mehr davon haben! — wäre da nicht ein besorgt fragendes, freundlich mahnendes: „Aber, Majestät —?" ehrlicher, treuer?





Gebirgsbach — Edmund Steppes



Das Amt des Kritikers · Von Marie Diers

Hat die Kunstkritik überhaupt ein Existenzrecht? Kann man die Kunst kritisieren? Gerät der Kritiker dabei nicht allzu schnell in die lächerliche Lage des bekannten Hündleins, das den Mond anbellt, oder gelten hier etwa pädagogische Gesetze? Kann und soll der Kritiker vor dem Künstler stehn, wie der Schulmeister mit dem Bakel? Den Kritikern selbst scheint die Sache oft dem letzten Bilde zu entsprechen. Sie glauben, die Erziehung, Leitung und Strafe der Künstler in Händen halten zu müssen, denn: „sonst wird nichts draus". —

Das ist nun freilich ein barocker Irrtum, hervorgegangen aus der üblichen Selbstüberschätzung, die besonders jeden subalternen Stand ziert. Und dem schaffenden Künstler gegenüber ist die Kritik subaltern.

An den wirklichen Künstler kommt die Kritik überhaupt nicht heran. Er kann nichts mit ihr anfangen. Meist ist sie seinem innersten Kunstgefühl überhaupt vollkommen gleichgültig, und nur zufällige Nebengefühle, wie Ehrgeiz und Empfindlichkeit, können durch sie berührt, Äußerlichkeiten seines Stils, seiner Formgebung durch sie erzogen werden, aber auch dies nur sehr bedingt, durch die eigene innere Bereitschaft. Seinen Weg bestimmen, ihm helfen, seinen etwaigen Verfall aufhalten kann sie nicht. Im wahren Sinne ist sie für ihn gar nicht da.

Dem bloßen Talent aber, dem Halbkünstler, dem Versuchler, für den sie immerhin eine große Wichtigkeit besitzen mag, kann sie auch nicht nützen. Wo es an eigener Kraft fehlt, hilft der gute Wille und der Gehorsam herzlich wenig. „So liegt's nun nicht an jemandes Rennen und Laufen, sondern daß es geschiehet durch Gnade." Das gilt für nichts mehr als für die Kunst, die „Gnade" hat aber kein Rezensent zu verteilen.

Demnach hätte die Kunstkritik in Wahrheit kein Existenzrecht, wenn es sich um die Künstler selbst handelt. Aber nun sind ja noch die anderen da, die große Masse, die Zuhörer, Zuschauer, die Leser, das Publikum. Können sie den Kritiker brauchen, oder drängt er sich auch hier nur herein, eine Art ungebetener Zwischenhändler, der im Grunde nur für den eigenen Vorteil arbeitet, und mit schön-

rednerischer Wichtigkeit eine leere Mühle dreht, ein überflüssiges Amt verwaltet?

Einer der größten Geister, die die Erde getragen hat, größer als Hunderte von schaffenden Künstlern, — war ein Kritiker. Und er hat durch seine Kritik der reinen und der praktischen Vernunft dem stammelnden Menschengeist zum ersten Male zu der Erkenntnis seiner selbst verholfen. Er kritisierte — den, der den Menschengeist formte, ihm seine Kräfte gab und seine Grenzen setzte, — ihn, in seinem Werk. Aber nicht in der lächerlichen Idee, ihn ändern zu können, ihn meistern und zurechtsetzen zu können, sondern sein Werk den Menschen zu erklären.

Im verkleinerten Abbild handelt so die Kunstkritik. Sie bildet die Vermittlung zwischen dem oft spröden Kunstwerk und dem oft blöden Massenverstand. Die ideale Kritik ist eine Erziehung der Volksseele zum Verständnis seiner großen Besitztümer — und damit eingeschlossen: zu Ablehnung der minderwertigen und unter dem Decknamen Kunst segelnden Erzeugnisse.

Daraus folgt, daß gebildete Menschen mit sicherem, selbständigem Urteil die Kunstkritik nur zu ihrer Orientierung brauchen. Sie gibt ihnen den Überblick über das Geschaffene, und erleichtert ihnen den Entschluß, den Werken nahe zu kommen oder fernzubleiben. Nimmt ihnen gleichsam nur die Vorarbeit ab, die sie aus Mangel an Zeit und bedrängt durch andere Interessen nicht leisten können. Eine Ansicht über das Werk selber kann sie ihnen nicht aufdrängen.

Aber zu einem Werk ist die Kunstkritik berufen, und hier soll sie sich bewähren:

Ihr Amt führt sie mitten in den Dichterwald hinein. Da heißt es nun, nicht nur an den stolzen, ragenden Stämmen emporzuschauen, auf deren Wuchs und Größe aufmerksam zu machen, die Äste zu zählen, dem Vogelgezwitscher und Wipfelrauschen Gehör zu verschaffen, sondern — auch einen Blick für die Verborgenheiten zu haben, Zweige auseinanderzubiegen und zarte Keime zu entdecken, sie zu schützen vor den Tritten unbedachter Spaziergänger.

Das „Entdecken“ ist der Kritik schönstes Amt!

Natürlich gibt es nicht alle Tage etwas zu entdecken, oft in Jahren nicht. Aber mehr als der Tagesmensch weiß und ahnt, stehn stille, stolze, spröde Künstler, und oft die ganz Echten, die vom Gottesgnadentum, die „nicht anders können“, die Reklame und Lärm verschmähen, ja denen das wehe tut — tief im Verborgenen, während der laute Strom an ihnen vorüberschießt. Nur hin und wieder kommt zu einem stillen, nachdenklichen Menschen eins ihrer Bücher, und der nachdenkliche Mensch liest es und horcht auf und liest es wieder, heiß im Herzen, und stellt es in seinem Hause an den Ehrenplatz.

Aber — es bleibt auch hier verborgen. Leise strömt es seine Schätze aus — leise, unhörbar kommt der Dank zurück.

Die verborgenen Schätze seines Volks aufzufinden und zu zeigen, so daß der Dank in vollem Chore wiederkommt, das ist der Kritik edelstes und stolzestes Amt. —

— Zwei Schwestern wohnen an Deutschlands Wasserkante, Ditmarscherinnen, deren frühe Kinderzeit sich in beständigem Hin- und Herziehen durch Hol-

steins Dörfer und Städte abspielte. Der Vater war Beamter am Chaussee- und Eisenbahnbau, und wo es sich irgend ermöglichen ließ, folgte die tatenlustige Frau ihm mit den Kindern von Ort zu Ort. In bunter Abwechslung boten sich die verschiedensten Heimstätten dar: Bauernhöfe und Förstereien, Dorfkrüge, Altenteilhäuschen, Wassermühlen, was eben zu haben war und nach oft langem Parlamentieren zeitweilig abgegeben wurde. Und aus diesem wechselvollen Kinderleben erwuchsen zwei Künstlerinnen, wie Deutschland sie zu seinen ersten zählen kann.

Dora und Claudine Staack. Ihren Geschichten ist immer dasselbe gemeinsam: Auf dem wolkenschweren Hintergrund einer großen Tragik spielt das klein-menschliche, oft lächerliche Tagesleben in naiver Unbewußtheit. Stücke voll gewaltigster Kraft sind von Claudine Staack (in der Sammlung „Melodien der Liebe“, Hansens Verlag, Glückstadt): Regensonntag; Ein heißer Tag; Gewitterregen. Von Dora Staack (in dem Bändchen Skizzen und Erzählungen „Gewitter“, im selben Verlag): Ihr letztes Wort.

Die eigentümliche Sprödigkeit dieser auch in ihrer Kunstform verwandten Dichterinnen ist wohl der Grund, daß so wenige sie kennen. Die Vermittler unserer Literatur, die großen Zeitschriften, Zeitungen, Verleger wagen es nicht mit ihnen. Es ist keine leichte Münze, die einem spielend durch die Finger läuft, keine Näscherei, die man auf der Chaiselongue, in Eisenbahnwagen halbschlafend schlecken kann. Es gehört ein gespanntes Aufmerken dazu, ein Wachsein der Seele und des Geistes, alle die tiefen und dunklen, die hellen und leisen Töne aufzufangen, die durch diese von Humor durchwobene Tragik gehen.

Ein Humor, der das Tagesgewirr der kleinen Leute durch Tränen lächelnd schaut — eine Tragik, hart, groß, unerbittlich, die uns in kleinstem Erleben ewige Gesetze fühlen läßt — das ist die Kunst der beiden alternden, einsamen und unbekannten Schwestern von Deutschlands Wasserkante.

Zufällig kamen ihre beiden dünnen Büchlein, die einzigen Büchlein, die bis jetzt einen Verleger fanden, mir in die Hände. Nachlässig, vollkommen erwartungslos, wie man heute jedem Unbekannten in der Literatur gegenübertritt, begann ich sie zu lesen. Dann riß ein jähes Staunen mich empor. Ich sah etwas vor mir entstehen, dem meine nachlässige, zufällige Aufmerksamkeit nicht gewachsen war. Hier hieß es — Spannung! Wachsein!

Wir haben es schon so viel verlernt, wach zu sein, wenn wir lesen. Daher die Fülle der leichten, überflüssigen Literatur, von der man sich ein paar Stunden unterhalten läßt und die man dann wieder vergißt. Wie schlecht wird schon unser Gedächtnis für diese Kost. Nun steht plötzlich etwas vor uns, was uns zwingt, mit zu leben — oder es gleitet an uns vorüber und wir sehen es nur noch wie einen Nebelstreifen auf dem Wasser.

Das ist das Deutsche an diesen Künstlerinnen. Ihre Kunst ist schwer, hart, spröde — und unvergänglich in ihren Farben, in ihrer Lebenskraft. Wollen die Deutschen wieder einmal die alte Nationalschuld begehen, fremden Lichtern nachzulaufen und ihr eigenstes unbesehen verkümmern zu lassen? Es ist nahe daran.

Noch leben die Schwestern, noch ist Mut und Schaffenskraft in ihnen. Aber ein wenig Liebe tut auch ihnen not, sie müssen endlich fühlen, daß ihr Volk sie ehrt, damit sich nicht die Nacht der Bitterkeit und Trauer über sie legt und ihre herrlichen Kräfte in ihnen verschüttet und erstickt.

Das Amt des Findens und Entdeckens ist schön, aber traurig, wenn keiner sehen und miterleben will, was der einsame Finder fand. Erst im Widerhall lebt auch die Kritik. Und so schließt sich der Ring.



Weltliteratur

Fast gleichzeitig sind zwei neue Versuche, die lockende Aufgabe einer Geschichte der Weltliteratur zu lösen, vor die Öffentlichkeit getreten. Beide Werke haben das Gemeinsame, daß sie sich an die weitesten Kreise wenden und wohl deshalb auf einen in Anbetracht des riesenhaften Stoffes sehr bescheidenen Umfang berechnet sind. Gemeinsam ist auch, daß die Verfasser mehr Schriftsteller als Gelehrte im eng akademischen Sinne sind. Beide haben sich sogar auch dichterisch mit Erfolg betätigt. Karl Busse, der Lyriker, übt allerdings schon seit Jahren in ausgedehntem Maße auch die literaturkritische Tätigkeit; Otto Hauser, der Erzähler, hat in Übersetzungen aus den verschiedensten Sprachen eine ungewöhnliche Sprachenkenntnis und ein vielseitiges Literaturstudium bewährt. In dieser Hinsicht ist er Busse, der sich bislang nur auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte bewegt hatte, weitaus überlegen. Andererseits wird ja niemals der Literarhistoriker erstehen, der auch nur die wichtigsten Denkmäler der gesamten Weltliteratur in der Ursprache wirklich genießen kann. Das wäre für die Sache auch sicher nicht von der großen Bedeutung, wie man im ersten Augenblick wohl annehmen möchte.

Die beiden neuen Werke treten neben ein drittes, auch noch nicht abgeschlossenes: „Die Geschichte der Weltliteratur" des gelehrten Jesuiten Alexander Baumgartner (Freiburg i. Br., Herder); von ihm liegen bislang fünf Bände vor, denen wahrscheinlich noch ebenso viele werden folgen müssen. Ich möchte im folgenden keine Kritik dieser drei Werke versuchen — eine solche wird sich vielleicht später nach eingehenderem Studium noch nachholen lassen —, sondern das Problem der Geschichte einer Weltliteratur selber etwas näher untersuchen, zumal nach meiner Meinung keines der erwähnten Bücher uns der eigentlichen Aufgabe dieses Unternehmens wesentlich näher gebracht hat.

Zunächst ist einiges über die äußere Anordnung der Bücher zu sagen, da die Gliederung des Stoffes bereits das Problem der Aufgabe aufs innigste berührt.

Alexander Baumgartner gibt in seinem Werke eine Vereinigung von einzelnen Literaturgeschichten. Der erste Band behandelt die Literaturen Westasiens und der Nilländer; der zweite die Literaturen Indiens und Ostasiens; der dritte ist dem klassischen Altertum gewidmet; der vierte umfaßt die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker; der fünfte und bisher letzte Band die französische Literatur. Das sind durchweg Bände von sechseinhalb bis siebeneinhalb hundert Seiten. Sie haben also einen Umfang, mit dem sich auch viele der bekanntesten Sonderabhandlungen über die betreffenden Literaturen begnügen. Ja die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker ist bisher kaum so eingehend, jedenfalls noch niemals so eindringlich behandelt worden. Jede neue Beschäftigung mit den erschienenen Bänden weckt aufs neue — mag man im einzelnen der Anschauungsweise des

Verfassers gegenüberstehen, wie man will — die hohe Bewunderung für das eingehende Studium des Materials, die schier unbegreifliche Belesenheit und die nirgendwo ermattende Geduld in der Bearbeitung auch der trockensten Abschnitte der betreffenden Literaturgebiete. Diese Art, eine Geschichte der Weltliteratur als eine Aneinanderreihung von Geschichten der einzelnen Literaturen zu schreiben, ist die älteste und bis jetzt am häufigsten geübte. Wachler, Scherr, Karpeles, Leixner, um nur die bekanntesten zu nennen, haben es ebenso gehalten.

Auch Otto Hauser behält in seiner „Weltgeschichte der Literatur" (Leipzig, Bibliographisches Institut) dieses System bei, nur daß sein Bestreben auf möglichste Vollständigkeit gerichtet ist und er auch über die kleinsten Literaturen Sonderabhandlungen bringt. Dagegen hat Karl Busse für seine „Geschichte der Weltliteratur" (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) im großen und ganzen eine Disposition verwendet, die der Verlag von mir erworben hat, und in der ich, wie für die neuere Zeit Adolf Stern und von anderen Gesichtspunkten ausgehend Julius Hart, den Stoff nach den großen geistigen Bewegungen der Menschheitsgeschichte gegliedert hatte. Wohl stehen auch da der Orient und die Antike für sich, aber nachher sind es die großen geistigen Strömungen des Christentums, des Rittertums, der Renaissance und Reformation usw., nach denen der Stoff eingeteilt erscheint. Ich möchte bezweifeln, daß Busse aus innerem Drange gerade diese Einteilung gewählt hat, denn er hat die dadurch gebotene Gelegenheit, sich über die nationalen Grenzen möglichst hinwegzusetzen und vor allen Dingen das Gemeinsame in allen Literaturen herauszuarbeiten, kaum benutzt; hat z. B. in dem Abschnitte „Nationales Epos und Spielmannsdichtung" gerade die letztere kaum behandelt, trotzdem sich hier in noch stärkerem Maße als beim Rittertum die Gleichmäßigkeit gewisser Literaturbedürfnisse und Literaturverhältnisse bei den verschiedensten Nationen dartun ließe. Es fehlen die für eine derartige Darstellung der Weltliteratur unentbehrlichen zusammenfassenden Darstellungen über die literarischen Wechselbeziehungen zwischen Orient und Okzident, über die Nachwirkung der Antike usw. So bleibt in seinem Buche die Einteilung äußerlich, und es erscheint im Geiste den anderen Darstellungen verwandt, gibt im Grunde auch die Geschichte der einzelnen Literaturen, nur daß so und so oft in die Längsentwicklung Querschnitte gelegt werden.

Wir wollen uns dazu nur noch ins Gedächtnis zurückrufen, daß zurzeit auch noch einige Werke im Erscheinen begriffen sind, die aus dem Grundsatz, eine Geschichte der Weltliteratur in der Form einer Sammlung von Geschichten der einzelnen Literaturen darzubieten, die Folgerung gezogen haben, diese verschiedenen Einzeldarstellungen verschiedenen dafür besonders geeigneten Verfassern zu überantworten. Das ist der Fall bei der trefflichen Sammlung der Literaturen des Orients (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) und bei den literaturgeschichtlichen Bänden des großangelegten Teubnerschen Sammelwerkes „Die Kultur der Gegenwart". Auch schon früher sind einige ähnliche Sammelwerke erschienen, die allerdings in noch höherem Maße zeigen, daß es sich dabei mehr um eine buchhändlerische Unternehmung zu einer Geschichte der Weltliteratur als um eine aus geistigen Gründen geschaffene Enzyklopädie handelt.

Man kann aus vielen literarischen Unternehmungen der letzten Jahre wie aus dem Erfolg, den einzelne dahin gehörige Werke gehabt haben, den Schluß ziehen, daß ein gewisser Überdruß am wissenschaftlichen Spezialistentum, das durch Jahrzehnte vor allem in Deutschland Trumpf war, Platz gegriffen hat und das Bedürfnis nach zusammenfassenden Darstellungen des gesamten Lebensgebietes erwacht ist. Das ist ja auch nur natürlich in einer Zeit, in der die trennenden Grenzen immer mehr niederfallen, in der wir durch die körperliche Berührung mit fremden Völkern uns gezwungen sehen, uns mit diesen fremden Kulturen näher zu befassen, in der die immer wachsende Gleichartigkeit der Zivilisation der ganzen Welt uns unbedingt dahin führen muß, auch nach dem Gleichartigen in den Kulturen der Welt zu suchen. In der religiösen und philosophischen Kultur gibt sich das fast von

selbst; in der der bildenden Künste und der Musik sind die Hindernisse wenigstens nicht allzu groß. In der Literatur dagegen, die auf der einen Seite das unsere geistige Teilnahme am meisten wachrufende Kulturgebiet ist, erweist sich die Verschiedenheit der Sprachen als eine Art psychischen Hemmnisses. So begreiflich das für den literarischen Genuß ist, insofern es leider ja nur wenige wirklich künstlerische Übersetzungen gibt — viel weniger, als es geben sollte und geben würde, wenn die Übersetzertätigkeit nur besser bezahlt würde —, so unverständlich ist diese Hemmung für die geschichtliche Darstellung der literarischen Kultur. Freilich, solange Literaturgeschichte wesentlich philologisch aufgefaßt wurde, war das begreiflich. Aber für eine mehr psychologische und ästhetische Darstellungsweise wirkt die Verschiedenheit der Sprache doch kaum mehr als Hindernis, wenn auch natürlich die aus der Unkenntnis der betreffenden Sprachen erwachsende Unmöglichkeit, die sprachlichen Schönheiten der fremden Literaturdenkmale voll zu würdigen, den Literarhistoriker etwa in dieselbe Lage versetzt wie den Kunsthistoriker, der auch zahlreiche Gemälde nicht im Original, sondern nur aus Abbildungen kennen kann. Aber wie der geübte Kunsthistoriker auch aus diesen beschränkteren Mitteln ästhetische Maßstäbe gewinnen kann, so auch der Literaturgeschichtler aus Übersetzungen. Schließlich ist ja doch jeder nur imstande, die Muttersprache nach der vollen Schönheit ihrer sprachlichen Elemente zu erfassen, und der Historiker würde also gerade auf diesem Gebiete durch den Bericht der Empfindungen der betreffenden Völker einen Ersatz für das eigene Unvermögen geben können.

Mit diesen Ausführungen bin ich bereits in die Begründung meiner Ablehnung des Spezialistentums für eine Darstellung der Weltliteratur geraten. So einfach, gewissermaßen mathematisch richtig zunächst der Gedanke erscheint, daß eine Geschichte der Weltliteratur durch eine Sammlung von Geschichten aller Einzelliteraturen erstehen könnte, so grundfalsch ist sie. Das ist eigentlich nichts anderes als eine buchhändlerische Idee, und es scheint mir sehr bezeichnend, daß auf dem Gebiete der politischen Geschichtschreibung sich infolge dieser Arbeitsweise ein literarischer Streit entwickelt hat, weil der Verleger einer solchen Weltgeschichte diese mit seinem Namen bezeichnet, statt mit dem des Herausgebers und Redakteurs (Fall Ullstein gegen Pflugk-Harttung). Ein solches Sammelunternehmen hat in der Tat nur äußere Gründe für sich: die Gleichmäßigkeit der Ausstattung in Druck und Papier; eine gewisse — aber doch schon in der Regel recht fragwürdige — Gleichmäßigkeit in der Umfangberechnung der einzelnen Stoffgebiete; die systematische Vollständigkeit und vor allem die Leichtigkeit, auf diese Weise sich die Behandlung des gesamten Gebietes zu verschaffen. Demgegenüber steht auf der anderen Seite der schwere Nachteil, daß bei einer solchen Sammelarbeit große Ungleichmäßigkeiten in der Auffassung der Aufgabe nicht ausbleiben können, und daß geringwertige Abschnitte nicht zu vermeiden sind. Jedenfalls wird sich etwas an sich viel Vollkommeneres in dieser Art dadurch herstellen lassen, daß man sich die besten Sonderbehandlungen aus der bereits vorhandenen wissenschaftlichen Literatur über alle die in Betracht kommenden Gebiete zusammenstellt und sich so etwa eine Sammlung von geschichtlichen Darstellungen der einzelnen Literaturen zusammenbringt, die in ihrer Gesamtheit auch eine Geschichte der Weltliteratur darstellt und an Einheitlichkeit den oben charakterisierten nur durch das verschiedene Buchformat hintansteht. Es ist ja auch leicht einzusehen, daß die Grenze der Verteilung der einzelnen Bearbeitungsgebiete sehr schwer zu ziehen ist, und man schließlich dahin kommen könnte, jedes einzelne Kapitel, jede besonders hervorstechende Persönlichkeit einem Spezialisten zur Behandlung zu überweisen, so daß schließlich eine Art Seitenstück zu einem „Lexikon der Literatur" entstände mit dem einzigen Unterschiede, daß an Stelle der alphabetischen Anordnung die chronologische träte.

Nein, wenn ein Buch eine künstlerische Einheit darstellen soll, so ist die Grundforderung die, daß es aus einem Geiste heraus geschaffen wird. So gewiß der Fall möglich ist, daß die Bewältigung einer literarischen Aufgabe einfach über die Kräfte eines einzelnen hinaus-

geht und daß doch das betreffende Werk geschaffen werden muß, so sind solche Fälle doch nur dann innerlich notwendig und berechtigt, wenn es sich um Werke handelt, deren Eigenart nicht in der Einheitlichkeit der Durcharbeitung des Stoffes liegt, sondern in der möglichst umfangreichen Sammelarbeit (Enzyklopädien). In allen übrigen Fällen kann die stoffliche Gebietserweiterung nur dadurch von Wert sein, daß wir die Anschauung eines einzigen von diesem gesamten Gebiete erhalten. Natürlich werden wir nur dann diese Meinung eines einzelnen über ein umfangreiches Gebiet, das er in seinen Einzelheiten unmöglich so genau kennen kann wie eine Mehrzahl von Spezialforschern, höher als die Sammlung der Meinungen vieler bewerten, wenn uns dieser einzelne als Persönlichkeit wertvoll ist. Dieser Persönlichkeitswert kann die verschiedensten Ursachen haben; er kann in der hohen ästhetischen Einstellung des Betreffenden beruhen, in seiner Weltanschauung, in seiner universellen Bildung, ja auch in einer charakteristischen Einseitigkeit. Es wäre doch z. B. die Berechtigung zur Geschichte der Weltliteratur von dem Standpunkte: „Was aus dieser Weltliteratur ist mir als Deutschem wertvoll? Was kann sie mir überhaupt geben?" nicht zu leugnen. Freilich hängt ja auch für eine solche Beurteilung alles von der Persönlichkeit des Betreffenden ab, und es sollten Naturen, die nur in der engen Umfriedung, im Eingeschworensein auf eine Sondertümlichkeit ihre Stärke haben, sich nicht an universalen Aufgaben versuchen, schon deshalb nicht, weil ihre innerste Natur sie nicht dazu drängen kann.

Erheben wir so die Forderung, daß es geistige Gründe sein müssen — ja ich möchte von einem seelischen Trieb sprechen —, die den Historiker von der Behandlung eines Sondergebietes zur Universaldarstellung treiben müssen, so müssen wir alle jene Werke als nicht der hohen Aufgabe entsprechend ablehnen, die im Grunde nur als Kompendien gedacht sind. Auch sie sind eigentlich Buchhändlerideen, mag auch der Plan dazu oft genug vom Schriftsteller ausgegangen sein. Sie wollen eigentlich nichts anderes, als den gesamten Stoff handlich darbieten, gewissermaßen ein bequemes und im Verhältnis billiges Nachschlagewerk dem Leser in die Hand geben. Es soll damit keineswegs bestritten werden, daß derartige Werke praktisch recht brauchbar sein können, daß sie sogar in der Beurteilung der einzelnen Literaturerscheinungen eben den Reiz haben können, daß ein einziger Geschmack bei alledem waltet. Aber ihnen wird gerade das eigentlich Universale fehlen. Sie geben unter Umständen eine Fülle vorzüglicher Einzelbetrachtungen, aber sie gewinnen nirgends einen Standpunkt, der es uns auch nur begreiflich, geschweige denn notwendig erscheinen läßt, daß dieser Mann das gesamte Gebiet behandelt. Es fehlt eben der welthistorische Standpunkt, die höhere Einheitlichkeit in der Betrachtung all der Einzelerscheinungen, die Einstellung all dieser einzelnen Beobachtungen, der einzelnen Erkenntnisse unter eine Idee, die über dem Ganzen steht, die das Ganze allumfassend umschließt.

Zu den Weltliteraturgeschichten, denen dieser Universalcharakter abgeht — am schlimmsten trifft das für Karpeles zu, während Leixner in seiner deutsch-ethischen Auffassung, Julius Hart in der Verfolgung einzelner ästhetischer Probleme, Johannes Scherr in seiner demokratischen Gesinnung doch wenigstens zuweilen Weltgeschichtler werden —, gehört auch das Buch von Karl Busse, dem übrigens ein eifriges Studium der einzelnen Gebiete, eine gewandte, wenn auch oft zu journalistische Darstellung ebensowenig wie manche feine Einzelbemerkung bestritten werden soll. Die beiden anderen Werke, die zu dieser Betrachtung Anlaß gegeben haben, besitzen dagegen eine solche geistige Einheit oder streben sie wenigstens an, wenn auch keines von beiden dieses so systematisch und großzügig tut, wie früher Moritz Carrière in der zweiten Auflage seines Buches „Die Poesie, ihr Wesen und ihre Form" und in seinem groß angelegten Werke „Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit" es für seine Weltanschauung getan hat. Bei Baumgartner wird überhaupt ein solcher leitender Grundgedanke nicht grundsätzlich herausgestellt. Die geistige Einheit ergibt sich hier vielmehr aus der schroff katholischen Weltanschauung des Verfassers, der bekanntlich

Jesuit ist. Das Rüstzeug der thomistischen Scholastik gibt ihm scharf geschliffene Waffen; die grundsätzliche Beurteilung aller Erscheinungen nach ihrem Verhältnis zum Christentum, das Aufspüren der göttlichen Offenbarung, wie sie das katholische Dogma ansieht, in allen Äußerungen des Menschengeschlechtes bewirkt oft ein vergleichendes Heranziehen und Zusammenbringen weit entlegener Gebiete. Andererseits fehlt aber einer solchen Einstellung natürlich jede naive Genußfreudigkeit und eine wirklich wohlwollende Versenkung in fremdartiges Seelenleben.

Otto Hauser betont dagegen gleich im Vorwort die Absicht, seinem Buche die geistige Einheit zu gewinnen, indem er sich dafür — wir wählen das der Allgemeinheit am besten verständliche Wort — die Rassentheorie zu eigen macht. Er ist der Überzeugung, daß „die Rasse im Leben der Völker der wichtigste Faktor ist, daß der Mensch als solcher seine Geschichte macht, äußere Einflüsse nur in Äußerlichkeiten bestimmend mitwirken". Die lichte Rasse ist die der Genies; von dem Prozentsatz ihrer Beteiligung hängt bei den Mischvölkern die geniale Kraft ab, — das sind die Leitsätze seiner Überzeugung, für die er sich auch die Typenforschung Ludwig Woltmanns in dessen Werken über die Genies der Italiener und Franzosen zu eigen gemacht hat. „Im Sinne dieser anthropologischen Geschichtsauffassung, die nicht mehr einseitig die ideellen oder materiellen Antriebe zu Ursachen des Aufschwungs und Niedergangs der Völker macht, sondern in der Rassenveränderung die tieferen Gründe dafür sieht", wurde sein Buch geschrieben. Man kann da gleich entgegnen, daß hier an die Stelle einer Einseitigkeit eine andere getreten ist. Darüber hinaus wirkt in den meisten Fällen das Einbeziehen des Rassenproblems im Buche doch mehr äußerlich, allenfalls als ein Kriterium mehr.

Ich stelle mir nun die Frage angesichts aller dieser Bücher: Kann aus einer dieser vorgetragenen Auffassungen heraus wirklich eine Geschichte der Weltliteratur geschrieben werden? Würde nicht, wenn Otto Hauser seinen Grundgedanken wirklich bis ins letzte durchführte, sein Buch vielmehr ein Unterkapitel eines großen Werkes über die Rassentheorie, eigentlich nur deren Anwendung auf das Gebiet der Literatur darstellen? Ist nicht der einheitliche Grundgedanke in Baumgartners Buch durchaus kein literarischer oder künstlerischer, sondern eben ein apologetisch-christlicher? Am ehesten wird man bei Carrière schon aus dem Buchtitel herausfühlen, daß ein wirklich welthistorischer Gedanke aus der Betrachtung der Literatur selber herausgewachsen ist. Denn er betrachtet die Entwicklung der Kunst in Verbindung mit der der Ideale der Menschheit. Wäre es ihm vergönnt gewesen, sein umfangreiches Werk ebenso einer gründlichen Durcharbeitung zu unterziehen, wie das ältere kleinere Buch über die Poesie, so wäre vielleicht an die Stelle des Nebeneinanders von Kunstgeschichte, Kulturgeschichte und Geschichte der Philosophie die Durchdringung getreten und Carrière hätte dargestellt, wie sich die Ideale der Menschheit in der Literatur ausgesprochen haben. Damit wäre dann ein Standpunkt gewonnen, den wir als welthistorisch bezeichnen können. Aber freilich wäre auch hier insofern eine gefährliche Einseitigkeit von vornherein nicht zu vermeiden, als für alle Kunstübung die stärksten Antriebkräfte nicht nur im Ideellen — also Geistigen und Seelischen —, sondern auch im Sinnlich-Körperlichen liegen, in der höchsten Verfeinerung des Materiellen.

Ich glaube, man wird den richtigen Standpunkt für den Begriff einer Geschichte der Weltliteratur am ehesten mit Hilfe Goethes gewinnen. Goethe besaß die wunderbare Fähigkeit des Einsammelns aller fruchtbaren Keime und darüber hinaus die noch viel bedeutsamere Kraft, diese Keime durch Versenkung in das Erdreich seiner Persönlichkeit zu neuem Treiben, neuem Früchtetragen zu bringen. Das ist das Geheimnis seiner wunderbar wirkenden Universalität. Er ist ein Allweltmensch, aber niemals ein Allerweltsmensch. Es wirkt bei ihm nichts als bloße Addition, sondern was er gibt, ist ein Produkt aus der Multiplikation der verschiedensten Faktoren, also eine neue, vorher nicht zu ahnende, sondern durch die Art seiner Persönlichkeit bestimmte Einheit.



Von Goethe haben wir nun mannigfache Äußerungen über Weltliteratur, die aber doch mehr als gelegentliche Bekundungen wirken, nirgendwo systematisch zusammengefaßt sind. Aber überall tritt deutlich hervor: Auf der einen Seite die Erkenntnis der tiefen Verwandtschaft im Denken, Handeln und Empfinden bei den Menschen der verschiedensten Nationen und Völker, solange es sich eben um die Elementarbegriffe handelt; sodann die Erkenntnis, daß die Verschiedenheiten im wesentlichen auf Einflüssen der äußeren Kultur und auf der einseitigen Ausbildung bestimmter Fähigkeiten beruhen. Auf der anderen Seite hält er seine Augen sehr offen für die verschiedenen Arten der Formgebung, in der sich doch zu allerletzt das Sinnliche, das Streben nach materieller Schönheit offenbart. Nehmen wir dann hinzu, was Goethe über die geniale Tätigkeit des Menschen überhaupt gesagt hat, wie er das Genie als eine überall und immer gleiche Fähigkeit zur Produktivität erkannte, wogegen die Art, wie sich dieses Genie nun betätigt, worin es seine Schöpferkraft ausspricht, nur von untergeordneter Bedeutung ist. Wie gleichgültig wird es dann von diesem Standpunkte aus, bei welchem Volke ein solches Genie auftrat und etwa gar in welcher Sprache ein poetisches Genie sich äußerte.

Eine Geschichte der Weltliteratur wäre demnach vor allen Dingen eine geschichtliche Darstellung, wie das Genie der Menschheit sich in dichterischen Werken äußerte. Von diesem Standpunkte aus würde sich zunächst ergeben, daß in vielen Zeiten das menschliche Genie diesen Weg zur Äußerung gar nicht suchte, ebenso daß es bei vielen Völkern andere Wege bevorzugte. Auch wenn wir bloß die rein künstlerische Betätigung des Genies ansehen, werden wir diese Verschiedenheit nach Zeit und Ort feststellen können. Daraus ergeben sich bereits außerordentlich wichtige Erkenntnisse für die Verteilung und Bewegung der literarischen Weltkraft in den verschiedenen Zeiten und an den verschiedenen Orten. Haben wir uns erst so zu dem Gedanken einer Verfolgung dieser literarischen Genietätigkeit durchgerungen, so erkennen wir als zunächst allgemeinstes die Antwort auf die Frage: Wie äußert sich diese schöpferische Kraft in den verschiedenen Zeiten und an den verschiedenen Orten?

Der Urbegriff des Schaffens im Sinne von Schöpfen liegt in der Fähigkeit eines Gestaltens aus dem Chaos. Unsere ursprüngliche Vorstellung von Phantasie ist die Fähigkeit des Erfindens eines vorher in unserer Vorstellung nicht zum Bewußtsein, zur Anschauungsfähigkeit Durchgedrungenen. Wir erkennen hier die ungeheure Bedeutung des Stoffes in der Geschichte der Weltliteratur. Was hat die menschliche Phantasie an literarischer Erschaffungsfähigkeit geleistet? Wir würden hier erkennen, wie unendlich verschieden da der Anteil der verschiedenen Zeiten und Völker ist, wie die Fähigkeit des Erfindens eines Stofflichen durchaus nicht zusammengeht mit der zur Schönheitsgestaltung eines solchen Stoffes. Wir würden in der Gleichartigkeit dieser Stoffe und dann wieder in der Verschiedenheit, mit der sie nachher behandelt werden, die tiefdringendsten Unterschiede und die tiefliegendste Verwandtschaft zwischen den entferntesten Völkern und auseinanderliegendsten Zeiten festlegen können. Wie dann das Verhältnis zur Natur, die Auffassung des alltäglichen Geschehens für die Literatur fruchtbar geworden ist, das sind wirkliche weltliterarische Gesichtspunkte. Alles andere, religiöse Strömungen, philosophische Auffassungen, die sogenannte Milieutheorie in den Einflüssen von Klima, Lebensführung; genau so die rassentheoretischen Erkenntnisse, die sozialen Verhältnisse: alles das kann nur Erklärungen geben für die zunächst aus dem literarischen Material der Weltliteratur festzustellenden Tatsachen. Warum das bei diesem Volke so ganz anders geworden ist als bei jenem anderen, dafür werden wir nach Erklärungen suchen müssen. Und wir werden sie ebenso gut finden, wie für die vorher berührten Tatsachen, daß die Völker die in ihnen vorhandene geniale Kraft nach ganz verschiedenen Seiten hin haben wirken lassen.

Neben dieser nach meiner Überzeugung höchsten Form einer Geschichte der Weltliteratur kann ich mir dann noch eine zweite mehr ästhetische denken, die wie alles Ästhetische in hohem

Maße subjektiv ist. E d u a r d G r i s e b a c h, ein Mann von ganz außerordentlicher Belesenheit und ein Virtuose im künstlerischen Genießen-können, hat einen „W e l t l i t e r a t u r k a t a l o g e i n e s B i b l i o p h i l e n“ (1897) zusammengestellt. Der Grundsatz, aus dem heraus ein solches Buch entstehen kann, hat etwas Bestechendes. Alle Kunst ist dazu da, daß sie genossen wird. Nur so gewinnt sie für die Menschheit den Wert einer Lebenskraft. Diese Lebenskraft ist wie alles Leben auf der Erde zeitlich und örtlich begrenzt. Wir wissen es alle aus eigener Erfahrung, daß Literatur veralten kann und uns ungenießbar wird; wir wissen, daß diese Ungenießbarkeit auch darauf beruhen kann, daß sie eine Art von Menschen voraussetzt, die von der unsrigen ganz verschieden ist. Aus dem gesamten dichterischen Schaffen aller Zeiten und Völker das zusammenzutragen, was uns wirklichen Genuß bereiten kann, wäre die Aufgabe eines derartigen Überblickes über die Weltliteratur. Ein solcher würde naturgemäß von einem engen Kreise ausgehen und sich langsam verbreiten. Die Nationalliteratur, und zwar die einer nicht allzu weit von uns zurückgehenden Zeitspanne neben der unmittelbaren Gegenwart, ist das, was jedem Menschen von Natur aus am nächsten steht. Zu dieser Nationalliteratur das heranzuholen, was andere Zeiten und andere Völker an noch bedeutenderen oder an anders gearteten, für uns aber reizvollen Werken haben, ist etwa jenes Ziel, das den Vorkämpfern einer praktischen Weltliteratur vorgeschwebt hatte, was eigentlich der Grundgedanke des Schaffens eines Herder war.

Es ist von vornherein zuzugeben, daß dieser Standpunkt nicht nur sehr subjektiv, sondern für den ersten Blick auch nicht gerade wissenschaftlich ist; daß man von ihm aus wohl eine Art Weltliteraturkatalog, aber nicht eine Geschichte der Weltliteratur schaffen kann. Doch gelangt man auch auf diesem Wege zu einer Geschichte der Weltliteratur, und zwar indem man einerseits für die betreffenden Werke auch den historischen Rahmen schafft, also zeigt, unter welchen Umständen sie entstanden sind und dergleichen mehr. Dann aber ergeben sich sehr wichtige weitere Erkenntnisse, und zwar gerade welthistorischer Art, indem wir vergleichen, welche Stellung die betreffenden Werke bei jenen Völkern, die sie hervorgebracht haben, einnehmen; wie ihre eigene Lebensgeschichte verlief, also wie sie von ihren Zeitgenossen aufgenommen wurden; wie in den folgenden Zeiten die Menschheit sich zu ihnen gestellt hat. Darüber hinaus ergeben sich aus einer solchen Betrachtungsweise der Weltliteratur sehr wichtige Aufschlüsse zur Völker- und Zeitenpsychologie. Warum haben jene Zeitalter gerade diese Werke hervorgebracht? Warum vermögen uns dichterische Schöpfungen, die jenem Volke höchste Werte darstellen, nichts zu geben?

Man erkennt schon aus diesen Ausführungen einmal, daß wir solche Darstellungen der Geschichte der Weltliteratur nicht besitzen, sodann daß hier für die Wissenschaft eine unendlich schwierige Aufgabe gestellt ist, um so schwieriger, als es verhältnismäßig nur wenige Vorarbeiten dafür gibt. Aber andererseits müssen wir erkennen, daß nur auf diese Weise eine Geschichte der Weltliteratur zu einer wirklich eigenartigen und für die höchsten Ziele der Humanität wichtigen Leistung werden kann. Erst wenn wir erkannt haben, daß der Begriff Weltliteratur etwas ganz anderes bedeutet, als ein bloßes Sammeln von Nationalliteraturen, erst dann kann die Menschheit zur Weltliteratur in jenem Sinne gelangen, wie sie Goethe vorschwebte; erst dann wird auch die Menschheit die hohe sittliche und geistige Befruchtung erfahren, die diese Weltliteratur ihr bringen kann.

Karl Storck



Literarische Verschollenheit

Nicht von verschollenen Größen wollen wir sprechen, nicht den Staub der Jahrhunderte durchwühlen, um irgendeinen zu Unrecht vergessenen Poeten hervorzuziehen; von der Verschollenheit selbst soll die Rede sein, soweit sie als Motiv in der Dichtung auftritt. Als verschollen gilt nach heutigem Rechte derjenige, von dem zehn Jahre lang keine Nachricht in die Heimat gelangt ist. Zieht er in einen Krieg oder verschwindet er bei einem Schiffsunglück, so braucht es noch weniger Zeit, um ihn für tot zu erklären. Die Bestimmung mag für das praktische Leben notwendig sein, aber hat der Gesetzgeber bedacht, welchen Schlag er dadurch der Poesie versetzte? Man schiebt es auf die mangelnde Begabung der modernen Dichter, wenn keine Odysseen mehr geschrieben werden, aber trägt nicht das Gesetz die Schuld? Vergegenwärtigen wir uns die Vorgänge des alten Epos unter dem heutigen Recht. Odysseus hat niemals geschrieben; weder von Troja noch von seinen Reisen sandte er seiner Penelope das kleinste Lebenszeichen. Spätestens nach zehn Jahren hätte sie das Aufgebotsverfahren eingeleitet, ihren Gatten für verschollen erklären lassen und sich wieder verheiraten können. Der herrliche Dulder hätte bei seiner Rückkehr das Nachsehen gehabt und Vater Homer wäre um seinen Stoff gekommen.

Die kunstverständigen Griechen nahmen Rücksicht auf die Poesie, und selbst die Römer, obschon sie Banausen waren, kannten keine Verschollenheit. Wer die Heimat verließ, und mochte er noch so lange ausbleiben, behielt alle seine Rechte. Der Grund ist klar. Infolge der schlechten Verbindungen kamen solche Fälle häufig vor. Noch Molière konnte von Leuten erzählen:

> Die nach fünfzehn oder zwanzig Jahren,
> Nachdem man längst sie für verschollen hielt,
> Glücklich heimkehrten: täglich hört man das:
> — Ich selber hab' es zehnmal schon erlebt.

Heute gibt es überall Telegraphen, Posten, Dampfschiffe; wenn da einer innerhalb von zehn Jahren keine Nachricht in die Heimat sendet, so kann sein Tod mit Recht angenommen werden. Aber wie viel hat die Poesie dabei eingebüßt! Die Verschollenheit war das wichtigste Kunstmittel des Altertums. Die Dichter lebten von den schlechten Verbindungen, die ihnen gestatteten, einen Menschen spurlos verschwinden und nach zwanzig Jahren wieder auftauchen zu lassen. Nicht nur Homer, sondern auch Sophokles und Euripides. Die Orestie ist nur möglich, weil Iphigenie aus der Krim keine Nachrichten nach Hause senden kann. Natürlich gilt sie als verschollen, bis der überraschte Bruder sie noch lebend antrifft. Jokaste hätte niemals ihren Sohn geheiratet und das schrecklichste Unglück über Theben gebracht, wenn eine Verbindung zwischen Theben und Korinth bestanden hätte. In den „Zwillingen" von Plautus werden zwei Brüder in frühester Kindheit auseinandergerissen, jeder denkt, der andere sei gestorben, bis sie sich zufällig als erwachsene Männer in derselben Stadt begegnen. Auch diese Fabel wäre heute unmöglich, sie gehört zu der Kunst der schlechten Verbindungen. Die Dichtung entsprach der Wirklichkeit. Verließ einer seine Heimat, so konnte er meist nicht schreiben, aber selbst wenn er die schwierige Kunst beherrschte, nützte sie ihm nichts, denn ein Brief kam niemals an seine Adresse. Sklaverei gab es überall. Der Fremdling, der jetzt als lästiger Ausländer abgeschoben wird, besaß einen Marktwert wie heute ein Börsenpapier; und wenn ihn die Sterblichen nicht zurückhielten, so mischten sich die Götter darein, schmiedeten ihn für einige Zeit an einen Felsen oder versetzten ihn gar in die Unterwelt. Immer galt er als verschollen. Für den Betreffenden war es ja unangenehm, aber die Dichtkunst gedieh dabei vortrefflich und fand täglich dank der schlechten Verbindungen Stoffe von ungeahnter Wirksamkeit. Denn so erging es damals Königen und Fürsten. Heute verschwindet höchstens einmal ein armer Matrose, oder ein Ehemann, der die Scheidungsgebühren nicht erschwingen kann, zieht es vor, auf diese Weise seiner Qual ein Ende zu machen. Was soll der Dichter mit ihnen anfangen?

Im Mittelalter dauerten diese paradiesischen Zustände fort. Da gab's überall Wälder, in denen eine fälschlich des Ehebruchs beschuldigte Gattin sich verbergen konnte, bis ein Zufall die Reinheit der Verschollenen zutage förderte; da gab's Höhlen, in denen die Jungfrauen sich versteckten, wenn ihnen ein ungeliebter Bräutigam aufgedrängt wurde, bis die Eltern Reue über den angeblichen Tod der Tochter empfanden. Genoveva und Griseldis, wo wären sie heute geblieben? Die Stoffe sind dank der guten Verbindungen unmöglich geworden wie die Odyssee. Und dann die Kreuzzüge! Sie brachten die klassische Zeit der Verschollenheit. Hinter Wien hörte die Welt auf, und die Abenteuer begannen. Türken, Griechen und Sarazenen lauerten auf den Glaubensritter, verschleierte Haremsdamen verlockten, eifersüchtige Ehemänner bedrohten ihn. Die herrlichsten Sagen entstanden, z. B. von dem Grafen, der in türkische Gefangenschaft fiel und zu Hause für tot gehalten wurde. Schon will sein treues Weib sich wieder verheiraten, da, gerade am Hochzeitstage, kommt er zurück, und glücklicherweise trägt er irgendwo ein Mal oder besitzt einen der Habsucht der Ungläubigen entgangenen Ring, so daß er seine Identität nachweisen kann. Damals war es eine Lust zu dichten! Die Verschollenheit war so alltäglich, daß die Völker an den Tod großer Männer überhaupt nicht mehr glaubten, sondern geduldig auf ihre Rückkehr, wie auf die des Kaisers Friedrich, warteten. Nur ein Unterschied ist im Mittelalter zu bemerken. Man muß jetzt schon nach dem Orient pilgern, um verloren zu gehen, während im Altertum dazu der kleinste Tagesausflug von Athen nach Korinth genügte. Als zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts das Drama in Italien wieder erwachte, war die Verschollenheit seine Hauptstütze. Man schickte die Leute auf eine Fahrt in das östliche Mittelmeer, wo Schiffbrüche, Seeungeheuer, Menschenraub und Korsaren auf der Tagesordnung standen. Wenn nicht für immer, so verschwanden sie dort für Jahre. Kinder und Eltern wurden auseinandergerissen und hielten sich für tot, bis sie sich zur allgemeinen Überraschung nach langer Trauer in derselben Stadt antrafen. Verschollene Väter kamen aus Syrien zurück, der verschollene Bräutigam tauchte plötzlich wieder auf, nachdem er mehrere Lustren als Sklave in Konstantinopel gedient hatte. Die schwierigsten, heute gar nicht zu lösenden Verwicklungen brachte man durch solche Zufälle zum Abschluß. Shakespeare, der alte Praktiker, läßt sich die Verschollenheit natürlich nicht entgehen. In der Tragödie behilft er sich ohne sie, um sie in der Komödie desto stärker auszubeuten. Die „Irrungen", die „beiden Veroneser", „Was ihr wollt", „Wie es euch gefällt", „Ende gut, alles gut", „Perikles", „Cymbeline", das „Wintermärchen", der „Sturm", alle verwenden dasselbe Motiv. Dabei mißbraucht der Dichter die mangelhaften geographischen Kenntnisse seines Publikums. In Böhmen, Oberitalien, Sizilien und Illyrien läßt er seine Leute verschwinden, während doch die Verschollenheit schon damals eine Spezialität des Orients und der Ungläubigen war.

Auch dort kam sie in Mißkredit, die Länder wurden zu bekannt. In der Türkei errichtete man Konsulate und Gesandtschaften, da konnte keiner mehr verschwinden. Die Barbaresken hatten keinen Sinn für Poesie. Statt ihre Gefangenen zurückzuhalten, suchten sie einen finanziellen Vorteil aus ihnen herauszuschlagen und betrieben den Menschenraub wie ein Geschäft nur noch des Lösegeldes wegen, statt unter dem idealen Gesichtspunkt der Verschollenheit. Fiel einer in ihre Hände, so machten sie selber bei seinen Angehörigen in der Heimat Anzeige, ja wie der Schneider wiederholten sie wohl alljährlich ihre Mahnung. In den Mittelmeerländern, wo einst Cervantes und der heilige Vinzenz von Paula dem Los der Sklaverei verfielen, wurden wunderbare Zufälle unmöglich; die Stätten lagen zu nahe. Glücklicherweise hatte Kolumbus unterdessen Amerika entdeckt und damit der Verschollenheit ein neues Feld eröffnet. Molière war es, der die gebotene Chance ergriff. In seiner „Schule der Frauen" kommt der Totgeglaubte zum erstenmal nicht mehr aus dem Orient, sondern aus der neuen Welt. Ein junges Mädchen darf ihren Geliebten nicht heiraten, sondern der Vormund, den sie, wie immer im Lustspiel, nicht ausstehen kann, will sie zwangsweise zu seiner Frau machen. Ein Rechtsmittel gegen seine im siebzehnten Jahrhundert unbeschränkte Gewalt gibt es nicht;



wie kann der Ärmsten geholfen werden? Nichts ist leichter. Ihr totgeglaubter Vater kommt aus Amerika zurück, und alles ist in bester Ordnung. Molière hat die moderne Charakterkomödie geschaffen, aber was bedeutet das gegen die Entdeckung des „Onkels aus Amerika“? Sie eröffnete der Dichtkunst ungeahnte Möglichkeiten. Der unglückliche, edele Liebhaber will heiraten; natürlich hat er kein Geld, sonst wäre er ja kein Liebhaber. Da kommt der verschollene Onkel aus Amerika zurück und macht sich ein Vergnügen daraus, dem Neffen die nötigen Barmittel zu überreichen. Das bürgerliche Mädchen liebt den vornehmen Grafen, die Heirat ist bei dem Stolz der hochgeborenen Sippe ausgeschlossen. Von jenseits des Ozeans kommt der Retter, der einzige, längst vergessene Verwandte der Unglücklichen. Er zieht ein Bündel vergilbter Dokumente aus der Tasche, beweist, daß auch seine Familie von Adel ist, fügt einen Scheck über eine Million hinzu, und alle Hindernisse sind beseitigt. Das waren schöne Romane. Aber vorbei, vorbei!

Kaum zwei Jahrhunderte dauerte die Freude, dann war Amerika von der Kultur erobert, aber für die Poesie tot. Unbegrenzte Möglichkeiten sind drüben vorhanden, aber die wichtigste, die Möglichkeit der Verschollenheit hat aufgehört. Schon Tennyson mußte in „Enoch Arden“ den Helden nach China schicken, um sein langjähriges Verschwinden glaubhaft zu machen. Auch damit ist's heute nicht mehr getan. Die ganze Welt ist von einem Netz von Telegraphen, Fernsprecher, Briefposten, Eisenbahnen und Dampfschiffen umspannt. Mit der Verschollenheit ist es aus. Selbst dem Afrikareisenden schickt man eine Hilfsexpedition nach, wenn er über die erlaubte Zeit ausbleibt. Der Nordpol bietet noch eine schwache Möglichkeit, aber von dort kehrt man überhaupt nicht zurück, und wenn es glückt, sicher nicht mit Golde beladen wie in der guten alten Zeit. In seinem „Mann mit dem abgebrochenen Ohr“ hat Edmond About die Folgerungen aus der veränderten Lage gezogen. Der Held soll auf dreißig Jahre verschwinden. Mit natürlichen Mitteln geht das auf der überkultivierten Erde nicht. Durch einen hypnotischen Schlaf, eine Mumifizierung wird es erreicht, daß der Totgeglaubte wieder in das Leben treten kann. Aber ist das noch Poesie oder ist das Humbug? Die alten Schriftsteller hatten es besser, sie besaßen ihre unzugänglichen Wälder, ihre unerreichbaren Länder, Robinsons Insel, die Sklaverei und andere Behelfe. Die Poesie kann ohne die Verschollenheit nicht auskommen. Schafft wieder schlechte Verbindungen, und es wird wieder bessere Dichter geben.

Prof. M. J. Wolff



Die Rhythmik der Szene

Ein Geleitwort zu den szenischen Entwürfen von Appia und den Tanzbildern von E. Jaques-Dalcroze

Wenn wir uns eine Vorstellung davon machen, wie im dramatischen Dichter sein Werk innerlich erstehen mag, so können wir uns das gar nicht anders denken, als daß, falls er ein echter Dramatiker ist, ihm die von ihm geschaffenen Menschen in viel höherem Maße als vollgültige Lebewesen bei einem ganz bestimmten Tun lebendig sind, als daß ihm nun gerade jedes Wort bis in die letzte Silbe hinein feststeht. Der von ihm geschaffene Vollmensch lebt in der Vorstellung des Dichters. Um die Taten, denen er ihn gegenüberstellt, zu vollbringen, bewegt er sich im Raume. Der Dichter sieht ihn handeln, er sieht den Raum, fühlt die Zeit. Diesem Charakter und Handeln entsprechend läßt der Dichter dann den so geschaffenen Menschen reden; er läßt ihn auch schweigen, und das Schweigen kann so beredt sein, wie die Sprache. An diesem vielseitigen, nach allen Richtungen hin abgerundeten innerlich geschaffenen Drama gemessen, ist das, was der Dichter uns anderen zunächst in seiner

Niederschrift mitteilen kann, ein recht kärgliches Abbild. Gewiß — wirft jeder ein — das im Buch gedruckte Drama ist eben nur ein Notbehelf; das Kunstwerk des Dichters wird erst lebendig auf der Szene durch die Aufführung. Gibt — so frage ich hinwieder — diese Aufführung nun wirklich das vom Dichter geschaffene Kunstwerk? Wir wollen sogar annehmen, daß alle die aufgerufenen Schauspieler tüchtige Künstler sind, daß sie es ernst nehmen mit dem vom Dichter geschaffenen Worte. Hat der Dichter wirklich die Möglichkeit, sein von ihm innerlich geschautes Werk uns mitzuteilen? Sicherlich nur in beschränktem Maße. Denn so, wie die Verhältnisse heute liegen, ist er sehr begrenzt in seinem Einfluß auf die Zeit und ist fast ohnmächtig hinsichtlich der Gestaltung des Raumes.

Ich will hier daran erinnern, daß Goethe in Weimar einen Darstellungsstil anstrebte, bei dem die Rede scharf rhythmisiert war, bei dem er mit einer gewissen Tyrannei über das Tempo der Sprechweise wachte, Pause und Rede genau gegeneinander abwog. Wir haben hier den Versuch eines Dichters, Einfluß auf die Zeit zu gewinnen. Es liegt etwas Musikalisches in diesem taktierten Rhythmus der Verssprache. Und in der Tat, sobald das Wort sich mit dem Ton verbindet, ist die Macht über die Zeit in die Hände des Schöpfers des Dramas gegeben. Der Musikdramatiker beherrscht sein Kunstwerk bis in die letzte Sekunde der Zeit hinein. Durch die Verbindung des Wortes mit dem Ton ist die Dauer jedes Wortes vorgeschrieben, ist der Darsteller nur ein Ausdrucksmittel für den Dichter, nicht nur in bezug auf den Wortlaut (hier auch die Tonhöhe), sondern auch auf die Wortdauer, auf die Dauer jeder Bewegung, jeder Handlung. In diesem Zusammenhange verstehen wir die hohe Bedeutung der scharf rhythmisierten Rede des griechischen Dramas, den außerordentlichen Wert der steten Mitwirkung der in der Tongebung ja so kärglichen und ärmlichen Musik beim Drama der Antike. Nicht die tonliche Entfaltung war für diese Musik die Hauptsache, sondern die Rhythmisierung. Auch hier im antiken Drama beherrschte der Dichter die Zeit.

Ich glaube, im antiken Drama beherrschte er auch den Raum. Die Szene war nichts anderes, als ein in sorgfältigen Maßen abgewogener Raum. Das einzige Gestaltungsmittel in diesem Raum war der Darsteller. Die Stellung dieser Darsteller, ihre Bewegungen gliederten den Raum. Andere, sogenannte tote Bühnenrequisiten waren nicht vorhanden. Wir wissen, daß ein Sophokles die Chöre bis auf die letzte Bewegung hin selber einstudierte. Wir dürfen annehmen, daß diese Tätigkeit des Dichters sich nicht nur auf die Chöre beschränkte, sondern auch die Einzeldarsteller miteinbegriff. Es ist auch nicht anders möglich. Sobald eine Rede in der Zeit völlig gegliedert ist, so muß auch die Bewegung, die ja durch das in der Rede Ausgesprochene stets begründet sein muß, sich demselben Rhythmus unterwerfen.

Es ist die denkbar einfachste logische Folgerung aus dem ganzen einheitlichen Wesen des als Einheit vom Künstler geschaffenen Kunstwerkes heraus, daß auch der Raum, in dem dieses Kunstwerk erscheint, Schöpfung des Dichters sein muß, ihm als Ausdrucksmittel dient. So die einfache logische Erkenntnis; die wirklichen Verhältnisse aber unserer Bühne sind davon so weit als möglich entfernt. Wer einmal die dramaturgischen Auslassungen unserer Dichter daraufhin genau liest, dazu alle jene Bemerkungen nimmt, die sie in ihren Dramen über den Raum, in dem sich ihre Dichtung abspielt, geben, wird feststellen müssen, daß gerade die große Phantasiedichtung so gut wie gar nichts Genaues mitteilt. Während die Schwankfabrikanten, die geschickten Macher von Konversationsstücken den Bühnenraum ganz genau vorschreiben, Schemata für die Stellung der Schauspieler und die Einrichtung der Zimmer ihren Dichtungen beigeben, sind die Angaben unserer großen Phantasiedichter ganz unbestimmt. D. h. bloß vom praktischen Bühnenstandpunkte aus. In Wirklichkeit ist, was der Dichter gibt, typische Form: Ein Garten; ein weites Feld; ein Hohlweg; Bäume und eine Bank darunter, und dergleichen.

Ist diese Dürftigkeit in der Angabe Gleichgültigkeit? Ist es Ohnmacht beim Dichter, oder offenbart sich nicht vielleicht in dieser ganz typischen Anordnung gerade das tiefste Wesen

des dichterischen Schaffens? Denn eins kommt hinzu: während der Dichter in der Bestimmung des Räumlichen ganz allgemein bleibt, arbeitet er ganz bedeutsam mit Lichtwerten und mit Bewegungen. Die Bewegung gehört zur Rhythmik des Schauspielers. Aber sie geht noch viel weiter. Der Dichter arbeitet auch mit der Bewegung der Natur. Die hinjagenden Wolkenschatten, die vom Sturm gepeitschten Bäume, die hat der Dichter gesehen. Gerade diese bewegte Natur ist das, was er braucht. Und gerade diese bewegte Natur gibt uns die heutige Bühne nicht. Hier hilft sie sich mit dem Surrogat der entsprechenden Geräusche. Daneben arbeiten die Dichter auffallend oft mit starken Lichtwirkungen. Die Sonne bricht plötzlich durch Gewölk, oder tiefe Schatten lagern sich über den Raum; Mondschein, untergehende Sonne. Fassen wir das zusammen, so erhalten wir, daß der Dichter beim Schaffen seines Dramas den Raum als solchen nicht in der realistischen Bestimmtheit aller Einzelheiten sieht, nicht die Farbe von Blatt und Busch und Weg und Haus, sondern eben als Raum in großer typischer Form. Und die Elemente, mit denen er weiterarbeitet, sind räumlicher Art. Die Bewegung setzt den dreidimensionalen Raum voraus. Sie ist selber etwas durchaus Körperliches und niemals in der Fläche der malerischen Darstellung zu geben. Das Licht ist das körpergestaltende, raumdurchflutende Element.

Vergleichen wir damit die Art unserer Inszenierung, so können wir das Ergebnis dahin zusammenfassen, daß alles, was Raum bedeutet, aufs gröbste vernachlässigt ist. Der Grund dafür ist seltsamerweise die Absicht einer realistischen Vortäuschung des Raumes. Diese Absicht der realistischen Wiedergabe hat uns die gemalte Kulisse gebracht. Unsere Bühne ist zum Gemälde geworden, mit dem einzigen Unterschiede, daß ein Teil der malerischen Perspektive vom tatsächlich vorhandenen Raume bereits gegeben wird. Der „Vordergrund" gewissermaßen ist körperlich da, aber auch nur in einer Bodenfläche, auf die etliche Stücke räumlich-körperlich hingestellt werden. Alles andere dagegen bleibt notwendigerweise Fiktion. Dieses Bild an sich kann sehr schön sein, und wir haben in den letzten Jahren wundervolle Bühnenbilder gesehen. Diese bildliche Schönheit wird aber zerstört, sobald der Schauspieler hineintritt. Denn dieser Schauspieler ist keine Fläche, ist keine Bildfigur, sondern ist Plastik. Und es mag eine Szenerie noch so glänzend gemacht sein, es klafft der Widerspruch zwischen dem Körper des Schauspielers und dem gemalten Raum.

Hier liegt die Wurzel all unserer Mühe und Sorge um das Szenenbild. Jeder hat schon folgendes erfahren: Wenn ein Bühnenbild nicht auf Farbe, sondern auf Architektur gestellt ist, wenn die Szene nicht ein Gemälde gibt, sondern architektonische und plastische Formen — etwa in einem wuchtigen Saal mit massiven Säulen —, so ersteht in diesen Fällen leicht die Einheit zwischen Darsteller und Bühne. Meistens ist es nur für wenige Augenblicke der Fall; aber mir sind aus den Inszenierungen der letzten Jahre doch manche solcher Minuten in Erinnerung, in denen die Bühne durchaus als Raum wirkte, der in Einheit zusammenging mit den in ihm stehenden Personen. Was hier meistens nachher zerstörend wirkte, war das Versagen des Lichtes. Da tritt eine andere Erfahrung ein, die man auf den Freilichtbühnen bei jeder Vorstellung machen kann. Hier stimmt ja so gut wie niemals die realistische vorhandene Umgebung mit dem, was der Dichter eigentlich braucht. Aber der Zuschauer wird von diesen realistischen Bedingungen frei, weil er sich von der Gewohnheit, ein realistisches Bühnenbild zu sehen, naturgemäß freimacht, sobald er vor der freien Natur sich befindet. Was er empfindet, ist die Wohltat des freien Raumes. Wohl leidet dieser freie Raum im künstlerischen Sinne daran, daß seine Umgrenzung nicht in den Machtbereich der Kunst gegeben ist. Aber dafür erfahren wir hier die außerordentliche Macht des diesen ganzen Raum durchflutenden Lichtes. Auch dieses Licht ist beim Naturtheater nicht in die Macht des Künstlers gegeben, und die schwersten Störungen können gerade dadurch entstehen, daß dort, wo wir Sonnenschein aus der Dichtung herausfühlen, weil der Dichter ihn dabei eben mitgeschaffen hat, düstere Wolken am Himmel stehn und umgekehrt. Aber darauf kommt es ja in unserem Zusammen-

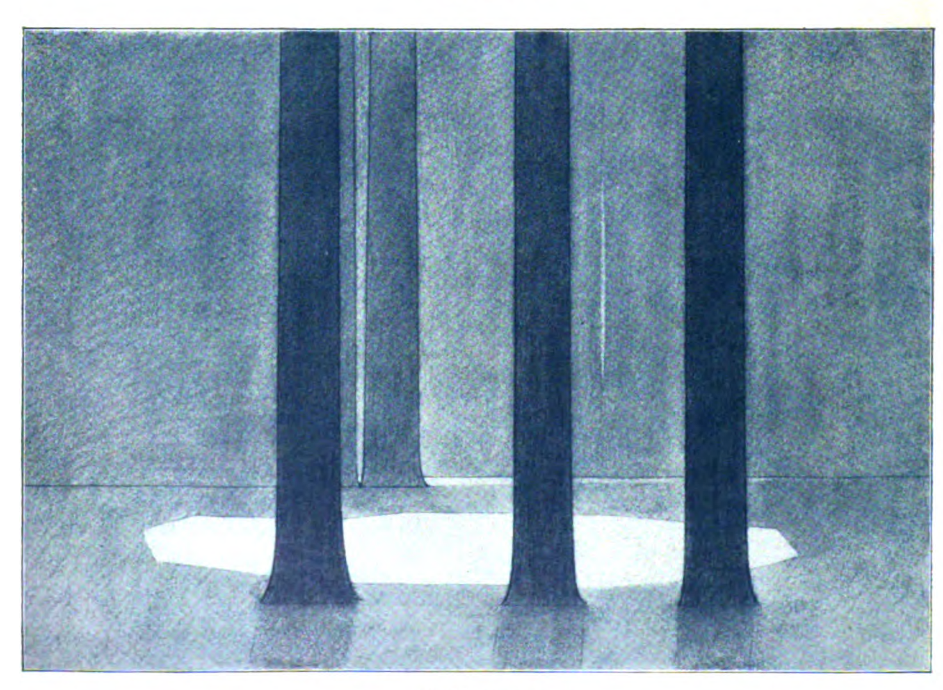
hang nicht an. Was wir auf dem Naturtheater gerade durch diesen Wechsel der Beleuchtung erleben, ist die ungeheure gestaltende Kraft, die das Licht haben könnte, wenn es in die Hand des Künstlers gegeben wäre. Man wirft ein: „Aber wir haben ja auf unserem Theater das Licht. Die Arbeit mit der Beleuchtung ist ja doch ein wesentlicher Teil der Inszenierung." Gewiß! Aber wir verbrauchen diese Beleuchtung am falschen Orte. Wir brauchen dieses Licht, um die Farben der Kulissen zu geben; wenn das Licht nicht auf sie schiene, würden ja dort dunkle Tuchfetzen hängen. Das Licht gestaltet also keineswegs Raum, sondern gibt nur die Beleuchtung eines kleinen Bildes. Es wird nicht fruchtbar für die eigentliche Raumgestaltung. Daher die durchweg entweder lächerlichen oder harten und geradezu zerstörenden Wirkungen des Lichtes, sobald nun ein einzelner Darsteller dadurch besonders hervorgehoben werden soll. Dann fällt erst recht der ganze Raum auseinander.

Vor reichlich zehn Jahren ist ein Buch von Adolf Appia erschienen: „Die Musik und die Inszenierung" (München, F. Bruckmann). Das Werk hat bei weitem nicht die Beachtung gefunden, die es verdient. Leider vor allem nicht dort, wo es zuerst hätte beachtet werden müssen: in Bayreuth. Denn Appia ist durch das Musikdrama Richard Wagners zu seinen bedeutsamen und tiefdringenden Untersuchungen gekommen. Freilich ist er ein Wagnerianer im Geiste, nicht in der Form. Er hat die Kühnheit, den großen Gedanken des Wagnerschen Musikdramas zu Ende zu denken und dort aus dem Geiste des Meisters heraus neugestaltend einzugreifen, wo sich Wagner dem Vorhandenen beugte, wo sein so weitumfassender Genius doch nicht mehr schöpferisch sich zu betätigen vermochte. Wagner versagte für das Allkunstwerk in der Gestaltung des Raumes. Kein Künstler vor ihm hat so weitgehende Anordnungen für diese Raumgestaltung der Bühne gegeben, wie gerade Richard Wagner. Bei keinem anderen finden sich so viele Bemerkungen über die rhythmische Bewegung als Form; bei keinem andern ist sie inhaltlich so bedeutsam (man denke an Elisabeths Abschied von Wolfram im Tannhäuser; an die Szene, bevor Siegfried Mime erschlägt). Bis zu dem Punkte ist Richard Wagner sicher vorgedrungen, daß jede einzelne Bewegung des Sängers aus der Musik herausgewonnen werden müßte. Der vielberufene „Bayreuther Stil" ist ein Anfang in der Verwirklichung dieser Absichten Richard Wagners. Wohlverstanden, nur ein Anfang, und leider als solcher bereits vielfach in Manier erstarrt. Diese Tatsache muß ruhig ausgesprochen und wird von jedem nachgefühlt werden, der in die rhythmische Gymnastik eines Jaques-Dalcroze wirklich eingedrungen ist. Dagegen gar nicht aus diesem Geiste heraus behandelt hat Richard Wagner den Bühnenraum. Hier hat er sich an die überkommene Szenenbildung des Theaters gehalten. Ich muß es mir für eine andere Gelegenheit versparen, die geradezu erlösende Art, wie Appia hier einsetzt, darzustellen. Appia würde sich heute nicht mehr wie vor zehn Jahren nur in Phantasieträumen bewegen müssen. Er könnte in hohem Maße sich bereits auf das von Jaques-Dalcroze Geleistete berufen. Denn wer diese rhythmischen Übungen und Tänze, dieses vollkommene Einswerden des menschlichen Körpers mit Musik, so daß dieser Körper durch seine Bewegungen musiziert, in ihrem Wesen begriffen hat, dem erstand auch im selben Augenblick das Gefühl, daß zu diesen Bewegungen, zu diesen körperlichen Formgebungen ein ganz bestimmter Raum gehört. Wir empfinden es als selbstverständliche Forderung, daß das plastische Kunstwerk zu seiner vollen reinen Wirkung eines genau dazu gehörenden Raumes bedarf. Dieses plastische Kunstwerk ist als raumgestaltend vom Künstler empfunden. Der Grieche wußte das, darum stellte er seine Plastiken mit Vorliebe in die Tempel, überhaupt in geschlossene von ihnen beherrschte Räume. Die Architektur verwuchs zur Einheit mit der Plastik, und die Malerei trat hinzu, um an Architektur und Plastik die Macht der raumgestaltenden Kräfte noch zu vermehren.

Nun, was uns der künstlerisch sich bewegende Mensch vorführt, ist bewegte Plastik. Die Mimik ist wirklich eine Kunst und keine geringwertigere, als die anderen; denn sie ist für den menschlichen Körper das künstlerische Ausdrucksmittel. Nirgendwo ist dieser Mimik als Kunst

Schatten

Die Zypresse



Waldlichtung

Szenenbilder von Adolf Appia

Rhythmische Übungen und Spiele von E. Jaques-Dalcroze



Rhythmische Übungen und Spiele von E. Jaques-Dalcroze



eine größere Aufgabe gestellt, als im Drama. Damit aber der menschliche Körper als Ausdruckswerkzeug des Künstlers seine volle Mitteilungskraft entfalten kann, muß er in den Raum gestellt werden, der diese künstlerische Wirkung ermöglicht. Das heißt mit anderen Worten: Der Raum muß im Einklang aus demselben Geiste heraus wie die sämtlichen übrigen Ausdrucksmittel, deren sich der Künstler bedient, gestaltet werden.

Als große, alle diese Ausdrucksmittel beherrschende, ordnende Macht steht vor uns da: der Rhythmus. Die rhythmische Gestaltung des Raumes an sich liegt in der Harmonie der Verhältnisse. Das ist der Unterschied zwischen dem Raum in der Natur und dem Raum in der Kunst, daß wir den letzteren nach dem Willen des Künstlers beherrschen und gestalten. Die Gestaltungsmittel sind die dreidimensionalen Formen und die Farben. Das belebende Element aber ist das Licht.

Wir haben die Szene anzusehen als Raum, als die räumliche Welt des Dramas. Gemäß diesem Drama zu gestalten ist der Raum. Aus dem geistigen und seelischen Geschehen des Dramas erkennen wir die Elemente dieses Raumes. Nicht auf realistische Nachahmung von Eindrücken draußen in der freien Natur kommt es an. Wo der Mensch in seiner ganz natürlichen Größe und Erscheinung in diesen Bühnenraum hineinzutreten hat, der selber mit dem Gesamtraum in der Natur draußen nach Größe und Art nichts gemein hat, kann unmöglich Harmonie entstehen, wenn die Szene Natur vortäuschen will. Phantasiebild und Wirklichkeit lassen sich nicht vereinigen. Die Erscheinungen der Natur können nur so auf die Bühne gebracht werden, wie sie dem schaffenden Dichter in seinem Werke vorschweben, als Typen, als Erinnerungsformen. Das herrschende Ausdrucksmittel, über das der Dichter im Drama verfügt, ist der Mensch, seine Rede, seine Bewegung. Dieser Mensch muß auch die beherrschende Kraft der äußeren Erscheinungsformen dieses Kunstwerkes bleiben. Die Szene hat nichts anderes zu tun, als den Raum zu ihm in Harmonie zu gestalten. — —

Was ich im Vorangehenden geben wollte, ist nichts weiter als einige Geleitworte zu den Szenenbildern von Appia und den Bildern einzelner rhythmischer Übungen von Jaques-Dalcroze. Wir stehen hier an Anfängen neuer Bewegungen. Aus der Betrachtung dieser Bilder wird der Leser, wenn er sich die rhythmischen Gruppen von den Bildern Jaques-Dalcrozes in solche szenischen Räume, wie sie Appia gezeichnet hat, versetzt denkt, wohl ein Gefühl dessen bekommen, worauf diese Bewegung hinauszielt. Wie bedeutsam die Andeutung wirken kann, zeigt wohl am besten der Schatten der Zypresse, der über die Bühne geht. Wie der völlig leere, nur eben in Formen abgegrenzte Raum durch Licht belebt wird, zeigt das Bild mit den Querschatten. Die Waldlichtung vermittelt uns ein Gefühl, wie stark und reich in diesen Andeutungen der Ausdruck der Natur auf uns einspricht.

Karl Storck



Politik und Literatur

Politik, schreibt Samuel Lublinski in der „Hilfe“, ist noch etwas anderes, als ein technischer Betrieb. Politik ist auch eine Gesinnung, ein konstruktiver ethischer Drang, ohne den auch noch nie und nirgends ein wahrhaft großes und synthetisches Kunstwerk erzeugt wurde. In diesem Sinn war noch jeder Schaffende irgendeiner politischen Gefühlsrichtung verpflichtet, auch wenn sie sich nicht gerade zu Programmen und zu einer bewußten Spezialtätigkeit auf diesem Gebiet verdichtete. Wer wollte zum Beispiel die ständige revolutionäre Stimmung im Untergrund der Seele Michelangelos verkennen oder die heitere, gesättigte Zufriedenheit des aristokratischen Kulturmenschen in der Seele Raffaels? Goethes und Schillers Entwicklungsgang verlief auf einer Höhe, die an sich freilich, dem Gehalt nach,

die Heranziehung politischer Analogien zu verbieten scheint. Aber nehmen wir einmal das Wort „politisch“ im großen und griechischen Sinn des Wortes als Bezeichnung für den Heroismus des Willensmenschen, und wir werden vor solchen Vergleichen nicht mehr erschrecken. Zuerst waren die beiden Dichter Revolutionäre, und dann, als sie zur Macht gelangt waren, aufbauende, schöpferische Staatsmänner, indem sie den Kulturstaat unsrer klassischen Zeit begründeten. Gewiß, diese Analogie könnte zunächst willkürlich und spielerisch erscheinen, wenn man nicht den Hintergrund der damaligen gewaltigen Zeitgeschichte miteinbezieht. Aber die Zeitgenossen sind sich sehr wohl bewußt gewesen, daß zwischen der Revolution und Napoleon auf der einen und den geistigen Bewegungen in Deutschland auf der andern Seite eine Parallelbeziehung bestand, weil beide Erscheinungen aus dem gleichen seelischen Urgrund hervorgegangen waren. Der Individualismus, der sich gegen den Absolutismus empörte, schuf diesseits des Rheines große Dichtungen und jenseits desselben eine große Politik. Alle Äußerungen einer Epoche sind eben in geheimnisvoller Weise miteinander verknüpft, und wie vor hundert Jahren, so ist auch heute noch — heute vielleicht mehr als jemals früher — die Fortentwicklung der Literatur von der Fortentwicklung der Politik bedingt.

Der moderne Liberalismus, der in Deutschland jetzt wieder emporstrebt, war in den neunziger Jahren von zwei Gegnern aus fast allen Positionen verdrängt worden: vom Sozialismus und von der modernisierten Feudalaristokratie. Ein Umschwung der Weltanschauung hatte diese politische Umwälzung allmählich vorbereitet und verstärkte nachher mehr und mehr ihre Schwungkraft. Der stolze Grundsatz unsrer klassischen Zeit, daß der Mensch frei geschaffen wäre, mußte einer Theorie weichen, die seine vollkommene Willenlosigkeit proklamierte. Nach der Meinung der einen war der Mensch das Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse, der Ausdruck seines „Milieus“, und die andern ließen ihn physiologischen ererbten Trieben restlos unterworfen sein: die bekannte Rassentheorie, die sich gelegentlich mit der Milieutheorie und mit den Doktrinen der historischen Schule zu einem unlösbaren Knäuel verknotete! Auf diesem Standpunkte standen und stehen unsre Konservativen mit ihrer Heilslehre vom guten Blut und von den angeblich gottgewollten Abhängigkeiten, während ihre Gegenfüßler, die Sozialisten, von der produktiven Allgewalt des Milieus felsenfest überzeugt sind. Diese beiden Großmächte der innerdeutschen Politik haben durch vier Jahrzehnte Gelegenheit gefunden, ihre Leistungsfähigkeit zu beweisen, und ohne Zweifel haben wir ihnen im einzelnen Bedeutendes zu verdanken. Die Organisation der Arbeiterbewegung und die Erfüllung der zeitgenössischen Atmosphäre mit sozialen Idealen bleibt ein Verdienst des Sozialismus, das freudig anerkannt und hoch bewertet werden muß. Der modernisierten Feudalaristokratie, die in Bismarck kulminierte, haben wir die Begründung unsres großpolitischen Staatswesens zugute zu schreiben, wodurch erst der Boden für moderne Kämpfe und eine moderne Sozialpolitik geschaffen wurde. Wichtiger noch dürfte sein, daß durch die Wirksamkeit dieser mächtigen Parteien das Gefühl für die Realität und für die immerhin vorhandene, oft sehr schmerzhafte Abhängigkeit von der Materie erweckt oder geschärft wurde, so daß eine naive Ideenpolitik, gleichsam im luftleeren Raum, wie unsre Großväter sie betrieben haben, für immer unmöglich geworden ist. Diese nicht geringen Verdienste muß man aus historischer Gerechtigkeit unbedingt anerkennen, und dennoch darf man feststellen, daß Sozialismus und Feudalismus versagt haben, als es nicht mehr nur ihrer Klasse galt oder ihrem besonderen Arbeitsgebiet, sondern als das Ganze in Frage kam, eine Politik, die der Gesamtheit diente, dem ganzen Volke. Die Junker haben ja wohl überhaupt in dieser Beziehung niemals ernstliche Absichten gehabt, während wir alle, die in den neunziger Jahren jung gewesen sind, vom Sozialismus die große politische Synthese erwartet haben. Inzwischen hat sich aber herausgestellt, daß die fortschreitende Sozialisierung keineswegs das Paradies heraufbeschwört, sondern weit eher die schlimme Oligarchie von Unternehmerverbänden und Kartellen, und daß nur ein bewußter Wille, ein ethisches Freiheitsgefühl machtvoller Art dieses Schicksal von uns abwenden und die Sozialisierung in den Dienst der Gesamtheit stellen kann.

So kommt die Freiheit wieder zu ihrem Recht, der Glaube an sie erwacht von neuem, und damit ist auch schon ein neuer Liberalismus geboren, der freilich mit ganz anderem Material zu arbeiten hat und unendlich kompliziertere Aufgaben vorfindet, als der alte Liberalismus vor fünfzig Jahren. Dennoch müssen alle Kräfte eingesetzt werden, der letzte Hauch von Mann und Roß, weil hier allein die Entscheidungsschlacht geschlagen werden kann, die über unsre politische Zukunft entscheidet.

Die Analogien auf literarischem Gebiet sind unschwer für jeden Kenner unsrer geistigen Strömungen zu ermitteln. Man braucht nur vom Naturalismus der neunziger Jahre zu sprechen, um sofort die Nähe des Sozialismus zu verspüren, die Theorie vom Milieu, die vollkommene Abhängigkeit des menschlichen Willens vom gesellschaftlichen Zustand. Hier erstreckte sich die Ähnlichkeit über die geistige Auffassung hinaus sogar auf das stoffliche Gebiet, da der Proletarier der bevorzugte Held der naturalistischen Dichtung gewesen ist. Es sei im Vorübergehen nur an die „Weber" erinnert, an die Begeisterung der Sozialisten und den Haß der Konservativen gegen dieses Drama. Inzwischen ist freilich der Naturalismus gegen die Neuromantik zurückgetreten, deren Zusammenhang mit den analogen aristokratischen Bestrebungen in der Politik für den Laien freilich minder leicht zu durchschauen ist. Unsre kultivierten und manchmal sehr snobistischen Artisten, die sich in ihren Wundergärten verschließen, scheinen nicht das geringste mit robusten ostelbischen Junkern vom Schlage des Herrn von Oldenburg zu tun zu haben. Aber die Weltanschauung eines Stefan George könnte sich unter Umständen auch ein Ostelbier aneignen, wenn er wider Erwarten ein Bedürfnis nach einer mehr geistigen Begründung seiner Existenz empfände. Man darf es aussprechen, daß auch bei den besten Neuromantikern ein Geistesjunkertum herrscht, ein Hochmut, der noch etwas anderes ist als das Selbstbewußtsein des Schaffenden. Es herrscht das „Pathos der Distanz", das Gefühl, daß zwischen dem auserwählten Künstler und dem Volk, zwischen der Kunst und dem Leben gar kein Zusammenhang besteht. Man richtet goldene Gitter auf und hat, wie Georges Heliogabal, für die Horde der Außenstehenden nur Hohn und Verachtung übrig. Nicht aus einer menschlich dichterischen Elementarempfindung heraus wird geschaffen, sondern aus dem ganz individuellen, ganz besonderen, ganz absonderlichen Seelenleben des isolierten Künstlers, und als Publikum denkt man sich nicht den universalen Kulturmenschen unsrer Tage, sondern jenen empfindlichen Genießer und Ästheten, der sich gleichfalls nur hinter dem goldenen Gitter wohlfühlt. In Konsequenz dieser Auffassung wird weit weniger auf den menschlichen Gehalt des Gedichtes der Hauptton gelegt, als vielmehr auf gewisse Wort- und Klang- und Formwerte, die dem Kenner unerschöpflichen Genuß gewähren sollen und manchmal auch gewähren, den Laien aber mit erhabener Gebärde zurückweisen. Sobald aber die Dichter dieser Schule aus der Lyrik herausschreiten und sich als Dramatiker betätigen wollen, zeigt es sich sofort, daß diesen Hochmütigen jedes Gefühl für menschliche Freiheit abgeht. In den Dramen Hofmannsthals und seiner Epigonen ist der Mensch ein Spielball vererbter Triebe und dunkler Gefühle, mystischer Mächte, die seinen Willen zersetzen. Die Rassentheorie unsrer Konservativen steht in manchmal gröberer und manchmal verfeinerterer Weise immer im Hintergrund des neuromantischen Dramas.

Die Verdienste der verflossenen literarischen Bewegung sind noch deutlicher zu erkennen als die der verflossenen politischen Bewegung. Die Stagnation der deutschen Literatur der sechziger bis achtziger Jahre hatte eben so trostlose Zustände erzeugt, daß notwendigerweise ein allgemeiner Aufstand der Geister eintreten mußte, und die neue Generation hatte noch den Vorteil, das Leben für sich zu haben, die politische und soziale Entwicklung der letzten Jahrzehnte. So ist viel erreicht worden, und zumal die künstlerischen Ausdrucksmittel wurden durch die naturalistische und neuromantische Technik in ungeahnter Weise erweitert. Für alles, was man Nuance und was man Psychologie nennt, hat sich unsre Empfindung bis zu einer vorher noch nicht gekannten Reizsamkeit gesteigert, wodurch das farbige Element der Poesie unendlich gewann. Dagegen geriet die Linie, die feste und strenge Form, mehr und mehr in Verwirrung

und wurde fast schon aufgeweicht. Das ist kein Wunder, da alle Form aus dem Willen wächst, aus einem zentralen ethischen Kern, der ohne ein instinktives starkes Freiheitsbewußtsein nicht bestehen kann. Auch die bloße artistische Erkenntnis und ein verhältnismäßig großes Können kann ohne eine dahinterstehende Ethik zu einer wirklichen Form nicht gelangen. Die Lyrik Stefan Georges, die eine Fülle dichterischer und sprachlicher Schönheiten in sich birgt, leidet für den Kenner an einem unheilbaren inneren Zwiespalt. Sie möchte konstruktiv sein und hat auch strenge formale Reize, während ihre seelische Grundlage ein unklares individualistisches Allgefühl ist, das höchstens einem esoterischen Privatzirkel von Eingeweihten ganz verständlich wird. Damit wird aber das Wesen der dichterischen Form, allgemeingültige Synthese zu sein, völlig verkannt, und statt einer konstruktiven Architektonik von innen heraus gibt der Dichter nur Reliefs und Ornamente in einer manchmal reizvollen Rätselsprache, womit aber sein eigentliches Ziel, eine große und klare und klassische Lyrik zu schaffen, vollständig verfehlt wird. Er ist eben keine ethische, sondern eine artistische Persönlichkeit, die nicht aus dem Gesamtempfinden der Kulturmenschheit schöpft, sondern aus seiner allzu isolierten und differenzierten eignen Seele. So aber ist es heute überall, und darum hat die moderne Dichtung noch immer nicht den Weg zur Gesamtheit gefunden, sondern nur zu einzelnen Kreisen, und wird ihn nicht finden, bis sie im synthetischen Kunstwerk das tiefste Wesen unsrer Zeit zusammengefaßt hat. Hier ist wirklich die Analogie mit unsern politischen Verhältnissen auffallend genug. Die Gesamtheit meldet sich zu Wort, die Nation, und verlangt, daß vor allem für sie gesorgt und geschaffen werde und nicht nur für einzelne Kreise . . .



Bücherfabriken

Im Jahre 1909 sind im deutschen Sprachgebiete 31 051 Bücher erschienen. Und doch, stellt Emil Doctor in der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort“ fest, steigt diese Überproduktion unverdrossen weiter. „Im allgemeinen nimmt ein Verleger ein Buch in Verlag, weil er glaubt, daß der Absatz genügen wird, die Herstellungskosten zu bestreiten, ein Honorar an den Verfasser zu zahlen und ihm einen Geschäftsgewinn zu erübrigen. Nur auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur wurden und werden häufig Bücher unter Zahlung eines Kostenanteils seitens des Verfassers verlegt, die durch ihren Wert für die Forschung die Drucklegung rechtfertigen, auch wenn man weiß, daß der kleine Interessentenkreis nicht die zur Erzielung eines Gewinnes erforderliche Anzahl aufnehmen kann. Seit einigen Jahren jedoch gibt es eine Reihe von Firmen, oft unter sehr hochtönendem Titel, die ihre Verlagstätigkeit nach anderen Gesichtspunkten orientieren.

Durch den Erfolg eines Verlegers, der aus der Industrialisierung der Dilettanteneitelkeit Gewinn zog, wurde der Konkurrenzneid geweckt, und heute gibt es mehr als ein Dutzend Verleger, die nicht aus dem Arbeit, Intelligenz und Kapital erfordernden Vertrieb von Büchern Nutzen ziehen, sondern von dem Gelde der Verfasser leben, von denen sie sich die recht gut kalkulierten Druckkosten bezahlen lassen. Da mit der Zahl der verlegten Bücher der Gewinn wächst, wird nach dem Inhalt und der Qualität des Buches überhaupt nicht gefragt. Man muß, um auf diesem Wege in die Literatur zu kommen, nur noch über ein großes Portemonnaie verfügen. Die nachstehenden Zahlen beweisen, daß diese Dilettantenliteratur einen geradezu erschreckenden Umfang angenommen hat. Zu Nutz und Frommen ernsthafter Schriftsteller und Verleger, wie auch des Publikums und nicht zuletzt der für teures Geld in die Literatur gezerrten ‚Dichter‘ seien hier einige Angaben über diesen Abweg des Verlagsbuchhandels oder besser der modernen Bücherfabrikation gemacht.

Im Jahre 1909 zeigten vier dieser Fabrikanten nach einer oberflächlichen Zählung mehr als 300 Bücher, Gedichte, Romane und Dramen als neu erscheinend an. Die Gesamtzahl dieser in nur einem Jahre auf dem Gebiete der schönen Literatur verlegten und von einem Autor bezahlten Bücher ist mit 800 sicher noch viel zu niedrig gegriffen, denn es gibt neben diesen vier noch mehr als ein halbes Dutzend weiterer Druckkostenverleger und kleinerer Verlagsfirmen, die nicht in der Regel, wohl aber gelegentlich auf diese Weise verlegen. Da die Zahl der Veröffentlichungen der schönen Literatur im Jahre 1909 insgesamt 4297 betrug, sind das fast 20 %! Die ‚Feder' behauptet in ihrer Nummer vom 15. September 1909, daß von ‚etwa 50 belletristischen Büchern, die neu angekündigt werden, mindestens 30 im Verlage der bekanntesten Herstellungskostenverleger erscheinen'.

Herangezogen werden die Opfer durch Inserate etwa folgenden Inhalts, denen man in Zeitungen und Zeitschriften häufig begegnet: ‚Verfasser von Dramen, Gedichten, Romanen usw. bitten wir, sich zwecks vorteilhafter Publikation ihrer Werke in Buchform und rühriger Vertriebs mit uns in Verbindung zu setzen.' — Betrachten wir uns nun die Art der Verlagsübernahme an dem typischen Schreiben eines Leipziger Herrn: ‚In erster Linie erwerbe ich nur das Verlagsrecht an der ersten Auflage. Deren Zahl zu bestimmen, steht dem Autor frei, soll aber möglichst 800 nicht überschreiten. Dies deshalb, weil diese kleine Anzahl Aussicht hat, bald abgesetzt zu werden, und die Ausgabe einer zweiten Auflage, die ich honoriere, so wahrscheinlicher ist als bei hoher Erstauflage. Die dem Autor gesetzlich zustehenden Urheberrechte beschneide ich durch Sonderabkommen in keinem einzigen Punkte. Ich glaube der einzige Verleger zu sein, der so im Interesse des Autors handelt. Der Autor soll also hinsichtlich seiner Maßnahmen bei späteren Auflagen nicht an mich gebunden sein, er kann nach Gutdünken mit irgendeinem anderen Verlag verhandeln. Dagegen verpflichte ich mich meinerseits, läßt der Autor mir die zweite und folgende Auflagen, für jede ein angemessenes (!) Honorar zu zahlen.' Nach dieser Einführung, die dem Autor alle Freiheiten für weitere Auflagen gibt, weil für den Neuling in der Literatur und bei dem geringen Interesse des Verlegers am Vertrieb (von der Qualität des Buches ganz abgesehen) solche überhaupt nicht zu erwarten sind, kommt der finanzielle Teil: ‚Die Unterstützung des Autors zur Erstauflage erstreckt sich auf einen Beitrag zu den Herstellungskosten, meist sogar in der Höhe dieser. Alle sonstigen Ausgaben für Bekanntmachung und Vertrieb trägt der Verlag. Von jedem bar verkauften Exemplar der ersten Auflage erhält der Autor 45 % vom Ladenpreise.' In der Mehrzahl der Fälle werden aber der Abrechnung die Nettopreise zugrunde gelegt. Das bleibt sich übrigens gleich, da doch fast nichts abgesetzt wird.

Noch lukrativer sind die Bedingungen eines Berliner Verlegers. Auch hier hat der Autor eine Vergütung zu zahlen, die die Herstellungskosten der ersten Auflage von 1000 Exemplaren vollständig deckt Trotzdem aber behält sich der Verleger das Recht vor, nach Gutdünken nur die Hälfte der Auflage zu drucken. Wann er die zweite druckt, und ob er eine Rückzahlung leistet, wenn es überhaupt nicht mehr dazu kommt, was meistens der Fall sein wird, steht nicht im Vertrag. Es wird also hier die Bezahlung einer Ware verlangt, deren Lieferung unter Umständen vertraglich überhaupt nicht erfolgt! Irgendeine Gewähr dafür, daß die Berechnung der Druckkosten nur in der Höhe der wirklichen Druckerrechnung erfolgt, besteht natürlich nicht. Bekannt gewordene Zahlen lehren im Gegenteil, daß die Verleger sich häufig durch einen recht hohen Zuschlag vorweg einen Gewinn zu sichern wissen. Und über den sehr weit hinausgeschobenen Abrechnungstermin für verkaufte Exemplare und die Art, wie die Abrechnung häufig nicht — erfolgt, haben die schriftstellerischen Fachblätter wiederholt Klage geführt. Ein bezeichnendes Beispiel für die Art der Abrechnung und den Nutzen für Verfasser und Verleger findet sich in einem kürzlich vom Vorstand des Börsenvereins deutscher Buchhändler gefällten Schiedsspruch. Die Verlagshandlung, der die gesamten Druckkosten vorweg bezahlt waren, hätte bei vollständigem Absatz der Auflage einen Reingewinn von ℳ 337.50, der Verfasser da-

gegen von ℳ 62.50 erzielt. Dazu bemerkt der Schiedsspruch, daß die Art der Spesenrechnung den kleinen Überschuß des Verfassers auch noch in ein Defizit verwandeln würde. Trotz der drückenden Bedingungen zählt der kürzlich erschienene Katalog der obengenannten Berliner Firma weit über hundert, wohl nur der letzten Zeit angehörende Bücher, von denen nur eins eine zweite Auflage erlebt hat. Dieses eine ist allerdings — vom Verleger selbst geschrieben.

Ein besonderes Lockmittel besitzt ein Leipziger Verleger dieser Art, der in seiner noch nicht vierjährigen Tätigkeit die deutsche Literatur gewiß schon um einige hundert Bücher ‚bereichert' hat Mit einem im 78. Jahrgang stehenden Literaturblatt hat er einen Vertrag abgeschlossen, durch den er mit ‚Besprechung und Inserat in diesem Blatt zugunsten seiner P. T. Autoren wirken kann'. ‚Ich kann also eventuell eine Selbstkritik (!) von Ihnen, auch größeren Umfangs einschalten und zum Zwecke der Reklame besonders packende Stellen Ihres Werkes zum Abdruck bringen, was ich mir vertraglich sogar, im Interesse des Absatzes, erbitten müßte.' Bescheiden fügt er hinzu: ‚Dies jedoch nur unter Voraussetzung der Annahme seitens des leitenden Redakteurs.'

Der rührige Herr verfügt also über eine Zeitschrift, die seine Waschzettel im Ramsch abnimmt. Dieses Blatt trägt einen, in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts geschätzten Namen. Bei näherem Zusehen entdeckt man, daß der Herausgeber der Zeitschrift auch gleichzeitig Verleger und zwar Verleger von sicher bezahlten Gedichtsammlungen und Romanen ist, der mit dem Blatt einen Vertrag ‚zugunsten seiner P. T. Autoren schloß'. Man wird den Zwiespalt in seiner Seele zu würdigen wissen, wenn er als Redakteur überlegt, ob er den als Verleger vertraglich erbetenen Waschzettel annehmen soll.

Wie wirkungsvoll für das Opus des Literaturjünglings ‚Besprechung und Inserat' sein werden, geht daraus hervor, daß das Blatt nach der Angabe des Verlegers in einem Schreiben zur Erlangung von Inseraten ‚zirka 600 Abonnenten' hat. Ein beträchtlicher Teil davon wird wohl aus den im Blatte gelobten Autoren bestehen, wenn es nicht gar in der Hauptsache für diese gedruckt wird.

Mit der Zahlung der Herstellungskosten ist häufig das vom Autor verlangte Opfer noch nicht erschöpft. Zur Hebung des Absatzes müssen Prospekte hergestellt werden, zu denen der Autor einen Kostenbeitrag zu leisten hat, wenn ihm auch bei der Verlagsübernahme gesagt wurde, daß er für die Vertriebskosten nicht aufzukommen habe. Da ich in solchen Prospekten bis zu 70 wahllos durcheinander aufgeführte Bücher gezählt habe, kann man ermessen, welcher Nutzen dem Verleger erwächst, wenn er von jedem Verfasser auch nur einen kleinen Beitrag einfordert, zumal anzunehmen ist, daß er sich die ‚Verbreitung' des Prospektes nicht allzu viel kosten läßt.

Die Ankündigung der Neuerscheinungen im buchhändlerischen Fachblatt erfolgt durch einfache Aufzählung der Titel und Preise, häufig in Reihen bis zu 30 Stück, macht also nur minimale Kosten und bleibt zudem ohne jede Wirkung auf den Sortimenter, der weiß, daß diese Bücher nicht geeignet sind, seine Kundschaft zu befriedigen. Der bekannte bibliographische Schriftsteller Tony Kellen schreibt über die Vertriebstätigkeit: ‚Aber die große Masse von Büchern, die diese Verleger auf Kosten ihrer Verfasser drucken, bildet durchaus nicht das größte Übel, denn diese Verleger tun glücklicherweise nichts für den Vertrieb (es wäre ja auch verschwendete Mühe).'

Stoßweise gehen in den Redaktionen die Rezensionsexemplare aus Bücherfabriken ein, und wenn man den beigefügten Waschzetteln glauben darf, so ist ungefähr jeder dritte Verfasser ein hochbegabter und bedeutender Dichter, so daß die deutsche Literatur einer glänzenden Zukunft entgegengeht.

Man brauchte gewiß mit den Verfassern, die die Befriedigung ihrer Eitelkeit gehörig bezahlen müssen, kein Mitleid zu haben, wenn die Folgen dieser Schundproduktion nicht trotz der Ablehnung durch die Sortimenter guten Büchern den Absatz erschwerten. Ein großer Teil

dieser Literatur, namentlich Romane (denn für lyrische Sünden bleibt nur die Makulierung als Sühne), wird oft schon kurz nach Erscheinen an Warenhäuser verkauft oder bringt durch Vermittlung von Ramschgrossisten in die modernen Antiquariate. In Warenhäusern habe ich Dilettantenbücher mit einem Ladenpreise von ℳ 3.— und mehr schon zu 20 ₰ ausgeboten gefunden. Da ein großer Teil des Publikums Bücher nicht nach der Qualität, sondern nach Umfang und Preis kauft, erhalten diese manchmal sehr gut ausgestatteten den Vorzug und erwecken wohl noch den Glauben, daß die zu regulären Ladenpreisen angebotenen zu teuer seien.

Man hat schon eingewendet, daß die hier gezeichneten Verleger gelegentlich das Gute schaffen, wenn sie auch das Böse wollen, da sie manchem Talent als Sprungbrett für die Literatur dienen. Demgegenüber ist auf die im Verlagsbuchhandel heute herrschende große Konkurrenz hinzuweisen, die bewirkt, daß er sich, namentlich auf dem Gebiete der schönen Literatur, jeder auch nur bescheidenen Begabung annimmt. Gerade in den letzten Monaten haben sich zahlreiche Stimmen aus Verleger- und Schriftstellerkreisen erhoben, die zur Einschränkung der Produktion mahnen, da die Überschwemmung des Marktes mit mittelmäßigen Werken und Übersetzungen es auch einem wirklich guten Buche schwer machen, durchzudringen. Man sieht hieraus, daß es sogar der Mittelmäßigkeit nur zu leicht gemacht wird, Verleger zu finden.

In Katalogen und Prospekten der Druckkostenverleger findet sich fast bei jedem angeführten Buche eine Preßstimme. Soweit es kleine Blätter sind, wird man annehmen können, daß es sich in den meisten Fällen um einen Ausschnitt aus dem Waschzettel handelt, wenn nicht ein Freund des Autors die Feder zu seinem Ruhme geführt hat. Der Presse und dem reellen Verlag kommt aber in erster Linie die Bekämpfung des Auswuchses zu. In den Redaktionen sollten vor allem die Rezensionsexemplare der von der Verleger-Organisation als Druckkostenverleger bezeichneten Firmen zurückgewiesen und nicht einmal unter den Eingängen aufgeführt werden. Die Dilettanten selber werden weder durch Aufklärung und Belehrung über die vergeblich gebrachten Opfer, noch durch das Schicksal, das ihre Bücher erleiden, von der Sucht geheilt werden, sich gedruckt zu sehen."



Wagner und Hebbel

Eine Äußerung, die Kaiser Wilhelm II. nach dem Bericht einer schwedischen Schriftstellerin jüngst getan haben soll, lenkt den Blick auf die Beziehungen Wagners zu Hebbel. Der Kaiser soll bedauert haben, daß „unser Wagner Hebbels ‚Nibelungen' nicht komponiert habe". Die Frage, warum Wagner das nicht in den Sinn kommen konnte, wird jeder auch nur oberflächliche Kenner seiner Kunstschriften gar nicht stellen. Aber selbst wenn sie gestellt wird, so kann nur auf eben diese Kunstschriften, besonders auf „Oper und Drama" verwiesen werden! Dem Kaiser sind wohl Wagners Schriften und Briefe, in denen diese Grundfrage unserer Kunst in tausend Variationen eingehend behandelt wird, nicht gegenwärtig gewesen; ebensowenig hat er wohl Kenntnis gehabt von dem naturgemäß ganz äußerlichen Verhältnis zweier in Kunstdingen so stahlharten Naturen, wie es Wagner und Hebbel waren.

Die Beurteilung von Wagners Erstlingswerken durch Hebbel ist eine ziemlich kühle. Er ist gänzlich befangen in den Anschauungen der Zeit, wenig weitblickend und darum verständnislos für Wagners epochale Bedeutung. Den „Tannhäuser" bezeichnet er in einem Briefe an seine Gattin als „nicht ohne Verdienst". Trotzdem ihn der „Holländer" und „Lohengrin" „ergriffen" und „leidenschaftlich erregt" haben, kann er sich als stark kritischer Kopf theoretische Ausstellungen nicht versagen. Noch stärker werden diese bei dem „Nibelungenring".

Es waltete hier von Anfang an ein Mißverständnis. Denn wenn man Hebbels Worte (von 1852) liest, daß ihm „die Möglichkeit einer Verschmelzung von Oper und

Drama in ganz speziellen Fällen vorschwebe", so wundert man sich, daß er Wagners Schrift „Oper und Drama" nicht „akzeptieren" kann. Ja, es scheint, daß er schon 1851 in einem Briefe an Robert Schumann gegen Wagner protestieren wollte; dort heißt es: „Ihre Werke sind mir schon seit Jahren eine Quelle hohen Genusses gewesen; denn sie erweitern den Kreis der Musik, ohne ihn zu zersprengen." Im Grunde hat er merkwürdigerweise dieselbe Anschauung, daß es einem Drama nützlich wäre, wenn es durchgehend mit Musik begleitet würde (wie er es bei seinem „Moloch" wollte). Aber den Kern der Wagnerschen Ausführungen in „Oper und Drama" hat er entschieden nicht verstanden. Das beweist wieder ein Brief an seine Frau, in dem es anläßlich einer projektierten Art von „Vertonung" des Moloch durch Franz Lachner in München heißt: „Es wäre doch ein großer Triumph, wenn ich dieses Stück unter Musikbegleitung der ‚Chöre' auf die Bühne brächte; es könnte sich von da an eine neue Periode datieren." (Merkwürdig korrespondierend mit vielen Stellen in Wagners Briefen in bezug auf dessen „Ring des Nibelungen".) Nun aber kommt das große Mißverständnis; denn Hebbel schreibt weiter: „Wenn ich dem Richard Wagner, der das ganze Drama in Musik auflösen möchte, auch entschieden entgegentreten muß, so war ich doch längst überzeugt, daß man die Musik in denjenigen Momenten, wo eine Massenbewegung dargestellt werden soll, mit Erfolg zu Hilfe rufen kann." — Die Ansicht, Wagner habe das ganze Drama in Musik auflösen wollen, ist gänzlich falsch. Hier liegt die auffallendste Verkennung der in Wagners Kunstschriften niedergelegten Grundsätze.

Vielleicht wäre Hebbel Wagner nähergekommen, wenn man sich persönlich besser gekannt hätte. Aber auch hier waltete ein eigner Unstern. Als Wagner im November 1860 infolge der bei den Tannhäuser-Proben erlittenen Aufregungen am Nervenfieber krank lag, sprach Hebbel mit Empfehlungen von Liszt und Peter Cornelius vor. Natürlich konnte er nicht vorgelassen werden, was Wagner gar nicht wußte. Hebbel empfand aber die Ablehnung sehr übel und übertrug seinen persönlichen Groll nun noch mehr auf das Sachliche. Wagner aber, durch Freunde veranlaßt, suchte Hebbel 1861 in Wien auf. Die Unterredung soll zwei Stunden gewährt haben; aber sie blieb die einzige. Was gesprochen wurde, ist nicht bekannt geworden. Nur eine Äußerung Wagners darüber steht fest, sie lautet: „Der verstorbene Hebbel bezeichnete mir einmal im Gespräch die eigentümliche Gemeinheit des Wiener Komikers Nestroy damit, daß eine Rose, wenn dieser daran gerochen haben würde, jedenfalls stinken müsse." Daraus wird der Ärger des Dichters über die Nestroysche Parodie seiner „Judith" ersichtlich. —

Ende 1862 dirigierte Wagner in seinen großen Wiener Konzerten zum ersten Male Stücke aus dem „Nibelungenring". Hier setzt Hebbel wieder mit heftiger Kritik der Musik ein; er schreibt (in der Hamburger Zeitschrift „Orion") vom Walkürenritt: „Ich wage nicht zu entscheiden, ob die Musik mehr die Seele ergreift oder das Rückenmark schüttelt." Und weiter: es sei verwunderlich, daß Wagner Meyerbeer seine Schlittschuhbahnen und Sonnenaufgänge vorwerfe, da er selbst mit noch ganz anderen theatralischen Effekten arbeite. Er nennt den Walkürenritt eine vortreffliche Ouvertüre zum Wiener Karneval (!) „Das pfeift, zischt, klingelt, rauscht, stürmt ... und man wundert sich nur noch, daß man beim letzten Taktstrich nicht samt dem Komponisten und dem ganzen Theater in die Luft fliegt." — Man kann es verstehen, daß Wagner dadurch gereizt wurde, doch sind persönliche Äußerungen nicht bekannt geworden. Allerdings hatte er sich nicht mit Hebbels „Nibelungen" befreunden können, wie aus den Briefen von Peter Cornelius aus jener Zeit hervorgeht. Und in seinem „Epilogischen Bericht zum Ring" (1876) bezichtigt er seine „Nebenbuhler im Nibelungenfach", sie hätten den immerhin bedeutenden Stoff durch ihre zuvorkommende eigene Behandlung vor der Schmach bewahren wollen, daß er dem deutschen Publikum von einem Musiker vorgeführt werde! — Hierzu sei bemerkt, daß der Ring als Dichtung bereits 1853 gedruckt

vorlag, allerdings nur in einer sehr kleinen Auflage für Freunde; aber es ist wohl anzunehmen, daß Hebbel die Ringdichtung aus einem solchen Exemplar kennen gelernt hat; seine „Nibelungen" erschienen erst 1862! Die bemerkenswerteste Äußerung kritisch-literarischen Charakters aber finden wir in Wagners Aufsatz „Über Schauspieler und Sänger" (1872). Dort lesen wir das auffallende Urteil: „Man nehme Hebbels ‚Nibelungen' zur Hand. Dieses mehrteilige Stück macht uns sofort den Eindruck einer Parodie des Nibelungenliedes, ungefähr in der Weise der Blumauerschen Travestie der Äneïde. Der gebildete moderne Literat scheint hier offenbar die ihm so scheinende Groteske des mittelalterlichen Gedichts durch lächerliche Übertreibungen zu verhöhnen: seine Helden gehen hinter die Kulissen, verrichten dort eine monströse Heldentat und kommen dann auf die Bühne zurück, um in geringschätzigem Ton, wie etwa Herr von Münchhausen über seine Abenteuer, darüber zu berichten." Man mag über dies auffallende Urteil denken, wie man will; aber man wird begreifen, daß nach alledem Wagner nichts ferner lag, als Hebbels Nibelungen „zu komponieren".

Erich Kloss



Neue Bücher

Wir bekommen jetzt immer mehr Schriftsteller und besonders Schriftstellerinnen, die elegant schreiben. Die Probleme der Zeit, die Entwicklungsfragen und starken Wertverschiebungen haben sich allmählich beruhigt, die brodelnde Unruhe hat sich gesetzt. Was vor einigen Jahren noch Problemstellungen in der Literatur forderte, ist jetzt Allgemeingut geworden und wird in die Unterhaltungslektüre mit hineingearbeitet. Es ist dabei nur gut, daß das unerschöpfliche Leben schon immer wieder neue Probleme im Hinterhalt hat, die, wenn auch noch nicht reif für die literarische Verarbeitung, doch die Kräfte im Fließen erhalten, die bei der eleganten Literatur gar sänftiglich einschlafen würden.

Wir wollen aber auch das Elegante nicht missen, das Leichte, Spielende, Graziöse. Nicht umsonst entzücken uns die Franzosen mit ihrer Grazie, und oft mehr als nötig ist, eben weil das deutsche Blut doch noch immer schwerflüssiger rollt als das gallische. Wir wollen Lektüre haben, die wir ohne eigne Mitarbeit, in gedankenlosem, wohligem Genießen, nach Tisch, oder nach einem anstrengenden Tage in die Sofaecke gedrückt, einschlürfen können. Und wir sind den Schriftstellerinnen dankbar, die uns diesen Genuß vermitteln.

Es soll dies keinen Vorwurf maskieren. Wir müssen nur wissen, was wir begehren und worauf wir gerade abgestimmt sind. Es wäre geradezu ein Verlust unserer Literatur, wenn Namen wie Rudolf Herzog, Ida Boy-Ed und Olga Wohlbrück drin fehlten. Es ist, als wollte man aus dem Blumengarten Schmetterlinge und blitzende Käfer verscheuchen. Man „hat" ja nichts von denen, man nimmt ihr gaukelndes Bild nur flüchtig auf und vergißt es in seinen Einzelzügen, aber es gehört doch in die Sommerluft hinein, es bleibt als kleiner, lichter Punkt in der Erinnerung haften.

Es ist auch gewiß überflüssig, Bücher zu lesen, von denen man nichts „hat", aber: les choses superflus sont des choses très nécessaires — die überflüssigen Dinge sind sehr notwendige Dinge! Wieviel Erfrischung, Aufheiterung und Verbesserung von oft verärgerter Stimmung, ja wieviel unbewußte Anregung und Bereicherung entnimmt man der wirklich eleganten und graziösen Unterhaltungslektüre! Hier zwar gilt nun unerbittlicher als in geistig gehaltvolleren Schriften die Forderung der Zulänglichkeit des Talents. Wo es hier auch nur vorübergehend versagt, setzt sofort die vollkommene Öde ein.

Olga Wohlbrück in ihrem umfangreichen Roman: Das goldne Bett (Concordia, Berlin) erfüllt diese Forderung tadellos. Das Buch ist geradezu schneidig geschrie-

ben. So flott, daß man die tieferen Mängel erst fühlt, wenn es zu Ende geht. Die überlegene Grazie, die mit Menschen und Situationen spielt, täuscht beinahe Charaktere vor, wo nur Figuren sind, die in jeden neuen Roman wieder hineinpassen.

Was Olga Wohlbrück an Schneid voraus hat, ersetzt Ida Boy-Ed durch Gemüt. Es klingt in ihren Büchern immer ein Herzton mit, der ihr auch durch alle die Jahre hindurch die Beliebtheit erhalten hat, und ohne den sie wahrscheinlich schon längst ermüden würde. In dem neuesten ihrer Werke: Ein königlicher Kaufmann (Cottascher Verlag, Stuttgart) macht sich freilich ein leises Nachlassen bemerklich. Die Gestalten sind blasser als die früheren, auch zeigen sich Breiten in der Schilderung. Ein böses Roman-Requisit ältesten Genres ist das Platinkettchen, das bei einem verbotenen Abenteuer so absichtlich verloren geht, daß der kundige Leser unwillkürlich: Aha! sagt, und das dann auch seine Mission pünktlich erfüllt. Das sind Aussetzungen, die sich aufdrängen, grade weil wir Ida Boy-Ed achten und ihrem Schaffen ernster gegenüberstehen, als dem glätteren und glänzenderen mancher jungen Schriftstellerin, die sie jetzt scheinbar überholt.

Seltsam ungeschickt in der Darstellung, zerfahren in der Komposition erscheint nach diesen abgefeilten Büchern Selig aus Gnade von El-Corrëi (Concordia, Berlin). Aber das Buch bedeutet eine Überraschung. Schon der Titel ist merkwürdig gewählt. Niemand wird dahinter den harten, unerbittlichen Realismus, die beinahe gleichgültige Darstellung von Menschenschwäche und Menschenschuld vermuten, die den Inhalt ausmacht. Auch der jäh in all den Mißklang menschlicher Beziehungen hineinblitzende „gute Schluß", an den man nun nicht recht glauben will, erklärt den Titel nicht. Es ist eine ungestüme, trotzige Ehrlichkeit in dem Buch, die es wertvoll macht, und wenn man sich in den oft nachlässigen, oft leidenschaftlichen Stil hineingelesen hat, beginnt er seltsam zu tönen und zu hallen. Man fühlt: es steht ein eigenwilliger, starker, künstlerischer Charakter hinter diesem Buch, das so seltsam gemischt ist aus nüchterner Alltagsstimmung und dem zartesten Märchengeflimmer. Der berauschende Zauber Venedigs umspinnt uns das Herz, und dann wieder schlucken wir den Staub von der Landstraße des Lebens. „Die Akten über diesen Fall liegen bei den anderen, um mit den anderen einzustauben. Und Staub gab's." Das klingt schon wie das Schlußwort und könnte es sein. Müde — hart. Aber hier lieben wir schon den ungelenken Stil, die eigenwillige Darstellungsweise. Und wir erkennen in El-Corrëi eine Künstlerin.

Zwei umfangreiche Memoirenwerke sind in der letzten Zeit noch herausgekommen, auf die auch an dieser Stelle hingewiesen werden mag. Die bekannten Memoiren der Markgräfin von Bayreuth (im Verlage Barsdorf, Berlin), die, in ihrer kapriziösen und allerliebsten Unzuverlässigkeit, sich vor ganz unverfrorenen Übertreibungen und den allersubjektivsten Darstellungen nicht scheuen, aber doch für immer eines der interessantesten Zeitdokumente bleiben — und dann von einer Lebenden die Memoiren einer Sozialistin von Lily Braun (Verlag Albert Langen, München), die den an Ereignissen, Aufregungen und Kämpfen reichen Weg der aristokratischen Generalstochter bis in die Tiefen der Sozialdemokratie zeigen. Was man auch gegen die Verfasserin einwenden mag, — und der Vorwurf der Indiskretion, ja auch der persönlichen Eitelkeit liegt oft nicht allzu weit — so muß man die rücksichtslose Ehrlichkeit und den hohen Mut, der bei starker Leidensfähigkeit einen schweren und allen Pfeilen ausgesetzten Weg ging, von Herzen anerkennen. Mag man über die Dinge des Lebens noch so anderer Meinung sein wie die Verfasserin, so heißt es hier doch Respekt zu haben und zu schweigen vor einem Leben, das so durch seine Kämpfe und seine Leiden für sich zu zeugen weiß. Hier gilt für ihre Angreifer vor allem das Wort: Macht ihr's mal erst nach und dann redet! — Die Schilderungskunst von Lily Braun ist an manchen Stellen voll zartesten Reizes. M. D.





Kunsterziehung und Museen

Von Berthold Haendcke-Königsberg

Die künstlerische Bildung der heranwachsenden Jugend unserer besser gestellten Stände, die der Kunstfreunde in höheren Lebensaltern steht vorweg unter dem Einfluß der Museen. Unsere Sammlungen an Bildern, Griffelwerken, Bildhauereien, kunstgewerblichen Arbeiten sind allerorten streng kunsthistorisch geordnet, d. h. nach Schulen, und innerhalb dieser nach Meistern. Man strebt nach kunstwissenschaftlicher Entwicklungsgeschichte, und der maßgebende Charakter der Museen ist der eines „wissenschaftlichen Institutes". Daß diese Auffassung im innersten Kern ihres Wesens nicht richtig ist, hat man allerdings begonnen einzusehen. Wenn ich nicht irre, hat W. Bode dies zuerst für die aus internationalem Material zusammengestellten Bilder und Skulpturensammlungen erkannt, Brinkmann für das Kunstgewerbe, nach ihm auf diesem Gebiet besonders Volbehr in Magdeburg. Man sucht jetzt die hohe Kunst mit der angewandten in eine gewisse Verbindung zu setzen, weil man einsieht, daß jene aus dem ständig in Fluß befindlichen Leben, dem das Kunstgewerbe den künstlerischen Ausdruck für den Alltag verleiht, hervorgeht und mit ihm in engster Fühlung zu stehen hat. Mit andern Worten, man strebt danach, die hohe Kunst sich aus der künstlerischen Kulturgeschichte entwickeln zu lassen. Durch Leben zur Kunst. Der Grundsatz ist ohne Widerrede richtig, nur muß man ihn noch weit konsequenter verfolgen, und als zweiten Grundsatz aufstellen, die Kunst für das Leben!

In kunstgewerblichen Museen ist man in jüngster Zeit bereits auch auf dies Prinzip eingegangen. Es ist hier auch viel leichter und gewissermaßen durch die unserer lebenden Kunst die Daseinsberechtigung verleihende Forderung gegeben, daß die Kunst überall im Alltage eine beherrschende, veredelnde Stellung einnehmen, ihn durchdringen soll. Mit den vaterländischen Überlieferungen werden in kunstgewerblichen Sammlungen [werden in dem neu zu gründenden Museum für deutsche Kunst in Berlin] die Erzeugnisse der angewandten Kunst in Gegensatz wie Verbindung gebracht und die aus der Ferne hinzugeströmten künstlerischen

Elemente unmittelbar an die Seite der von diesen beeinflußten Arbeiten gestellt. Auf diese Weise wird eine allgemein bildende künstlerische Erziehung angebahnt, während die fein säuberliche Trennung der Kunstwerke nach Ländern und Personen allüberall den Faden abreißt, höchstens dem Forscher im „wissenschaftlichen Institut" einen Vorteil bietet. Aber ist dieser Gewinn, der für einige wenige in Frage kommt, wirklich so groß, daß dafür die Interessen vieler Tausende zurückgesetzt werden müssen? Denn die bisherige Anordnung der Museen bietet für die künstlerische Erziehung der Allgemeinheit so gut wie gar nichts. Einzig der bereits künstlerisch Gebildete verläßt die Museumssäle mit einem positiven geistigen Plus, alle anderen nur mit einer mehr oder weniger fördernden angenehmen Empfindung, einer gewissen Anregung des künstlerischen Gefühles, einer gewissen Bildung des künstlerischen Blickes für die im engeren Sinne künstlerischen Werte eines Kunstwerkes. Besten Falles kommt dies heraus. Für viele wirkt aber diese Masse von Eindrücken recht verschiedener Art lediglich verwirrend, ja abstoßend, langweilend, so daß der Besuch der Museen zum mindesten ein zweckloser war. Es ist ohne Zweifel richtig, daß die weitaus größte Menge der Museumsbesucher aus Neugier, der Mode halber, aus einer Art von Interesse an der Kunst in die Räume geht, und sie ermüdet, gelangweilt, mit einem unterdrückten Seufzer der Erleichterung verläßt. Zu einem Teile liegt dies an einem groben Fehler, den das Publikum begeht und den die vollkommenste Anordnung der Sammlungen nicht beseitigen wird, daß nahezu regelmäßig zu viel besehen, zu lange in den Sälen herumgegangen wird. Die Aufnahmefähigkeit gerade an künstlerischen Werken ist aber nur eine recht bedingte, insbesondere für alle diejenigen, die mit dem Material wenig vertraut, alle Sinne anstrengen müssen, um das Dargebotene auch nur einigermaßen erfassen, würdigen zu können. Aber gerade hier muß der Hebel eingesetzt werden. Das Einleben in die ausgestellten künstlerischen Arbeiten muß erleichtert werden durch Assoziationen, die sich bei jedermann leicht auslösen lassen, welche die Tätigkeit der Beschauenden zu einer gewohnheitsmäßigeren, zu einer immer wieder neu angeregten machen. Es ist nun eine uralte Erfahrung, daß die Abwechselung frisch erhält, aber auch nur diejenige, die ohne besondere Anstrengung von einer Arbeitsleistung in die andere überführt. Es ist eine ebenso bekannte Feststellung, daß die ganz überwiegende Masse des Publikums vornehmlich eine den Tatsachen zugewandte Anteilnahme besitzt, d. h. daß die gebotene künstlerische Form bei weitem weniger bewertet wird als die Art und Weise, wie ein Motiv behandelt ist, das „Was" wird über das „Wie" gestellt. Es heißt einfach, sich bewußt betrügen, wenn man behauptet, das Publikum könne und müsse für das l'art pour l'art erzogen werden. Ebenso unberechtigt ist es auch, zu behaupten, nur die Kunstperioden seien in sich berechtigt, die diese engere künstlerische Bildung besitzen. Das ganze Mittelalter, das an echten künstlerischen Leistungen so überwältigend reich auf allen Gebieten ist, hat für den Tatsachensinn gebaut, gemeißelt, gemalt und geschnitzt. Hier herrscht entweder ein völlig unverhüllt ausgesprochener Sinn für den Doktrinarismus im Sinne der Belehrung oder für den realen praktischen Gebrauch — an l'art pour l'art

dachte niemand, selbst nicht der Künstler. Und trotzdem diese, doch auch damals von dem „Publikum" getragene, hohe Entwickelung aller Künste, so hoch, daß wir heute die kühnsten Sprünge machen, um nur auf diese Stufe heraufzukommen! —

Erst die Renaissance brachte den künstlerischen Feinschmecker, der aber oft, wenn wir kühlen Auges diese Mäcene betrachten, entweder aus Herrschergelüsten die Künstler unterstützte oder wie etwa der Herzog von Mantua, der König von Spanien zur Zeit Tizians noch ganz anderen als „l'art pour l'art-Interessen" bei den Gemäldebestellungen folgte. Die Zeiten des Barock und des Rokoko bieten ebenfalls gar kein anderes Bild — im Gegenteil. Warum also an unsere doch wahrlich mit den realen Erscheinungen des Lebens vom Pol bis zum Äquator, auf der Erde wie in der Luft kämpfenden Mitlebenden Ansprüche stellen, die nur eine verschwindend kleine Anzahl zu befriedigen sich in der Lage sieht. Wollen die Sammlungen von Kunstwerken wirklich ihre Aufgabe erfüllen, so müssen sie sich in das weite, allen Gebildeten einigermaßen bekannte Gebiet der „allgemeinen Bildung" einschieben; sie müssen den „Inhalt" benutzen, um die künstlerische Form sehen zu lehren, das „Was" heranziehen, um für das „Wie" erziehen zu können. Wenn einem Besucher in einer den Besitztümern der einzelnen Sammlungen angemessenen Weise etwa die Madonnenmalerei oder die Landschaftsmalerei derartig entwickelt wird, daß über alle Länder hinweg das Motiv historisch in parallelen und in sich kreuzenden Linien ohne Rücksicht auf die einzelnen Künstlerfiguren vorgeführt wird, so treten so viele Assoziationsvorstellungen in Tätigkeit, daß der Beschauer zunächst mit Eifer den Gegenstand als solchen verfolgen wird, um bei — in behaglicher Weise — zunehmender künstlerischer Bildung auch die Art und Weise zu würdigen, w i e die Künstler in den verschiedenen Ländern und zu den verschiedenen Zeiten technisch in näherem und weiterem Hinblick ihre Aufgaben gelöst haben. Dann werden die Sammlungen von Kunstwerken zu volkserziehenden Einrichtungen; allerdings dürften sie an dem Charakter eines „wissenschaftlichen Instituts" eine Einbuße erleiden. Aber ist es berechtigt, für eine Handvoll kunstwissenschaftlicher Forscher, für eine gewisse Anzahl von Gewerbetreibenden so viele Millionen auszugeben? Und werden jene wirklich so stark verlieren? Welches Museum ist denn auch nur annähernd in der Lage, irgend einen hervorragenden Künstler in der Weise zu präsentieren, daß der Gelehrte ihn sozusagen an Ort und Stelle zu erfassen imstande ist, wird nicht gerade der Kunsthistoriker gezwungen, Kunstwerke zu vergleichen, die Hunderte von Kilometern voneinander entfernt sind, warum soll er dann nicht sein Material in einigen benachbarten Sälen zusammensuchen?

Ich weiß sehr wohl, daß meinem Vorschlage mannigfache Schwierigkeiten, auch technischer Art, gegenüberstehen, aber sie sind meines Erachtens nicht unüberwindbar; überdies wird Materialreichtum und Zwang der Verhältnisse noch genügend von der bisherigen historischen Anordnung übriglassen. Ich bin auch sehr fest davon überzeugt, daß alle unsere Museen, etwa von dem an kostbaren Kunstwerken schier überreichen Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin an bis zu den kleinen städtischen und den Vereinssammlungen, „Räume" sind, die $^7/_8$ der Besucher höflich-interessiert mit dem Hut in der Hand betreten und mit einem

Gefühl der Befriedigung, auch diese Sehenswürdigkeit erledigt zu haben, wieder verlassen. Für die Erziehung des Volkes zur Kunst sind die hier in Kunstwerken aufgespeicherten Millionen nahezu zinslos angelegt. —



Modern

Modern — ein Schlagwort, beinahe möchte ich sagen das Schlagwort unserer Zeit. Wo ich geh' und stehe, wo sie reden und urteilen, wo sie genießen und sich zu freuen versuchen — modern und altmodisch sind das Entweder-Oder ihres Wohlgefallens. Nur das Neueste, Allerneueste ist „stilvoll" oder „totschick", das von heute vormittag oder gestern ist vorbei. Aber vielleicht kommt es wieder, denn in rasender Eile wechseln die Bilder; durch alle Zeiten, alle Länder, alle Volksarten rennt die Mode und hilft die äußerliche Hast unsrer Tage vermehren.

Ach ja, es gab manches Üble im deutschen Hausrat, an unseren Wänden, auf unseren Gassen, und die Trompetenstöße der Kritik haben viel behagliche Gewohnheitsschläfer geweckt.

Aber wie ist es denn nun? Haben wir in diesen letzten Jahrzehnten der Erweckung eine wirkliche Kultur errungen, oder ist es nicht doch nur Oberfläche geblieben?

Ändern die, denen der Trompetenstoß nötig war, ihre Umgebung, weil sie die Schönheit erkennen lernten? Oder weil eben jetzt mal die Schönheit „modern" ist?

Haustöchterchen durchsucht die Bodenkammer nach wurmstichigem Altertum und findet ein Frauenbild. Ein gräßliches Ding, dessen Urbild niemand zu nennen vermag, — aber alte Familienbilder sind jetzt „so modern" und das Scheusal kommt an die Stubenwand.

Eine ehemals geliebte Statuette wird auf den Vorsaal verbannt. Nicht weil man die Freude am Gips verloren, oder die süßliche Darstellung erkannt hat, o nein: die mußte man früher im Zimmer haben, aber jetzt muß man sie hinauswerfen. Die Mode will's.

„Das trägt man nicht mehr," heißt es von leiblichen und geistigen Dingen, und ein Urteil ist gefällt, gegen das es keine Berufung gibt, weil Gründe nur gegen Gründe kämpfen können.

Ach, und das wechselt so schnell, so schmerzlich schnell. Ohne Ursache, ohne Übergang, ohne Überlegung. Waren wir Ritter, als die für Hallen erdachten Riesenanrichten mit Wulst und Drehsäule in kleine Mietwohnungen gezwängt wurden? Sind wir beschauliche Biedermeier geworden, seit wir unsre Zimmer mit bebänderten Kränzlein schmücken?

Und weil die Form nicht aus unserer Seele herauswächst, soll das alles gleich fertig sein. Die Freude am Nach-und-nach ist aus unserem Leben verschwunden. Geradezu ein Wunder ist's, daß noch Eichen gepflanzt werden und nicht nur Sommerblumen, von heute auf morgen.

Und dabei ist das, wonach wir Menschen uns bewußt wie unbewußt in dieser Autozeit sehnen, Ruhe und Stetigkeit. Aber draußen können wir sie nicht haben und drinnen zerstören wir sie uns selber.

Weshalb?

Weil wir schon zu unruhig geworden sind, um Ruhe überhaupt noch ertragen zu können?

Oder von was sind wir besessen?

Vielleicht sind wir überhaupt nur Sklaven der Industrie? Der Handel will zu tun haben, Fabriken und Gewerbe wollen Arbeit, ihnen liegt nichts daran, daß der Käufer habe und sich seiner Habe freue, er soll immer wieder verlangen. Also schiebt man ihm lockende Muster vors Auge.



Wenn diese Lockung aber nicht mit einem innern Gelüste des Käufers zusammenträfe, wie könnte sie wirken: Wir reisen, wir sehen, ach und wir lesen so viel, wie es sein sollte. Und der eine zieht gegen unsre Geschmacklosigkeit auf Fehde, und der andere gegen unsere Rückständigkeit, und der dritte gegen das schwerfällige Wesen.

Und wir glauben so leicht, und bewundern so schnell, und wollen so gern auch mit ganz, ganz vorn marschieren in der Kolonne der fortgeschrittnen Geister. Also Wechsel, wohin man schaut: Veränderte Zimmereinrichtung, Anbau. Durchbrochene Wände, zugemauerte Wände. Verlegte Türen, umgeformte Türen. Natürlich „Verbesserungen". — Heute Elektrisches, morgen Gasglühlicht. Gestern Zentralheizung, übermorgen Kachelkamin. Gestern Stuckornament, Täfelung, tollgewordene Linien, heute Rupfen, morgen wer weiß was.

Und das tiefe Behagen, das wir einst empfanden, wenn wir heimkamen nach heißer Zeit, nach dem Zuviel oder Zuwenig der Fremde, und alles beim alten fanden und am alten Ort, und ebenso Herz und Sinn nicht verändert, nur stetig entwickelt, so daß wir die gelösten Fäden traulich wieder anlegen konnten am traulichen Rocken beständiger Freundschaft — das gibt es nicht mehr.

Ehemals sah man Bilder an der Wand, die dort hingen, seit das tastende Auge des Kindes daran herumgerätselt hatte, und solche Bilder wurden geliebt, solche Bilder hatten Einfluß auf den Charakter, sie „bildeten" den Geschmack, sie wurden ein Besitztum der Seele.

Jetzt ist der Wechselrahmen modern, denn man muß „alles" kennen, alles haben, alles betasten. Das Auge bekommt vielerlei Bilder zu sehen, aber sie gleiten an der Seele vorüber, wie die Landschaft am Schnellzugfenster, wo denn vor lauter Vielerlei nichts haften bleibt.

Es hat Augenblicke gegeben, wo ich mich der Macht des Schlagworts „modern" freute. Das war, als gute Bekannte bitterböse, flache, verblaßte Öldrucke verschämt in die Rumpelkammer versteckten, aber dem Wechselrahmen hätten sie nicht Platz machen dürfen.

Es hat Augenblicke gegeben, wo mich die wilde Jagd hinter der Mode drein zum Lachen gebracht hat, zu lustigem und zu bittrem Lachen. Lustig, wenn ich mich mit meinem Hausrat schon wieder einmal aus oder in die Mode gekommen fand; bitter, wenn die Frau, die so gern eine Augenweide sein möchte, um der Mode willen trug, was ihr nicht stand; trug, was ihr ungesund war; trug, was sie im Grund ihrer Seele häßlich fand — eine Märtyrerin der leidigsten Tyrannis.

Von einer Frau verlangen, daß sie „unmodern" sei, würde gegen einen feinen Zug der Frauenseele ankämpfen: gegen die Scheu vor dem Auffallen.

Aber diese Scheu müßte sie auch hindern, sich zum Vorläufer und Versuchskleiderständer der allerneuesten Schneiderlaune herzugeben.

Und vor allem sollte sie sich auch das andre erhalten, was ihr als Gegengewicht zu der Scheu vor dem Auffallen gegeben ist: die Treue am Hergebrachten, am Gebrauch, am Ererbten.

Unsere Zeit rennt: Vorwärts! ist die Losung. Schnelligkeit scheint ihr das einzige Mittel dazu. Als ob nicht allzuwild am sichersten aus dem Gleis und über den Haufen würfe, einerlei, ob vom Auto, von Problemen, oder vom gesellschaftlichen Wesen die Rede ist.

Die Frau kann — und wer kann, soll auch — das Übermaß hemmen. Wer hätte je von maßloser Schönheit gehört? — Und welche Frau möchte nicht Hüterin der Schönheit sein?

Unsre Umgebung ist das Spiegelbild unsres Wesens, gerade die kleinen Dinge sind's, weil wir die in der Gewalt haben, und ein Haushalt ist schön, wenn er die Persönlichkeit des Bewohners abspiegelt, nicht wenn er der neusten „Dekorateur"erfindung nachrennt.

Und weshalb rennen dennoch so viele? Weil es das Denken erspart, weil es uns die Verantwortlichkeit für unsern Geschmack abnimmt, weil man sich unter dem Schutz der Mode nicht erst überlegen muß, ob etwas schön sei, oder gut, oder bequem, oder zweckmäßig, sondern nur einfach nachzuspringen braucht, wohin die anderen gesprungen sind.

Denn es ist heikel, sich die Frage vorzulegen: würde dir dies gefallen, auch wenn es

nicht „modern“ wäre? — Die Antwort verrät so leicht, wie wenig Geschmack und Kultur einer hat. Der Moderne aber ist nach allen Seiten gedeckt.

„Man hat es jetzt so.“

Selbst dem Kritiker, der mit ästhetischen Geschützen auffährt, antwortet man geruhig: „Auch ich finde das nicht schön, aber es ist modern, also bin ich gezwungen —“

Daß sich unsre Bequemlichkeit so gern zwingen läßt, selbst wo es eigentlich unbequem ist!

Und welche Verantwortung legt dieses leichtherzige Sich-zwingen-lassen der Menge den Führenden aufs Herz!

Daß uns bald jemand zu Beständigkeit und Ruhe zwingen möchte, auf daß es wieder ein Heimkommen gäbe und einen behüteten Boden, auf dem starke, ihrer selbst sichre Menschenkinder aufwachsen können!

Luise Glaß



Alpenbilder

(Zu unsern Kunstbeilagen)

Kunst ist Liebe. In Liebe ringt der Künstler um sein Werk. Nicht willig beugt sich seinem Schöpferwillen das Chaos der Stoffe, Empfindungen, Gefühle und Gesichte, aus denen heraus der Mikrokosmos eines Kunstwerkes gestaltet und in den Makrokosmos der Gesamtwelt als lebensfähiges Wesen hineingestellt werden soll. Wohl hat der schaffende Gott dem Menschen mit seinem Odem auch einen Hauch des Urgöttlichen, das ist die Fähigkeit zu schöpfen, eingeflößt. Aber wenn einer, trägt der Künstler an jenem Fluche, der die Menschheit aus dem Paradiese vertrieb. Wenn der Gott sagte: „Es werde Licht!“, so ward Licht in der Finsternis. Der Mensch aber trägt im tiefsten Innern versenkt eine Ahnung von diesem Lichte. Daraus erwächst ihm die Sehnsucht danach, aus der Sehnsucht wird die Kraft, hindurchzudringen durch alle Finsternis bis zur Quelle des Lichts. Dieses Licht ist beim Künstler der schöpferische Urgedanke, der ihm in Hirn und Herzen ersteht, unerklärlich wie. Und nun muß er mit dem Körperlichen ringen und kämpfen, einmal um das Geistige aus dem Bann der Materie zu befreien, und dann noch mehr, um diese Materie so zu bändigen, daß sie ein Ausdruck jenes Geistigen wird. Erst dann ist das Kunstwerk vorhanden, erst dann ist es für die materiell gebundene Welt wahrnehmbar.

Man sollte meinen, der bildende Künstler habe es verhältnismäßig leicht. Es ist ihm der Sinn des Auges gegeben, mit dem er die unendliche Fülle der Gestaltungen der Welt um ihn herum in sich aufnehmen kann, jene unendliche Zahl von Formen, in die die höchste unbegrenzte Schöpferkraft die Gesichte ihrer Phantasie gestaltete, die Regung ihres Willens bannte, die Spiele ihrer Laune kleidete. Der Reichtum dieser Formgestaltung in der geschaffenen Welt ist ein so unendlicher, daß wir uns den bildenden Künstler eigentlich nur als Nachahmer vorstellen können. Und einer der stärksten unter ihnen allen, einer, in dem gerade die schöpferische Kraft im stärksten Maße vorhanden war, unser Albrecht Dürer, hat es auch ruhig ausgesprochen: „Alle Kunst steckt in der Natur; wer sie daraus mag reißen, der hat sie.“ Aber auch dieses Bekenntnis spricht von einem Kampf. Und zwar ist es ein doppelter Kampf. Vom ersten redet Dürers Wort kaum; er liegt v o r der Erkenntnis der Tatsache, daß alle Kunst in der Natur steckt. Und es liegt darin das Ringen um die Erkenntnis der Form, die Ausdruck werden kann des in uns liegenden Inhalts, der sich mitteilen will. Aber selbst wenn man diese Form erkannt hat, bleibt noch ein Kampf. Der Künstler muß diese Form aus der Natur herausreißen; er muß sie loslösen aus der Verbindung, in der sie steht; sie befreien vom Zwange der Natur und dadurch sie freimachen für sich selber, auf daß er in ihr und mit ihr nach seinem Belieben neu gestalte.

Nebelmeer  Edmund Steppes

Es kann kein rührenderes, erschütternderes, aber auch erhebenderes Beispiel für diesen Kampf des Künstlers mit der Natur um die in ihr steckende Kunst geben, als die Entwicklung der Landschaftsmalerei. Wie mühsam, Blick um Blick möchte man sagen, hat der Mensch sehen gelernt. Wie eng ist zunächst der Kreis, wie langsam nur — man denke etwa an die Entwicklung der Baumdarstellung in der bildenden Kunst — wird das noch so Naheliegende in all seiner Eigenart wirklich scharf erfaßt. Dieser Kampf um das Sehen ist zweifellos das Schwerere; das einmal wirklich Gesehene nachher wiederzugeben, lernt der Mensch verhältnismäßig bald. Hier vermögen auch die kleineren Künstlernaturen mitzuhelfen, während die Eroberung des Darstellungsreiches nur von den Größten vollzogen wird.

Es sind auch innere geistige und seelische Widerstände zu überwinden bei dieser Eroberung der Natur für das Auge. Selbst der Künstler, der in viel höherem Maße Kind bleibt, als die anderen Menschen, und darum der Welt in naivem Glauben an das Gute gegenübertritt, vermag sich nicht ganz frei von der Verbindung schön und nützlich zu machen. Gerade dem einfachen Menschen gefällt zunächst am meisten und besten, was ihm nützlich ist. Dieses Nützliche findet er auch schön, und es bedarf riesiger Kulturentwicklungen, bis die Schönheit des Unnützlichen der Menschheit aufgeht. Die Entwicklung kann dann freilich bis zu jener verstiegenen Romantik gehen, die schön und nützlich für Gegensätze hält in dem Sinne, daß was schön sei, eigentlich nicht mehr nützlich sein dürfe.

In der Landschaft hatten die Künstler früh die Schönheit des Gärtchens beim Hause, die Schönheit des durch ein Tal sich hinschlängelnden Flüßleins erkannt. Der Obstbaum erschien als schön und auch die Blume, die zwar keine Frucht trägt, aber sich in die nächste Nähe des Menschen heranstiehlt und mit ihrer Schönheit ins Herz hineinwächst. Dann erschließt sich die weitere Landschaft aus dem Gefühl ihres reichen Inhalts. Der Mensch weiß aus seiner Tätigkeit heraus, was alles diese so naheliegende Landschaft birgt; wie da in Wald und Feld in der verschiedensten Art Früchte der mannigfachsten Formen enthalten sind; wie Wege und Straßen durchgelegt wurden; wie Häuser, ja Orte und Städte in diesem Raum unterkommen. Und so suchte er die Fülle dieses Inhalts, die ihm doch auch als der höchste Nutzen erscheinen muß, bereits als Schönheit einzufangen, lange bevor ihm die künstlerischen Gesetze der Perspektive klar wurden, durch die auch die Vorstellung eines weiten Raumes im Beschauer erweckt wird. Die Alten lassen kein Winkelchen in ihrem Bilde frei, ohne darin einen Baum oder sonstiges Gewächs, ein Haus oder Tiere und Menschen hineinzustellen und so Kunde zu geben von der Fülle der Natur, von ihrer Fähigkeit zu nähren, zu erhalten, zu bergen. Langsam nur dringen in diese Darstellung der für den Menschen wertvollen und nützlichen Natur ihre romantischen Elemente ein. Wie lange dauerte es z. B., bis wirklich natürliche Felsen in der Landschaftsmalerei erscheinen.

Nimmt man zu diesen mehr inneren Gründen hinzu, daß die ältere bildende Kunst so unendlich viel zu tun hatte, um nur erst das praktische Lebensgebiet des Menschen einigermaßen zu durchdringen, daß nur diese Beschäftigung mit dem Menschen dem Künstler die Mittel in die Hand gab, alle die Vorgänge darzustellen, nach deren Bilde die religiöse Sehnsucht des Menschen verlangte; und rechnet man dazu dann noch die Tatsache der Schwierigkeit aller weiteren Reisewege, so wird man es ohne weiteres verstehen, daß erst sehr spät jene Teile der Natur in den Bereich der künstlerischen Darstellung treten, die sich nicht zur Behausung des Menschen eignen. Das Hochgebirge, die Alpen, erscheinen noch bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts den meisten Menschen als etwas Erschreckendes, Unheimliches; man fürchtete sich davor, und es wirkte als eine Offenbarung und ein unerhörtes neues Empfinden, wie ein Albrecht von Haller die Alpen besang und ihre Schönheit feierte. Dabei waren es doch auch bei ihm noch mehr die kleinen Einzelheiten dieser Alpenwelt, ihre Blumen z. B., und daneben die moralischen und ethischen Vorzüge des einfachen Lebens ihrer Bewohner, die er besang.

Allerdings, die Malerei hat früher als die Dichtung die Schönheit der Alpenwelt erkannt, wenn auch bereits ein Dante aus ihr Schreckensmotive für seine Höllenschilderung gewonnen hatte und ein Petrarca manche ihrer Stimmungswerte lyrisch auszunutzen wußte. Aber dem bildenden Künstler wurde am leichtesten und unbeschwerlichsten gerade die Darstellung eines der wundersamsten Zauber der Schönheit der Alpenwelt, der in stets ungeminderter Weise durch alle seitherigen Zeiten die Menschheit im Tiefsten ergriffen hat: der Anblick des Hochgebirges aus der Ferne. Ganz weit, dort, wohin nur noch die Sehnsucht uns trägt, wo eigentlich der Himmel sein Gewölbe schließen müßte, — dort ragt eine Welt in die Höhe. Festes Erdland wirkt dort kühn und leicht wie Wolkengebilde, oft verschwindet es, manchmal erscheint es in düstersten Farben, dann wieder glänzt es wie Gold und Purpur von seinen Höhen herüber. Nur fühllose Herzen können sich der Einwirkung dieser fernen Gebirgswelt entziehen. Mag man noch so lange in banger Scheu hinübergeblickt haben, eingedenk der Erzählungen von der Unzugänglichkeit jener Höhen, von den Schrecken der Unwetter, der Gefährlichkeit der dort hausenden Tierwelt — Sehnsucht nach dieser Welt oder doch wenigstens das bange Erschauern vor dem Wunderbaren mußte in jedem Gemüt erwachen.

Die älteste Hochgebirgsmalerei kündet von diesem sehnenden Sehen aus der Ferne. Auf den Hintergründen der Bilder Lionardos da Vinci und derer um ihn gewahren wir die phantastischen Formen des Hochgebirges, wie es an klaren Tagen in die norditalienische Tiefebene heruntergrüßt. Ein kühner Sinn wohnt darin, und der fliegende Geist Lionardos schuf sich dort droben die Verwirklichung seiner verwegensten Pläne. Noch gewaltiger waren die Eindrücke, die die Männer aus dem nordischen Tiefland überkamen, wenn sie gen Süden zogen und ihnen nun diese ungeahnte Hochgebirgswelt mit jedem Wanderschritt riesiger und überwältigender entgegentrat. Pieter Breughel gibt davon in Gemälden und Radierungen die beredteste Kunde. Die Hochgebirgsmalerei schwindet dann nie mehr ganz aus der Landschaftsdarstellung. Aber die längste Zeit bleibt sie so das Wunderreich für den Fremdling. Langsam nur erschließt sie ihre intimsten Reize: die Gebirgsseen, die blühenden Matten inmitten der Steinwelt, das Leben der Hirten und Herden.

Einem Zeitalter, das so sehr nach der Klarheit der Form verlangte wie das ganze achtzehnte Jahrhundert und die ersten Jahrzehnte des neunzehnten, mußten vor allen Dingen die scharf gezeichneten Formen des Gebirges Eindruck machen. Eng damit verbunden ist der Eindruck der außerordentlichen Fülle der Gestaltung im engen Gebirgsausschnitt, wie er einem so sehr zum Bewußtsein kommt, wenn man von einem vorspringenden Punkte aus in ein von Bergen umgebenes Hochtal hineinsieht. Ein Bild wie J. A. Kochs „Blick ins Lauterbrunnental“, das hundert Jahre später von Hans Thoma in einer gewissen geistigen Verwandtschaft wieder so gesehen wurde, ist hier bezeichnend. Nennen wir den Namen Calame, so steigt vor uns der heroisch-tragische Charakter der Gebirgswelt auf, ihre düstere Größe, die wunderbare Gewalt ihrer Naturereignisse, die Ungeheuerlichkeit ihres wechselvollen Erlebens. Einen Seitenblick werfe man dann auf die endlose Reihe der Illustrationen Gustav Dorés, dem wie keinem anderen die Phantastik der Formationen der Gebirgswelt, der unheimliche Gestaltenreichtum in ihrem Baumwuchs aufgegangen ist. Das Hochgebirge ist danach zum beliebten Wandergebiet und darüber hinaus zum überfluteten Touristenland geworden. Eine wenig erfreuliche Malerei hat in zahllosen Bildern diese beliebten und berühmten Ansichten der Alpenwelt dargestellt und sie durch Jahrzehnte zu einem Modeartikel der Kunstsalons, zu mit Vorliebe reproduzierten Kunstvereinsgaben gemacht.

Aus dieser Veräußerlichung brachte Giovanni Segantinis leidenschaftliche Seele die Befreiung. Er war kein neugieriger Besucher der Berge, kein Durchreisender; er verwuchs mit ihnen zur Einheit. Das Leben dieser ursprünglichen Natur wurde ihm eins mit den tiefsten und natürlichsten Äußerungen des Menschenlebens. Ob Symbol oder auch nur

Rahmen des menschlichen Erlebens — die Gebirgsnatur wurde eins mit ihm. Seine Menschen sind Geschöpfe dieser Natur und doch auch wieder ihre Beherrscher. Aber der Widerspruch ist verstummt, nichts redet von Kampf; alles ist voll der heiligen Liebe des Füreinander-bestimmt-Seins, des Eins-geworden-Seins. Die tiefsten inneren Wirkungen Segantinis sind noch lange nicht in so vielen Künstlern zu finden, wie die Einflüsse seiner Technik; einer Technik, die ihm im Ringen um den Ausdruck des Gesehenen ganz natürlich geworden war und die den Nachahmern zumeist nur eben übernommene Technik wurde. Aber Segantinis äußere Wirksamkeit hat aufs neue die Malerschaft für das Hochgebirge als Stoffgebiet begeistert. Und während der Meister noch unter den größten Schwierigkeiten den Winter der Hochgebirgswelt seiner Kunst gewonnen, ja im Kampfe um dieses Stoffgebiet sich den vorzeitigen Tod geholt hatte, erschloß die Mode des alpinen Wintersports den Jüngeren dieses neue Gebiet zu fast allzu bequemem Besuch. Denn nur zu oft büßte man bei der Leichtigkeit des äußeren Gewinnes dieser hehren Stoffwelt jenes leidenschaftliche seelische Erlebnis ein, das aus jedem Bilde Segantinis spricht, und die winterliche Hochgebirgslandschaft wurde zum mehr interessanten malerischen Problem. Sie hat uns da große Dienste erwiesen auch fürs geistige Leben. Mit ihren weiten Flächen, mit der durch die Gleichartigkeit der Farbe herbeigeführten Vereinfachung der Formen und der Betonung der großen Linie wurde sie ein Befreiungsmittel gegen die Bevorzugung kleiner Naturausschnitte und ein einseitig farbiges Sehen, wie es mit dem Impressionismus sich eingeführt hatte. Die Bedeutung der Größe der Formen, die Erhabenheit der weitgeschwungenen Linie wurde wieder gefühlt. So steht dann am Ende dieser Entwicklungslinie das Streben, den Formen der Hochgebirgswelt das Geheimnis der Monumentalität abzugewinnen. Hodler kämpft um diesen Rhythmus der großen Linie; seine Nachfolger Amiet, Giacometti und andere mühen sich in verwandtem Geiste, den Stil dieser Naturgröße für die Bildmalerei einzufangen. Es scheint mir dabei zu oft vergessen zu werden, daß die Größe des vom Menschen Geschaffenen immer nur auf der Größe des seelischen Erlebens, auf der Fähigkeit des heroischen Empfindens beruht.

* * *

Die Hochgebirgsbilder, die wir im vorliegenden Hefte unseren Lesern vorführen, sollen nicht etwa eine systematische bildliche Ergänzung zu der im Vorangehenden in knappen Umrissen gegebenen Entwicklung der Hochgebirgsmalerei sein. Die Bilder wollen mehr für sich selber sprechen. Sie stammen mit einer einzigen Ausnahme von Künstlern, die noch in voller Kraft unter uns wirken oder gar erst im Anfang ihrer Laufbahn stehen. Die Ausnahme ist Segantini, der als Herold unserer neuen Hochgebirgsmalerei nicht gut fehlen durfte. Wie lacht aus dieser ganzen Welt „der neue Frühling" uns an! Schreitet nicht das junge Weib mit solch freudiger Kraft und Zuversicht ins Leben hinein, wie die Frühlingsnatur ins neue Blühen und Früchtebringen? Und der Hund steht, als ob er den Geruch der in neuen Säften schwellenden Erde einschnuppere, als fühle auch er geradezu körperlich das unsichtbare Leben und Weben, das über der ganzen Natur im Frühling liegt und nirgendwo so überwältigenden Ausdruck findet, wie gerade im Hochgebirge, wo des Winters Not mit Eis und Schnee die Erde in strengerer Haft hielt, als drunten in der Ebene, wo die Befreiung von seiner harten Macht in stürmischeren Kämpfen unter Föhngebraus und Lawinendonner vor sich geht.

Die Föhnstürme sind überstanden in Fritz Baers „Moostal in Ferwall". Der Schnee ist geschmolzen, noch glaubt man zu sehen, wie und wo die Wasser sich zu Tal hinabwälzten, und obwohl kein Baum in der Landschaft steht, hat man das Empfinden, sie sei vom Sturm zerzaust. Dazu trägt freilich auch das schwere, im Sturm zerharschte Gewölk bei, das über dem Ganzen lastet. Das Bild wirkt wie ein Schlachtfeld nach wüstem Kampfe, hier der entfesselten Naturgewalten.

Vom Winter im Gebirge künden Hans Beat Wieland und Alfred Lübke. Für des ersteren Winterlandschaft stellt sich unwillkürlich das Wort „lustig" ein. Die Sonne

lacht ja auch über das Schneefeld, in dem Baum prickelt's wohl schon bis in die äußersten Zweiglein vom Safte des neuen Lebens, das bald ihn durchströmen wird. Man schaut und schaut und kann's nicht recht begreifen, daß noch immer nicht einige lustige Buben und Mädels auf Schneeschuhen den Rain hinabgetollt kommen. Lübke dagegen hat mehr die Größe der weiten Schau einzufangen gestrebt. Viel klarer und schärfer, als in Sommertagen, zeigt sich nun das reiche Geschiebe der Landschaft, in der die Schutzhecken, die die Menschenhand errichtete, zum wesentlichen Bestandteil geworden sind, als seien sie von Anbeginn dagewesen, als hätte des Schöpfers Hand sie als gliederndes Element in die reizvolle Modellierarbeit eingelegt, die hier seine allmächtigen Hände in froher Laune gebildet.

Spürt man hier an allen Ecken und Enden das menschliche Leben und Wirken, trotzdem nichts von menschlicher Behausung zu sehen ist, so erleben wir mit Hermann Daur die erhabene Einsamkeit. Mancher Leser mag dieses Bild schon erlebt haben, wenn er nach langer Paßwanderung zur Höhe gelangte. Von der mattgrünen, karg bestandenen Höhenalm sah er dann hinüber zu den Massen aus Stein, Eis und Schnee. Niemals wirken diese mehr als Welt für sich, als wenn man gerade so nahe vor ihnen steht und hier noch Leben spürt, wenn auch karges, hier sich vorstellen kann, daß Menschen und Tiere Behausung und Nahrung finden könnten, — drüben aber, dort in der Welt, die jetzt so drückend nahe vor uns steht, nicht mehr. Da greift einen die Einsamkeit ans Herz. Ist man drüben in jenen Steinmassen, erklimmt man sich mühsam Schritt für Schritt den Weg zur Höhe, so ist jeder Muskel gespannt, alle geistige Kraft ist nötig, die Sinne sind aufs höchste tätig, um zu überwinden, zu erkämpfen. Hier aber auf der gegenüberliegenden Höhe steht man in Ruhe und Sicherheit. Gerade darum legt sich einem die Welt drüben so schwer auf die Seele.

Etwas von dem erhabenen Schauer, unter den die steinerne Riesenwelt der Ostalpen, der Dolomiten zumal, den Wanderer aus dem nordischen Tiefland zwingt, teilt sich auch uns mit auf dem Bilde Walter Hoecks „Aus den Brentaalpen". Walhalls Mauern waren nicht gewaltiger gefugt, die heilige Gralsburg lag nicht in erhabenerer Größe und Einsamkeit. Darf man hier noch weiter wandern? Soll man nicht umkehren, zumal jetzt, wo die Nacht in dräuendem Dunkel heruntersteigt? Zaghaft nur schreitet der Fuß in die Düsternis hinein, aber er schreitet. Es ist das Gefühl wie vor den entscheidenden Wendepunkten der Tragödie; und das Heldische wird auch in der zagen Menschenbrust lebendig angesichts dieser fast mythisch-großen Natur. Gerade diese stille Wucht, diese stumme Größe ist es, was uns den Odem versetzt, so daß der Wanderer in scheuer Beklemmtheit, als tue er etwas Unerlaubtes, einherschreitet, mag er sich auch auf wohlgebauter Alpenstraße befinden.

Wo uns dagegen die Mächte der Gebirgswelt in starker Tätigkeit entgegentreten, da fühlen wir selber etwas von dem jauchzenden Kraftüberschuß, mit dem solch wilder Gebirgsbach hinuntertollt und in enger Klamm, halb schlagend, halb zerschlagen, sich austobt. Der Stimmungsmeister Edmund Steppes hat in seinem Bilde dieses Gefühl ebenso kräftig lebendig werden lassen wie das des sprachlosen Staunens, des mit weitgeöffneten Augen ungeahnte Wunder Schauens, das den Wanderer schier zum Gebete zwingt, wenn er einmal aus höchster Höhe auf ein „Nebelmeer" niedersah. Ihm ist, als werde er Zeuge des Chaos und stände an der Seite des schaffenden Gottes. Er weiß und fühlt: da unten diese brauende Masse birgt tausendfältige Formen, tausendfältiges Leben. Und er sieht dieses Leben werden wie auf höheres Geheiß. Er erlebt es, wie in den höchsten Gipfeln zunächst neue Länder aufsteigen, wie Inseln sich absondern vom Meere; als wären sie in diesem Augenblicke erst geschaffen, zeigen sich ihm Bäume, und immer tiefer wird sich der Blick hinunterfinden, bis zu den Behausungen der Menschen und diesen selbst.

Hier wird das Erleben im Hochgebirge zur höchsten Religion, die gewiß keiner kirchlichen oder Dogmenform bedarf, aber ihr doch auch keineswegs widerspricht.[1] Zum Zeugnis dessen teile ich die Aufzeichnungen aus dem Tagebuch des allzu jung verstorbenen Karl Müller-

Koburg mit, in denen er über die Entstehung der farbigen Skizze „Kreuz bei Mittenwald" berichtet:

„Auf dem Friedhof in Mittenwald steht ein mächtiges eisernes Kruzifix, das Kreuz schwarz, die Figur des Gekreuzigten vergoldet; letztere, mindestens lebensgroß und sehr schön modeliiert, ist wahrscheinlich ein Bronzeguß.

Es war gegen Abend, als wir in den Friedhof eintraten, die Sonne lag auf den imposanten Felswänden des Karwendelgebirges, welches sich über dem Friedhof riesengroß erhebt. (Wie die unübersteigliche Wand, die das Jenseits von uns trennt.)

Das Tal war schon im Schatten, auch der vergoldete Christus, der gleich meine Aufmerksamkeit auf sich zog. — Als ich näher an ihn herantrat, erhob er sich immer höher, bis er mit ausgebreiteten Armen auf der blauen, reinen Luft stand, den leuchtenden, kahlen Gebirgsrand überragend.

Es war ein überraschendes Bild, voll bildlicher und geistiger Größe; der Hintergrund des Gebirges verkörperte die Welt in ihrer ganzen und höchsten Ausdehnung, — der Gekreuzigte überragte die Welt mit ausgebreiteten Armen, im Schatten des Todes und doch leuchtend, strahlend.

Zwei Abende saß ich an dieser Studie, wobei ich immer nur sehr kurze Zeit malen konnte, weil der Moment der Beleuchtung äußerst kurz war und die Stimmung sich rasch veränderte; denn sowie das Gebirge farbig wurde, verlor die Stimmung ihre Feinheit und ward zur Effekthascherei. — Am dritten Tage kamen Wolken." —

Die Wolken des dunklen Landes sind dem Künstler selber allzu früh gekommen und haben ihre Schatten über sein Werk gebreitet. Die Art aber, wie er sein Bild der Natur in kurzen Stunden abringen mußte, mag uns nochmals zu Gefühl bringen, daß der Kampf mit der Natur um die Natur dem Künstler vielleicht nirgendwo schwerer auflastet, als gerade in der Hochgebirgsmalerei. So wird hoffentlich auch gerade in ihr immer etwas von der Großzügigkeit der Natur liegen, die der Künstler überwinden muß, um sie verherrlichen zu können.

Karl Storck



Zu unseren Bildern

Über die Mehrzahl der Bilder des vorliegenden Heftes ist in den Artikeln „Alpenbilder" und „Die Rhythmik der Szene" gesprochen. Dann bringen wir für unsere Leser eine neue Postkarte. Ludwig Fahrenkrog hat den Grundgedanken unseres Türmers bildlich gestaltet. Den tief bewölkten Himmel zerreißt mit sieghaften Strahlen die aufgehende Sonne; jubelnd schallt darob des Türmers Hornruf und weckt das schlafende Land. Dürfte er jubeln, hätte er zuvor nicht mit zornigem Mahnruf zur Wacht vor dem dräuenden Dunkel, zum Kampf gegen die Finsternis gemahnt, hätte er nicht sorgenden Blickes wachsam auf der Warte gestanden?!

* * *

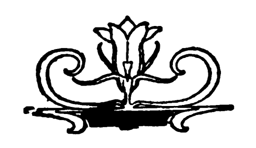
Zwei Bilder bringen wir von dem Denkmal Wilhelm Raabes, das begeisterte Verehrer des Dichters auf dem großen Sohl, der höchsten Erhebung (475 Meter) des Hilsgebirges, als Vorfeier zu seinem 80. Geburtstag enthüllt haben. Da es sich um eine Raabe-Gemeinde handelt, hat man vorher von diesem Denkmalsplan nicht den sonst üblichen Lärm gemacht; bei der Feier selber und nachher ging's dann natürlich auch ohne Reklame und Prunkerei ab. Das Denkmal ist von den Brüdern vom großen Sohl und dem Hilsverein errichtet und steht nun in grüner Waldeinsamkeit halb verträumt oberhalb Grünenplan, nahe bei Raabes

Geburtsort Eschershausen. Aber ein weiter Blick ist doch von der umgrenzten Einsamkeit dort droben, genau wie in Raabes Welt selber, zu gewinnen.

Nur wenige deutsche Dichter haben ein Denkmal erhalten, das so ganz ihrem Wesen gemäß ist, wie diese Schöpfung des dem Dichter seit lange nahestehenden Professors Ernst Müller. Ich habe von diesem Bildhauer, der nach meiner Überzeugung in unserer heutigen Plastik eine Klasse für sich bildet, den Türmerlesern schon öfter gesprochen, und sie kennen manches seiner Werke in der Nachbildung, darunter auch im Januarheft des 7. Jahrgangs die meisterhafte Büste Wilhelm Raabes, die dank der Verehrung, die der braunschweigische Regent für den Dichter hegt, noch zu Lebzeiten Raabes im Braunschweiger Museum aufgestellt worden ist. Das in das Denkmal eingelassene Relief zeigt eine von der Büste wesentlich verschiedene Auffassung. In dieser spielten die Geister des Humors, im Relief sehen wir, daß Raabe zu denen gehört, die unter Tränen lächeln. Das sagt sich so leicht, daß es zum stereotypen Ausdruck für den Humor geworden ist. Aber es bedeutet doch so sehr Schweres. Man hat also weinen müssen, bevor man lächeln konnte. Man hat leiden und durch das Leid sich hindurchringen müssen, bis man lächelte. Das ist ein Heldendasein; es liegt in diesem Tun des Dichters Erlösungswerk an der Welt. Der Dichter nimmt das Leid der Welt auf sich, und nur dadurch, daß er den Kelch bis zur Neige leert, vermag er zum Kern alles Seins durchzubringen: dort erst liegt die Erkenntnis des ewig Guten in allem Geschehen, und darum vermag dieser Leidensträger zu lächeln Sein Lächeln aber ist dann der Trost für alle, die mühselig und beladen sind. Das Relief zeigt uns den Erkämpfer des Lächelns. Die Augen blicken starr, fast entsetzt, als schauten sie ins düsterste Dunkel des Lebens; der Mund ist verbissen in Schmerz oder Ingrimm; die tiefe Linie, die von der Nase zum Mundwinkel führt, ist allerdings weich, aber wie von verhaltenen Tränen, und nur das bewegte Spielen in den Muskeln der Wange und Schläfe läßt uns die sichere Hoffnung, daß auch dieses Mal das Lächeln siegen wird.

Meisterhaft ist der Aufbau des Ganzen. Wo steht in unserem mit Denkmälern übersäten Deutschland ein Werk, das mit so einfachen Mitteln eine so starke Monumentalität erreicht? Auf der feinen Abwägung der Maße und im so selbstverständlich natürlich wirkenden Aufbau der Steinblöcke beruht die große Wirkung der doch im Grunde sehr bescheidenen Mittel.

Wenn ein Wanderer auf diese Höhe kommt, wird er es schon von weitem fühlen: da hinten steht ein Denkstein. Es ist wohl ein Hünengrab, mag er beim Näherkommen denken. — Jawohl, eines Hünen wurde hier gedacht, eines Riesen an tiefdringender Liebe und weltumfassender Güte, an Kraft der Überwindung; eines Helden des sieghaften Lächelns über Weh und Not. O, wärest du, deutsches Volk, so weit, daß du fühltest, wie glücklich du sein darfst, daß es noch nicht ein Grabstein ist, daß du ihn noch als Lebenden feiern kannst; feiere den Achtzigjährigen, indem du ihn kennen lernst! **Karl Storck**





Wagnerianer und Brahmsianer

Von Mathilde v. Leinburg

Sie sollen hier nicht gegeneinander ausgespielt werden, die beiden Antipoden selbst, Wagner und Brahms, mit all der spitzfindigen Überlegenheit und wohldurchdachten Sondierungskunst, die dem Deutschen zu Gebote stehen bei Ausübung seines Hauptlasters, alles, was ihm imponiert, erst vergleichend abzuschätzen, also in diesem Falle, ohne Herabsetzung des einen sich gleichzeitig nicht an „zwei solchen Kerlen“ erfreuen zu können. Auch soll hier nicht aus dem bereits so oftmals aufgerollten, unerquicklichen persönlichen Verhältnisse dieser beiden Meister eine besonders liebliche Harmonie herausgeklügelt werden; dürfte es doch auch selbst dem unparteiischsten Musikschriftsteller kaum jemals einfallen, diese Seelenharmonie derart hinzustellen, um hierdurch Propaganda machen zu können für ein etwa dem Weimarer Goethe-Schiller-Denkmal ähnliches Standbild dieser klassischen Grundpfeiler der modernen Musik.

Noch immer gibt es ganz gebildete Musikfreunde, die ihrer Wagnerverehrung nicht anders Ausdruck zu verleihen imstande sind, als indem sie Brahms in Grund und Boden hinein verachten, oder umgekehrt: begeisterte Anhänger des Symphonikers und Liederfürsten glauben sich schämen zu müssen, wenn sie für den Tondramatiker auch noch etwas übrig hätten. Die Menschen sind eben leider blind mit der Menge laufende Herdentiere, und nur vollkommen in sich selbst gefestigten Charakteren ist es gegeben, ihre innersten Überzeugungen auch in der Masse zu behaupten. Aus dieser Vertrauenslosigkeit in das eigene Urteil stammt das Parteien- und Cliquenwesen, das gedankenlose Sichanschließen an einen großen Haufen, der sich dominierend zu irgend einer Fahne bekennt, und wehe demjenigen, der es wagt, nicht zugehörig zu sein, denn das ist der untrüglichste Beweis, daß er dem ganz entgegengesetzten Lager angehört, eine Mitte gibt es doch nicht! Diese musikalischen und unmusikalischen Montecchi und Capuletti wälzen die Schuld an

ihrer Todfeindschaft aber natürlich auf das ja genau ebenso feindlich gewesen sein sollende persönliche Verhältnis der zwei Tonheroen zueinander, das übrigens gar nicht so arg schlecht war, wie das ihm fernstehende Publikum munkelte. Daß sich die beiden Meister aber im Leben so fremd geblieben sind, daran war nicht allein ihre so gänzlich heterogene Naturanlage schuld: — wenn die Waffen der Parteien erbittert aufeinander schlagen, können ihre Häupter sich nicht in Eintracht fühlen.

Die Urfehde, deren Walplatz die Brendelsche „Neue Zeitschrift für Musik" gewesen ist, hat Max Kalbeck in seiner ausführlichen Brahms-Biographie mit erschöpfender Gründlichkeit für alle Zeiten festgelegt. Wagner hatte damals über Brahms, wegen jener Erklärung im „Echo" (1860), in der sich dieser im Verein mit Joachim, J. O. Grimm und Bernhard Scholz dagegen verwahrte, der in der „Neuen Zeitschrift für Musik" Propaganda machenden Partei der „Zukunftsmusiker" anzugehören, den Stab gebrochen und deshalb manches scharfe Wort über ihn geäußert, das von Brahms jedoch niemals erwidert wurde. Bei den enormen Taten, die zu bewältigen sich Wagner als Lebensziel vorgesteckt hatte, blieb ihm wenig Muße, sich mit einer Musik, die so in gar keinem Bezug zur Bühne, wie die Brahmssche stand, zu befassen.

Erst durch Nietzsche lernte er das „Triumphlied" kennen. Hierüber scherzt er, Nietzsches Schwester gegenüber, selbst: „Ihr Bruder legte das rote Buch auf den Flügel; immer, wenn ich in den Saal hinunterkam, starrte mich das rote Dings an — es reizte mich förmlich, grade wie den Stier das rote Tuch. Ich wußte wohl, Nietzsche wollte mir damit sagen: Sieh mal, das ist auch einer, der was Gutes machen kann, — na, und eines Abends bin ich losgebrochen, und wie losgebrochen!" Frau Dr. Förster-Nietzsche berichtet weiter: „Wagner lachte herzlich in der Erinnerung. ‚Was sagte denn mein Bruder?' fragte ich ängstlich. ‚Der sagte gar nichts', meinte Wagner, ‚er errötete und sah mich erstaunt mit bescheidener Würde an. Ich gäbe gleich 100 000 M. wenn ich ein solch schönes Benehmen wie dieser Nietzsche hätte.'"

Trotz dieser Episode hat Nietzsche bekanntlich später auf Brahms, der seinen, ihm mit einem Huldigungsschreiben zugeschickten „Hymnus an das Leben" bloß mit einer höflichen Visitenkarte abgetan hatte, den finsteren Ausdruck „Er hat die Melancholie des Unvermögens" geprägt; Wagner freilich, der sich ebensowenig wie Brahms für Nietzsches Kompositionen erwärmen konnte, wurde dafür mit dem plötzlich wetterumschlagenden „Fall Wagner" bestraft.

Der Nachwelt ist zur eigenen Beurteilung des persönlichen Verhältnisses zwischen Wagner und Brahms nur der höchst spärliche Briefwechsel übriggeblieben, der in seinen ausgesuchtesten Höflichkeitsformeln wie die Verhandlungen zweier vor dem Kriege stehenden Potentaten anmutet. Es handelte sich um das rätselhaft an Tausig gelangte Manuskript der Pariser Bearbeitung des Venusbergs, das Brahms von diesem seinem Freunde rechtmäßig zum Geschenk erhalten hatte, was in der Familie Wagner jedoch sehr ungern gesehen wurde. Wie dieses heißverteidigte Manuskript, endlich ausgetauscht gegen eine Partitur des „Rheingolds", zuletzt doch wieder in den Besitz Wagners zurückging, das hat Glasenapp mit wagnerfanatischer Brahmsblindheit, Kalbeck mit brahmsvielliebe Wagner-

antipathie dargestellt. Dieser peinliche Korrespondenzanlaß konnte allerdings nicht dazu beitragen, die zwei störrischen Hartköpfe einander näher zu bringen. Bei Brahms' Tode aber, in dem in der Musikgeschichte bleibenden, eisigkühlen Kondolenzschreiben Cosima Wagners an Hans Richter, mußte diese aber doch Brahmsens „warme Gesinnung und Haltung in betreff Wagnerscher Kunst" besonders betonen.

Nicht anders als „vornehm" hat Brahms ja auch gegen den Menschen Wagner gehandelt, als er jene so viel Spott aufwirbelnden Briefe Wagners an eine Näherin wegen seidener Schlafröcke (aus dem Jahre 1863), deren Veröffentlichung in einer Wiener Zeitung begonnen worden war, schleunigst aufkaufte, um jedes fernere Hin und Her, das sich daraufhin aus feindlichen Reihen über den Meister ergoß, abzuschneiden.

Schon als Jüngling vertiefte sich Brahms in die Lektüre der Schriften des damals noch so vielfach Angezweifelten. Im ersten Hefte seiner „Schönen Gedanken über Musik", die Brahms, vermutlich um Schumann damit zu erfreuen, in den Jahren 1853—54 aus einer imponierende Belesenheit verratenden Anzahl von Dichtern und Schriftstellern zusammengestellt hatte, findet man den Namen Richard Wagner bereits häufig vertreten, und so gründlich, wie er später die Partituren Wagners, namentlich die zu den „Meistersingern", in sich aufgenommen hatte, tut dies oft nicht einmal der leidenschaftlichste Wagnerianer.

Ein hübsches Beispiel von Brahms' Achtung vor Wagner erzählt Richard Heuberger. Der jungaufstrebende Heuberger hatte den ihm freundlich gewogenen Musikgewaltigen um Beurteilung seiner Erstlinge gebeten. Brahms, der an sich selbst so Gestrenge, fand, wenn auch ausnahmsweise nicht mit Lob kargend, trotzdem noch viel zu ändern und zu bessern. „An den Liedern weiterkorrigierend, blieb Brahms nicht bei dem Künstlerischen stehen, sondern hielt sogar das Mechanische des Schreibens einer Besprechung wert. Er fand, daß ich nicht Viertel unter Viertel geschrieben und dadurch die Leichtleserlichkeit geschädigt habe, er empfahl mir, darauf zu achten, die Bogen über Notengruppen ganz genau zu machen, Noten über der Mittellinie eines Systems hinab und die darunter befindlichen hinaufzustreichen, die Schlüssel ♯ und ♭ genau auf die dafür bestimmten Linien oder Zwischenräume zu setzen — kurz, dem anscheinend rein Äußerlichen der Musiknotenschrift mehr Sorgfalt zuzuwenden: ‚Da sehen Sie her', sagte er, brachte aus dem Nebenzimmer die von Wagner selbst autographierte Partitur vom ‚Tannhäuser' und schlug den langen H-dur-Satz im zweiten Akte auf: ‚Wagner hat da auf jeder Linie, auf jeder Seite jedes der fünf ♯ peinlich genau an seine Stelle gesetzt und das ist trotz aller Präzision flott und flüssig geschrieben! Wenn so jemand so nett schreiben kann, müssen Sie's auch lernen!' Er blätterte den ganzen Satz durch und deutete schier vorwurfsvoll fast auf jedes Kreuz ganz besonders hin. Ich wurde — je mehr sich Brahms in eine Art didaktischen Zorns hineinredete — immer kleinlauter. Ganz verstummte ich aber, als Brahms nach meiner Bemerkung, ‚für allerlei Konfusion, die in den Köpfen von uns jungen Leuten herrsche, sei in erster Linie Wagner verantwortlich zu machen'. — — auffuhr, als hätte ihn etwas gestochen — — ‚Unsinn — der mißverstandene Wagner hat es euch angetan; vom wirklichen Wagner verstehen die nichts, die durch ihn

ihrer Todfeindschaft aber natürlich auf das ja genau ebenso feindlich gewesen sein sollende persönliche Verhältnis der zwei Tonheroen zueinander, das übrigens gar nicht so arg schlecht war, wie das ihm fernstehende Publikum munkelte. Daß sich die beiden Meister aber im Leben so fremd geblieben sind, daran war nicht allein ihre so gänzlich heterogene Naturanlage schuld: — wenn die Waffen der Parteien erbittert aufeinander schlagen, können ihre Häupter sich nicht in Eintracht fühlen.

Die Urfehde, deren Walplatz die Brendelsche „Neue Zeitschrift für Musik" gewesen ist, hat Max Kalbeck in seiner ausführlichen Brahms-Biographie mit erschöpfender Gründlichkeit für alle Zeiten festgelegt. Wagner hatte damals über Brahms, wegen jener Erklärung im „Echo" (1860), in der sich dieser im Verein mit Joachim, J. O. Grimm und Bernhard Scholz dagegen verwahrte, der in der „Neuen Zeitschrift für Musik" Propaganda machenden Partei der „Zukunftsmusiker" anzugehören, den Stab gebrochen und deshalb manches scharfe Wort über ihn geäußert, das von Brahms jedoch niemals erwidert wurde. Bei den enormen Taten, die zu bewältigen sich Wagner als Lebensziel vorgesteckt hatte, blieb ihm wenig Muße, sich mit einer Musik, die so in gar keinem Bezug zur Bühne, wie die Brahmssche stand, zu befassen.

Erst durch Nietzsche lernte er das „Triumphlied" kennen. Hierüber scherzt er, Nietzsches Schwester gegenüber, selbst: „Ihr Bruder legte das rote Buch auf den Flügel; immer, wenn ich in den Saal hinunterkam, starrte mich das rote Dings an — es reizte mich förmlich, grade wie den Stier das rote Tuch. Ich wußte wohl, Nietzsche wollte mir damit sagen: Sieh mal, das ist auch einer, der was Gutes machen kann, — na, und eines Abends bin ich losgebrochen, und wie losgebrochen!" Frau Dr. Förster-Nietzsche berichtet weiter: „Wagner lachte herzlich in der Erinnerung. ‚Was sagte denn mein Bruder?' fragte ich ängstlich. ‚Der sagte gar nichts', meinte Wagner, ‚er errötete und sah mich erstaunt mit bescheidener Würde an. Ich gäbe gleich 100 000 M. wenn ich ein solch schönes Benehmen wie dieser Nietzsche hätte.'"

Trotz dieser Episode hat Nietzsche bekanntlich später auf Brahms, der seinen, ihm mit einem Huldigungsschreiben zugeschickten „Hymnus an das Leben" bloß mit einer höflichen Visitenkarte abgetan hatte, den finsteren Ausdruck „Er hat die Melancholie des Unvermögens" geprägt; Wagner freilich, der sich ebensowenig wie Brahms für Nietzsches Kompositionen erwärmen konnte, wurde dafür mit dem plötzlich wetterumschlagenden „Fall Wagner" bestraft.

Der Nachwelt ist zur eigenen Beurteilung des persönlichen Verhältnisses zwischen Wagner und Brahms nur der höchst spärliche Briefwechsel übriggeblieben, der in seinen ausgesuchtesten Höflichkeitsformeln wie die Verhandlungen zweier vor dem Kriege stehenden Potentaten anmutet. Es handelte sich um das rätselhaft an Tausig gelangte Manuskript der Pariser Bearbeitung des Venusbergs, das Brahms von diesem seinem Freunde rechtmäßig zum Geschenk erhalten hatte, was in der Familie Wagner jedoch sehr ungern gesehen wurde. Wie dieses heißverteidigte Manuskript, endlich ausgetauscht gegen eine Partitur des „Rheingolds", zuletzt doch wieder in den Besitz Wagners zurückging, das hat Glasenapp mit wagnerfanatischer Brahmsblindheit, Kalbeck mit brahmsvielliebender Wagner-

antipathie dargestellt. Dieser peinliche Korrespondenzanlaß konnte allerdings nicht dazu beitragen, die zwei störrischen Hartköpfe einander näher zu bringen. Bei Brahms' Tode aber, in dem in der Musikgeschichte bleibenden, eisigkühlen Kondolenzschreiben Cosima Wagners an Hans Richter, mußte diese aber doch Brahmsens „warme Gesinnung und Haltung in betreff Wagnerscher Kunst" besonders betonen.

Nicht anders als „vornehm" hat Brahms ja auch gegen den Menschen Wagner gehandelt, als er jene so viel Spott aufwirbelnden Briefe Wagners an eine Näherin wegen seidener Schlafröcke (aus dem Jahre 1863), deren Veröffentlichung in einer Wiener Zeitung begonnen worden war, schleunigst aufkaufte, um jedes fernere Hin und Her, das sich daraufhin aus feindlichen Reihen über den Meister ergoß, abzuschneiden.

Schon als Jüngling vertiefte sich Brahms in die Lektüre der Schriften des damals noch so vielfach Angezweifelten. Im ersten Hefte seiner „Schönen Gedanken über Musik", die Brahms, vermutlich um Schumann damit zu erfreuen, in den Jahren 1853—54 aus einer imponierende Belesenheit verratenden Anzahl von Dichtern und Schriftstellern zusammengestellt hatte, findet man den Namen Richard Wagner bereits häufig vertreten, und so gründlich, wie er später die Partituren Wagners, namentlich die zu den „Meistersingern", in sich aufgenommen hatte, tut dies oft nicht einmal der leidenschaftlichste Wagnerianer.

Ein hübsches Beispiel von Brahms' Achtung vor Wagner erzählt Richard Heuberger. Der jungaufstrebende Heuberger hatte den ihm freundlich gewogenen Musikgewaltigen um Beurteilung seiner Erstlinge gebeten. Brahms, der an sich selbst so Gestrenge, fand, wenn auch ausnahmsweise nicht mit Lob kargend, trotzdem noch viel zu ändern und zu bessern. „An den Liedern weiterkorrigierend, blieb Brahms nicht bei dem Künstlerischen stehen, sondern hielt sogar das Mechanische des Schreibens einer Besprechung wert. Er fand, daß ich nicht Viertel unter Viertel geschrieben und dadurch die Leichtleserlichkeit geschädigt habe, er empfahl mir, darauf zu achten, die Bogen über Notengruppen ganz genau zu machen, Noten über der Mittellinie eines Systems hinab und die darunter befindlichen hinaufzustreichen, die Schlüssel ♯ und ♭ genau auf die dafür bestimmten Linien oder Zwischenräume zu setzen — kurz, dem anscheinend rein Äußerlichen der Musiknotenschrift mehr Sorgfalt zuzuwenden: ‚Da sehen Sie her', sagte er, brachte aus dem Nebenzimmer die von Wagner selbst autographierte Partitur vom ‚Tannhäuser' und schlug den langen H-dur-Satz im zweiten Akte auf: ‚Wagner hat da auf jeder Linie, auf jeder Seite jedes der fünf ♯ peinlich genau an seine Stelle gesetzt und das ist trotz aller Präzision flott und flüssig geschrieben! Wenn so jemand so nett schreiben kann, müssen Sie's auch lernen!' Er blätterte den ganzen Satz durch und deutete schier vorwurfsvoll fast auf jedes Kreuz ganz besonders hin. Ich wurde — je mehr sich Brahms in eine Art didaktischen Zorns hineinredete — immer kleinlauter. Ganz verstummte ich aber, als Brahms nach meiner Bemerkung, ‚für allerlei Konfusion, die in den Köpfen von uns jungen Leuten herrsche, sei in erster Linie Wagner verantwortlich zu machen'. — — auffuhr, als hätte ihn etwas gestochen — — ‚Unsinn — der mißverstandene Wagner hat es euch angetan; vom wirklichen Wagner verstehen die nichts, die durch ihn

etwa irre werden. Wagner ist einer der klarsten Köpfe, die je auf der Welt waren!'"

Also sprach der „Antipode" selbst — nur seine Anhänger und die Anhänger seines Gegenfüßlers, die tobten ein halbes Jahrhundert lang in wildem Kampf und überschrien sich grimmig mit haßerfülltem: hie Welf — hie Waiblingen!

Einer der unschönsten Zwiste entspann sich nach Brahms' Tode. Der Brahmine Hugo Riemann fand sich in seinen durch den Schmerz des Verlustes doppelt empfindlichen Gefühlen verletzt durch einen Nekrolog, den der Wagnerianer par excellence, Artur Seidl, dem Dahingeschiedenen nachsandte. Und gerade dieser Wagnerianer hatte es doch verstanden, das spezifisch Brahmsische aus Brahms' Musik herauszuklügeln und mit treffenden Worten zu charakterisieren. Der Brahmine Riemann aber war taub dafür, Gutes aus dem Aufsatze herauszuhören, und obwohl Seidl dem Dahingeschiedenen den von vielen, wie Batka, Walter Pauli u. a. als höchst glücklich gerühmten Ehrentitel eines „Großsiegelbewahrers der klassischen Vergangenheit unserer Musik" zugesprochen hatte und Riemann selbst von seinem Gegner gelten lassen mußte, daß: „Vieles, was Dr. Seidl über die Brahmssche Musik ausführt, in anderem Zusammenhang als hohes, begeistertes Lob verstanden werden müßte," so gipfelte die Empörung des gekränkten Brahminen über diesen sinnenklangreizhungrigen Wagnerianer doch hauptsächlich in dem Satze: „Es gehört ein gut Teil vorgefaßter Meinung und bösen Willens dazu, der Kunst Brahms' höhere, ja die höchsten Qualitäten darum abzusprechen, weil sie das sinnliche Begehren und Erreichen nicht unverhüllt zum Gegenstand nimmt."

Es ist kein Schimpf für einen charakterfesten Kritiker, wenn es von ihm heißt: „So unverhüllt hat kaum jemand vor Herrn Dr. Seidl den neuen Glauben bekannt," — es ist aber auch keiner für Brahms, daß es Kritiker gibt, die ihn nur mit Vorbehalt anerkennen; gibt es doch auch Menschen, die den Anblick des offenen Meeres als das Erhabenste auf der Welt bezeichnen, und wieder solche, die diese endlose Wasserfläche unsäglich eintönig finden —: verliert der Ozean dadurch an seiner Größe?

Nicht ein Wagnerianer, sondern ein gestrenger Antiwagnerianer, außer Nietzsche in seiner letzten Zeit wohl der berühmteste Antiwagnerianer überhaupt, also keiner mit „ein gut Teil vorgefaßter Meinung und bösen Willens" gegen Brahms, nämlich der, nach Schumann, überzeugteste Brahmsapostel Eduard Hanslick, sagte einmal über Brahms: „Er hat denselben Fehler wie Bach und Beethoven: er hat zu wenig Sinnliches in der Kunst, sowohl als Komponist wie als Spieler. Ich glaube, es ist mehr Absicht, alles Sinnliche zu vermeiden, als Mangel."

Ob es nun Absicht gewesen ist oder Mangel, — das, was der Brahmsschen Musik nach dem Urteil der Wagnerenthusiasten abgeht, das macht sie den Brahmsianern erst recht lieb und unentbehrlich. Wagner schuf für die Lebenden, Brahms für die Träumenden. Sogar der Wagnerianer Artur Seidl beichtete damals in dem angefeindeten Nekrolog von der „süßen Schwermut" Brahmsscher Musik: „Nirgends spielt und schwärmt die Phantasie so leicht, träumt es sich so schön nebenher, wie beim Vortrag Brahmsscher Werke." Was müßte da Heinrich Lilienfein, der es vor einiger Zeit in einem Feuilleton der „Münchener Neuesten Nachrichten" versucht hatte, die Musik als Verführerin der Menschheit

zur Tatenlosigkeit anzuschwärzen, erst über die Musik von Brahms sagen! Es ist interessant, die bekanntesten Brahmsianer daraufhin einer Betrachtung zu unterziehen: sie waren und sind fast durchgängig phantastische Träumer, Künstlerseelen, Dichtergemüter (auch wo keine Poesien von ihnen existieren) und weltfremde Idealisten.

Diese Beschreibung stimmt nun allerdings auch auf ein Haar auf den zu Wagners Lebzeiten gewaltigsten Wagnerianer, auf König Ludwig II. von Bayern. Auf solcher Höhe müssen die Menschen jedoch überhaupt mit ganz anderem Maßstabe gemessen werden. König Ludwig war ein Träumer, aber einer, der die Macht besaß, die idealen Phantasien seines poetischen Gemüts in die Wirklichkeit umzusetzen; seinem Künstlerbedürfnis nach Prachtentfaltung konnte Brahms keine Anregung geben. Dafür mußte Brahms einem anderen Fürsten, dem bühnenkundigen Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, der seine gesamte Kraft auf das Schauspiel allein konzentrierte, die ganze Oper ersetzen. Nirgends wird Brahms vielleicht mehr geschätzt als in Meiningen. Viele seiner Werke erlebten dort ihre Erstaufführung, in Meiningen entstand das erste Brahmsdenkmal und heute noch glänzt der erlauchte Name des greisen Fürsten, der den so wenig welt- und hofgewandten Meister sogar seiner persönlichen Freundschaft gewürdigt hatte, als Protektor der Deutschen Brahms-Gesellschaft an der Spitze der ganzen Brahmsgemeinde.

Nur dem musikalischsten aller sich zu einer der beiden Parteien bekennenden Regenten, dem hochgestelltesten Wagnerianer der Gegenwart, König Ludwigs nahem Verwandten, Herzog Friedrich II. von Anhalt, ist es gelungen, gleiches Verständnis für die Eigenart der beiden Meister an den Tag zu legen. Durch eigene Oberleitung seiner Hofbühne hat dieser als trefflicher Regisseur bekannte Fürst nach Cosima Wagners Ausspruche Dessau zu der einzigen Bayreuth ebenbürtigen Wagnerbühne geschaffen; in den Konzerten jedoch der kunstfreudigen Residenzstadt und bei den berühmten Anhaltischen Musikfesten, die unter dem Protektorate des sein Volk zu seiner geistigen Höhe emporziehenden Landesvaters stehen, kommt Brahms, trotz der großen Rolle, die Wagner im Musikleben Anhalts spielt, ebenfalls würdig zu Ehren.

Der Kampf der Parteien verstummt von Jahr zu Jahr immer mehr. Die Musikgelehrten der Gegenwart setzen ihren Ehrgeiz darein, die speziellen Vorzüge jedes einzelnen Meisters, frei von aller Parteilichkeit, herauszuklügeln und ihre Sympathien für beide rückhaltslos zu bekennen. Die moderne Musikgeschichte wägt die besonderen Verdienste der beiden nicht mehr pedantisch prüfend gegeneinander ab, sie beurteilt jeden von seiner nur ihm eigenen Höhe aus. So wird, ganz im Gegensatze zu den bereits existierenden, in dem neuesten Werke auf diesem Gebiete, in der eine große Lücke in der musikwissenschaftlichen Literatur ausfüllenden „Musikgeschichte“ von Karl Storck, Wagners Genie als Ton- und Wortdramatiker mit aller auf solch beschränktem Raume nur möglichen Klarheit in der Beweisführung bewundert, aber nichtsdestoweniger wird auch Brahmsens, in so ganz anderer Richtung glänzenden Kunst schönste, endlich einmal ohne die ewigen „aber“ und „leider“ getrübte Anerkennung zuteil. Der Wagnerianer Artur Seidl hat seine einstige Überzeugung von Brahms' Größe auch für fernere Zeiten in seinen

ganz auf Wagner fußenden „Wagneriana" aufrecht erhalten; Max Chop, der Wagnerspezialist und Lisztschüler, äußert erst kürzlich über seine leidenschaftliche Brahmsverehrung: „Die künstliche Spaltung, die zwischen Wagner und Brahms von den vermaledeiten ‚Janern' geschoben wurde, habe ich immer schmerzlich empfunden. Zwei Künstler, die so im Dienste der Schönheit stehen, sind nie und nimmer Gegner, wenn sie auch auf verschiedenen Wegen zum Ziele streben"; Edgar Istel und Rudolf Louis wußten aus Anlaß des musikhistorischen Ereignisses des Ersten Deutschen Brahms-Festes gerade auf dem Boden der Wagnerstadt München für jeden die gleichen Sympathien aufzubringen; — es zieht eine neue Zeit herauf: es wird nicht mehr gekämpft, es gelten beide gleich, — nur wird jeder von seinen Anhängern auf andere Weise geliebt. Den Wagnerianern bleibt es unbegreiflich, wie jemand nicht Wagnerianer sein könne, sie *fordern* jedermanns Mitbegeisterung, — die Brahmsianer werben nicht, am liebsten hätte jeder seinen Brahms nur für sich allein, so wie der, wie er selbst einmal von sich sagt, als „Haupt-Brahmane Wiens" anerkannte *Theodor Billroth*. Sein Brief an Eduard Hanslick (vom 12. Dezember 1882) soll, als ein Muster von Bekenntnissen einer schönen Brahms-Seele, hier denn auch abschließen:

„Lieber Freund! Soeben habe ich Dein heutiges Feuilleton aus der Hand gelegt und will nicht säumen, Dir zu sagen, wie froh ich bin, daß Du das Gekläffe des kritisierenden Gesindels unbeachtet gelassen hast. Eine eigentliche Diskussion über Sachen des Geschmacks ist ja ohnehin selbst mit den Besten nicht möglich, am allerwenigsten über Musik. Bei den bildenden Künsten sowie bei Drama und Epos kann man sich schließlich noch um das Naturgetreue herumzanken; es gibt da doch noch immer einen Anhalt an das Objekt. Bei der Musik aber fällt das fort; Du hast ja selbst am meisten dazu beigetragen, dies klar zu legen. Kein Stück von Bach bis Brahms kann die Allgemeingültigkeit, das Typische einer Venus von Melos, eines Laokoon usw., einer Lavinia von Tizian, einer Barbara von Palma beanspruchen. Dennoch bildet sich in jedem Menschen unwillkürlich auch ein solcher musikalischer Idealtypus aus; dieser hat aber einen weit beschränkteren, durch die Zeiteinflüsse und individuellen Anlagen und Sympathien sehr stark beeinflußten Charakter. Was Bach und was uns als höchstes musikalisches Ideal vorschwebt, mag wohl mindestens so verschieden sein, wie ein Bild von Dürer und Feuerbach. Wenn einem Kritiker eine Operette von Millöcker lieber ist, als eine Bachsche Orchesterkomposition, so charakterisiert das eben den Kritiker, der wegen seiner Offenheit alles Lob verdient; diskutieren kann man darüber ebensowenig als darüber, daß er „er" ist und ich „ich" bin. Ich habe bei jedem neuen Werk von Brahms die sonderbare Vorstellung, daß es speziell für mich und einige wenige andere gemacht ist, und wundere mich immer, wenn es Vielen gefällt. *Es ist mir eigentlich gar nicht lieb, wenn dies der Fall ist, weil ich den innerlichen Besitz dann mit Vielen teilen muß.*"



Eine veränderte musikalische Hörweise?!

Wenn es noch eines Beweises dafür brauchte, daß beim Volke — d. h. jenem immerhin recht kleinen Ausschnitt desselben, der das sogenannte Kunstpublikum abgibt — das Verhältnis zur Musik sich in den letzten Jahren bedeutsam verschoben hat, kann man ihn den Musikfesten dieses Jahres entnehmen. Bei der Literatur und der bildenden Kunst sind wir ja schon länger eine Art von Teilnahme gewohnt, die man als wissenschaftlich oder doch verstandesmäßig bezeichnen kann. M a n muß das und das gelesen haben; m a n muß die und die Theaterstücke gesehen haben; m a n muß die alljährlichen Kunstausstellungen besuchen, muß wenn möglich bei einem größeren Kunstsalon abonniert sein, um auf dem Laufenden zu bleiben, um seiner Bildung Genüge zu tun. Die Kunst ist hier zu einem Bildungsbestandteil gemacht in jenem Sinne von Wissen, in dem ja leider überhaupt Bildung gemeinhin mißverstanden wird. Man vergißt ganz und gar, daß ein wirklich inneres Verhältnis zur Kunst mit diesem Wissen gar nichts zu tun hat, daß die Wirkung, die von der Kunst überhaupt ausgehen kann, auf der Stärke und Nachhaltigkeit der Eindrücke beruht, die unsere Seele von Kunstwerken empfängt. Ob diese Kunstwerke alten oder neuen Datums sind, bleibt sich gleichgültig. Das Ewige der Kunst ist keine leere Phrase, und Ewigkeit bedeutet stete Gegenwart. Die Zeitwerte der Kunst liegen auf ganz anderem Gebiete, haben mit dem eigentlich Künstlerischen nichts zu tun, sondern beruhen darin, daß in der Zeit liegende Stimmungen und Anschauungen auf uns dadurch eindringlicher wirken, daß sie in inniger Verbindung mit der Kunst uns zugeführt werden, und jene Zeitstimmungen genießen dann den Vorteil, daß unser ganzes Wesen durch das künstlerische Erleben für sie empfänglicher gemacht worden ist.

Es mag daran liegen, daß mit der Musik gedankenhafte Werte oder gar solche des sozialen Lebens sich viel schwerer verbinden lassen, als mit den anderen Künsten, wenn das Verhältnis der Aufnehmenden zur Musik viel länger ein rein künstlerisches geblieben ist, als in den anderen Künsten. Es ist durchaus kein niederer Standpunkt, wenn man als Kunstempfänger vor allem auf den Genuß ausgeht. Es ist sogar eigentlich das einzig richtige Verhältnis, und es kommt nur darauf an, was uns Genuß verschafft, d. h. wie hoch wir unser Gesamtwesen entwickelt haben. Auch die tiefste Erschütterung durch Kunst ist ein Genießen und man darf sagen, daß diese Erschütterung eben nur so lange und nur insoweit künstlerisch ist, als sie mit einem Genusse verbunden bleibt.

Schwieriger als auf anderen künstlerischen Gebieten hat es darum immer in der Musik für den „Neutöner" gehalten durchzudringen, Gehör zu finden. Man war so sicher, durch die Meisterwerke unserer Alten Genuß, Erhebung und Erschütterung in höchstem Maße zu finden, daß man es schließlich dem Kunstgenießer nicht verübeln kann, wenn er sich lieber an das Sichere hielt und von den Versuchen mit Neuem absah. Jedenfalls, wenn man sich durch Musik ein „Fest" bereiten wollte, griff man zu den Hauptwerken unserer Musikliteratur und versuchte, sie in möglichst schönen Aufführungen herauszubringen. Es ist ganz zweifellos, daß auch heute noch diese „Musikfeste" am meisten Freude und Genuß verbreiten, daß von ihnen die tiefsten seelischen Erhebungen und Erschütterungen ausgehen. Diese Feste bilden denn auch nach wie vor die Mehrzahl, es sei denn, daß, wie im heurigen Sommer, der äußere Anlaß eines Jubiläums es mit sich bringt, daß ein Komponist besonders bevorzugt wird, wobei sich — in unserem Falle bei Schumann — herausgestellt hat, was übrigens dem nicht voreingenommenen Beobachter schon längst klar war, daß gerade seine größeren Werke nicht mehr in voller Lebenskraft stehen, weil sie eben niemals so ganz aus innerer Notwendigkeit entstanden waren.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß diese Einstellung, so begreiflich sie beim genußsuchenden Musikfreunde ist, für die Neues schaffenden Musiker ein Verhängnis bedeutet. Sicher sind denn auch die Kämpfe um das Neue in der Musik erbitterter, als auf den anderen Kunst-

gebieten, vor allem ist das Ringen der schöpferischen musikalischen Genies ein schwereres und entbehrungsreicheres gewesen, als das der anderen Künstler. Ich habe mich immer bemüht, für alle mir wertvoll erscheinenden neuen Schöpfungen nach Kräften einzutreten, und so brauche ich mich jetzt gewiß nicht gegen das Mißverständnis zu verwahren, als ob ich Ringenden den ohnehin schweren Weg noch mehr mit Hindernissen und Fallgruben verschlechtern wollte. Aber es bleibt zweifellos die beste Art, der Allgemeinheit ein neues musikalisches Werk zuzuführen, wenn man es in Verbindung mit bewährtem Alten darbietet. Die durch das Alte geweckte Genußfreudigkeit kommt dem neuen Werke zugute, wenn dieses überhaupt imstande ist, Genuß zu bereiten. Natürlich erheischt die Wahl der Zusammenstellung Geschmack, damit nicht allzu Gegensätzliches, sich wechselseitig Bekämpfendes zusammengebracht wird. Darüber hinaus müßten dann, wie im Türmer schon wiederholt hervorgehoben wurde, häufigere Gelegenheiten geschaffen werden, bei denen neue Werke der Tonkunst Fachkreisen vorgeführt würden, die der Musik nicht nur als genießen Wollende gegenüberstehen, sondern für die Entwicklung der Kunst als solcher Teilnahme hegen. Dafür könnte eine große Zahl der Konzerte, die die Saison einer Großstadt bringt, um so eher nutzbar gemacht werden, als die weitaus meisten Konzerte bereits längst den Charakter festlicher Musikveranstaltungen verloren haben und zum größten Teil mehr Fähigkeitsausweise für die Künstler sind. Bezeichnend ist die Beobachtung, daß sowohl in jenen großen Orchesterkonzerten, die mehr als Festkonzerte des Winters wirken und deshalb eine große ständige Musikliebhabergemeinde haben, wie auch in den Konzerten berühmter Solisten, neue Werke nur in geringer Zahl vertreten sind. Leider in zu geringer Zahl. Gerade hier wäre es ein leichtes, für das Neue Bahn zu brechen. Freilich nur für das bereits erprobte Neue. Denn es ist ja mit der Musik so ganz anders als bei den anderen Künsten. Das Anhören einer sinfonischen Dichtung, die mir nichts gibt, wird zur Qual, der ich im Konzertsaal nicht entrinnen kann. Vor einem mir widerwärtigen Bilde kann ich die Augen schließen, mich abwenden. Ein unangenehmes Buch lege ich zur Seite. Selbst die Aufführung eines Dramas bietet noch der Rettungswege viele, insofern der geistige Gehalt des betreffenden Werkes leicht Gelegenheit zur Gedankenabschweifung gibt und ich mich auch mit den Begleiterscheinungen der Aufführung beschäftigen kann. Die unendlich sinnlichere und zugleich seelischere Art, wie ich das Musikwerk empfange, verschiebt dieses Verhältnis des Empfangenden zum Kunstwerke sehr zu ungunsten des Empfängers, und damit natürlich auch des Kunstwerkes. Gerade weil der musikalische Eindruck so durchaus sinnlicher oder seelischer Art ist, so gar nicht von verstandesmäßigen Erwägungen beeinflußt werden kann — wohlverstanden beim Nichtfachmann —, gerade deshalb wirkt ein solch ungünstiger Eindruck viel nachhaltiger und verhängnisvoller. Er wird einfach zu einem unangenehmen Ereignis, über das man sich nachher nicht hinwegdisputieren kann. Wie schon bemerkt, ist das Verhältnis des Fachmannes zur Musik ein wesentlich anderes. Für die Gattung der Oper ist es überhaupt verändert, weil hier das Stoffliche der Handlung und der ganzen Aufführung hinzukommt.

Aus all diesen Erwägungen heraus bin ich für den Gedanken von Musikausstellungen eingetreten, bei denen vor einem besonders befähigten und zu lebhafter Teilnahme geneigten Hörerkreise das neue Schaffen in ausgiebiger Weise zu Gehör kommen würde, um dann erst nachher in wohlvorbereiteten Aufführungen einer weiteren Öffentlichkeit zugeführt zu werden.

Aber, und damit komme ich zum Eingang dieser Ausführungen zurück, der vorurteilslose Beobachter gewinnt den Eindruck, als verschöbe sich bei der Allgemeinheit das bisherige Verhältnis zur Musik und nähere sich dem bei den anderen Künsten bereits vorhandenen.

Die Tatsache, daß in diesem Sommer ein viertägiges Max-Reger-Fest und eine ganze Richard-Strauß-Woche mit starker Beteiligung der Öffentlichkeit veranstaltet werden konnten, zeigt, daß auch im Verhältnis zur Musik jenes „Interessiertsein" mächtig wird, das für das allgemeine Verhältnis unseres Publikums zur Kunst heute fast die Regel ist. Es ist bezeichnend, daß sich hier das Fremdwort „interessant" aufdrängt. In der Tat entspricht dieses

Verhältnis zur Kunst nicht dem deutschen Wesen, für das die Kunst nach Thomas schönem Worte „eine Herzensangelegenheit“ ist. Es liegt etwas Kühles, Verstandesmäßiges oder etwas Nervöses, Sensationslüsternes in diesem Interessiertsein gegenüber Kunstwerken. Im besten Falle — und das entspricht vor allem den romanischen Zuständen — ist es ein Verhältnis zur Form. Aber auch diese Form war uns Deutschen eigentlich immer das mindere im Vergleich zum Inhalt. Man darf es ruhig aussprechen, daß eine wirklich tiefe Liebe zur Musik eines Richard Strauß oder gar zu der Max Regers beim Nichtfachmann kaum möglich ist. Man braucht nur die Werturteile in diesen Konzerten zu hören, wie auch die Begeistertsten hauptsächlich darauf hinweisen, wie glänzend das alles gemacht sei. Und dann nehme man hinzu, daß auch die eifrigsten Vorkämpfer dieser Komponisten eingestehen müssen, daß der eigentlich thematische Gehalt ihrer Kompositionen geringwertig sei.

Wenn es nun doch Konzertunternehmungen wagen durften, das Schaffen dieser Tonsetzer in einer solchen Häufung vorzuführen; wenn sich äußerlich eine große Begeisterung zeigt, so wird man hier ja natürlich zunächst die große Macht der Mode und der Suggestion in Anschlag bringen müssen. Man wird ferner die Bildungsheuchelei nicht unterschätzen dürfen, die hier mitspricht und die von folgenden Erwägungen ausgeht: gegen Richard Wagner, Liszt, Bruckner, Brahms hat sich das musikalische Publikum zuerst ablehnend verhalten — es hat sich nachher beugen müssen. Wir ziehen es nun vor, lieber *zu* fortschrittlich zu sein. *Wir gehen mit dem Neuen mit, weil es neu ist.* Damit gewinnen wir für uns selber den Nimbus „interessanter“ Erscheinungen.

So unerfreulich diese ganze Einstellung wirkt, so wäre diese Erscheinung nicht besonders tragisch zu nehmen, wenn nicht neben alledem sich doch noch offenbarte, daß unser Publikum musikalisch falsch erzogen worden ist. Man hat ihm beim Musikgenuß mit allem Eifer das *naive* Verhältnis zerstört. Es finden keine Konzerte mehr statt, ohne daß Programmbücher ausgegeben werden mit Analysen der Werke, in denen Notenbeispiele eingestreut sind, die nicht nur für den Laien, sondern auch für den Musikliebhaber im allgemeinen völlig wertlos sind, ihn aber zu einer ganz falschen Hörweise anregen. Man braucht nur zu sehen, wie in unseren Konzerten diese Musikliebhaber in ihrem Programmbuch ängstlich verfolgen, bis die als Beispiel mitgeteilte Stelle ertönt. Das ist ein verstandesmäßiges Anhören von Musik, bei dem das beste gar nicht lebendig werden kann. Fast ebenso unglücklich wirken gewöhnlich die Vorträge, die in der Regel *vor* der Aufführung stattfinden, also den Hörer bereits darüber belehren, was er nachher zu empfinden hat.

Eng mit der Gesamtentwicklung unserer Musik verknüpft ist es, daß die Hörweise so stark auf die äußere Klangerscheinung der Musik gerichtet ist, daß wir so stark auf malerische Wirkung ausgehen und darüber das mehr architektonische Formgefühl zur Musik verloren haben. Bleibt das letztere immer ein Unglück, so wäre das erstere nicht so schlimm, wenn es nicht zu so bitterer Äußerlichkeit verführte, zu jener Äußerlichkeit, die sich bei den Komponisten im Massenaufgebot von allerlei Lärminstrumenten, in der Benutzung von allerlei nichtmusikalischen Geräuschmitteln — Rutenpeitschen und dergleichen — äußert, beim Publikum aber eine Vorliebe für krasse Effekte erzogen hat, die das feinere Hören allmählich abstumpft. Bleibt bei alledem nur ein Trost, der darin liegt, daß die begeistertsten Lobredner eines Richard Strauß etwa sagen: der Mann sei der stärkste Ausdruck unserer Zeit. Wenn er so ganz Ausdruck unserer Zeit ist, so bleibt die Hoffnung bestehen, daß er mit dieser Zeit überwunden werden wird. Das ist betrübend angesichts der außerordentlichen Begabung dieses Komponisten, aber schließlich doch wohl erfreulich für jenen, der sich nicht entschlagen kann, auch an musikalische Kunstwerke mit ethischen Forderungen heranzutreten.

Karl Storck



Joseph Reiter

Daß Joseph Reiters Werke in weiteren Kreisen nicht mehr bekannt sind, daß sich mit dem Komponisten unsere Presse so wenig beschäftigt, daß er so gar nicht Mode ist, setzt mich nicht in Verwunderung im Gegensatz zu so manchen, die, wenn ihnen mehr durch Zufall einige Schöpfungen dieses Komponisten bekannt werden, ganz erstaunt sind, daß so wertvolles Gut so wenig begehrt ist. Gewiß hat Joseph Reiter alle Eigenschaften, um sich die Liebe wahrer Musikfreunde zu erwerben, und ich bin der festen Überzeugung, daß diese Verehrergemeinde stetig wachsen und auf diese Weise in der Zukunft einmal die Zeit kommen wird, in der Reiters Name echte Volkstümlichkeit genießt. Eine Volkstümlichkeit von jener Art, wie sie Schubert zuteil geworden ist. Es kann auch sein, daß in dieser Zukunft Reiter sogar einmal „in Mode" kommt. Für Naturen seinesgleichen kommt die Mode immer spät. Keiner unserer großen Meister ist in Mode gewesen. Haydn nicht, Mozart, Beethoven nicht, von Schubert zu schweigen. Allenfalls haben sie im Alter es erlebt, daß ihre Verehrung zum guten Ton gehörte. Frühzeitig in Mode kommt ein Künstler nur, wenn er dem bereits vorhandenen Zeitgeschmack entspricht, oder auch, wenn seine Art so „interessant" ist, daß die Beschäftigung mit ihm den Verehrer selber wieder interessant macht. Diese letztere Form, zur modischen Berühmtheit zu kommen, ist eine neuere Erscheinung und hängt aufs engste zusammen mit der Entfaltung der journalistischen Kritik. Ich will hier keine Namen nennen, die meisten Leser werden es von selber tun.

Joseph Reiter ist als Künstler ein Gewächs von so selbstverständlicher Natürlichkeit, wie man es in der heutigen Musik kaum zum zweitenmal trifft. Nur besonders günstige Umstände können zu einer solchen Entwicklung führen. Reiter ist am 19. Januar 1862 zu Braunau am Inn in Oberösterreich geboren. Der Sohn eines Lehrers, das älteste in einer zahlreichen Kinderschar, ist er, wie das in musikalischen Lehrerfamilien — sein Vater war Organist und ein in engeren Kreisen geschätzter Komponist — ganz selbstverständlich geschieht, geradezu mit Musik großgezogen worden. Aber wohlverstanden, mit Musik, nicht mit Musiktheorie oder Musikunterricht. Man wird ans Instrument gesetzt, lernt gehörig Notenlesen und spielt. Hat man die Begabung, so wächst man auf diese Weise in die Musik hinein; sie wird einem wirklich zu eigen, sie wird einem Lebenselement, natürlicher Ausdruck des ganzen Daseins. Aus der Lebenspraxis heraus gesellt sich dann dem Klavier die Orgel, auch das Geigenspiel und Singen ohne weiteres hinzu, und im Laufe der Zeit spielt sich solch musikalisches Lehrerkind eigentlich durchs ganze Orchester hindurch. Vom modischen Musikweltgetriebe draußen klingt in ein Lehrerheim nichts hinein. Da sind die guten alten Meister: Joh. Seb. Bach obenan, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert; langsam nur kommt das neuere Gut hinzu. Das hat seinen Grund schon darin, daß die Musikalien um so teurer werden, je kürzere Zeit die betreffenden Komponisten tot sind, geschweige, wenn sie noch leben.

In jungen Jahren kommt man so natürlich zum Komponieren, wie sonst schier jeder Junge zum Dichten. Wie dieser die Sprache, hat man die Musik als Ausdrucksmittel gewonnen und wendet sie so gut es gehen mag an. Die Satztechnik, Harmonielehre, Kontrapunktik, alle diese Dinge sind einem ohne besondere Lehre so zu eigen geworden, wie dem dichterisch begabten Knaben die Form der Verse und Metren ohne Handbuch der Poetik. Ist ein so herangewachsener Mensch nun nicht bloß ein Talent, das in geläufigen Formen reproduziert, glüht in ihm die schöpferische Kraft, die ihn dazu zwingt, für ein persönliches Erleben gerade in der Musik den Ausdruck zu suchen, so stellt sich ganz von selber das Bestreben ein, die Mittel zu diesem Ausdruck aufs höchste zu steigern, sich zu bereichern. Dann holt man die Schulweisheit nach. Man eignet sich die Kniffe an, das ganze technische Rüstzeug, ohne das nun einmal nicht auszukommen ist. Aber es ist doch eben etwas ganz anderes, wenn man so als fertig-

Kreuz bei Mittenwald



C. Müller-Koburg

gewordener, innerlich reifer Mensch, als Künstler, der nun selber von sich reden will, weil er reden muß, sich die Technik aneignet, als wenn man zuerst in sorgfältig abgewogenem Schulgang mit all diesem technischen Rüstzeug aufs sorgsamste ausgestattet worden ist und dann gewohnheitsmäßig, fast pflichtschuldig die Gelegenheit aufsucht, sein technisches Können zu bewähren. Die Leute der zweiten Art, die unendlich häufiger sind, als man gewöhnlich denkt, werden ihr Leben lang die Eigenheiten der Technik, die ganze Mache für das wichtigste halten. Ihrer ganzen Natur nach müssen sie glauben, in den Besonderheiten dieser Technik liege das Wesen. Sie suchen mit aller Gewalt nach neuen Werten, nach neuen Klangkombinationen, nach originellen Zusammensetzungen der Instrumente und dergleichen mehr.

Dem anderen ist alles Technische niemals mehr als ein Mittel; er ist voll von Inhalt und will diesen Inhalt mitteilen. Gerade weil er etwas zu sagen hat, kommt es ihm darauf an, dieses klar und einfach zu sagen, denn er will verstanden werden. Der Kern bleibt bei ihm dauernd die Hauptsache, nicht die Schale. Solche Leute sind nicht „interessant" in jenem, der sich selber interessant gebärden wollenden Kritik so willkommenen Sinne, daß alles an ihnen „problematisch" ist, daß sich seitenlang darüber geistreicheln läßt, wie sie etwas gemacht haben. Das Problem, das auch bei dieser Künstlerart natürlich nicht fehlt, liegt ganz anderswo. Es ist ihre ganze Persönlichkeit, der Reichtum ihres Inhalts, der sich in einer verhältnismäßig leicht zugänglichen Form eher verbirgt. Denn je reicher einer ist, um so weniger trägt er seinen Besitz zur Schau. Etwas Verhüllendes, Zurückhaltendes kommt in ihn hinein. Er greift nicht gleich zu den stärksten Tönen, zu den größten Mitteln. Er hat in sich das Gefühl einer solchen Fülle und Stärke, daß er diese volle Kraft der Mitteilung sich für die höchsten Punkte aufspart, erst im Augenblick — sagen wir — der höchsten Not von seiner vollen Kraft Gebrauch macht. Diese Art ist zu allen Zeiten d e u t s c h gewesen. Deutsch bis zur Karikatur in der Gestalt des deutschen Michels, der unendlich viel erträgt, bis er endlich losschlägt. Dann aber ist er ein Schrecken für alle seine Feinde. In Joseph Reiter lebt urdeutsches Volkstum! und zwar das süddeutscher Art. Man muß wohl sogar auf seine engere Heimat Oberösterreich zu reden kommen. Da ist nichts von Wienerisch-Weichem, in dem doch auch viel Slavisches eingemengt ist. Es ist gute deutsche Bauernart: froh, kräftig, zuversichtlich, heiter, aber auch nachdenksam, versonnen und dem Grübeln über die tiefsten Dinge nicht abgeneigt. Aber Bejahung ist der Kern dieser ganzen Lebensanschauung, vorwärtsdrängende, aufwärts strebende Kraft: Siegfried.

Joseph Reiter ist Lehrer geworden und hat lange Zeit mühsam dem Schuldienst die Muße für seine Kunst abringen müssen. Er hat aber auch in der Lehrerzeit das Bedürfnis gehabt zu wirken als musikalischer Volkserzieher. Er hat Chöre geleitet, im Erarbeiten großer Kunst mit Dilettantenkräften ein besonders erwünschtes Ziel gesehen. Er hat große Kunstwerke (Oratorien von Händel), in denen er diese starke Volkskraft spürte, sich für dieses Volk geradezu erkämpft durch Neubearbeitung, durch Anpassung an die Bedürfnisse unserer Zeit. Reiter ist einer von jenen Deutschen, die nicht als Eigenbrödler und Sonderbündler sich vor dem Leben verkriechen; in ihm lebt stark das Verlangen der geistigen und seelischen Wirkung auf das Volk. Es kommt ihm weniger auf die Mitteilung seines ganz persönlichen, ihm allein gehörigen Empfindens an, als auf die Aussprache von Gedanken und Gefühlen, die das Volk ergreifen, begeistern, hinreißen. In der Hinsicht gehört er in die Reihe der Naturen wie Schiller und Wagner, wenn auch seine Art viel ausgesprochener den lyrischen Einschlag zeigt, als die der Genannten.

Wie in diesem sozialen Wirkungsbedürfnis — man verstehe das alles in rein künstlerischem Sinne — ein moderner Zug liegt, so auch darin, daß Reiters Musik durchaus aus dem Dichterworte und in Verbindung mit ihm herauswächst. Gerade darin scheint er mir nun eine ganz besondere Stellung einzunehmen. Reiter ist in hohem Maße Musikant. Es liegt in ihm eine starke Ton- und Spielfreudigkeit, die in früheren Zeiten eine solche Musikernatur unbedingt zur absoluten Musik hingeführt hätte. Das Dichten in Tönen ist aber nun zu einem

„aus dem Dichten heraus zum Tönen gelangen“ geworden. Es ist bei vielen Balladen und Liedern Reiters, aber auch in seinen Opern sehr hübsch zu verfolgen, wie durch den Vorstellungskreis der Dichtung angeregt, ein musikalisches Wogen entsteht, aus dem heraus sich nachher die mit der Dichtung verbundene Melodie erhebt. Das zeigt sich in Balladen und Liedern besonders darin deutlich, daß die Klavierstimme reich figuriert, in gebrochenen Akkorden auf und ab wogt, auch bestimmte Bewegungen auf lange Zeit hinaus festhält. Die Melodie steht darüber in einer Art geistiger Selbständigkeit. Melodisch aufs innigste verwandt mit der Klavierstimme, befleißigt sie sich im Gegensatz zu diesen rauschend bewegten Instrumentalstimmen einer knappen, möglichst scharfen und eindringlichen Deklamation des Dichterwortes. Bei dem Worte Deklamation fürchte man nun ja nicht jene trockenen „modernen“ Notenreihen, die im Grunde nichts mit Musik zu tun haben. Reiter ist Meister der Melodie, des wirklich sinnfälligen, im Gehör haftenden Notenganges. Die Melodien stellen sich ihm ungezwungen ein und sind von edelster Volkstümlichkeit, so daß, wenn man erst ein von ihm vertontes Gedicht einige Male mit seinen Melodiegängen gehört hat, diese sich einem unwillkürlich bei der Erinnerung an die Worte einstellen. Dabei hat er die Fähigkeit der Volksmelodie. Das tragende Thema in der Goetheschen Ballade „Der Sänger“ z. B. ist die von der Trivialität freie Vorahnung des Kehrreimes eines jetzt in Österreich bis zum Überdruß abgeleierten Gassenhauers („Hupf' mei' Mädele“). Ob bei dem Gassenhauer ein bewußtes verschleiertes Plagiat oder unbewußte Anlehnung vorliegt, ist für die Tatsache gleichgültig, daß dieser Komponist eben überhaupt noch Melodien findet, die die Fähigkeit zur höchsten Volkstümlichkeit in sich tragen. Man wird kaum eine seiner Balladen ohne solche melodischen Urkräfte finden, genau so wie Schubert auch in den rezitativisch gehaltenen Gesängen immer wenigstens eine derartig sinnlich bezwingende Melodiestelle hat.

Joseph Reiter hat eine große Zahl von Werken geschaffen. Die Opuszahl 100 dürfte erreicht sein. Die Bekanntschaft mit ihm beginnt man am besten mit den B a l l a d e n, deren einundzwanzig vom „Joseph Reiter-Verein“ zu Wien herausgegeben sind (Verlag Bosworth, Leipzig). Es sind meist wohlbekannte Texte, denen wir hier begegnen. Des Künstlers Bestreben ist, das Dichterwort zu möglichst starkem und vollem Ausdrucke zu bringen. Nirgendwo schiebt sich die Musik willkürlich ein oder lenkt von dem Gedanken der Dichtung ab. Die Instrumentalstimme gibt gewissermaßen das geistige und seelische Milieu, aus dem die Dichtung erblüht ist, und hält das ganze Gebilde einheitlich in der Stimmung zusammen. In der Deklamation der Singstimme gewahren wir eine gewisse Zurückhaltung, die aber nicht auf Armut an Empfinden, sondern auf dessen Männlichkeit beruht. Die Gefühle werden eben im Zwange gehalten, aber man spürt ihr Vorhandensein in einer bebenden Unterstimmung, die dann an den Hauptstellen sieghaft durchbricht, sei's in breit ausladendem lyrischem Strömen, sei's in dramatisch wuchtender Kraft. Der Komponist müßte kein Deutscher sein, hätte er nicht Humor, der zumeist in der Form liebenswürdiger Schalkheit auftritt. Nur selten sind dagegen die Züge äußerer Charakteristik. Der Komponist gehört glücklicherweise nicht zu jenen, die aus einzelnen Worten Anregung zu Tonmalereien gewinnen. Dagegen weiß er durch einzelne charakteristische Züge unser inneres Schauen auf eine bestimmte Vorstellung zu lenken und darin festzuhalten.

In Reiters L i e d e r n vereinigt sich das urmusikalische Verlangen nach geschlossener melodischer Liedform mit der tiefen Versenkung in den Text. Man möchte sagen, sie stehen zwischen Brahms und Hugo Wolf, und geben eine durchaus persönliche Verbindung dieser beiden scheinbar so gegensätzlichen Arten. Das alles nicht als Ergebnis grundsätzlicher Reflexion, sondern als Ausdruck einer glücklichen musikalischen Natur, die auch in der Wahl der Dichtung von selber zum innerlich Liedmäßigen greift und nur Texte wählt, in denen die Musik bereits schlummert.

Zuerst durchgedrungen ist Reiter mit seinen Chören. Auf diesem Gebiete, zumal im Männerchor, hat er nach meinem Gefühl nicht seinesgleichen. Nur die wenigen Chöre von

Schubert und Peter Cornelius wird man hier zum Vergleich heranziehen können. Eine so urgesunde und natürliche Verwertung des Stimmaterials, jegliches Fehlen all der zumal in der Männerchorliteratur so verbreiteten Mätzchen, die ganze Wirkung aufgebaut auf die Möglichkeit des Ausbreitens der Stimme. Immer wieder erleben wir bei diesen Chören ein — ich möchte sagen fächerartiges Sichausbreiten der Stimmen. Und diese Entfaltung des Tonmaterials deckt sich in wunderbarer Weise mit dem Geistes- und Gefühlsgehalt der Dichtung. Dabei wird diese meist sonst so äußerliche Form des Chorgesanges zu einer inneren Notwendigkeit. Die verschiedenen Stimmen vertreten gewissermaßen Individuen, als ob von verschiedenen Seiten aus der Blick auf den gleichen Kernpunkt gerichtet wäre. Nicht umsonst hat der Komponist auffallend viele Texte von tief beschaulichem philosophischen Inhalt. In seinem Chore „Ewigkeit" z. B. dient ihm die Form des Doppelchores dazu, aus der tief melancholischen Dichtung Stephan Milows den Aufschwung in die bejahende Weltauffassung zu gewinnen, indem hier der eine Chor aus der melancholischen Erwägung des einzelnen Individuums, daß es ein verschwimmendes Nichts sei, hinweglenkt zur großen Gesamtauffassung und zur feierlichen Anschauung des Ewigen. Daneben hat Reiter das volkstümliche Chorlied mit außerordentlichem Glück gepflegt. Das sind echte Volkslieder aus dem Geiste des Volkes von heute, glücklich in der Melodie, geradheraus, schlicht im Ausdruck und von einer frisch zupackenden Knappheit, der alles Überflüssige, alles bloß Formenhafte fremd ist.

Die innige Versenkung in das Dichterwort, das musikalische Schaffen aus dem Geiste der Dichtung heraus einerseits, andererseits diese Fähigkeit, die musikalische Polyphonie geistig und seelisch nutzbar zu machen, wie sie sich in den Männerchören offenbart, sind die wesentlichsten Eigenschaften des Musikdramatikers. Gewiß gehört dann noch dazu — und wir Deutsche sehen zu unserem Schaden allzu leicht davon ab — das echte Theaterblut, der Sinn für theatralische Wirkungen. Nun, ich glaube, Reiter besitzt auch das letztere, zwar nicht in der doch eigentlich recht billigen Form der Theaterreißerei, wohl aber in der bedeutenden Art der lebendigen Anschauung der Szene und in der Rücksichtslosigkeit gegen überkommene musikalische Formen. Auch er empfängt das Gesetz der Formgebung aus dem Inhalt. Diese echte dramatische Anlage bewahrt ihn in gleicher Weise vor der Nummernoper alten Stils und vor einem wagnerianischen Sprechgesang, der unter den Händen fast aller Nachahmer Richard Wagners dramatisch unlebendig geworden ist. Die geschlossene Musikform kann gerade im Musikdrama in außerordentlichem Maße dramatisch wirken, weil sie das Auskosten einer Situation in höchstem Grade gibt. Natürlich kommt es dabei auf die Stoffe an, und da haben wir bei Reiter den glücklichen Fall, daß er nicht Bauern in Nibelungenstiefeln auftreten läßt, sondern den Stil seiner musikalischen Sprache aus den Charakteren der vorgeführten Persönlichkeiten gewinnt. Reiter hat bis jetzt drei Opern geschaffen: ein Singspiel „Klopstock in Zürich", die einaktige Oper „Der Bundschuh" und endlich das Tanz- und Singspiel in drei Aufzügen „Der Totentanz". Für alle drei hat er in Max Morold einen Dichter gefunden, der ihm offenbar wesensverwandt ist, so daß beide in glücklichster Weise einander in die Hand arbeiten. Morold bestätigt uns dieses Verhältnis in seiner warmherzigen Biographie Reiters, aus der wir auch erfahren, daß der Komponist bereits bei der Dichtung in seiner Art wesentlich mitarbeitet.

Das Idyll „Klopstock in Zürich" ist mir nicht bekannt. „Der Bundschuh" behandelt eine Episode aus den Bauernkriegen. Ein grell beleuchtetes Bild aus dem Lagerleben der Bauern; ihre Unfähigkeit, größere Gesichtspunkte zu gewinnen; der wechselseitige Neid; die Kleinlichkeit ihrer Auffassung; ihr fanatischer Haß. Von diesem Hintergrund hebt sich die starke Persönlichkeit des Bauernführers Hans Fuchs leuchtend ab: eine heldische Natur, der Sache voll hingegeben, aber gerade darum die Freiheit und den Adel seiner Persönlichkeit unbedingt behauptend. So zwingt es ihn zu der gefangenen Edelfrau Ehrengart, wie auch sie in ihm den ebenbürtigen Edelmenschen erkennt. Da sich beide nicht gehören können, können sie doch sterben; allerdings nicht in opernhaft sentimentaler Weise. Hans ersticht die Geliebte,

die von ihrer Verachtung des Bauernhaufens nicht lassen kann, um sie der gemeinen Ermordung durch die Masse zu entziehen. Er selber fällt im Kampf gegen die hereinbrechenden Feinde, gegen die er seine Schar zu einem letzten Siege führt. — Die musikalische Fassung gemahnt an einen alten deutschen Holzschnitt. Alle Striche sind scharf, aber die Linienführung bleibt in der Schwingung schön. Und wie alle unseren großen deutschen Meister des Bildes, hat auch dieser Deutsche die Freude an der Einzelheit, die sich aber immer dem großen Ganzen unterordnet; nur bietet eben diese Liebe zur Einzelheit die Gelegenheit, auch in das düstere Gemälde helle Lichter aufzusetzen, in das Gemenge von wilderregter Leidenschaft die tiefe Innerlichkeit einer hohen Liebe und sogar scherzhaften Humor einzuweben.

Der „Totentanz“ behandelt eine schlesische Sage, die auch Hans Sommer den Stoff zu einer Oper „Rübezahl“ abgegeben hat. Gerade im Hinblick darauf brauchte ich oben das Wort von Bauern in Nibelungenstiefeln. Hier sind's freilich Bürger. Es ist ganz meisterhaft, wie Reiter es verstanden hat, volkstümliche, sinnlich blühende Melodik diesem in manchen Abschnitten sehr düsteren Werke zu bewahren. Dadurch hat er auch von vornherein erreicht, daß im Hörer das Gefühl eines glücklichen Endes nie erlischt, und auch der grausige Spuk mit dem Zuge der allzu früh vom Tod hinweggerissenen Mädchen bleibt im Rahmen eines im Grunde doch von Lebensheiterkeit erfüllten Bildes.

Diese beiden Werke haben ihre Bühnenfähigkeit bereits erprobt. Es wäre nur eine Strophe mehr in dem ohnehin so langen Klageliede über die Verhältnisse unserer Opernbühnen, wenn man nach den Gründen forschen wollte, weshalb diese beiden edlen, durchaus volkstümlichen und kerndeutschen Werke noch keine weitere Verbreitung erlangt haben. Leider bilden ja gerade die eben hervorgehobenen wertvollen Eigenschaften ebensoviele Gründe für die Gleichgültigkeit unserer Bühnenleiter.

Reiters echte, dramatische Natur hat sich dann auch in seinem größten Chorwerke, dem Requiem, geoffenbart; hier im Verein mit tiefinnerlicher Religiosität. Daß dieses auch an rein musikalischer Schönheit blühend reiche Werk trotz seiner außerordentlich erfolgreichen Aufführung in Wien noch keine weitere Verbreitung gefunden hat, ist noch viel unbegreiflicher, als die Beschränkung der Opern auf wenige Bühnen. Es scheint aber nun einmal in unserem deutschen Musikleben unvermeidlich zu sein, daß immer erst nach Jahren grober Vernachlässigung Unrecht gutgemacht wird. Es muß immer erst zu diesem Unrecht kommen, statt daß man von vornherein sich bemüht, unseren schöpferischen Meistern ihr Recht werden zu lassen. Freilich, Reiter wird darum den Mut nicht sinken und sich in seiner Schaffensfreude nicht stören lassen. Hat er doch in einer besonders kräftigen Vertonung sich den alten deutschen Spruch zu eigen gemacht: „Ich achte meine Hasser nicht mehr als Regenwasser, das von den Dächern niederfließt; und ob sie mich beneiden, sie müssen dennoch leiden, daß Gott mein Helfer ist.“

Storck





Sozialismus — Religion?

Auf dem Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt sprach ein Sozialist über den „Sozialismus als eine neue Stufe der Religion“. Der Gedanke, daß der Sozialismus eine Religion sei, ist innerhalb des sozialistischen Gedankenkreises nicht neu, nicht originell; das erklärt sich aus der schöpferischen Unfruchtbarkeit, die den Sozialismus überall kennzeichnet, wo er sich vom politischen Gebiet in das der höheren Kultur, der Religion, Kunst und Wissenschaft verirrt. Doch über dieses Kapitel klagen, wie ich höre, einsichtige Freunde des Sozialismus längst unter sich. Allgemein interessant ist an jenen Darlegungen über den Sozialismus als Religion die in ihrer Naivität typische Unklarheit über das Wesen der Religion überhaupt — eine Unklarheit, die nachgerade epidemisch ist und ein Streiflicht verdient. Kritikloser können Ethik und Religion kaum mehr vermengt werden, als es dort geschah. Es ist schon schal genug, wenn die Ethik zur bloßen Magd der Gattung, zur Gattungsmoral herabgedrückt; wird aber auch noch die Religion in diesen — man verzeihe ein triviales Bild für eine triviale Sache — in diesen Wurstkessel der Gattungsduselei zu schlachten, ist unerlaubt! Das feine und edle Problem der Religion, wie es im Christentum trotz mancher dogmatischer Verdunkelung dennoch tief und reif enthalten ist, kann in seiner Lösung unmöglich „fortschreiten“, wenn es in seiner Erkenntnis zurückschreitet. Der Kern des Problems ist aber, daß es dem einzelnen, dem Individuum einen absoluten Wert über dem Allgemeinen, der Gattung, ja über aller Ethik zu sichern sucht. Man muß um mehr als ein halbes Jahrhundert zurückgehen, um einen Theologen zu finden, der dieses „Δός μοῦ ποῖ στῶ“ aller zeitgemäßen Religion und besonders des Christentums in seiner gewaltigen, hinreißenden Bedeutung ergriffen hat. Ich meine den großen Dänen Kierkegaard, den eine Gesamtausgabe (bei Diederichs-Jena) zu guter Stunde neuerweckt. Zur Abweisung „neuer Stufen der Religion“, die reaktionär, weil grenzverwischend sind, und zur Wegweisung wahren Fortschritts genügen hier zwei seiner Worte: „Es ist recht bequem, das ganze Dasein von der Idee des Staates oder einer Gesellschaft aus zu nivellieren. Von diesem Standpunkt aus kann man sehr leicht vermitteln. Denn man kommt gar nicht zu dem Paradox, daß der einzelne als solcher höher steht als das Allgemeine, was ich auch bezeichnend in dem Satz des Protagoras ausdrücken kann, daß die ungerade Zahl vollkommener ist als die gerade.“ Und ergänzend: „Das Paradox des Glaubens ist also dieses, daß der einzelne höher steht als das Allgemeine.“

* H. L.

Wenn ihr nicht werdet ...

Beim Durchblättern einer literarischen Zeitschrift machte ich neulich folgende Beobachtung.

Da berichtete ein Schriftgelehrter über „Ibsen an der Arbeit“; es fesselte mich nicht; gewiß alles richtig, gewiß soll Ibsens Bedeutung nicht angefochten werden; aber kalt, kalt. Ein andrer erging sich umständlich über das Oberammergauer Passionsspiel. Eine niederdeutsche Schriftstellerin sprach klug und

schön über Lyrik. Es fehlte nicht an sicherlich verständigen Besprechungen neuer Bücher. Nichts von alledem ließ mich aufhorchen. Da stieß ich im gelassenen Durchblättern des Heftes plötzlich auf folgende Sätze: „Kein Klageton kam über ihre Lippen. Wenn es ihr in ihrer Atemnot schwer wurde, so redete sie sich selbst zu: ‚So, so, nun ist's gut.' Wenn sie am Schluß ihres Kindergebetes die Worte hinzufügte: ‚Lieber Gott, mach' uns doch bald wieder besser,' konnte sie wohl korrigieren: ‚Ich bin aber nicht krank, Mama.' Als in den letzten Tagen ihr Stimmchen zu einem kaum hörbaren Lispeln zusammengebrochen war, lag sie dennoch mit demselben freundlichen Gesichte da und versicherte, so oft man sie fragte, wie es ihr gehe: Gut! Ja, als sie nicht mehr sprechen konnte, nickte sie dem Fragenden diese Antwort noch zu. Es war in der Nacht vom 19. zum 20., daß ich, an Ernstchens Bette wachend, meine Frau rufen ließ, weil ich glaubte, sein Todeskampf sei angebrochen. Statt seiner fährt plötzlich Elisabethchen aus einem leisen Schlummer auf, versucht zu husten, es gelang nicht mehr, und augenblicklich brach sie zusammen, die Augen richteten sich helleuchtend gen Himmel, und der Todeskampf war da. In diesem Zustand, mitunter leise schlummernd, aber mit glänzendem Angesicht, die Augen voll Klarheit der zukünftigen Welt unverwandt gen Himmel gerichtet, aber für diese Welt ganz abgestorben, blieb sie bis fünf Uhr morgens, wo sie auf des Vaters Schoß die letzten bangen Atemzüge aushauchte."

Lieber Leser, ich bekenne, daß diese Sätze endlich mich fest und ganz zu fesseln vermochten. Hier war ein schlichtes Stückchen Leben, ein tiefer und einfacher Glaube an das Übersinnliche, ein Weben und Atmen in diesem wissenden Glauben — und das machte mich selber warm und zwang mich in seinen Bannkreis. Es waren übrigens, was ich nachträglich erst bemerkte, Abschnitte aus einem Buche des verstorbenen Pastor Bodelschwingh („Aus der Schmelzhütte"), worin er vom Sterben seiner vier ersten Kinder erzählt. Ach, dacht' ich, was soll uns all das ästhetisierende Geschwätz! Was soll uns dieser heillose Intellektualismus des modernen Zeitungswesens! Ein sterbendes Kind — wie unendlich tief, gewaltig, ans innerste Herz greifend!

So entsinne ich mich eines Gemäldes, das einen lächelnd sterbenden Knaben, seinen dumpf verzweifelten Vater, die erschöpfte Mutter darstellt. Auch vor diesem Gemälde kam es mir zum Bewußtsein: das Leben, seelisch erfaßt, ist rührend einfach und von erhabener Tiefe. Und wie verbaut man uns das Leben! Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . . L.

*

Katholizismus und Theismus

Mit dem Glauben an Gott schwindet das Zentrum, das die Individualseele wie den gesellschaftlichen Kosmos im Gleichgewicht erhält. Darum bedeutet es eine Beruhigung für den vorurteilsfreien Menschenfreund, daß sich die deutschen Katholiken, wie ihre Jahresversammlung der Welt soeben wieder gezeigt hat, um den zur christlichen Religion geklärten Theismus als undurchbrechbarer Schutzwall scharen. Aber wenn ihre Redner behaupten, ohne den Glauben an einen persönlichen Gott könne man kein guter Mensch sein, so widerlegt sie die Erfahrung: grade aus der menschlichen Güte haben sich die stärksten Zweifel an einem Gott erhoben, der eine leidvolle Welt erschaffen habe. Und eine Anmaßung ist es, wenn sie immer wieder i h r e Auffassung der christlichen Religion für die allein berechtigte, alle davon Abweichenden für Irrende erklären. Das Urteil der Weltgeschichte richtet sie: die Staaten sind in dem Maße wohlgeordnet und festgegründet, als sie sich von der Herrschaft des Papsttums befreit haben. Vollends töricht ist es, wenn der Justizrat Bachem die göttliche Stiftung des Papsttums damit beweisen will, daß es mit ihm keine Dynastie in der Dauerhaftigkeit aufnehmen kann, sei doch der gegenwärtige Papst der 268ste. Die ersten der in alten Verzeichnissen genannten römischen Bischöfe sind legendare Nebelgestalten; die historisch beglaubigten römischen Bischöfe der ersten Jahrhunderte aber sind keine „Päpste" gewesen. In der Zeit des Konstanzer Konzils, wo drei Päpste einander verfluchten, hat das Papsttum selbst seinen Anspruch auf

göttliche Einsetzung und Unfehlbarkeit ad absurdum geführt, und seit der Reformation wird der Papst gerade von dem kulturmächtigsten Teile der abendländischen Christenheit nicht mehr als Oberhaupt anerkannt. Die weltliche Herrschaft endlich, die ehedem einigermaßen dazu berechtigte, die Papstreihe mit den Reihen von Staatsoberhäuptern zu vergleichen, ist unwiederbringlich dahin. Daß jene Reihe länger ist, als jede Reihe von Staatsoberhäuptern oder gar von Regenten derselben Dynastie — von der Reihe der Kalifen gilt dasselbe —, erklärt sich sehr einfach: große Religionsgesellschaften sind eben viel langlebigere Gesellschaftsorganismen als Staaten.

Die in Haß gegen das Christentum ausartende Kirchenfeindschaft, die auch in Augsburg wiederum beklagt worden ist, wurzelt in dem Abscheu vor den Verbrechen, welche die Hierarchie in Zeiten verübt hat, wo sie die Macht dazu besaß, und diese Feindschaft wird gesteigert durch das vergebliche Bemühen der Ultramontanen, jene Verbrechen mit einem Heiligenschein zu verhüllen. Die wirklichen Verdienste der Kirche werden sich außerhalb des Kreises der Kirchgläubigen, der in katholischen Ländern noch kleiner ist als in protestantischen, erst dann Anerkennung erringen, wenn die Kirchgläubigen aufhören, ihren Gegnern das Unmögliche zuzumuten, daß sie die Menschlichkeiten, ja die Teufeleien der Orthodoxie als das absolut Wahre und Göttliche anerkennen sollen.

Die dieser empörenden Zumutung entgegentreten, sind nicht Feinde, sondern die echten Freunde des Christentums.

Falsch ist auch die These Ebenhochs: „Zwei Weltanschauungen liegen seit dem Sündenfall miteinander im Streit: bis Christus die theistische und die atheistische, seit Christus die katholische und die akatholische.“ Vor Christus hieß der Gegensatz: poly- und monotheistisch, heute heißt er: atheistischer Monismus und Christentum. Die ultramontane Weltanschauung, die hier doch wohl mit der katholischen gemeint ist, kommt für den historisch und philosophisch Gebildeten nicht mehr in Betracht. K. J.

*

Selbstschätzung

Wenn der Kaiser, Blättermeldungen zufolge, beim Abschied von Posen zu Oberbürgermeister Wilms u. a. sagte: „Kinder, ihr habt genug. Ich habe euch hier alles sehr schön gemacht, ich habe alles getan, was ich tun konnte, das andere ist nun eure Sache,“ so ist das wohl auch ein Beitrag zu dem Kapitel „meine Truppen — deine Truppen“. Recht humoristisch wirkt es dann allerdings, wenn man in einem kleinen Lokalblättchen gleich unter dieser Notiz den Ausspruch des früheren Finanzministers, Freiherrn von Rheinbaben, gegenüber dem früheren Oberbürgermeister von Posen liest: „Sie sind der teure Mann, mich hat der Spaß in Posen 35 Millionen gekostet“. Also hat doch nicht einer alles gemacht, sondern auch noch ein anderer mitgeholfen, wenn auch nur mit 35 Millionen — nämlich der Staat, oder deutlicher gesagt: jeder steuerzahlende, preußische Bürger, oder sollte heute noch der alte französische Königsspruch gelten: „L'État c'est moi“?

Wenige Tage darauf wird in Königsberg der schöne Satz gesprochen: „Seitdem sind die hohen Herren (gemeint sind: Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III.) dahingegangen und sind für uns historische, heroische und von der Sage umwobene Gestalten geworden.“ Vieles geht heute schneller als ehedem, aber Sagen spinnen und weben mag doch wohl im Mittelalter besser und schneller gegangen sein als heute. Vierzig Jahre sind in unserer Zeit nicht fähig, um die wackeren Männer, die Deutschlands Einheit begründet haben, einen mystischen Sagenkranz zu winden.

Achtung und Ehrfurcht wollen wir jenen Tapferen und auch den Großen unserer Zeit entgegenbringen, aber einen mittelalterlichen Ahnenkult und ein Außer-acht-lassen des mitschaffenden Volkes, das wollen wir nicht.

E. M. jr.

*

Zur Königsberger Kaiserrede

Wenn man das Sensationsbedürfnis des lieben Publikums und der diesem dienenden Zeitungen nicht kennte, so müßte einem

der Sturm, den die Königsberger Rede Wilhelms II. im Blätterwalde erregt hat, höchst verwunderlich vorkommen. Daß die Hohenzollern ihre Krone nicht von Volksversammlungen oder, wie Wilhelm III. die englische, von einem Parlament empfangen haben, ist eine geschichtliche Tatsache. Wenn der Kaiser diese Krone von Gottes Gnaden verliehen sein läßt, anstatt von der geschichtlichen Entwicklung, so hat er sich eben der christlichen statt der modern wissenschaftlichen Redeweise bedient, und da vorläufig die christliche Religion noch nicht verboten ist, so muß es auch erlaubt sein, sich öffentlich zu dem Glauben zu bekennen, daß die geschichtliche Entwicklung nicht blind verläuft, sondern unter der providentiellen Leitung, die, wenn sie als eine Wohltat empfunden wird, Gnade genannt zu werden pflegt. Derselbe Glaube rechtfertigt es auch, wenn sich der Kaiser als Instrument Gottes fühlt, nicht des „Unbewußten" oder der „Naturzüchtung" oder des blinden Zufalls. Und wenn er sich auf seinem Wege von Tagesansichten und Meinungen nicht beirren läßt, so tut er nichts anderes, als was jeder selbständig denkende Mann von Charakter tut. Gefährlich kann ja das lebhafte Bewußtsein, ein Instrument Gottes zu sein, dem Herrscher und seinem Volke werden; dann nämlich, wenn er den Willen Gottes nicht aus den realen Zuständen und Verhältnissen zu erkennen strebt, sondern der Einbildung verfällt, er sei inspiriert, und sein Ziel und die Mittel, es zu erreichen, seinen Phantasien und Gelüsten entnimmt. Aber diese Gefahr ist bei unserem Kaiser ausgeschlossen. Daß er das Gottesgnadentum nicht im Sinne der durch die geschichtliche Entwicklung außer Kurs gesetzten Legitimisten versteht, wird durch zweierlei bewiesen: Er hat niemals die Gültigkeit der Annexionen von 1866 bestritten, durch welche drei „legitime" Monarchen depossediert wurden, und er hat die Verfassung beschworen; hat auch in den 22 Jahren seiner Regierung niemals einen Schritt getan, der als Verletzung der Verfassung gedeutet werden könnte. Sein charakteristischer Fehler besteht darin, daß er oft Worte spricht, die mißdeutet werden können, mitunter auch Worte, die wie eine Verheißung oder Drohung aussehen, denen aber keine Tat der Erfüllung folgt. Freilich ein verhängnisvoller Fehler, nur daß er nicht die Volksrechte kränkt, sondern die Autorität der Krone schwächt. C. J.

*

Tschechische und deutsche Jungen

In einer tschechischen Zeitschrift hatte der deutsch-böhmische Abgeordnete Professor Morawetz, in seinem bürgerlichen Beruf Schulmann, den Bericht eines tschechischen Lehrers gelesen, der seine Schüler einen Aufsatz mit dem Gegenstand: „Was würde ich tun, wenn ich König wäre?" hatte ausarbeiten lassen. Die Antworten ließen in schlagender Weise erkennen, daß die innersten Wünsche bei diesen etwa 12jährigen tschechischen Knaben ausschließlich von nationaler Leidenschaft, mit anderen Worten: von wildem Haß gegen die Deutschen eingegeben waren. „Wenn ich König wäre, würde ich die Deutschen aus Böhmen hinaustreiben" ... „Wenn ich König wäre, würde ich in Eger das tschechische Wappen aufpflanzen" usf. Um nun zu sehen, welcher Art das Ideal deutscher Knaben ist, ließ Prof. Morawetz die gleiche Frage von 106 gleichaltrigen Knaben seiner Schule beantworten. Die Antworten lauteten: „Ich würde Spitäler und Krankenhäuser bauen" ... „Ich würde den Soldaten doppelten Sold geben" ... „Ich möchte Kirchen bauen" ... „Ich möchte Schulen bauen und brave Schüler mit Geld unterstützen" ... „Unerkannt ginge ich im Volk umher, als Bettler verkleidet, und wer mir eine Gabe gibt, dem reichte ich eine 100 Kronennote" ... Kein Gedanke an die Nöte des eigenen deutschen Volkstums. Nationale Leidenschaft, wüster Deutschenhaß bei den Tschechen, überfließende, aufopfernde, ganz allgemeine Menschenliebe bei den Deutschen. Herzige Jungens, diese kleinen deutschen Menschenfreunde und Humanitätsapostel! Wer wollte sie um ihrer edlen, philanthropischen Gesinnung willen tadeln? Und doch, welch erschreckender Mangel an gesunden nationalen Instinkten! Nicht einer von den 106 denkt im Lande brutaler Verfolgung, ja körperlicher Mißhandlung Deutscher des eigenen bedrohten Volkstums!

Schulen will einer bauen, schlechthin Schulen; daß es deutsche sein müssen, kommt ihm nicht in den Sinn! Für den Deutschen Schulverein fällt keine „100 Kronennote“ ab, und — „wenn ich König wäre“! . . . Bei solchem Überschwang zerfließender, nur allgemeiner „Menschenliebe“ kann einem um die Zukunft des deutschen Menschen wirklich bange werden. . . . Deutsche Volkserzieher vor die Front! * Gr.

Nationale Erziehung

Das Taunusgelände bei Eppstein war am ersten Sonntag im August Schauplatz einer Schlacht. Von Osten her rückten zwei feindliche Armeen Preußen wider die erschrockenen Bayern, die sich heldisch in Wehr setzten. Dieses Kriegsspiel wurde vom — Deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverband veranstaltet. Die Lehrlingsabteilungen von Frankfurt und Oberursel spielten die Preußen, die von Wiesbaden die Bayern. Den Schluß des Tages bildete Spiel und Gesang. Der nötige Proviant wanderte im Rucksack mit; außerdem hatte jeder Teilnehmer 1 ℳ zu berappen, wofür er vom Verband die Fahrkarte, eine Armbinde (Unterscheidungszeichen im Kampf) und ein Liederbuch (!) erhielt. Der D. H.-V. glaubt damit drei Fliegen auf einmal erwischt zu haben: nämlich die Hebung deutschen Volksbewußtseins, die Freude am Gesang und die Fühlung der Jugend mit der Natur! Das waren tatsächlich die Äußerungen, die in den Voranzeigen des „Manövers“ durch die Blätter liefen. Unseres Erachtens lassen sich Gesang und Liebe zur Natur besser ohne Schlachtenlärm üben, und wenn die Herren Jungens raufen wollen, was gewiß ganz gesund und unschädlich ist, so sollen sie beim schönen Indianerspiel bleiben; aber Krieg zwischen Preußen und Bayern, das haben wir wahrhaftig nicht nötig, auch nicht zum Scherz. Vielleicht veranstaltet der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband einmal unter seinen Lehrlingen eine Umfrage, welche Gefühle das Motiv des Bruderkampfes nach der Seite nationaler Erziehung hin geweckt habe.

Civis

*

Deutsch!

Der Kranke nimmt, um seine Schmerzen zu lindern, seine Zuflucht zum Morphin. Der Leidtragende sucht bei der Flasche Vergessenheit. Wir trachten mit dem Worte „deutsch“ unsern Mangel an Nationalgefühl und Nationalstolz zu verbergen. Unser schönes, liebes Wort dient uns als Narkotikum. Ich fange an, es zu hassen. Die schönste Melodie wird uns zuwider, wenn wir sie an allen Orten und zu jeder Stunde leiern hören! —

Deutsche Zeitung, deutsche Bücher, deutsche Worte, deutsche Erziehung, deutsches Leben, deutsche Nahrung tönt es uns von allen Seiten entgegen. Was heißt das alles? Wir arbeiten, lehren und schreiben doch nicht für Neger und Mongolen? Was wir leisten, ist und muß deutsch sein. Sind zwei Männer beisammen beim Bier, so teilen sie sich gerührt mit, daß sie Deutsche sind, — gesellt sich jedoch ein Fremder zu ihnen, so schreien sie ihm sofort das „how do you do?“ oder bon jour entgegen! Pfui, ist das alles ekelhaft!

Ich hörte niemals aus dem Munde eines Engländers, daß er Engländer sei — er ist es, das genügt ihm, er bleibt auch Engländer, wo immer er sich befindet. Rücksichtslos setzt er sich über alle sogenannten Völkerrechte hinweg, wenn sie den Interessen seiner Nation nachteilig sind. „Right or wrong my country“ ist der Wahlspruch aller Briten. Das Wort „english“ führen sie untereinander nicht im Munde. Zu was sollten sie auch? Sie brauchen kein Narkotikum.

Der Engländer trinkt mit größtem Behagen unsere Mosel- und Rheinweine. Daß er sie mit Wasser mischt, ist eine Geschmacklosigkeit und zeigt, daß er für die Poesie unseres Rheinweines kein Verständnis hat. Da bei ihm keine Reben wachsen, so trinkt er unsere Weine, Engländer bleibt er deswegen doch —, möglich, daß er uns um unsern Vater Rhein beneidet. Uns schlägt man eine „deutsche Nahrung“ vor. Gleichzeitig jedoch werden uns in Wort und Schrift die Vorteile einer Pflanzenkost geschildert und die Folgen des Alkohols in den schwärzesten Farben gemalt. Die Vegetarier möchte ich doch darauf auf-

merksam machen, daß wir zu dem fleischfressenden Tierreich gehören, diese Tatsache kann man ja leugnen, daß aber Pflanzenkost antideutsch ist, sollte jeder, der das Wort deutsch im Munde führt, wissen. Aszeten und Vegetarier waren die alten Germanen nicht, sie waren sogar starke Esser und verspeisten das von ihnen erlegte Wild. Daß sie Met aus Trinkhörnern und nicht aus zierlichen Gläsern tranken, dürfte bekannt sein. Heißt es doch in dem alten Liede:

„Die alten Deutschen waren
Stets tapfer in Gefahren
Und lustig beim Pokal."

Mit der deutschen Nahrung ist es wirklich nichts. — Man eifert gegen den Gebrauch eingeführter Genußmittel. Wohl sollen wir uns vom Auslande unabhängig machen und unsern Bedarf an Nahrungsmitteln im eigenen Lande herstellen. Es gilt, unsere Landwirtschaft und unsere Viehzucht zu unterstützen; da wir aber nicht hinter einer chinesischen Mauer leben, erfordern unsere Handelsinteressen die Einfuhr jener Produkte, die wir infolge klimatischer Verhältnisse nicht bei uns bauen können. Ich trinke täglich Kaffee und Tee, diese ausländischen Genußmittel tun meiner patriotischen Gesinnung keinen Abbruch. Was mein Nationalgefühl anbetrifft, so nehme ich es nicht nur mit den Deutschen in Österreich, sondern auch mit allen im Deutschen Reiche auf. Mit Albernheiten machen wir uns nur lächerlich, wir fordern den Spott unserer Gegner heraus und verzetteln unsere Kraft, die wir wahrlich für ernstere Dinge brauchen sollten. Es gibt vieles bei uns, das nicht deutsch ist und das dem germanischen Geiste widerspricht — sich aber bei uns einnistet. Wir verschließen die Augen und sehen nicht, wie man immer mehr den germanischen Geist zu unterjochen versucht. Innere Feinde sind schon lange an der Arbeit, wir hören sie nicht. Über unser liebes Wort „deutsch" lächeln sie nur, und je lauter wir damit prahlen, je siegesgewisser werden sie. Den Glauben, wir könnten uns zur Wehr setzen, haben sie längst verloren. K. v. R.

*

Abgelegtes Kriegerdenkmal gesucht

In der „Augsburger Abendzeitung" findet man diese Anzeige: „Kriegerdenkmal. Ein Kriegerverein sucht ein Denkmal zur Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg um mäßigen Preis zu erwerben. Offerten unter A. 22 650 befördert das N. K. der A. Abd.-Ztg." Es wäre interessant, zu erfahren, wie viele abgelegte, aber noch gut erhaltene Denkmäler auf dieses Gesuch offeriert worden sind. Daß noch kein Unternehmer sich gefunden hat, der patriotische Denkmäler en gros auf Lager hält! Um minderbemittelten Vereinen entgegenzukommen, sollte er sie auch gegen Abzahlung verkaufen oder auf Leihkontrakt vermieten. Auf diese Weise wäre jeder patriotische Deutsche in der Lage, sich sein Privatdenkmal zu leisten. Gr.

*

Courtoise Monarchie

Dem Rohrleger Otto Becker in Berlin, Swinemünder Straße, der im August 1909 unter eigener Lebensgefahr eine Königsberger Frau vom Ertrinken rettete, wurde dafür im Juli 1910 eine öffentliche Belobigung zuteil. Der Münchner Schüler Thomas Belmer rettete ein Kind aus dem strudelnden Auer Mühlbach, was ihm erst nach mehrmaligem Untertauchen gelang; der 13jährige Hermann Lem „mit vieler Mühe" ein Mädchen aus dem Altwasser der Isar. Beiden wurde die öffentliche Anerkennung ausgesprochen. Die Genannten waren noch mit Kleidern bei dem Rettungswerk beschwert.

Nachrichten zufolge erhielten deutsche Rettungsmedaillen: die herzhafte Königin, nunmehrige Königinmutter von Portugal, die von ihrem Boot aus einen Portugiesen rettete; eine bayerische Rittmeistersfrau, die mit mutiger Geistesgegenwart die brennenden Kleider ihrer Köchin löschte; ein wackerer norddeutscher Junge, Sohn einer sehr sympathischen Schriftstellerin, der die beim Baden neben ihm untergehende eigene Schwester ans nicht nahe Ufer brachte; ein Herr von der Berliner Finanz, der nach Mommsens Tode

WILHELM RAABE.

Relief vom Raabe-Denkmal



Ernst Müller-Braunschweig

gestand, badenderweise einmal den penibeln Gelehrten der Menschheit noch länger erhalten zu haben. Ich benörgele den Einzelfall nicht, auch nicht die obige Zurückhaltung im Maß der Anerkennung, wenn sie auf strenger Prüfung beruht. Die Belege ergeben immerhin eine Gegenüberstellung.

Standesrücksichten als Gesichtspunkte, die für die Rettungsmedaille ins Gewicht fallen könnten, das sind überaus schwer hinzunehmende Merkmale für das berühmte soziale Gewissen der modernen Monarchie. In einer Hinsicht mag es ja begreiflich sein, wenn bei der rapiden Wertminderung aller sonstigen Orden, Titel, Auszeichnungen und Aufmerksamkeiten auch schon der Erfreuungswert der Rettungsmedaille etwas nüanzierter ins Augenmerk gezogen würde, begehrend oder gewährend, und wenn nicht jedesmal so viele Umständlichkeiten nötig sind, wie anscheinend bei dem Rohrleger Otto Becker, dessen öffentliche Belobigung zum Fertigwerden elf Monate brauchte.

Bei alledem, verschiedenes Maß in solchen rein menschlich zu wägenden Angelegenheiten, eine unstrenge Auffassung der schönsten Gerechtigkeiten und Belohnungsrechte, für die der obersten Staatsstelle der Maßstab im Namen der Gesamtheit anvertraut ist, darin würde Mehrung einer Gefahr liegen, die letzten Endes auflösender werden kann, als die ganze, in ihren Doktrinarismus vertüderte Sozialdemokratie. Denn dies gehört in den leider schon recht wohlbesetzten Umkreis jener Gedankengänge, die auf die Freudigkeit der wirklich Selbstlosen und Gemeinsinnigen auf die Dauer so verstimmend und ermüdend wirken. Je weniger heutzutage von den ethisch schönen Imponderabilien nicht schon zersetzt, zermürbt und hinweggehöhnt ist, je spürbarer nicht mehr der Edelsinn, sondern die kalte Verständnislosigkeit für unprofitliche und gutsinnige Menschen, die Miene der Überhebung und Verächterei von allen Seiten geehrt und ermuntert werden, je innerlich zielloser sich die vormals deutsche Art in eine allgemeine Amerikanisierung und Dollarisierung, und zwar nicht von „unten" her, verkehrt, desto tröstlicher müßte die Monarchie als der Hort einer stahlblanken Allgerechtigkeit, eines unablenkbaren Suum cuique, als das erhabene, furchtlose Sinnbild der Schicksalsverbundenheit Aller vom ersten bis zum letzten Volkszugehörigen, ihren höchsten obrigkeitlichen Zweck erfüllen und einem echteren Bürgersinn voranleuchten, der noch die unnüanzierte Achtung des braven Mannes heilig hält.

Ed. H.

*

Ein wertvolles Eingeständnis

In seinen in der deutschen Tageszeitung erschienenen „Plaudereien mit Friedrich Althoff", dem seinerzeit allmächtigen Direktor im Kultusministerium, teilt Ad. Zimmermann auch folgenden Ausspruch mit: „In der Kritik der Behörden ist die Presse oft viel zu milde und nachsichtig! Wie oft wartet unsereins nicht vergeblich auf ihr Eingreifen, wenn die Situation geradezu danach schreit und doch aus den Ämtern selbst heraus die Initiative zur Abstellung eines Unfugs oder der unsinnigen Praxis eines Kollegen aus allerlei Gründen nicht zu erwarten ist. An dem suaviter in modo können Sie ja auch uns gegenüber ruhig festhalten."

Was sagen jene vielen dazu, die einen gleich als „Nörgler" verschreien, wenn man an den Maßnahmen der hohen Behörden nicht alles lobenswert findet; oder die wenigstens den „gegebenen Instanzenweg der Beschwerde bei den Behörden selbst" für den einzig gangbaren halten?! Was sagen auch jene Gerichtskollegien dazu, die so gerne die Kritik der Presse als Beleidigung auslegen?! St.

*

Die letzte Erkenntnis

In einem unterhaltenden, modernen Novellenbuch finde ich den Satz: „Wer sich einmal zu dieser Erkenntnis durchgerungen hat, daß alles im Leben schal und nichtig ist, was nicht vom Weibe kommt und zum Weibe geht, der ist der Erwählten einer, der den Sinn des Lebens durchschaut." Man soll mit der Philosophie der heutigen Poeten nicht zu streng ins Gericht gehen. Hübsch geschliffene Worte sind nicht immer so weise wie blendend. Aber der elegante Schliff täuscht doch manchen

über den Gehalt. Von dem Bonmot, daß nur im Weibe der Sinn des Lebens begriffen werde, geht eine verführerische Brücke zu einem gewissen Skandalprozeß in Allenstein. Nüchterne Beobachter hatten den Eindruck, daß sonst kluge und männliche Männer dort unter der Hypnose einer verzweifelt ähnlichen Weisheit dachten, sprachen, handelten. Man kann gewiß sehr viel vom Sinn des Lebens durch das Problem des Weibes erfassen. Aber Männer, die anfangen, dort das ganze Geheimnis des Menschentums zu suchen — ich weiß nicht, ob das noch dieselben Männer sind oder werden, deren Vordermänner bisher alle großen Kulturen im Westen und im Osten geschaffen und getragen haben? Doch warum nicht? Die weibliche Kultur soll ja die Kultur der Zukunft sein. „Dienen lerne beizeiten — der Mann!“ H. L.

*

Auch das noch!

Nun hat's S. M. auch noch mit den Frauen bekommen! In einer Zuschrift aus Anlaß der Königsberger Rede heißt es: „Unser Kaiser meint, den Frauen sollte Königin Luise ein leuchtendes Vorbild sein. O, wie wahr, wie richtig! Nur hat sich da ein kleiner Irrtum eingeschlichen. Uns Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts dient Königin Luise schon lange als leuchtendes Vorbild, zeigt sie uns doch, daß bereits vor hundert Jahren nicht der Frauen höchstes Ziel Wäscheschrank und Küche war, nein, ihr höchstes Ziel war Größe des Vaterlandes. Es ist in den letzten Wochen genügend über das Leben der Königin geschrieben und geredet worden, und jedes Kind hat in der Schule gelernt, daß sie alles tat, um das Vaterland vor Schmach zu schützen. Uns modernen Frauen schwebt Luisens Tatkraft, Luisens Teilnahme an den politischen Handlungen vor, und wir wollen danach streben und nicht rasten, bis auch wir, d. h. die tüchtigsten und auserlesensten unter uns, mitreden dürfen, wenn es gilt, Beschlüsse zu fassen, die weittragend und folgenschwer für das Ansehen und Gedeihen des Vaterlandes sind.“

Alle Achtung, das nenne ich Schlagfertigkeit! Und da sage noch einer, die Frauen hätten keine Logik! ... Gr.

*

Aus dem deutschen Schulstall

Die traurige Affäre des Mädchenschulrektors Bock in Berlin hat insofern eine Ähnlichkeit mit der des Hauptmanns von Köpenick, als sie beide für die Willfährigkeit des gedrillten Menschenmaterials ein sonderbares Zeugnis ablegen. Diese Sklaven und Sklavinnen der Disziplin sind für alles und jedes zu haben, sofern ihnen einer nur dreist genug befiehlt.

Halbwüchsige Mädchen sind freilich an sich schon gefährdeter als reife, sind unschuldiger, neugieriger, alberner. Aber daß sich von den mehr als dreißig, die nach den bisherigen Ermittelungen im Lauf der letzten zehn Jahre in jener katholischen Gemeindeschule Berlins dran glauben mußten, keine einzige gewehrt hat, gibt doch zu denken.

Die Natur hat dem Weibe vier Waffen gegen männliche Angriffe gegeben: Schnelligkeit, Geschrei, Nägel und Zähne. Sollte nicht jedem Backfisch eingeschärft werden: „Laß dich von keinem Kerl anrühren, schrei, kratz, beiß oder mach, daß du davonkommst?“ In jener Schule hat man sich anscheinend sehr gehütet, auf Selbstachtung und Widerstand hinzuwirken; denn Gehorsam, nicht wahr, Stillhalten auch bei Mißhandlung, das bleibt ja das A und O der deutschen „Charaktererziehung“, die bei Licht besehen eine Erziehung zur Charakterlosigkeit ist und als solche auch die nötigen Früchte reift.

Ein altes schweizerisches Gouvernantensprichwort sagt freilich: „Jeune fille n'a pas des jambes“. Aber nun ist es durch langes Hocken in dieser Stickluft soweit gekommen, daß die armen Kinder auch keine Füße mehr haben dürfen, die früher doch zum Davonlaufen so nützlich waren.

Der deutsche Schulstall stinkt wieder einmal, daß man sich die Nase zuhalten muß. Will man da nicht endlich anfangen, auch unsre Mädchen an frischer Luft zu einer muskulösen Leibespflege zu erziehen, damit sie in der herben Sprödigkeit ihrer Konstitution Widerstandskräfte gegen Belästigung entwickeln lernen? John

*

Sport und Spiel

Dieser Tage führte mich ein Spaziergang bei einer größeren Zahl von Knaben vorbei, die unter Führung und Leitung von Jünglingen kriegsmäßige militärische Übungen machten. Ich freute mich erst des Treibens, bis ich bei längerem Hinhören in der Art der Befehlsgebung, des Tadels nicht gut ausgeführter Bewegungen, wie auf der anderen Seite im Verhalten der Knaben ein treues Abbild des Verkehrs zwischen Unteroffizier und Rekruten fand: Grob, wenn nicht roh auf der einen Seite, mit ängstlichem Übereifer und fast verbissen auf der anderen.

Geht man bei Fußballspielern vorbei, man wird kaum jemals ein fröhliches Lachen hören. Aller Ecken findet man trainierende Leute. Wofür trainieren sie? Für irgend einen Wettkampf. Sie üben mit verbissener Energie, sie wollen einen Sieg gewinnen, andere niederringen. Der ganze Betrieb trägt den Charakter des Kampfes. Die Zeit vorher bringt die Vorbereitung auf diesen Kampf, die nachher die Verbitterung über die Niederlage, Ärger und oft Entzweiung infolge derselben, oder bei den Siegern Überhebung und Renommisterei.

Ich weiß die Anspannung aller Kräfte zu schätzen; ich habe sie selbst oft auf schweren Gebirgstouren durchgeführt und den Segen dieser Aufbietung des gesamten körperlichen Vermögens erfahren. Für die Bergfexe habe ich aber trotzdem nur immer das Gefühl des Mitleids gehabt. Und so geht es mir eigentlich mit all diesen Sportsleuten. Sie haben nicht den Sport, sondern der Sport hat sie. Keine Spur von geistiger oder sinnlicher Freudigkeit, von wirklicher Lust. Darum treibt auch unser ganzes Sportleben immer mehr auf Kampfveranstaltungen. Um die wenigen „Auserwählten“, die tätigen Anteil nehmen, drängen sich dann die Tausende von Gaffern, die gar nicht auf den Gedanken kommen, daß sie mitspielen müßten. Denn alle Virtuosität schreckt ab. Soll diese gesteigerte Pflege körperlicher Übungen Segen bringen, muß der größte Teil des Sportes zum Spiel werden. St.

*

Auch eine Revolution

Das Somalidorf im Berliner Lunapark mußte einen Abend geschlossen bleiben, weil es unter den Schwarzen gefährlich gärte. Und das mit gutem Grund. Zwölf ihrer Mannen saßen hinter Schloß und Riegel. Wegen eines Verbrechens?! — Nein; sie wollten nur durchaus zum Rendezvous. Zum Rendezvous mit weißen Berlinerinnen. Die Polizei hat die edlen Somalis so lieb. Sie könnten sich in Berlin verirren, nicht mehr heimfinden. Ach ja, die Berliner Hörselberge. Nun müssen die Schwarzen für die geile Gier von Berliner Weibern büßen. Ist denn gar kein Mittel vorhanden, die hier gewiß erforderliche Abkühlung auf die Schuldigeren zu lenken? Es müßte doch leicht sein, die betreffenden Dämchen zu ermitteln. Juristisch läßt sich eine kalte Dusche für diese Trägerinnen deutscher Kultur sicher ebensogut rechtfertigen, wie das Inhaftsetzen ihrer schwarzen Geliebten. Gerechter wäre jene jedenfalls.

Wann endlich werden diese Schaustellungen fremder Völkerschaften verboten werden? Sie sind eine Entwürdigung der zur Schau Gestellten und eine Gelegenheit zur Entwürdigung der Schauer. Die sogenannte wissenschaftliche Bedeutung der Veranstaltungen ist einfach Mumpitz. St.

*

Unsittliche Literatur

Sie müßten Dreckschnüffler genannt werden und nicht Sittlichkeitsschnüffler! Denn ihre Eigenart besteht ja darin, daß sie dort Schmutz herauszuschnüffeln verstehen, wo andere nichts davon bemerken. Gerade heute, wo endlich in weiteren Kreisen die Bedeutung des Kampfes gegen wirklichen Schmutz in Kunst und Literatur anerkannt ist, gilt es um so schroffer, diesen Dreckschnüfflern das Handwerk zu legen. — Ein sehr bezeichnendes Beispiel für diese Art wird aus Freising gemeldet. Dort hatten die Gymnasiasten für ihre Abschiedskneipe ein Trinklied Otto Ernsts gewählt, dessen zwei Schlußzeilen lauten:

„Doch singt ein rechter Ritter nichts
Von seiner Dame Sünden.“

So für sich allein wird man die Verse vielleicht nicht ganz unverfänglich finden. Aber mit Leichtigkeit kann ich aus jeder Predigt und jedem heiligen Betrachtungsbuch einen halben Satz herausgreifen, der für sich allein geradezu unerhört unmoralisch ist. Und so ähnlich liegt der Fall hier. Der Gedankengang des Gedichtes ist nämlich der, daß der Dichter das kleine Maß Leid, das jedem Menschen nun einmal beschieden ist, selber leeren muß. Kommt aber eine Tonne Freude ins Haus, dann finden sich haufenweise Gesellen, sie zu leeren. „Mit Freunden teil' ich meine Lust, mein Leid' trink ich alleine." Nur des Dichters Frau hält auch beim Trinken des Leides stand, und zwar sehr tapfer, wie die letzte Strophe verkündet:

„Nur ein — ein lieblicher Kumpan
Sitzt lebend mir zur Seite
Und heischt den schlimmst' und schwersten Wein
Und zecht mit mir im Streite.
Von seinem Durst und seiner Treu
Ach, Wunder wollt' ich künden —
Doch singt ein rechter Ritter nichts
Von seiner Dame Sünden."

Man sieht, das Lied ist sogar eine Verherrlichung des ehelichen Lebens. Man könnte es allenfalls verstehen, wenn griesgrämige Leute, die schon so lange von der Universität weg sind, daß sie den Humor des Trinkliedes nicht mehr vertragen, das Lied als nicht gerade geschmackvoll bezeichnen würden. Um aber eine Unsittlichkeit darin zu finden, dazu muß man doch schon ein Dreckschnüffler sein, den sein ganzer Instinkt eben auf das eine Wörtlein „Sünde" hingeführt hat, so daß er von all dem Drumherum nichts mehr gewahr wurde. St.

*

Der gefährliche „Kientopp"

Wenn das Volk für eine Einrichtung erst einmal seine sprachschöpferische Kraft bemüht, so pflegt sie bereits tief in seinem Hasse oder in seiner Liebe zu wurzeln. Beim Kinematographentheater ist es leider die Liebe. Leider?! So wie die an allen Ecken aus der Erde wachsenden Kinematographentheater nun einmal sind, muß man allerdings sagen: leider! Eine hervorragende technische Erfindung wird hier, wenn nicht bald mit aller Kraft entgegengearbeitet wird, für die Entwicklung unseres Volkes nur Schaden bringen, wo sie nützlich oder doch wenigstens angenehm sein könnte. Leicht auch beides zugleich. Jetzt aber verschwinden die Vorführungen, in denen wirklich Schönes dargeboten wird, hinter jenen, die lediglich mit der Sensationssucht der Masse rechnen. Eines der größten Berliner Kinematographentheater, das sich von sämtlichen „Kunstinstituten" die größten Annoncen in der Zeitung leisten kann, kündigt z. B. als Sensationsschlager dieser Woche an, daß seine Angestellten in Automobilen das große Wettfahren der französischen Luftflieger verfolgen, um — ich bekomme es nicht fertig, die Dutzende von Fremdwörtern hier mit abzudrucken — die fesselndsten Darbietungen im Bilde festzuhalten. Das wäre ja an sich ganz nett, obwohl man sich fragen mag, ob die riesigen Kosten, die dafür aufgewendet werden, sich wirklich in diesem Falle lohnen können. Aber die Hauptsache kommt noch. Diese „Operateure", wie die betreffenden Photographen genannt werden, sind beauftragt, auch alle etwa vorkommenden Unfälle mit aufzunehmen. „Unfälle" ist in großer fetter Schrift gedruckt, vier Hände weisen auf das Wort hin! Man hört die Unternehmer ordentlich zu ihrem Gotte beten: „Schenk uns einen recht schönen Unfall, auf daß unser Geschäft blühe!"

Auf der einen Seite diese sensationslüsterne oder ganz oberflächliche Aktualität, auf der anderen Frivolität und Pikanterie. Neben allem anderen Schaden richten sie auch noch den an, daß sie die Freude an echt künstlerischen Theaterdarbietungen im Volke ersticken. St.

*

Tartüffe in der Redaktion

Ich sage nicht, in welcher Redaktion unserer Tagesblätter Tartüffe als Mitarbeiter sitzt, denn es fehlt der Raum, den Zeitungskatalog abzuschreiben. Aber sind wir's nicht nachgerade gewohnt, daß im Leitartikel oder im Feuilleton oder in einer Sonntagsbetrachtung, in einer moralisierenden Schlußabhandlung zu einem Prozeß oder einer Skandal-

geschichte händeringend und mit verdrehten Augen just über die Dinge Klage geführt wird, die die anderen Seiten der Zeitung breitspurig anfüllen? Ein köstliches Beispiel bot jetzt wieder der Lokalanzeiger in seinen Glossen: „Zum Ende der öffentlichen Ringkämpfe". Danach hat dieses Verbot überall volle Befriedigung hervorgerufen. „Es war die höchste Zeit, daß dem Unfug ein Ende bereitet wurde. . . .

Von öffentlichen Konkurrenzen war gar keine Rede mehr, es waren nichts als Scheinkämpfe, die nicht einmal den Wert einer artistischen Schaunummer hatten. Das Interesse für den Ringkampfsport, das bei uns zweifellos vorhanden ist, wurde von einigen spekulativen Geschäftsleuten in unerhörter Weise ausgenützt. Sie stellten Truppen zusammen, mit denen sie in der ganzen Welt umherzogen, einträgliche Geschäfte machten und das Publikum nasführten. Die für die Truppe engagierten Ringer . . . mußten sich nicht nur auf Befehl (des Managers) werfen lassen, sondern ihnen wurde auch die Zeit vorgeschrieben, in welcher das zu geschehen habe. . . Lächerlich wirkte es geradezu, wenn man sah, wie sich die Ringer die denkbar größte Mühe gaben, nicht vor der festgesetzten Zeit umzufallen."

In dieser Tonart geht es noch lange weiter. Erstaunt faßt sich der treugläubige Zeitungsleser an die Stirn und fragt sich: „Ja warum habt ihr mir denn das alles nicht schon längst gesagt? Warum bringt ihr seit Jahren über jeden dieser Ringkämpfe alltäglich ausführliche Artikel? Behandelt diese Veranstaltungen mit einer Wichtigkeit und Eindringlichkeit, wie niemals wissenschaftliche Vorträge oder künstlerische Darbietungen, so diese nicht auch den Charakter der Sensation erhalten haben?! Jetzt sagt ihr mir, daß ich seit Jahren von eurer Berichterstattung zum Narren gehalten wurde."

Ach nein, der biedere Zeitungsleser sagt das nicht. Er frißt diese Artikel in sich hinein, wie die gegenteiligen vorher: gedankenlos, stumpfsinnig. Tartüffe aber thront würdevoll auf dem Sessel des Chefredakteurs. Wieder einmal hat er die Moral gerettet, und auch der Annoncenchef ist zufrieden. St.

*

Heil dir, Muse!

Es verstumme das Gekrächz scheelsüchtiger kritischer Raben! Wer wagt noch zu behaupten, daß unser Volk keine Teilnahme fürs Theater hege angesichts der Tatsache, daß schon jetzt ein Berliner Theater sich zu folgender Kundgebung gezwungen sieht: „Die Nachfrage nach Billetten für die bevorstehende Premiere hat bereits derartige Dimensionen angenommen, daß die vorhandenen Plätze mehr als zehnfach überzeichnet sind. Wir sind daher nicht mehr in der Lage, noch weitere Billettbestellungen, die die Post täglich zu Hunderten bringt, berücksichtigen zu können."

„Ein nicht gerade klassisches Deutsch, aber sage doch, Freund, was ist denn da los? Ist ein neuer Dichter entdeckt?" — Nein. — „So sind wohl die besten Schauspieler der Welt zur Darbietung eines dramatischen Meisterwerkes vereinigt?" — Nein. — „Ach, ich vergaß, es handelt sich um eine Oper. Carusos himmlische Stimme erklingt im Verein mit ihr ebenbürtigen anderen Künstlern?" — Ach, nein! — „So ist wohl endlich das Verlangen nach ganz billigen oder gar unentgeltlichen Vorstellungen edler Werke fürs breite Volk erfüllt? Ja, dann begreife ich den Andrang." —

Ach, nein, nein, mein Freund. Es handelt sich ums Metropoltheater. Um die neue Revue. Um eine Sammlung blöder Witze, unverständlicher Geschehnisse, geschmackloser Kalauer, abgestandener Musik. — Jeder Mensch höhnt nachher darüber, aber alle Welt rennt hinzu. Beigemischt sind freilich einige hundert nackter Weiberbusen und verführerischer Trikots; beigemischt die „neuesten Maschinen- und Beleuchtungseffekte", zu deren Studium die eifrige Direktion das ganze Ausland bereiste. — Wie sollte da die Hauptstadt des Volkes der Dichter und Denker nicht überschwenglich sich gebärden?!

„Allerdings! Die Volksseele . . ." St.

*

Europäisches Sklavenleben

Der Türmer hat schon oft auf die unwürdigen Verhältnisse in unserem Musikunterrichtswesen hingewiesen und das üble Treiben vieler sogenannter Konservatorien

beleuchtet. Es stimmt zu all den Erfahrungen, daß Geschäftsunternehmer, die in der künstlerischen Qualität ihrer Leistungen so gewissenlos sind, auch in sozialer Hinsicht sich nicht würdiger benehmen. Einen besonders schroffen Fall dieser Ausbeuterei hat die „Deutsche Musikerzeitung“ dem Berliner Mozartkonservatorium nachgewiesen. Ein Musiklehrling von 14½ Jahren entzog sich der Fortbildungsschulpflicht, indem er dartat, daß er — Lehrer an diesem Mozartkonservatorium sei! Der Vertrag, nach dem sich dieser unglückliche Junge nach Ablauf des Probemonats auf mindestens zwei Jahre dem Institut verpflichten mußte, bürdete ihm wöchentlich 56 Unterrichtsstunden auf. Dafür erhielt er aber auch ein Monatsgehalt von 30 ℳ. Überstunden sollten mit 25 ₰ honoriert, je 5 ℳ Dienstzulage vom zweiten Dienstjahre ab alljährlich gewährt werden. Nach zehnjähriger Arbeit hat also ein solcher Mensch die herrliche Aussicht, bei 56 Wochenstunden auf 20 ℳ Wochenlohn zu kommen. Gemein raffiniert ist, wie von diesem Hungerlohn noch Abzüge gemacht werden können, wie solch armes Opfer durch allerlei Kontraktklauseln geradezu gefesselt und erdrosselt wird. Ich habe bisher nichts davon vernommen, daß der Staatsanwalt sich diesen Sklavenhalter, der sich Direktor des Mozartkonservatoriums schimpft, belangt hätte.

Warum übt der Staat nicht endlich das ihm durch Gesetze gewährte Recht aus, die Konservatorien unter seine Aufsicht zu nehmen? Und wenn er sich in ihre künstlerischen Leistungen nicht einmengen will, so sollte er wenigstens in sozialer Hinsicht dafür sorgen, daß diese, ihren meist unberufenen Unternehmern großen Gewinn eintragenden Anstalten nicht zu Sklavenhäusern werden. St.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers,** beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen“** des **„Türmers“** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen adressiere man an: **Greiner & Pfeiffer, Verlag in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer“ durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck. **Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Bad Oeynhausen i. Westf.** — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Raabe-Denkmal auf dem Grossen Sohl — Ernst Müller-Braunschweig



XIII. Jahrg. Oktober 1910 Heft 1

Bertran de Born

Ballade von Ludwig Uhland

Josef Reiter

Langsam

GESANG

PIANO

p

mf

Dro - ben auf dem schroffen

p cresc. molto

con Ped. sempre

Stei - ne raucht in Trüm - mern Au - ta - fort und der Burgherr steht ge -

f


fes-selt vor des Kö - nigs Zel - te dort:
cresc.
ff
sf
ten.
f
„Kamst du, der mit Schwert und Lie-dern
mf
Auf - ruhr trug von Ort zu Ort;
der die Kin-der auf - ge -
wie-gelt ge-gen ih - res Va - ters Wort?
cresc.
ff
f
Steht vor mir, der sich ge - rüh - met in ver-
mf


cresc.
mess - ner Prah-le - rei, daß ihm - nie mehr als die Hälf-te sei-nes
Gei - stes nö - tig sei?
drängend
Nun der hal - be dich nicht ret - tet, ruf' den gan-zen doch her -
drängend
cresc.
ff
bei, daß er neu dein Schloß dir bau - e, dei - ne Ket-ten brech' ent - zwei!"
cresc.
ff
ff
rit.
dim.


mp ruhig
ruhig
p
„Wie du sagst, mein Herr und Kö - nig, steht vor
mf
dir Ber-tran de Born, der mit ei-nem Lied ent - flammet
p
mp
Pe - ri-gord und Ven - ta - dorn, der dem mäch-ti-gen Ge -
p
bie - - ter stets im Au - - ge war ein Dorn,
p weich
p
dem zu Lie - be Kö - nigs - kin - der tru - gen ih - res Va - ters


5
Zorn.
p
con Ped.
con Ped.
ausdrucksvoll
p
p zart
Dei-ne Toch - ter saß im
Saa - le, fest - lich, ei - nes Her - zogs Braut, und da sang vor ihr mein
Bo - te, dem ein Lied ich an - ver - traut,
cresc.
f breiter
sehr ausdrucksvoll
sang, was einst ihr Stolz ge - we - sen, ih-res Dichters Sehn - suchtslaut,
f breiter
102



p zart und innig
sehr ausdrucksvoll
pp
bis ihr leuch-tend Braut-ge-schmei-de ganz von Trä-nen war be-taut.
p
pp
nach und nach lebhafter
rit. e dim.
pp
cresc.
f belebt
Aus des Ölbaums Schlummer-schat-ten fuhr dein be-ster Sohn em-
f scharf markiert
por, als mit zorn'-gen Schlachtge-
sän-gen ich be-stür-men ließ sein


Ohr;
cresc.
schnell war ihm das Roß ge - gür - tet und
cresc.
kräftig
ich trugdas Ban - ner vor,
ff
ff cresc.
sf
mehr als doppelt so langsam
p
je-nem To - des-pfeil ent - ge - gen, der ihn
mehr als doppelt so langsam
sf
pp
pp
ff
zurückgehalten
traf vor Mont - forts Tor.
ausdrucksvoll


p langsam und dumpf
Blu - tend lag er mir im
pp
Ar - me; nicht der schar - fe, kal - te Stahl, daß er
mf
sterb' in dei - nem Flu - che,— das war sei - nes
sf
p
To - des Qual.
ausdrucksvoll
p
Strek - ken wollt'er dir die



Rech - te ü - ber Meer, Ge - birg' und Tal; als er
dei - ne nicht er - reich - te, drückt' er mei - ne noch ein-
mal.
pp
nach und nach immer schneller und stärker
ff


Sehr langsam, mit dumpfer, gebrochener Stimme
pp
Da, wie Au - ta - fort dort o - ben, ward ge - bro - chen mei - ne
p
belebter
crcsc.
Kraft, nicht die gan - ze, nicht die hal - be blieb mir,
belebter
Sai - te nicht, noch Schaft.
pp
p
Leicht hast du den Arm ge-bun-den, seit der Geist mir liegt in
dumpf
Haft; nur zu ei - nem Trau - er - lie - de hat er sich noch


auf - ge - rafft!"
pp
p
pp
Und der Kö-nig senkt die Stir-ne: „Mei-nen Sohn hast du ver-
cresc.
p
p
cresc.
führt, hast der Toch-ter Herz ver-
p sehr zurückgehalten
p ausdrucksvoll
a tempo
p cresc. molto
zau - bert, hast auch mei - nes nun ge - rührt.
f
p a tempo
mf nach und nach lebhafter
Nimm die Hand, du Freund des To - ten, die, ver - zei - hend, ihm ge -
p


bührt.
nach und nach immer stärker
cresc.
zurückgehalten
molto
rit.
ff heldenhaft
Weg die Fes-seln! Dei-nes
ff a tempo
ten.
rit. molto
Gei - - stes hab' ich ei - nen Hauch ver - spürt!
sehr kräf-
rit. molto
ff
tig markiert
ff
cresc. molto
fff



Gottfried von Strassburg — C. Jordan



XIII. Jahrg. November 1910 Heft 2

Das reichsdeutsche Interesse am österreichischen Bündnis · Von Kurd v. Strantz

Verträge haben nur so lange Wert für die Bundschließenden, als deren Inhalt dem Vorteile der zu bestimmten Zwecken Vereinten entspricht. Daher kann die innere Politik des einen Landes der Regierung des andern keinesfalls gleichgültig sein. Es ist nicht nur Gefühlsschwärmerei, wenn der Staatsangehörige des kleindeutschen Reiches im Westen den heutigen habsburgischen Donaustaat als das ostdeutsche Kaiserreich ansieht, die sich beide ergänzen und den Hauptstock des deutschen Volkes in sich bergen, ohne der deutschen Außenlande in den Alpen, dem alten Oberschwaben, der gegenwärtigen Schweiz und an der Rhein- und Maasmündung, den Niederlanden habsburgischen und österreichischen Angedenkens, Belgien und Holland, zu vergessen. Der Schwerpunkt einer allgemeinen deutschen [illegible] liegt keineswegs allein in Berlin. Die politische Ausscheidung [illegible] aus dem seligen, lebensunfähigen deutschen Bunde änderte das nationale [illegible] der Ostmark nicht, von wo aus Deutschland jahrhundertelang [illegible] war. Ungarn war nicht unwesentlich mit deutscher Reichshilfe den [illegible] den aufrührerischen Madjaren wieder abgenommen worden [illegible] der ältesten deutschen Truppenteile reichen in [illegible] Pests Aufschwung hat jedenfalls Wien als deutsche [illegible]



C. Jordan



XIII. Jahrg. November 1910 Heft 2

Das reichsdeutsche Interesse am österreichischen Bündnis · Von Kurd v. Strantz

Verträge haben nur so lange Wert für die Bundschließenden, als deren Inhalt dem Vorteile der zu bestimmten Zwecken Vereinten entspricht. Daher kann die innere Politik des einen Landes der Regierung des andern keinesfalls gleichgültig sein. Es ist nicht nur Gefühlsschwärmerei, wenn der Staatsangehörige des kleindeutschen Reiches im Westen den heutigen habsburgischen Donaustaat als das ostdeutsche Kaiserreich ansieht, die sich beide ergänzen und den Hauptstock des deutschen Volkes in sich bergen, ohne der deutschen Außenlande in den Alpen, dem alten Oberschwaben, der gegenwärtigen Schweiz und an der Rhein- und Maasmündung, den Niederlanden habsburgischen und österreichischen Angedenkens, Belgien und Holland, zu vergessen. Der Schwerpunkt einer allgemeinen deutschen Politik liegt keineswegs allein in Berlin. Die politische Ausscheidung Österreichs aus dem seligen, lebensunfähigen deutschen Bunde änderte das nationale Gepräge der Ostmark nicht, von wo aus Deutschland jahrhundertelang regiert worden war. Ungarn war nicht unwesentlich mit deutscher Reichshilfe den Türken und ebenso den aufrührerischen Madjaren wieder abgenommen worden. Die Erinnerungen der ältesten deutschen Truppenteile reichen in die Türkenkriege zurück, und Ofen-Pests Aufschwung hat jedenfalls Wien als deutsche Hauptstadt des Kaiserstaates nicht in

den Hintergrund drängen können, den sich ja auch die Bevölkerung troß gegnerischer Herausforderung nicht rauben lassen will.

Es ist ein irriges Gerede, daß die älteste babenbergische Residenz ein fremdländisches, halb orientalisches Antlitz aufweise. Der Reichsdeutsche findet nur eine süddeutsche Stadt stolzester Erinnerungen und schmucken und künstlerischen Aussehens, mag man auch für die antikisierende moderne Renaissance nicht schwärmen, da sie eben undeutsch ist. Das in Süddeutschland naturgemäß überhaupt lebendigere Gedächtnis der alten deutschen Kaiser ist an der Donau nicht erstorben und ganz Wien weist mit seinen geschichtlichen Kunstschätzen auf diese kaiserlich deutsche Vergangenheit zurück. Beim Zerfall des politischen Deutschlands rettete der letzte Träger der Kaiserkrone vom Reiche für sein Haus nur den Titel, den er auf seine deutschen Erblande, eben Österreich, übertrug. Er wurde nicht Kaiser von Böhmen oder Ungarn, sondern der alten Ostmark, was auch der geschichtlichen Entwicklung entsprach. Erst der Dualismus, den ein Nichtösterreicher, der Sachse Beust, erfand, schuf die unnatürliche Teilung der Länder diesseits und jenseits der Leitha.

Schwarzenberg, aus dem seiner Gesinnung nach nunmehr bei reindeutschem Stammbaum äußerlich vertschechten Geschlechte der erst in Böhmen eingewanderten, kleinen fränkischen Ritter, gab sich geflissentlich deutsch, wie überhaupt nach 1848 Habsburg plötzlich seinen deutschen Beruf nach Westen wieder entdeckte, den es als Träger der deutschen Königskrone so schmählich vergessen hatte, so daß es sogar seine niederländischen Erblande aufgab und das Stammland der neuen lothringischen Dynastie mit Toskana vertauschte. 1866 unterbrach jäh diese wohlberechnete Entwicklung. Bismarck mußte den bisherigen Widersacher nach Südosten weisen und verschaffte ihm hochherzig Bosnien. (Hanotaux, L'histoire de la France contemporaine; übersetzt in trefflicher Weise im Groteschen Verlag.) Aber sofort knüpfte er auch das aus Deutschland herausgedrängte, in seinem Kern so urdeutsch gewordene Kolonialland wieder fester an die alte Heimat. Nachsichtig übersah er die absichtliche Madjarisierung und Slawisierung der Ostmark. Die österreichischen Staatsmänner wurden bei der übermächtigen Reckengestalt des deutschen Reichskanzlers von dem Irrwahn einer unwiderstehlichen Anziehungskraft des neuen kleindeutschen Reiches geplagt, das doch im Westen noch beträchtlichen altdeutschen Volksboden in Lothringen, der Freigrafschaft, den französischen Niederlanden, ja selbst im Elsaß (den Sundgau um Beffert, daher Belfort ohne Aussprache des l) beim räuberischen Frankreich gelassen hatte.

Der damals erklärliche Preußenhaß ließ sogar die Deutschliberalen mit Beusts verhängnisvoller Hilfe diese slawisierende und madjarisierende Richtung unterstützen, die ihnen bald die Herrschaft nahm, wo sie erst zur deutschen Einkehr gelangten. Die Deutschkonservativen, wie wir im Reiche die rechtsstehenden Parteien Österreichs nennen würden, segelten sofort im slawischen Fahrwasser, da schwarzgelb nunmehr zugleich deutschfeindlich bedeutete. Das deutsche Volksgefühl ist leider überall schwach ausgebildet, und die deutsche Gesinnung der Ostmärker geriet immer mehr in Vergessenheit, während die kleinen, gebildeten volksbewußten Kreise um Schönerer und minder radikale Führer, wirklich aus un-

politischer Verzweiflung über das Schicksal der deutschen Ostmark natürlich bloß mit Worten, ohne jede ernste Absicht, nach dem kleindeutschen Reiche als Retter blickten. Amtlich, wie auch aus alldeutschem Munde, wurde diesen Kleinmütigen kein Zweifel gelassen, daß das Deutschtum Europas den unbeschädigten Bestand des altehrwürdigen Donaustaates verlange und verbürge. Bismarcks großes Werk, das österreichische Bündnis, setzte diese Gedanken in die Tat um, und das Frühjahr 1909 sah die Erfüllung der Gewährleistung auf die Gefahr eines Krieges nicht nur nach zwei Seiten, sondern sogar über See, was dankbaren Widerhall innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle fand. Dafür sind auch jetzt klerikale arme Bauernknechte des sicherlich schwarzen Erzstiftes Salzburg der deutschen Sache gewonnen und zahlen willig den für sie hohen Schulvereinsbeitrag, was wir als leuchtendes Beispiel opferwilligen Deutschtums hinstellen möchten.

Treitschke spricht es mit geschichtlicher Sehergabe über jeden Zweifel erhaben klar und deutlich aus, daß nur das Volk eine wirkliche Weltmacht besitzen wird, dessen Sprache am meisten auf der Erde gesprochen werden wird. Von europäischen Völkern sind England und Rußland auf diesem Wege; England auch hauptsächlich durch seinen republikanischen Ableger über dem großen Teich, wo 30 Millionen Deutsche unter einer englischen Staatssprache stehen, die durch die deutsche zu ersetzen ihnen bei Gründung der Vereinigten Staaten möglich gewesen war, hat doch der deutsche Präsident (Mühlenberg) der konstituierenden Nationalversammlung durch seine Stimme zugunsten der englischen die gleichfalls vorgeschlagene deutsche Staatssprache erst beseitigt. Diese fast volksverräterische Schwäche unseres Volkes hat auch in der alten Welt Früchte getragen, die den uralten deutschen Volksboden in der Schweiz und den beiden Niederlanden, sowie in Österreich-Ungarn immer mehr benagen.

Den tschechischen Keil im deutschen Volksgebiet völlig einzudeutschen, wäre bis 1848 eine Kleinigkeit gewesen, da die slawische Mundart tatsächlich nur die des niederen Volkes ohne ausgebildete Schriftform war. Ein deutscher Professor (Jungmann) erfand erst diese, und vor uns liegt die erste Auflage der böhmischen Geschichte seines tschechischen Schwiegersohnes Palacky nebst anderen zahlreichen Schriften dieses volksbewußten tschechischen Gelehrten und Politikers, der jedes national gerichteten Deutschen persönliche Achtung erzwingen muß, in deutscher Sprache, da sie sonst nicht gelesen wäre, selbst von dem gebildeten Teile seines eigenen Volkes, geschweige der gelehrten Welt. Der angebliche Tscheche Wallenstein, sofern sich sein Geschlecht nicht etwa als eine eingewanderte deutsche Ritterfamilie schließlich erweist, war bei allen persönlichen Verfehlungen aus unbändigem Ehrgeiz ein großzügiger deutscher Politiker, dem nur ein deutsches Böhmen vielleicht unter seinem eigenen Zepter vorschwebte, wie Ranke in seiner gleichnamigen Einzelschrift meisterlich darlegt.

Die slowenische Sprache muß sich noch jetzt mit deutschen Entlehnungen behelfen, so daß ich mich slowenisch verständigen konnte, indem ich — deutsch redete. Unter kirchlichem Einfluß ist Südtirol, das bis zum Südende des Gartensees eine rein deutsche, bayerische Bevölkerung birgt, die bis vor den Toren Paduas saß und Verona (Bern) bis 1200 deutsches Gepräge verlieh, staatlich künstlich ver-

welscht worden. Als Österreich 1815 Venetien erhielt, italienisierte es arglos die deci und tredeci communi der Berner und Wisentainer (Vicentiner) Alpen; das Veltlin wurde als lombardisches Anhängsel ebenfalls vollends verwelscht. In Ungarn setzte die Entdeutschung seit 1848 ein, da das national tüchtige Bachsche Regiment nur vorübergehend der Madjarisierung entgegenwirken konnte. Es handelt sich nur um Tatsachen und scheidet jede Schuldfrage aus, da ja auch Preußen seine Bamberger Bauern vor den Toren des deutsch gewordenen Posen mit geistlicher Hilfe verpolen ließ. Die Dänen machten als deutsche Bundesglieder aus Nordschleswig ein Südjütland, obwohl das dort geredete Platt niemals dänisch war und ganz Jütland sprachlich erst dänisiert worden ist. Altjütisch ist eine deutsche Mundart. Selbst die erst von Deutschland gerettete Oranierherrschaft entblödete sich als ebenfalls deutsches Bundesglied nicht, das urdeutsche Lützelburg — französisch zu regieren, was noch fortdauert.

Die Schicksalsfrage des deutschen Volkes in Europa ist also eine Sprachenfrage, und in Österreich kann am wenigsten darüber Zweifel bestehen. Die deutsche Sprache ist dort sogar besonders im staatlich gewollten oder doch geduldeten Rückgang begriffen, der die Grundlage des Staates als einer deutschen Kolonisation berührt. Die Sprache der gemeinsamen Regierung und der österreichischen Verwaltung in ihren Spitzen ist deutsch. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Verkehrssprache in ganz Ungarn noch die deutsche ist. Das angeführte Treitschkesche Wort gilt aber auch für das deutsch-österreichische Bündnis, das auf der nationalen Interessengemeinschaft beruhen muß, soll es von bleibender Dauer sein. Das kleindeutsche Reich hat keinerlei Interesse an den Slawen, Madjaren und Italienern Österreichs, die ihre Volkszahl auf deutsche Kosten vermehren. Teuer und wertvoll ist uns bloß der Deutsche in der Ostmark, den wir nie im Stiche lassen werden und dürfen. Mit den national neutralen Ruthenen, Serben (Kroaten) und Rumänen, die uns nicht volklich bedrohen, werden wir nicht in Spannung geraten und auch bei den anderen Völkerschaften die Bewahrung ihrer Sprache achten, die sich aber nicht zur einseitigen Vorherrschaft durchsetzen darf, die wir für die einigende und die Staatseinheit des Donaureiches verbürgende deutsche Sprache verlangen müssen. Ein Bündnis mit den nicht madjarischen Völkern der Stefanskrone müssen wir den Deutschungarn dringend raten.

Schon sind, abgerechnet von den Juden, mehr als zwei Millionen Deutscher in den beiden österreichischen Reichshälften verslawt und madjarisiert, was unter dem Schutz des deutschen Bündnisses fortgesetzt wird, obwohl die Staatstreue der Tschechen, Madjaren und jüngst der Serbokroaten niemals festgestanden hat. Der Madjar befindet sich seit der Eroberung seines Landes durch die habsburgischen Könige in fast dauerndem Aufruhr, der jetzt bloß parlamentarisch gemildert ist, was dem schärferen reichsdeutschen Auge doch nicht verborgen bleiben kann. Auch im kleindeutschen Reiche hat sich die einst österreichische großdeutsche Anschauung durchgerungen und zwar durch Bismarcks gewaltige Taten, die Österreich zunächst notgedrungen schädigen mußten, daß wir das ostdeutsche Kaiserreich als die Ergänzung des eigenen Volkskörpers ansehen, dessen Erhaltung und Stärkung als deutsche Großmacht unsere nationale Pflicht gebietet. Den deutschen



Sauerteig Österreichs lassen wir uns nicht verkümmern. Wie das zu geschehen hat, ist Sache der wiedererwachten Deutschösterreicher und -ungarn, die uns die Voraussetzung des Bündnisses gewährleisten müssen, um unseres Schwertes sicher zu sein, auch gegen innere Feinde unseres Volkes. Diese Offenheit sind wir unseren stammesgleichen Bundesgenossen schuldig.

Es traf sich gut, daß gerade im Jahr (1902) der erprobten Bundestreue der frühere französische Minister des Auswärtigen und gelehrte Akademiker, einer der maßvollsten Staatsmänner und Vorgänger Delcassés, Gabriel Hanotaux, im 4. Bande seiner zeitgenössischen Geschichte Frankreichs bei Besprechung des Berliner Kongresses und des Abschlusses der Waffengemeinschaft der einst entzweiten Brüder wider ein etwa feindliches Rußland den damals opferlosen Erwerb Bosniens als einen Gewinn des Deutschtums bei einer rein slawischen Bevölkerung und trotz der Abneigung der leider in nationalpolitischer Hinsicht verblendeten Deutschösterreicher ansieht. Er spricht von dem Vorstoß Deutschlands in dem richtigen Sinne, daß er das Volkstum des einst Österreich gründenden Stammes und des kleindeutschen Reiches mit geschichtlichem Blick zusammenfaßt und stets von den verbündeten deutschen Staaten redet. Diese scharfe Begriffsbestimmung seitens des französischen Diplomaten und Geschichtsschreibers des größten Frankreichs nach Taines Tode, der schon zu den Vertrauten Gambettas gehörte, ist um so bezeichnender und ernsthafter, als die französischen Chauvinisten, die Nachfolger Hanotaux' in der Leitung des französischen Auswärtigen Amtes einbegriffen, stets betonen, daß die habsburgische Großmacht ein slawisch-madjarisches Völkerbündel sei. Hat doch der gegenwärtige französische auswärtige Minister als Pester Generalkonsul offen mit madjarischen Staatsverrätern verhandelt, um Ungarn als solches vom deutschen Bündnis im Ernstfall abzuziehen, das ein patriotischer madjarischer Staatsmann geschlossen hat. Noch jüngst sprach er sich, also schon in verantwortlicher Stellung als Freund der ungarischen Personalunion und damit des Zerfalles des stets in seiner Festigkeit unterschätzten Donaureiches mit einer für einen Diplomaten nicht ganz zweckmäßigen Harmlosigkeit aus, die an seine journalistische Herkunft als Mitarbeiter des Deutschenhassers Clémenceau nur allzusehr erinnert.

Hanotaux ist ein Mitbegründer des wiederhergestellten Prestiges des neuen Frankreichs, das Bismarck durch Förderung seiner Kolonialpolitik zur zweiten Kolonialmacht der Welt bewußtermaßen erhoben hat, weil er selbst den Wert der Übersee für die europäischen Mutterländer noch nicht erkannt hatte. In Marokko hat das kleindeutsche Reich den Dank Frankreichs erfahren. Österreich ist im Südosten die deutsche Vormacht mit der sicheren Rückendeckung des westdeutschen Staates. Die polenfreundliche und italienertolle deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt hat 1848 Triest als deutschen Hafen in Anspruch genommen, und damit bei allen Weltbürgern eine gesunde, nationale Witterung bekundet. Die geflissentliche Duldung der Italienisierung dieses Hauptstapelplatzes zur See bei eigentlichem slawischen Untergrund der Bevölkerung und einer jahrhundertelangen deutschen Herrschaft hat die verständnisvolle Würdigung der deutschnationalen Bedeutung dieses wertvollsten österreichischen Seehafens leider nicht

bewiesen. Der staatlich unterstützte Österreichische Lloyd, eine rein deutsche Kapitalsgründung, wird italienisch geleitet und italienisch ist die Dienstsprache auf dessen Schiffen auch für die fast ausschließlich deutschen Reisenden.

Hanotaux läßt es an Seitenhieben auf den vermeintlichen Trabanten Bismarcks nicht fehlen, dessen Vaterland allein mit Frankreich keinerlei landschaftlichen Vorteil aus der Niederlage der Türkei zog, weil er bewußtermaßen Österreich den Vortritt im Südosten lassen wollte. Daß das Bündnis der beiden deutschen Staaten, um Hanotaux' Bezeichnung zu gebrauchen, auf einer ganz anderen Grundlage beruht, als das problematische Verhältnis zu dem anderen Dreibundgenossen, hat ja die erste und letzte Zusammenkunft des Zaren mit dem italienischen Könige in Raconigi bewiesen, wo die italienischen Sozialisten und Radikalen eine nur allzu durchsichtige, aber patriotische Haltung bewahrten, indem sie den so gewohnheitsmäßig „Mörder" genannten Herrscher aller Reußen ohne jede Verunglimpfung noch Lebensbedrohung ihr Land betreten ließen. Ein widerliches Gegenstück bieten unsere und besonders die Sozialdemokraten beim Friedberger Aufenthalt des Zaren, in der Heimat der Zarin. Nicht Triest und Südtirol, sondern Albanien war der Preis, aber gegen das erstere österreichische Staatsgebiet und Dalmatien für Montenegro hätte Rußland auch nichts mehr einzuwenden.

Optierte das kleindeutsche Reich im Dreikaiserbunde für die stammverwandte Ostmark, so kann auch jetzt im Falle der Prüfung die Wahl nicht zweifelhaft sein, da Italien Venetien und damit den Verlust uralten deutschen Volksbodens am Alpenabhang leider Preußen verdankt. Bei Rußland handelte es sich um eine altüberkommene Freundschaft und dynastische Verwandtschaft, so daß der Bruch dem aufrichtigen Freunde sehr schwer werden mußte. Italien war nur die Schwärmerei klassisch verbildeter Ideologen, das Bündnis nüchterne Berechnung. Das kleindeutsche Reich hat kein Interesse mehr daran, Österreich freie Hand gegen Übergriffe der Irredenta zu gewähren, und kann nur warnen, Zugeständnisse in Albanien zu machen, die den Weg nach Saloniki verbauen würden. Freilich ist es voreilig, das Fell des noch nicht erlegten Bären zu verteilen und dürfte dieser Umstand Österreich erleichtern, der bedrohten Türkei die eigenartige Gesinnung Italiens zu Gemüte zu führen. Die Großmannssucht der Czernagorzen dank der italienisch-russischen Verwandtschaft bedarf der Zurückweisung Österreichs, das die Dreistigkeit einer Staatskarikatur hammelstehlender Halbwilder vor seinen Toren nicht dulden darf, mag Albanien auch ein mehr oder minderes Selbstbestimmungsrecht erlangen, das stets der Aufsicht des benachbarten und stark in Mitleidenschaft gezogenen Donaureiches bedarf.

Aus allen diesen Tatsachen folgt mit zwingender Logik die Wahrung des deutschen Gepräges Österreichs als der dauerhaften Grundlage seines in Stürmen erprobten, altüberlieferten Staatsverbandes und seiner eigenen Staatseinheit, von der auch seine Bündnisfähigkeit abhängt. Der gegenwärtige Dualismus der beiden deutschen Großmächte bedeutet keinen Streit, sondern die notwendige Ergänzung beider europäischen Zentralstaaten, deren Stärke noch die Zukunft erweisen wird. Wünschenswert ist jetzt auch die Vermehrung des österreichischen Staatsgebietes über See, obwohl es im eigenen Lande noch genug

Siedlungsland zur Erhaltung seines ostmärkischen Charakters besitzt. Der staatstreue Madjar Andrassy hat sich bei dem deutschen Bündnis um das Gesamtreich und sein angestammtes Kaiserhaus wohl verdient gemacht und der Freundschaft Bismarcks würdig gezeigt. Er hat sich beim Friedensschluß 1866 nur als Deutscher gefühlt, was Österreich nicht vergessen darf.

Der Gegenbesuch Ährenthals in Berlin vor Jahresfrist bei seinem deutschen Amtsgenossen hatte daher eine größere Bedeutung, als ihm halbamtlich zugestanden wurde. Auch in Berlin war man sich endlich klar darüber geworden, daß ge rade dieser tatkräftige österreichische Staatsmann keinerlei deutschnationale Empfindung hat, sondern lediglich zielbewußter Diener des national zerrissenen Habsburgerreiches sein will, ein Standpunkt, den dieser Donaustaat fast stets und sehr oft zum Schaden des alten deutschen Reiches vertreten hat. Die Unzuverlässigkeit der undeutschen Völkerschaften und ihre Neigung zu bundesstaatlicher Absonderung dürften jedoch den neuen Kurs des österreichischen Thronfolgers darüber belehrt haben, daß der erschütterte deutsche Grundstein wieder gesichert werden muß und daß diese Festigung die Voraussetzung unserer Bundestreue ist. Wir können auch gegen ein slawisch-madjarisches Österreich mit Rußland gehen. Hoffentlich hat der deutsche Reichskanzler sich zu dieser Grundanschauung des Bündnisses entschlossen bekannt, was sein Vorgänger in übergroßer diplomatischer Vorsicht absichtlich vermieden hat. Auf dem Balkan kann es jeden Augenblick wieder zu kriegerischen Zusammenstößen kommen. In Albanien tobt noch der Aufruhr, wenn er auch zeitweise ruht.

Der jüngste Wiener Besuch des deutschen Kaisers und der herzliche Empfang im Rathaus, wie die Übernahme der ungarischen Anleihe durch deutsche und österreichische Banken haben die politische Annäherung erheblich verstärkt. Da wir jetzt Ungarn gegenüber auch den Daumen auf den Beutel halten, können wir verlangen, daß der Ministerpräsident aus tiroler Blut (Kühn) die Täuschung der Banater Schwaben bei der letzten Reichstagswahl wieder ausgleicht und die gesetzliche Gleichberechtigung der deutschen Sprache und ihrer Träger endlich zur Tat werden läßt. Wir heischen Taten von den österreichischen und ungarischen Staatsmännern.

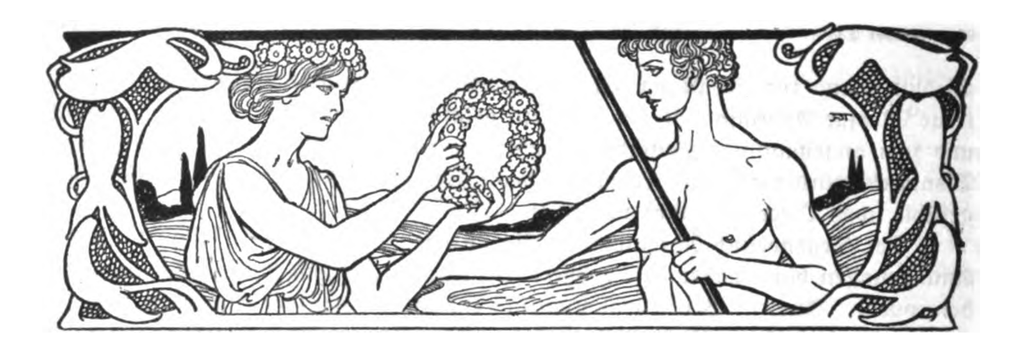


Trüber Tag · Von Hero Max

Aus grauen Schatten tritt der Tag.
So schläfrig-müd sind seine Schritte,
Daß er nicht niedersteigen mag.
Still bleibt er stehn in Bergesmitte.

Die Nacht streicht noch das Tal entlang,
Und weiß nicht, soll sie bergwärts fliehen,
Oder mit traumverhülltem Klang
Den Strang der Abendglocke ziehen.





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Erster Teil: Junker Rochus

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel: Der junge Maienmensch

Schloß Enna am Eisack, den 15. Mai 18...

Gestern war ich siebzehn Jahre alt.

Des Festbratens wegen wird von meiner guten Mutter nämlich auch der Geburtstag gefeiert. Mein Namenstag ist im August, wenn die Früchte, die jetzt gerade im Blühen begriffen, reif sind.

Ich bin ein rechter Maienmensch, ein glückseliges Frühlingskind bin ich. Alles in mir grünt und blüht. Mir ist so sonnig zu Sinn, so ahnungsvoll zukunftsfreudig, so unbändig lebensfroh.

Mitunter weiß ich gar nicht, was ich anfangen soll mit so viel Jugend und Kraft. Junge Bäume möchte ich zum Vergnügen ausreißen und mit Felsblöcken Boccia spielen, wie ein ungeschlachter Riesenknabe.

Für meine siebzehn Jahre bin ich übrigens ein mächtig großer Junge, nicht anders, als wäre ich zwanzig.

Wie das ist, wenn man seine Jugend in allen Gliedern verspürt, in jedem Blutstropfen, in jedem Gedanken. Herrgott! O Herrgott!

Und hat man überdies solche Heimat wie mein altes, geliebtes, herrliches Schloß Enna am wilden Eisackfluß im schönen Brixener Tal; solches Vaterland wie das teure, heilige Land Tirol; solche Eltern wie mein Vater, dieser wahrhaftige Tiroler Rittersmann, wie meine Mutter —

Ach, meine kleine, feine, himmlische Mutter! Gelt du, Mütterlein!

Eigentlich ist es zu dumm, daß ich großer, unbändiger Junge wie ein zehnjähriger Knabe auf der Schulbank in meinem luftigen, hohen Turmzimmer hocke und Tinte verschreibe. Hinaus, hinaus! Hinauf, hinauf! Hinaus in die Wälder und zu Pferde durch das ganze Tal; hinauf auf die Berge, auf die Plose oder auf die Dolomiten, auf die allersteilsten, allerhöchsten, unzugänglichsten! Dann weiß man doch, wozu der Mensch jung ist; dann fühlt man es doch.

Müde, todmüde sich reiten; laufen, klettern, jagen, fischen, toben und tollen. O du wunderschöne Maienwelt!

Aber im Zimmer zu kauern und zu schreiben — so weibisch ist es!

Ich tue es aber doch und würde es tun, wäre es mir auch zwanzigmal mehr verhaßt. An meinem siebzehnten Geburtstage schenkte mir nämlich meine Mutter dieses dicke Buch voll lauter leerer Blätter. Ich weiß nicht, was ihr nur einfiel; aber sie schenkte mir's. In das dicke Buch soll ich einschreiben, wie es mir im Leben ergeht. Und sonst allerlei. Ich will auf den vielen weißen Seiten so sprechen — gerade so — wie ich zu meiner lieben Mutter sprechen würde.

Ich verstehe es nicht. Meine Mutter bat mich jedoch, es zu tun. Und würde der Federhalter in meiner Hand zu glühendem Erz, so würde ich meiner Mutter zuliebe schreiben. Wäre das Buch nur nicht gar so schrecklich dick!

Wie mir's im Leben geht, soll ich in das Buch einschreiben ... Wie soll es mir denn im Leben anders gehen als gut, als köstlich, als herrlich! Weshalb also das dicke, dicke Buch? Ich werde nicht viel einzuschreiben haben.

Wüßte ich nur, was ich alles auf diese leeren Seiten schreiben soll, meiner zarten, stillen, himmlischen Mutter zuliebe? Daß ich Rochus heiße; daß ich der zweitälteste und zugleich jüngste Sohn des Grafen von Enna bin; daß ich außer diesem älteren Bruder keine Geschwister habe; daß die Grafen von Enna ein uraltes Geschlecht sind; daß wir sehr viele Ahnen besitzen und herzlich wenig Geld und Gut; daß mir unsere vielen Ahnen, unser wenig Geld und Gut vollständig gleichgültig sind, obgleich ich so stolz bin, wie der Schlern hoch ist. Stolz auf meine Gesundheit, auf meine Kraft; stolz auf meine Eltern, mein Vaterland; stolz auf unser Schloß Enna; stolz auf meine Rüden, auf meinen Falben, meine Flinte, mein Jagdzeug, mein Jägerglück; stolz auf noch viel mehr! Also ein dummer Bubenstolz.

Ich lebe zu Hause bei den Eltern auf Schloß Enna. Mein Bruder ist in Wien in der kaiserlichen Pagerie. Als Ältester unseres Hauses soll er Hofkarriere machen. Lieber brächte ich mich um!

Denn — kein freier Mann sein, heißt so viel, wie Diener sein, Knecht, Kreatur. Ich könnte selbst dem Kaiser nicht dienen. Nur dem Vaterlande! Der Kaiser ist ein Mensch. Das Vaterland ist etwas Heiliges.

Ich habe etwas in mir, von dem ich niemand sagen kann. Auch nicht meiner sanften, süßen Mutter. Noch weniger unserem guten alten Kaplan in der Beichte. So recht weiß ich selbst nicht, was es ist. Gewiß ist es etwas sehr Törichtes. Aber meiner guten Mutter zuliebe will ich es hier aufschreiben.

In mir ist etwas Wildes und Heißes, etwas Unbeugsames und Unbarmherziges, etwas Herrschsüchtiges und Herrschwütiges. Gehorcht mir ein Hund nicht, so schieß' ich die Bestie zusammen; zeigt sich mein Pferd widerspenstig, so hetze ich das Tier halb zu Tode; sagt mir mein Vater einmal ein strafendes Wort, so empört sich in mir alles dagegen; wagte einer von unseren Leuten in mir nicht den Junker zu sehen, so möchte ich den Mann peitschen lassen.

Fast stets gelingt es mir jedoch, mich zu bezwingen, und es mögen mich daher alle wohl leiden. Aber wenn sie wüßten —

So jung ich auch bin, bezwinge ich mich doch. Denn ich will einmal andere bezwingen. Unterwerfen will ich mir einmal die Menschen, über sie herrschen!

Bisweilen ist mir, als wäre ich dazu bestimmt, in Zukunft eine große Gewalt auszuüben. Und das aus eigener Kraft.

Eben deswegen ist es mir vollkommen gleichgültig, daß ich sehr vornehm und sehr arm bin. Ich brauche keine Ahnen, keinen Adel, keine Reichtümer. Aus eigener Kraft will ich ein Mann werden. Wozu besäße ich sie sonst?

Aber fürs erste bin ich trotz meiner siebzehn Jahre ein törichter Knabe, werde noch lange ein törichter Knabe sein. Und das ist gut.

* * *

Gestern also an meinem siebzehnten Geburtstage schenkte mir meine liebe, liebe Mutter dieses garstige Buch. Außerdem erhielt ich ein neues Gewand aus braunem, schwerem Tirolerloden, grob, aber fest. Es wurde im Hause heimlich gemacht, zugeschnitten und genäht; denn die Schneider von Brixen sind für uns arme Grafenleute zu teuer. Sie hätten auch kein solches dauerhaftes Zeug genommen, und dieses nicht in einer Art zusammengeheftet, daß es Jahre und Jahre hält. Mein Vater tat zu dem mütterlichen Gewande einen Silbergulden, der, so hell er auch blinkt, bis zum letzten Kreuzer für schwarzes Pulver vertan werden soll. Und der Kaplan verehrte mir von seinem bißchen Armut ein hübsches Büchlein mit Legenden von der heiligen Barbara, deren besonderer Fürbitte die Grafen von Enna seit Jahrhunderten unterstehen. Ein mächtiges und reiches Geschlecht sind sie indessen trotz aller Hilfe der guten Heiligen niemals geworden, dafür aber ein fröhliches, kräftiges, trotziges. Auch heißt es in ganz Tirol: „Der freit ein Weib wie der Graf von Enna!" Ich glaube, das Sprichwort besagt: ein Graf von Enna nimmt sich diejenige zur Frau, die er gern hat; und müßte er sie vom Schlern aus dem Rosengarten des Königs Laurin herabholen. Aber ich weiß nicht, ob die heilige Barbara auch bei solcher wilden Freierei unsere liebe Schutzpatronin ist. Dann freien wir eben ohne himmlischen Schutz.

Das hätte ich jetzt fast vergessen aufzuschreiben: von dem gestrigen Geburtstagsbraten. Ich holte ihn mir selbst von der Plose herunter. Manche Mitternacht bin ich aufgestanden dieses Auerhahns wegen. Der Vogel hatte den Teufel im Leibe; denn nicht beizukommen war ihm. Sämtliche Jäger zwischen Mühlbach und Brixen kannten den alten Herrn, lauerten ihm auf und — bekamen ihn nicht. Ich wollte ihn jedoch an meinem Festtage verspeisen. Also half es ihm nichts. Es war ein mächtiges Tier, das mir die Schultern wund drückte, als ich die Beute zu Tal trug. Dafür war denn auch der Braten rechtschaffen zäh, aller würzigen Beize zum Trotz. Mir schmeckte er aber trotzdem.

* * *

Da meine Mutter mir nun einmal das Buch schenkte, will ich darin meiner Mutter zuliebe nach Möglichkeit alles aufschreiben. Mit der Sache, darüber ich jetzt treustens berichten werde, wollte ich es eigentlich anders halten. Denn sie verdroß mich gar zu sehr. Ich wollte sie gestern sogleich meiner Mutter erzählen, unterließ es jedoch, um sie nicht zu erschrecken. Sie ist so zart und fein, und ich bin so wild und unbändig. Nun will ich mir das Ding vom Herzen herunterschreiben. Zum Glück ward das Wetter schlecht, obgleich für mich kein Wetter der Welt zu

schlecht sein kann, um draußen herumzuschweifen, sei es zu Pferd im Tal oder per pedes bis zu den höchsten Höhen hinauf.

Gestern also in aller Frühe kommt meine steile Turmtreppe jemand heraufgeklettert. Ich strecke mich noch auf meiner Matratze — sie ist hart wie eine Felsenplatte! —, habe jedoch die Augen schon weit offen und schaue zu, wie vom Himmel das goldene Morgenrot auf die Gipfel der Dolomiten niedersinkt, horche auf die Amseln in unserem Kastanienwald, ließ mir plötzlich einfallen, daß heute mein Geburtstag ist, daß es zu Mittag den Auerhahn zu verspeisen gibt, und daß jetzt in ihrem weißen Bettlein die kleine Judith Platter meiner gedenkt. Denn das Judithlein steht auch mit der Sonne auf. Gewiß kommt sie Nachmittag mit ihrer alten Frau Bürgermeisterin von Vahrn herüber. Dann laufen wir zwei Jungen den „Großen“ fort und fangen in dem Eisack Forellen.

Also just freue ich mich auf das Judithlein, als es die Treppe hinaufgepoltert kommt. Ich denke: das ist der Florian. Er wird fragen wollen, ob ich in aller Frühe ausreite? Sonst nimmt der Florian den Falben nach Kloster Neustift, um den Vätern des heiligen Augustin die drei Säcke Sterz zu bringen, die sie letzthin von uns kauften. . . Es war aber nicht der Florian, sondern mein gestrenger Herr Vater in eigener Person, der in mein hohes Turmstüblein tritt, darin es wunderlich ausschaut; denn ein wackerer Reiter, Bergsteiger, Fischer, Jäger und Vogelsteller kann nicht wie ein Nymphlein hausen. Auch befinden sich in meiner Kammer mehr Sporen, Büchsen, Fallen, Netze, Angeln, Tierfelle, Vogelbälge, Alpenstöcke, Schneeschuhe, Eispickel und sonstiges nutzloses oder fröhliches „Allerlei“, als gelehrte und fleißige Schriften.

Mein Herr Vater bleibt denn auch auf der Schwelle stehen, läßt die Rüden, die mit ihrem Herrn das Zimmer teilen, achtlos an sich vorüberspringen, schaut sich wehmütig um, schüttelt kummervoll sein gewaltiges Haupt, seufzt aus vollem Herzen über seinen lieben, lustigen Sohn Rochus, der alsogleich aufgesprungen und in die Hosen gefahren ist und nun in seiner baumlangen Größe respektvoll vor dem betrübten Schloßherrn von Enna aufgepflanzt steht.

„Siebzehn Jahre wird heute der Junge! Und was soll aus ihm werden?“

Also deshalb kommt mein Herr Vater in aller Morgenfrühe die hohe, steile Turmtreppe heraufgeklettert? Du liebe, heilige Barbara — deshalb!

Was aus mir werden soll? An so etwas überhaupt nur zu denken, wenn man solch junger, gesunder, lebensdurstiger und lebenslustiger Mensch ist, ein echter Tirolerbub und ein hochgeborener Graf Enna dazu!

Eben deshalb, meinte mein Herr Vater; denn:

„Gelernt hatte er nichts, der Junker Graf.“

Der hätte nichts gelernt? Schreiben, lesen und beten von seiner süßen Mutter; Kirchengeschichte und Tirolergeschichte von seinem alten, guten Kaplan Plohner. Sogar Latein von seinem guten Kaplan! Reiten, schießen und jagen von seinem gestrengen Herrn Vater. Und w i e der Junker reitet, schießt und jagt! Und was er sonst noch alles gelernt hat! Entweder vom Florian oder vom lieben Herrgott oder ganz von selbst.

Das erwidere ich meinem Herrn Vater und denke dabei: „Möchte doch wissen,

was ich sonst noch zu lernen habe, außer etwa ein wenig zu zechen und zu schlemmen. Ja, und noch eines: junge, rote Lippen zu küssen — recht junge und recht rote ...

Das Zechen und Schlemmen wäre weiter nicht notwendig gewesen, und das letztere — wie wäre es, wenn ich es damit einmal versuchen würde? Bin ich doch heute bereits volle siebzehn Jahre alt, ohne von solcher geheimnisvollen Wissenschaft auch nur das geringste zu kennen. Das Judithlein würde übrigens ihren jungen, roten Mund schwerlich als Versuchsobjekt hergeben; und andere Lippen mag ich nicht küssen, sie mögen noch so jung, rot und weich sein.

Während mir das durch den Sinn fährt, sagt mein Herr Vater:

„Rochus, du machst uns Sorgen, mir und deiner Mutter. Wir sind arm, mein Junge. Unser Schloß Enna ist eine Ruine, und unser alter Name läuft in zerrissenen Schuhen durch die Welt. Was an uns noch heil ist — und das ist wenig genug — muß einmal dein Bruder an seinen Leib bekommen. Er ist der Älteste und der Stammhalter. Wird er nun auch durch des Kaisers Gnade versorgt, so bist du doch noch da. Und was geschieht mit dir? Sollen wir in Wien etwa auch für dich bitten und betteln? Bitten und betteln um was?"

Mir schoß das Blut zu Kopf, daß mir schwindelte. Ich stieß hervor:

„Für mich beim Kaiser betteln gehen? Wenn Ihr mir das antätet!"

„Wie soll es also mit dir werden?"

„Ei, Vater, ich b i n ja schon etwas! Meiner Eltern Sohn bin ich und ein Tiroler. Als ob das nicht genug wäre?"

Mein Vater sieht mich ernsthaft an, schweigt eine Weile und spricht dann, spricht mit leiser und, wie mich bedünken will, trauriger Stimme:

„Für dich bleibt nur eines übrig: nach Rom zu gehen und geistlich zu werden. In Rom haben wir für jeden zweiten und dritten Sohn, der geistlich wird, große Benefizien."

„Für mich bleibt nichts anderes übrig, als geistlich zu werden", sprach ich meinem Herrn Vater nach, ohne recht zu wissen, daß ich es tat, und was es eigentlich bedeutete.

Mein Vater spricht mit derselben leisen und traurigen Stimme weiter:

„Du weißt, daß fast jeder zweite und dritte Sohn unseres Hauses geistlich geworden ist, und das seit Jahrhunderten. Die meisten Töchter unseres Hauses werden geistlich. Hätte unser Geschlecht es mit seinen vielen Töchtern und Söhnen anders gehalten, bestünde es längst nicht mehr. Es wird dir also nichts anderes übrigbleiben. Überlege es dir."

Damit ging er. Ich rief meinem Vater nach:

„Ich will ein Graf von Enna bleiben und Judith Platter heiraten!"

Ganz wild rief ich es meinem gestrengen Herrn Vater nach. Und jetzt soll ich mir es „überlegen".

Was überlegen?

Ob ich „auf geistlich" studieren will, wie unsere Tiroler Bauern sagen.

Ich, der Junker Rochus ein Priester, ein Mönch, ein Knecht in der Kutte ... Lieber bringe ich mich um.

* * *

Der Florian durfte gestern morgen die drei Säcke Sterz nicht ins Kloster Neustift fahren; denn sein Junker machte einen weiten Ritt. Ein wilder Ritt war es. Der Falbe bekam die Sporen und immer wieder die Sporen. Er flog nur so. Wie ein Falke flog mein Falbe. Binnen vierzig Minuten über Brixen bis nach Mühlbach hinauf! Ein anderer soll mir das nachtun.

Ich geistlich werden? Hei, Falber! Ich nach Rom, um in Rom geistliche Benefizien zu haben? Lauf, Falber, jage, rase!

Und ich raste meine siebzehnjährige junge Seele auf meinem armen Falben still.

Den Rückweg nahm ich über das grüne, grüne Vahrn. Als ich von fern den Platterhof liegen sah, wußte ich bestimmt: eher stürzt der Schlern zusammen; eher blüht der „Rosengarten" in duftenden Gluten, als daß ich nach Rom gehe, um mit allen Benefizien der Kirche geistlich zu werden, denn:

Auch der jüngste Graf von Enna wollte dereinst ein Weib freien! Ein Weib vom Platterhof wollte er sich holen, und läge der Platterhof im siebenten Himmel.

* * *

Einstweilen lag er zum Glück noch auf der Erde, dicht vor mir, inmitten seines weit und breit berühmten Waldes von Edelkastanien. Baumriesen sind das, wie sie so alt und hoch, so stolz und prächtig selbst bei Schloß Enna nicht zu finden sind. Gleich grauen, gewaltigen Granitsäulen ragen die Stämme auf, und ein goldiger Schimmer schwebt jetzt wie Sonnenschein darüber: alle die feinen, ganz feinen jungen Knösplein und Blütlein.

Der Boden unter den Bäumen glüht scharlach von großen roten Orchideen. Auf der Terrasse vor dem Herrenhaus schießen Gras und Frühlingsblumen so üppig auf, daß der alte Edelsitz wie in einer fröhlichen Wildnis daliegt. Meine kleine Judith Platter ist nämlich die Schutzheilige sämtlicher Gräser, Kräuter und Blumen, und keine Hand darf sich danach ausstrecken, soweit ihr besonderes Gebiet reicht. Dieses aber ist der Kastanienwald, ist die große Terrasse, ist der Garten vom Platterhof.

Als ich gestern auf den Hof geritten kam, spielten vor dem Hause im warmen Frühlingssonnenschein Judiths Tiere; denn meine kleine Judith ist eine große Zauberin, der Tiere und Menschen unterliegen. Sie hat sich eine vollständige Menagerie wilder Bestien gezähmt. Als Schoßhündlein läuft ihr ein junger Edelmarder nach; zwei braune Falken umflattern sie wie Täublein, und an ihrer Seite stolzieren ein Reiher und ein Silberfasan. Und das sollte keine Hexerei sein?

Also: als ich gestern auf meinem Falben angetrabt kam, waren Judiths Marder, Judiths Falken, Reiher und Silberfasan vor dem Hause auf der Terrasse. Meine Rüden, die immer dort sind, wo ihr Herr ist, kennen Judiths Haustiere so gut, wie ihr Herr deren Gebieterin kennt, haben sich mit ihnen auch ebenso angefreundet. So gab es denn mit dem Marder das lustigste Spektakel, bei dem der Reiher würdevoll dastand und sich die Lustbarkeit mit klugen Augen anschaute. Da hörte Judith die Hunde und kam aus dem Hause gelaufen.

Gelaufen! Das ist nicht wahr. Sie kam gegangen, geschritten. Bei aller inneren Helle und Heiterkeit hat das Judithlein etwas Gehobenes, schier Feierliches an sich — anders weiß ich ihr besonderes Wesen nicht auszudrücken.

Sie schritt mir also entgegen, im hellen Morgengewande, die graue Steintreppe herab. Einer ihrer Edelfalken kreiste über ihr, gleich einem Adler über dem Haupt einer jungen Göttin. Der Reiher breitete so gut er konnte seine beschnittenen, schimmernden Schwingen und flatterte auf sie zu. Auch das andere Getier, soviel beisammen war, stürzte der feinen, lichten Gestalt entgegen.

Von meinem Falben herab grüßte ich die zukünftige Gräfin von Enna ritterlich, schwang mich aus dem Sattel und ließ mein müdes Roß frei laufen. Es begann sogleich unter den goldenen Kastanien, zwischen den scharlachroten Orchideen zu grasen.

Des Judithleins Morgengruß war:

„Du wolltest wohl deinem Falben zeigen, daß sein Herr heute siebzehn Jahre alt geworden ist? Wie wirst du es erst mit zwanzig treiben!"

Sie hat gar keine sonderlich weiche und zarte Stimme, meine zukünftige Braut; in ihrer Stimme liegt eine stille Kraft. Dabei sagt sie alles sehr gelassen, fast leise. Ich hörte sie niemals laut rufen oder gar schreien, wie ich sie auch niemals laufen sah. Aber trotzdem ihre Stimme weder weich noch zart ist, ist mir's, wenn sie redet, als hörte ich fernen, leisen Gesang. Das machen ihre Augen.

Die Augen meiner kleinen blonden Judith sind rabenschwarz, mächtig groß und haben einen tiefen, tiefen Blick. Ihre Augen sind so voller Glanz, daß ihr Gesicht etwas Strahlendes hat; und wie etwas Strahlendes liegt es für mich über ihrer ganzen Gestalt ...

Ich weiß nicht mehr, was Übermütiges ich ihr erwiderte. Es muß aber etwas sehr Siebzehnjähriges gewesen sein, denn sie sagte:

„Wilder Rochus!"

Auch das ist ihr eigentümlich, daß sie selten lächelt, fast nie. Trotzdem liegt auf ihrem Gesicht solche Morgenhelle. Es ist wahres Frühlingslicht.

„Schön, daß du dir selbst meinen Geburtstagsgruß für dich holst", meinte sie dann, das Getier leise von sich fortscheuchend. „Ich wollte dir gerade schreiben und hatte schon ein Päcklein für dich zurecht gemacht. Meine gute Frau Bürgermeisterin hat heute einen bösen Gichttag; ich hätte also nicht kommen können, dir zu gratulieren, du großer, lieber Mensch."

Ich muß aufschreiben, daß die Eltern meiner kleinen Judith tot sind; daß mein Bräutlein schon jetzt die Herrin vom Platterhof ist; daß eine entfernte Verwandte, die verwitwete Frau Bürgermeisterin Leithner aus Bozen, mit ihr auf dem Platterhof haust. Die zukünftige Gräfin von Enna ist ein wohlhabendes Patriziermägdlein, mit dem mein gestrenger Herr Vater als Schwiegertochter wohl zufrieden sein darf. Vor kurzem wurde sie fünfzehn Jahre.

Und dann soll ich Mönch werden!

* * *

Begleitet von der ganzen Judith-Menagerie und meinen Rüden gingen wir miteinander um das Haus, welches noch von alten Zeiten her eine wahre Burg ist, mit gewaltigen Mauern und Zinnen, Türmen und starken Toren, bedeckten Treppen und hölzernen Laufgängen. An diesem Urhause des Platterhofes hatte seit vier Jahrhunderten jede Zeit angeflickt, was jede Zeit für sich gerade bedurfte.

Das mußte also das vergnüglichste Durcheinander geben! Jetzt war das Mauerwerk aller Jahrhunderte gleichmäßig mit großblätterigem Efeu und anderem Gerank bedeckt; und die Dächer der alten sowohl wie der neuen Zeit waren von einer dicken, leuchtenden Moosschicht überzogen.

„Ist das schön bei dir, Judith! Auf der Welt gibt es doch nichts Schöneres als deinen Platterhof und unser altes Schloß Enna!“

Da sagte das junge Ding:

„Bin ich erst einmal erwachsen, daß ich keinen Vormund mehr habe und tun kann, was ich will, so verkaufe ich den Platterhof.“

Ich blieb stehen und schaute sie an, die das Schreckliche ganz gelassen gesagt hatte.

„So verkaufst du den Platterhof? Den alten, herrlichen Hof, der deinem Geschlecht seit vielen Jahrhunderten gehört; der so schön ist, den du so liebst, willst du fremden Leuten verkaufen?

„Bin ich erst groß und stark, so muß ich etwas zu tun haben“, erklärte das Kind wiederum durchaus ernsthaft. „Hier kann ich nichts tun, als die Dinge lassen, wie sie sind. Ich muß etwas Neues schaffen; und hier ist alles schon fertig, im Hause sowohl wie auf den Feldern und den Weinbergen. Alles geht hier seinen alten, hergebrachten, guten Gang; alles ist im vortrefflichen Zustand und braucht nur die Aufsicht. Das kann jeder gescheite Verwalter besorgen oder sonst irgendwer.“

„Deine Tirolerheimat willst du verkaufen?“ fragte ich wieder, noch immer ganz fassungslos. Und die Antwort lautete:

„Ich will eine Heimat haben, die ich mir selber geschaffen habe.“

Ich war so wild auf die Abtrünnige, daß ich nicht zu reden vermochte. Denn eine Tirolerin, die ihre Heimat verkaufen kann, wird nie und nimmer eine Gräfin von Enna. So wild war ich, daß ich mich vor Zorn gar nicht zu lassen vermochte. Aber das törichte Geschöpf sprach in seiner gleichmütigen Art weiter:

„Jetzt möchtest du mich am liebsten erstechen, du wilder Rochus. Einstweilen laß das noch und komme lieber mit mir. Ich will dir zeigen, was ich dereinst tun möchte: so im Großen, verstehst du.“

Sie führte mich in den Garten, wo es Gemüse und Früchte gibt, wie nirgend wo anders im Lande; und wo mitten in den Kräutern und Blumen buntbemalte Bienenstöcke stehen, die einen Honig liefern, als wäre der Platterhof, den seine kleine Herrin, wenn sie erst groß geworden ist, verkaufen will, das Land, darinnen Milch und Honig fließt.

Vor dem Garten mußte die Menagerie mit den Hunden zurückbleiben, nur das Falkenpaar durfte mit. Wir gingen die mit hohen Himbeer-, Johannis- und Stachelbeersträuchern eingefaßten Wege dahin, gingen den mit seltenen Obstsorten überzogenen Spalieren entlang, an den bereits reifenden Erdbeeren vorüber und gelangten zu den Blumenbeeten, wahren Gefilden von Tulpen und Hyazinthen, von Narzissen und Veilchen. Alsdann traten wir in den großen Kräutergarten, darüber eine Wolke von Wohlgerüchen schwebte, und Scharen von Schmetterlingen, Bienen und Käfer gaukelten. Hier deutete Judith auf einige Rosenstöcke

an denen nichts anderes Merkwürdiges zu sehen war, als daß sie prächtig Knospen angesetzt hatten. Sie sagte:

„Sieh, wilder Rochus! Diese Rosenstöcke hatte der Gärtner fortgeworfen. Ich fand sie im Kehricht. Sie schienen verdorrt und ganz tot zu sein. Jetzt sieh sie an.“

Dabei hatte das Kind einen seltsamen Glanz in den Augen. Darauf sprach es weiter:

„Das will ich in Zukunft tun: Verwelktes wieder zum Blühen bringen, Krankes wieder gesund machen, halb Erstorbenes zu neuem Leben erwecken.“

Mein ganzer Grimm verflog bei dem heiligen Ernst, mit dem das Judithlein diese großen Dinge sprach. Und ich mußte über die kleine Weisheit in ein übermütiges Gelächter ausbrechen. Sie nahm meine unbändige Lustigkeit über ihre Kinderphantasie so gelassen hin, wie sie meinen mühsam gebändigten Zorn über den „Verrat“ am Vaterlande hingenommen hatte.

In bester Eintracht begaben wir uns nun ins Haus. In dem großen Saalflur standen die Türen zu sämtlichen Zimmern weit offen, daß all das Blühen und Duften des Maies, all das Flimmern und Funkeln des Sonnenscheins hereindrang in den weiten, dämmerigen Raum, dessen vielhundertjähriges Getäfel aus Zirbenholz an Decken und Wänden ebenso berühmt war wie vor dem alten Edelsitz der Kastanienwald. Wo in Tirol von dem grünen, grünen Vahrn gesprochen ward, sprach man auch vom Platterhof; und jedesmal hieß es:

„Ja, der Platterhof! Der hat einen Kastanienwald und ein Getäfel, das man gesehen haben muß. Und der Platterhof hat Rosmarinäpfel und Muskatellenbirnen, hat Honig und Butter, die man gegessen haben muß. Und er hat Wiesen und Maisfelder, Knechte und Mägde, auf die der Herr vom Platterhof stolz sein kann. Aber der Herr vom Platterhof wird einstmals eine Herrin sein. Judith heißt sie. Diese Judith Platter wird einstmals Eine!“

Inzwischen dachte diese „Eine“ daran, den alten, hochherrlichen Platterhof zu verkaufen, um in der weiten Welt nach verwelkten Sträuchern zu suchen, die sie wieder grün machen könnte....

Und inzwischen hatte das Judithlein im Saalflur für ihren großen siebzehnjährigen Freund vor der weit offenen Haustüre den Tisch gedeckt, diesen mit des Junkers Lieblingsspeisen beladen und die Tafel mit einem gewaltigen Strauß Maiblumen geschmückt. Gleich einem König saß der Junker unter dem schimmernden Getäfel, über dem schneeweißen Linnen und hatte vor sich auf wie Silber blinkenden Zinnschüsseln schwarzes Tirolerbrot und goldige Tirolerbutter, rosigen Platterhof-Schinken und — sein Leibgericht — einen Berg leuchtender Riesenkrebse! Die Ahnen meiner Judith schauten von den Wänden herab zu, wie es sich der Junker Graf auf dem Platterhof schmecken ließ, und sie machten entsetzlich ehrbare Gesichter. Einige sahen sehr unwirsch, fast drohend drein, als wären die alten Platters mit einer Heirat zwischen dem Junker von Enna und dem Töchterlein ihres Geschlechts genau so wenig zufrieden, wie des Junkers erlauchte Ahnen es sein würden. Ich lachte sie jedoch im Herzen samt und sonders aus, die alten Platterleute sowohl wie die noch älteren Grafen von Enna. Ernsthaft saß das

Judithlein neben mir, öffnete für mich mit ihren braunen, festen Händlein gar zierlich die Krebsscheren — bei den Schwänzen verrichtete ich die mühsame Arbeit selbst — und die vierfüßige Gesellschaft, Rüden und Edelmarder warteten mit Ungeduld, bis der Junker Graf gespeist hatte.

Daß ich nicht vergesse: das Päcklein, welches dem Geburtstagskind bei seiner Ankunft gerade zurecht gemacht werden sollte, trug ich später auf dem Falben mit mir nach Hause. Es enthielt die herrlichsten Dinge für Jagd, Vogelfang und Fischerei.

Nein, mein gestrenger Herr Vater, nach Rom geht der Rochus nicht!

* * *

Viertes Kapitel: Das Judithlein

Ach, ich bin so betrübt!

Daß ich nach Rom gehe, um daselbst am Grabe des Apostelfürsten unter den Augen des heiligen Vaters geistlich zu werden, scheint nämlich auch der Wunsch meiner Mutter zu sein. Sie sagt es nicht. Wenigstens sagt sie es nicht mit Worten. Aber ihr ganzes Wesen ist eine einzige flehentliche Bitte: „Liebster Sohn, werde geistlich! Mir zuliebe!“ Ihr ganzes Leben fleht mich darum an. Ich darf ihr nicht einmal sagen, daß sie mir damit den ersten, großen Schmerz zufügt. Aber ich kann es in dieses Buch einschreiben, welches ihre Liebe mir schenkte, wohl wissend, weshalb.

In dieses Buch schreibe ich also:

Ich wüßte nicht, was ich meiner Mutter zuliebe nicht tun würde? Ich könnte meiner Mutter zuliebe keine Büchse mehr anrühren, kein Pferd mehr besteigen, keinen Gipfel mehr erklimmen; nicht mehr jauchzen, jubeln und singen. Also aufhören, jung zu sein und mich glücklich zu fühlen. Ich könnte für meine süße Mutter um Almosen betteln, meine kleine Judith Platter nicht wiedersehen und für sie einen Totschlag begehen. Aber ich kann nicht meiner Mutter zuliebe meine Natur kreuzigen, kann nicht ihretwillen meinen lebendigen Menschen verleugnen — kann nicht meiner Mutter zuliebe geistlich werden.

Von jeher waren wir Grafen von Enna ein sehr frommes Geschlecht: haben wir ja doch sogar einen Märtyrer in der Familie! Die Grafen von Enna waren fanatische Kreuzritter, sie kämpften um das Grab Christi, litten und starben dafür. Die Grafen von Enna bauten Klöster und Kirchen, machten fromme Stiftungen und wurden geistlich. Sie wurden Priester und Mönche, Prälaten und Bischöfe. Ein Graf von Enna hat den Kardinalshut getragen.

In unserem Schlosse ist alles vernachlässigt, verödet, verfallen. Nur nicht die Kapelle! Die Kapelle auf Schloß Enna ist fast prächtig. Wir sind sehr arm. Aber wir haben unseren eigenen Kaplan. Die höchsten und wichtigsten Dinge im täglichen Leben sind für uns, Messe zu hören, zur Beichte zu gehen, die Fasten zu halten, die Feiertage zu ehren, die Heiligen anzurufen, der Mutter Gottes zu dienen, um uns dadurch ein möglichst großes Anrecht auf den Himmel zu erwerben.

Wir geben von unserer Armut den Armen; wir opfern Kerzen und Wachs-

bilder; wir machen Bußübungen; wir gehen wallfahrten; wir sind des Herrn mit allem, was wir haben, sind treue Anhänger, heiße Schwärmer, sind Fanatiker unseres triumphierenden, katholischen Glaubens und der allein seligmachenden Kirche.

Mein rauher Vater betet ebenso zerknirscht wie meine süße Mutter. In der Passionszeit leiden wir mit dem Heilande; jedem Geistlichen mußte ich schon als Kind die Hand küssen; die Triumphe der Kirche sind die Triumphe des Hauses Enna; jeder Nichtgläubige oder Mindergläubige oder Andersgläubige gilt uns als Feind Gottes, und ist daher unser eigener Feind.

Dieser Strom schweren katholischen Blutes ist der Lebensstrom unseres alten Geschlechts. Auch ich habe davon manches Tröpflein in meinem Blut; aber — geistlich kann und kann ich nicht werden! Auch nicht meiner süßen Mutter zuliebe.

* * *

Auf Schloß Enna ist gegenwärtig meine kleine, zukünftige Braut zu Besuch, was jedes Jahr einige Mal geschieht. Auch meine Mutter liebt das Kind vom Platterhofe zärtlich; aber sie klagt: das Judithlein sei so ganz anders als andere Mädchen von fünfzehn Jahren, und sie könne sich in dieser verschlossenen und tiefen Natur nicht zurechtfinden. Noch mehr bekümmert ist meine liebe Mutter, daß dieses junge Geschöpf Gottes nicht die so breit getretenen Wege des Herrn wandelt, sondern auf einsamen Pfaden für sich allein ihren Gott sucht und mit offenbarem Widerstreben den streng katholischen Bräuchen des Landes und unseres Hauses sich fügt. In ihrer leisen, eindringlichen Weise redet meine Mutter immer wieder und wieder in das Judithlein hinein, erhält aber immer wieder und wieder zur Antwort: solche Dinge ließen sich nicht erzwingen. Und sonst kein Wort über ihren Glauben an Gott und die Heiligen, wie innig meine Mutter auch bittet, oft in wahrer Herzensangst um das Seelenheil der jungen Christin. Diese bleibt gelassen und ernsthaft, bleibt gegen meine Mutter stets gleich liebevoll und zugleich in allem und allem voll eigenen, starken Willens, als wäre das Kind bereits ein großer Mensch mit allen Leiden und Erfahrungen eines solchen. Meiner guten Mutter kostet dieses absonderliche Wesen manchen schweren Seufzer. Auch das weiß ich: daß sie über meine leidenschaftliche Liebe zu dem schönen und seltsamen Geschöpf bitter betrübt ist, und in ihrer geheimsten Seele zwischen unserem ruinenhaften, armseligen Schloß Enna und dem stattlichen, reichen Platterhof einen Abgrund wünscht, darüber keine Brücke führt. Das Judithlein braucht indessen nur zu kommen, braucht nur da zu sein: und meine Mutter ist von uns die erste, die ihrem Zauber sich ergibt. Und dann sollte ihr großer, dummer Junge dagegen gefeit sein?

So habe ich denn bereits allerlei Kümmernisse und Nöte. Auch anderes betrübt mich. Wenn nämlich das Judithlein bei uns ist, sehe ich plötzlich die bröckelnden Mauern und zerrissenen Wände meines heißgeliebten Schlosses Enna; ich sehe plötzlich die schadhaften Fußböden und Decken; die verblichenen und zerfetzten Tapeten, die verblaßten und zerstörten Malereien, das wurmstichige Holzwerk, das alte, schlechte Geräte und all die anderen trübseligen Reste aus früheren, besseren Zeiten. Vom Keller bis zum Dache ist das große Haus mit Gerümpel angefüllt. Ich möchte über alles einen Glanz werfen, der für Judiths allesschauende

Augen den Verfall unseres Schlosses verhüllte. Nicht etwa, daß ich mich unserer Armut schäme; aber sie tut mir weh. Sie tut mir jedoch nur dann weh, wenn das Judithlein bei uns ist, und lediglich seinetwillen. Weil ich das Kind so unsinnig liebe, und weil ich im Grunde meiner Seele ein solch unbändig stolzer Mensch bin, kann ich nicht ertragen, daß es womöglich Mitleid mit uns fühlt, was für die kleine Herrin vom Platterhofe — so denke ich mir — womöglich noch schmerzlicher und demütigender ist als für uns. Sie läßt es jedoch nicht merken. So jung sie ist, hat sie bereits eine große Kunst, den Ort, wo sie sich gerade befindet, mit ihrer Gegenwart zu erfüllen. Ehe ich mich's versehe, liegt der Schein, mit dem ich für sie das große, ruinenhafte Schloß Enna umschleiern möchte, bereits darüber gebreitet. Nur daß all der Glanz von ihr selbst ausgeht. Dann bin ich glücklich.

Ja, und dann geben wir uns so recht als das, was wir beide noch sind: als zwei Kinder. Das öde Haus tönt von unserer glücklichen Jugend. Hand in Hand durchstreifen wir den Schloßboden, wo ich mit meiner Gefährtin Versteckens oder Blindekuh spielen möchte. Denn, wenn ich das Judithlein finde oder erhasche, muß es sich von mir küssen lassen: auf seinen kirschroten, weichen, jungen Mund.

Rings um das Schloß breitet sich eine weite, wonnige Wildnis. Sie zieht sich hoch von der Plose bis an den Eisack hinab, der genau so wild ist wie mein siebzehnjähriges Gemüt. Das Land rings um Enna ist derartig verwachsen, daß mein Vater den Hochwald müßte ausroden lassen, um für den Maisbau etwas mehr Feld zu beschaffen. Es wird jedoch bei uns weder ausgerottet noch angebaut; denn wir lassen für uns den Himmel sorgen, und der läßt selbst für unser frommes Haus keine Maisfelder und Weinberge wachsen. So sind wir denn in unserem Gott und in unserer Armut erhaben; und ich freue mich, rings um Schloß Enna nach Herzenslust herumstreifen zu können, nicht anders, als wäre ich mitten im Urwald. Ich merke wohl, wie dies gleichgültige Wesen dem Judithlein in tiefster Seele verhaßt ist. An allen Ecken und Enden möchte sie es anders haben. Wenn sie später einmal ihren blühenden Platterhof verkauft, kann sie ja auf Schloß Enna — denn mein Herr Bruder bleibt gewiß beim Kaiser in Wien — die Wildnis vertreiben. Das soll sie auch einmal: als seine Herrin! Bis dahin mag es bei uns gehen, wie es eben geht.

Auf unseren Herrntisch kommt für gewöhnlich nur grobe Bauernkost. Es gibt bei uns viel Sterz und Polenta, viel Speck und geräuchertes Fleisch. Dazu als Trunk schlechten Wein und gute Milch. Zum Glück sorgt Junker Rochus für Wildpret und Fische. Haben wir jedoch das Judithlein zu Gast, so ruhe ich nicht, bis unsere Tafel bestellt ist, daß unser Kaiser selbst bei dem Grafen von Enna speisen könnte. Auch Blumen müssen dann unseren Tisch zieren; denn so ist sie es auf dem Platterhofe gewöhnt. Meine süße Mutter seufzt, mein gestrenger Herr Vater brummt dazu und — beide lassen es seufzend und brummend geschehen, behandeln das Bürgerkind wie eine verwunschene Prinzeß, und lassen im übrigen den Himmel walten.

* * *

Mit Judith zusammen bin ich einer Todesgefahr entronnen; wir schienen verloren, und ich möchte fast von einem Wunder reden, welches der Himmel für

uns Kinder geschehen ließ. Meine Mutter ist darüber in Verzückung, läßt dafür eine Dankmesse lesen und vor dem Bilde meiner Schutzheiligen, Santa Barbara, geweihte Kerzen abbrennen. Sie glaubt mich zu großen Dingen ausersehen, die ich zu Ehren Gottes vollbringen soll, da allein Gottes Gnade mich am Leben erhielt. Meine fromme Mutter vergißt, daß Judith Platter mit mir war, daß wir beide in Todesgefahr standen, beide aus Todesgefahr gerettet wurden; daß also der Himmel selbst mich und sie für das Leben zusammengab. Aber ich will aufschreiben, wie die Sache sich zutrug.

Wassersgefahr in Tirol! Wassersnot am Eisack!

Man muß das erlebt haben. Und wenn es gar inmitten einer glückseligen Frühlingszeit ist. Plötzlich kann die Not, kann die Gefahr da sein: über Nacht, in einer Stunde, einem Augenblick! Nach lang anhaltenden, heftigen Regengüssen. Oder während eines Wolkenbruchs, der nicht einmal über uns herabzufluten braucht, sondern in einer von unserem Tale weit entfernten Gegend geschehen kann. Oder wenn im ersten Frühling ein wilder Föhn aufbraust und die weichen Schneemassen der Alpen zum schnellen Schmelzen bringt.

Nach allen Seiten hin stürzen von den Firnen und Wänden, aus Schluchten und Schrunden Gießbäche herab. Sie fluten zusammen, sammeln sich. Als Bergstrom entwurzeln sie Wälder, spülen sie Erdschichten ab, reißen Felsen ein. Eine braune, gewaltige Schlammasse wälzt sich verheerend hernieder: tiefer und tiefer, näher und näher. Während über die Ortschaften der oberen Täler die Sintflut bereits zusammenschlägt, denken die Bewohner der unteren Dörfer: „Es hat wohl noch Zeit; es kommt wohl noch nicht."

Aber schon ist es da, oft in Augenblicksschnelle! Was soeben noch ein kleines, munter dahinfließendes Bächlein war, ist jetzt ein wildes, wütendes Gewässer. Es schwillt und steigt, brandet und braust, tobt und tost, wächst an zu einem beutegierigen Ungeheuer. Die wirbelnden, wallenden Wogen zerreißen die Ufer, zerbrechen die Dämme, strömen über, stürzen sich auf das arme, wehrlose Land. Die Glocken wimmern und warnen: „Wassersnot! Wassersgefahr!"

Niemand dachte daran, obgleich die ganze Nacht Südwind geweht hatte. Am Morgen war es wundervoll. Wolkenloser, tiefblauer Himmel und kein Lüftchen unter den Wipfeln der Edelkastanien. Wir, das Judithlein und ich, waren seit dem frühen Morgen unterwegs gewesen: zu Fuß über Brixen nach dem schönen Neustift, woselbst wir bei dem Klostergärtner eine Bestellung auf junge Marillenbäume machten, mit denen Judith ein ganzes Feld bepflanzen lassen will. Denn diese fünfzehnjährige Landwirtin meint: weil im Brixenerlande die Marillen gar so herrlich gedeihen, so sei mit den saftigen Früchten eine große Kultur zu betreiben. Auf dem Heimwege, als wir wieder durch die ehrwürdige Bischofsstadt kamen, führte ich meine Dame in das weit und breit berühmte Gasthaus zum „Elefanten" und traktierte sie zu meinem nicht geringen Stolz mit Backwerk und süßem Wein. Nachmittags waren wir denn doch etwas ermüdet und wußten nichts Besseres anzufangen, als den Schloßberg hinunter und an den grünen Eisack zu schlendern, den Nachen zu lösen und uns gemächlich stromabwärts treiben zu lassen. Wohlig glitten wir auf den weichen Wellen zwischen dicht bebuschten

Ufern dahin, bis wir an unserem Lieblingsort anfuhren. Dies war ein winziges Eiland, mitten im Strombette. Weiden hatten es gebildet, die, durch eine Hochflut vom Ufer losgerissen, von den Wirbeln zusammengetrieben und hier festgeankert waren. Rings schossen üppig Schilf und Riedgras auf und ein Polster von Moos und Kräutern füllte das Innere, in welches man durch das Weidengeäst wie durch ein Bollwerk dringen mußte. Angelangt, schlang ich die Kette um einen Stamm und schlüpfte mit dem Judithlein aus dem Nachen in das schöne Versteck. Hier ruhten wir nun auf einem Bette von gelben Primeln wie inmitten blühenden Goldes, umwallt von den im Sonnenschein schimmernden Wänden der knospenden Weiden, umrauscht von den murmelnden Wellen des jungen Eisack, welchen Blumen, Schilf und Dickicht uns vollständig verbargen, so daß das Wogenrauschen sich anhörte wie mystische Musik. In den Büschen flötete eine Amsel, die Schmetterlinge gaukelten über uns hin und die Luft ertönte vom Summen der Insekten. O du mein lieber, himmlischer Vater, wie ist deine Welt doch so schön, so wunderschön mit dem Judithlein an der Seite! Lang ausgestreckt lag ich großer Junge auf dem Rücken, schaute weit offenen Auges in das Glanzmeer des Äthers, lauschte auf alle Stimmen der lebendigen Gotteswelt und fühlte meine Jugend, meine Kraft und mein Glück wie einen heißen Strom meine Seele durchbrausen. Ich weiß nicht, was mir durch den Sinn fuhr; aber auf einmal fragte ich das Judithlein mit großer Heftigkeit:

„Warum hast du eigentlich deinen aparten Glauben? Es wundern und bekümmern sich alle darüber. Du bist doch eine Tirolerin; und du bist doch noch ein wahres Kind. Wie kannst du also deinen Glauben für dich allein haben wollen?"

Da ich über mir in die Luft starrte, sah ich sie nicht an, als sie erwiderte:

„Wie ich das kann? Ich weiß gar nicht, daß mein Glaube apart ist, wie du es nennst."

„Ich möchte wissen, wie man es sonst nennen soll", rief ich trotzig.

„O du wilder, böser Rochus", sprach das Kind weiter. „Sieh, ich hatte solche engelsgute Mutter. Von meiner Mutter sagten die Leute auch, daß sie einen aparten Glauben hätte. Ich verstand es nicht; denn ich war noch ein ganz kleines Ding, als meine Mutter starb. Ich wußte nur, daß sie so gut, o, so gut war — etwa wie deine Mutter. Und als sie gestorben war, hörte ich die Leute von ihr sagen: ihre Seele müsse lange Zeit im Fegefeuer brennen, weil sie einen aparten Glauben gehabt hätte.

Meine engelsgute Mutter lange Zeit im Fegefeuer, in den gräßlichen Flammen! Ich weiß noch, wie ich viele Tage und Nächte immerfort geschrien und geweint habe; wie ich einen großen Krug nahm und mit Wasser füllte; wie ich hingehen wollte, um das Fegefeuer, darin die Seele meiner Mutter brennen sollte, zu löschen. Und ich weiß noch, wie ich meine kleinen Hände ins Herdfeuer hielt, um zu fühlen, ob das Brennen sehr wehtat.

Es tat sehr, sehr, sehr weh. Und was war der kleine Schmerz gegen die Qualen, die meine Mutter erdulden mußte? Mir taten meine Hände weh, und sie mußte am ganzen Leibe brennen; ich hielt meine Hände nur für wenige Augenblicke in die Flamme, und sie mußte lange, lange Zeit darin dulden.

Ich weinte und schrie, wußte nicht aus und ein, hatte niemand, der mich hätte trösten können.

Niemand, niemand!

Wenn dann die Leute von dem lieben Gott zu mir sprachen, von dem gekreuzigten Heiland, der süßen Mutter Gottes und allen Heiligen, so dachte ich immer nur an meine Mutter, daß sie im Fegefeuer brennen mußte, daß der liebe Gott es zugab und daß auch die süße Mutter Gottes und alle Heiligen es ruhig geschehen ließen. Da bekam ich eben meinen aparten Glauben, wie du es nennst, und wie solchen meine gute Mutter auch gehabt haben soll."

Jetzt wußte ich's und jetzt war ich still.

* * *

Beide waren wir ganz still, ruhten unter goldenen Blüten im Sonnengefunkel, lauschten auf das Wellengemurmel und den Amselgesang, wurden plötzlich köstlich müde, schliefen fest ein.

Ein Rauschen weckte mich auf. Nein! Ein Sausen war es, ein Brausen. Es schien aus der Tiefe aufzusteigen, aus den Lüften niederzudringen. Dabei war kein Sturm. Kein Lüftchen regte sich. Regungslos standen in dem gelben Abendlicht die Weiden, standen Röhricht und Schilf. Und immerfort das Sausen und Brausen, von dem ich nicht wußte, woher es kam und ob es fern oder nah war.

Plötzlich fühlte ich unter mir das Bett von Gras und Blumen, darauf das Judithlein noch immer im tiefen Schlummer lag, heftig erbeben. Dann ein Anprall, ein gewaltiger Stoß, bei dem ich meine zukünftige Braut aufriß und fest umklammert hielt. Zugleich vernahm man durch das Sausen und Brausen vom Strom aufwärts her schrilles Glockengeläute.

In Brixen läuteten sie die Notglocke:

Wassersgefahr!

Und jetzt von allen Seiten die wilden Töne ... Von allen Höhen gellte es herab, aus allen Tälern und Schluchten:

Wassersgefahr!

Judith im Arm, die nicht einmal zitterte, stürzte ich zum Dickicht, wo der Kahn angebunden war. Wir drangen durch das wirre Gezweig. Kein Kahn war zu sehen! Ringsum braune, wogende, wirbelnde, tosende Fluten, welche die Kette des Nachens gelöst und diesen hinweggetrieben hatten.

Ich konnte schwimmen, ich hätte mich retten können — mich allein. Judith erkannte sogleich die Todesgefahr. Sie rief mir zu: „Rette dich!" Ich antwortete ihr: „Weißt du nicht, daß du einstmals meine kleine Braut sein sollst?" Da lachte sie mich an, was sie zuvor nie getan hatte.

Die Scholle unter uns ächzte und schwankte. Wie mit unsichtbaren, wilden Armen riß es an unserem Eiland, über dessen Rand der Fluß stieg und stieg. Wir konnten berechnen, wann die Insel überflutet sein würde, wann wir miteinander untergehen mußten.

Die Ufer waren einsam, die nächsten Ortschaften lagen weit entfernt: durch Menschenhand konnten wir also vor dem Tode nicht bewahrt werden. Nur durch

ein Wunder. Überdies ward es bald tiefe Dämmerung. Und immer noch das Sausen und Brausen, immer noch die gellenden Hilferufe der Notglocken:

„Wassersgefahr! Rettet euch! Rettet euch!“

Um uns kreiste allerlei Gevögel wie in Todesangst. Und die Amsel, die uns in den Schlaf geflötet hatte, kauerte dicht neben Judith auf einem Zweig blühenden Weißdorns. Jetzt begann meine kleine Braut, mich zu bitten, daß ich mich allein retten sollte — ihr zuliebe! Meine Arme würden gewiß kräftig genug sein, um den wilden Fluten Widerstand zu leisten und sie glücklich zu durchschwimmen. Judith flehte und schmeichelte. Sie war so weich, so sanft und holdselig, wie ich nie gedacht hätte, daß sie sein könnte. Beide Arme schlang sie um meinen Nacken, preßte ihre Wangen an mein Gesicht, flüsterte in mich hinein und gab mir die süßesten Namen: ihr zuliebe am Leben zu bleiben und sie allein sterben zu lassen.

Von meiner guten Mutter sprach sie zu mir, von meinem Vater, von meiner Zukunft und davon, daß ich einmal ein wackerer Tiroler werden sollte, ein tüchtiger Mann und guter Mensch, sich selbst und anderen zur Freude und zum Nutzen. Sie fand in ihrer Todesangst um mein junges Leben Worte, wie ich solche niemals aus eines Menschen Mund vernommen hatte: nicht aus dem Munde eines Priesters und nicht von den Lippen meiner Mutter. Mit großen, feierlichen Worten drang das Kind in mich, am Leben zu bleiben.

Judiths Worte berauschten mich, daß ich nichts fühlte als eine Seligkeit, die mich im Tiefsten erschauern machte.

Eng umschlungen standen wir ... Es wurde dunkel und dunkler; es wurde Nacht. Immer höher stieg die Flut, während uns das Sausen und Brausen in der tiefen Finsternis wie ein Orkan umtoste. Ich dachte nicht an meine Mutter, die jetzt gewiß Todesangst um uns litt; ich dachte nicht an meine Zukunft, von der ich Großes geträumt hatte — ich dachte nur an meine kleine Judith Platter; und daran, daß sie mit mir sterben würde, wenn kein Wunder uns errettete.

Da geschah es, daß mir einfiel: Du bist ein guter Katholik. Für einen guten Katholiken läßt der Himmel fort und fort Wunder geschehen. Du hast eine mächtige Schutzpatronin. Rufe sie an in deiner höchsten Not:

„Heilige Barbara hilf; heilige Barbara, bitte für mich! Heilige Barbara, rette uns; und ich gelobe dir —“

Was? Was?

Geistlich zu werden; Judith zu lassen ...

Lieber sterbe ich jetzt mit ihr!

Und während ich noch dachte, daß ich meine Schutzheilige für uns arme Kinder nicht anrufen wollte, half sie uns bereits. Wir verspürten von neuem einen gewaltigen Stoß, der uns sicherlich umgeworfen hätte, wenn wir uns nicht an die Weidenbäume geklammert. Darauf begann das Inselchen sich zu drehen. Es begann zu kreisen, um alsdann, losgerissen und freigeworden, gleich einem Floß mit uns den hochgehenden Strom hinabzutreiben.

(Fortsetzung folgt)





Recht und Gericht

Von J. v. Pflugk-Harttung

Es dürfte auf der Welt keinen besseren Richterstand geben, als den deutschen, und doch gehört das Gericht zu den unpopulärsten Einrichtungen Deutschlands, namentlich in den Großstädten, unter denen Berlin voransteht. Diese Tatsache erscheint um so auffallender, als der Richter ehrlich beabsichtigt und das Gericht sich ernstlich bemüht, das Recht gegen das Unrecht, gegen Betrug und Vergewaltigung, den wirtschaftlich Schwächeren gegen die Ausbeutung des Stärkeren, kurz das Gute dem Schlechten gegenüber zu schützen. So der Wunsch und Wille. Aber in Wirklichkeit sucht gerade der Unredliche, der Gewaltmensch und der Großkapitalist seine Stütze nur zu oft im Gericht, wogegen der Mittelstand, auf dem die bürgerliche Gesellschaft gutenteils beruht, sich möglichst scheu von jener Behörde fern hält, sich lieber das Äußerste bieten läßt, um nur nicht Anwälten und Richtern in die Hände zu fallen. Und sieht er sich schließlich doch gezwungen, sie anzurufen, dann zieht er nicht selten enttäuscht und empört von dannen; statt etwas erreicht zu haben, muß er zahlen und abermals zahlen. Ein tiefes Unbehagen, das Gefühl von Daseins-, von Rechtsunsicherheit hat weite Kreise erfaßt und entmutigt. Die offenkundige Tatsache, daß derselbe Fall von verschiedenen Instanzen verschieden, selbst genau entgegengesetzt beurteilt, und daß das gleiche Vergehen ganz verschieden bestraft werden kann, trägt nicht gerade zur Behaglichkeit des Lebens bei.

Also auf der einen Seite sorgfältig vorgebildete, durchweg gewissenhafte, fleißige, ernste und wohlwollende Richter, auf der andern eine tiefgreifende Gerichts-, oft freilich noch mehr Advokatenflucht. Was mögen die Gründe dieser seltsamen Erscheinung sein?

Zunächst kommt etwas rein Äußerliches in Betracht. Die Justiz bewegt sich in Formen, die dem Laien fremd und unheimlich sind, weil er sie vielfach nicht versteht und er sich ihnen gegenüber völlig unwissend und hilflos fühlt. Unwillkürlich empfindet er, daß sein gutes Recht sich ganz von selber verstünde, daß es doch sonnenklar sei. Nun wird er plötzlich irre, ob seine Rechtsüberzeugung juristisch standhält; er sieht sich fremden Mächten anheimgegeben, die keines

Menschen Kunst vertraulich macht, bemerkt zu seinem Schrecken, wie er in allerlei Unbequemlichkeiten, Aufregungen und Kosten hineingerät, wie es nicht auf sein Recht als solches ankommt, sondern darauf, ob und inwiefern er es geltend machen kann, inwiefern günstig lautende Paragraphen auf seiner Seite sind, und er den Gegner zu verhindern vermag, solche für sich geltend zu machen: kurz er erkennt, daß Recht haben und Recht bekommen zwei völlig verschiedene Dinge sind. Unscheinbare, einfache Fragen führen zu endlosen Wirrnissen, denen der Rechtsuchende schließlich wehr- und hilflos gegenübersteht; sie können schwach begüterten Leuten ihr Vermögen kosten, sie in Schulden, Not und Verzweiflung stürzen. Schon damit ist das Recht gutenteils eine Kostenfrage, d. h. ein Tummelplatz der Reichen und der Armen geworden, welch letztere nichts zu verlieren haben und einen Pflichtanwalt erhalten. Große Prozesse kann der Mittelstand überhaupt kaum noch wagen, weil sie seine und seiner Familie Existenz in Frage stellen. Folglich ist er der Ausbeutung von oben und unten, der Vergewaltigung der Kapitalkräftigen und der Frechen ausgesetzt. Ein weiterer Übelstand ist der Zeitverlust. Stundenlang muß der unglückliche Rechtsuchende im Bureau des Rechtsanwalts antichambrieren, andere Stunden auf dem Korridor vor dem Gerichtszimmer warten, oft neben seinem Gegner, er hat endlose Schriftstücke zu entwerfen, Zeugen, Gutachten und Briefe beizubringen, um schließlich zu erfahren, daß Dinge, die nach seinem beschränkten Laienverstande in zwei Sitzungen entschieden sein müßten, sich ein Jahr, ja jahrelang hinziehen. Ein Prozeß ist also nicht bloß eine Geld-, sondern zugleich eine Zeit- und eine Gesundheits-, zumal eine Nervenfrage geworden. Der Dickfellige und finanziell Gesicherte erträgt ihn leicht, wogegen der Empfindlichere, Gemütvollere schwer darunter leiden kann. Je länger die Ungewißheit dauert, je mehr Wechselfälle eintreten, um so stärker muß er innerlich leiden. Unzählige Menschen, und gerade gute Staatsbürger sind derartig zugrunde gegangen und scheitern noch täglich. Ich lernte einen Schlossermeister kennen, einen ehrlichen und fleißigen Mann, der augenscheinlich durch einen Betrüger in einen Prozeß verwickelt war. Er klagte mir wiederholt seine Not, begann seelisch zu verfallen und starb an gebrochenem Herzen, bevor seine Sache entschieden war. Ein andermal wurde ein Mann durch die Aufregung eines Prozesses derartig verwirrt, daß er sich von einem Eisenbahnzuge zermalmen ließ. Viele Nervenleiden gehen auf Prozesse zurück! Manchem Menschen merkt man sein Leben lang an, was er erduldet hat. Eine schier unsagbare Tragik: das Gericht, welches der Bürge von Ruhe und Ordnung sein will, vermag zu einer Quelle des Elends zu werden, zum Massenmörder an Gesundheit und Lebensglück.

Da dieser Widerspruch unmöglich in den Personen bestehen kann, so muß er im System beruhen. Der Germane denkt und empfindet menschlich unmittelbar, das Gesetz kennt keine Empfindungen, sondern urteilt formal. Es steht hier dem anpassungsgewandten Semiten weit näher als dem Germanen. Studenten der Themis können auf der Universität erfreut äußern: sie hätten bereits juristisch denken gelernt. Die Besten ahnen nicht, daß sie damit sagen: ich habe mir meinen gesunden Menschenverstand abgewöhnt und mir einen gelehrt ausgetiftelten angequält. Die Meinung, juristisches Denken sei besonders scharf und logisch, beruht

auf Selbstbetrug: jede Wissenschaft erfordert das gleiche scharfe und vorurteilslose Denken, sonst ist sie überhaupt keine Wissenschaft. Ja, durch Schriftsätze und lebende Zeugen läßt sich unfraglich eine Wahrheit leichter feststellen, als etwa aus alten, mangelhaften Aufzeichnungen, als durch Zeugen, deren Mund längst verstummt ist. Während der Richter den Paragraphen sucht, in dem er den Fall unterzubringen vermag, und froh ist, wenn er ihn gefunden zu haben glaubt, steht der Laie diesem Paragraphen fremd und erschreckt gegenüber. Was er tat, beabsichtigte, was er will oder wünscht, ist für ihn kein Buchstabe, sondern ein Stück seines Lebens, ist pulsierende Erscheinung. Wir wissen sehr wohl, daß eine geordnete Rechtsprechung in verwickelter Gesellschaftsordnung oder gar -unordnung nicht ohne Paragraphen auskommen kann. Wie sie aber gehandhabt werden und nach dem augenblicklichen Stande der Dinge gehandhabt werden müssen, erscheint dem Rechtsuchenden nur zu oft als blutleere, weltfremde Gelehrsamkeit, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Von sonstigem abgesehen, leben viele Richter zu sehr als Stand, abgeschlossen von anderen Schichten der Bevölkerung, so daß zur juristisch-gelehrten Brille noch Standesvorurteile und wirtschaftliche Rückständigkeit kommen können. Mancher Richter hat kraft seines Amtes die Empfindung verloren, daß er für das Publikum da ist, und nicht das Publikum für ihn; er vergißt, daß Rechtfinden eine wissenschaftlich theoretische Arbeit, Rechtsprechen und -ausführen aber eine hochgradig praktische Betätigung mit bestimmter Wirkung ist.

Da der Laie sein forensisches Recht oder Unrecht nicht kennt, da er hier ein Fremder im eigenen Lande ist, so muß er sich einen Anwalt nehmen, der die Paragraphierung seiner Sache vertritt. Nimmt er keinen, will er seine Sache vielmehr im Bewußtsein eines guten Gewissens selber führen, so wird er sich bald aufs Trockene gesetzt sehen. Er bedarf einer Reihe formaler Handlungen und Kenntnisse, deren Vernachlässigung ihm Verderben bringt, ja er begegnet oft einer Abneigung der Richter, denen solch ein Outsider eine ordnungswidrige, unbequeme Erscheinung ist, die sie gern als Partei zweiter Garnitur ansehen, selbst dann, wenn sie der gebildeten Gesellschaft angehört. Also, es bleibt nur der Rechtsanwalt. Das wäre ganz logisch, wenn der Rechtsanwalt den Klienten voll verträte, d. h. wenn er bloß dessen juristische Ausprägung bildete. Aber das ist keineswegs immer der Fall; nur zu oft laufen die Interessen des Anwalts neben denen des Klienten her, ohne in ihnen aufzugehen. In kleinen Städten mögen Rechtsanwalt und Klient sich einleben, ebenso dort, wo größere Firmen einen oder mehrere Rechtsanwälte dauernd beschäftigen. Gibt es doch manches Geschäft, in dessen zweifelhafte Machenschaften sich der Anwalt völlig eingelebt hat, so daß er stets zu ihrer „Rechtfertigung" bereit und gewappnet ist. Ganz anders steht der Normalbürger da, er ist nur ein „Laufkunde", und wird als solcher leicht vom Anwalt angesehen, oft unbewußt. Da ist zunächst die Geldfrage. Das Gesetz schreibt vor, was der Anwalt zu fordern hat, dieser aber verlangt nicht selten eine höhere, bisweilen geradezu unsinnige Summe, wozu noch reichliche Schreibgebühren und alles mögliche andere kommen. Der Klient kennt seine Sache, der Anwalt hingegen hat keineswegs immer Zeit oder Lust, sich in sie zu vertiefen. Ohne Rücksicht auf

seine Leistungskraft überlastet er sich mit Prozessen, so daß er in Verkehrszentren bis zu vierzig und mehr an einem Morgen haben kann. Mangelhaft unterrichtet, führt er bisweilen nachlässig die Sache, zumal dann, wenn sie verwickelt ist, viel Arbeit erfordert, ohne viel Geld zu bringen. Ich möchte die Behauptung wagen, daß nur in wenig höheren Berufen so oberflächlich gearbeitet und gehandelt wird, wie in der vielgepriesenen Jurisprudenz. Die Masse und Verschiedenheit der Fragen drängen den Anwalt von selber vorwärts. Oft läßt er die Schriftsätze von jemand anders, einem gescheiterten Juristen, einem jungen Referendar, der morgens noch aufs Amtsgericht geht, oder sonst jemand ausarbeiten, der die Dinge sowohl wie die Rechtssätze nur ungenügend kennt. Wenn der Klient nicht auf alles hinweist und alles schriftlich wohl vorbereitet, kann er gewärtig sein, daß überhaupt nichts oder doch nur das Allerlandläufigste geschieht. Geradezu gewissenlose Verschleppungen sind an der Tagesordnung; nicht, weil der Rechtsanwalt sie beabsichtigt, sondern weil er sich zu wenig um die einzelne Sache kümmert, oft kümmern kann, indem es an Zeit zu ihrer Erledigung mangelt, vielleicht auch, weil er ein gewissenloser, abgebrühter Patron, oder ein eitler, empfindlicher Schwätzer und reiner Geschäftsmann ist. Der Klient kann ihm zum Objekt, fast zur Nummer werden, die er tatsächlich tyrannisiert und ausbeutet. Die geradezu erschreckende Veräußerlichung des forensischen Hergangs tritt namentlich in der Einrichtung der Kartellanwälte zutage, wo ein Advokat den andern kollegialisch vertritt. Da jener nun gewöhnlich nichts von dem Falle weiß und auch kein Interesse daran hat, so blickt er oft oberflächlich in die Akten und verficht eine Sache, von der er eben vorher noch nicht wußte, ob es sich um eine Hose oder um ein Geistesprodukt handelt.

Für den Anwalt steht ja nichts auf dem Spiel, und sein Gewissen ist durch Gewohnheit und Zeitbedrängnis weit geworden. Sein Tun und Unterlassen wird nur in den seltensten Fällen nachgeprüft, denn Anwaltskammer und Ehrengericht genügen hier in keiner Weise, zumal dem Laien gegenüber, und selbst bei der höheren Instanz wirkt ein anderer Kollege. Er hat nur den Klienten neben sich, und der muß zahlen, gleichviel ob die Sache schlecht oder gut geführt wurde. Da werden nur zu oft Geld und Macht ausschlaggebend. Für den reichen Klienten, der unter Umständen Tausende bietet, arbeitet mancher Rechtsanwalt wesentlich besser, als für einen armen Schlucker. So kann der Klient zur Geldquelle werden. Einige Advokaten wollen eben in möglichst kurzer Zeit, mit möglichst wenig Mühe möglichst leicht und möglichst viel Geld verdienen. Kommt es doch auch vor, daß die beiden Anwälte der gegnerischen Parteien sich einigen, wie sie die Sache zu Ende führen wollen, und nun auf ihre Klienten mit Hochdruck nach dieser Richtung wirken. Manche Anwälte sind weit brauchbarer für unreinliche als für saubere Sachen. Zum Geld- und Reklameinteresse gesellt sich das juristische, bzw. das juristische Schema, das Rechtsanwälte zu allerlei Handlungen, namentlich zu Berufungen bei höheren Instanzen veranlaßt, die besser unterblieben, und dem Klienten nur neue Anforderungen an Geld und Kraft zumuten. Der Rechtsanwaltsberuf ist eben bisweilen zum Geschäft geworden, wie der Verkauf von Rosinen und Brechpulver. Damit hängen allerlei Übelstände und Verlockungen

zusammen, die selbst den Besten bestricken können. Es beruht schwerlich auf Zufall, daß die Fälle von Unterschlagungen, Übervorteilungen, schlechter Testamentsverwaltung usw. durch Rechtsanwälte bedenklich im Zunehmen begriffen sind. Der Fall ist gar nicht so selten, wie man oft glaubt, daß das Verhalten des eigenen Rechtsanwaltes schädlicher wirkt als das der Gegenpartei, daß man mehr Verdruß und Ärger durch ihn als durch diese hat. Sie entstehen oft mit Unrecht, doch ebenso gut leider mit Recht. Mir ist ein Herr bekannt, der den Satz aufstellte: habe ich die Wahl, ob mein Sohn Rechtsanwalt oder Einbrecher werden soll, so ziehe ich letzteres vor, denn der Einbrecher tritt selber für seine Taten ein, wogegen für den Rechtsanwalt immer ein anderer herhalten muß. Ich bin weit entfernt, mir solchen Satz aneignen zu wollen, führe ihn aber an als Stimmungszeichen mancher Kreise. Überhaupt darf man den Menschen und den Beruf, wie er sein sollte und gottlob auch noch ist, nicht mit dem verwechseln, wohin er leider oft tatsächlich entartete. Bloß die Auswüchse bekämpfen wir. Dabei sei noch vermerkt, daß das ganze Verhältnis der Rechtsanwälte mit ihren fiskalischen Zielen und oft nahezu fürstlichen Einnahmen sich in einem unerfreulichen Gegensatze zu der Stellung der Richter befindet, weil diese nur Beamtengehälter beziehen, die keineswegs glänzend sind. Umgekehrt kann die Massenhaftigkeit und Leichtigkeit des Eintritts in den Anwaltsberuf geradezu zu einer Art gemeingefährlichen Advokatenproletariates führen. Die „Praxis“ verdirbt bisweilen das Gemüt.

Der Rechtsanwaltszwang soll ein geordnetes Rechtsverfahren verbürgen, er bringt der Theorie nach dem Klienten Nutzen und ist dem Richter bequem; das deutsche Volk aber wurde durch ihn rechtlich entmündigt. Mir selbst begegnete, wie mein Rechtsanwalt die größten Unwahrheiten von gegnerischer Seite hinnahm und selber den blühendsten Unsinn redete, während ich daneben stand, ohne sprechen zu dürfen. Kann es etwas Widersinnigeres, etwas Unwürdigeres geben? Man geht zu Gericht, um sich sein Recht zu erkämpfen, man ist genötigt, einen Rechtsanwalt zu nehmen, dieser erfüllt seine Pflicht nicht, man sieht das Unheil kommen, könnte es abwenden, darf es aber nicht, weil die Gerichtspraxis einem den Mund verschließt. Fällt in einer Kammergerichtssitzung Zeugenaussage und Beweis zugunsten der einen Partei aus, von der der Klageführende, aber nicht der Anwalt vertreten ist, so wird er dennoch wegen Ausbleibens verurteilt, weil er überhaupt nicht forensisch existiert, sondern nur sein Rechtsanwalt. Und derartig weltfremden Formalismus hält die Frau Justitia für richtig, für ganz selbstverständlich. Längst hat man den Sinn verloren, welch traurigen Eindruck es macht, wenn zwei Rechtsanwälte, die eben noch über die letzte Gesellschaft plauderten und lachten, sich plötzlich als Gegner bekämpfen. Das eine ist Vergnügen, das andere Geschäft. Da stehen dann zwei Herren in bisweilen nachlässig umgehangenen Fachtalaren und reden aufeinander los, während der Richter bedenklich nach der Uhr sieht. Es ist schon spät, und er hat noch ein Dutzend Termine zu erledigen.

Wie weit die Justiz sich in mancher Beziehung von dem entfernt hat, was man landläufig Recht nennt, wie völlig verwildert für den Laienverstand die Zustände sind, beweisen hochangesehene Anwälte, die sich bis aufs äußerste für die

Freisprechung von augenscheinlich schuldigen Gaunern und Halunken, Mördern und Giftmischerinnen ins Zeug legen, und es als Triumph erachten, wenn sie den Gegenstand ihrer bedenklichen Beredsamkeit „frei bekommen“, damit er wieder auf die Menschheit losgelassen werden kann. Advokatenkunst und Vernunft decken sich hier keineswegs, und die Kosten hat die Staatskasse und das deutsche Volk zu tragen. Die ganze Auffassung ist hier geradezu pervers geworden, zumal wenn man sieht, wie der Schurke und sein Verteidiger noch als große Männer durch die Spalten sensationslüsterner Zeitungen geschleift werden.

Uns macht es den Eindruck, als ob die Auflösung und Zerfahrenheit aller Zustände und Moralbegriffe sich bisweilen auch der Justiz, namentlich des Prozeßwesens und des Anwaltstandes bemächtigt, als ob dadurch ein klares Rechtsempfinden auch im Volke schwer gelitten hätte.

Um die Entscheidung zu erleichtern oder zu ermöglichen, arbeiten die Parteien gern mit Gutachten, und die Richter mit dem Eide. Von beidem darf man nur zu oft sagen: daß Gott erbarm! Die Gutachten können von der Partei beeinflußt sein, können auf halbrichtiger oder gar unrichtiger Darstellung beruhen. Wer am höchsten zahlt, kauft bisweilen das Wort der namhaftesten Autorität, womit keineswegs gesagt sein soll, daß sie nicht in gutem Glauben gehandelt hat. Der weniger Bemittelte steht solchem Treiben nahezu wehrlos gegenüber, denn manche Gutachten kosten Summen, die zur Arbeit in keinem Verhältnis stehen. Und nun gar der Eid. Er beruht auf dem Gedanken der Wahrheit, sei es der Ehrenwahrheit, sei es der christlichen. Leider hat es aber nur wenige Zeiten gegeben, in denen der Sinn für Wahrheit so abgestumpft, so erloschen gewesen wie in der Gegenwart. Mit zermalmendem Tritte schreitet der Geist der Lüge durch die Welt. Wer ehrlich, ist dumm, ein Gegenstand der Ausbeutung für den „Klugen“ und Starken, für denjenigen, den kein Gewissensbedenken bindet, der nichts kennt als seinen Vorteil. Die Technik, welche alles beherrscht, hat auch die Lüge und Entstellung ergriffen und sie zu unerhörter Kunstfertigkeit ausgestaltet. Seines Nutzens wegen schwört so mancher, ohne mit der Wimper zu zucken, und in Berlin kann man für einige Schnäpse Tausende von Meineiden kaufen. Freilich solche Meineide sind nicht immer absichtlich; sie können auf Fahrlässigkeit, auf falscher Erinnerung, auf dem völligen Mangel jeden Wahrheitssinnes, selbst auf der Art der Gerichtspraxis beruhen. Alltäglich müssen Dinge beschworen werden, die sich vor einem Jahre oder mehr ereignet haben. Hier sollte doch der einfachste Menschenverstand sagen, daß es ausgeschlossen ist, sich ihrer noch zu erinnern; unzählige Einflüsse können das ursprüngliche Bild verwischt und ein anderes, falsches erzeugt haben. Freilich, für den Richter ist der Eid bequem, unter Umständen vielleicht notwendig; tatsächlich kann er aber der reine Unfug, der Zwang zur Unwahrheit sein. Hinzu kommen Freundschaften und Feindschaften, Gefälligkeit, Abhängigkeit oder Gleichgültigkeit. In seiner Rede über die cause célèbre sprach der kundige Justizrat Sello von den erstaunlichen Wahrnehmungs- und Erinnerungstäuschungen des „ehrlichen, gutgläubigen Zeugen“, von der gemeinen Lüge des bisher tadellos ehrenhaften Mannes, von blinder Parteinahme und selbst von falschen Selbstbezichtigungen, welche mehr oder weniger durch suggestive Einwirkung und Erregung

entstehen. Der Gefängnisarzt Medizinalrat Dr. Leppmann führte aus: Wie die Handlungen der Verbrecher müssen die Aussagen der Zeugen psychologisch genauer geprüft werden. Es gibt auch unter diesen viele „minderwertige", die unglaublich fabulieren, wichtig tun und Aussagen machen, die psychologisch nicht zu verstehen sind. Mit größter Vorsicht sind die Zeugenaussagen der Kinder zu bewerten. Leppmann hält unter Umständen eine Untersuchung der Zeugen auf ihren Geisteszustand für geboten, wünscht sie aber anderseits besser gegen gesundheitliche Schädigungen geschützt, denn mancher Zeuge wird durch die bloße Vorstellung, vor Gericht erscheinen und schwören zu müssen, hochgradig erregt und deshalb unzuverlässig. Wenn aber solche Dinge offen zugegeben werden, was bedeutet dann noch der Eid? — Was? — ein Beweismittel.

Eine der sonderbarsten, dem Laien unverständlichsten Erscheinungen ist die Überweisung einer Schuldforderung an einen andern, worauf der ursprünglich Fordernde, mithin die eigentliche Partei, nicht mehr als Kläger, sondern als Zeuge auftritt. Es zeigt dies das „juristische Denken", die „graue Theorie" in einer fast unbegreiflichen Blüte. Als ob der ursprüngliche Kläger nun mit einem Mal aus einer subjektiven Partei- in eine objektive Zeugenhaut schlüpfen könnte oder wollte. Da brauchte man sich schließlich kaum noch zu wundern, wenn man glücklich Neapolitanische Zustände erreicht, wo zwei oder drei Zeugen für einige Lire glattweg schwören: sie hätten gesehen, wie der Bettler X dem reichen Y eine bedeutende Summe geliehen habe, die er jetzt zurückfordert. Es wäre unmöglich, dies zu widerlegen, wenn man nicht für einige andere Lire einige andere Zeugen kaufen könnte, welche nun ebenso überzeugungstreu beeidigen: sie hätten gesehen, wie der Reiche dem Armen das Geld zurückgegeben habe. Man sieht, es geht auch hier juristisch durchaus fein säuberlich zu. Allerdings: der Richter hat mit dem Gutachten und der Zeugenaussage angenehme Grundlagen, auf die er seine Paragraphenentscheidung aufzubauen vermag.

Ein Hauptübelstand, namentlich in großen Verkehrszentren, beruht auf der Masse von Prozessen, die ein Richter an einem Morgen hintereinander erledigen muß. Da fallen auf eine Zivilsitzung vielfach 30 Termine, in den Amtsgerichten Berlins bis zu 40, ja 50. Gründlichkeit und Vertiefung sind also schon durch die äußeren Umstände ausgeschlossen. Wie wären sie selbst bei bestem Willen und schnellster Auffassung möglich, wenn für jeden Termin nur 10 Minuten oder einzeln noch weniger zur Verfügung stehen. Die Parteien werden durch die Umstände auf den Schein gedrängt; es gilt zu scheinen, zu bereden, den Richter zu täuschen, und dafür ist ein treffliches Mittel, die Sachen von langer Hand her zu verwickeln und zu verwirren, weil dann am leichtesten das jeweilig Passende herausgehoben und das andere verschwiegen werden kann. Je stärker eine Frage verwirrt worden, desto mehr bedarf es der Zeit und der Ruhe, um sie zu entwirren. Und gerade Zeit und Ruhe fehlen dem Richter. Natürlich sucht man diese Mängel durch das schriftliche Verfahren und eine Mehrzahl von Terminen in derselben Sache auszugleichen, doch bietet natürlich beides mancherlei Unzulänglichkeiten. Am ungünstigsten steht es hier mit der wichtigen einstweiligen Verfügung, für die nur ein Termin und auch dieser möglichst beschleunigt stattfindet. Wer da in verwickelter Sache am längsten

redet, am geschicktesten entstellt und am dreistesten lügt, geht ziemlich sicher als Sieger davon. Man erhält unwillkürlich den Eindruck, daß die allseitige Steigerung, die moderne Massenerscheinung, welche auch im Gericht zutage tritt, die Bewältigungsfähigkeit der Untergerichte überschritten hat, denn gerade die Rechtsprechung ist nicht Massen-, sondern ausgeprägteste Einzelsache.

Bei den höheren und höchsten Gerichten liegt es nicht viel anders. So konnte Justizrat Breuer auf dem letzten außerordentlichen Anwaltstage zu Leipzig (21. Nov. v. J.) folgendes ausführen: „Wir wissen schon seit langer Zeit, daß die Oberlandesgerichte und das Reichsgericht überlastet sind. Es hat sich der Mißstand herausgebildet, daß die Parteien, die auf Rechtsschutz hoffen oder ihn fürchten, solange warten müssen, bis das höchste Gericht gesprochen hat. Weder die Erweiterung des Reichsgerichts um zwei Zivilsenate, noch die Hinaufsetzung der Revisionssumme hat es ermöglicht, daß das Reichsgericht seine Aufgaben erledigen kann. Mit Rücksicht darauf hat, wie wir wissen, eine Kommission des Reichsgerichts getagt und ist zu dem Schluß gekommen, daß eine weitere Vermehrung der Senate nicht empfehlenswert sei. Andererseits sind Vorschläge gemacht worden, auf dem Wege der Gesetzgebung das Reichsgericht zu entlasten. Die Vorschläge, die der Prüfung des Reichsjustizamtes unterliegen, sind nicht bekannt, aber es scheinen sich darunter die Duae conformes zu befinden. Nun wird es dem Rechtsuchenden schwer beizubringen sein, daß er nur deshalb nicht Revision einlegen kann, weil das Landgericht und das Oberlandesgericht auf Abweisung erkannt haben. Es wird besonders schwer sein, den Rechtsuchenden das beizubringen, wenn das Oberlandesgericht andere Gründe und andere Tatsachen seinem Urteile zugrunde gelegt hat. Ein derartiges Verfahren würde weder zur Verstärkung des Rechtsbewußtseins im Volke noch zur Erhöhung des Ansehens des Reichsgerichtes beitragen. Das Volk verlangt, daß das höchste Gericht spricht, und will nicht vor dem toten Buchstaben Halt machen.“ Der Zeitraum von der Einreichung einer Revisionsschrift bis zum Termin der Verhandlung dauert ein Jahr, sage und schreibe: ein Jahr, nachdem oft Monate bis zur Herstellung des Schriftsatzes vergangen sind. Justizrat Butzle wies darauf hin, daß das Reichsgericht von 5391 Urteilen ihrer 1400 unterer Instanzen aufgehoben habe, also mehr als ¼. Dies zeigt die gewissenhafte Arbeit des obersten Gerichts, muß aber den übelsten Eindruck von Unsicherheit auf die Rechtsuchenden machen. In ihren Augen erscheint ein Prozeß wie ein Spiel des Zufalls, des Glückes. Man könnte ihn ebensogut ausknobeln.

Um solchen Verhältnissen zu entgehen, wird bisweilen von den Parteien ein Schiedsgericht vereinbart, etwa in der Weise, daß jede einen Schiedsrichter ernennt, die nun ihrerseits wieder einen Obmann wählen. Das sieht gut und einfach aus, ist es in Wirklichkeit aber keineswegs immer. Zunächst kommt hier alles auf die Persönlichkeit an, namentlich auf den Obmann. Dann erweisen sich auch meistens Rechtsanwälte nötig, ja das ordentliche Gericht wird mitunter hineingezogen; kurz und gut, die „einfache Sache“ kann sich durch Monate und noch länger hinschleppen und unsinnige Kosten verursachen. Wenn die Schiedsrichter sich für ihre Tätigkeit höhere Summen ansetzen, so kommt das Schiedsgericht viel teurer zu stehen als das ordentliche. Mir ist ein Fall bekannt, wo die erste Sitzung glücklich

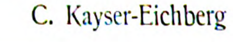
nach drei Monaten stattfand, und bereits einen Kostenaufwand von über 4000 ℳ verursacht hatte, obwohl es sich für den Kläger rein um ideelle Fragen handelte.

Die größte Gefahr beruht hier jedoch in den Personen der Schiedsrichter. Unkenntnis, Unverstand, Gleichgültigkeit, persönliche Rücksichtnahme und geschickte Beeinflussung oder Vergewaltigung vermögen sich im Schiedsgerichte bei weitem stärker als bei Berufsrichtern geltend zu machen, deren Geschäft das Urteilfinden ist und die deshalb mehr gegen Kniffe abgebrüht sind. Ja, es kann vorkommen, daß die geschickter operierende Partei die Stimmung auf ihre Seite zu bringen weiß und dadurch den Gegner völlig wehr- und rechtlos macht. Wohl nirgends geht es so kraus und ungehörig zu wie bisweilen bei Schiedsgerichten. Unseres Erachtens bedürften sie dringend einer Nachprüfung.

Hinzu kommt, daß die Schiedsrichter keineswegs immer geneigt sind, sich in verwickelte Sachen zu vertiefen, und deshalb gewissermaßen prinzipiell auf Vergleich drängen, den der Kläger keineswegs anstrebte. Als eine Partei einmal einen Vergleich widerrief, lautete der Ausruf des Obmanns: „Nun habe ich auch wieder Arbeit.“ Schon durch die äußeren Umstände werden die Parteien, zumal die finanziell schwächere, bisweilen zu bedauernswerten Ausnutzungsgegenständen.

Das Verfahren im Prozesse ist „mündlich“, aber bei schlauem gegnerischen Anwalte kommt die eine Partei bisweilen kaum zu Wort. Aus den Schriftsätzen kann der Richter sich bereits eine bestimmte Meinung gebildet haben, mit der er tatsächlich voreingenommen dem einen Teile gegenüber tritt. Hat dieser etwa ohne Anwalt keinen Schriftsatz gemacht und verläßt er sich im Termine auf sein gutes Recht, so kann er sein blaues Wunder erleben. Das Bedenklichste aber ist, daß im mündlichen Prozesse das persönliche Auftreten besonders stark zu wirken vermag, namentlich wenn der Richter ihm fremde Menschen oder einen geschickten und einen ungeschickten Anwalt vor sich hat. Zu allen solchen Schattenseiten gesellen sich noch unbewußt geistige oder soziale Strömungen, so z. B. die des Humanitätsdusels, welche gewisse Versehen milde beurteilt und dem „wirtschaftlich Schwächeren“ günstig ist. An sich handelt es sich in letzterem um eine treffliche Auffassung, zumal wenn sie dahin wirkt, daß der Schwächere überhaupt gegen den Stärkeren auftreten kann. Unter Umständen hat sie aber mit „Recht“ wenig gemein; vor allem: oft wird Schein und Wesen verwechselt. In dem Prozesse eines Dienstmädchens mit der Hausfrau erhält z. B. jene einen Pflichtanwalt, während diese sich selber verteidigen oder ihren Anwalt bezahlen muß, jene als die gewöhnlich ungebildetere und rohere nimmt es oft nicht bloß mit der Wahrheit ungenau, sondern kann der früheren Herrin die ungeheuerlichsten Behauptungen und Beschuldigungen ins Gesicht schleudern, welche diese geknickt und wehrlos hinnehmen muß. Wegen des Zusammenhanges der unteren Schichten und des sozialen Hasses vieler Dienstboten gegen ihre Herrschaft findet das Mädchen leicht Zeugen und Helfer, während die Hausfrau allein bleibt. Die Neigung nach unten hat bewirkt, daß die niederen Klassen immer anmaßender und gewissenloser gegen den Mittelstand werden, ohne daß er sich dagegen zu verteidigen vermag.

Neben den Massenprozessen, die oft in Minuten das Wohl und Wehe der Parteien entscheiden, geht die große Haupt- und Staatsaktion, welche Wochen



Herbstlicher See — C. Kayser-Eichberg

beansprucht und die Gerichtssitzung fast zur Theatervorstellung machen kann. Durch die Presse wird sie sensationell verbreitet und in einer Weise aufgebauscht, die nicht annähernd ihrer Bedeutung zu entsprechen pflegt, dafür aber die Nerven kitzelt, zu Nachahmungen anreizt und Personen- und Familiendinge bekannt macht, die tatsächlich kein öffentliches Interesse haben und zu den falschesten Schlüssen führen können.

Ein großer Übelstand des Mangels an Zeit und des juristischen Formalismus ist die Vernachlässigung der Beweggründe und -einwirkungen auf die Handlung. Der Richter kennt eigentlich nur diese, losgelöst aus ihrer Entstehung, d. h. in Wirklichkeit, er kennt sie ungenügend, bisweilen unrichtig. Ich hörte im Gerichtssaale einmal die klassischen Worte: „Was Sie als Mensch wollen und beabsichtigen, ist mir ganz gleichgültig, hier kommt es nur auf die prozessuale Lage an.“ Diese Worte sind juristisch durchaus richtig, sind aber tatsächlich der barste Hohn auf jedes natürliche Rechtsempfinden. Der Mensch ist eben ein Mensch und kein Prozeßob- oder -subjekt. Macht man ihn hierzu, so gerät man aus dem wirklichen Leben in blutleere Unwirklichkeit, in das gelehrte Paragraphendogma, fiat iustitia, dum pereat mundus!

Kein Wunder, daß der Richter möglichst einen Vergleich zwischen den Parteien zu erzielen sucht. Bei der Unzulänglichkeit der Mittel, welche ihm zur Verfügung stehen, hat ein Vergleich vieles für sich; er erspart dem Vielgeplagten außerdem die oft nicht ganz leichte Ausarbeitung des Urteils. Aber er birgt doch auch schwere Bedenken. Namentlich der Partei, welche sich in ihren Rechten gekränkt fühlt, kommt es auf richterliche Entscheidung an, und die wirtschaftlich schwächere wird bei einem Vergleiche fast immer benachteiligt, wenn nicht gar unterliegen. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein Richter zu dem Kläger sagte: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Gegenpartei augenscheinlich bis zum Reichsgericht gehen wird, der Prozeß kostet dann ein Vermögen, dauert Jahre und wird Sie auch gesundheitlich schwer schädigen“. Was blieb dem Unglücklichen? Er brach unter der Last dieser Gründe zusammen und mußte sich sein Recht durch einen ungünstigen Vergleich entwinden lassen. Die Äußerung des Richters war durchaus human und richtig, daß sie aber getan werden konnte, ist eine schwere Anklage gegen das ganze System, denn sie war eine Verbeugung vor der Macht, vor dem Reichtum.

Wir gelangen damit auf das kapitalistische Wesen unserer Jurisprudenz. Eine ganze Gesellschaftsklasse, die der Advokaten, lebt nicht nur von den Prozessen, sondern lebt guten Teils weit besser als diejenigen, welche sie in Anspruch nehmen müssen. Das Gesetz suchte die Forderungen der Anwälte einzuschränken, diese verstehen sie aber zu umgehen, und der Rechtsuchende befindet sich ihnen gegenüber in einer Zwangslage. So können die Rechtsanwälte unvernünftige Summen fordern, die zu ihren Leistungen in gar keinem Verhältnisse stehen. Die Schreibseligkeit unseres Jahrhunderts kommt ihnen weiter zu statten; überall erwachsen dem Klienten, zumal dem ungeübten, Kosten über Kosten. Wie zu den Leistungen der Rechtsanwälte, so stehen sie nur zu oft auch zu dem Gegenstande im erschreckendsten Mißverhältnisse. Aber das ist nur die eine Seite; unsere ganze

Zivilgesetzgebung beruht auf kapitalistischer Auffassung. Freilich, gewöhnlich streiten sich die Parteien um Geld, aber hierbei kann für den einen das Geld als solches, für den andern mehr sein moralisches Rechtsgefühl in Betracht kommen. Weit schlimmer, wenn sich Kapital und Geistesarbeit gegenüberstehen. Da ist im Volke der Denker die Geistesarbeit erschreckend benachteiligt. Schädigt ein Autor oder ein Herausgeber einen Verleger, so zeigt dieser schwarz auf weiß seine Rechnungen vor; tritt das Umgekehrte ein, so wagt der Verleger gewöhnlich nicht mehr als die Prozeßkosten, denn die Geistesleistung und ihre Benachteiligung läßt sich vor dem Richter nicht in bestimmte Geldsummen umsetzen. Erwirkt ein Schriftsteller für ein zu erscheinendes Werk eine einstweilige Verfügung, weil er sich in seinen Autor- oder Herausgeberrechten geschädigt fühlt, so bringt ihm diese oft keinen Pfennig; umgekehrt berechnet der Verleger das Werk mit vielen tausend Mark, danach richten sich die Kosten, ja vielleicht gar die Schadenersatzansprüche. Für eine Sache, die dem Schriftsteller im besten Falle nur schriftstellerischen oder moralischen Nutzen gewährt, wagt er seine ganze, an sich schon nicht kapitalkräftige Existenz. Jeder Laie sieht, das ist ein Messen mit grundverschiedenem Maße, welches geradezu zur Rechtlosigkeit des geistig Arbeitenden führen muß. Äußerlich handelt es sich um einen Wertgegenstand, aber an ihm als solchem hat nur der Verleger, nicht der Autor ein Interesse. Die literarische und die kaufmännische Auffassung stehen sich gegenüber, die Gesetzgebung befindet sich auf seiten der letzteren.

Ein bedeutender Verleger kann den Namen des Herausgebers eines großen Werkes zugunsten des eigenen durch Totschweigen in Reklame, Rezensions- (Waschzettel) und Kolportagebetrieb vollständig für Buchhandel und Massenpublikum verdrängen. Dem Geistesarbeiter steht dagegen kein anderes Mittel zu Gebote als die gerichtliche Klage. Unschwer vermag hier der Verleger die Sache hinzuziehen, bis er sein Ziel erreicht hat, und auch dann ist noch sehr fraglich, ob der Vielgewandte, finanziell und prozessual Überlegene sich nicht der Verurteilung zu entziehen weiß. Bekommt der Kläger wirklich nach endlosen Mühen recht, so hat er nichts erreicht. Sein Name ist und bleibt in der Öffentlichkeit verloren, und das Gesetz gewährt dem in literarischer Stellung und Ehre so schwer Geschädigten nicht einmal Ersatz. Hätte er sich den Fuß vor der Tür desselben Verlegers verstaucht, dann hätte er Ansprüche, so aber nicht. Ganz anders England, Frankreich und Amerika, da steht das Gesetz dem Geistesarbeiter kräftig zur Seite. Gelehrte wollen diese Trostlosigkeit deutscher Rechtsverhältnisse mit deutschem Empfindungsleben erklären!

Eigentümlich berührt mitunter das gerichtliche Vorschußwesen. Ohne näher hierauf einzugehen, verzeichnen wir nur einen Fall. Jemand hat an einen andern eine Forderung von 128 Mark, die dieser zahlen kann, aber nicht zahlt. Der Gläubiger läßt deshalb Arrest auf die Möbel des Schuldners legen. Um dies zu tun, fordert das Gericht aber eine Hinterlegung von 178 Mark, also 50 Mark mehr als die ganze Forderung beträgt. Auch hier zeigt sich wieder der kapitalistische Grundzug. Gibt es doch Millionen von Staatsbürgern, die gar nicht in der Lage sind, 178 Mark bar zu hinterlegen. Nicht minder sonderbar erscheint dem Laiengemüt die Tatsache, daß bei dem Prozesse eines Bemittelten gegen einen Unbemittelten

jener die Gerichtskosten zu tragen hat, auch wenn er im Prozesse obsiegt. Also: er wird durch den Unbemittelten genötigt, ihn zu verklagen, er muß einen Anwalt nehmen, hat viele Schererei, siegt, und doch muß er nicht nur seinen Anwalt, sondern noch das Gericht bezahlen. Wieder der fiskalische Zug. — Wird ein Prozeß bei einer höheren Instanz anhängig gemacht, können die Parteien ihre bisherigen Anwälte nicht behalten, sondern müssen neue nehmen. Dies mag wohlerwogene Gründe haben, für die Parteien aber läuft es wieder hinaus auf zahlen, zahlen und immer wieder zahlen.

Gar unerfreulich verhält es sich unseres Erachtens auch mit Beleidigungsprozessen, und zwar weil die Gesetzgebung sich hier ebenfalls vornehmlich an der Tat bzw. dem Worte hält, nicht an den Gründen, welche das Wort veranlaßten. Schädigt jemand einen andern ununterbrochen in der heimtückischsten und gemeinsten Weise, reizt und kränkt er ihn versteckt bis aufs Blut, bis dieser zweite sich nicht mehr zu helfen weiß und schließlich den Schurken als das bezeichnet, was er ist, so ist die Beleidigung da. Der Schädling gebärdet sich plötzlich als Gekränkter; für den Richter sind die vorausgegangenen Handlungen, welche nicht unter das Strafgesetz fallen, nebensächlich oder gar gleichgültig, der Ehrenmann wird verurteilt und der Gauner kann seine Machenschaften fortsetzen und immer frecher werden. Gewiß hat die Gesetzgebung hier keinen Begriff davon gehabt, wie sie durch ihre Einseitigkeit die weitestgehende Unsicherheit, bei Schwachen geradezu Hoffnungslosigkeit erzeugt hat. Gesetz und Gericht sind die Feinde des Empfindens und ehrlicher Unmittelbarkeit. Tatsächlich vermögen sie den Geschädigten, wir meinen den wirklich, nicht den in juristischem Sinne Geschädigten, nicht annähernd gegen Übergriffe zu schützen; der An- und Übergreifende ist stets im Vorteil, wenn er nur klug bei seinen unsauberen Machenschaften verfährt. Bevor das Gericht schwerfällig und langsam in Zivilfällen zur Entscheidung kommt, kann der Benachteiligte längst bankerott, krank oder tot geärgert sein. Was nutzt dann nachher noch eine Entscheidung zu seinen Gunsten? Selbsthilfe ist leicht strafbar, die Staatshilfe aber versagt nur zu oft.

Sehr bezeichnend für das Ungenügen des Gerichts ist sein Ersatz bei schweren Ehrenkränkungen durch das Duell. Da wird aus der Not eine Tugend gemacht, mit der man in die schlimmsten Widersprüche gerät. Gesellschaftlich wird der Zweikampf gefordert, gesetzlich ist er verboten und strafbar. Der bessere Schütze, der Nervengesundere und Rücksichtslosere knallt den andern über den Haufen, ob er Recht oder Unrecht hat, ist völlig Wurst. Glücklich der, welcher nicht in die Schwierigkeiten und Wirrnisse gerät, deren gerade hier die Gegenwart so reichlich bietet.

Schon aus dem Angegebenen erkennt man, daß es mit der Strafjustiz vielfach nicht besser steht als mit dem Zivilprozeß. Vermag dieser kein Gefühl der Rechtssicherheit im Privatleben zu erzeugen, so jene nicht im öffentlichen Leben. Trotz des Riesenaufwandes von Staatsanwälten, Richtern, Kriminalkommissaren, Gefängnissen, Besserungsanstalten, Polizeimuseen, Schutzleuten und Polizeihunden nehmen die Verbrechen zu und werden immer dreister, umfangreicher und raffinierter ausgeführt. Keine Mauer und kein Eisenschrank schützt mehr vor Dieben, selbst nicht die Weihe der Kirche, des Friedhofs und des Gerichts. Im Richtertalar

schleichen sie ein ins Richterzimmer, und durch gefälschte Gerichtsformulare verschaffen sie sich Geld. Jeder Unbefangene wird hier zugeben, daß die Sache nicht in Ordnung sein kann, wenn die Justiz im Kampfe mit dem Verbrechen trotz aller Anstrengungen und Verfeinerungen tatsächlich zurückgedrängt wird. Fragen wir nach den Gründen, so beruhen sie teilweise auf der Gesetzgebung, welche die Übeltäter weitgehend schützt, auf zu weit gehender Kasuistik, und mehr noch auf der Art der Bestrafung. Wir erinnern nur an den klassischen Fall, wo ein Vater einen Kerl durchprügelte, weil er seine Tochter notzüchtigte. Dafür verklagte der Kerl ihn wegen Mißhandlung, und er durfte es kraft Rechtens. Die Frage nach dem „gefährlichen Werkzeug" bei Körperverletzungen führte zu den unglaublichsten Tüfteleien. Sie gingen so weit, daß man einen echten Zahn nicht als solches, einen falschen aber für ein gefährliches Werkzeug erklärte. Man sieht, wie das Paragraphenwesen, die formalistische Überschärfe des juristischen Denkens zum Hohn gegen jedes gesunde Rechtsempfinden werden kann.

Uns ist sehr wohl bekannt, daß man mit der eingehenden Ausarbeitung eines neuen Strafrechts beschäftigt ist; wir wissen auch, daß sich hier die Lehre der Vergeltungstheorie und die der Schutztheorie entgegenstehen. Und trotzdem zweifeln wir, daß aller Scharfsinn und alle Mühe obiges für die Justiz so ungünstige Ergebnis wesentlich verändern wird. Auf die Theorie kommt es dem deutschen Volke nicht an, sondern auf die Wirkung, und hier vertragen sich der Schutz des ruhigen Staatsbürgers gegen den Verbrecher und die Sühne des Verbrechens ganz gut. Beide müssen wohl oder übel praktisch dahin zielen, die Übeltaten einzuschränken, und das kann nur geschehen durch Eingehen in die Geschichte der Übeltat, durch Nachsicht gegen den Gelegenheitsverbrecher, den Verführten und Verzweifelten, und durch Strenge gegen den Verbrecher als Fachmann oder den geborenen Schädling. Auch hier verlangen wir mehr Vertiefung in das Seelenleben, eine größere Erkenntnis des Innenmenschen. Diese darf nun aber nicht so weit gehen, daß sie noch entschuldigt, wo die Vernunft aufhört. Man darf also nicht pervers veranlagte Kerle auf die Menschheit loslassen, weil die Perversität vom Suff des Vaters oder der Liederlichkeit der Mutter herstammt. Für den einzelnen ist solche widernatürliche Anlage bedauerlich; die Masse soll und muß aber gesund bleiben und deshalb wirksam gegen sie geschützt werden. Vor allem gilt es, das überhandnehmende gewerbsmäßige Verbrecher-, Erpresser-, Rowdytum und geschlechtliche Ansteckung möglichst zu unterdrücken. Dies wird nie gelingen, wenn man das Strafsystem nicht ändert. Gefängnis und Zuchthaus schrecken zu wenig, ja man weiß, daß sie manchem erwünschte Unterschlupfe gewähren, zumal im Winter.

Noch weniger als für die Gefängnisse können wir uns für Geldstrafen erwärmen, wenigstens nicht für die Art, wie sie verhängt werden. Während der Zivilprozeß nur zu sehr einem kapitalistischen Zuge verfallen ist, wird er im Strafwesen, wo er angebracht wäre, übertrieben vernachlässigt. Was heißt es, dies und das wird mit Strafe bis zu 500 *M* belegt. Ein solcher Grundsatz paßt für eine Bevölkerung von gewissermaßen einheitlichen Vermögensverhältnissen, ist aber widersinnig bei reich, Mittelstand und arm. Kann der Arme nicht zahlen, sitzt er seine

Geldstrafe ab; die Bekanntschaft mit den Gefängnissen gewisser unterer Kreise hat ihr längst das Entehrende genommen, sie erlangte ein Gewohnheits-, ein Duldungsrecht. Für den Reichen ist eine Geldstrafe von 500 ℳ oder mehr eine Lappalie, die ihn kalt läßt. Wieder leidet der Mittelstand am meisten, der nur bestimmte, gewöhnlich keineswegs bedeutende Einkünfte, im besten Falle ein kleines Vermögen besitzt.

Nicht selten lautet ein Urteil: Geldstrafe oder Haft; also etwa: 1500 ℳ Geldstrafe event. 150 Tage Gefängnis. Diese Formel mag manches für sich haben, wir erklären uns aber entschieden dagegen. Denn 1. bedeutet sie wieder eine Verbeugung vor dem Gelde, weil der Wohlhabende die Strafe leicht zahlen kann, der Arme aber „brummen" muß; und 2. ist sie angetan, das Entehrende und mithin die Furcht vor dem Gefängnis immer mehr in den besitzlosen Klassen herabzusetzen. Der Arme wird sich leicht sagen: wenn ein Tag Gefängnis mit 10 ℳ bewertet wird, so kann es nichts sonderlich Schlimmes sein, denn 10 ℳ ist für viele Menschen ein Nichts. Dein Unglück beruht auf dem Mangel an Geld; hättest du es, so würdest du überhaupt das Vergehen nicht begangen haben oder könntest dich doch gewissermaßen freikaufen. Auf diese Weise verringert das Gericht also selber die Wirkung seiner an sich schon geringen Strafmittel.

Mit der Untersuchungshaft verhält es sich ebenso. Ihr kann sich der Bemittelte oft durch Hinterlegung einer Geldsumme entziehen und dann frei herumwandeln, wogegen der Arme eingeschlossen bleibt und dadurch in seiner Verteidigungsfähigkeit vor dem Reichen benachteiligt wird. Ganz umgehen wird sich die Untersuchungshaft freilich nicht lassen, doch sollte man mit ihr möglichst sparsam verfahren, und vor allem für unrecht verhängte Haft, und mehr noch für unrecht verhängte Strafe weitestgehenden Ersatz gewähren. Unter anständig denkenden Menschen ist es Ehrensache, dem unrecht Geschädigten Genugtuung zu leisten; das Gericht, der Hüter des Rechts, sollte hiefür das feinste Empfinden besitzen.

Gegen die erstinstanzlichen Urteile der Strafkammer gibt es nur das Rechtsmittel der Revision an das Reichsgericht. Dieses hat aber nur zu prüfen, ob R e c h t s-verletzungen im Urteile der Strafkammer vorliegen, muß dagegen den Tatbestand, so wie er von der Strafkammer festgestellt ist, als endgültig und richtig gelten lassen. Der Grund für diese Einseitigkeit wird darauf beruhen, daß man ein Übermaß von Berufungen und Neuuntersuchungen verhindern will, weil natürlich die meisten strafrechtlich Verurteilten jenes Rechtsmittel möglichst versuchen würden, wenn auch nur, um Strafaufschub zu erlangen. Dies ist aber eine äußere Erwägung, die mit dem Rechtsleben als solchem nichts zu tun hat, und deshalb zu den größten Unzuträglichkeiten führt und führen muß. Welch ein Unding, daß man den Tatbestand als endgültig festgestellt auffaßt, zumal in einer Zeit, wo Selbstsucht und Lüge die Geister derartig verheert haben, wie es jetzt der Fall ist. Wie leicht ist da nicht der beste und gewissenhafteste Richter dem Irrtume ausgesetzt, und wie schnell und schematisch werden nicht viele Strafsachen erledigt, schon bloß aus Mangel an Zeit. Während das Zivilrecht mehrere Berufungsinstanzen hat, fehlen sie hier sachlich ganz, denn die einzig gebliebene ist doch nur eine formale

Nachprüfung des schon formalen Rechtsherganges und weiter nichts. Zum Formalen kommt also nochmals das Formale. Natürlich wurde dies schreiende Mißverhältnis zwischen Wesen und Form längst von tüchtigen Richtern erkannt, und es soll deshalb in der neuen Strafordnung eine Berufungsinstanz eingeschoben werden. Wunderbar bleibt nur, daß man die Unvollkommenheit so lange ertragen hat. Zu erwägen wäre auch, ob nicht leichtfertige oder nachweislich falsche Berufungen strafschärfend wirken sollten.

Vielleicht die schlimmste Wirkung des Gerichtswesens besteht in der unbewußten Verführung zur Lüge. Wer im Zivilprozeß am geschicktesten entstellt, am kühnsten behauptet, am besten verwirrt und verschleiert, am schlauesten die vielen Maschen des Gesetzes benutzt, hat seine Sache schon halb gewonnen. Wer im Strafprozeß sein Verbrechen gesteht, ist der Verurteilung gewiß, wer aber dreist leugnet, hat die Hoffnung, hohnlachend von dannen ziehen zu können. Alle Hilfsmittel sind der Partei oder dem Angeklagten erlaubt, die Vorteil verheißen, soweit sie nicht geradezu ins Gebiet des Strafrechts fallen. Die natürliche Folge ist, daß der Ehr- und Gewissenlose sie anwendet, ja sie geradezu ausnutzt. Er kennt nur eine Schranke: die Klugheit. Der aufrichtige Mensch, der sich durch moralische Bedenken bestimmen läßt, ist juristisch ein Esel. Wie man sieht, drängt das Gerichtswesen dadurch zur Unmoralität. Sagt jemand wahrheitsgetreu, er wisse nicht mehr genau, wie sich die Dinge zugetragen hätten, glaube sich aber zu entsinnen, es geschah ungefähr in der und der Weise, so wird er gewöhnlich gegen den abfallen, der dreist behauptet: vor 3 Jahren, am 9. Juli, nachmittags 5 Uhr 17½ Minuten habe er das und das mit eigenen Augen gesehen. Der Richter braucht für sein Urteil bestimmte Angaben; wie mancher denkt da, „dem Armen kann geholfen werden“. Gewinn oder Verlust eines Prozesses hängen oft von einer solchen Aussage ab. Was Wunder, daß sie gemacht wird. Selbst der ursprünglich nicht Wollende fühlt sich in eine Zwangslage versetzt, wo er seinem Gewissen einen Stoß geben muß.

Frau Themis pflegt mit einer Binde vor den Augen dargestellt zu werden; man fühlt sich bisweilen versucht, zu meinen, es geschehe zum Zeichen, daß sie ganz gesunde Augen hat, die aber künstlich am Sehen verhindert werden. Wie oft wird ein Prozeß nicht mehr zu einer wirklichen Rechts-, sondern zu einer Nerven-, Geld- und Klugheitssache. Wer am zähesten und am längsten auszuhalten vermag, gewinnt. Der eine treibt die Sache bis zum Reichsgericht, der andere ist durch verschiedene Umstände nicht in der Lage, dies ausführen zu können, und sieht sich schon dadurch zum Nachgeben gezwungen, — mit Recht oder Unrecht hat das nichts zu tun, sondern nur mit Kraft und Macht. Es kommt eben nicht darauf an, Recht zu haben, sondern Recht zu bekommen. Willst du prozessieren, so tue Geld in deinen Beutel, hülle dich in eine Rhinozeroshaut, gewöhne dir jede vornehme Gesinnung ab, und lerne zu täuschen und zu scheinen. Kannst du das nicht, so bleibe hübsch daheim und lasse dir alles gefallen, denn sonst fällst du noch mehr hinein. Es ist tief betrübend, daß das Gericht, welches das Gute will, so oft das Böse schafft. Es kann das Gute und Edle vergiften, die gemeinen Triebe großziehen, kann Furcht und Abneigung erwecken. Wider Willen kann die Justiz zur Gehilfin von Betrug



und Gaunerei werden, bloß weil der Ehrliche nicht gegen den gewissenlos Unehrlichen aufzukommen, weil er sein gutes wirkliches Recht nicht prozessual zur Geltung zu bringen vermag. Für den Mittelstand gibt es kaum eine zweite Einrichtung, die so viel Unzufriedenheit, Abneigung und Verzagtheit erzeugt, wie das Gerichtswesen großer Städte. Es erscheint hier, man möchte sagen, als eine Pflanzstätte der Sozialdemokratie, denn gar mancher, der dort sein Heil suchte, aber nicht fand, kehrt mit dem Gedanken heim: wo solche Dinge möglich sind und gar kraft Rechtens verkündet werden, da sind die Zustände nur wert, daß sie untergehen. Vom juristischen Standpunkt ist solch ein Gedanke grundfalsch, denn der gute Mann ist nach dem geltenden Rechte ganz richtig gerichtet. Damit aber wird nichts gewonnen, weil Gefühle keine juristischen Gebilde sind und jedem Menschen das Hemd näher sitzt als der Rock.

Man hat den Prozeß als einen Kampf ums Recht erklärt. Bei seiner jetzigen Handhabung ist das juristisch richtig; und doch halten wir diese Auffassung für falsch, denn der Prozeß ist Findung und Betätigung des Rechts. Ein Kampf wird nur zu leicht mit unlauteren Mitteln geführt, zumal unter der Herrschaft der Selbstsucht, wenn die Selbstzucht so daniederliegt, wie im vielgepriesenen Zeitalter der Technik. Wo unlautere Mittel am meisten ausgeschlossen sein sollten, ist gerade die Justiz, die angewendete Wissenschaft des Rechtes. In Wirklichkeit aber haben Selbstsucht und Wüstheit des Kampfes ums Dasein; welche sich nur zu oft vor Gericht abspielen, das Rechtsgefühl in weiten Schichten der Bevölkerung abgestumpft. Wie mancher schreitet stolz bei uns herum, der durch die unlautersten Mittel emporgekommen ist, und willig beugt sich die Masse dem Erfolge. Der Erfolg ist ihr Gott. Und doch dürfte z. B. ein Neger, den eine von ihm unverstandene Justiz von Haus und Hof trieb, der daraufhin den Händler oder sonstigen Bedrücker erschlug, moralisch unendlich viel höher zu bewerten sein, als viele europäische Kommerzienräte, die über tausende von Existenzen emporschritten. Versteht man doch in Europa oft nicht sein eigenes Recht.

Die Mehrzahl der Richter macht sich keine weiteren Gedanken über ihren Beruf. Sie wurde auf der Universität und als Referendar in einer Richtung erzogen, daß sie ihre Tätigkeit für selbstverständlich, richtig und vortrefflich ansieht, daß mancher sich in seinem Denkvermögen hoch erhaben über der Masse fühlt, selbst der gebildetsten Minderheit. Es geht ihnen, wie „klassisch“ geschulten Gymnasiallehrern, die ihre tatsächlich noch alt humanistische Tätigkeit auch für höchste Lebensweisheit halten. So urteilt der Richter schlecht und recht, nach bestem Gewissen, getragen von Überlieferung und Gewohnheit, oft eingeengt durch Überlastung und Mangel an Zeit. Kommen dem einzelnen Zweifel, so kann er sich sagen: Du vermagst nichts gegen das Gesetz auszurichten, bist du menschlich ehrlich und tiefgründig, so müßtest du dein Amt niederlegen, denn deine Kraft ist zu schwach und die Verantwortung zu groß. Es bleibt eben nur, sich in das staatlich festgestellte System zu fügen, keine etwaigen Privatgedanken amtlich aufkommen zu lassen und selbstbewußt die Toga des Standesgefühls um etwaige unvermeidliche Blößen zu schlagen.

Nun müßten sich aber nicht so viele hervorragende Köpfe und warme Herzen

unter den Juristen befinden, wie wirklich vorhanden sind, wenn sie nicht längst vielerlei Schäden erkannt und den besten Willen betätigt hätten, ihnen entgegenzutreten. Mit Eifer und Ernst wird an der Verbesserung des deutschen Rechts lebens gearbeitet. Aber sein Wesen bleibt bestehen, weil die Besserungsgedanken von denselben Grundlagen ausgehen. Nun könnte aber der Laienverstand meinen, daß eben diese nicht über allem Zweifel erhaben sind und sich deshalb umgestalten ließen. Vor allem sollte man den Geist der Lüge zu bannen suchen, der sich jetzt so gottgefällig vor Gericht breit macht, der, wie wir sahen, durch unser Prozeßwesen großgezogen wird. Im Strafprozeß sollte jeder Verbrecher, der ehrlich gesteht, nur die halbe Strafe erhalten im Verhältnis zu dem, der leugnet, dem seine Schuld erst mühsam nachgewiesen werden muß. Ebenso sollte die Ehrlichkeit im Zivilprozesse begünstigt werden. Es ließe sich durch Eingreifen des Strafrechts in das Zivilrecht bewirken. Bemerkt ein Richter, daß eine Partei mit unlauteren Mitteln arbeitet, daß sie der moralisch, der tatsächlich aber nicht juristisch schuldige Teil ist, so könnte er seine Zivilentscheidung fällen, die Akten dann dem Strafrichter überweisen, der nun der Unlauterkeit, den Mitteln nachgeht, welche angewendet wurden, um dem andern zu schaden. Natürlich müßte unsere Gesetzgebung und juristische Erziehung da nach der psychologischen Seite, nach der der Immoralität, Übervorteilung und Vergewaltigung viel feiner ausgebildet werden, als es jetzt der Fall ist. Aber wie unendlich viel könnte dadurch gewonnen werden. Das Gericht würde zu einer Stätte angewendeter Sittlichkeit und damit zu einer wichtigen, vielleicht der wichtigsten Erziehungsanstalt der Gesamtheit. Alle jene Gauner, Halbbetrüger, Gewaltmenschen und Millionäre, welche jetzt zuversichtlich den Prozeß wagen, weil er ihnen im ungünstigsten Falle einige Kosten macht, würden sich die Sache ganz anders überlegen, wenn sie wüßten, daß ihre Machenschaften sie leicht vor den Strafrichter bringen können. Ist ihnen jetzt der Prozeß ein bloßes Geschäft oder Glücksspiel, bei dem sie weit mehr zu gewinnen als zu verlieren hoffen, so würde sich das bald ändern, wenn das Verlustkonto anders und zwar sehr gefährlich belastet wäre. Besonders kämen Kontraktverhältnisse in Betracht, die nur zu oft von dem einen bloß abgeschlossen werden, um den andern zu hintergehen und auszunutzen. Die Forderung von „Treu und Glauben" ließe sich hier aufs stärkste betonen, um wieder ehrenhaftere und damit festere Zustände zu begründen, um die Menschen zur Besserung zu erziehen.

Unseres Erachtens unterbliebe bei solcher Handhabung mindestens die Hälfte der Prozesse. Das wäre ein großer Gewinn, denn die Prozeßmasse hat, wie wir sahen, vielfach ihre Bewältigungsmöglichkeit überschritten. Hier müßte auf das ernstlichste ein Gleichmaß, d. h. eine starke Verminderung der Streitfälle angestrebt werden, und das scheint uns bei der jetzigen Sachlage unmöglich. Da kann nur eine weitgehende Änderung des Systems helfen.

Es fragt sich demnach, ob nicht die Befugnisse von schnell und billig oder unentgeltlich arbeitenden Schiedsgerichten und Einigungsämtern zu erweitern wären, die aber überwacht werden müßten. In brennenden Fällen, wie z. B. die in den Großstädten immer häufiger werdenden Zerwürfnisse zwischen Herrschaft und Dienstboten, könnte den höheren Polizeibeamten eine erweiterte Befugnis



eingeräumt werden, die aber nach bestimmt festgelegten Satzungen auszuüben wäre. Hier wird z. B. in dem konservativeren Hamburg und dem fortschrittlichen Berlin verschieden verfahren, und zwar durchaus zugunsten Hamburgs beiden Teilen gegenüber.

Die Aufrechterhaltung und Erlangung des Rechts sollte eine bürgerliche Pflicht sein, bei der es sich nicht um Nutzen oder Schaden handelt, sondern um das Höchste und Heiligste in der Menschenbrust, um sein Gewissen, was ihn erst zum wahren Staatsbürger macht. Man sollte ihn wieder gewinnen, den edlen Zorn ums Recht: das Recht des Rechtes und nicht des Nutzens wegen. Hiermit wäre bedingt eine Gleich-, wenn nicht gar Höherstellung des Geistigen und Ethischen. Die Motive zur Handlung müßten eine Macht werden. Der völlig abgewirtschaftete Eid wäre möglichst zu vermeiden, und nur da zuzulassen, wo der Schwörende wirklich eideswert ist oder besondere Umstände ihn erfordern. Ebenso ließe sich die Macht des Advokatentums beschränken, sowohl dem Klienten als dem Richter gegenüber. Man müßte schon in der Schule das Rechtsgefühl des Kindes stärken und in eine richtige, praktisch brauchbare Bahn lenken. Statt das Volk, selbst die Gebildeten rechtlich zu entmündigen, sollte man sie für den Rechtsgebrauch erziehen, damit sie selber ihre Sache vertreten, und der Richter nicht die Dinge mehr oder weniger getrübt durch die Brille des Anwalts zu sehen bekommt. Würde das Recht wieder mehr Volkssache, müßte sein kapitalistischer Zug natürlich zurückgedrängt werden. Es gilt die Prozesse zu verbilligen oder unter Umständen sie ohne Entgelt zu ermöglichen, es gilt den wirtschaftlich und namentlich auch prozessual Schwächeren gegen den Stärkeren zu schützen, doch wohl bemerkt, den wirklich und den oft nicht bloß scheinbar Schwächeren. Die Millionen und Abermillionen, welche für Verbrecher in und durch Kunstgefängnisse zweifelhaft nutzbar verwendet werden, sollten lieber dem anständigen Staatsbürger in seinem Suchen nach Recht zustatten kommen. Da könnten und würden sie Segen bringen. Aus dem Bereiche des gelehrten Handwerks und des bloßen Geschäfts sollte das Rechtswesen möglichst in die Sphäre des wirklichen Lebens und reinerer Menschlichkeit gerückt werden. Wir verhehlen uns nicht: dies ist ungemein schwer, aber der Preis würde den ernsten Willen zum Guten lohnen. Ein Staat, in dem nur Begüterte oder Arme große Prozesse unternehmen können, hört auf, ein wirklicher Rechtsstaat zu sein. Vor allem also Rückkehr von der formalen Verhandlungsmaxime zur materiellen Untersuchungsmaxime, denn ein Volk, ein gesundes Volk muß sein Recht kennen, nach dem es abgeurteilt wird, es muß es innerlich empfinden, ja das Gesetz und dessen Handhabung müssen geradezu der Ausdruck seines Rechtsempfindens sein.

Die Justiz ist keine theoretische Gelehrsamkeit wie etwa Philosophie und Philologie, sondern sie ist der Menschheit gegenüber zunächst wissenschaftliche Betätigung wie Chemie und Technik. Damit treten für sie die Erfordernisse des Lebens ein, vor allem auch Menschenkenntnis und Arbeitsteilung, d. h. zugleich das wirkliche innere Verständnis des Richters von den Dingen, die er beurteilen soll. Jeder Jurist, zumal der künftige Richter, müßte psychiatrische und nationalökonomische Vorlesungen hören und müßte systematisch in die praktischen Einzel-

heiten und Vorkommnisse seines Berufes eingeführt werden. Im Gewerbegericht und dem Handelsgericht, also in den Laiengerichten, ist die natürlichste aller Vorbedingungen, Fachkenntnis und Arbeitsteilung, vorhanden, in den Senaten höherer Gerichtshöfe wenigstens angestrebt. Aber wie sieht es bei dem wichtigsten Gerichte, dem der ersten Instanz aus? Da hat ein unglücklicher Richter massenhafte Termine hintereinander, der erste betrifft einen Streit zwischen Herrschaft und Dienstboten, der zweite einen zwischen Handwerker und Bauunternehmer, der dritte Handels-, der vierte literarische Fragen. Wie soll da ein Richter sich zurechtfinden, selbst wenn er vielseitig, fleißig und scharfsinnig ist. Es müßte deshalb wenigstens für den gesteigerten Betrieb der Großstädte ausgesondert werden, und wie fast überall im Leben das Fachwesen eintreten, d. h. die genaue Kenntnis des Faches, des Gegenstandes, mit dem man zu tun hat, nicht bloß theoretisch von oben her, sondern praktisch von innen heraus. Also, der eine Richter bekommt die Dienstboten, ein zweiter die Handwerks-, ein dritter die Handels- und ein vierter die literarischen Sachen. Hierfür wäre natürlich eine besondere Vorbildung nötig. Über Dienstbotensachen dürfte nur ein verheirateter Richter mit Kindern urteilen. Wer Baustreitigkeiten entscheiden soll, müßte als Referendar mindestens ein halbes, besser ein ganzes Jahr auf Baubureaus bzw. im praktischen Bauwesen gearbeitet haben, für den Literaturrichter wäre die Vorbildung in Verlag und Sortiment und eigene schriftstellerische Tätigkeit erforderlich usw. Beim Assessorenexamen müßte das Fach, dem der zukünftige Richter sich hauptsächlich widmen will, besonders eingehend geprüft werden, namentlich müßte er eine gründliche Kenntnis der gegenseitigen Befugnisse und Pflichten besitzen, der üblichen Machenschaften und Betrügereien, kurz er müßte selber Fachmann sein. Ferner dürfte der Richter sich nicht mit Akten am grünen Tisch begnügen. Beim Strafrecht ist man längst zur wirklichen Praxis übergegangen. Ist ein Mord geschehen, so begibt sich der Richter möglichst schnell an Ort und Stelle. Warum sollte der Zivilrichter nicht ebenfalls selber sehen? Handelt es sich z. B. um Abnutzung einer Wohnung, so kann er mit eigenen Augen in sechs Minuten mehr bemerken als zwanzig sich widersprechende Gutachten ihm mitteilen. Dasselbe ist bei beschädigten Möbeln, verdorbenen Waren usw. der Fall. Auch hier verlangen wir Leben, wirkliches Leben an Stelle einer erstarrten Überlieferung, einer gelehrten Überhebung und toter Paragraphenwirtschaft. Zunächst erscheint die Forderung nach praktischen, durch Selbstarbeit erworbenen Kenntnissen für den grünen Tisch wohl manchem befremdlich, bei näherer Erwägung aber wird er sehen, daß sie nichts weiter ist, als was auf anderen, weniger rückständigen Gebieten längst durchgeführt wurde. Eine Entscheidung etwa über beschädigte Waren nach widersprechenden Gutachten würde überall außer in der Justiz als weltfremder Unfug gelten.

Bei der Handhabung des Strafrechts sollte sich der Richter nicht nur auf ein vernünftiges Gesetz, sondern auch auf einen gesunden, nicht juristisch verbildeten Menschenverstand verlassen dürfen. Er hat die Person des Verbrechers zu prüfen, die Gründe für das Vergehen, das Milieu, in dem es geschehen, und dies alles gegen das Gesetz- und das Rechtsempfinden abzuwägen. Der Richter

muß hier also in weitestem Sinne Menschenkenner sein. Dagegen wären die Gutachten von Psychiatern möglichst auszuschalten, weil sie oft zu sehr in den Gründen zur Tat stecken bleiben und die Tat als solche zu wenig würdigen, also das Rechtsleben mehr hindern als fördern. Medizin und praktische Handhabung des Rechtes sind eben ganz verschiedene Dinge. Nicht zum wenigsten durch die Psychiater und eine verweichlichte Presse ist eine geradezu lächerliche Gefühlsduselei groß gezogen. Sucht doch bald jeder schlaue Verbrecher sich als erblich belastet, als nicht zurechnungsfähig und dergleichen hinzustellen. Fürst Eulenburg und Frau v. Schönebeck haben ein Urteil durch Ärzte vereitelt. Auch die Jugendgerichtshöfe scheinen übers Ziel zu schießen. So ereignete sich kürzlich in Essen der Fall, daß zwei vierzehnjährige Bengel einem Genossen mit dem Schlauch einer Druckleitung den Bauch aufpumpten, bis er starb, und daß sie dafür als Strafe nur einen Monat Gefängnis erhielten. Kann es da wundernehmen, wenn trotz aller Jugendfürsorge und aller Bestrebungen, dem Verbrechertum den Nachwuchs zu entziehen, „keine Neigung zum Rückgang in der Kriminalität der Jugendlichen“ zu verzeichnen ist? Hier hilft nur Liebe, gepaart mit eiserner Strenge, aber keine Waschlappigkeit.

Ebenfalls mit der Nachsicht gegen die immer zahlreicher werdenden Minderwertigen: die Perversen, Verlogenen, Vertierten, Versoffenen, Verlumpten usw. erklären wir uns nicht einverstanden. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß bei richtiger und strenger Behandlung, bei ernstem und ungebrochenem Willen der Justiz die Perversitäten und Kindermartyrien erstaunlich schnell nachlassen würden.

Es gab eine Zeit, da war die Freiheit das höchste Gut des freien deutschen Mannes, ihretwegen ertrug er willig körperliche Schmerzen. Allerdings war das noch eine Zeit kräftiger Nerven. Heuer sind sie angekrankt, und demgemäß hat man die Auffassung umgekehrt; da wird Körperstrafe für entehrend gehalten und an ihrer Statt Freiheits- und Geldstrafe verhängt.

Ein großer Teil der Presse hat es dahin gebracht, daß jeder, der für Körperstrafe eintritt, als Rückschrittler und Halbverrückter angesehen wird, wobei nur sonderbar bleibt, daß das freiheitliche England tatsächlich Körperstrafen beibehalten, das ebenfalls freiheitliche Dänemark sie eingeführt hat, und der Volksinstinkt zur Abstrafung eines Verbrechers zunächst zum Prügel greift. In unseren Kolonien wird die Prügelstrafe für Neger gehandhabt, die doch auch als deutsche Staatsbürger gelten. Fast alle „Afrikaner“ werden bezeugen, daß sich nichts gegen sie einwenden läßt, wenn sie verständig gehandhabt wird. Einer der ersten Kenner, der General Liebert sagt ausdrücklich: „Die Prügelstrafe hat, in bescheidenen Grenzen vollzogen, durchaus nicht das Gemeine und Gehässige an sich, das man sich vielfach darunter vorstellt“. Noch in meiner Jugendzeit war in Mecklenburg die Prügelstrafe üblich, und ich wüßte nicht, daß selbst Gebildete etwas besonders Verwerfliches darin gesehen hätten. Der Abstand zwischen Zuchthaus und Hinrichtung ist viel zu groß; dazwischen fehlt geradezu ein Glied. Es ist bare Unwahrheit, daß das Eintreten für die Körperstrafe und politische Gesinnung etwas miteinander zu tun haben. Hier kommt es einzig und allein auf den praktischen Erfolg an. Die Gefängnisse versagen, mithin braucht man stärkere Mittel. So traurig es ist, auf gewisse verrohte Menschenklassen wirken nur rohe Mittel, wirken Furcht nur und

Schrecken. Alles Gerede von Ehre und Menschenwürde ist eitel; die Patrone, mit denen man im gewerbsmäßigen Verbrechertum gewöhnlich zu tun hat, besitzen weder das eine noch das andre. Und wenn ein höher stehender Mensch sich ein so schweres ehrloses Verbrechen zuschulden kommen läßt, daß Körperstrafe notwendig wird, so dürfte sie ihm auch nicht schaden. Am meisten angebracht erscheint sie für „Jugendliche“.

Das Gefängniswesen bietet an sich große Schattenseiten. Bessere Naturen werden durch längere Freiheitsentziehung oft innerlich so angekrankt, so verbittert, daß sie für die Gesellschaft verloren sind, andere lernen erst im Gefängnisse das wahre Verbrechertum kennen, dem sie dann unheilbar verfallen. Die Camorra Süditaliens hat ihren Brutherd in den Gefängnissen. Eine kurze, aber wirksame Körperstrafe läßt keine Verbitterung zu, ein Stock und ein Strohsack kosten fast nichts, und will man ganz „modern“ sein, kann man ja mit Elektrizität strafen, wie man in Amerika bereits elektrisch hinzurichten versuchte. Unsere Strafanstalten verschlingen enorme Summen, sie belasten die Steuerkraft des Staates und verfehlen dabei guten Teils noch, wie schon gesagt, ihren Zweck.

Auch bezüglich der Geldstrafen wären andere als die jetzt herrschenden Auffassungen möglich. So könnten unseres Erachtens die Strafen prozentual nach Einnahmen oder Vermögen bemessen werden, und zwar stark steigend nach oben. Ich sähe gar nichts darin, einem Millionär für eine schwere Straffache eine viertel, selbst eine halbe Million abzunehmen. Die zaghafte Gerichtsauffassung erscheint hier völlig unzulänglich und nach bureaukratischen Gehalten bemessen. Bei einem gewissen Einkommen wäre die Kinderzahl in Betracht zu ziehen, weil bei einer Einnahme von 10 000 Mark eine Strafe von 500 Mark viel schwerer trifft und ungünstig weiter wirkt, wenn der Heimgesuchte sechs Kinder, als wenn er keine hat. Was wir hier also fordern, ist Gerechtigkeit, nicht äußerlich schematische, sondern innerlich wahre Gerechtigkeit.

Sehr beachtenswert dünkt uns die Verurteilung zu bedingter Strafe, welche Frankreich eingeführt hat. Namentlich für Gelegenheitsverbrecher und Jugendliche scheint sie uns von großer erzieherischer Bedeutung zu sein, freilich wesentlich nur dann, wenn Einrichtungen bestehen, die dem Bedrohten eine vernünftige Lebensführung ermöglichen, die ihm den Weg zum Guten erleichtern und ebnen. Bisher ist er nur gestrauchelt, noch ist er nicht gefallen. Besitzt er inneren Halt, so scheut er vor dem Letzten zurück.

Hoffentlich wird eine Zeit kommen, wo man über die Hysterie, den Schematismus und die Feigheit unserer Zeit ebenso die Achseln zuckt, wie wir es tun über die Folterwerkzeuge und Scheiterhaufen des Mittelalters. Früher handelte man zu gewalttätig, jetzt trägt die Strafjustiz bisweilen Glacéhandschuhe. Während die Ziviljustiz zu kapitalistisch ist, ist es die Strafjustiz oft zu wenig.

Eine weitere Frage ist, ob dem „Geschäft“ der Anwälte nicht näher zu treten wäre; ob es nicht auch da gälte, die Moral und die Pflicht als Staatsbürger, ich meine hier die wahre Pflicht, stärker zu betonen, man möchte fast sagen, den Stand aus dem Geschäftsmäßigen, in das er vielfach versunken ist, auf eine sittlich höhere Stufe zu heben. Da hieße es vor allem, die Anwälte unter Aufsicht

zu stellen, die ihre Maßnahmen und Kostenansprüche prüft und gegebenen Falls mit Strafen einschreitet. Namentlich auf Eigennutz und Verschleppung wäre hier das Augenmerk zu richten. Es ließe sich erwägen, ob nicht bewilligte Privatforderungen, die zur Leistung in keinem Verhältnisse stehen, als Ausbeutung einer Notlage behandelt werden müssen. Ja, es fragte sich, ob nicht der Richter verpflichtet wäre, von ihm bemerkte stärkere Ungehörigkeiten und Ausschreitungen eines Anwalts jener Aufsichtsbehörde anzuzeigen. Es könnte selbst in Frage kommen, ob nicht die kunstmäßige Vertretung eines Verbrechers, augenscheinliche Entstellungen zu seinen Gunsten, die geflissentliche Herabsetzung der gegnerischen Partei, kurz das weitgehende juristische Lügenwesen als strafbare Handlungen zu gelten hätten. Wir sehen keineswegs ein, weshalb solche Dinge notwendig sein sollten, sondern erachten sie als traurige Auswüchse advokatischer Dreistigkeit. Sobald man den Gedanken eines Kampfes ums Recht streicht, gelangt man von selber auf so skeptische Gedanken. Wichtig wäre auch, daß das Freikommen eines Klienten von einem Rechtsanwalte erleichtert wird. Formell ist das ja schon jetzt sehr einfach, in Wirklichkeit aber bisweilen recht schwer, ja unmöglich, wenn der Klient seine Sache nicht stark schädigen und sich in viele Unannehmlichkeiten und Kosten stürzen will. Mit einem Worte: Schutz des Rechtsuchenden gegen seinen Rechtsvertreter.

Auch am Zeugen- und Gutachtenwesen ließe sich bessern. Jedermann weiß und jeder vernünftige Arzt wird es bestätigen, daß das genaue Erinnerungsvermögen eines Menschen nur auf Tage, im besten Falle auf Wochen reicht. Danach hätte sich, sollte man vernünftigerweise meinen, die Zeugenaussage aufzubauen. Ein Zeugeneid dürfte je nach der Intelligenz und Bildung des Zeugen nur für Dinge abgenommen werden, die sich vor vier, höchstens vor sechs Wochen ereignet haben. Alles weiter Zurückliegende sollte zur bloßen Aussage nach bestem Wissen und Gewissen werden und in ihrer Glaubwürdigkeit verlieren, je mehr sich die Zeitentfernungen vergrößern und augenscheinliche Beeinflussungen stattfanden. Gerade bestimmten Angaben über lange vergangene Dinge müßte am meisten Mißtrauen entgegengebracht werden. Medizinalrat Dr. Leppman regt an: Untersuchung der Zeugen auf ihren Geisteszustand, zumal nach der Richtung der Minderwertigkeit und möglichsten Verzicht auf Zeugen bei unwichtigen Dingen. Auch hier wäre die Menschenkenntnis des Richters zu steigern und die Frage zu erwägen, ob Zeugenaussagen, die in der Voruntersuchung ganz anders als im Hauptverfahren lauten, nicht unter Umständen strafbar sind. Die Richter haben anderes zu tun, als sich zum Narren halten zu lassen.

Selbst auf die frühdeutsche Einrichtung der Eideshelfer ließe sich in der Form von Leumundszeugen in weiterem Umfange zurückgreifen. Es ist oft wichtiger, wer schwört, als was geschworen wird. In kleinen Orten ist der Richter meistens über diese Vorfrage unterrichtet, in größeren oder gar Weltstädten fehlt ihm jede Kenntnis, und er muß den Schwörenden gewöhnlich nehmen, wie er ist, höchstens unterrichtet er sich, ob und wie er bereits vorbestraft gewesen. Das dünkt uns ganz ungenügend und läuft wieder auf jenen übertriebenen Formalismus hinaus, der so großes Unheil in unserem Gerichtswesen angerichtet hat. Ein Eid von einem

zuverlässigen Ehrenmanne ist mehr wert als der von zwölf unsicheren Kantonisten. Auch hier gilt es: Wert- und Einschätzung der Person, die in unserer moralisch verwilderten Zeit so viel zu wünschen läßt.

Anderseits sollten leichtfertige, fahrlässige oder gar falsche Gutachten strafbar und schadenersatzpflichtig sein.

Nicht minder müßte der Vielgeschäftigkeit der Termine entgegengearbeitet werden. Da wäre seitens des Richters eine weit größere Handlungskraft geboten, als er sie jetzt oft hat, und sie durch das übertriebene Anwaltswesen haben kann. Jede gewöhnliche Sache wäre möglichst in drei Sitzungen zu erledigen. Sind mehr erforderlich, hätte eine Kommission darüber zu entscheiden. Der Zwang würde bei geänderter Prozeßeinrichtung Wunder wirken, zum Heile der Richter und der Rechtsuchenden. Natürlich müßten die Termine dann wirklich ernst sein. Sie wären sorgfältig vorzubereiten, es hätte die nötige Zeit für sie zur Verfügung zu stehen und die Parteien hätten persönlich zu erscheinen. Vielleicht wäre dann auch stärker zwischen Prozessen zu scheiden, welche die Parteien selber führen, und solchen, die sie durch Anwälte führen lassen. Bei jenen müßte mehr das mündliche Verfahren Platz greifen, weil die Menschen im Schriftwesen sehr ungleich sind und ein längerer Termin dem erfahrenen Richter Einblick in ihr Wesen gewährt. Bei Anwaltprozessen könnte sehr oft das bloß schriftliche Verfahren eintreten, weil der Richter sich durch die Schriftsätze in Ruhe ein viel klareres Bild machen kann als unter der Einwirkung der Rede- und Entstellungskünste der mündlichen Sitzung.

Wir wissen wohl, die Justiz ist nur eine von vielen Lebensäußerungen des Völkerlebens, wenngleich eine wichtige. Sie allein ist nicht imstande, Krebsschäden wie die Masse der Prozesse und die Art der Streitfälle durchaus zu ändern. Immerhin vermöchte sie bei zielbewußter Haltung viel zu erreichen. Siegen kann sie nur, wenn ihr andere sittliche Mächte: die Familie, die Schule und die Kirche zu Hilfe kommen. Aber leider bieten auch sie im Zeitalter entfesselter Selbstsucht und zunehmender Auflösung wenig. Erst wenn diese sich wandeln und reinere Menschen erstehen, wird auch die Justiz ihre Macht voll entfalten können, um das zu werden, was sie augenblicklich nur bis zu gewissem Grade ist: eine Rechtseinrichtung im vollen Sinne des Worts.

Ein kräftiges und gesundes Rechtsempfinden ist die stärkste Stütze für Familie, Gesellschaft und Staat. Es waren stets verfallende Reiche, in denen es verloren ging. Jenes heilige Vermächtnis des Gewissens sollte deshalb dem einzelnen und dem Volke bewahrt werden, und wo es angekrankt oder abhanden gekommen ist, müßte es neu erweckt, mit Umsicht wieder anerzogen werden. Löst es sich auf in Eigensucht, Nützlichkeitsbestrebung und Geschäftspraxis, so verliert der Mensch sein Höchstes und Bestes, hört er auf ein wahrer, echter Mensch zu sein.

Also heraus aus der verzwickten, tiftelnden, kranken Gelehrsamkeit der Justiz ins wirkliche Leben. Sie gehört dem Leben, ist ein Teil, eine der edelsten Äußerungen des Lebens. Unsere Richter sollte ein fester, ein eiserner Wille, die kategorische Pflicht nach Recht durchdringen, und ihnen müßte nicht bloß die Möglichkeit gegeben werden, solche Grundsätze auszuführen, sondern das Rechtsleben müßte es zu einer Selbstverständlichkeit machen, müßte geradezu darauf beruhen.

Heraus also aus der verworrenen und verwüsteten Gegenwart in die reine Luft urwüchsigen, natürlichen Empfindens, aus dem kranken Pessimismus, der Oberflächlichkeit, der verschlagenen Roheit des Starken zurück zu edler Kraft, zu Tiefe und Gesundheit.



Herbstglück · Von Friedrich Lienhard

Hörst du die raschelnden Füßchen der Feen
Im goldnen Laubfall nach Süden gehn,
Um die Sonne zu suchen im duftigen Raum?
Denn jenen Lichtball erkennen sie kaum,
Der dort so kühl, so flammenlos
Am Horizont hängt, rot und groß.

Ich aber beharre im herbstlichen Hain.
Am Birkenwalde steh' ich allein
Und spanne die Rechte, nebelbetaut,
Um eines Bäumchens schimmernde Haut.
Die Blätter halten tropfend still,
Doch wenn ich das Goldlaub streicheln will,
So weicht es zitternd vom Ästchenrand
Und bleibt dem zärtlichen Freund in der Hand.

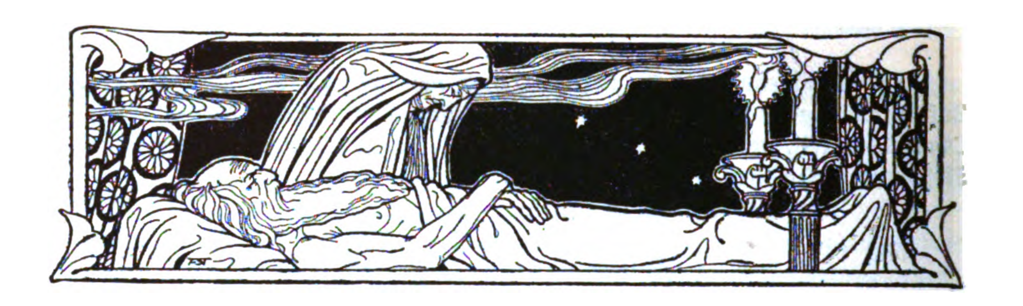
Männlicher Wald, so zogen davon
Deine Sommergewitter, dein Donnerton?!
Sind deine hallenden Felsen verstummt,
Deine Falter fort, deine Bienen versummt,
Und schlummert dein Eidechsvolk im Stein?
Am Birkenwäldchen steh' ich allein
Und fühle mich fast im Wandern und Wogen
Selber gelöst und fortgezogen ...

Und doch! Und doch! Auf Sommerkraft
Und Drang und Glut und Leidenschaft,
Auf all das glänzende Wollen und Weben
Senkt sich herab ein sanftes Licht,
Das um das Gold gereifter Reben
Und um die Gärten Kränze flicht,
Und zwischen Menschen Fäden spinnt
So feiner Art, daß mein Erleben
Und meine Landschaft köstlich sind.

Denn was die Welt an Sonne trank
Und Sommerglut, behält sie nicht:
Verwandlung ist ihr schöner Dank,
Sie dankt in diesem Farbenlicht.
Wohl Manches ward mir nicht zum Heil,
Es wandert Wehmut durch mein Leben —
Doch Großes ward auch mir zuteil:
Der Herbst und ich, wir dürfen g e b e n.

Drum bin ich der Verwandlungskraft
Des brüderlichen Herbstes hold
Und liebe dieses Edelgold,
Das er aus Blatt und Blüten schafft.
Mein Herz ist ganz mit Frucht gefüllt
Und wie ein Garten in Gold gehüllt.
Und fällt das Obst, so fällt es weich,
Denn zierlich Blattwerk fällt zugleich
Und legt sich leis der Spende bei —
Daß S c h ö n h e i t bei der Güte sei.





„Das Ende!“ · Von Elimar von Monsterberg

Es gibt einen Sozialisten, der jeden überzeugt, dem schließlich wohl oder übel ein jeder nachfolgt — es ist der Tod.

Und alle, die ihm nachgehen, tragen einen Gleichheitsstempel aufgedrückt. Das mag es auch sein, was den Tagen — wo diese also Gezeichneten über der Erde harren auf das Letzte, was ihrer wartet — so viel Gleichmäßigkeit verleiht.

Und merkwürdig — diese absolute Ruhe, die den neugeworbenen Jünger umstarrt, sie weckt bei den andern, Zurückgelassenen, eine zitternde Rastlosigkeit. Es ist, als ob die ganze überwältigende Größe, die sich ihnen erschütternd offenbart hat, nur ertragen werden könnte, wenn ihr Denken und Handeln fast nebensächlich scheinende Kleinigkeiten beschäftigen. Vielleicht sind diese das nötige Gleichgewicht für die Seelen, die sonst unter all dem Machtvollen erliegen müßten.

Und diese Kleinigkeiten, sie treten nur zu bald mit zwingender Selbstverständlichkeit an die Zurückgebliebenen heran.

Schon wenn des Sterbenden Auge Schauer der Ewigkeit umwallen, und es erstarrt und sich zusammenzieht bei dem ungewohnten, kalten, reinen Licht, — wenn es bricht — weil es die Fülle des Unermeßlichen erst schauen kann, wenn es sich verwandelt hat —, dann müssen die Hände derer, die noch leben, gar bald zugreifen und die Lider über diesen sonderbaren, fremdgewordenen Augen zudrücken. Dieser herbe Mund, der sonst alltägliche Dinge mit ihnen sprach, preßt sich so stolz verstummt zusammen, und doch redet er eine gewaltige Sprache, und um ihn fließt Hoheit, wie bei den Mächtigen der Erde, und mit überzeugender Gewalt heischt er sein Grab.

Und man beugt sich ihm und handelt für drei Tage und drei Nächte ganz allein nach dieses Stummen Willen.

Im scheuen Übereifer bestrebt man sich zu tun, was dieser Tote gar gut entbehren könnte. Den letzten Erdenstaub wäscht man ihm ab, man zwingt ihn hinein in ein Bahrkleid; er aber leidet es nur widerwillig, und seine Glieder schnellen steif und hart zurück.

Aber die, so dies alles tun, verstehen nicht die tiefe Bedeutung dieses unbewußten Abwehrens.

J. W. Schirmer  Herbstlandschaft

Und sie selber lassen sich Kleider machen, ihm zu Ehren, dem doch dies alles weltenfern entrückt ist. Und sie vermögen es sogar über sich, an diesen zu mäkeln.

Die Kränze kommen und die losen Blumen für den Toten. — Wer von den Leuten aber würde wohl solche schicken, wenn er nicht wüßte, daß die Lebenden diese Totenopfer sorgsam empfangen? Und diese Zurückgebliebenen sehen mit tiefer Befriedigung jeden Kranz und bringen ihn zu ihrem Toten, auf dem die Zeichen des Vergehens immer schärfer hervortreten. Der Geruch sterbender Blumen und der Duft des Todes ziehen immer schwerer und betäubender durch die Räume.

In den kurzen drei Tagen drängen sich überstürzend Erlebnisse und Eindrücke an die Zurückgebliebenen und reifen ihre Seelen aus, wie es sonst nur Jahre vermögen.

Endlich kommt — uneingestanden oder ehrlich herbeigewünscht — die Stunde heran, wo der Tote zur Ruhe kommen soll.

Jeder Gedanke konzentriert sich bei den Hinterbliebenen nur auf diese Stunde. Alle Empfindungen, besonders des Gemüts, sind auf das höchste angespannt.

Und es mischt sich zwischen alles Weh auch ein Gefühl von Wichtigkeit. In der Ruhe der letzten Vorbereitungen kamen sie nicht mehr dazu, noch einmal ganz dem lieben, stillen Toten zu gehören — es ist wie bei einem Bahnhofsabschied. — Man glaubt, sich noch *so viel* sagen zu können — aber plötzlich werden hastig die Türen zugeschlagen. — Und hier wirft man auch bald eine Pforte zu — aber für immer. Die Uhren ticken genau so gleichgültig weiter, wie damals, als des Toten Augen noch ihre Zeiger streiften. Erbarmungslos weisen sie ihm durch ihr Vorrücken den Weg, den er nimmer zurück finden kann. Ein leises Schwirren ist in der Luft, wie von Glockentönen. Der Leichenwagen mit seinem unsympathischen Flitter hält schon vor dem Haus, gähnend setzt sich der Kutscher zurecht. — — Langsam, beklommen kommen sie herauf, die Freunde und Bekannten des Toten. Keiner — auch der Gläubigste nicht — kann das bedrückende Etwas abwehren, das ihn beschleicht im Hause eines Toten. Es ist alles so ungewöhnlich! — Und endlich stehen sie vor dem Zurückgelassenen. Die weniger Beteiligten überkommt eine peinliche Verlegenheit, die sie zu unbeholfenen Kindern macht. Schwer und endlos reihen sich die Augenblicke aneinander, sie dehnen sich quälend, bis endlich der erwartete Geistliche kommt. Er tritt vor den Sarg und während er spricht und spricht, flattern die zuerst zusammengehaltenen Gedanken der Menschen um ihn auseinander. Sie hören nur noch wie etwas, was sie nichts angeht, das gleichmäßige Heben und Senken seiner Stimme. Es liegt aber ein eigenartiger Druck über ihnen allen, der ihnen den Atem schwerer macht, — als empfänden sie dumpf, daß die Luft dort drinnen in dem engen Sarg immer schlechter, immer erstickender wird — mit jedem Wort, das sich schallend an das andere reiht. Die Kerzen knistern dazwischen, und ein großer Tropfen Wachs löst sich und fällt klopfend auf den Sarg. Plötzlich klingt dumpf und geisterhaft aus verschlossenem Schrank das Schlagwerk der Lieblingsuhr des Toten. Was die Worte des Redenden gehemmt haben — diese Laute da erwecken die Tränen erneut bei den Hinterbliebenen. Und sie starren auf den

unförmigen Kasten — und in ihrem Hirn fiebert die immerwährende Frage: „Das dort drin soll der sein, der sich regte und sprach? und der Deckel, der schwere, wird ihm ja die Luft nehmen, daß er ersticken muß, warum er wohl nicht schreit — ja so — —" Und es überkommt sie das ganze Trennungsweh so frisch wie zur Stunde, da er starb.

„Amen!" — Sie haben es eilig, aus dem Sterbezimmer herauszukommen, die guten Freunde.

Die Träger mit ihren widerlich wichtigen Gesichtern, den abgetragenen Mänteln, die wie schlaffe Fledermausflügel an ihnen herunterhängen, drängen sich noch eiliger hinein. Sie stehen so vorwurfsvoll abwartend vor den Hinterlassenen, die noch ein letztes Mal mit der Hand über den Sarg gleiten, daß sie ihn rasch wie fremdes Eigentum freigeben. Und das ward er auch — in jener Stunde! Aber es ist vielleicht gut so, dies rasche Fortzerren.

Als fremde Hände die Kränze wegreißen und die Leute in schwankendem Gleichschritt den Sarg anheben, als er geht, der Tote, still wie nie im Leben, da bricht der ganze Jammer der Trennung, die ganze erschütternde Bedeutung des Wortes: ewig, auf die ein, so ihn lieb gehabt von ganzem Herzen!

Diese fremden Leute aber — schleppen ihn hinunter, hastig, als könnten sie es nicht erwarten, ihn erst fort zu haben. Und er geht allein mit Fremden den letzten Weg aus dem Haus hinaus. Die ihn liebten, harren in dem öden Zimmer, bis sie ihm folgen können, — so will es die Sitte. Aber es tut bitter weh, ihn so allein zu sehn. Freilich — ihn stört das nicht in seiner tiefen Ruhe. Die Träger stellen den Sarg hart auf; durch eine zu jähe Bewegung beim Vorwärtsschieben kippt das Kopfende nach unten. Unter rohem Schimpfen werfen die Leute klatschend die Riemen über den Sarg, und packen die Kränze maschinenmäßig darauf. „Nun jüh", schreien sie dem Kutscher zu — der fährt an, um die anderen Wagen vorrücken zu lassen. Und der stille Tote — höflich, wie alle Besonderen unter den Menschen — wartet, bis sich die sammeln, die ihm zu Ehren mitkommen wollen, — er hat ja Zeit, so viel Zeit!

Dienstmädchen mit Kindern an der Hand bleiben voll reger Anteilnahme stehen, — man sieht ja nicht oft genug eine „schöne Leiche".

Hinter den Fenstern erscheinen neugierige Gesichter.

Von einem Kranz, der zu Häupten des Toten liegt, lösen sich in dichten Mengen die weißen, mattgewordenen Blumenblätter und rieseln nieder in den Staub. Jetzt schwankt das Gefährt mit dem Sarg voran, wie ein schwer beladener Erntewagen, der zur Scheuer gefahren wird, auch so langsam. Und die andern Wagen folgen.

Rasch gehen die übrigen Leute nach Hause, alle mit dem mehr oder weniger ausgeprägten Gefühl der Freude, daß sie nicht sterben mußten, wie jener.

Denn auch den Stärksten unter ihnen hat schon einmal uneingestanden die peinigende Angst geschüttelt, — die Angst vor dem Ungewissen, das unser harrt, vor der unerforschten Öde, die da irgendwo zwischen Himmel und Erde hängt. Und das Weh der Trennung vom Altgewohnten hat ihn gepackt, das Altgewohnte, dessen Lebensfähigkeit man für abgeschlossen hält, wenn man sich

nicht mehr selbst auf der Erde denken kann. Und die geringste Kleinigkeit um diese Leute, sofern sie nur Leben bedeutet, ist ihnen mit einemmal wichtig und angenehm!

Die weißen Blumenblätter liegen noch Tage hindurch im Wegestaub — und der Tote, dem sie gedient, ruht schon tief in der Erde und keiner sieht ihn mehr.

Und der Wind bläst den welken Blumen zum Reigen auf, bis auch sie verweht sind — — wo sie geblieben, weiß keiner!



Komm' aus der Fremde ich nach Haus...

Von J. Illig

Komm' aus der Fremde ich nach Haus,
Treibt's auf den Friedhof mich hinaus.

Manch morsches Kreuz, manch alter Stein
Winkt still mir zu: O komm herein!

Manch stille Hand tut sich hervor
Und zieht mich durch das offne Tor,

Daß ich nicht widerstehen kann
Und folge wie in Traumes Bann

Ins tote Land, so sehnsuchtsheiß — —
Und aus den Reihen flüstert's leis:

Kennst auch noch mich? und mich? und mich?
Aus deinen Kindestagen? Sprich!

Da dir die Welt in Blüten stand
Und sich dein Herz zu unsrem fand?

Wir leben noch ... sieh, wie's dort blinkt!
Dein alter Vater ist's, der winkt,

Er steht bei der Zypresse dort,
Er winkt und winkt und will nicht fort ...

Und jener Schatten hinter'm Stein,
Das ist dein altes Mütterlein,

Bei dem der greise Pfarrer steht,
Sein weißes Haar im Winde weht,

Und hier und dort und ohne Ruh'
Raunt's leis und weh: Wo weiltest du?

Wo bist du in der Welt geirrt,
Daß dir so schwer die Heimkehr wird?

Hast in der Fremde nicht gespürt
Die stille Hand, die dich geführt

Und die nach mancher bangen Nacht
Dich endlich wieder heimgebracht?

O, tritt herzu, du unser Sohn,
Das Haus prangt bunt zum Feste schon,

Laß dir in unsern stillen Reih'n
Ein groß Willkomm bereitet sein!





Weltanschauungen und Nietzsche

Die Sintflut der Versuche, neue Weltanschauungen zu erfinden, ist im Rückgang begriffen. Die verspäteten Nachzügler gehören bereits ganz und gar zu den Vielzuvielen. Auf Regengüsse folgt allemal Trockenheit. Aber bis jetzt hat sich am literarischen Himmel und in der philosophischen Spekulation nicht auch ein Frieden und Zuversicht der Gemüter verheißender Regenbogen gezeigt. Die geistige Sachlage ist immer noch dieselbe, wie seit Beginn des Dezenniums. Die Sintflut hat weder die schlimmen Elemente unsres Geisteslebens weggeschwemmt, noch den Geistesboden fruchtbarer und ergiebiger an nährenden Früchten gemacht. Eher will uns dünken, es habe eine gewisse Ermattung und Erschlaffung die Geister befallen.

Wie kommt das? Es hat seinen deutlich erkennbaren Grund. Erst nachdem Nietzsche einem langschweifigen Kometen gleich unsrem Horizont entschwunden ist, taten sich die Fenster des Himmels auf und es regnete nun ganze Wolken von Weltanschauungen, die alle das gemein hatten, daß sie nur glitzernde Tropfen aus dem mächtigen Schweif sind jenes großen Kometen, Tropfen, die noch die Sphäre unsres Denkens durchzitterten. Alle diese Schöpfer neuer Weltanschauungen bewegen sich in der Dunstmasse Nietzsches.

Aber nun darf ein zweites nicht verschwiegen werden. Der Urheber der Not, der mit gewaltigem Hammer und wuchtigen Schlägen die alte Weltanschauung zertrümmerte, der rücksichtslos kühne Draufgänger, der die alte Denkweise in ihrer Wurzel auszureißen und zu vernichten strebte, indem er mit Stentorstimme so laut und so oft in die Welt hinausschrie: „Gott ist tot", bis allen Gebildeten davon die Ohren gellten, — er selbst, Friedrich Nietzsche, ist nicht nur schon vor einem Dezennium ins Grab gesunken, sondern — man braucht es nicht erst in die Welt hinauszurufen, man braucht nur die ganze Sippe der Nietzsche-Jünger anzusehen — er selbst, der dichtende Philosoph, der kühne Weltzertrümmerer, der Geistesheros der Zukunft, ist tot, ganz tot, unwiderruflich tot, und niemand ist da, der ihn aus seinem Grab auferwecken und wieder lebendig machen könnte. Seine besten Freunde sind es, die ihn sinnreich und liebreich, aber für immer begraben haben. Bernoulli (Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche, Eine Freundschaft. Nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung dargestellt von Carl Albrecht Bernoulli. 2 Bde. Jena 1908) hat ihm ein Mausoleum erbaut, ein großes, zweibändiges, wohl fundamentiert, weitläufig im Aufbau, aus zentnerschweren Quadern, mit Nischen und Kammern, Prunksälen und geheimen Boudoirs, aber eben doch ein Grabmal auf Nimmerwiedersehen dessen, der darin bestattet ist.

Denn wer sich durch diese höchst interessant geschriebenen Bände durchgearbeitet hat und nun in alles, Hohes und Niedres, Gutes und Böses, Edles und Gemeines, Wissenschaftliches

und Geschwätziges, was in aller Welt über Nietzsche und seine Werke ergangen ist, eingeweiht worden und so allseitig informiert ist, wer es gleichsam noch einmal miterlebt, wie, um Spittelers Worte zu gebrauchen, allmählich Nietzsches Ruhm zum Weltruhm ausartete, hernach zur Religion und Mode, wie Nietzsche-Fanatiker, Zarathustra-Zeloten und Nietzsche-Gigerl aufwuchsen, wie schließlich eine förmliche Kirche daraus hervorgedieh mit Zänkereien und Ketzergerichten, und nun nichts mehr, auch gar nichts mehr da ist, als ein hitziger Krieg aller gegen alle mit Feindschaften und Prozessen, Urteilen und Vergleichen, — wem ist da nicht der letzte Funke von Begeisterung ausgeblasen worden? Wer vermöchte da auch nur die mindeste Hoffnung zu hegen, auf diesem wüsten, ausgebrannten Boden werde auch nur noch ein grüner Grashalm wachsen können?

Alle Nietzsche-Jünger sind auseinandergestoben; keine zwei sind einer Meinung; jeder geht seine eigenen Wege. Frau Förster-Nietzsche hat sie alle durcheinandergebracht; sie selbst verballhornisiert den Bruder kleinlich, gouvernantenmäßig, tantenhaft, wie einige behaupten auch gewinnsüchtig. Über Nietzsche selbst ist alles in Frage gestellt, Leib und Seele, Geist und Gemüt, Originalität und Charakter. Man hat ihm nicht bloß Herz und Nieren geprüft, sondern auch Hirn und Eingeweide durchwühlt, und nun steht er vor uns, ein „Ecce homo" jammervollster Art, wie es keiner seinem ärgsten Feind anwünschen möchte. Nietzsche ist tot, ganz tot, nicht von seinen Feinden, sondern zumeist von den eigenen Verehrern langsam, aber gründlich kalt gemacht. Dazu kommt nun des bekannten Psychiaters Möbius Buch in dritter Auflage (Ausgewählte Werke von P. J. Möbius, Band V, Nietzsche, Leipzig 1909, 3. Aufl., ℳ 3.—, geb. ℳ 4.50), das uns vom medizinischen und psychophysischen Standpunkt aus Nietzsches Krankheit in ihren Wirkungen auf die Psyche, wie auf den Geist und die Werke des Paralytikers darstellt. Es übt weiter seine Wirkung auf das Publikum; dazu Klingers geniale, aber großartig schreckliche Porträtbüste Nietzsches, bei deren Anblick jeder sich fragt, ob das den Geistesheros der künftigen Menschheit darstelle, und wie dann wohl diese ganze Menschheit leiblich und geistig aussehen werde? Sic transit gloria mundi, o vanitas, vanitatum vanitas!

Aber es wäre doch ganz verkehrt, wenn einer daraus schließen wollte, nun habe also Nietzsche umsonst gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten, und der Weltlauf gehe nun weiter, als ob er gar nicht dagewesen oder wenigstens umsonst gearbeitet hätte. Nein, nein! Wenn er auch kein Grund- und Eckstein ist, auf den sich der solide Bau einer neuen Weltanschauung fundamentieren läßt, und wenn es neben Kants und Schopenhauers Systemen nicht auch noch ein System Nietzsche geben wird, und wenn auch nicht ein einziger der Nietzscheschen Gedanken Aufnahme und Herrschaft gewinnt, weder sein Atheismus noch sein Übermensch, weder seine Blonde-Bestien-Moral noch seine ewige Wiederkunft aller Dinge, noch was sonst sein Gehirn erdachte, so hat er doch nicht umsonst gelebt und gedacht, nicht umsonst seine Zeit aus ihrer Stagnation aufgerüttelt, nicht umsonst wider die Götzen der Zeit den Hammer geführt und die Pfeile verschossen.

Freilich auch diesem zweiten, größeren und geistesmächtigeren Julianus Apostata gegenüber hat der Nazarener gesiegt; seinen Lichtglanz hat Nietzsche nicht im mindesten zu trüben, geschweige zu überstrahlen vermocht, und seine Stiftung, das Reich Gottes, kann auch ein Nietzsche nicht aus den Angeln heben, aber was heute Christentum, christliche Kirche, christlicher Glaube und christliche Moral heißt, das ist ja nur ein unter zahlreichen, fremden Einflüssen Gewordenes, ein wandelbares Produkt der geschichtlichen Entwicklung, welches allzeit den Mächten der Geschichte unterworfen war, und auch Nietzsche ist im Reich des Geistes eine Macht ersten Ranges, ob man ihn positiv oder negativ einschätzt.

Die christliche Kirche wird sich also ernstlich fragen müssen, was ihre Gottesidee zu einer so toten, unwirksamen, unlebendigen macht, daß Nietzsche diesen ihren Gott für tot, die Gottesidee für erstorben und abgetan erklären konnte. Sie wird sich darauf besinnen müssen, wie sie



einen „lebendigen Gott“, einen wirklichen und wirksamen zu erfassen und zu predigen habe, einen Gott, der sein Leben und Wirken in der Welt und in uns selbst offen kundgibt, daß es nicht erst der Beweise für sein Dasein bedarf, der also wirklich der „lebendige Gott“ ist. Dieser lebendige Gott ist aber allerdings ein anderer, als der, den unsre bisherige von Aristoteles beeinflußte christliche Dogmatik lehrte. Sie wird auch aufhören müssen, das Christentum nur für eine geistliche Speditionsanstalt zu erklären, um Menschenseelen in einen Himmel zu bringen, der in Wirklichkeit gar nicht existiert, sondern nur die Erfindung platonisierender Kirchenväter ist. Sie wird von Nietzsche lernen müssen, der Erde treu zu bleiben und für ein Reich Gottes auf Erden zu arbeiten, wodurch diese Erde zu einer „Hütte Gottes bei den Menschen“ wird. Sie wird ihre Moral, dieses Konglomerat platonisch-stoisch-aristotelischer Ethik, verbrämt mit biblischen Vorschriften, dieses System eines altruistisch ausgebauten Egoismus gänzlich ersetzen müssen durch eine bessere Moral, nämlich durch die höhere dessen, der seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse und der regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, und der einen ganz anderen Maßstab der Gerechtigkeit anlegt, als den der christlichen Pharisäer und Schriftgelehrten; es ist die Moral, welche die absolute Gottesliebe zum Fundament und die absolute Menschenliebe zum Zweck hat, wie allein Jesus sie gelehrt hat als Moral des Gottesreiches. Was aber Nietzsches „Übermenschen“ anbelangt, so wird die Kirche genötigt sein, zu zeigen, daß jener höhere Menschentypus schon tatsächlich und historisch vorhanden ist in einer weit erhabeneren und geistesmächtigeren Weise, als jene untermenschlichen Bestien, die Nietzsche als seine Ideale uns anpreist. Es ist der Typus dessen, der zwar kein Mensch gewordener Gott, aber der „Menschensohn“ ist, in welchem die höchste Kindschaft und ebenbildlichste Sohnschaft zur vollen Darstellung und reinsten Ausprägung gekommen ist, und der für andre Menschenkinder der Führer zur selben Verherrlichung ihres Wesens wird.

Tut dies die Kirche, dann wird gerade sie den größten und dauerndsten Gewinn von Nietzsche haben, sie, die er am meisten zu schädigen und am tödlichsten zu treffen beabsichtigte. Denn das ist die Weise gerade des l e b e n d i g e n Gottes, daß er, was die Menschen böse zu machen gedachten, zum Guten zu wenden und zur Förderung seiner Absichten zu gebrauchen weiß. Der Art sind die Tatbeweise seines göttlichen Lebens, die allein er tun kann.

Daß aber eine solche Wendung der Dinge nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, darauf deuten schon Zeichen des Tages. F. Heman



Das Vogelschutzgesetz im Gedränge

Star und Amsel stehen unter dem Schutze des Vogelschutzgesetzes. Wer überwiesen wird, daß er diesen Vögeln nachgestellt hat, hat sich gegen das Vogelschutzgesetz vergangen und verfällt der Anklage, wie es dem bekannten Zoologen Professor Semper ergangen ist, der im „Würzburger Amselprozesse“ angeklagt war, weil er Amseln in seinem Garten nicht duldete. Und doch spitzen sich die Klagen über das Treiben der Stare und Amseln in gewissen Gebieten so zu, daß eine bezügliche Änderung des Vogelschutzgesetzes nur mehr eine Frage ganz kurzer Zeit sein kann.

Wir klagen darüber, daß Wälder und Fluren immer ärmer an Singvögeln werden, und machen den Massenfang der Zugvögel in den südlicheren Ländern, den Unfug der Verwendung von Vogelfedern und ganzen Vögeln in der Putzmacherei für diese Abnahme unserer Singvögel verantwortlich, mißgönnen sogar dem wissenschaftlichen Sammler das Anlegen seiner Vogelbalgkollektionen. Man hat aber heute nicht das volle Recht, mit den Südländern zu Gericht zu gehen. Solange bei uns die Schnepfen in Laufdohnen gefangen und geschossen werden, im Frühjahre wie im Herbste, die Krammetsvögel zu Hunderttausenden im Herbst in

Schlingen gefangen, die Zugenten im Herbste in den Kojen erbeutet werden, fehlt uns die Berechtigung, dem Südländer seinen Vogelfang zu verübeln. Wie eifrig und ausgiebig wird im Wattenmeer auf den Inseln Föhr, Sylt und Amrum auf Enten und andere Wasservögel gejagt! Von Beginn des August an, bis sich das Wasser in den Kojen mit Eis zu bedecken beginnt, wird da der Entenfang betrieben. Die alte Koje auf Föhr, die sogenannte alte Övenumer, die schon im Jahre 1730 angelegt worden ist, hat es schon auf einen Fang von 2100 Enten an einem Tage gebracht. Im Jahre 1767 wurden in dieser ältesten Koje 51 924, im Jahre 1789 66 883, im Jahre 1841 52 924 Enten gefangen. Durchschnittlich kann man den jährlichen Fang in dieser alten Koje auf 10 000 bis 12 000 Stück Enten ansetzen. Auf Föhr sind noch 5 neue Kojen, auf Sylt 3, auf Amrum 2 vorhanden. Auf Föhr wurden in der neuen Koje in den Jahren 1859—61 durchschnittlich 40 000 Enten erbeutet, im Jahre 1887 aber in allen sechs Kojen nur 33 000 Enten. Zahlreiche Wildenten fangen sich alljährlich beim Tauchen in den feinen, für den Lachsfang unter dem Wasser ausgestellten Netzen. Wie beschämend ist der Vogelmassenfang, wie er auf Helgoland, diesem für den Vogelzug berühmt gewordenen Eilande, betrieben wird. Niemand wird dem Helgoländer verwehren, daß er alle die Vögel, die seinen mit vieler Mühe errichteten und instand gehaltenen Gemüsegärten schädlich werden, fängt. Und auch die Buchfinken, Zeisige, Bluthänflinge, Stieglitze, die er sich als Stubenvögel hält, wird man ihm gönnen. Daß er aber in einem einzigen „Drosselgarten" täglich bis zu mehreren Hunderten Singdrosseln, Amseln und was sonst an Vögeln in seine Netze geht, einfängt, daß in einzelnen Nächten an 15 000 Lerchen gefangen werden und alle diese Vögel als Leckerbissen für die Badegäste in die Küche wandern, daß in Fallkästen, Schlagkäfigen, Zugnetzen zahlreiche kleine Singvögel eingefangen werden und mit ihnen ein recht schwunghafter Handel getrieben wird, will schlecht zu den Vorwürfen passen, mit denen wir die südländischen Vogelsteller bedenken.

Gewiß haben daher alle Vogelfreunde die nachhaltigen Vogelschutzbestrebungen, die zu strengen Vogelschutzgesetzen führten, wärmstens begrüßt. Das deutsche Vogelschutzgesetz vom 22. März 1888 verbot das Zerstören und Ausheben von Nestern und Brutstätten der Vögel, das Ausnehmen und Vernichten von Eiern, das Ausnehmen und Töten der Jungen, den Verkauf der mit Übergehung dieses Gesetzes beschafften Eier, Jungen und Nester, das Fangen und Töten von Vögeln nächtlicherweise mit Waffen, Netzen, Schlingen, Leim, das Fangen von Vögeln mit Körnern oder anderen Futterstoffen, welchen betäubende oder giftige Bestandteile beigemengt sind, oder unter Verwendung geblendeter Lockvögel, den Vogelfang mit Fallkästen und Fallkäfigen, Zug- und Schlagnetzen. Nur das im Privatbesitz befindliche Federvieh, die im Landesgesetze namhaft gemachten jagdbaren Vögel, die Tagraubvögel (mit Ausnahme der Turmfalken), die Uhus, Würger, Kreuzschnäbel, Kernbeißer, Sperlinge, rabenartigen Vögel, Wildtauben, Wasserhühner, Säger, Reiher, alle nicht im Binnenlande brütenden Möwen, die Kormorane und Taucher stehen außer dem Schutze dieses Gesetzes.

Auch in anderen Ländern sind ähnliche Vogelschutzgesetze erlassen worden, so besonders in Österreich-Ungarn. In Nordamerika, in dessen Staaten 82 % aller Vögel als nützliche oder indifferente angesehen werden, bestehen verschiedene Gesetze für den Vogelschutz. Vor fast zehn Jahren hat T. S. Palmer eine Arbeit veröffentlicht, in welcher er die verschiedenen Gesetze vergleichend zusammenstellte und Vorschläge machte, wie sich diese Schutzgesetze verbessern ließen und vereinfacht werden könnten. Er schlug vor, nur die Vögel aus den Familien der Entenvögel, Rallen, schnepfenartigen Vögel und Hühnervögel als Jagdvögel anzusehen, viele andere Vögel aber, die bisher als jagdbare Vögel bezeichnet wurden, so die Tauben, Taubenspechte, Graslerchen, Riedvögel, Rotbug-Stärlinge, Wanderamseln als nützliche Insektenfresser oder der gänzlichen Ausrottung nahestehende Vögel nach Kräften zu schonen, hielt auch die staatliche Schonung der ihrer Federn und Bälge halber bisher ungestraft verfolgten verschiedenen Schmuckvögel und weit mehr nützenden als schädlichen Raubvögel für sehr nötig und verlangte, daß das Sammeln von Vögeln und Vogeleiern zu wissenschaftlichen Zwecken unter scharfe

Kontrolle zu stellen sei. In seinem Werke „Die Vögel Ungarns mit besonderer Berücksichtigung ihrer ökonomischen Bedeutung" spricht Chernel von Chernelhaza dem Vogelschutze aus ästhetischen Gründen, von dem Gesichtspunkte des Ökonomen und aus Gründen des rein menschlichen Empfindens das Wort. Nach ihm müßten die Vogelschutzbestrebungen vor allem darauf gerichtet sein, genaue und entsprechende Kenntnis der heimischen Vogelwelt in weiteste Kreise zu tragen, zu welchem Zwecke er die Einführung eines „Bird-day" (Vogeltages) nach amerikanischem Muster empfiehlt. Nur wenn man die einzelnen Vogelarten und deren Lebensweise genau kennt, wird man auch die richtigen Mittel und Wege für ihren Schutz finden, wie solche die Sicherung der Aufenthalte, die Begünstigung der Brutplätze durch Darbietung von Nistkästchen, Anlage von Vogelschutzgehölzen, Einrichtung von Futterplätzen, Vertilgung der Feinde der Vogelwelt, besonders der schädlichen Vögel, sind. In einem Vortrage „Vogelschutz" tritt R. Blasius zugunsten des Vogelschutzes ein. Auch er sieht in der Belehrung der Jugend, Verbreitung der Kenntnisse über die Vogelwelt schon in der Schule, in richtigen Vogelschutzgesetzen, der Darbietung guter Nistkästchen, Anlage von Vogelgehölzen, Fütterung zur Winterszeit die wichtigsten Mittel zur Bekämpfung der Vogelverminderung. Als eine der Hauptursachen der auffälligen Abnahme nützlicher Vögel findet O. Herman neben dem Massenfange in Südeuropa das von vielen, zur wissenschaftlichen Ausbeutung nicht hinlänglich qualifizierten Liebhabern betriebene Einsammeln ganzer Serien gewisser Vogelarten, das Gewinnen großer Vorräte an Eiern und Bälgen seitens verschiedener Händler und die Massenvertilgung verschiedener kleiner Vögel zwecks der Federlieferung für Damenputz.

Wenn wir so die verschiedensten Ursachen für die Abnahme unserer Singvögel ins Treffen führen, übersehen wir aber, daß die eigentlichen Ursachen viel tiefer liegen, in den weitgehenden Veränderungen zu suchen sind, wie sie das Vordrängen der landwirtschaftlichen Betriebe, die geänderte Forstwirtschaft, das Verschwinden der Hecken, alten Hohlbäume für die Wohn-, Nist- und Futtergelegenheiten der Kleinvögel zur Folge gehabt hat.

Solchem nachhaltigen Wandel altgewohnter Lebensverhältnisse ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß unter anderen Vögeln das Schwarzplättchen, das Rotkehlchen, die Singdrossel, vor allem aber der Star und die Amsel sich mehr und mehr in die Nähe des Menschen ziehen. Den Laub- und Nadelwald, wo er Trinkgelegenheit und Dickichte von Jungholz darbietet, wählt die Singdrossel zum Aufenthalte. Laubhölzer mit reichlichem, dichtem Unterholz, von jungen Nadelbäumen gebildete Dickichte zieht die Amsel vor, Laubwälder mit viel Unterholz, gemischte Waldungen im Gebirge und in der Ebene sucht das Schwarzplättchen auf. Wie auffällig und nur aus den ungünstiger gewordenen Existenzverhältnissen erklärbar muß es erscheinen, wenn wir diese echten Waldvögel ihre stille Waldeinsamkeit gegen das lärmende, unruhige Stadtleben eintauschen sehen! Und wie rasch haben sie sich diesen geänderten Lebensverhältnissen angepaßt!

Am meisten muß uns dieser Lebenswechsel von der Schwarzdrossel wundern, dieser vorsichtigsten, scheuesten und mißtrauischsten unserer Drosseln, die selbst in ihrer Waldeinsamkeit sich von anderen Drosselarten abschließt, auch nicht mit ihresgleichen gesellig lebt, sondern ein verborgenes, einsiedlerisches Leben führt. Trotzdem ist dieses scheue Waldkind zum Gartenbewohner, zum Bewohner der Großstadt, zum echten Charaktervogel unserer städtischen Parkanlagen geworden, haust und nistet hier mitten im Stadtgetriebe und schmettert uns aus den Gärten heraus ihr herrliches Lied hinein in das Tosen und Lärmen der Stadt. Es hat eben die bessere Nistgelegenheit — das gilt insbesondere für den Star — und die Winterfütterung zu der Annäherung dieser Waldvögel an den Menschen geführt. Freiwillig sind so der Star, der ja schon lange zum lebenden Inventar einer deutschen Werkstätte gehört, und die Amsel, die sich der Mensch seit langem schon ihres prächtigen Gesanges und ihrer Gelehrigkeit wegen zum beliebten Stubenvogel erwählt hat, aus freien Stücken in die Nähe des Menschen gezogen und erfreuen ihn mit ihrer Sangeskunst.

Diese Einbürgerung der Amsel hat sich ganz allmählich vollzogen, und man muß weit zurückgehen, um auf die ersten Anfänge dieser Einwanderung in Dorf und Stadt zu stoßen. Schon die Drosseln des Waldes sind ja im Hinblick auf ihr Gehen und Kommen sehr verschieden geartet. Die Schwarzdrosseln, sagt Naumann, sind Stand-, Strich- und Zugvögel zugleich. Wo sie mit Wacholdergebüsch bewachsene Schwarzwälder bewohnen, ziehen sie nicht weg. Die meisten alten Vögel, die in Laubhölzern gebrütet haben, verlassen im Winter bei Nahrungsmangel ihre Aufenthaltsgebiete und begeben sich dorthin, wo sie genügend Nahrung vorfinden, während wieder viele, wenn Bäche und warme Quellen in der Nähe sind, so besonders in Erlenwäldern, die Laubwälder nicht verlassen. Andere wieder, besonders die jungen Vögel, sind echte Zugvögel. Solche Anpassungsfähigkeit hat die Amsel wohl schon frühe in des Menschen Nähe geführt. „Die Amsel", heißt es in dem Vogelbuch des alten Gesner vom Jahre 1000, „hat ihre Wohnung in dicken Orten, geimpfetten Bäumen und dornen. Sie hat lieb die Lustwäld, so von Myrten, Lorbeerbäumen und Cypressen gepflantzet sind, sitzet gern auf den grünen Dannen und in Ephev hat sie jr Lust", woraus hervorgeht, daß die Amsel schon zu Gesners Zeiten Gartenanlagen und Friedhöfe bewohnte. Aber erst im Verlaufe des letzten Halbjahrhunderts ist es zu der allgemeinen „Verstadtlichung" der Amsel gekommen. Wer da auf mehrere Jahrzehnte zurückblicken kann, dem wird diese allmähliche Übersiedlung der Amsel nicht entgangen sein. Verfolgt man die Berichte in den ornithologischen Zeitschriften, so kann man fast Schritt für Schritt dieser fortgesetzten Einwanderung der Amsel im Süden und Norden Deutschlands in den kleinen und großen Ortschaften und ganz besonders in den Großstädten nachgehen. Heute gibt es kaum mehr eine Stadt in Deutschland, welche in ihren großen Gartenanlagen nicht die Amsel beherbergen würde.

Zu solcher Übersiedlung des Stares und der Amsel in die bewohnten Orte haben verschiedene Ursachen beigetragen: in erster Linie, wie schon gesagt, die bessere Nist- und Futtergelegenheit, aber auch der allseitige Schutz, die geringere Gefahr der Nachstellungen vogelfeindlicher Tiere. So versteckt auch die Amsel im tiefen Walde haust, so mag sie da wohl gegen die meisten Raubvögel gesichert sein, und nur ganz selten einem Sperber oder Habicht, die unedle Winkeljagd treiben, zum Opfer fallen, nicht aber ist sie gegen die Überfälle der Marder, Iltisse, verwilderten Katzen, Eichhörnchen, Wiesel, gegen die Nesträubereien des Steinkauzes, Eichelhähers, der Krähe, Elster geschützt. Auch Äskulapnattern stellen ihrem Gehecke nach. In solcher Verfolgung ist wohl auch der Grund dafür zu suchen, weshalb sich die Drosseln im Freien eigentlich sehr schwach vermehren. Anders ist dies in den Dörfern und Städten, wo alles Raubzeug ferngehalten wird, die Pflege der alten Parkanlagen, die Schaffung neuer Gärten eine Hauptsorge der Ortsverwaltungen ist, die dichten Dornhecken der Gärten, das reiche Buschwerk der Parkanlagen beste Nistgelegenheiten darbieten. Hier fühlt sich die Amsel bald heimisch, weil sie sich geschützt weiß, hier hat sie rasch ihre Scheu abgetan und ist der zutunliche, dreiste Vogel geworden, den die Parkbesucher verhätscheln. Je mehr einerseits durch das Fällen ganzer Wälder, durch das Ausroden des Unterholzes und die ganzen Durchforstungsarbeiten da und dort Wohnungsnot für die Amseln eines Gebietes eintrat und andererseits die von Jahr zu Jahr sich mehrenden großen Gartenanlagen der Städte mit ihren zahlreichen Beerensträuchern willkommene Nist- und Nahrungsgelegenheiten darboten, desto ausgiebigeren Gebrauch machte die Amsel von solchen günstigen Existenzbedingungen. Dazu kommt, daß der Städter immer bereit ist, den Singvögeln, die ihn mit ihrem Gesange erfreuen, besonders zu schlimmer Winterszeit fütternd beizuspringen. Die ersichtliche Vermehrung und Weiterverbreitung der Amseln in den Städten beweist am besten, wie sehr ihnen das Stadtleben zusagt. Von der Zeit an, da man allüberall den Staren durch Anbringung geeigneter Nistkästchen passende Brutplätze darzubieten begonnen hat, hat sich auch der Star immer häufiger eingebürgert. Auch die winterlichen Verhältnisse sind derart, daß diese Vögel den Winter über in der Nähe des Menschen



besser geborgen sind, tauglichere Unterschlupfe vorfinden, hinsichtlich der Nahrung besser versorgt sind. So sehen wir denn in den letzten Jahrzehnten immer mehr unsere Gärten, Parkanlagen, Wiesen auch den Winter über von Staren und Amseln belebt.

Die Walddrosseln (Turdus) sind in der Fauna Mitteleuropas durch 15 Arten vertreten. An einer Gruppe dieser Drosseln ist es auffällig, daß sich die Männchen und Weibchen deutlich voneinander unterscheiden, während bei den anderen Drosselarten die Männchen und Weibchen einander sehr ähnlich sind, bei einigen Arten so ähnlich, daß selbst gute Vogelkenner die beiden Geschlechter nicht zu unterscheiden vermögen. Der ersteren Gruppe gehört auch die Amsel an, bei der das erwachsene Männchen bis auf den lebhaft gelben Schnabel und den gelben Augenrand tiefschwarz ist, während die Weibchen und die jungen Vögel eine schwarzbraune Färbung mit weißgrauer Kehle und undeutlichen dunklen Flecken zeigen. Solcher auffälliger geschlechtlicher Unterschied ließ die Vogelsteller die Männchen und Weibchen für zwei verschiedene Arten halten, um so mehr als junge Männchen (Stockamseln oder graue Amseln) das dem weiblichen Farbenkleid ähnliche Jugendkleid zuweilen bis zur zweiten Mauser beibehalten. Diese Verschiedenheit der Männchen und Weibchen bei der Amsel und den ihr nächstverwandten Arten hat Seebohm veranlaßt, diese Arten von der Gattung Turdus abzutrennen und in der Gattung Merula zu vereinen.

Singdrossel und Amsel sind in verschiedener Beziehung sehr nützliche Waldvögel. Den größten Teil des Jahres über sind sie damit beschäftigt, im Wald altes, abgefallenes Laub umzulegen oder im Moos herumzustöbern, um verschiedene kriechende Insekten, deren Larven und Puppen, Regenwürmer, Nacktschnecken zu finden. Wie fleißig sie bei dieser Suche sind, zeigt der Waldboden, dessen Nadeln und Laub weithin umgewendet erscheint. Aus den Ameisenhaufen holen sie sich die Ameisenpuppen heraus. Rückt dann der Herbst an, so gehen sie zur Beerennahrung über und stellen den Ebereschen, den Beeren des roten und schwarzen Holunders, den Früchten des Faulbaumes, Kreuzdorns und Wacholders nach. Zur Not tun es aber auch die Früchte der Rainweide und andere Baum- und Strauchfrüchte. Im Wiener Walde, in Klausen-Leopoldsdorf, sah ich im Winter des Jahres 1903/04 ein Amselpaar vom November bis in den Januar hin ausschließlich von den Früchten eines vor dem Fenster meines Arbeitszimmers stehenden hohen Weißdornbaumes sich nähren. Der sehr hohe und ausgebreitete Baum war über und über von Früchten besetzt. Alle Stunden etwa kam das Amselpaar angeflogen, pflückte und verschlang an 20—30 Beeren. Anfangs Januar hatten sie mit den vielen tausend Beeren aufgeräumt. Indem so die Amseln in den Wäldern die Beeren verzehren und die vielen Samen an den verschiedenen Waldstellen unverdaut wieder abgeben, machen sie sich sehr forstnützlich, da sie so zur Pflanzung und Weiterverbreitung des nützlichen und den Wald schmückenden Unterholzes beitragen. Gelegentlich verzehren die Amseln Eicheln und stellen selbst Weißfischen und Süßwasserschnecken nach. In der Umgebung von Mainz und in anderen Gegenden des Spargelbaues fressen sie die roten Spargelbeeren, was die Bewohner von Gonsenheim zum Fange der Amseln ausnützen, indem sie Bündel Spargelbüsche auslegen, auf denen sie Leimrutenstöckchen kreuzweise angeordnet haben.

Nicht gleich Erfreuliches hinsichtlich der nützlichen Tätigkeit dieser Waldvögel ist aber über Amsel und Star aus den Gebieten zu berichten, in welchen sie sich in die nächste Nähe des Menschen begeben haben. Unter dem Schutze des Menschen haben sich Amsel und Star in den letzten Jahrzehnten enorm vermehrt. Sie besiedeln noch immer neue Gebiete. Ihre stetige Zunahme nötigt sie, sich nach neuen Nist- und Futterplätzen umzusehen. Diese ausgiebige Vermehrung hat aber dazu geführt, daß sie mehr und mehr die verschiedentlichen Kulturen des Menschen als erwünschte Nahrungsgelegenheiten auszunützen beginnen und sie in einer Weise brandschatzen, daß aus den früher so gerne gesehenen Gästen in gewissen Gebieten gefährlichste Schädlinge geworden sind. Immer lauter werden die Stimmen, welche verlangen, daß dem Star und der Amsel in solchen Gebieten der gesetzliche Schutz wieder entzogen werde.

Der eingangs erwähnte „Würzburger Amselprozeß" hat da seine Schatten vorausgeworfen. Mußte sich damals der Zoologe Semper gegen die Anklage, daß er das Vogelschutzgesetz übertreten habe, weil er die Amsel in seinem Garten nicht duldete, verteidigen, und fand seine Behauptung, daß die Amsel die Gelege der kleinen Singvögel plündere, deren Junge aus den Nestern hole, bei der großen Mehrzahl der Ornithologen keinen Glauben, so würden heute einem aus gleichem Anlasse Angeklagten aus dem Publikum Hunderte Entlastungszeugen erstehen. Hatte damals A. v. Homeyer eine solche Nestplünderung seitens der Amsel entschieden bestritten und Killermann noch vor kurzem die Ansicht geäußert, daß man es in solchen Fällen mit seltenen Ausnahmen, mit entarteten und schonungslos zu vernichtenden Individuen zu tun habe, so kann heute bereits von vielen Seiten der Beweis erbracht werden, daß die Amsel tatsächlich zur Gefahr für die kleinen Singvögel zu werden droht und sich auch andere Ungehörigkeiten zuschulden kommen läßt.

Schon durch ihr unruhiges, vordringliches, dreistes, neugieriges Wesen beunruhigt die Amsel andere Vögel. Sogar die Singdrossel scheint aus diesen Gründen vor der Amsel zurückzuweichen. In den letzten Jahrzehnten hat nämlich die Singdrossel das Beispiel der Amsel nachgeahmt und ist gewiß aus den gleichen Gründen wie jene aus dem Walde in die Nähe des Menschen übersiedelt. Eine erste Mitteilung über solchen Umzug in die Stadt geht auf das Jahr 1881 zurück, in welchem Jahre C. H. Wiepken über das Nisten der Singdrossel in einem Garten zu Bremen berichtet. Seitdem haben sich die Berichte über das Erscheinen der Singdrossel in Städten von Jahr zu Jahr gemehrt und liegen solche z. B. von Braunschweig, Koburg, Regensburg, Pirna, München, Augsburg, Öderau, Husum, Dresden, Grimma, Leipzig vor. Besonders häufig tritt die Singdrossel in den Parkanlagen englischer Städte auf. Schon seit Mitte der achtziger Jahre hat sich die Drossel in London angesiedelt, wo sie in der Nähe der Häuser in Schöpfen, Hecken und Lauben nistet. Der weiteren Verbreitung dieses herrlichen Sängers soll nun die Amsel im Wege stehen. So macht Gengler die Amsel für die merkliche Abnahme der Singdrossel in der Umgebung von Erlangen in den letzten zwanzig Jahren verantwortlich. Es mag sich da ja vielleicht doch nur um anfängliche Besitzstreitigkeiten zwischen einer schon länger eingebürgerten und einer nachrückenden Vogelart, wie sie sich ja immer abspielen, handeln. Wenn sich aber schon die Singdrossel durch die Amsel geniert fühlt, dann erscheint es um so glaublicher, daß sich kleinere Singvögel, z. B. das Schwarzplättchen, das Rotkehlchen, durch das laute, herrische Wesen der Amsel einschüchtern und verdrängen lassen.

Schwer ins Gewicht fallen aber schon jetzt die ausgiebigen Plünderungen, wie sie Star und Amsel in den Obstkulturen sich zuschulden kommen lassen. Von Jahr zu Jahr werden da die Klagen zahlreicher, die Forderungen nach Abhilfe dringlicher. Wenn die Zeit der Kirschen- und Birnenreife gekommen, dann tun sich Amseln und Stare an dem schmackhaften Obste gütlich. Noch mehr behagen ihnen die Erdbeeren und Weinbeeren. Groß ist da der Schaden, den diese Vögel in den Obst- und Weingärten, in den Erdbeerplantagen anrichten. Schade berichtet in seinen ornithologischen Notizen aus Mähren, daß die Amsel in der nächsten Umgebung von Brünn durch ihr häufiges Vorkommen in den Obst- und Weingärten sehr schädlich wird. Th. Kormós teilt aus der Umgebung von Ménes-Magyarád mit, daß die Amsel in großer Menge in den Weingärten lebt, mit Vorliebe in den Staudenhecken nistet und so zudringlich und schädlich wird, daß die Weinbauern oft genötigt sind, die Hecken auszuhacken, um so die Amseln los zu werden. Vor kurzem hat Hugo Otto ein ganzes Sündenregister von Star und Amsel veröffentlicht. „In Gegenden", schreibt er, „mit hervorragendem Kirschenbau hat sich der Star fast ganz unmöglich gemacht. Gerade die Frühkirschen, die dem Obstbesitzer das meiste Geld einbringen, führt er sich zu Gemüte. Wie mancher Gartenbesitzer hat sich schon über ihn geärgert, wenn er ihm an einem einzigen Morgen den einzigen Frühkirschenbaum, den er besitzt, vollständig geräumt hatte. Und das ist für ihn eine Kleinigkeit, wenn er zu Hunderten plötzlich da ist und mit seinem nie versagenden Appetit über die Erstlinge dieses Steinobstes



herfällt. Man kann es daher den Leuten nicht verdenken, wenn sie mittlerweile zu der Überzeugung gekommen sind, daß sich Kirschenernte und Starenzucht in Nistkästen miteinander schlecht vertragen. Man nimmt daher die Nistkästen heute schon vielfach fort, und mit der verminderten Brutgelegenheit schwindet kolossal die Anzahl der Stare. Wie sehr sich der Star schon als Kulturvogel fühlt, habe ich einmal in der kleinen Stadt Dinslaken am rechten Niederrhein beobachtet. Dort plündert er Jahr für Jahr mitten im Häusermeer einen Birnenbaum mit zuckersüßen Früchten, die er meistens am Stiele anpickt und so weit auffrißt, daß sie zu Boden fallen, wo sie dann wertlos liegen bleiben. So verscherzt sich der Star durch seine übertrieben großen Räubereien am Obstbau die Gunst des Menschen, der seinen großen Nutzen als Insektenfresser im allgemeinen wohl zu werten weiß." Zahlreich sind die Klagen, die Otto aus Rheingegenden über das Treiben der Amsel zu vermelden weiß. So kommt aus Godesberg die Klage, daß die Amseln nicht nur die Beerensträucher leeren, sondern auch jede reifende Erdbeere und reifende Birnen, Äpfel, Pfirsiche anhacken und selbstverständlich auch hinter den Weinbeeren her sind, daß es nicht möglich ist, feine Birnen zu ernten, weil sie noch vor der Abnahmereife am Stielende, als dem weichsten Teile, angehackt werden und dann faulen. Die Landleute dulden daher die Amseln nicht mehr. Ein Hochheimer, der die Amsel auch der Nesträuberei beschuldigt, teilt mit, daß der Amsel alles Frühobst zum Opfer fällt, und daß er einen Teil eines Weinberges mit etwa 3000 Stöcken Frühburgunder-Reben im besten Wachstume aufgeben mußte, weil die Amseln eines benachbarten Parkes drei Jahre nacheinander die ganze schöne Ernte aufgefressen hatten. Aus der Umgebung von Köln wird Herrn Otto berichtet, daß sich dort die Schwarzamseln seit dreißig Jahren sehr vermehrt haben und auch hier durch das Abreißen und Anbeißen der Trauben, des Steinobstes, der Erd- und Stachelbeeren, Herauspicken der Saaterbsen und Bohnen großen Schaden verursachen und die junge Vogelbrut aus den Nestern rauben und verzehren. Ein Weingartenbesitzer aus Trier berechnet seinen Schaden folgendermaßen: „Im Jahre 1904 hatte ich gar nicht nötig, die unteren Reihen meines Weingutes in Casel zu lesen, weil das die Amseln besorgt hatten. Rechne ich nur 500 Liter Ausfall für 1904, so beträgt der Schaden bei 2500 ℳ Durchschnitt für 1000 Liter rund 1250 ℳ."

So vielseitigen Anklagen gegenüber steht wohl außer Frage, daß Amsel und Star heute schon unter dem allgemeinen Schutze in den ausgesprochenen Obst- und Weingegenden zu Schädlingen geworden sind, die in diesen Gebieten außerhalb des Vogelschutzes zu stellen wären. Sollen unsere Obstkulturen nicht ganz in Frage gestellt werden, so müssen diese Vögel von unseren Pflanzungen wieder nach dem Walde abgedrängt werden. Wieder ein Beispiel dafür, daß sich gewisse Bestimmungen nicht verallgemeinern lassen, und daß man speziell auf dem dem Gebiete des Vogelschutzes leicht Mißgriffe tun kann. Dr. Friedrich Knauer



Ernst von Leyden †

Nicht mitten aus dem frohen Schaffen heraus, dem er sich so gern hingab, sondern nach längerem Siechtum hat der große Zerstörer Tod Ernst von Leyden dahingerafft. Weniger sein äußerer Lebensgang, der bescheiden anfing und groß endigte, als die innere Bedeutung des Mannes und Arztes soll mit wenigen Strichen gekennzeichnet sein. Ernst von Leyden war ursprünglich Militärarzt — er habe es, so äußerte er in seiner scherzhaften Art einmal zu mir, nur bis zum Stabsarzt gebracht —, wandte sich in Berlin den Traubeschen Anschauungen zu. Traube konnte als der Begründer der inneren Medizin in Berlin gelten, die, auf den Forschungen von Skoda und Rokitansky fußend, die Beobachtung in den Vordergrund stellte, die Beobachtung, die sich auf eine eingehende Untersuchung stützte. Leyden

war es vergönnt, die Semiotik (Lehre von den Krankheitszeichen) zu einer wissenschaftlichen Grundlage zu erheben. Seine Stellung in Berlin war anfangs nicht leicht — noch dominierte Frerichs, der Allgewaltige, und Leyden kam erst an zweiter Stelle. Der Satz: Frerichs irrt sich nie, galt damals noch. Ernst von Leyden ging bald eigene Forschungswege. Wesentlich an seinen Namen ist die Klinik der Rückenmarkskrankheiten geknüpft. Die einzige damals genauer gekannte Rückenmarkskrankheit war die Rückenmarksschwindsucht (Tabes). Leyden gelang es, ihre verschiedenen Formen voneinander abzugrenzen, das zu schaffen, was man die Differentialdiagnose nennt. Sein weiteres eigenes und wesentliches Verdienst ist die Einführung der Ernährungstherapie. Er schuf den Satz: Qui bene nutrit, bene curat, wer gut ernährt, heilt gut. Wir wissen, wie wesentlich eine gute Krankenküche ist. Mit Mendelsohn und anderen schuf der geniale Kliniker den Begriff: Krankenkomfort. Ernst von Leyden war wesentlich beteiligt an der Ausgestaltung des Lungenheilstättenwesens und der Tuberkulosebekämpfung; in den letzten Jahren wendete er sich der Bekämpfung der Krebskrankheit zu. Er betonte in besonderer Weise die soziale Seite der Medizin und verband so die Aufgabe der speziellen inneren Klinik mit den Aufgaben der Allgemeinheit der medizinischen Wissenschaft.

Die Leydensche Klinik in der Charité — „Zirkus Leyden" genannt, weil früher der Raum für die vorzustellenden Kranken rund gebaut war und die Sitze der Studenten einen Kreis bildeten — war seit Frerichs Tode als erste Klinik der Mittelpunkt der inneren Medizin. Die Klinik hat zahlreichen Ärzten des Inlandes und Auslandes Gelegenheit gegeben, den Kliniker zu bewundern, der in schöpferischer Art die moderne medizinische Wissenschaft predigte und schuf.

Der Kranke, so sagte Leyden, ist das Objekt unserer Betrachtung, nicht die Krankheit. Wir behandeln den Kranken, nicht die Krankheit. Und doch ward die exakte Diagnose gerade besonders geübt. Scharfe Beobachtung verlangte er, auch das Kleinste entging ihm nicht, und manches Scherzwort wird überliefert. „Was fällt Ihnen an der Kranken auf?" fragte Leyden einen Praktikanten. Keine Antwort. „Sie hat Blumen in der Hand", sagte Leyden. „Warum?" fragte er. Keine Antwort. „Wenn Sie bei Verlesung der Krankengeschichte aufgepaßt hätten, so würden Sie es wissen. Sie ist auf dem Wege der Genesung und hat heute Geburtstag."

Leyden schuf eine eigene Schule. Ich nenne Namen wie Wassermann, Klemperer, Buttersack. Die Mehrzahl der deutschen und preußischen Militärärzte waren seine Schüler. Mir war es vergönnt, ihm an seinem 75. Geburtstage in der Klinik die Begrüßungsrede des militärärztlichen Fortbildungskurses zu halten.

Dem großen Arzte hielt der Mensch das Gleichgewicht. Er bestätigte den Satz Nothnagels: „Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein." Er war beides. Ihn zeichnete ein feiner Humor und eine große Schlagfertigkeit aus. Ein Praktikant namens Schüler kam in die Klinik zu spät. „Wie heißen Sie?" fragte Leyden. „Schüler, Herr Geheimrat." Drauf sagte Leyden:

„Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot!"

Der Mann, der Arzt, der so vielen geholfen, der eine eigene Schule begründet, hat sich mit Ausnahme der letzten Jahre selbst einer guten Gesundheit zu erfreuen gehabt. Vor drei Jahren begann er abzuschwächen und verließ die Klinik, den Schauplatz seiner Tätigkeit.

Ein Leben reich an Ehren — fast der ersten Ärzte einer, der mit dem Exzellenztitel ausgezeichnet war, nachdem ihm der Adel verliehen war, Erfolge als Arzt hochgestellter Personen, der Berater von Königen und Fürsten, blieb er an sich bescheiden, und wer Gelegenheit gehabt hat, ihn bei sich oder in kleinem Kreise zu sehen, der nahm den Eindruck eines Großen mit sich. War doch sein Haus in Berlin der Mittelpunkt eines großen geselligen Lebens und reicher Gastlichkeit.

Ernst von Leyden hat einen Teil seiner Lebenserinnerungen in der „Deutschen Revue" veröffentlicht, die demnächst nun auch in Buchform erscheinen werden. Er verstand es ausgezeichnet, sich Mitarbeiter heranzuziehen aus dankbaren Schülern. In der Geschichte der inneren Medizin wird sein Name und sein Werk unvergessen sein.

Seine Tätigkeit gehört der leidenden Menschheit an, und wenn man die Namen der großen Ärzte nennt, so wird auch sein Name genannt sein, als dessen, der die innere Medizin auf die moderne Höhe gestellt hat, auf der sie steht. „Nicht im Rezept liegt das Heil," sagte er, „sondern in alledem, was der Kranke braucht. Hier hilft vieles auch anscheinend Unscheinbares." Gerade diese nichtarzneiliche Seite der inneren Therapie scheint mir das Hauptverdienst des großen Klinikers zu sein.

Die Stammliste der Kaiser-Wilhelms-Akademie bringt über Ernst v. Leyden folgende Notizen: Am 20. April 1832 ist er als Sohn des Regierungsrates Gottlieb Leyden in Danzig geboren. Der Kaiser-Wilhelms-Akademie, der damaligen Pepinière, gehörte er vom 15. Oktober 1849 bis 28. Februar 1853 an, er wurde promoviert am 11. August 1853; seit 12. August 1854 war er preußischer Assistenzarzt. Er nahm an den Feldzügen 1864 und 1870/71 teil. In Königsberg habilitierte er sich, wurde 1865 Professor, ging 1872 nach Straßburg, 1876 nach Berlin. 1896 wurde er geadelt, 1907 erhielt er den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Titel Exzellenz.

Die wesentlichsten Zeitschriften, die er leitete, waren die „Zeitschrift für physikalisch-diätetische Therapie", die „Zeitschrift für Tuberkulose und Heilstättenwesen" und die „Deutsche Klinik". Das, was er dort lehrte — der Mittelpunkt seiner Tätigkeit — hat sein Schüler Professor G. Klemperer als den Grundriß der klinischen Diagnostik veröffentlicht; ein wesentliches Hilfsbuch für den Mediziner, für den praktischen Arzt.

Ganz besonderes Interesse hatte er für den Deutschen Verein für Volkshygiene, zu dessen Mitgründern er gehört. Er gab auch die Zeitschrift „Blätter für Volksgesundheitspflege" anfangs mit heraus.

So sehen wir den großen Mann tätig bis in die letzten Jahre, wo er, durch Krankheit gefesselt, zurücktreten mußte. Ein schaffensfroher Mensch, eine gottbegnadete Natur, ein großer, erfolgreicher Arzt, so halten wir Ernst v. Leyden im Gedächtnis.

Oberstabsarzt Dr. Neumann-Bromberg



Joseph Kainz †

Das Schillerwort: Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, erleidet, wie jede dieser halbwahren Allgemeinheiten, manche Ausnahmen, wenn auch nur wenige. Schroeder und Iffland, Talma und die Rachel, Garrick und Kean — um ein paar Namen zu nennen — bezeichnen solche. Und wir glauben: auch Joseph Kainz wird künftigen Geschlechtern ein vertrauter Name bleiben. Das war uns unmittelbares Gefühl, als die Kunde seines Hinscheidens uns von seinem langen Schmerzenslager traf, in den Septembertagen, und uns mit bitterem Weh erfüllte über einen unersetzlichen Verlust; besonders tief uns Gleichaltrige, die wir seine Anfänge und seinen Aufstieg sahen und in uns aufnahmen als eines der stärksten künstlerischen Erlebnisse unserer Jugend. Das wird uns jetzt sicherer Glaube, nachdem der Schmerz gewichen ist und der Bescheidung Platz gemacht hat, in die wir uns mit schreitendem Alter immer mehr hineinleben: daß die Schönheit schnell die Formen zerbricht, die sie schafft, um uns zu erscheinen. Und wir fragen nach den Gründen.

Wir haben besser ausgerüstete Schauspieler, wir haben stärkere Komödianten erlebt. Für manche Namen nur zwei: Adalbert Matkowsky und Friedrich Mitterwurzer. In allem, womit ein Schauspieler ein Publikum entzückt und hinreißt, waren sie Kainz überlegen: in der statuarisch schönen Gestalt voll der Kraft und Geschmeidigkeit jugendlicher Majestät; in den Gesichtszügen, worin Ausdrucksfähigkeit und Schönheit um die Oberhand stritten; in der Stärke und Beugungsfähigkeit der Stimme (nicht freilich in der Gelenkigkeit der Zunge); an Glut des Temperaments und Beseelung der Gestalten kamen sie ihm gleich; an körperlicher Kraft und Ausdauer übertrafen sie ihn erheblich; an Vielseitigkeit, an Sicherheit in allen schauspielerischen Sätteln, im eigentlich Handwerklichen der komödiantischen Kunst war ihm Mitterwurzer gewiß, in der Gesamtheit der Ausdrucksmittel, die einem Schauspieler die Verkörperung der inneren Gesichte mühelos und zu einem Fest machen, waren ihm beide überlegen. Sein Körper war zwar schlank und geschmeidig bis an sein Ende; aber er war auch überschlank und hatte gar nichts Heldisches an sich; er blieb fast knabenhaft, und immer mußte man erst einen störenden Eindruck überwinden, wenn man ihn einen Mann spielen sah. Dieser vollendetste Sprecher der deutschen Bühne hatte keinen übermäßig leistungsfähigen Kehlkopf. Sein Gesicht war unschön und zerknittert; es hat Leute gegeben, die, bis sein unaufhaltsam steigender Ruhm allen Widerspruch erstickte, in ihm nur einen „nervösen, zerfahrenen, häßlichen Affen auf der Bühne" sehen wollten.

Dennoch zögern wir, Mitterwurzer oder Matkowsky den Kranz der Nachwelt zuzusprechen, und zweifeln nicht, daß er dem Joseph Kainz gewunden ist. Bei ihm muß also ein Mehr vorhanden gewesen sein, ein Mehr, das über das eigentlich Schauspielerische hinausgeht. Nach all dem wirren Durcheinander gegensätzlicher Meinungen und Geschmacksrichtungen, das während seines Wirkens einen Künstler freundlich und feindlich umbrodelt, zuckt beim Tode ein deutliches Gefühl für diese Dinge im Publikum auf. Als Mitterwurzer und Matkowsky starben, beklagte es den Verlust großer Schauspieler; als Kainz starb, betrauerte es den Hingang eines der Männer, die ihre Zeit repräsentieren.

„Die ihre Zeit repräsentieren": darin liegt das Mehr. In Kainz lag, wie in jedem Künstler, der neue Werte schafft, die Fähigkeit, die Atmosphäre sichtbar zu machen, die aus den Lebensbedingungen, Sitten und Stimmungen seiner Zeit aufsteigt. Ist ein solcher Künstler ein schaffender — ein Dichter, Komponist, Bildner —, dann ist er der führende Mann seiner Zeit; ist er ein nachschaffender — ein Schauspieler z. B. —, dann wird seine Leistung bescheidener sein, dem Range nach, aber stärker zuweilen in der Wirkung, weil seine Kunstmittel leicht die Masse gewinnen. So wird auch er, in geringerem Grade, ein repräsentativer Mann seiner Zeit werden können.

Denn er erfüllt, als erster in seinem Fache, die technischen Formen seiner Kunst mit dem Geiste seiner Zeit. Der Vergangenheit verdankt er nur die technischen Formen; den Odem, der sie belebt, verdankt er nicht der Überlieferung; er schöpft ihn aus seiner eigenen Brust, und das Herz, das darin pocht, schlägt in gleichem Takt mit dem Herzen der neuen Zeit. Die Zeit ist nicht plötzlich neu geworden, sie hat sich allmählich umgeformt, die feineren Geister fühlen es, daß die künstlerische Ausdrucksweise sich nicht mehr mit dem Pulsschlag der Zeitgenossen deckt; aber ihm ist es zuerst gegeben, den neuen Takt in die technische Form einzuführen. Das heißt: er ist ein Original.

Niemand, der Kainz gesehen hat, wird daran zweifeln, daß er gleiches nicht wieder sehen wird. Ein Mitterwurzer kann von einem neuen Mitterwurzer, ein Matkowsky kann von einem neuen Matkowsky ersetzt werden; Kainz kann nicht ersetzt werden. Es kann ein gleich großer, es kann ein größerer Schauspieler kommen: aber dann wird er ganz anders sein. Wer Kainz nie gesehen hat, wird eine ganz bestimmte, höchst reizvolle Erscheinungsform unserer bedeutendsten klassischen Gestalten nie kennen gelernt haben.

Damit geht etwas anderes zusammen: wenn Kainz eine neue (bekannte) Rolle zu spielen hatte, so konnte niemand sagen, wie er sie spielen würde. Alle bekannten Maßstäbe versagten.

Die besten Kenner seiner Art wurden überrascht. Es war alles neu, wie ein neuer Schöpfungstag. Nur das eine wußte man: es würde die Empfindung des modernen Menschen in ihrem Kerne treffen. Es war unser Empfinden, aber es war Kainzisch gestaltet, es war original. Wir haben darum niemals auf der Bühne einen Schauspieler gehabt, von dem man sagen konnte, er wäre im Geistigen ein Schüler oder ein Nachfolger von Kainz gewesen, so viele ihm auch seine Äußerlichkeiten nachahmten. Die Individualität ist unnachahmbar. Wer neben oder nach ihm modernes Empfinden in alte Rollen tragen will (und es hat solche gegeben), muß selber eine Individualität sein.

Individuelles im körperlich belebten Ausdruck läßt sich durch Worte nicht veranschaulichen. Das Theoretische der Sache ist dieses: eine agrarisch-kleinstädtische Generation ist abgelöst worden von einer industriell-großstädtischen. Dieser Umschwung hat die Lebensweise, die Schichtung der Stände und teilweise auch die Sitten und die taktische Position unseres Gefühls gegenüber den materiellen und ideellen Mächten verändert. Das fällt ins Bereich der literarischen Darstellung. Mit jener Veränderung hat sich aber auch der Ausdruck unserer Wünsche, Wollungen, Begierden, Leidenschaften gewandelt. Das fällt ins Bereich der Schauspielkunst.

Worin besteht die Wandlung?

In diesem: In der (wirtschaftlich) friedvollen Zeit der Ackerbürger, der Kleinstadt und des langsamen Verkehrs hatte man Zeit, die Eindrücke zu verarbeiten und seinem Gefühlsleben einzuverleiben. Alle Dinge bekamen dadurch einen Gefühlsduft, eine lyrische Atmosphäre. In der Regel nicht überhitzt, denn sonst wären sie nicht erträglich gewesen, sondern lau; und zwar entweder sentimental oder gemütlich. So gewann der gewählte Ausdruck aller Dinge, auch der nüchternen, auch der Betrachtungen und Schilderungen, einen leichten Schimmer von Rührung, von sentimentaler oder gemütlicher. In der Verssprache steigerte sich das zum edlen Pathos.

Der würdigste Gegenstand schauspielerischer Darstellung ist immer die Leidenschaft. Aber nur der Schmierenkomödiant gibt die Leidenschaft schnell und nackt. Man beachte: in jeder Periode der Schauspielkunst gibt es einen konventionellen Vortrag (der immer nur die künstlerische Steigerung der alltäglichen Redeweise sein soll), der die Leidenschaft wie ein Mantel umhüllt, bis sie, unbezähmbar geworden, ihn abwirft oder doch wenigstens lüftet. Das ist der technische Kunstgriff, der Spannung und Steigerung hervorruft.

Nun: der konventionelle Ton unserer kleinstädtischen (oder kleinbürgerlichen) Vergangenheit war der der Rührung. Als Ausdruck einer Gemütsbewegung ist er von fern dem der Leidenschaft verwandt; er näherte sich ihm mehr oder weniger, ja, er färbte ihn zuweilen, wie durch Endosmose. Das ergab eine gewisse Monotonie oder, mit anderem Ausdruck, das edle Gleichmaß.

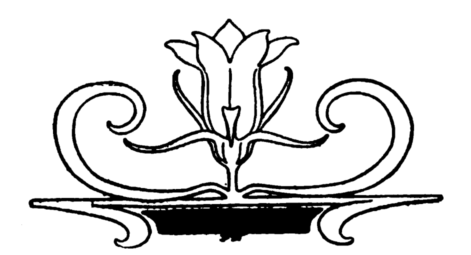
Unser ruhloses, argwöhnisches, aufgeregtes Geschlecht der Großstädte, der Eisenbahnen und Maschinen, der größeren politischen Freiheit und der größeren wirtschaftlichen Abhängigkeit hat keine Zeit und keine Neigung, die Eindrücke langsam zum Gefühl aufzulösen. Sie verlangt eine schnellere und präzisere Maschine, um sie zu verarbeiten. Das ist der Verstand, ein flinker Bursche, der immer auf dem qui vive ist. Der ruhige, klare, verstandesmäßige Ausdruck ist dem modernen Gentleman Ehrensache noch, wenn es schon in ihm kocht. In der gewählten Sprache der Bühne steigert er sich vornehmlich durch recht lebhafte Verdeutlichung der Gegensätze: der begrifflichen Gegensätze, wenn es sich darum handelt, zu überzeugen; der sinnlichen Gegensätze, wenn es sich darum handelt, zu schildern, einen Tatbestand festzustellen. Kein schärferer Kontrast zwischen alter und neuer Bühnenkunst als der im Vortrag einer Schilderung, z. B. des Hochamts durch Mortimer vor Maria Stuart. Jene gab den Reflex der Dinge aufs Gemüt, diese gibt die Dinge selbst mit malerischer Anschaulichkeit; die Lebhaftigkeit des alten Vortrages ist emotionell, die des neuen intellektuell.

Frans Snyders  Löwin ein Wildschwein erlegend

Das ist unser konventioneller Ton, in den wir die Leidenschaft hüllen, so lange es geht. Und da er mit dem der Leidenschaft keine Verwandtschaft hat, so wird die Leidenschaft, wenn sie endlich die Hülle durchbricht, es eruptiv tun, oder, wie manche es glauben sachlicher ausdrücken zu können: nervös. Jedenfalls nackter, mit Hervorhebung der physiologischen Begleitumstände, fessellos, mitunter schamlos. Man denkt an Schillers Wort: Die Leidenschaft erhebt die freien Töne.

Diese neue Gruppierung der seelischen Elemente in der Rede, die den Sinn des Gegenwartmenschen trifft, gab uns Kainz zuerst. Darin beruht seine Bedeutung. Man muß jene Zeit miterlebt haben, als er eine Gestalt nach der anderen neu erschuf, die uns längst altmodisch und uninteressant geworden war, um zu empfinden, wie er unsere künstlerische Gegenwart weitete und eine große Vergangenheit, unsere Klassiker, uns zurückeroberte. Er war mehr als ein Schauspieler, er war ein Stückchen Kulturgeschichte. Deshalb begrub man ihn wie einen König; deshalb glauben wir, daß ihm auch in der Nachwelt ein Kranz geflochten bleiben wird.

Otto Neumann-Hofer





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Leichenverbrennung oder Erdbestattung?

Wie oft mag diese Frage schon aufgeworfen und wie oft auch wohl schon nach der einen oder anderen Seite hin verworfen worden sein! — Man kommt nicht wieder davon los, und namentlich in Preußen und einigen anderen Staaten Deutschlands, wo man sich behördlicherseits der sogenannten Feuerbestattungsfrage gegenüber bisher ziemlich ablehnend verhalten hat, oder, wie ein unlängst ergangener Bescheid lautete, diese Frage immer noch „im Schoße der Regierung" ihrer Erledigung harrend ruht, wird immer wieder der dringende Ruf nach Einführung der „Leichenverbrennung" laut. Es sei hier absichtlich von einer „Leichenverbrennung" die Rede, denn mit einer eigentlichen Bestattung hat man es, das muß man sich nun schon mal gefallen lassen, bei einer Leichenzerstörung durch Feuer in dieser Art nicht zu tun. Doch was tut schließlich der Name, wo es auf das Wesen einer Sache ankommt! Mag also der Leser immerhin von einer Feuer-„Bestattung" reden; darob kein Streit. — Daß nun der Einführung der Feuerbestattung — der Geläufigkeit wegen sei dieser Ausdruck fortan auch an dieser Stelle gestattet — in deutschen Staaten von staatlicher wie kirchlicher Seite so viel Schwierigkeiten bereitet werden, hat, wie dem Leser wohl bekannt sein dürfte, auf der einen Seite einen in gewisser Beziehung allerdings berechtigten Grund in kriminalistischem, auf der anderen Seite einen ebenso verständlichen Grund in dogmatischem Sinne. Bei Einführung der Feuerbestattung wächst freilich, wenn nicht eine sehr strenge Leichenschau geübt wird, was wohl kaum immer möglich ist, die Gefahr der Vertuschung gegen das Leben begangener Verbrechen. Dagegen sollte sich aber schließlich durch ein geordnetes Hand-in-Handgehen von medizinischer und polizeilicher Seite doch wohl ein geeignetes Mittel finden lassen, welches Ungesetzlichkeiten nach dieser Richtung hin so gut wie unmöglich machte. Schwieriger erscheint und ist auch wohl in facto die Lösung bewußter Frage auf kirchlich-religiösem Gebiet. Haben hier zwar die evangelischen Kirchenbehörden in letzter Zeit teilweise eine gewisse Nachgiebigkeit gezeigt, so stehen die katholischen Kleriker und ihre Behörden der Feuerbestattungsfrage nach wie vor durchaus ablehnend gegenüber. Daß nun die Kirche als solche sich überhaupt mit dem Gedanken der Feuerbestattung so wenig befreunden kann, liegt — das sei doch ganz offen ausgesprochen — weniger an der unbestreitbaren Tatsache, daß die Verbrennung der Leichen, weil heidnischen Ursprungs, dem christlich-religiösen Empfinden oftmals zuwider ist, als an der ebenso wahren Tatsache, daß die ganze Idee der Feuerbestattung von Anfang an von religionsfeindlicher Seite wenn nicht gar allein ausging, so doch zum mindesten stark protegiert wurde. Dogmatische Gründe mögen ja zum Teil auch

mitsprechend sein, ausschlaggebend für den Widerstand kirchlicher Kreise sind sie auf keinen Fall. — Richtig ist ja, daß man von antikirchlicher Seite die Feuerbestattungsfrage vielfach — und zwar zum Schaden der Sache — zu unwürdigen Agitationszwecken ausgeschlachtet hat; ebenso richtig ist es aber auch, daß es nicht immer die schlechtesten Christen sind, die der Feuerbestattung aus lediglich sanitären, hygienischen Gründen wohlwollend gegenüberstehen. Da für sie religiöse Bedenken nicht bestehen, Staat und Kirche sich aber auf den schroffen Gegnerstandpunkt zurückziehen, so bildet sich in weiten Kreisen vielfach, namentlich gegen die Kirche, ein bedauerliches Gefühl der Erbitterung heraus, das weder Staat noch Kirche angenehm sein kann. Der Stein, der ins Rollen gekommen ist, läßt sich nicht aufhalten und es wäre gut, wenn die maßgebenden Kreise modernen Regungen mehr Rechnung tragen würden. Ob damit für die Masse allerdings nun immer das Heil erlangt wird, ist in manchen Dingen, auch in der Feuerbestattungsfrage, sehr zweifelhaft. In puncto Feuerbestattung scheint sich's neben der kriminell-medizinischen und der kirchlich-dogmatischen doch auch noch sehr um die politisch-soziale Frage zu handeln. Diesen letzten Punkt den Türmerlesern zur Beurteilung vorzulegen, soll ja auch der Hauptzweck dieser Ausführungen sein. — Gesetzt den Fall, die Genehmigung zur Einführung der Feuerbestattung würde allerseits erteilt, ja würde Gesetz, so könnte es sich dabei doch immer nur um die fakultative Feuerbestattung handeln, niemals um eine für alle Verhältnisse gültige Vorschrift. Die ganze Feuerbestattungserlaubnis würde also höchstens vielleicht den Großstädten, die sich eigene Krematorien leisten könnten, oder den Bemittelten zugute kommen. Welche Wirkung dies — und zwar mit voller Berechtigung — auf die breiten Volksmassen in sozial-politischer Hinsicht haben würde, kann man sich, auch ohne Kommentar, von selber sagen. Es ist nicht angängig, überall, in kleinen Städten, auf dem Lande, in jedem Kreise, jeder Synode oder gar jedem Kirchspiel ein besonderes Krematorium zu besitzen. Selbst wenn es vielleicht jedem Kreise möglich wäre, so würden doch die ganzen Umstände und Verhältnisse, ja vor allen Dingen die gesamten Bestattungskosten so bedenkliche sein, daß sie für die Mehrheit der Bevölkerung eine große Last und Sorge bedeuten würden. Wer als Volksfreund, Lehrer, Pfarrer usw. einmal Gelegenheit gehabt hat, kleinbürgerliche oder ländliche Verhältnisse kennen zu lernen, der wird wissen, wie schwer schon jetzt bei der relativ einfachen Bestattungsart oftmals den armen Leuten das Aufbringen der notwendigsten Mittel wird. Zu diesen Ausgaben würden aber später dann noch alle mit einer Leichenverbrennung zusammenhängenden Gebühren hinzukommen, und wer sie als Druck empfinden würde, als doppelten Druck empfinden würde, das ist der „kleine" Mann. Wenn man also die Erörterung der Frage „Leichenverbrennung oder Erdbestattung" ungeachtet aller sonst vielleicht dafür oder dagegen sprechenden Gründe nur einmal lediglich vom sozialen Standpunkte — und der kommt doch schließlich auch in Frage — ansieht, dann wird man zu dem Ergebnis gelangen, daß man, jedenfalls in kleineren Verbänden, doch an der Erdbestattung wird festhalten müssen, und daß es sich im letzten Grunde gar nicht um die Frage „Feuer- oder Erdbestattung", sondern um die andere, „Feuer- und Erdbestattung" handeln kann. Eins ohne das andere geht schlechterdings nicht. — Damit aber wird doch dann schließlich der Hauptwert der ganzen Feuerbestattungsfrage hinfällig. Bleiben doch beide Bestattungsarten dauernd nebeneinander bestehen, dann — das sei besonders betont — dann kann es ja doch lieber, eben aus sozialen Gründen, bleiben, wie es Jahrhunderte hindurch gewesen ist. Damit würde man jedenfalls ein neues Moment des Klassengegensatzes von vornherein beseitigt haben. Die für große Städte zweifellos besonders schwierige Beisetzungsfrage würde sich dort schließlich schon in einer die Gesamtheit befriedigenden Art erledigen lassen. — Ob nun Feuer- oder Erdbestattung, das eine sollte die durch so viele traurige Klassenunterschiede zersplitterte Menschheit denn doch einigen, nämlich der Tod. Da aber selbst leider auch noch im Tode bezüglich der Beisetzungsart Unterschiede zwischen arm und reich beliebt sind, so sollten doch wenigstens in der Art der Auflösung — wie es bisher war — alle Menschen einander

gleich sein. — Dies aber erreicht man niemals bei einer fakultativen Feuerbestattungsart, weshalb ein Enthusiasmus für sie doch immer sehr zweifelhafter Natur sein wird. Was man aber nur halb vermag, das lasse man lieber ganz. P.



„Eine alte Frau und moderne Frauenrechte“

Im Oktoberheft hat Frau Agnes Decker ihre Ansichten über die „modernen Frauenrechte“ in einer Weise dargelegt, die klar zeigt, daß es nicht sowohl der Gegensatz „Mann und Weib“ ist, der die Frauenbewegung und ihre Erfolge oder Mißerfolge bestimmt, als vielmehr der Gegensatz „neue und alte Zeit“. Nicht der Mann schlechthin ist Gegner der „Frauenrechte“ und nicht die Frau schlechthin ihre Anhängerin. Sondern wer die überkommenen Verhältnisse für das einzig Normale hält, und das ist insbesondere der ganze Durchschnitt, bekämpft die Frauenrechte, jeder andere erstrebt sie.

Begreiflich ist der Standpunkt der Gegner ja. Der „Mann“ ist in der Lage des beatus possidens, der von seinem Besitz (seinen Sonderrechten und seiner Vorzugsstellung) Stück für Stück abbröckeln sieht; die „alte Frau“ — die natürlich im Einzelfalle so gut 30 Jahre alt sein kann wie die „moderne“ 70 — empfindet bitter, wie ihr liebstes Schmuckstück (die „ritterliche“ Zuvorkommenheit gegenüber dem „schwächeren“ Geschlecht), das jahrhundertelang für echt und kostbar gegolten hat, von andern als wertlos behandelt wird. Beide werden die Frauenbewegung nicht aufhalten, da sie eine naturnotwendige Weiterentwicklung darstellt.

Nicht weil die moderne Frau „intelligenter“ ist und die frühere „zu beschränkt“ war, wogt ja heute ein Kampf um „Frauenrechte“, sondern weil die wirtschaftlichen Verhältnisse andere, ganz andere geworden sind und — weil eine neue Ethik, eine neue Weltanschauung sich herausgebildet hat. Nicht das ist ja „modern“, daß manche Kreise „sich ausleben“, raffiniertem Lebensgenuß huldigen und rücksichtslosen Egoismus betätigen; das gab es von jeher und zu allen Zeiten. Sondern das ist modern, daß das Streben nach tieferer Auffassung aller moralischen Pflichten, nach Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit, nach Veredlung des eigenen Charakters und der Umwelt, das früher einzelnen erlesenen Geistern eignete, Gemeingut aller „Gebildeten“ werden will. Diese neuzeitliche Weltanschauung aber sieht nicht ein, warum die Wertung der Menschen vom Geschlecht bestimmt werden soll, warum zwischen Mann und Frau andere Unterschiede als die anatomischen zwangsweise aufrechterhalten werden sollen. Und so gewiß eine spätere Generation erreicht hat, daß das einer früheren als naturgemäß geltende ehemännische Prügel- und Züchtigungsrecht aufgehoben wurde, so gewiß unsere Generation die Beseitigung der im vorigen Jahrhundert für naturnotwendig erachteten gesetzlichen Vormundschaft des Ehemanns über die Frau und ihre Gleichstellung in den Privatrechten erreicht hat, so gewiß wird eine folgende Generation für die Frau alle öffentlichen und sonstigen Rechte erreichen, die unsern Müttern und dem heutigen Durchschnitt als unpassend, als „Umstoßung von Naturgesetzen“ erscheinen.

Ich für meine Person vermag beim besten Willen nicht einzusehen, warum irgendein Recht der Frau von Gesetzes wegen verschlossen bleiben sollte. Sie wird sich nicht zu allem eignen, ganz sicher nicht! Die geschlechtlichen Unterschiede sind einmal vorhanden und werden nicht ungestraft außer acht gelassen. Aber da wird die Praxis ganz von selbst Remedur schaffen! Fehler werden da nur in der Übergangszeit vorkommen; später werden die Berufe, die sich für die Frau nicht eignen, ganz von selbst gemieden werden. Welche Berufe sich eignen, das kann man aber doch nur durch die Praxis erkennen. Von vornherein nur „weibliche“ Berufe freigeben, geht doch wohl nicht an. Welche Berufe sind denn weiblich? Lehrerin, Köchin, Nähe-

rin? Gewiß; aber nehmen nicht der Damenschneider, der Koch gerade die bestbezahlten Stellen für die Männerwelt in Anspruch? Unterrichten nicht unzählige Lehrer an Mädchenschulen und kämpfen einen erbitterten Kampf um ihr Alleinrecht auf die Rektorstellen? Zum mindesten müßten dann diese Berufe den Männern verschlossen werden! Zum Richter, meint Frau Decker, eignet sich die Frau von vornherein nicht wegen ihres Mangels an Objektivität. Das kann sein, ist aber nicht ausgemacht. Daß die Prozeßordnungen die Ablehnung des Richters wegen Befangenheit gestatten, läßt jedenfalls den Schluß zu, daß die dem Richterstand im allgemeinen innewohnende Objektivität kein notwendiges Attribut der Männlichkeit, sondern eine Standeseigenschaft ist, von der nicht abzusehen ist, warum sie der Frau bei gleicher Schulung nicht auch erwerbbar sein sollte. Aber gesetzt den Fall, sie eignete sich wegen mangelnder Objektivität nicht zum Richter: warum sollte sie denn nicht wenigstens Schöffe oder Geschworener werden, die doch von Gesetzes wegen gerade das subjektive Volksempfinden gegenüber der starren Objektivität des Richters zur Geltung bringen sollen? Warum nicht Rechtsanwalt, der sich doch von Berufs wegen zu subjektiver Beurteilung der Dinge geradezu zwingen muß? Und gibt es einen weiblicheren Beruf als den des Seelsorgers, den des Frauenarztes? Daß das große Publikum, der Durchschnitt, heute noch mehr Vertrauen zum männlichen Arzt hat, ist doch kein Gegenbeweis, dafür leben wir in der Übergangszeit.

Ich meine, wenn alle Berufe der Frau geöffnet würden, dann könnte erst ein frischer, froher W e t t k a m p f beginnen. Ein Wettkampf, der gestatten würde, die allerschärfsten Anforderungen an jeden Bewerber zu stellen. Ein Wettkampf, aus dem nur die absolut Geeigneten als Sieger hervorgehen würden, aber ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Diese strenge Siebung könnte nur zum Vorteil des Ganzen sein. Sie würde nur die Besten in die Berufe bringen; sie würde die Frauen ausscheiden, wo sie sich als ungeeignet erwiesen; und sie würde andrerseits, sobald sie einmal bekannt würde, die Vielzuvielen in ganz anderer Weise fernhalten, als dies heute der Fall ist, wo jeder mittelmäßig begabte Klein-Beamten-Sohn studieren zu müssen glaubt, um schließlich doch nur das geistige Proletariat zu vermehren.

Daß die Frauenwelt bisher noch keine „Genies" hervorgebracht hat, spricht doch wohl nicht dagegen: auf wieviel Millionen von Männern kommt denn ein Genie? Und daß sie der Welt noch keine „Erfindungen" geschenkt hat, stimmt zudem nicht: so wenig weibliche Forscher es bisher gab, spricht doch die Welt von Frau Curies Radiumentdeckungen.

Und das vielberufene S t i m m r e c h t? Ich für mein Teil habe nie einzusehen vermocht, warum der steuerzahlenden Frau das Recht, durch die Wahlen an ihrem Geschick mitzuwirken, vorenthalten wird, das ihrem nicht steuerzahlenden Knechte zusteht, nur weil er andern Geschlechtes ist. Daß die Mehrzahl der Frauen das Recht gar nicht ausüben würde, ist doch kein Grund, es auch denen vorzuenthalten, die es ausüben möchten; auch ein großer Teil der Männer wählt ja erst nach agitatorischer Aufpeitschung. Daß die Frau viel „Temperament" hat, kann auch nicht mitsprechen; wer je einem sozialdemokratischen Parteitag oder einer Zentrumswahlversammlung beigewohnt hat, weiß, daß das hier verzapfte Temperament schlechthin nicht überboten werden kann. Und daß in Wahlzeiten verschiedene politische Gesinnung der Ehegatten das Eheglück gefährden könnte, kann doch im Ernste auch nicht maßgebend sein: die Frau, die ein derartig intensives Interesse an ihrem Kandidaten hätte, daß dadurch der Familienfriede gestört werden könnte, wird mit ihrer Ansicht nicht weniger hinter dem Berge halten, wenn sie nicht stimmen darf, als wenn sie selbst stimmt.

Also her mit der Gleichstellung!

Ja, aber: die w e i b l i c h e E i g e n a r t! Nun, niemand würde mehr bedauern als ich, wenn sie verloren ginge. Aber ich meine: sie kann nicht verloren gehen. Was wirkliche weibliche Eigenart ist, kann durch keine Veränderung der Lebensumstände verschwinden. Was verloren geht, ist aber keine wirkliche Eigenart, sondern etwas künstlich Anerzogenes. Es könnte demnach höchstens sein, daß wir in unsern Anschauungen über weibliche Eigenart umlernen



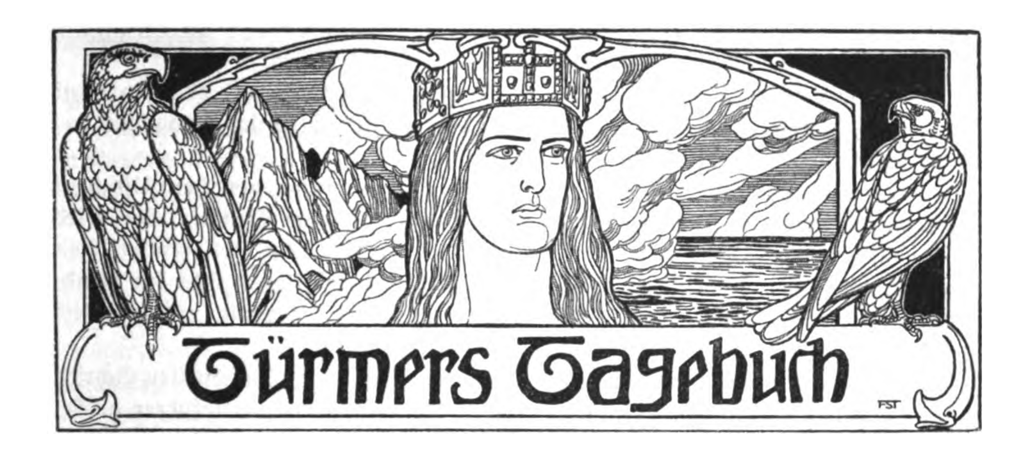
müßten. Das wäre ja aber kein Schade. Wir müßten umlernen, wie wir ja auf dem Gebiete der äußeren Erscheinung der Frau bereits umgelernt haben. Unser Ideal ist heute ein anderes als vor dreißig Jahren: eine Frau, der das „unbeschriebene Blatt“ aus dem Auge leuchtet, würden wir nicht mehr „schön“ nennen, und wären ihre Züge noch so regelmäßig, ihr Gesicht noch so puppenhaft. Jean Reibrach hat darüber einen sehr lesenswerten Roman „La nouvelle beauté“ geschrieben. Und der Sport, die körperlichen Übungen, die man noch vor wenigen Jahrzehnten „unweiblich“ gefunden hätte, sind auch am Körper der Frau nicht spurlos vorübergegangen. Max Kruse hat eine entzückende Statuette geschaffen, die er „Zwanzigstes Jahrhundert“ nennt: ein nacktes junges Weib, das frappant abweicht vom alten Typus, aber an Weiblichkeit wahrlich nichts eingebüßt, sondern eher noch gewonnen hat.

Freilich, das sei Frau Decker zugegeben: der Durchschnittsmann von heute wünscht gar nicht mehr als „leichte Unterhaltung“ von seiner Frau, als „Aufschauen zu ihm“, er verabscheut „gelehrte Frauen“. Mit ihm darf man doch aber nicht rechnen; der Durchschnitt wird immer nur von den Ausnahmen vorwärts gebracht; seinetwegen darf keine Entwicklung stocken. Der Ausnahmen gibt's heute schon viele und wird es noch viel mehr geben, wenn wir erst einmal umgelernt haben. Auch meine eigene — notabene akademische — „Berufsarbeit ist aufreibend“; deswegen kenne ich doch nichts Erfrischenderes, als Abend für Abend mit meiner Frau guter Lektüre zu pflegen. Der Mann kommt ja gemeinhin vor dem Staatsexamen gar nicht dazu, sich groß mit allgemeiner Bildung und Persönlichkeitsvertiefung abzugeben. Da lesen wir denn abends zusammen und bilden uns so gemeinsam weiter: Biologie, Kunstgeschichte, Psychologie, Ethik; auch Romane und Erzählungen, soweit sie literarischen Wert haben. Und das gleiche kann ich von einer ganzen Reihe Familien meines engeren Bekanntenkreises bekunden. Daß dabei das eine oder andere von uns „geistreichelnd und rechthaberisch“ geworden wäre, habe ich bisher nicht bemerkt. Noch weniger allerdings, daß darunter die „Gemütlichkeit des Heims“ oder gar „die Führung des Haushalts“, die „Familie als Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft“ gelitten hätte.

Das ist ja gerade der allergrößte Irrtum! Auch die „moderne Frau“ und gerade sie sieht in der „mustergültigen Führung des H a u s h a l t s den Ruhm“ — der Ehefrau. Sie geht ausnahmslos mit dem Kaiser einig, der zu Königsberg sagte: „Die Hauptaufgabe der deutschen Frau liegt in der Familie, in der E r z i e h u n g d e r j u n g e n G e n e r a t i o n“. Wie heiliger Ernst es ihr mit dieser Pflicht ist, dafür möchte ich nur den einen, führenden Namen „Ellen Key“ nennen; er spricht Bände! Aber die moderne Frau betont mit dem Kaiser „Haupt-Aufgabe“. Den Hunderttausenden, die nie heiraten können, weil in Deutschland rund 800 000 Männer weniger als Frauen leben, und weil von den vorhandenen Männern ein unverhältnismäßig großer Bruchteil die Freuden des Junggesellentums den Pflichten des Ehestandes vorzieht, diesen Hunderttausenden will sie die „andern“ Berufe offen wissen, offen zur beliebigen Auswahl nach Neigung und Können. Die neuzeitliche Weltanschauung verlangt Vollmenschen; auch von den Frauen, und da geht es nicht an, daß ihrer Legion ihr Leben zweck- und tatenlos in der Erharrung des Freiers, der nie kommt, vertrauert, während sie dem Vaterlande nützen könnte. Und sie verlangt ferner, daß auch diejenigen, die alle Aussicht haben, diesen Freier zu finden, so gestellt seien, daß das Leben auch ohne Ehe nicht wertlos für sie ist; daß sie nicht um der lieben Versorgung willen oder um dem Elend der Haustochter (lies Gabriele Reuters erschütternden Roman „Aus guter Familie“!) zu entgehen, den ersten besten nehmen muß, sondern daß sie in der Lage ist, als freies, stolzes Geschenk ihre Liebe dem zu geben, der zu ihr paßt und der sie achtet wie sie ihn. Dazu aber bedarf es der „Frauenrechte“; ohne sie geht es nicht.

Ernst Gümbel





Moabit und Magdeburg

Beispiele lehren. „Es ist am 5. August, am Tempelhofer Ufer“, erzählt Hans Leuß in der „Welt am Montag“, „gegenüber der Norddeutschen Gummifabrik. Eine Maschine wird bei der Fabrik abgeladen. Nur wenige Menschen sind auf der Straße. Ein Mann in vorgerücktem Alter erhebt sich von einer Bank, auf der er ruhig gesessen hatte, nähert sich der abgeladenen Maschine auf zwanzig Schritt, um sie mit fachmännischem Interesse anzusehen. Ein Schutzmann geht auf ihn los: ‚Machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie dürfen hier nicht stehen bleiben!‘ — Der so barsch Angeredete erwidert: ‚Ich wollte mir nur die Presse ansehen‘, geht aber trotz der ihm widerfahrenen Kränkung ruhig weiter und wandert auf dem Bürgersteige auf und ab, weil er hier mit seinem Neffen zusammenzutreffen vereinbart hat.

Jetzt tritt ein Schutzmann ohne Uniform an ihn heran und fordert ihn auf, den Bürgersteig zu verlassen.

Der Mann ist erstaunt, weiß nicht, was ihm passiert! Er ist nüchtern, beträgt sich völlig ruhig, tut keiner Fliege ein Leid, hindert keinen Verkehr, lärmt nicht, belästigt niemanden, — und soll nicht auf dem Bürgersteige auf und ab gehen! Aber er fügt sich, er verläßt den Steig, geht auf die andere Seite der Straße und setzt sich wieder auf die Bank, von der er zehn Minuten vorher aufgestanden war, um sich die Maschine vor der Norddeutschen Gummifabrik anzusehen.

Der brave Mann muß wohl ein Fremdling im Lande Preußen sein; — denkt in seiner Unschuld, daß ein Bürger und Steuerzahler, der zweimal gehorsam die preußische Polizei respektiert hat, sich ruhig auf eine vom Magistrat auf Kosten der Steuerzahler für die Bürger aufgestellte Bank setzen dürfe! So was!

Also: unser Bürgersmann sitzt kaum wieder auf der Bank, als der Schutzmann ohne Uniform aufs neue zu ihm kommt und ihn verhaftet. Zur Wache!

‚Was‘, so fragt der Erstaunte, ‚warum darf ich nicht auf der Bank sitzen? Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe! Ich bin preußischer Subalternbeamter a. D., bin wegen eines Nervenleidens pensioniert, habe als Lokomotivführer vier Unfälle erlitten!‘

Während dieser Worte wird er vom Schutzmann gepackt und von der Bank fortgerissen, so daß sein Spazierstock ihm wegfällt: ‚Lassen Sie mich wenigstens los, damit ich meinen Stock mitnehmen kann!‘

Der Lokomotivführer a. D. hat offenbar keine Ahnung von den Pflichten eines preußischen Bürgers und den Rechten der preußischen Polizei. Die wird es ihm beibringen! Der uniformierte Schutzmann eilt seinem Kollegen in Zivil zu Hilfe, um einen kränklichen Mann zu bezwingen. Sie legen ihm die Handschellen an, recht stramm, — auf der Wache nachher ist die Hand ganz rot und geschwollen.

Und nun folgt die übliche Szene. Vorwärts! Sonst —! Im schnellen Schritt, zwischen zwei Schutzleuten, gefesselt, wird der Königliche Lokomotivführer a. D., der seine Gesundheit dem Staatsdienste geopfert hat, durch die Möckernstraße, in der er vierzehn Jahre lang wohnt, zur Wache transportiert!

Unterwegs wird ihm schlecht. Seine Nerven, die in vier Unfällen auf der Lokomotive erschüttert sind, halten diesen Transport nicht aus. Er bittet um Rücksicht, beruft sich auf seine Dienstjahre und sein Leiden. Es nützt ihm nichts.

Mehrere Leute folgen dem Transport empört und bieten sich als Zeugen an. Natürlich kann der Verhaftete ihre Adressen nicht feststellen...

Auf dem Revierbureau steht der Verbrecher zehn Minuten zitternd, kaum imstande zu sprechen. Ein Glas Wasser, bittet er. ‚Bringen Sie sich einen Hausknecht mit zum Bedienen!‘ lautet die Antwort. Auf nochmalige Bitte wird ihm aber ein Weißbierglas mit Wasser gereicht.

Nun werden die Personalien festgestellt. Der Verhaftete hat eine Legitimation bei sich, hätte sich also auch am Tempelhofer Ufer legitimieren können.

Jetzt ändert sich die Szene. Ach so, ja, Sie sind hier ja bekannt als ruhiger Bürger. Gehen Sie nach Hause, eine Anzeige wird gegen Sie nicht erstattet werden!

Sehen Sie wohl, braver Alter? Sie können von Glück und von dem Wohlwollen der preußischen Polizei erzählen! Gehen Sie in den christlichen Parochialverein, dessen Mitglied Sie seit Jahren sind, und rühmen da vor dem Hauptmann des Polizeireviers, der auch Mitglied ist, das Wohlwollen einer hohen Behörde, die großmütig darauf verzichtet, gegen Sie eine Anzeige zu erstatten!

Denn sehen Sie, nachdem Sie das Revierbureau verlassen haben, wird protokolliert, was Sie begangen haben: Widerstand gegen die Staatsgewalt! Sie haben sich an einem Baume festhalten wollen, als man Sie ganz zu Unrecht verhaftete! Zwar bestreiten Sie das, aber wo sind Ihre Zeugen? Die Schutzleute behaupten es.

Also: was haben Sie getan? § 113! Gefängnis von vierzehn Tagen bis zu zwei Jahren! Bei mildernden Umständen Geldstrafe bis zu 1000 M oder Gefängnis bis zu einem Jahre!

Vom Lokomotivführer heißt es, er stehe immer mit einem Fuß im Grabe, mit dem andern im Gefängnis. Am Grabe sind Sie bei Ihren vier Unfällen im

Dienste noch gerade vorbeigekommen und hoffen nun Ihre Pension in Ruhe zu verzehren. Statt dessen verüben Sie, dadurch daß man Sie völlig zu Unrecht und willkürlich verhaftet, ein mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder einem Jahre bedrohtes aufrührerisches Vergehen!

Sie denken natürlich, umgekehrt würde ein Schuh daraus? Die Schutzleute müßten bestraft werden? Hat sich was! Sehen Sie, mein Herr, die Schutzleute hatten ein wichtiges Amt: sie mußten den Streikposten auf die Finger sehen, denn in der Norddeutschen Gummifabrik wurde gestreikt. Zwar ist das Streikpostenstehen erlaubt, gesetzlich erlaubt, aber Streikposten hindern den Verkehr, gefährden die Ordnung im preußischen Klassenstaate. Nun sind Sie zwar kein Streikposten, sondern Subalternbeamter a. D. und Mitglied des christlichen Parochialvereins, aber die Polizei hielt Sie für einen Streikposten und tat Ihnen das an, was sie auch einem Streikposten, der sich so verhalten hätte, wie Sie, nicht hätte antun dürfen! Meinen Sie, dagegen gäbe es Recht in Preußen? Sie Hans Naivus!

Aber: Gott segne unsre Polizei!

Der Staatsrechtslehrer Graf Julius von Soden sagt in seinem Werke über die Staatspolizei: ‚Ist denn die Regierungskunst wirklich so schwer? Besteht nicht ihr größtes Geheimnis darin, die Menschheit in Ruhe zu lassen?‘

Und Karl Salomo Zachariä, der Verteidiger der Monarchie, hat in seinen ‚Vierzig Büchern vom Staate‘ ein Kapitel mit der Aufschrift: ‚Von der Gefährlichkeit der Polizei‘, die der geborene Feind der persönlichen Freiheit sei, zur Verschlechterung des Volkscharakters beitrage, den Mut und die Tatkraft lähme . . .

Unsereins denkt anders: Gott segne die Polizei, die so eifrig dazu beiträgt, der Schafsgeduld Michels ein Ende zu machen! Das ist ein höchst notwendiges, vortreffliches Amt, von allen in Preußen das nützlichste! Nächst unserm eigenen, dem der Hetzer, natürlich! Sind sie nicht unsre Verbündeten und Helfer, diese Herren von der Polizei? Militärisch organisiert und den Zivilbehörden unterstellt, müssen sie auch noch Gehilfen der Zensoren sein, die mit Hilfe der Buchdruckerkunst das Volk aufwiegeln! Wenn uns diese verteufelte Arbeit manchmal schwerer fällt — gente codarda e vile! — mit Hilfe der hohen Behörden, der Polizei wird es schon gelingen, aus geduldigen Schafen Männer zu machen, aus verächtlichen Untertanen stolze Bürger!

Wie wäre es, wenn solche Opfer des preußischen Systems, wie der Beamte, der dies Abenteuer erlebt hat, sich zu einem Verein zusammentäten und zu einem Festmahl in jedem Jahre? Man würde dabei wohl nicht auf das Wohl der Regierung trinken. Laden sie aber mich dazu ein: — ich bringe ein Hoch aus auf meine wackeren Helfershelfer, auf die Polizei!“

Bitter, sehr bitter! Aber — im Grunde genommen — ist es nicht in der Tat an dem? Das ist ja nur ein einzelner, aufs Geratewohl herausgegriffener Fall. Aber er ist typisch für gewisse Gepflogenheiten, die Vernunft in Unsinn, Wohltat in Plage verkehren. Und die man sich durchaus ins Gedächtnis zurückrufen muß, wenn man Vorgänge, wie die jüngsten, so tief beschämenden in Berlin-Moabit in ihren Ursachen und tieferen Zusammenhängen verstehen und erklären will.

Keine Schonung dem großstädtischen Abhub, der die Gelegenheit benutzte, seinen verbrecherischen Instinkten zu frönen. Schade um jeden Hieb, der an diesen Elementen vorbeiging! Keine Entschuldigung jenen Parteiführern, die sich — und mit Recht — so viel auf die Disziplin, den militärischen Gehorsam der von ihnen organisierten Massen zugute tun, und doch mit verschränkten Armen den nichtswürdigen Exzessen zügelloser Pöbelhaufen zusahen, weil sie, die hochmögenden Parteibehörden, nicht besonders und ausdrücklich von den Staatsbehörden zur Ordnungsstiftung eingeladen und herangezogen worden seien. Alle Anerkennung und Teilnahme auch den Beamten, die mit ebensoviel Selbstbeherrschung als persönlicher Drangabe ihre schwere Pflicht erfüllten.

Soweit wäre alles richtig gewesen und hätte die Polizei auch die einmütige und rückhaltlose Zustimmung und Unterstützung der gesamten anständigen Bevölkerung gefunden.

Und sie fand sie im Anfang auch. Man war sogar zuerst geneigt, der Polizei zu große Milde und Nachsicht vorzuwerfen. Bis dann allmählich andere Darstellungen der Vorgänge durchsickerten, als die aus offiziösen Quellen gespeisten; Darstellungen, die doch manches in eine wesentlich andere Beleuchtung rückten und, wie das auch bei dem leider traditionellen Verhältnis zwischen Berliner Polizei und Berliner Publikum nicht anders zu erwarten war, auf mehr als fruchtbaren Boden fielen.

Bald konnte der in atembeklemmende Enge getriebene „Vorwärts" wieder Luft schöpfen und den Spieß — mit mehr oder weniger Recht — umkehren. Ihr sprichwörtliches „Schweineglück" wollte die Sozialdemokratie auch diesmal nicht verlassen. Wo immer sie eigener Schwäche zu unterliegen droht, da wird sie von dem starken Arm der Staatsgewalt opfermutig wieder aufgerichtet und fest auf die Füße gestellt. Muß sie da nicht auch dankerfüllten Herzens mit Hans Leuß ausrufen: „Gott segne unsere liebe Polizei!"

Der „Vorwärts" durfte sich wieder in die Brust werfen: „... Man kann nicht bestreiten, daß die Polizei selbst durch ihre grotesken Umzüge bei der Begleitung der Kupferschen Wagen den Janhagel aus allen Teilen der Stadt nach Moabit gezogen hat. Und nun beginnt man einzusehen, daß die Methode der ‚Ruhestiftung', bei der rücksichtslos auf Mann und Frau und Kind, auf arm und reich, auf Brave und Schlimme und vor allen Dingen auf ganz wenige mehr oder minder wirklich Schuldige und viele, viele völlig Unbeteiligte losgeschlagen wird, das denkbar Verkehrteste war, was man von seiten einer ‚Sicherheitsbehörde' unternehmen konnte. Man muß auch allmählich zugeben, daß die Berichte, die über die ‚Exzesse' in die Presse kamen, entstellt und übertrieben waren."

Habe doch selbst ein Mitarbeiter der „Deutschen Tageszeitung" geschrieben:

„... Immerhin sollten die Redaktionen es sich zur Regel machen, nicht gerade das Krasseste unbedingt für bare Münze zu nehmen, wie es vielfach geschieht. Im ‚Berl. Lokalanzeiger' z. B. finden wir heute die Schilderung eines Zusammenstoßes vom gestrigen Abend, die von gewaltigen Übertreibungen strotzt. ‚Ein Bombardement von Blumentöpfen, Gläsern, Flaschen ging aus den umliegenden

Häusern auf die Schutzleute nieder ... Einer der Berittenen geriet ins Gedränge. Der Mob wollte ihn vom Pferde reißen, der ... Die Schutzleute richteten ihre Browningpistolen auf die nächsten geöffneten Fenster und forderten auf, sie zu schließen. Das hatte Erfolg.' ... Man liest dann von der ‚Erstürmung' eines Hauses und dessen darauf folgender Beschießung aus den Brownings. So soll es an der Reformationskirche hergegangen sein. Unser Vertreter hat der Szene beigewohnt, und hat sich nicht veranlaßt gesehen, sie in seinem Bericht mehr als ganz kurz zu erwähnen. Wahrheit ist lediglich, daß dort eine Ansammlung auseinandergetrieben worden ist. Dabei hat eine Anzahl Leute ein paar flache Säbelhiebe abbekommen; ein berittener Schutzmann kam mit seinem Pferde auf dem Bürgersteig zu Fall; drei jämmerlich heulende Bengels von 13 bis 14 Jahren blieben neben einem Dutzend männlicher und weiblicher Kopfbedeckungen, etlichen Kneifern und Handtäschchen sowie einem Dienstbuch als Kriegsgefangene auf der Walstatt zurück. Aus zwei benachbarten Häusern f i e l je ein Blumentopf auf die Straße hernieder, ohne daß man in der Dunkelheit erkennen konnte, woher sie kamen. Einer davon verletzte den Schutzmann Pirschel leicht am Kopf. Die Schutzleute riefen zu den Fenstern hinauf: ‚Fenster zu!', welchem Verlangen stattgegeben wurde. Daß sie dabei die Brownings vorgehalten hätten, ist Unsinn; dazu lag keine Veranlassung vor, und zum Theaterspielen sind die Beamten zum mindesten in diesen Tagen nicht aufgelegt. Geschossen worden ist überhaupt nicht."

„Woher", fragt der „Vorwärts", „stammen denn nun aber diese übertriebenen Nachrichten?

Sie stammen von der Polizei selbst! Die Polizei war es, die diese objektiv unwahren Angaben durch Korrespondenzbureaus weiter gab; sie finden sich kürzer, aber mit genau denselben Übertreibungen auch im Polizeibulletin! Und das offiziöse Wolffsche Telegraphenbureau, dessen Depeschen auch an die ‚höchsten und allerhöchsten Herrschaften' zwecks Information versandt werden, verbreitete diese unwahren Mitteilungen!! Die Presse verließ sich leider darauf. Jede e i g e n e Nachprüfung war ja, wie das Schicksal der englischen Berichterstatter, eines unserer Mitarbeiter und des greisen, in der ganzen Berliner Journalistenwelt bekannten bürgerlichen Berichterstatters Hirschfeld ergibt, nicht ohne Gefahr, war auch bei dem Verhalten der unteren Polizeiorgane Berichterstattern gegenüber ziemlich unfruchtbar. Diese berufen sich zumeist auf ihren ‚strengen Befehl', n i e m a n d hindurchzulassen! ...

Wir wollen nicht etwa behaupten, daß diese Berichte b e w u ß t gefälscht waren. Das ist ja das Schlimme an der eigenartigen Geistesverfassung unserer Polizei, daß sie an die Gefahren g l a u b t e, die sie dort schilderte. Vorgänge der einfachsten Art deutete sie um in planmäßige Organisation von Angriffen. Als in der Gegend, in der die Polizei haust, alle Fenster erleuchtet sind und die Bewohner der Vorderhäuser von den Balkons aus den Attacken zusahen, wittert die Behörde von dort oben Gefahr und die Beamten drohen mit Schießen. Als die Bewohner der Vorderhäuser die Lampen ausdrehen und die Jalousien herablassen, erklärt man das für ‚eine neue Taktik der Exzedenten', schießt ihnen die

Blumentöpfe von den Balkons herab und fühlt sich hinwiederum durch das Stürzen derselben bedroht. Am anderen Morgen zeigt die Straße kaum eine Spur von Wurfgeschossen. Die Behörde sagt, die Exzedenten hätten dieselben wieder entfernt! Nirgends ist das Pflaster aufgerissen. Unsere Polizei kommt auf die schlaue Idee, die Tumultuanten hätten die Steine zu den angeblichen Bombardements ‚von weit her' geholt!! Wahrscheinlich aus dem Riesengebirge, oder vom Strande in Saßnitz! Die Neugierigen vor den Türen flüchten bei den Attacken entsetzt in diese hinein und schließen hinter sich zu. Die Polizei erklärt das für eine ‚brillante Organisation' der ‚Exzedenten', die geheimnisvoll verschwinden und auftauchen! Bubenhände drehen Laternen aus, brennen Freudenfeuer an und Schwärmer ab. Die Polizei erblickt in diesem sinnlosen Getue Organisation und Taktik und antwortet auf das ‚Laubfrosch-Geknalle' mit Pistolenschüssen, die wieder Pistolenschüsse anderer Polizisten wachrufen. Als den Neugierigen die Sache zu brenzlich wird, erblickt man in den auf der Bahn oder aus den Fabriken heimkehrenden Arbeitern den Feind und dehnt die Angriffe schließlich auf die Spaziergänger im Kleinen Tiergarten aus ...

Welche Formen allmählich der Kampf der Schutzleute gegen das Publikum angenommen hat, läßt sich schon aus dem Umstande ersehen, daß selbst die polizeifromme bürgerliche Presse es nicht unterlassen kann, an die Beamten, besonders an die ‚Geheimen', eine ernste Mahnung zur Mäßigung zu richten ... Nach der Ferrer-Versammlung, wo die Beruhigungsmethode der Polizei gerichtsnotorisch vor aller Welt bloßgelegt wurde, konnten naive Gemüter glauben, daß in diesem Punkte eine Änderung zum Guten eintreten werde. Die jetzigen Vorgänge zeigen, wie falsch diese Hoffnung war. Wir hätten das aber vorher sagen können, denn wir wissen, daß die Ursachen dieser Erscheinung so tief liegen, so im Wesen unseres Klassen- und Militärstaates begründet sind, daß sie nicht durch eine blamable Gerichtsverhandlung beseitigt werden können. Was wir in diesen Tagen gesehen haben, mit eigenen Augen geschaut, bestätigt unsere Auffassung in vollstem Maße. Die Akte brutaler Mißhandlung wehrloser, friedlicher Personen durch Polizeibeamte läßt den elementaren Schrei um Schutz vor den ‚Schutz'leuten durchaus gerechtfertigt erscheinen! Die linksliberale Presse gibt nur leise Andeutungen von den unglaublichen Roheiten, die in Moabit an manchen Stellen, besonders von Kriminalbeamten, begangen worden sind. Immerhin spricht das ‚Berliner Tageblatt' von ‚Fußtritten', mit denen Passanten, die einer Schutzmannskette zu nahe kommen, ‚traktiert' werden.

Müssen nicht schon Fußtritte, die wahllos an Personen verabfolgt werden, von jedem empfindenden Menschen als ein empörender Roheitsakt empfunden werden, so wird das noch übertroffen durch Szenen, die wir am Donnerstagabend erlebt haben. Wohlverstanden, in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag, wo der Schauplatz der Ereignisse ruhig, ja, wie ausgestorben dalag. Von Ansammlungen war weit und breit nichts mehr zu sehen. Nur einzeln oder zu zweien, dreien vollzog sich der Verkehr in den Straßen.

Besonders die Turmstraße, die belebteste Verkehrsader in jener Gegend, wies eine gähnende Leere auf. An den Straßenecken standen Gruppen von Schutz-

leuten, und an der Ecke der Beussel- und Turmstraße war ein kleines Heer von Beamten in jeglicher Art und Abart versammelt. Und hier, in dieser Ruhe und Stille, spielten sich vor und nach Mitternacht Szenen ab, die jeder Beschreibung spotten! Es war, als ob die über den langen Dienst erbitterten Schutzleute ihren ganzen Grimm an den ersten besten Passanten auslassen wollten. Denn von Angriffen und Notwehr konnte hier, angesichts der nächtlichen Einsamkeit, keine Rede mehr sein. Jede xbeliebige Person, die sich sehen ließ, lief aber Gefahr, eine mörderische Tracht Prügel zu erhalten. Mit einer wahren Berserkerwut hieben die Beamten auf ihre wehrlosen Opfer ein. Hierbei taten sich, wie wir schon mitteilten, und was auch die liberale Presse zugeben muß, besonders die ‚Geheimen' hervor. Diese meist herkulischen und stiernackigen Gestalten rechtfertigten das von ihren Gönnern in sie gesetzte Vertrauen, und wo sie mit ihren Gummiknütteln hinschlugen, spritzte das Blut gleich im Bogen hinaus. Sie waren es auch, die schon während der Abendstunden jeden mit dem Revolver bedrohten, der sich am Fenster sehen ließ. Und zwar wohl deshalb, damit sie ungesehen und ungestört ihr ‚Beruhigungswerk' vollenden konnten! Daß die Beamten von ihren Vorgesetzten gedeckt wurden, zeigt sich daran, daß die Offiziere ruhig zusahen, wie wehrlose Passanten in skandalöser Weise zugerichtet wurden. Ein Beispiel dafür. An der Ecke der Beussel- und Turmstraße, wo das große Polizeilager war, hatten zwei junge Herren die Bedürfnisanstalt verlassen, als sich aus einer der Schutzmannsgruppen ein uniformierter und ein geheimer Beamter lostrennten und in harmlosem Gespräch auf die Bedürfnisanstalt losgingen. Als sie die beiden Herren erreicht hatten, zog der Geheime, ein breitschultriger Hüne, einen Gummischlauch hervor und ließ ihn mit großer Wucht auf den kleinsten und schwächsten der beiden Herren niedersausen, so daß dieser blutüberströmt in eine Türnische flüchtete. Während dieses brutalen Aktes war ein Polizeioffizier langsam nahegekommen und schaute schmunzelnd der Exekution zu! Da wir, wie gesagt, dicht dabei waren, können wir bezeugen, daß irgend ein Angriff oder ein Ruf auf die Beamten nicht erfolgt war. Es wäre auch gegenüber dieser großen Anzahl von Beamten wahre Tollkühnheit, Wahnsinn gewesen! Als wir an der Gotzkowskystraße, Ecke Turmstraße, einen Wagen der Elektrischen bestiegen, kam der Mißhandelte auch gerade und wir konnten uns die Wirkung der Schutzmannsprügel aus nächster Nähe besehen.

Gleich darauf ereignete sich an dieser Stelle ein ähnlicher Vorfall. Von der Beusselstraße her flüchteten einige Personen vor den anrückenden Beamten. Einer, ein schmächtiger Herr, hatte seinen Hut verloren. Auf die energische Aufforderung der verfolgenden Beamten hin, seinen Hut zu holen, ging er hin, erhielt aber sofort von dem oben bezeichneten Kriminalbeamten eine Anzahl fürchterlicher Schläge mit dem Gummiknüttel mitten ins Gesicht, daß er blutüberströmt und weinend sich auf unseren Wagen rettete. Die Straßenbahnangestellten hatten beim Anblick dieser widerlichen Szene vor Entsetzen laut aufgeschrien! Die allseitige Empörung mag auch bewirkt haben, daß wir alle, die wir im Wagen saßen, weiterhin unbehelligt blieben. Zu bemerken ist noch, daß der Mißhandelte in seiner Angst zu einem uniformierten Schutzmann lief, um

sich unter dessen Schutz und Schirm zu stellen. Da kam er aber schön an. Dieser Schutzmann zog seinen Säbel und drohte dem Ärmsten, so daß dieser schleunigst ausriß. Solche Vorkommnisse sind nicht geeignet, den abgrundtiefen Haß zu beseitigen, den heute weite Kreise der Bevölkerung gegen das Säbelregiment hegen..."

„Dabei handelt es sich", heißt es in einer Zuschrift, „um Menschenmengen, die vom Bahnhof Beusselstraße oder von den hier draußen liegenden großen *Fabriken* kommen, die also die Beusselstraße durchaus benutzen *müssen*. In diesen Stunden sieht man größtenteils nur anständig ihres Weges gehende Arbeiter. Da ist es selbstverständlich, daß beim Anblick des an der Kirche in der Beusselstraße stationierten kolossalen Polizeiaufgebots einzelne Neugierige stehen bleiben und daß die heimkehrenden Menschenmassen dadurch ins Stocken geraten. Ganz abgesehen hiervon herrscht in der Zeit von 7—8 Uhr abends ein reger geschäftlicher Verkehr, und nun fängt die Polizei schon um 7 Uhr an, mit dem Säbel dreinzuschlagen. Es handelt sich in diesen frühen Abendstunden, das muß noch einmal betont werden, um ein anständiges Arbeiterpublikum, das der geringsten Aufforderung willig Folge leistet. Wozu da in aller Welt die Säbelei? Die kleinen Geschäftsleute sind förmlich gezwungen, um 7 Uhr den Laden zu schließen. — Der Mittwochabend setzte aber allen bisherigen Polizeileistungen die Krone auf. Um 8 Uhr wurden die Leute vor den Haustüren fortgetrieben, und gleichzeitig ertönten Befehle: ‚Fenster schließen!' — ‚Macht mal die Fenster zu!' — ‚Scheren Sie sich weg, oder ich schieße!' — ‚Legen Sie sich in die Betten!' glaubte um neun Uhr ein strammer Beamter befehlen zu müssen. Ob das nun folgende Treiben keine Zuschauer haben sollte? Viele Anwohner besaßen aber Mut genug, sich nicht an diese barschen Befehle zu kehren; und entsprechende Zurufe belehrten die Herren bald, daß die Polizeitaten beobachtet wurden. Auf der Straße hieß es nach 9 Uhr einfach: ‚Schneller laufen!' Wer dieser Aufforderung nicht sofort nachkam, bekam einige Jagdhiebe mit den Stöcken der Kriminalbeamten. An der Rostocker Straße Ecke der Wittstocker Straße hatten zwei uniformierte Ordnungshüter die nette Gewohnheit, *jeden Passanten*, der nicht auf Kommando das vorschriftsmäßige Tempo einschlug, *mit den Stiefeln in das Gesäß zu treten*. Ob das auch instruktionsmäßig geschah? Dabei habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Beamten auch mit weniger ‚Schneid' auskamen. An der Beusselstraße verstanden es zeitweilig einige Beamte sehr gut, das Publikum in ruhiger Weise zu entfernen...

Die meisten Passanten der Wittstocker Straße wurden an der Rostocker Straße von den Ordnungshütern mit der blanken Klinge vermöbelt oder in das Genick gestoßen. Dabei handelte es sich in *allen* Fällen *nicht* etwa um *Tumultuanten*, sondern um *einzeln gehende* Personen! — Selbstverständlich verurteilt jeder Vernünftige die nächtlichen Taten des Janhagels, aber dieses Polizeitreiben ist ebenso unerträglich..."

Ein anderer erzählt, wie er sich im Bewußtsein, nichts Polizeiwidriges begangen zu haben, ruhigen Schrittes seinem Hause nähert. Da lösen sich aus dem Polizeiaufgebot fünf bis sechs Schutzleute los und stürzen säbelschwingend auf ihn zu. „In meiner Nähe war keinerlei Auflauf. Trotzdem ich den Beamten zu-

rief, daß ich im Hause Nr. 12 wohne und dorthin wolle, schlugen sie auf mich ein, wobei mir der linke Arm am Ellenbogen bis auf den Knochen durchgeschlagen wurde; an anderen Stellen hinterließen die Schläge Hautabschürfungen und blaue blutuntersetzte Striemen. Auch über den Rücken erhielt ich Schläge, die durch mehrere blaue und braune Striemen kenntlich sind. Mein Jackett war an mehreren Stellen von den Säbelhieben durchgeschlagen. Nachdem die Beamten mich derartig mißhandelt hatten, ließen sie von mir ab und gingen ihres Weges. Ich stehe jetzt in ärztlicher Behandlung. Drei unbeteiligte Zeugen, die gesehen haben, wie ich von den Schutzleuten geschlagen wurde, haben sich mir zur Verfügung gestellt."

Wer am Morgen die Straßen Moabits durchschritt, schilderte es die bürgerliche „Berl. Volksztg.", habe kaum geglaubt, daß sich zwischen diesen Häuserreihen nachts so blutige, erbitterte Kämpfe abspielen könnten: „Der Janhagel, der erst bei Anbruch der Dunkelheit aufzutauchen pflegt, fehlt vollständig, und die zur Arbeit eilenden Moabiter Bürger sehen nicht so aus, als ob sie des Nachts Steinbombardements gegen die Schutzmannschaft eröffneten. Man muß im Gegenteil sagen, daß der weitaus größte Teil der Bewohner Moabits um die Schutzmannsketten einen weiten Bogen macht, um ja nicht — selbst am hellen Tage — den Beamten in bedrohliche Nähe zu kommen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Nervosität und die Angst der Moabiter Bürgerschaft vor dem ‚Schutz' der Schutzleute aufs höchste gestiegen ist. Der Grund hierzu liegt in dem überaus rigorosen Vorgehen, das die Beamten sich in den letzten zwei Tagen gegen friedliche Menschen haben zuschulden kommen lassen. Nach 6 Uhr abends sieht man in der Nähe der Sickingen-, Beussel- und Wiclefstraße keinen Menschen mehr auf der Straße. Die Wohnungen sind mit Jalousien fest verschlossen, und nur selten dringt ein matter Lichtschein auf die Straße. In den Hausfluren stehen nur wenige Personen, die, wie hundertmal beobachtet werden konnte, beim Nahen eines Fremden in vollster Angst die Treppen hinaufstürzten. Fast alle Häuser der Sickingenstraße waren bereits vor ½8 Uhr fest verschlossen, und der Zutritt wurde niemandem, nicht einmal Bekannten gestattet. In der Gotzkowskystraße wurden Hausbewohner, die ruhig aus dem Fenster sahen, von den Schutzleuten aufgefordert, die Fenster zu schließen und Jalousien herunterzulassen. Falls dies nicht geschehe, werde man schießen. Wiederholt kam es auch vor, daß in der Straße Schutzleute in das Haus eindrangen und junge Mädchen und Frauen mit der blanken Waffe in der Faust bis in die zweite und dritte Etage hinauf verfolgten. Bei einem derartigen Übergriff der Polizei stürzte eine junge Frau und zog sich einen doppelten Oberschenkelbruch zu. Ferner herrscht eine allgemeine Entrüstung darüber, daß die Kriminalbeamten mit Gummiknüppeln Vorübergehende oft ohne jeden Grund bearbeitet haben. So stürzte sich am Arminiusplatz gestern abend ein Kriminalbeamter von hühnenhaftem Wuchs auf einen alten etwa 75jährigen Mann, der bei der Säuberung des Platzes nicht schnell genug davoneilen konnte. Der Geheimpolizist zog dem alten Mann ein paar Hiebe über Rücken und Schulter, so daß der Greis fast zu-

sammenbrach. Diese Tat wurde von der Menge mit Zurufen: ‚Pfui, Bluthund! Wir leben doch nicht in Rußland!' kommentiert. Auch ein anderer Fall, der sich an der Ecke der Beussel- und Turmstraße abspielte, rief die Empörung des Publikums hervor. Dort versuchte eine 65jährige Witwe mit ihrer achtjährigen Enkelin in dem Moment die Straße zu kreuzen, als der Platz gesäubert wurde. In ihrer Angst wandte sich die Frau mit dem laut weinenden kleinen Mädchen an einen Polizeibeamten, erhielt jedoch als Antwort einen Säbelhieb über den Kopf, währen dem Kind der Oberarm aufgerissen wurde. Dieser Vorfall ist um so bedauerlicher, als er sich unter den Augen von vier Polizeioffizieren abspielte ..."

Der Assistent eines großen wissenschaftlichen Instituts erzählt dem „Berliner Tageblatt", wie er in eine Menschenansammlung hineingeriet, und was er dort beobachten mußte: „Das Publikum bestand wohl ausschließlich aus harmlosen Neugierigen, war durchweg mittleres Bürgertum, und nur ganz vereinzelt konnte man auch fragwürdigere Gestalten sehen. Das Verhalten war tadellos, es fiel nicht ein lautes Wort. Soweit aus gelegentlichen Gesprächen herauszuhören war, war die Stimmung eher gegen die Ruhestörer. Plötzlich attackierte ein großes Polizeiaufgebot die völlig ruhige Menge im Laufschritt und mit blanker Waffe, ohne zum Auseinandergehen aufzufordern. Ich sah selbst, wie nicht weit von mir ohne jede Veranlassung eingehauen wurde, und hörte die Schläge klatschen. Die Menge floh; Berittene tobten durch die Straßen. ... Vorsichtige und Unbeteiligte, die sahen, daß weiter unten eingeschritten wurde, suchten jetzt schon sich zu entfernen. So kamen etwa ein Dutzend Herren angelaufen, durchweg gut gekleidet und von tadellosem Benehmen und wollten ebenfalls hinter dem Schutzmannskordon, der den Fahrdamm einsäumte, durch. Da versperrten ihnen zwei Schutzleute, die blank gezogen hatten, den Durchgang so, daß jeder an ihnen vorbei mußte. Und jeder der Herren bekam seine Schläge mit der scharfen Klinge, wie ich genau beobachtete; wahrscheinlich nur, weil die Herren Mäntel trugen, kam es nicht zu Verletzungen. Der vorderste der geschlagenen Herren, der, wie alle anderen, den Schlag von hinten erhielt, drehte sich ganz erstaunt um, da er offenbar gar keine Ahnung hatte, woher und warum er geschlagen wurde. Da stürzte ihm der Schutzmann nach mit den Worten: ‚Was, du Aas drehst dir noch um!' und führte einen so heftigen Hieb nach dem Herrn, daß er selbst von der Wucht fast umgerissen wurde. Glücklicherweise traf er gerade um Haaresbreite daneben. Keiner der Herren kam ungeschlagen davon. Ich selbst stand keine zehn Schritt davon entfernt und fixierte den Tatbestand unmittelbar danach; ein Irrtum meinerseits ist ausgeschlossen. Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob heute abend irgendwo Ausschreitungen vorkamen; zu der Zeit und an der Stelle, wo ich mich befand, kam jedenfalls keinerlei Ungehörigkeit vor. Es war deutlich zu beobachten, wie das unmotivierte Vorgehen der Polizei auch das gänzlich unbeteiligte, bessere Publikum, das nach dem Kriminalgericht zu stand, erbitterte und in eine der Polizei feindliche Stimmung hineintrieb. Es ist dringend nötig, daß der Polizei eingeschärft wird, sich zu mäßigen, sobald kein Widerstand geleistet wird. Heldentaten an

Orang-Utangs im Kampf mit einem
Eingeborenen von Borneo



E. Frémiet

Fliehenden und Wehrlosen sind eine gefährliche Sache: es könnte leicht passieren, daß bei einem Vorgehen, wie ich es eben geschildert habe, Kreise in die Bewegung hineingezogen werden, die vorher gar nicht daran dachten, sich zu beteiligen. Es war so augenfällig, wie im vorliegenden Fall ganz unbeteiligtes, besseres Publikum durch das Vorgehen der Polizei erbittert wurde, daß man derartige Zeichen nicht übersehen sollte. Man kann nicht eindringlich genug verlangen, daß die Polizei sich selbst der Ungesetzlichkeit enthalte und sich da mäßige, wo kein Widerstand geleistet wird."

Das sind doch wirklich bescheidene Wünsche, so bescheidene, daß sie bei Ausländern schon ein mitleidiges Lächeln erregen. Oder ist es nicht beschämend, daß dergleichen erst umständlich zu Papier gebracht und als Bittgesuch treugehorsamster Untertanen einer hohen Regierung zur geneigten Erwägung allersubmissest unterbreitet werden muß?

Man vergegenwärtige sich, wie bei solchen Anlässen allerfrömmsten Steuerzahlern der „Umsturz" buchstäblich mit der blanken Plempe eingebläut wird, und bekomme es dann noch fertig sich zu wundern, wenn sie bei der nächsten Gelegenheit sich einen sozialdemokratischen Wahlzettel in die Hand drücken lassen. Triumphierend quittiert der „Vorwärts" über „eine Fülle von schriftlichen und mündlichen Mitteilungen, die klar erkennen lassen, daß selbst die loyalsten Gemüter, Leute, die in jeder Beziehung auf dem Boden der heutigen Ordnung stehen, durch die Polizeisäbeleien in Moabit geradezu empört worden sind." Aus seinem Material gibt er dann charakteristische Äußerungen aus der Erzählung eines Mannes wieder, der sich ihm als Gegner der Sozialdemokratie vorgestellt und ihm versichert hat, daß er bis in die neueste Zeit die Bestrebungen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft bekämpft habe. Und das ist ihm um so mehr zu glauben, als der Mann Mitglied eines gelben Arbeitervereins in einem Großbetriebe war, bis vor kurzem sogar zweiter Vorsitzender dieses Vereins. Dieser treue Patriot also, der in Moabit sein Damaskus und damit den Weg zum „Vorwärts" gefunden hat, erzählt seinem neuerkorenen Schutzpatron:

„Auf der Straße stand eine Menschenmenge, die sich ganz ruhig verhielt. Auch die Schutzleute standen in scheinbarer Ruhe. Da plötzlich ertönt ein Kommando, die Säbel fliegen aus der Scheide, ohne Rücksicht und ohne Unterschied hauen die Schutzleute auf die Menschen ein. Erst jetzt werden Rufe aus der fliehenden Menge laut. Alles stürzt in wilder Flucht davon, in wenigen Minuten ist die Straße fast menschenleer. Ein alter Herr steht an der Haltestelle der Straßenbahn. Er macht die Flucht nicht mit. Ein Säbelhieb trifft ihn, mit blutüberströmtem Gesicht wird er von zwei Männern fortgeführt. Ein anderer Mann, der langsam seines Weges geht, stürzt, vom Schutzmannssäbel getroffen, blutend zusammen. Eine alte Frau, mit einem Topf in der Hand, will die Straße überschreiten. Sie bekommt einen Hieb auf den Rücken und bricht in die Knie. — Viele derartige Szenen habe ich beobachtet, aber sie auch nur einigermaßen anschaulich zu schildern, bin ich nicht imstande ... Eine Veranlassung, in solcher Weise gegen das Publikum vorzugehen, lag nicht vor."

An zwei Abenden hat er die Vorgänge von seinem Balkon aus beobachtet:

„Sehen Sie, das Kind“ — er deutet auf seine etwa achtjährige Tochter — „hat die Vorgänge auf der Straße auch von hier oben mit angesehen und vor Angst und Schrecken gezittert. Als bei der Attacke dort drüben auf dem Bürgersteig ein Schutzmannspferd ausglitt und samt dem Reiter stürzte, da klatschte das Kind vor Freude in die Hände. Auch ich habe aus vollem Herzen Bravo gerufen. Es war mir eine gewisse Genugtuung, zu sehen, daß einer der Beamten, die so fürchterlich gegen das Publikum vorgingen, durch einen Zufall eine kleine Strafe erhielt. Ja, ich will Ihnen gestehen, ich hätte Steine auf die Schutzleute werfen mögen, wenn ich welche gehabt hätte. Mein Gerechtigkeitsgefühl empörte sich gegen das Verhalten der Beamten. Vor Aufregung habe ich die ganze Nacht nicht schlafen können. — Ich bin ein durchaus religiöser Mann. In jenen Tagen habe ich mich gefragt, wie ist es möglich, daß Gott, an den ich glaube, solches Unrecht zulassen kann!

Es ist ja auch behauptet worden, aus dem Publikum sei geschossen worden. Das ist, soweit ich die Vorgänge beobachtet habe, nicht wahr (? D. T.). Aber es sind Patronen oder Feuerwerkskörper auf die Straßenbahnschienen gelegt worden. Als dann der Wagen darüberfuhr, gab es einen starken Knall und Rauch. Da rannten die Schutzleute nach der Stelle hin und schossen!

Am Tage nach diesen Vorgängen sprach ich auf der Straße mit zwei Schutzleuten. Ich fragte sie, wie ist es möglich, daß die Beamten so vorgehen konnten. Sie antworteten nur: Wir müssen. Die Vorgesetzten verlangen es, und wenn wir nicht folgen, riskieren wir den Verlust unserer Stellung. Wir haben es längst satt und möchten am liebsten auch streiken ...“

Und nun der Schluß:

„Was ich an jenen schrecklichen Abenden mit eigenen Augen sehen mußte, hat mich veranlaßt, über manches anders zu denken wie bisher. Meine Gesinnung verbietet mir, mich der Sozialdemokratie anzuschließen, aber bekämpfen werde ich sie von nun an nicht mehr.“

Die Polizisten, höhnt eine Zuschrift an den „Vorwärts“, „die auf harmlose Zivilisten, auf Frauen, Kinder und Greise einhieben und einhauen ließen“, sie haben ja alle „die beste Schule“, die Schule der Armee absolviert: „Aus diesem Grunde sehen sie das Zivilpublikum mit den nämlichen Augen an, mit dem der Normalunteroffizier den Soldaten betrachtet. Der Herr Schutzmann und der Herr Polizeileutnant, die nach vernünftigen Begriffen Hilfsorgane des Publikums sein sollen, sind nach offiziell preußischer Anschauung — und diese rangiert zwischen der chinesischen und russischen — ‚Vorgesetzte‘ der Zivilbevölkerung, soweit es nicht aus Fürsten, Prinzen, Exzellenzen ... besteht. Man täusche sich darüber nicht, daß der prügelnde Schutzmann und der Soldatenschinder auf dem nämlichen Stamm gewachsen sind, nämlich auf dem preußischen Armeesystem. Der Schutzmann, der auf harmlose Fußgänger, auf Frauen und Kinder einhaut, ist ein allernächster seelischer Verwandter des Unteroffiziers, der Soldaten bis zur Ohnmacht neben dem geheizten Ofen Gewehr strecken und Knie beugen läßt, sie bis zur Erschöpfung herumjagt, mit der Faust unter das Kinn stößt usw.

Und genau so wie der Soldatenschinder vor den Militärgerichten die weitgehendste Milde findet, üben die Zivilgerichte bei den prügelnden Schutzleuten die größte Nachsicht. In einem Punkt steht die Sache in der Armee besser. Dank dem energischen Eingreifen der sozialdemokratischen Presse und auch einiger bürgerlicher Blätter wagen die militärischen Vorgesetzten sich mit der Beschützung der Soldatenschinder nicht mehr recht hervor. Ja, es gibt Offiziere, die die an Soldaten begangenen Roheiten scharf verurteilen. Dem prügelnden Schutzmann aber eilen seine sämtlichen Vorgesetzten inklusive des Herrn Polizeipräsidenten zu Hilfe. Nur so ist es möglich, daß der Breslauer Handabhacker noch immer wie ein Veilchen im Verborgenen blüht. Und jetzt kann man den Polizeipräsidenten von Jagow bewundern, wie er vor die Schutzleute, die auf Unbeteiligte eingehauen haben, seinen Schild hält. Selbst die Schutzleute, die sich gegen Berichterstatter auswärtiger Zeitungen grundlos in der bekannten Weise benommen haben, nimmt er unter seine Fittiche ..."

Auch diese Blamage noch! Zwar haben auch etliche deutsche Pressevertreter ihre gesalzene Tracht Prügel bekommen, aber darüber lohnt es sich doch bei uns nicht, Worte zu verlieren?! Haben die Tapferen doch selbst „sich beherrschen gekonnt", oder, wie es so prächtig jovial in einem Blatte hieß: darüber „quittiert". Ausländer fühlen sich nicht veranlaßt, dergleichen als selbstverständlich hinzunehmen, im Gegenteil, und so hat sich denn auch der Reichskanzler, trotz Herrn von Jagow, bewogen gefunden, den auf unserem gastlichen Boden ohne jeden Grund auf das brutalste Gemißhandelten sein Bedauern auszudrücken. Das Echo in der Auslandspresse ist überaus bezeichnend. Nicht so sehr berechtigter Zorn tönt von da zurück, als vielmehr maßloses Staunen des überlegenen Kulturbürgers über einen solchen Grad von blöder Sinnlosigkeit, von Narrheit.

Hören wir den mitbetroffenen Korrespondenten der „Daily News" in seinem Blatte. Mit Polizeipässen wohl ausgerüstet, von einem Polizeioffizier auf das liebenswürdigste durchgelassen, hält er mit seinen drei Kollegen im Automobil auf dem Kriegsschauplatz — „als ein wie ein Strolch aussehender Detektiv in Zivilkleidung" ausruft: „Los auf die Kerle im Automobil!" ...

„Herr Wile stand auf und rief: ‚Wir sind Journalisten und haben Pässe!' Ich rief dem Chauffeur zu: ‚Weiterfahren!' aber der agent provocateur brüllte: ‚Dreinhauen!' Sofort warfen sich sechs Polizisten mit blanken Säbeln auf unseren Wagen und begannen mit aller Kraft auf uns einzuhauen ... Der Chauffeur wurde in schlimmer Weise auf dem lenkenden Arm blaugeschlagen, was allein schon genügt, die blinde sinnlose Wut dieser Narren zu kennzeichnen, die wild auf einen Menschen loshackten, der sich die redlichste Mühe gab, ihren Befehlen nachzukommen. Ich habe eine ziemlich große Erfahrung über die Kopflosigkeit, die für die preußische Polizei in kritischen Momenten charakteristisch zu sein scheint, aber ich habe niemals eine so absolut blinde Wut gesehen wie die, von der diese gehorsamen Sklaven eines preußischen agent provocateur ergriffen zu sein schienen. Hätten wir nicht selbst gesehen, wie die Polizei auf offener Straße, wo es keine Anzeichen der Unruhe gab, auf Frauen einhieb,

oder hätten wir nicht beobachtet, wie die Säbel zwischen den Pärchen blitzten, die in dem kleinen Park, der für die Spaziergänger da ist, spazieren gingen, so würden wir niemals geglaubt haben, daß solcher Blödsinn möglich sei. Es ist schwer, die Überzeugung zurückzudrängen, daß wenn Aufruhre, die an eine Revolution mahnen, die Behaglichkeit Berlins erschüttert haben, sie durch die Methoden der preußischen Polizei und der agents provocateurs in Zivilkleidung unterstützt ... wenn nicht gar verursacht worden sind."

Kann man derartige, in der Tat nur als blind daher tobende Wut oder ausgewachsene Narrheit zu bezeichnende Ausschreitungen auch mit der gewiß nur menschlichen und begreiflichen „Gereiztheit" der Beamten entschuldigen? Mir scheint, solche Entschuldigung müßte schon sehr weit herbeigeholt, schon mehr künstlich konstruiert werden. Sie müßte schon aus dem Tierreich bezogen werden, — beim gereizten Stier wundern wir uns freilich nicht, wenn er blindlings sich auf jeden stürzt, der ihm nur in die Quere kommt.

Wir nähern uns einer gerechten Auffassung der beteiligten Personen, wenn wir Augenblicksbilder an uns vorüberziehen lassen, wie sie Paul Zschorlich in der „Hilfe" in scharfen Umrissen und lebhaften Farben gezeichnet hat:

„In irgendeinem Betrieb von Berlin N. streiken 150 Kohlenkutscher. Die Wände der Destillen von Moabit hallen wider von ihren Flüchen und pflanzen das Echo ihrer Erregung durch alle Nachbarhäuser. Es bereitet sich etwas vor. Aber man achtet nicht darauf, denn 150 Kohlenkutscher bedeuten nicht die Welt. Eines Nachts aber rotten sich durch Zufall oder Verabredung (man weiß es bis heute noch nicht) einige hundert Menschen zusammen, randalieren in den Straßen, schlagen Erkerscheiben ein, zertrümmern Gaslaternen ... und mit dem Geschrei wächst die Zahl. Die paar Schutzleute, die im Dienst stehen, sind machtlos und bekommen fürchterliche Keile. Den drei Dutzend bewaffneten Beamten stehen ebenso viele tausend radaulustige Menschen gegenüber. Wären sie planmäßig vorgegangen, so hätten sie noch viel mehr Unheil anrichten können.

Am andern Tag wird eine Straße polizeilich abgesperrt, in die sich nach Fabrikschluß Tausende von Menschen zu ergießen pflegen. Jetzt wird die Sache nicht besser, sondern schlimmer. Denn preußische Schutzleute, die korporativ auftreten, wirken aufreizend. Im Gefühl breiter Volksschichten hat insbesondere die Berliner Polizei so viel auf dem Kerbholz, daß die Gelegenheit zu einer Kraftprobe nicht unerwünscht erscheint. Aller mühsam unterdrückter Groll gegen anmaßende, grobe und kleinliche Beamte will sich nun Luft machen. Hier steht eine Kette von Schutzleuten, und dort drüben steht das Volk. Man sieht den lebendigen Gegensatz. Das Volk denkt: wir sind zehnmal so stark, wir bezahlen euch, ihr habt zu tun, was wir wollen, eure Säbel imponieren uns gar nicht, wir wissen, daß ihr nur auf die Gelegenheit wartet loszuschlachten, ihr seid nicht unser Schutz, sondern unsre Schikane, unser Feind, unser Verderben. Die Polizei denkt: kommt nur ran, wenn ihr was wollt! Wir stehen hier kraft unsres Amtes und nicht zum Spaß, wir haben nicht zu prüfen und zu entscheiden, sondern zu gehorchen, wir wissen, daß ihr uns nicht grün seid, aber das ist uns vollkommen schnuppe, und wenn ihr euch nicht drückt, gibt's eins auf den Pelz!

Schutzleute, die eine Straße gesperrt halten, wirken provozierend. Aber eine Menge, die sich diesen Schutzleuten vor der Nase aufpflanzt und sie anstarrt, wirkt nicht anders. Schließlich kann das auch nicht stundenlang so dauern. Aus dieser Menge heraus ertönen unbestimmte und unkontrollierbare Rufe, da schrillen Pfiffe, und mit einem Male johlt alles, wie wenn ein Kommando gefallen wäre. Die Schutzleute stehen da und sind zunächst der Verhöhnung preisgegeben. Der Leutnant, der an ihrer Spitze steht, muß sich dreist mustern lassen und kann nicht an einem einzelnen sühnen, was tausend verüben. Der einzelne tut ja gar nichts: erst die Vielheit, die Anhäufung, die Masse wirkt verletzend.

Irgendwann also sagt der Leutnant zu der Mauer, die da steht: Bitte weitergehen! Ecke Beusselstraße und Sickingenstraße sagte es dieser Tage ein blutjunger Offizier mit einem echt preußischen Gesicht und mit frischen Bügelfalten in der strammen Hose. Von so stark betonter Schneidigkeit will das Volk nichts wissen. Der Mann in der Arbeitsbluse, der acht Stunden an seiner Maschine gestanden hat, kommt sich viel ehrlicher vor. (Es war ein taktischer Fehler, diese frisch gebürstete und gebügelte Autorität dem Kreuzfeuer von tausend Blicken auszusetzen.) Als der Leutnant sein Stimmchen erschallen ließ, schmunzelte alles. Keiner dachte daran weiterzugehen, denn nun wurde die Sache ja erst interessant. Der junge Offizier ging auf glühenden Kohlen umher, aber er bewahrte eine famose Haltung. Er wiederholte seine Aufforderung. Er drohte mit Blankziehen. Er zieht blank. Zwei Dutzend Schutzleute folgen seinem Beispiel. Die Masse kommt in Bewegung: die Sache wird ernst. Aber mein Leutnant hat nicht nur Schneid, er hat auch Witz. Er hängt den Degen in den linken Arm und zündet sich eine Zigarette an. So schreitet er, die innere Erregung von sich blasend, an der Front seiner Leute auf und ab. Sein Zorn verdampft in linden, blauen Wölkchen. Doch auch das kann nicht ewig dauern und die Gnadenfrist, die der festgestauten, durch neue Passanten ergänzten Menge gewährt wird, bemißt sich nun nach der Länge dieser Zigarette und dem Tempo, in dem sie geraucht wird.

Als die Zigarettenfrist um ist, schleudert der Leutnant den Stummel weit von sich, mustert die Masse, macht größere Schritte, nimmt den Säbel fest in die rechte Faust und geht auf ein Knäuel zu, das sich gütlich nicht entwirren will. Er fordert mit lauter, knarrender Stimme zum sofortigen Weitergehen auf. Es ist, wie wenn ein scharfer Wecker rasselt. Die Menge, im Mißverständnis der Zigarette, nimmt den kleinen Mars nicht tragisch. Aber nun, weiß der Teufel, erschallt plötzlich das Kommando: ‚Vorwärts! Einhauen!‘ und nun stürzen sich die Schutzleute mit geschwungenen Säbeln auf die fliehenden Menschen und hauen drauf los, was das Zeug hält. Eine kurze, aber intensive Sinfonie von Schreien, Johlen, Kreischen und Brüllen hebt an. Ganz Verwegene, die sich auch jetzt noch zu decken wissen, stecken zwei Finger in den Mund und stoßen schrille Pfiffe aus. Junge Fabrikmädchen schreien, daß es durch Mark und Bein dringt. So wie die Duse im letzten Akt schreit, wenn sie höchstes Entsetzen in einen einzigen Ton zusammenfaßt. Man weiß, wie es klingt. Inzwischen wird der Platz reingefegt, und wer ihn in diesem Augenblick passieren will, und sei er ein harmloser Regierungsrat oder eine Hebamme, die einige Häuser weiter erwartet wird: Pardon wird nicht gegeben. Der Schutz-

mann brüllt sie an: ‚Machen Sie, daß Sie weiterkommen!‘ und seine Erregung ist so groß, daß er den ganzen Satz einsilbig ausspricht. Wer zu langsam geht, scheint Widerstand leisten zu wollen; wer zu schnell geht, macht sich erst recht verdächtig. Nun sieh zu, Bürger, daß du die richtige Mitte findest und deine Haltung für deine Harmlosigkeit zeuge! ...

Der Mob in Moabit ist besonderen Schlages. Er bildet die Quintessenz des großstädtischen Janhagels. In zwei Nächten hab' ich ihn studiert. Ein gutes Dutzend Polizeiattacken hab' ich laufen und reiten sehen. In einen Torbogen geduckt war ich Zeuge, wie etwa dreißig Blumentöpfe in den Hof hinuntersausten und ein Dutzend Schüsse nach den Fenstern hinaufblitzten. Im Gewühl der Schieber stehend verfolgte ich die acht berittenen Schutzleute, die sich in das gefährliche Dunkel der Rostocker Straße hineinwagten und, ihre Revolver abfeuernd, sich zwischen den mörderischen Häusern durchschlugen. Auch einen Schwerverwundeten traf ich, der lag in der einsamen Straße und schrie seinen Schmerz zum Himmel, während sich das warme Blut aus seinem Ärmel ergoß. Und ich konnte ihm nicht helfen, ohne mich verdächtig zu machen, denn an den Straßenkreuzungen standen lauernd die Schutzleute. Aber ein Polizeileutnant war es, der zwei Kriminalbeamte anwies, den Verletzten zur Unfallstation zu bringen. Das war schön. Ich will es nicht vergessen.

Die Tumulte in Moabit, das waren nicht die Exzesse von Streikenden, das war nicht der organisierte Widerstand von ehrlichen Arbeitern: es war die Revolte der Parias, der kochende Übermut des menschlichen Abschaums, es war die improvisierte Revolution der Schieber und Hehler, der Zuhälter und Lausbuben. Die Konfirmierten von vorgestern stellten ein wesentliches Kontingent in diesem erbitterten Kampf, und die Tagediebe von ganz Berlin strömten in diese Kloake zusammen, um die Bürgersteige zu überschwemmen. Es war der Tripleextrakt des Pöbels, dessen Taten die Luft von Moabit verpesteten, und die Bürger blieben ganz in der Rolle von Statisten, die nur gelegentlich auf irgendein Stichwort hin ihr Pfui einwarfen. Moabit, da, wo es an Charlottenburg grenzt, das ist die Gegend des Zweifingerpfiffs, dort wird der weiße Kragen seltener, die Schiebermütze dominiert, hier liest man den ‚Vorwärts‘ auf offener Straße, und ein Wirt, der die ‚Deutsche Tageszeitung‘ auslegte, würde gelyncht werden. Hier ist das Dorado der Bassermannschen Gestalten, hier ist der Tummelplatz der Zilleschen Figuren, vor jeder Haustür steht ein Cassius mit dem hohlen Blick, und die Huren sind mit zwei Mark zufrieden. Wenn dieser Abschaum zu kochen beginnt, dann steigen üble Dämpfe auf. Diese Menschen sind nicht organisiert, wenn es auch eine Anzahl Sozialdemokraten unter ihnen geben mag. Was sie mehr untereinander verbindet als die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei, das ist das Bewußtsein, eine Kaste von Erledigten und Ausgestoßenen zu bilden. Sie leben in einem Ghetto, in dessen Bezirk die Faust die letzten Entscheidungen besorgt.

Aber zu diesem Genrebild der Niedertracht gehört ein breiter und gewichtiger Rahmen. Das sind die ruhigen Arbeiter und die ehrsamen Bürger, die Beruf oder Geldmangel zwingen, Wand an Wand mit dieser Horde zu hausen. Hat man je gehört, daß Vernunft ansteckend wirkt? Rechne auf hundert brave Menschen ein Dutzend Strolche: dieses Dutzend beeinflußt die Hundert, da die Hundert nicht

imstande sind, das Dutzend zu erziehen. Brennt erst die Zündschnur, so qualmt bald die ganze Wolle. Im Nu ist der Radaubruder Herr der Straße, und es bedarf keiner langen Unterweisung, um dem Arbeiter plausibel zu machen, daß auch er zuschlagen muß, um nicht geschlagen zu werden. Und nun fraternisiert alles, was zerrissene Hosen hat, gegen die Uniform. Jede eingeschlagene Fensterscheibe, jeder eingetriebene Hut steigert das Machtbewußtsein und fördert die Freude am Demolieren. Denn auf Vernichtung läuft's hinaus.

Jetzt wird aufgestapelter Groll auch im Bürger frei. Jetzt schart sich um die Horde der Exzedenten die Kohorte der verärgerten Mitläufer. Denn jetzt heißt es den Blauröcken eins einzutränken. Im Handumdrehen steht der Arbeiter nicht mehr gegen das Gesindel, sondern mit dem Gesindel gegen die Polizei. Jetzt riskiert mancher eine Beule, wenn er nur hoffen darf, daß ein paar Schutzleute dabei liegen bleiben. So stark ist im Volk der Haß gegen den preußischen Polizeibetrieb. Man sieht nicht mehr Recht und Unrecht, Gewalt und Vernunft, Vorteil und Schaden; man überlegt nicht, daß diese Uniformen den Schutz des Bürgers bedeuten, man glaubt es nicht, denn man weiß es anders; man hat nur den einen Gedanken: nieder mit der Polizei! Diese Cholera läuft durch alle Häuser, durch alle Gassen, und es gibt kein Serum gegen den fressenden Haß.

In Moabit war der Boden für diese Epidemie besonders prädisponiert. Denn dort fühlten sich längst alle beobachtet, kontrolliert, bevormundet und schikaniert. Dort hat man die Nadelstiche der polizeilichen Anmeldungen, Beglaubigungen, Feststellungen, Notierungen, Bescheinigungen, Genehmigungen und Versagungen vielleicht mehr gespürt als in irgendeinem andern Stadtteil von Berlin. Denn in Moabit tritt die Polizei anders auf als in Berlin W. Aus tausend Bedrückungen resultiert die gereizte Stimmung, die sich hier Luft gemacht hat, und die, darauf darf man gefaßt sein, sich über kurz oder lang von neuem Luft machen wird. Nicht der Streik der Kohlenkutscher, nicht die Ausschreitungen der Lausbuben, nicht die Solidarität der Lumpen war das Wesentliche in diesen blutigen Nächten, sondern die Stellungnahme aller gegen die preußische Polizei, der gemeinsame Protest gegen ihre herausfordernde Schneidigkeit, ihre anmaßende Bevormundung und ihre Willkür. Nicht die frechen Streiche waren bedenklich, sondern die heimliche Sympathie, die ihnen galt. Wenn es darauf ankommt, so hält der Arbeiter und der kleine Bürger noch lieber zum Gesindel als zur Polizei. Das ist die Lehre von Moabit.

Und diese Lehre ist um so bedenklicher, als sie in diesen Tagen neue Nahrung fand. Die Schutzmannschaft, die von der Menge Selbstbeherrschung verlangt, übte sie selber nicht. Nicht die preußische Disziplin war das Stigma dieser Nächte, sondern die russische Gewaltherrschaft ...

In dem Augenblick, in dem das Kommando ‚Einhauen!' ertönt, kann der laufende und dreinschlagende Schutzmann keinen Unterschied in Alter, Person und Geschlecht machen. Da ist Schnelligkeit die erste Pflicht. Da drängt sich alles auf Sekunden zusammen. Jeder ist gewarnt und wer zu Schaden kommt, hat es sich selber zuzuschreiben.



Wie sehr das scharfe Durchgreifen der Polizei berechtigt war, zeige ein Beispiel: In der Rostocker Straße brennt keine einzige Laterne, der Mob hat alles demoliert. In dem Dunkel aber bewegen sich viele Menschen. Man sucht die Polizei in die gefährliche Finsternis hereinzulocken. Da stößt plötzlich auf Verabredung ein Weib gellende Hilferufe aus, als ob sie umgebracht würde. Man rechnet, ein oder zwei Schutzleute werden ihr beispringen. Die sind dann in der Falle. Aber die Polizei ist vorsichtig. Acht Berittene durchqueren die Straße. Im Nu sind alle Menschen hinter den Haustüren verschwunden. Die Straße ist grabesstill. Kaum aber ist der Trupp im letzten Drittel der Straße angelangt, da fliegen Flaschen, da knallen Schüsse, da heult es schauerlich durch die Nacht: Bluthunde! Bluthunde! Die ganze Straße ist verschworen. Die Polizei hat recht: Das ist Kriegszustand. Schade um jede Kugel, die ihr Ziel verfehlt.

Ein andres Bild: ein Schutzmann hat zehn Stunden lang auf einem Platz gestanden. Es gab in diesen Tagen welche, die siebzehn Stunden Dienst getan haben! Wer je eine Parade gesehen oder einem König Spalier gebildet hat, kann ermessen, was das heißt: zehn Stunden lang auf einem Platze stehen! Jetzt kommt das Kommando ‚Einhauen!‘ Es wirkt auf den Beamten wie eine Befreiung. Nun darf er sich bewegen, nun kann er die Glieder rühren. Wer will es ihm verübeln, wenn er es gründlich tut!

Aber wenn er die Attacke hinter sich hat, dann tritt er wieder ins Glied zurück. Nun kommen neue Passanten, die von der Säuberung nichts wissen. Auch die attackiert zuweilen der preußische Schutzmann, und von diesem Augenblick an handelt er gegen das Gesetz, gegen die Veruunft, gegen das Empfinden. Jetzt ist er nichts als ein brutaler Schlächter.

Nichts ist in der Tat lächerlicher und empörender zugleich als einen solchen Bramarbas sich zum Herrn aufspielen zu sehen. Er ist ganz erpicht darauf, jedem seine Macht und seine Bedeutung zu zeigen. Er schreit und flegelt die anständigsten Passanten an, nur um sein Mütchen zu kühlen. Jetzt dient er nicht mehr dem Schutz der Straße: er ist ihr Schrecken. Nichts unterscheidet ihn mehr vom Rowdy, als daß er straflos bleibt und daß er sich dessen bewußt ist. Was an gemeinen Ausdrücken dieser Tage von polizeilicher Seite in Moabit gebraucht wurde, hält jeden Vergleich mit dem Jargon der Schieber und Zuhälter aus. Und wenn ein Polizeileutnant einen besser gekleideten Herrn, lediglich aus neronischen Gelüsten heraus, zweimal in den Schmutz der Straße stößt, so ist das nicht ein Heldenstück, sondern ein Akt feiger Renommisterei. Denn der Herr Leutnant weiß ganz genau: *mir* kann nichts geschehen, hinter mir stehen drei Dutzend Schutzleute, die mich decken.

Diese *rein aus Willkür, aus niedrigen Instinkten und aus großprotziger Überhebung heraus geübten Vergewaltigungen sind es*, die so erbitternd wirken, die sich so schnell und so heftig herumsprechen, und die neue Kohlen für die Öfen bedeuten, in denen der Haß lodert. Ein jeder billigt der Polizei zu, daß sie diesmal nur durch Energie imstande war, das öffentliche Fieber zu lokalisieren und zu vertreiben. Aber diese Energie brauchte nicht in Roheit auszuarten, wie es vielfach geschehen ist. Vom dritten Tag an war die Straße nicht mehr vom Mob bedroht. Der hatte sich längst

verkrochen. Jetzt gab das Schreckensregiment der Schutzmannschaft dem des Janhagels nur wenig nach. Wir haben an der brutalen Vergewaltigung der englischen Journalisten das klassische Beispiel dafür, wie disziplinlos diejenigen vorgingen, die zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung bestimmt waren. Und wir haben eine vortreffliche Probe preußischen Polizeigeistes in dem Verhalten des Berliner Polizeipräsidenten, der jegliche Untersuchung kurzerhand ablehnt. Damit ist der Willkür ein Freibrief ausgestellt. Damit ist jedes Versehen ein für allemal sanktioniert. Herr von Jagow sprach das große Wort: die Straße dient dem Verkehr. Wer aber hat den Verkehr in Berlin tagelang unterbunden, wer hat wichtige Verkehrsstraßen tagsüber abgesperrt und wodurch war die Sicherheit des Publikums ärger und konsequenter bedroht als selbst durch den Moabiter Mob? Darüber sind die Meinungen in weiten Kreisen nicht geteilt.

Neuer Groll ist aufgespeichert. Und die Straßenkämpfe von Moabit bedeuten nicht einen Abschluß, sondern, Gott sei's geklagt, einen Anfang. Qui vivra, verra."

Behüte uns Gott! — So aber bindet sich der preußische Polizeistaat selbst die Zuchtrute, so hat sich Preußen auch seine Sozialdemokratie erzogen, jene Sozialdemokratie, die in Magdeburg sogar über des greisen Bebels Kopf hinwegraste, weil auch der ihr nicht mehr radikal genug war. Diese echt preußischen Erziehungsfrüchte kennen es ja gar nicht anders als prügeln und geprügelt werden, und nach diesem Rezept wollten sie denn auch ganz selbstverständlich die süddeutschen Genossen von ihrer polizeiwidrigen Unbotmäßigkeit kurieren. Zwei ganz verschiedene Kulturen, die sich da gegenüberstanden — das ist wohl nie so augenfällig in die Erscheinung getreten, wie auf dem Magdeburger Parteitage der Sozialdemokratie.

„Niemals", betont mit Recht die „Frankf. Ztg.", „war das Gerede von der absoluten Einigkeit innerhalb der Sozialdemokratie, das durch Singer zum eisernen Bestande der Parteitagsschlußreden geworden ist, abgeschmackter als in diesem Jahre; denn es ist im Gegenteil das Hauptergebnis des Magdeburger Parteitags, daß er einer etwaigen zukünftigen Spaltung in einer Weise vorgearbeitet hat, wie es vor dem Kongreß kein Mensch für möglich gehalten hätte. Man ist es gewöhnt, daß auf den sozialdemokratischen Parteitagen erbitterte Auseinandersetzungen vor sich gehen, und daß die radikalistische Mehrheit mit der gemäßigteren Minorität nicht gerade sanft verfährt; seit dem Dresdener Parteitage von 1903 war indessen eine klare und stetige, wenn auch sehr langsame Entwicklung zum Besseren zu verzeichnen gewesen. Die praktischen Bedürfnisse der Gewerkschaften und die menschlichere Betrachtungsweise der Süddeutschen hatten sich in der Partei mehr und mehr zur Geltung gebracht und einer Beteiligung an der realen Politik des Reichs und der Bundesstaaten den Boden geebnet; man konnte danach annehmen, daß bei einiger Geduld die Anpassung der sozialdemokratischen Partei an die Notwendigkeiten moderner politischen Technik ohne Gewaltsamkeiten, ohne inneren Krieg, kurz ohne Spaltung durchgesetzt werden könne. Diesen Glauben hat der Magdeburger Parteitag schwer erschüttert, und darin liegt die historische Bedeutung der Tagung. Nicht als ob eine Spaltung

in naher Zukunft zu erwarten wäre, — es ist im Gegenteil sehr wohl möglich, daß sie in der Zukunft so gut vermieden werden wird, wie in der Vergangenheit seit dem Eisenacher Zusammenschluß. Das Neue aber ist, daß man jetzt überhaupt ernsthafter als je in den letzten Jahrzehnten an sie denkt und daß man sich auf die Möglichkeit ihres Eintretens praktisch vorzubereiten beginnen wird.

Diese Wirkung ist das Ergebnis weniger Stunden. Es ist in der Debatte über die Budgetbewilligung der Badener manches harte Wort hinüber und herüber gefallen, und die offizielle Resolution des Parteivorstandes enthielt außerordentlich scharfe Wendungen. Aber das allein ließ keinen Stachel zurück; die Mehrheit hatte ihrem Herzen Luft gemacht und die Minderheit konnte sich damit trösten, daß der Antrag des Parteivorstandes ja schließlich doch nur den status quo aufrechterhielt, und daß Bebel in seinen beiden großen Reden doch auch ein starkes Friedens- und Freundschaftsbedürfnis erkennen ließ. Seine ganze Schärfe erhielt der Konflikt erst in den Abendstunden des Mittwoch, als nach dem Weggehn Bebels die radikalistische Mehrheit in einen wahren Taumel des Terrorisierens geriet. Die Vorgänge dieses Abends lieferten eine Selbstenthüllung der Mehrheit, angesichts deren manches Vertrauen stutzig werden mußte. Eine Mehrheit, die so jeden Rest von Selbstdisziplinierung vermissen ließ, während sie den andern den Segen der Disziplin einbleuen wollte, die so den Parteibruder als gehaßten Feind behandelte und ohne über die nächste halbe Stunde hinauszusehen, ihren Willen als rocher de bronze stabilierte, eine solche Mehrheit hat ihre vollkommene politische Unreife deutlich erwiesen. Der alte Hexenmeister hatte sich fortbegeben und nun wollten die Zauberlehrlinge seine Geister einmal nach ihrem Willen leben lassen. ‚Seine Wort' und Werke merkt' ich und den Brauch, und mit Geistesstärke tu' ich Wunder auch.' Man hat an diesem Abend in der Tat ein blaues Wunder erlebt!

Es ist unter Politikern, die eine Besserung der deutschen politischen Zustände von einer Annäherung der bürgerlichen Linken und den Sozialisten erhoffen, zuweilen gesagt worden: wenn einmal der ungeheuere Einfluß des Radikalen Bebel ausgeschaltet sein wird, dann kann sich die Entwicklung der Sozialdemokratie zu einer Partei der praktischen Politik leichter vollziehen als bisher. Der Gedanke, der dieser Erwartung zugrunde liegt, ist sicher richtig. Ohne Zweifel ist der extreme Radikalismus, wie er heute in der Partei herrscht, zum guten Teil das Werk Bebels; in den letzten zehn Jahren war es ganz überwiegend Bebel, der ihn dirigierte, und mit Bebel wird er seine stärkste Autorität und seinen hinreißendsten Agitator verlieren. Indessen, die Sache hat auch ihre Kehrseite, und an die hat der Magdeburger Parteitag recht unsanft erinnert. So sehr in Bebel der Agitator und der Dogmatiker den Politiker in den Hintergrund drängte, so hat Bebel doch immer einen gewissen Instinkt für die Voraussetzungen der Parteieinheit besessen; über die alleräußerste Grenze, innerhalb deren noch eine einheitliche Partei möglich war, ist er nie hinausgegangen, und in der Rücksicht auf die Notwendigkeiten einer großen Parteiorganisation hat sein Durchgänger-Temperament doch seine Schranke gefunden. Wer unter den Radikalen soll ihn in dieser Richtung ersetzen? Am Mittwoch Abend war unter allen Radikalen niemand mehr, der dem blinden Un-

gestüm der Zubeilgarde auch nur im geringsten hätte Einhalt tun können. Die natürlichen Führer, die Mitglieder des Parteivorstandes, hielten sich vorsichtig zurück und unternahmen nicht einmal den Versuch einer Dirigierung dieser improvisierten Attacke. Und die Masse der Delegierten? Sie kamen sich sehr stark und tapfer vor und ahnten offenbar nicht, was sie politisch anrichteten. Man kann in einer Versammlung, die doch sozusagen in ihrer Mehrheit aus berufs- oder gewohnheitsmäßigen Politikern besteht, nicht gut einen größeren Mangel an jedem politischen Sinne offenbaren, als es hier geschah. Die verheerenden Wirkungen einer jahrzehntelangen dogmatischen Verbildung traten erschreckend in die Erscheinung. Gewiß, auch in andern Parteien sind die eigentlichen Politiker (im anspruchsvolleren Sinn des Wortes) nicht sehr zahlreich; die Sozialdemokratie aber unterscheidet sich in dieser Beziehung dadurch zu ihrem Schaden von allen andern Parteien, daß bei ihr der natürliche Mangel durch das System der Partei ins Ungemessene verschlimmert wird. Dies System läßt jeden politischen Instinkt, wenn er nicht eine sehr robuste Konstitution hat, künstlich verkümmern; es ist ein Hemmnis in der Entwicklung aller praktisch-politischen Qualitäten, die bei einer des Herrschens ungewohnten Klasse ohnehin in besonderem Maße erst der Entfaltung bedürfen. So kommt es, daß diese kolossale Partei, deren Maschine so gut ausgebildet ist, wie die keiner andern Parteiorganisation in Deutschland, in ihrem radikalen Flügel doch arm ist an politischen Talenten. Da ist das große Heer der Parteibeamten, die es durch die marxistische Dressur vollkommen verlernt haben, die Welt und das Leben zu sehen und die in dieser unbarmherzig arbeitenden Maschine zum Teil auch gar nicht sehen dürfen, da sind fanatisierte Theoretiker vom Schlage der Rosa Luxemburg und deren kritiklose oder strebsame Jünger: in dieser ganzen Masse sicherlich zahlreiche ungewöhnliche Intelligenzen — aber alle Fähigkeiten sind in eine falsche Richtung gedrängt. Wenn diese Scharen sich selbst überlassen sind, so werden sie sich von dem Betätigungsdrang enger Köpfe wie Ledebour und Haase leicht zu Exzessen verleiten lassen, und es wird großer Anstrengungen bedürfen, den so fest fundierten Beharrungstendenzen in der Partei zu begegnen.

Es kann nach alledem nicht wundernehmen, daß abgesehen von dieser parteimäßigen Seite der Sache die politische Ausbeute der Verhandlungen nicht groß ist. Die hauptsächlichen allgemein politischen Verhandlungsgegenstände des Parteitags betrafen die Budgetbewilligung und die preußische Wahlreform. Bei dem Budgetstreit kämpfte der Norden gegen den Süden mit der Parole: Die ganze Richtung paßt mir nicht! Die Bemühungen der süddeutschen und einiger norddeutschen Redner, die Budgetverweigerung auf ihren realen Wert zu untersuchen und über das Verhältnis von prinzipiellen Demonstrationen und der notwendigen Rücksicht auf die jeweilige politische Situation Klarheit zu schaffen, mußten danach durchaus auf die eine Seite beschränkt bleiben. Auch bei der Wahlrechtsdebatte hat man sich über die Hauptsache fast gar nicht unterhalten. Man stritt darüber, ob eine — an sich von der großen Mehrheit auch der Radikalen abgelehnte — Empfehlung des politischen Massenstreiks, die von der Genossin Luxemburg ausging, im Verlauf eines wiederholten Filtrierverfahrens derart verwässert worden sei, daß man sie zur Not akzeptieren könne (und eine knappe Mehrheit bejahte schließlich

die Frage), aber dabei wurde das viel wichtigere Problem vernachlässigt, wie man sich nicht für den Fall eines unwahrscheinlichen scharfen Konflikts und des dann möglicherweise in Betracht kommenden Massenstreiks, sondern für den wahrscheinlichen Gang der weiteren Entwicklung rüsten wolle und welche Möglichkeiten hier in einem eventuellen Zusammengehen mit der nichtsozialistischen Linken lägen ...

Unterworfen haben sich die Süddeutschen nicht, und die in dem Antrag Zubeil enthaltene Ausschluß-Drohung hat praktisch, wie wir bereits dargelegt haben, keinen sehr großen Wert. Der Einschüchterungsgehalt des Antrags Zubeil ist gering; seine Bedeutung liegt in einer ganz anderen Richtung: er hat die Süddeutschen von mancher parteigenössischen Rücksicht moralisch entbunden. Wer jetzt den radikalistischen Sozialdemokraten einen unschätzbaren Dienst erweisen und alle Gruppen der Partei um die Extrem-Radikalen wieder sammeln will, der propagiere die Sammlungspolitik des Herrn v. Bethmann-Hollweg!"

Scheinbar, meint Naumann in der „Hilfe", habe man sich um eine Frage des parlamentarischen Verfahrens gestritten, aber es war doch offenbar kein bloßer Streit um Technik und Taktik:

„Die Süddeutschen fassen das Leben harmloser auf als die Norddeutschen. Sie halten nicht gleich jeden Gratulationsbesuch bei einer Majestät für ein Verbrechen, weil ja auch ihre Majestäten nicht mit Königsberger Pomp durchs Dasein marschieren. Der König bleibt dort ein Mensch und der Sozialdemokrat auch, und das ist es, was in Berlin weder vom König noch vom Sozialdemokraten begriffen wird. Der Süddeutsche hält auch nicht von vornherein jeden Minister für einen geschworenen Gegner, denn auch seine Minister fahren gelegentlich einmal mit ihm dritter Klasse und sehen nicht aus wie frisierte Halbgötter. Der Sinn für hohe Ämter und Titel ist im Süden geringer; man verschenkt da die Titel zu fleißig, als daß sie noch viel wirken könnten. Das Gefühl, daß man einem höheren Staatsbeamten gegenüber entweder sehr demütig oder sehr unverschämt auftreten müsse, weil es einen gesunden Mittelweg nicht gibt, dieses echt preußische Gefühl ist seiner Natur nach nicht süddeutsch. Hier fehlt der Übermensch und der Unmensch, und es bleibt übrig Menschliches und Allzumenschliches. Auch der Staat ist nichts Fernes und Hohes, wie etwa ein marmorner Tempel, den nur Priester und Waffenträger beschreiten, er ist wie eine jener alten Kirchen, in der die Köchin und der Herr Oberst vor demselben Altar stehen. Der Respekt ist geringer und die Duldsamkeit größer. Das hat auch seine Schattenseiten, denn bei dieser Art von Kultur entsteht kein allgewaltiger geschichtsbildender Wille. Man kann sich nicht ausdenken, daß ein Bismarck in Baden oder Württemberg heranwächst. Dazu ist die Fläche zu klein, die Herrschaftsmöglichkeit zu gering. Militärisch betrachtet behält deshalb der Süddeutsche immer eine gewisse Abhängigkeit und kann sich wohl auch nie ganz in die Empfindungen der rein militärischen Staatsauffassung hineindenken.

Die süddeutsche Menschlichkeitskultur ist sicherlich längst nicht auf ihrer Höhe angekommen. Weit davon entfernt! Aber sie ist weiter als in Preußen; das unterliegt keinem Zweifel. Was ist in Süddeutschland anders? Sie haben keinen Junkerstaat und keinen Dreiklassenstaat! Alles andre ist ebenso. Auch in Süddeutschland gibt es soziale Kämpfe, Lohnstreitigkeiten, Aussperrungen, alles ganz ebenso wie

anderswo auch. Der Zukunftsstaat ist dort so fern wie in Berlin oder Hamburg. Aber der Gegenwartsstaat ist besser. In Süddeutschland gibt es staatlichen Liberalismus. Das ist der Unterschied. Wenn also Herr v. Bethmann-Hollweg staatsfreundliche Sozialdemokraten erziehen will, so mag er das preußische Wahlrecht so machen, wie die süddeutschen Wahlrechte sind. Er hat zwar gesagt, demokratische Wahlrechte führten zur Verflachung und Verrohung der politischen Sitten. Jetzt aber kann er nochmals darüber nachdenken, wo die größte Flachheit und Roheit sich zeigt. Sie tritt genau da zutage, wo das rückständige Wahlrecht vorhanden ist, im Staate der bürgerlichen Ungleichheit, in Preußen ..."

Nirgend begegnet man solch fanatischem Klassenhaß, solch bornierter sozialer Verhetzung wie in Preußen und besonders in Berlin. „Wer dort", so liest man im „Reichsboten", „beruflich mit sozialdemokratisch beeinflußten Kreisen zu tun hat, ist der festen, auf tatsächlichen Beobachtungen ruhenden Überzeugung, daß die Verhetzung durch den ‚Vorwärts', dessen tägliche Leser die Arbeiter sind — sein müssen! — nicht mehr gut einen höheren Grad erreichen kann, und daß dieser Haß nach psychologischen Gesetzen sich einfach Luft machen muß. Wenn z. B. manche Lehrer sprechen dürften, ohne fürchten zu müssen, nachher überfallen zu werden — man würde erbauliche Dinge über die Früchte der gewerbsmäßigen Verhetzung des ‚Vorwärts' selbst gegen die Lehrer zu hören bekommen. Kenner der Berliner Verhältnisse geben sich nicht der geringsten Täuschung darüber hin, daß das hier übliche Herunterreißen jeder Autorität über kurz oder lang zu einer Katastrophe führen muß. Wir kennen Geistliche, die unter Drangabe ihrer Gesundheit ihre Pflicht tun, und die es bereits als eine feststehende Tatsache aussprechen, über die überhaupt erst kein Wort mehr verloren wird: ‚Wir stehen natürlich auf einem verlorenen Posten!' ...

Viele Kenner der Verhältnisse sind sich ganz klar darüber, daß selbst weitere materielle Verbesserungen der Lage der Arbeiter diese Stimmung des infernalischen Hasses nicht bezwingen können. Der Staat, meint man, soll weiter soziale Verbesserungen durchführen — er wird es aus Pflicht und Gewissen tun, wird sich aber niemals dadurch eine Anerkennung der Arbeiter erwerben können ..."

Man wird dem konservativen Blatte rechtgeben müssen, wenn es meint, daß es mit dem Terrorismus immer wieder von neuem einsetzender, oft den Arbeitern von den Organisationen nur aufgedrungener Streiks nicht in allewege so weiter gehen kann, soll nicht unser gesamtes wirtschaftliches Leben ernsten Katastrophen preisgegeben werden. Der Generalstreik der Eisenbahner in Frankreich, den wir bis in unsere eigenen Verkehrsadern miterlebten, sollte auch uns zu denken geben. „Wenn wir auch", schreibt der „Reichsbote", „der persönlichen Bewegungsfreiheit der Arbeiter in bezug auf die beste Verwertung ihrer Arbeitskraft jede Ausdehnung gönnen, die mit der allgemeinen Wohlfahrt irgendwie in Einklang zu bringen ist, so muß doch die letzte, also das Gedeihen des Erwerbslebens, die unantastbare Grenze bleiben, mit der jene Bewegungsfreiheit unbedingt zu rechnen hat, an der sie ihr Ende findet. Obenan steht die allgemeine Sicherung des Erwerbslebens, erst dahinter kommen die privaten Interessen des einzelnen, zu

deren Anwälten sich die Arbeiterorganisationen aufgeworfen haben und als welche sie sehr häufig völlig ungerufen auftreten. Die Erwerbsstätten sind die alleinige Quelle der gesamten Volkswirtschaft und Volkswohlfahrt, vor allem aber auch die eigentlichen Fundamente aller Arbeiterwohlfahrt, deshalb kann auch die staatliche und Reichsgemeinschaft unmöglich länger untätig zusehen, wie diese Erwerbsstätten jedem Windhauche rein willkürlicher Kraftproben ausgesetzt sind.

Daß man bei wirklichen Hungerlöhnen und tatsächlicher Ausbeutung der Arbeiter diese ruhig gewähren läßt, wenn sie schließlich durch allgemeine Arbeitsniederlegung einen gewissenlosen Arbeitgeber veranlassen, ihnen menschenwürdigere Arbeitsbedingungen zu gewähren, dagegen ist nichts einzuwenden; sie können sich um Schutz ihrer Interessen an die bestehenden Schiedsgerichte wenden. Daß aber die Organisationen sozusagen von Amts wegen über auskömmlich gestellte Genossen Streiks verhängen können, zumal mit dem deutlich erkennbaren Hauptzweck, die Machtverhältnisse jener Organisationen zu erweitern, darin ruht eine öffentliche Gefahr, der von Staats wegen nachdrücklichst begegnet werden muß." Dazu bedürfe es gar keiner besonderen Gesetze, nur der Anwendung bestehender Paragraphen des Reichstrafgesetzbuches, und zwar des § 239 („vorsätzliche und widerrechtliche Beraubung des Gebrauches der persönlichen Freiheit") und des § 240 („Nötigung").

„Wenn man aber die Einmischung von Arbeiterorganisationen in die Arbeitsverhältnisse einzelner Unternehmungen mißbilligt, so muß man es auch mißbilligen, wenn die Arbeitgeberorganisationen sich in einzelne Unternehmungen einmischen und dort die Aussperrung der Arbeiter, wie die Arbeiterorganisationen die streikenden Arbeiter, unterstützen. Um gerecht und billig zu sein gegen Arbeiter wie Arbeitgeber und die bittere Streikquelle zu verschütten, bleibt nichts anderes übrig, als die Errichtung von obligatorischen Schiedsgerichten, vor die alle Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zu verweisen sind. Das verderbliche Streikfaustrecht muß einem ordentlichen Gerichtsverfahren weichen."

Wir gehen vielleicht ernsten Zeiten entgegen: darüber müssen wir uns klar werden, ohne Schwarzseher zu sein. Ein unterirdisches Beben kreißt durch das alte Europa. Könige werden heute mehr oder minder sanft hinauskomplimentiert, ohne daß irgend eine der Mächte einen Finger dazu rührt. So selbstverständlich geht das alles ab. Auf der anderen Seite beschließt ein Häuflein Männer im Proletarierrock — und alle Räder stehen still. Da hat sich ganz zweifellos eine Machtverschiebung vollzogen. Nicht die Regierungen allein verfügen heute über die Machtmittel der Organisationen. Den staatlichen, als da sind Armee und Beamtenschaft, stehen die Organisationen der Arbeiter- und Berufsverbände gegenüber. In Portugal aber, wie schon vorher in der Türkei, ist es die Armee, die den König entthront, und in Frankreich sind es Beamte, die der Staatsregierung den Gehorsam verweigern. Und die älteste, die so viele Jahrhunderte hindurch mächtigste Organisation, — die Kirche? In allen romanischen Ländern, den rein katholischen, ist sie in die Defensive gedrängt, wird ihr Zoll für Zoll der Boden abgegraben.

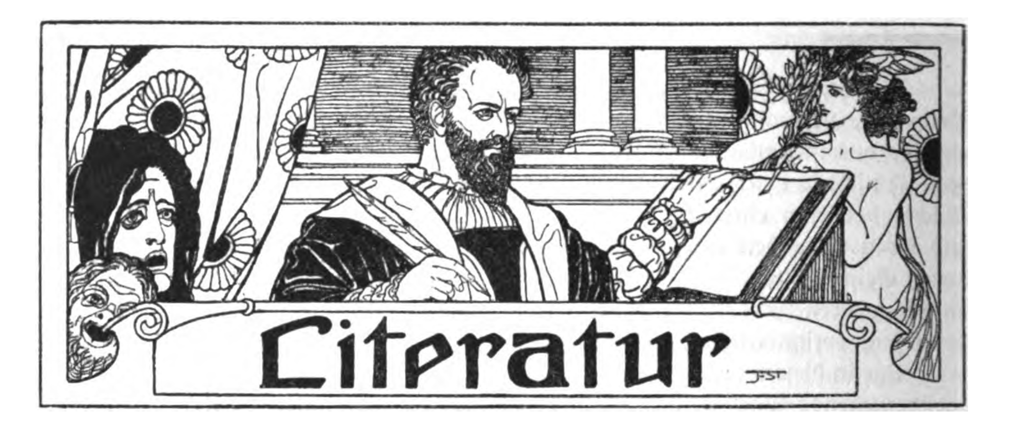
Militär, Bureaukratie, Kirche — sie sind in Deutschland gewiß noch mächtige Bollwerke, die manchen Stoß aushalten können. Aber alle Hoffnung in allewege auf ihr automatenhaftes Funktionieren setzen, wäre eine Belastungsprobe, der man sie nicht so ohne weiteres und nicht auf die Dauer aussetzen sollte. Auch diese Mächte bedürfen einer Erneuerung, einer Verjüngung, wenn sie auf der Höhe und ihren Aufgaben gewachsen bleiben sollen. Auch sie müssen sich mit einem neuen Geist erfüllen. Mit dem Geiste lebendigen Verständnisses für die nun einmal unabweisbaren Forderungen der Zeit, soweit sie uns in Fleisch und Blut übergegangen, verinnerlichter, unveräußerlicher Kulturbesitz geworden sind.

Nur in diesem Zeichen kann auch eine Politik der „Sammlung" mehr als nur vorübergehende Parteikonstellationen zeitigen. Ein „blau-schwarzer" Block tut's nimmer. Es muß schon ein Kulturblock sein, der alle ehrlichen Freunde des Fortschritts wie des souveränen Staatsgedankens unter eine Fahne schart. Dazu gehört freilich ein Programm, das nicht auf den Leib einzelner Parteien zugeschnitten ist, sondern in fröhlicher Unabhängigkeit weit über sie hinaus die Forderungen zusammenfaßt, die bewußt oder unbewußt in allen nicht klassen- und parteiverengten, modern, aber nicht radikal gesinnten Deutschen leben.

Es gehört dazu ein vorbehaltloser Bruch mit dem preußischen Polizeigeist und mit allen reaktionären Veilletäten. Und gerade die Mehrheitsparteien sollten, um ihr echtes Gut zu retten, diesen Ballast, so viel sie nur immer ihrem Herzen, wenn auch mit Schmerzen, abringen können, entschlossen über Bord werfen. Denn sie sind es, die die Verantwortung tragen und dereinst werden Rechenschaft ablegen müssen. Gebieten sie auch nicht über so zahlreiche Mannschaft, wie es den Anschein hat, so halten sie doch das Steuer in Händen.

Noch ist es Zeit. Wie lange noch —?





Fritz Reuter · Von Hans B. Grube

In einer der letzten Nächte vor seinem am 12. Juli 1874 erfolgten Tode wandte Fritz Reuter sich an die an seinem Sterbelager sitzende Gattin mit der Frage, ob sie wohl glaube, daß seine Dichtungen ihn überleben würden. Diese Frage ist bezeichnend für des großen Volksschriftstellers rührende Bescheidenheit. All die vielen Anerkennungen und der schnelle materielle Erfolg seines schriftstellerischen Schaffens konnten die Zweifel in ihm nicht bekämpfen, ob seine Werke auch wohl wirklich von dauerndem Werte seien, und nimmer wäre ihm der Gedanke gekommen, daß ihm dereinst in seiner Vaterstadt Stavenhagen auf öffentlichem Platze ein prächtiges Denkmal von Erz und Stein errichtet werden würde.

Am 7. November ds. Js., dem hundertjährigen Gedenktag an Fritz Reuters Geburt, soll das Denkmal, ein Werk des Bildhauers Professor Wilhelm Wandschneider in Charlottenburg, auf dem Stavenhagener Marktplatz vor dem Rathause, in dem Fritz Reuter als Sohn des Bürgermeisters Johann Georg Reuter und seiner Gemahlin Johanna geb. Oelpke das Licht der Welt erblickte, enthüllt werden.

Als „en knendlich Kind", als ein zartes, schwächliches, mit blassem Gesicht und flachsblondem Haar, war Fritz auf die Welt gekommen; bald aber entwickelte er sich zu einem kräftigen, frischen Burschen, der mit Vorliebe in Feld und Wald umherstrich und nur ungern sich dem Zwange der Schule fügte. Auch auf der Universität war er kein fleißiger Kollegienbesucher, und keiner seiner Lehrer würde dem stets zu übermütigen, jedoch niemals zu schlechten Streichen aufgelegten und zum Bummeln sehr geneigten Jüngling prophezeit haben, daß er dermaleinst der berühmte und von seinen Zeitgenossen wie von der Nachwelt gefeiertste Mann seiner mecklenburgischen Heimat werden würde. Am wenigsten aber sein eigener Vater, der gestrenge Bürgermeister, dessen Blick immer nur auf das nüchtern Praktische gerichtet war und dem Fritzens lockere Natur und seine Liebe zu künstlerischer Betätigung das größte Mißtrauen einflößte.

Fritz Reuter hat einmal in einem Briefe, den der um die Reuterforschung hochverdiente Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz aufgefunden und schon vor



Pan mit Bär — E. Frémiet

Jahren veröffentlicht hat, auf Wunsch eines seiner Verehrer eine kurze Selbstbiographie niedergelegt. Darin sagt Reuter über seine Studentenzeit höchst offenherzig: „Michaelis 1831 ging ich mit dem Zeugnis der Reife nach Rostock, um dort Jura zu studieren, woraus indessen wenig wurde, da ich meine Abneigung gegen dies von meinem Vater gewünschte Studium nicht überwinden konnte. 1832, Ostern, zog ich nach Jena, auch hier wollte es mit dem Jus nicht gehen. Zeichnen, Mathematik und die Angelegenheiten der Burschenschaft füllten die etwas leichtsinnig hingebrachte Zeit aus."

Ja, vorzugsweise Zeichnen und Malen bildeten neben Ausflügen ins Freie des jungen Reuters Lieblingsbeschäftigung. In dem gleichen Briefe berichtet Reuter auch, daß er schon als Gymnasiast in Friedland seinem Vater den Wunsch ausgesprochen habe, Kunstmaler zu werden. Die vielen Zeichnungen und Skizzen von seiner Hand sind uns ja hauptsächlich durch den eifrigen Spürsinn und unermüdlichen Eifer von Gaedertz, der zurzeit die reichhaltige schöne Reuterausstellung im Abgeordnetenhause zu Berlin veranstaltet hat, erhalten geblieben und bezeugen das starke Talent ihres Schöpfers auf dem Gebiete der Malkunst.

Seine zeichnerische Begabung hat Reuter auch viel früher als Mittel zum Gelderwerb herangezogen, als die Schriftstellerei. Er ließ sich 1850 in Treptow in Pommern als Zeichenlehrer nieder und hat sich in jener Zeit auch als Porträtmaler einiges verdient. Zugleich wirkte er in Treptow als Lehrer für fremde Sprachen, Naturwissenschaften und Turnen.

Seine ersten schriftstellerischen Versuche entstanden schon in den vierziger Jahren während seiner Landwirtslehrzeit auf Demzin. An eine dereinstige Verwertung dieser Federarbeiten hat Fritz Reuter aber damals wohl kaum gedacht. Zur Herausgabe seiner ersten Läuschensammlung in Buchform bedurfte es des eifrigen Zuredens seiner Freunde und seiner Frau Luise, der Tochter des Pastors Kuntze zu Roggenstorf, die er nach vierjähriger Brautzeit, trotz seiner dürftigen Einnahmen als Privatlehrer, am 16. Juni 1851 heimgeführt hatte.

Zum Weihnachtsfeste 1853 ging dies erste Reutersche Werk in die Welt hinaus, und der Erfolg war über alle Erwartung groß. Es erschien im Selbstverlag, da seine Bemühungen, einen Verleger zu finden, der das Risiko der Herausgabe übernommen hätte, vergeblich waren. Reuters um acht Jahre älterer Freund, der Justizrat Schröder, streckte ihm die Kosten für die Drucklegung des Buches vor. Der riesige Beifall, den der erste Teil von „Läuschen un Rimels" fand, ermutigten dann den Buchhändler und Druckereibesitzer Detloff Karl Hinstorff in Wismar, Reuters weitere Werke in Verlag zu nehmen, was Hinstorff niemals zu bereuen gehabt hat. Er hat daran ein großes Vermögen verdient.

Als dann Reuters Berühmtheit zu wachsen begann, sind verschiedene bedeutende Verlagsgeschäfte an ihn mit glänzenderen Anerbieten, als Hinstorff sie ihm machen konnte oder wollte, herangetreten, aber da zeigte sich Reuters Treue: er mochte sich von dem Manne nicht trennen, der ihm die Hand gereicht hatte, als sein Name erst in den enggezogenen Kreisen des Heimatlandes bekannt war.

Das ist so recht bezeichnend für den trefflichen Charakter unseres bedeutendsten plattdeutschen Dichters, und bezeichnend für seinen Humor wie für den gemütlichen

Verkehrston zwischen Dichter und Verleger ist auch das Wort, mit dem er die Werbungen der berühmten Verlagsgeschäfte zurückwies und sein Festhalten an Hinstorff begründete. Er meinte in seinem derben und dabei doch so gutmütigen Scherzton: „Esel und Esel stimmt am besten zusammen; ich will den alten Esel von Hinstorff nicht um kleiner Vorteile willen verlassen.“

Die Erfolge, die Reuter in engern Freundes- und Verwandtenkreisen mit verschiedenen Polterabendstücken und andern dramatischen Gelegenheitsscherzen erzielt hatte, verführten ihn zu der Ansicht, das Talent zum Bühnendichter zu haben, und er schrieb eine kleine Anzahl von Schwänken und Lustspielen mit hoch- und plattdeutsch redenden Personen. Aber keins von diesen Stücken hatte einen Bühnenerfolg, und Reuter war einsichtig genug, die mißglückten Versuche nicht fortzusetzen. Er, der bis jetzt nur mit humoristischen Reimereien an die Öffentlichkeit getreten war, wandte sich fortan größeren Aufgaben zu und zeigte bald, daß seine größte Stärke auf dem Gebiete des gemütvollen Romans und der epischen Schilderung von Zuständen und Menschen seines Zeitalters war.

Die Lebensverhältnisse in dem kleinen weltentlegenen Treptow waren Fritz Reuter allmählich zu eng geworden. Er siedelte deshalb im April 1856 nach Neubrandenburg über, wo er in den gelehrten Brüdern Ernst und Franz Boll, dem Dr. Viktor Siemerling, den Familien Brückner und Löper einen ihn anregenden und für sein schriftstellerisches Wirken höchst vorteilhaften Verkehr fand.

Sieben Jahre hat Fritz Reuter in der alten romantischen Stadt Neubrandenburg mit ihrer schönen waldreichen Umgebung gelebt, und diese sieben Jahre sind die fruchtbarsten für sein dichterisches Schaffen gewesen. Hier entstanden in verhältnismäßig schneller Reihenfolge die bedeutendsten Werke unseres großen Humoristen und tiefen Menschenkenners.

Den anfänglichen Plan, auch in Neubrandenburg noch durch Unterrichtgeben Mittel zum Lebensunterhalt aufzubringen, ließ er fallen und wandte sich ganz allein und mit voller Kraft der Ausarbeitung zum Teil schon länger im Entwurf vorliegender, abgeschlossener erzählender Schriften zu. Die ihm aus seinen Büchern zufließenden Einnahmen reichten aus, um sorgenlos ein bescheidenes Leben führen zu können, und seine Gattin war eine so gute Haushälterin, daß von Not nicht mehr im Reuterschen Hause die Rede sein konnte.

Die Einnahmen wuchsen freilich auch in Neubrandenburg anfangs nur sehr langsam. Noch war Reuters Ruf nicht über die Grenzen des engeren Heimatlandes hinausgedrungen. Die vornehme Presse hatte immer noch nicht von seinen Veröffentlichungen Notiz genommen. Endlich, im Juni 1858, brachte die „Kölnische Zeitung“ aus der Feder von Ernst Moritz Arndt folgende prächtige Würdigung des niedersächsischen Dichters:

„Fritz Reuter. Dieser mecklenburgische plattdeutsche Dichter verdient genannt zu werden. Seine Gedichte ‚De Reis' nah Belligen‘ und ‚Kein Hüsung‘ werden sich von selbst Bahn brechen. Sie melden eine glücklichste reiche Laune und die Gabe trefflicher Natur- und Herzensschilderung. Sie sind eine wahre Bereicherung der plattdeutschen Mundarten, sprechen die Sprache, welche zwischen der Tollense und Mittelelbe, in Südmecklenburg und in der Altmark und Priegnitz

gilt, eine vollere und kräftigere Mundart, als die gegenwärtige dithmarsische Groths, deren Laute seit Kösters Tagen fast etwas dünn und schwächlich geworden sind."

Von da an wuchs Reuters Name schnell und immer schneller zur Berühmtheit an und mit dem erhöhten Absatz seiner Bücher steigerten sich auch natürlich seine Einnahmen.

Auf ärztlichen Rat machte Fritz Reuter in Bad Elgersburg in Thüringen 1862 eine längere Sommerkur durch. Hier war es, wo Luise Reuter den Plan faßte, ihren Fritz zu einer Übersiedelung nach dem schönen Thüringen zu bestimmen. So sehr aber Reuter auch für das Thüringerland als Naturfreund schwärmte, so abweisend nahm er zunächst den Vorschlag, sich ganz dort niederzulassen, auf. „Wur nich plattdütsch red't ward, holl ik 't nich ut!"

Luise ließ aber nicht nach und kam immer wieder auf ihren Lieblingswunsch, Fritz in der abgeschiedenen paradiesischen Schönheit eines lieblichen Thüringer Gaues ein stilles Dichterheim begründen zu sehen, zurück. Bestimmend für sie war dabei auch in erster Linie mit, daß der etwas zu lebhafte, mit starkem Pokulieren verbundene Verkehr im Kreise seiner Mecklenburger Freunde den auf diesem Felde bekanntlich wenig widerstandsfähigen Mann auf die Dauer zum schnellen Ruin führen mußte.

Als nun im Februar 1863 Reuters Schwiegervater die Augen für immer schloß, erreichte sie von Fritz die Zusage, einen vorläufig auf zwei Jahre berechneten Aufenthalt in Eisenach am Fuße der Wartburg zu nehmen.

Eisenach ist dann Reuters zweite und dauernde Heimat geworden, obwohl „man dor kein Plattdütsch snakt", aber er hat der alten Heimat stets die größte Anhänglichkeit bewiesen. Wiederholt hat er sie vom Thüringer Lande aus aufgesucht und von vielen seiner Landsleute hat er in seinem Hause, das er sich später am Fuße des Wartenberges erbaute, Besuch erhalten. Mit manchen der alten Freunde in Mecklenburg und Pommern blieb er bis an sein Ende in regem Briefwechsel.

Daß bei der Übersiedelung des Ehepaars Fritz und Luise Reuter nach Eisenach auch die letztere wirklich nur an einen zeitweiligen Wohnortswechsel gedacht hat, geht aus einem Briefe Luisens aus dem Jahre 1863 an eine ihrer Freundinnen in Mecklenburg hervor, in dem es heißt: „Ich denke, nach ein paar Jahren kehren wir wohler zurück und setzen uns in Rostock oder hier (Neubrandenburg), wenn überallhin Eisenbahnen oder Gartenwohnungen gebaut sind, zur Ruhe." — Das hat nicht sollen sein.

Reuters Ehe ist kinderlos geblieben. So genau wir auch über sein Gemütsleben und sein Denken unterrichtet sind, ist es doch unbekannt, ob das auf sein Dasein Schatten geworfen hat. Das Zusammenleben mit seiner Luise brachte ihm jedenfalls ein so reiches Glück, daß man niemals ein Wort der Trauer darüber gehört hat, daß er seinen Namen nicht auf Kinder vererben durfte. Und doch war er ein Freund der Jugend und ein Erzieher, wie es nur wenige gegeben hat. Ich erinnere zum Beweise für die Wahrheit dieser Behauptung an Reuters Lehrerzeit.

Man erzählt sich noch heute in Treptow und Umgegend allerlei hübsche Geschichten, die Reuters erzieherische Begabung trefflich illustrieren. Einer seiner ersten Schüler, Karl Behrends, schildert eine nächtliche Turnfahrt, wie solche von

Reuter an Sommerabenden mehrmals veranstaltet worden sind. Der von seinen Schülern mit aufrichtiger Hingabe verehrte Lehrer wollte einmal den Mut seiner Zöglinge erproben und sie etwaige Gespensterfurcht überwinden lehren. Er verfuhr dabei nach folgender Methode: das Ziel des Ausfluges mit den Knaben die Erlaubnis bekommen hatten, statt daheim im Bette, die Nacht einmal draußen in freier Natur unter dem Dunkel und Knistern der Bäume im Walde zu verbringen, war das eine Stunde von Treptow gelegene Stadtholz. Auf dem Marsch kamen sie in die Nähe des Friedhofes. Da ließ Reuter Halt machen, riß aus seinem Notizbuch einige Seiten heraus und machte so viel einzelne Zettel, als Schüler um ihn waren. „Fürchtet sich einer vor Gespenstern?" — Keine Antwort. „Nun," meinte Reuter, „also lauter tapfere Jungens. Doch ihr müßt es mir auch beweisen, denn eine Behauptung ohne Beweis gilt nichts in der Welt. Ich habe hier auf ein Dutzend Zettel Namen geschrieben; davon trägt jeder, der Mut hat, einen Zettel zum Kirchhof und legt ihn auf ein bestimmtes Grab. Doch muß jeder allein gehen. Wer will der erste sein?"

Totenstille. Reuter wiederholte die Frage und wandte sich, da diese auch ohne Antwort blieb, direkt an Karl Schauert. Der nahm einen Zettel. Nun bot Reuter Nummer zwei an, die ihren Abnehmer fand; und so trat dann bei jedesmaligem Aufruf langsam und zagend einer vor oder wurde von seinen Kameraden so lange vorgeschoben und in die Rippen gekniffen, bis er außer Reih und Glied war und nicht mehr zurück konnte.

Auf diese Weise wurden sämtliche Zettel verteilt und an ihren gruseligen Ort befördert. Die ersten kamen schon wieder, und zwar mit ganz andern Gesichtern, stolz und selbstbewußt. Jetzt mußten die Zettel abgeholt werden, wobei die übrigen ihren Mut zeigen sollten. Das ging besser: waren doch alle mit heiler Haut zurückgekehrt. Bald befand Reuter sich im Besitze sämtlicher Blätter.

Von seinem Schüler Karl Behrends besitzen wir auch eine sehr anschauliche Beschreibung von Reuters Ankunft in Treptow und seiner äußeren Erscheinung: „Herr Reuter, ein breitschulteriger Mann, der wirklich sehr studiert aussah, mit goldener Brille auf der Nase, einen starken Stock in der Hand, kam von Thalberg und mietete beim Rendant Flos. Nach dreitägiger Abwesenheit kehrte er abermals von Thalberg zurück und ging sofort zum Justizrat Schröder; bald wußte man, daß er dessen Sohn Richard unterrichten werde. Schritt man an dem kleinen einstöckigen Flosschen Hause vorbei und sah dort oben an den Fenstern Blumentöpfe mit Geschmack aufgestellt und hinter ihnen ein echt germanisches Gesicht mit hellblondem Vollbart, breiter freier Stirn und blauen Augen mildlächelnd hervorgucken, so erkannte man, daß es einem Naturfreunde gehören müsse. Reuter war schnell eingeführt, eine Art Zuneigung und Ehrfurcht wurde ihm entgegengebracht; sprach doch aus seinem hellen Auge eine reine und schöne Seele." — Auch Paul Lindau sagte später von Reuter: „Besonders charakteristisch sind die hellen, geistsprühenden Augen, die mit einer göttlichen Freundlichkeit und Lebendigkeit durch die Brillengläser in die Welt ausschauen."

Diesem Porträt entsprach auch Reuters ganzes Wesen, entsprechen seine Werke, in denen er mit scharfer und treffsicherer Auffassung und aus der Tiefe seines reichen

Gemütes schöpfend, echte lebenswahre Bilder aus dem niedersächsischen Volksleben uns vorführt und alles, was er schildert, mit seinem sonnigen Humor verschönt. Wohl niemals ist das, was wir Reuter verdanken, treffender und schöner wiedergegeben worden, als in den Worten jenes herrlichen Nachrufes, den Gustav Freitag dem plattdeutschen Dichter kurz nach dessen Hinscheiden widmete, und die ich deshalb hier in Erinnerung rufen möchte:

„Fritz Reuter war die schönste Gottesgabe verliehen, der Humor, ein echt deutscher Humor, in welchem über der launigen Darstellung menschlicher Beschränkung und Verkehrtheit überall die herzliche Liebe zu den Menschen fühlbar wird, ein gesunder und kräftiger Humor, der auch da, wo er ans Possenhafte streift, der Grazie nicht entbehrt, und der uns immer die beglückende Empfindung zuteilt, daß es ein guter und lauterer Sinn ist, der uns seine lichtvolle Auffassung des Lebens spendet."

Möchte der Sinn für Reuterschen Geist und Reuterschen Humor doch immer in deutschen Landen Wertschätzung und Verständnis in weitesten Kreisen finden als treffliches Gegengift gegen ätzenden Witz und Roheiten in Wort und Bild, wie sie, von fremdem Geiste uns aufgedrängt, das Mark der deutschen Eiche zu vergiften drohen. Bleibt dieser Sinn, dann wird sich auch Reuters Sang noch „veel dusend Johr" als wahr bewähren:

Ik weit einen Eikbom vull Knorrn un vull Knast,
Up den'n sött kein Bil nich un Ärt.
Sin Bork is so rug un sin Holt is so fast,
As wier hei mal bannt un behext.
Niks hett em dahn;
Hei ward noch stahn,
Wenn wedder mal dusend von Johren vergahn.



Eine deutsche Akademie in Weimar?

Es ist diesmal Professor Wilhelm Schölermann, der in einer lesenswerten kleinen Schrift den oft erwogenen Gedanken in neue Worte prägt (Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1910). Ich entsinne mich, daß einmal eine ähnliche Rundfrage von K. E. Franzos in der inzwischen eingegangenen „Deutschen Dichtung" ausging; desgleichen ließ Ernst Wachler unter dem Titel „Wie kann Weimar zu neuer literarischer Blüte gelangen?" gesammelte Stimmen in Form eines Heftchens erscheinen; Otto von Leixner äußerte sich über die Akademiefrage in der „Täglichen Rundschau"; es sollen zwischen dem verstorbenen, bekanntlich energischen und vielumfassenden Geheimrat Althoff und dem weimarischen Staatsminister Rothe über die Frage Schriftstücke gewechselt sein, die sich wahrscheinlich im weimarischen Archiv befinden; schon Liszt soll einen diesbezüglichen Plan dem Großherzog Karl Alexander vorgelegt haben.

Den seelischen Zustand, aus dem solche Vorschläge oder Anregungen entstehen, begreifen wir sehr wohl. Es steckt ein edler Drang dahinter, ein Drang nach geistiger Adelung, nach

seelischer Aristokratie, nach Sammlung der Höherstrebenden inmitten der zersplitternden und zerreibenden Umwelt. Man sucht einen heiligen Hain, eine stille Insel, einen Sonntag im Werktag.

So schreibt denn auch Schölermann, der als Übersetzer eines Emerson und Ruskin aus vornehmen Bezirken kommt, daß uns „eine geistige Zentrale“ fehle, ein „Richtungspunkt, wo zum Sammeln geblasen wird“, ein „Bindeglied zwischen klassischer Tradition und moderner Lebensanschauung ...“ „Es ist unsre höchste Aufgabe, die Richtlinien, die unsre Größten hinterlassen haben, entwicklungsgeschichtlich fortzuführen. Aber wo soll der Sammelpunkt solcher Bestrebungen sein? Etwa in einer Großstadt, wo die Schlagadern des Verkehrs alle gesunden, aber auch alle kranken Säfte in wahnwitzigem Fieber durcheinander treiben? Ist das denkbar? Nein, nur in stillen Gehegen geistiger Größe, in deren staubfreier Luft ein reines Atmen möglich ist.“

Hier setzt mein Einwand gegen den ganzen Akademieplan ein. Diese Gegenüberstellung von fieberhaftem Großbetrieb und stillen Gehegen geistiger Größe verdient zwar durchaus Beifall. Aber das müßte geistig und seelisch verstanden sein, nicht örtlich. In diesem Sinne schrieb ich meine „Wege nach Weimar“, auf die einmal Schölermann beistimmend hinweist, ohne aber offenbar ihren Kerngedanken sich zu vergegenwärtigen: daß es nämlich nicht auf Ort noch Zeit, sondern auf den seelischen und geistigen Zustand ankomme. Und diesen Zustand herauszuarbeiten, ist jeder Energie an jedem Orte möglich, da es eine Innen-Arbeit ist. „Das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt“ — auch nicht das Reich der Poesie. Fange jeder da an, wohin ihn die bürgerlichen Bestimmungen oder seine Schicksale gestellt haben — und schaffe sich mit Gleichgestimmten, so gut es geht, ein „Weimar“ oder eine „Wartburg“, indem er seine Verklärungskraft, seine rhythmisierende Kraft zur Betätigung bringt! So nur kann sich, nach und nach, in organischer Zellenbildung, ein neuer Zeitgeist herausbilden; zunächst in zerstreuten Gruppen und einzelnen Menschen — aber in Gruppen und Menschen, die mit dem Wort Idealismus wiederum Ernst machen.

So wie jetzt die Dinge liegen, hat sich ein neues Bildungsideal im harmonischen Sinne eines Wilhelm von Humboldt oder Schiller („schöne Seele“) noch nicht wieder herausgebildet. Wir haben alle Mühe, mit den bloßen Stoffmassen methodisch fertig zu werden. Vereinzelt marschierend bestreben sich Gruppen und Führer mit ihren Gemeinden Teil-Arbeit zu leisten und nach und nach eine Totalität anzustreben. Aber es ist alles Vereinzelung, keine Synthese; es ist noch immer kein Bismarck erschienen, der das geistige Deutschland einige. Weder im Nationalen noch im Religiösen sind wir einig; ein Zeitalter, das mit Nietzsche ruft: „Gott ist tot“ oder sich herumstreitet, ob Christus gelebt; der Monistenbund Haeckels, die Philosophie Euckens, die Theosophie Steiners, die Menschenkultur eines Johannes Müller-Mainberg, die Gruppen der Goethe- oder Shakespeare-Gesellschaft, Adolf Bartels oder Erich Schmidt und Richard Meyer — — man bringe einmal diese Bestrebungen, um nur einige zu nennen, unter einen Hut und nenne das „Deutsche Akademie“! O nein, wir sind zu Repräsentativem im Sinne eines umfassenden Idealismus jetzt nicht fähig, besonders nicht in der Literatur. Eine Zeit, die einem „Tantris der Narr“ den Schillerpreis gibt — Erich Schmidt soll der Verantwortliche gewesen sein —, weiß nichts mehr von Schillers Pulsschlag und Feuerherzen. Wir müssen eine schöpferische neue Generation abwarten, die wieder an den seelischen und geistigen Adel — nicht etwa an die Formen — der Epoche des deutschen Idealismus anknüpft.

Alles Große ist aristokratisch, sagt Schölermann in einem Schriftchen desselben Verlages mit Recht. Aber Aristokratie hat auch Chamissos Waschfrau. Nicht das Repräsentative einer Akademie tut uns not, wir haben des Repräsentativen zu viel; sondern Verinnerlichung, Vertiefung, Vereinfachung im Sinne des Reinmenschlichen und des Edelnatürlichen. L.



Berliner Theater-Chronik

Die Berliner Theater fingen ihre neue Spielzeit wieder im Zeichen der Ausländerei an.

Die Kammerspiele brachten Gorkis jüngste Bühnenarbeit „Die Letzten" heraus; man kann nur sagen: ein Schreckenskammerspiel.

Grell unterstrichen und wüst aufgeschminkt werden hier Szenen aus dem Familienleben aufgerollt. Das Versumpfte, Verkommene, Rohe und Brutale dieser menschlichen Verhältnisse, in denen sich Kinder und Eltern, Brüder und Schwestern gegenseitig angeifern, hat nichts Erschütterndes. Es kann es nicht haben, weil Gorki diese Situationen und Zustände nicht wirklich aus dem wilden Elend verstörter, an sich selbst leidender Naturen ableitet, sondern sie nur äußerlich in einem theatralischen Hexenkessel anrührt. Als Zerrbilder, als Spottgeburten aus Pech und Schwefel empfinden wir diese Personen, den abgesetzten Polizeimeister mit den Grausamkeitsinstinkten, der aus Gewinnsucht die Liebe des Bruders zu seiner Frau begünstigte und den Bruder aussaugt, den verkommenen Arzt, der diesen Bruder zu Tode kuriert, den verlumpten Sohn, der wie ein Straßenräuber über seine Mutter herfällt, und die anderen Bestien dieser Menagerie von Untermenschlichkeit.

Gorki häuft die Greuel und schwächt damit ihre Wirkung, sie werden manchmal eher unbewußt komisch als grausig.

Und wie grob das Ganze angelegt ist, das kann man daran erkennen, daß wie in der Kolportagesphäre den bêtes noires das weißgewaschene Gegenteil gegenübergestellt wird: die Dulderin von Mutter, der Bruder, der sich für die verseuchte Familie aufopfert wegen seiner Jugendliebe zu dieser Frau, die schwärmerische jüngste Tochter und der reine Tor, der jüngste Sohn, der in seiner Verzweiflung an den üblen Vater einst die peinliche Frage richtet, ob er ein anständiger Mensch sei. Die Führung des Stückes ist nun, daß diese beiden Vertreter der jungen Generation trotz ihrer besseren Instinkte doch der vergifteten Atmosphäre des Hauses zum Opfer fallen und haltlos auf die schlechte Seite geraten. Das hätte, psychologisch durchgeführt, ein dichterisches Thema werden können. Gorki aber erspart sich in der Behandlung dieses Motivs alle Übergänge und zwingenden Entwicklungen. Er krempelt nach der billigsten und bequemsten Methode seine Leute hinter der Szene um und entläßt uns mit der tröstlichen Zuversicht, daß die Traditionen der edlen Familie auch im Nachwuchs nicht aussterben werden. Es läßt uns kühl, wenn wir ihnen nur nicht wieder auf der Bühne begegnen.

Künstlerischer im Gefühl und in der Lebensvorstellung schien ein anderes russisches Drama, das im Modernen Theater, vormals Hebbeltheater, aufgeführt wurde. Es war „Der Wert des Lebens" von Nemirowitsch-Datschenko.

Der Verfasser ist der Leiter des Moskauer Künstlerischen Theaters, dem wir so viele reiche Anregungen verdankten, und dessen szenische Schöpfungen vor allem aus der Welt Tschechows mit ihrem von seelischem Leben erfüllten Klima von dem Berliner Gastspiel her unvergessen sind. Schon dadurch hat diese Persönlichkeit ein Anrecht auf unser Interesse. Als Autor freilich produziert er nur eine fein nachgefühlte, in der Gestaltung aber dünne Kapellmeistermusik. Russischen Charakter trägt sie dabei echt in dem schwer Verhangenen, beklommen Fragenden, den verworrenen Menschlichkeiten und dem Bedrückenden der düsteren Mächte des Inneren.

Eine Atmosphäre voll Schicksalsgewalt soll verdichtet werden: die Dämonie eines Toten über die Lebendigen. Ein Mann hat sich erschossen, der Ingenieur einer Fabrik, befallen von der russischen Sucht des Überdrusses, der Gedankenvergiftung und der innerlichen Lebensunfähigkeit. Er hinterließ einen Brief, und mit ihm will er die Frau, mit der ihn ein Affektband verknüpfte, ohne daß es ihm zum Glück verhalf, nach sich locken in die dunkle Tiefe. Die

Frau ist die Gattin des Fabrikdirektors, einer geradlinigen, unverwickelten Natur mit ungebrochenen Existenzmöglichkeiten. Nach der ersten Leidenschaftsaufwallung über die Enthüllung siegt in ihm das starke Verlangen, die Frau sich zu erhalten. Auch hier also ein an Möglichkeiten reiches Lebensthema, dieser Kampf des Lebendigen mit dem Gespenst um ein Weib, das schon schwankend und zerrüttet an den Grenzen des Todes dahintaumelt.

Leider macht sich nun auch dieser Russe die Auflösung seiner Komplikation allzuleicht und hemmt damit ihre Eindruckskraft. Er läßt die Hysterische von ihrer Idée fixe durch platt optimistisches Dialoggeplätscher, durch eine Kaltwasserkur der Gemeinplätze glatt genesen. Solch vereinfachtes Verfahren bei einem schweren Fall bringt uns sofort desillusionierend bei, daß hier ja nur Theater gespielt, und daß „nach neune alles vorbei". Damit sinkt unser Beteiligungsthermometer sofort in die gemäßigte Zone, und ein großer Aufwand schmählich ist vertan.

Ein Werk, dem man schon länger nachgehen und nachdenken kann, ist schließlich Emil Verhaerens „Kloster", das auf der Kammerspielbühne erschien.

Emil Verhaeren, der Belgier, hat Lyrik voll großer Gesichte und tiefer seelischer Klänge geschaffen und episch-soziale Visionen von apokalyptischen Riesenmaßen beschworen. Sein Drama aber bleibt im Gedankenumriß stecken, und das Schicksal, das er verkünden will, wächst nicht über eine balladeske Situationsstimmung empor.

Nur unter Männern, unter Mönchen in einem Kloster begibt sich die Handlung, und sie dreht sich um Schuld und Sühne.

Der Mönch Balthasar hat vor zehn Jahren Vatermord begangen und dann auch noch einen Unschuldigen als Täter büßen lassen. Die Absolution empfing er längst, einer der Glaubensbrünstigsten ist er geworden, und der Prior wünscht ihn, den Abkommen aus Herrengeschlecht, zum Nachfolger. Aber er gelangt nicht zum inneren Frieden.

Man merkt sehr bald aus den traktatartigen Dialogen, daß es sich hier um gedankliche Personifikationen handelt. Der Mönch vertritt die Sünde, der Prior die Kirche. Und die Stellungnahme der Kirche zur Sünde wird nun in echt mittelalterlicher Dialektik dargestellt. Novalis sagt: Die Sünde ist der größte Reiz für die Gottheit. Sie ist es, so klingt es hier wider, auch für die Kirche. Die Kirche braucht die Sünder; an ihnen und ihrer Buße kann sie ihre Allmacht des Lösens und Lossprechens erweisen. Und gerade der größte Sünder erscheint als das dankbarste Werkzeug, in seiner Entsühnung die Macht und Herrlichkeit der Kirche sichtbar zu machen.

Der Prior, der diese Idee ausspricht, billigt denn auch Balthasars Entschluß, vor allen Brüdern sein Geständnis abzulegen. Diese „heroische Demut", glaubt er, würde eine gewaltige Wirkung ad majorem ecclesiae gloriam haben.

Die äußere Weiterführung ist nun so, daß auch diese zweite Beichte versagt; die Mitbrüder, in denen das Revoltierende einer neuen Zeit gärt, empören sich gegen die Gemeinschaft mit einem Verbrecher, und er selbst fühlt sich auch diesmal nicht entlastet. Der wahren Erlösung wandelt er erst entgegen, als er, durch die Stimme eines reinen Jünglings aufgerufen, vor allem Volke in der Kirche seine Tat hinausschreit, damit freiwillig sich des geistlichen Asylrechts begibt — denn der Prior verstößt den nun unwürdig gewordenen Sohn — und sich zu Marter und Hochgericht den weltlichen Gesetzen ausliefert.

Dieser Ausgang wäre wohl so zu deuten: es wird hier gezeigt, wie eine verzweifelte Seele nicht durch den Buchstaben der Satzung geheilt wird, sondern aus eigenem Antrieb ihr Kreuz auf sich nimmt, wo es am schwersten zu tragen ist, nicht mehr im Sinne des Priors, als Mönch ein Auserwählter voll Demut, die dem Hochmut nur zu ähnlich sieht, sondern ein Menschensohn de profundis, tiefer tief zunichte.

Und damit haben wir dargestellt die zwei Weltanschauungen des Mittelalters: einmal die Herrenidee der Ecclesia triumphans, die ihre Souveränität gerade darin sucht, dem Sünder über irdisches Gesetz hinweg ein „Her zu mir!" zuzurufen und an ihm ihre Gewalt der

Umwandlung durch die Macht der Beichte offenbar zu machen, und jene andere als Ketzerei verdächtigte Idee — eine urchristliche, mystische und dann evangelische Idee —, daß der Mensch auch ohne kirchliche Mittlerschaft sich der Gottheit nähern könne, wenn er bußfertig sich schrankenlos ihr ausliefert, bereit, alles Leid seiner Tat zu tragen.

Die szenische Versinnbildlichung dieser Ideen war, wie gesagt, etwas blaß. Ihre Höhepunkte, die beiden Beichten, hatten — sonderlich durch Friedrich Kayßlers ekstatische Glut — Eindrucksgewalt, aber ein größeres Vorbild rückt auch sie in den Schatten, das ist die aufwühlende Bekenntnisszene Nikitas in Tolstois „Macht der Finsternis“.

Felix Poppenberg



Karl May und kein Ende

Die aus dem Leserkreise eingeschickten Zeitungsausschnitte und Zuschriften haben kaum noch bei einer literarischen Zeitfrage eine solche Höhe erreicht, wie aus Anlaß der verschiedenen Prozesse, die seit längerer Zeit Karl May gegen eine Reihe seiner Widersacher führt. Neben heftigen Angriffen finden sich dabei auch einzelne ganz begeisterte oder auch schroff ausfallende Verteidigungen. Es war ja schon immer eine auffallende Erscheinung, daß, sobald sich jemand eine kritische Ablehnung des Schaffens Karl Mays beifallen ließ, diesem aus seiner Anhängerschar sofort Verteidiger von ganz merkwürdiger Heftigkeit des Gegenangriffes erstanden. Das war auch die Erfahrung, die wir im Türmer machten, als wir vor etwa zwei Jahren darauf hinwiesen, daß die Anlage von 150 ℳ für die gesammelten Werke Mays eine Versündigung am deutschen Volkskapital sei, indem wir darlegten, was für derartige Bibliotheken, für die Karl Mays Werke hauptsächlich in Betracht kämen, um diesen Preis an wirklich wertvollem Gut gewonnen werden könnte. Wir haben damals auf die Gegenschriften, deren Hauptgegengrund die oft gehörte Behauptung, man habe entweder Karl Mays Werke gar nicht gelesen oder nicht richtig verstanden, war, nicht geantwortet, weil uns der Fall diese Wichtigkeit nicht zu haben schien. Soweit die Werke Karl Mays selber in Betracht kommen, stehe ich auch heute noch auf diesem Standpunkte. Es findet so viel geringwertige literarische Ware einen großen Absatz, daß schließlich kein Grund vorhanden ist, sich gerade über den buchhändlerischen Erfolg der Reiseromane Karl Mays so besonders zu ereifern. Dagegen erheben sich einige Fragen von mehr grundsätzlicher Bedeutung, die wir hier kurz behandeln möchten.

Bei den jetzigen Prozessen, die zwischen Karl May und seinen verschiedenen Anklägern schweben, spielen Angriffe gegen sein Privatleben die Hauptrolle. Und zwar sind es durchweg Anklagen gegen Vorgänge und Handlungen, die weit zurückliegen. Karl May soll selber so eine Art von Räuberhauptmann gewesen sein, er soll wegen Diebstahls verurteilt worden sein und dergleichen mehr. Die Angriffe richten sich gegen einen achtundsechzigjährigen Mann und behandeln Vorfälle, die ein Menschenalter zurückliegen. Hierin liegt etwas Grausames. Alle Menschenfreunde suchen nach Mitteln, wie sie jene schwer Heimgesuchten, die infolge von Irrungen oder Verbrechen mit schweren Strafen belegt worden sind, wenigstens von den gesellschaftlichen Nachwirkungen der abgebüßten Strafe befreien können. Wir beklagen das ja gewiß begreifliche Vorurteil, das die Gesellschaft gegen solche „gezeichneten“ Menschen hegt, und stellen den Grundsatz auf, daß für die Beurteilung ihres weiteren Lebens und Schaffens nicht die Jugendsünden maßgebend sein dürfen. Ich meine, auch ein Karl May hätte darauf Anspruch, und sehe kein Verdienst darin, wenn man in der Vergangenheit eines zu Erfolg gelangten Mannes nach dunklen Flecken sucht, mit denen man ihm sein nunmehr glänzendes Dasein verdüstern kann. Wenigstens müßte dieser Grundsatz aufrechterhalten blei-



ben, solange man nicht sagen kann: Dieser jetzt so tugendhaft sich gebärdende Mensch ist ein Heuchler; er ist ein Wolf im Schafspelz und benutzt das harmlose Gewand zu schwerer Schädigung, zu einer Art Fortsetzung seiner früheren verbrecherischen Laufbahn. Ob diese Behauptung im Falle Karl May bewiesen werden kann, ist für die Beurteilung des Vorgehens seiner Gegner die entscheidende Frage.

Ich bin ein Gegner der Werke Karl Mays, und zwar nicht nur aus künstlerischen, sondern auch aus ethischen Gesichtspunkten. Trotzdem ginge die obige Behauptung, soweit die bekannten Sammlungen von Karl Mays Romanen in Betracht kommen, zu weit. Seitdem das Schlagwort „Schundliteratur" ebenso, wie der Kampf gegen sie, Mode geworden ist — der treffliche Otto von Leixner mußte noch vor sechs, sieben Jahren, als er den Kampf gegen wirkliche Schundliteratur führte, dafür die bittersten Verhöhnungen einstecken —, ist man so rasch bei der Hand, alles, was einem ästhetisch oder ethisch nicht zusagt, gleich mit diesem Stempel zu brandmarken. Karl May hat es verstanden, durch Jahrzehnte Tausende und aber Tausende von Lesern, und zwar waren zahllose Erwachsene darunter, durch seine Reiseerzählungen in Bann zu schlagen. Seine Bücher wurden geradezu mit Heißhunger verschlungen, und — man mache etwa in der entsprechenden Ferienstimmung die Probe mit einigen seiner älteren Werke — wer überhaupt Sinn für Abenteurertum in sich trägt, wird sich einer gewissen Wirkung auch jetzt noch sicher nicht entziehen. Diese Spannungsfähigkeit ist keine alltägliche Gabe. Daß Karl May von all den Abenteuern, die er in der Ichform erzählt, nichts wirklich erlebt hat, daß er die Länder und Gegenden, die er bis ins einzelne beschreibt, in Wirklichkeit nicht gesehen hat, verschlägt vom rein künstlerischen Standpunkte aus gegen den Wert seiner Werke gar nichts. Warum soll man Reiseromane nicht ebensogut von Anfang bis zu Ende erfinden, erdichten und meinetwegen erlügen dürfen, wie irgendwelche anderen? Andere ästhetische Werte als eben diese Fähigkeit der Spannung, der flotten Erzählung und der außerordentlich gewandten Erfindung wird man Mays Werken allerdings nicht zuschreiben können. Aber diese drei Eigenschaften wiegen doch schon ganz beträchtlich. Daß die eingestreuten fremden Sprachen vielfach nicht richtig, die Beschreibungen nicht mit der geographischen Wissenschaft übereinstimmend sein sollen, mag zutreffen. Auch das würde noch nicht genügen, vom ästhetischen Standpunkte aus die Werke als Schundliteratur zu brandmarken.

Sind sie nun Schundliteratur vom ethischen Standpunkte aus? Ich betone nochmals, Karl Mays Bücher sind mir gerade aus ethischen Gründen vor allem zuwider geworden. Die dick aufgetragene Moral, die bei jeder Gelegenheit auch an unpassendster Stelle angebracht wird; aufdringliche Verherrlichung des christlichen Glaubens und vor allen Dingen der katholischen Kirche; diese Salbaderei in einer oft widerwärtigen Verbindung mit den unmöglichsten Situationen und in grotesker Vereinigung mit den berühmten Shatterhandschlägen — das alles kann einen förmlich abstoßen; aber in jenem Sinne unsittlich, wie er mit dem Begriff Schundliteratur verbunden wird, sind die Bücher nicht. Sie wären sonst auch kaum von zahlreichen Priestern und Bischöfen sowie Lehrern immer und immer wieder empfohlen worden. Vom höheren Standpunkte der Ethik aus wird man freilich gerade gegen diese Art schwere Bedenken geltend machen. Aber ich finde nicht, daß in diesen Prozessen dieser höhere Standpunkt geltend gemacht worden ist, noch daß er sonst bei der Beurteilung von Kunsterscheinungen oft eingenommen wird.

Ich sprach von den unter Karl Mays Namen gehenden und von ihm anerkannten Büchern. An sie hat sich zunächst der Kritiker und die ganze Öffentlichkeit zu halten. Der Mensch selber, der hinter dem Buch steht, geht mich ja streng genommen gar nichts an; ich erinnere an den Fall Shakespeare, wo ich von ihm gar nichts weiß. Nun behaupten Karl Mays Gegner, daß diese aufdringliche Moral mit seinem wirklichen Leben in Widerspruch stehe, und deshalb graben sie aus seiner Vergangenheit allerlei böse Dinge aus. Es ist recht merkwürdig um die Welt. Bei den Herren Lohenstein, Hoffmannswaldau und wie die gewöhnlich als zweite schlesische

Dichterschule zusammengefaßten Leute alle heißen, bei den sogenannten Anakreontikern, auch bei einem Wieland hebt jede Literaturgeschichte hervor, daß diese sich in ihren Werken so galant und liederlich, ja gar als Wüstlinge aufführenden Herren in der Wirklichkeit recht solide und brave Gatten und Familienväter gewesen seien. Wer ein bißchen unsere Schriftstellerkreise kennt, könnte leicht ein Dutzend und mehr Leute aufzählen, Herren und Damen, die in ihren Werken die heikelsten Probleme ohne alle Zurückhaltung und ganz ohne höhere sittliche Absichten behandeln. Man würde aber sehr übel ankommen, wenn man daraus ihnen gegenüber Schlüsse auf ihr Privatleben ziehen würde. Die Herrschaften huldigen in ihren Schriften und Gedichten offenbar der Sünde — um es grob auszudrücken —, weil diese Literatur in Mode steht oder besonderen Erfolg verspricht. Es gähnt eine Kluft zwischen ihrem eigenen Menschentum und ihren Schriften. Das ist ein geringwertiger Zustand, ohne Zweifel. Es handelt sich in diesen Fällen eben nicht um Künstler, sondern um auf künstlerischem Gebiete tätige Handwerker, um Kunstkaufleute, die die Ware fabrizieren, die zuerst Aussicht auf Absatz hat. Ich gestehe auch, daß mir persönlich diese Art von Kunstleuten menschlich unsympathisch ist, ich ihrem ganzen Menschentum nicht traue. Aber die allgemeine Anschauung ist das nicht. Für das Menschentum des betreffenden Schriftstellers ist es ja sicher wertvoller, wenn man ihm als Person keinerlei Vorwürfe machen kann. Für die Öffentlichkeit aber scheint es mir weit besser zu sein, wenn jemand moralischer schreibt, als er lebt, als das Umgekehrte. Im Falle Karl May wirkt außerordentlich belastend, daß er zur gleichen Zeit, als von ihm die moralingesättigten Bücher erschienen, auch „unsittliche" Schriften herausgegeben haben soll. Denn um Karl Mays Behauptung, daß die unsittlichen Stellen von seinem Verleger hineingeschrieben worden seien, zu glauben, muß man eine schier strafwürdige Gutmütigkeit oder vollkommene Unwissenheit auf dem Gebiete der Bücherherstellung mitbringen. Und da Karl May sich in seinen Werken als ein so fintenreicher Erfinder bewährt, darf er sich darüber nicht wundern, daß man ihm auch hier nicht allzuviel Glauben schenkt. Sollte diese Behauptung aber dennoch wahr sein, so ständen wir hier vor einem Falle von so grotesker literarisch-künstlerischer Gewissenlosigkeit, daß schon dieser genügte, den Künstler Karl May ein für allemal preiszugeben.

Trotzdem — das muß sich doch wohl jeder sagen —: wenn es sich bei all diesen Prozessen und den ihnen vorangehenden kritischen Kämpfen nur darum handeln würde, einem über Gebühr gekauften und gelesenen Schriftsteller den Erfolg abzugraben, so würden niemals die von ihm angestrengten Beleidigungsprozesse gegen seine Kritiker ein derartiges Aufsehen in der gesamten Presse finden, wenn nicht dabei Dinge in der Luft lägen, die über dieses Persönliche hinausgehen. Es hat seine guten Gründe, daß die heftigsten Bekämpfer Karl Mays zwei katholische Ordensgeistliche sind, daß schon der vor etwa einem Jahrzehnt gegen ihn eröffnete Feldzug vom damaligen leitenden Redakteur der katholischen „Kölnischen Volkszeitung" mit Bitterkeit geführt wurde, während die „Frankfurter Zeitung", die ja auch schon immer gegen Karl May vorging, das mit mehr Lustigkeit, halb als Verulkung tat. In noch stärkerem Maße übten diese Formen der Kritik etwa die „Münchener Neuesten Nachrichten", die gelegentlich in einer ihrer Fastnachtsnummern einen Karl May parodierenden Beitrag brachten.

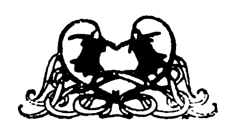
In der Tat, der Fall Karl May ist, mag das auch heute vielfach bestritten werden, ein Stück katholischer Literaturgeschichte. Es klingt grotesk, aber die deutschen Katholiken haben seit Oskar von Redwitz' „Amaranth" außer Friedrich Wilhelm Webers „Dreizehnlinden" nur noch einen Mann in den Vordergrund des Literaturlebens zu schieben vermocht, eben Karl May. Karl May ist zuerst im katholischen Lager zu einer Berühmtheit geworden. Jahrelang haben seine Romane überhaupt nur in katholischen Zeitschriften vorgelegen, und erst als sein Ruf ganz gefestigt war, brachte er die Buchausgabe, diese allerdings in einem nicht ausgesprochen katholischen Verlage. Karl May beherrschte viele Jahrgänge lang die damals hervorragendste katholische Familienzeitschrift Deutschlands, den „Deutschen Hausschatz".

Man könnte das als eine Frage des Geschmackes abtun und sich damit abfinden, daß die jüngere katholische Literaturkritik ja selber mit denkbarer Härte über jene Zeit urteilt. Aber man soll sich Dinge nicht allzulang verjähren lassen, und wo der Fall May jetzt als eine bedeutende Kulturerscheinung von der Presse behandelt wird, ist es notwendig, festzustellen, daß dieser künstlerisch wertlose und in seinen ethischen Wirkungen zum mindesten recht zweifelhafte Mann nur durch die katholische Presse und Kritik zu der Bedeutung hinaufgeschraubt worden ist, die ihm jetzt so scharf bestritten wird. Der „Deutsche Hausschatz" hat sich jahrelang zum Mitschuldigen des Karl-May-Schwindels gemacht. Wenn sich künstlerisch nichts dagegen einwenden läßt, daß der Inhalt von Reiseerzählungen, auch wenn sie in der Ichform gehalten sind, durchaus frei erfunden wird, so ist es gerade künstlerisch ein Frevel, wenn die naive Gläubigkeit einer Leserschaft mißbraucht wird. Der ungeheure Erfolg, den Karl May bei diesem literarisch rückständigen Publikum hatte, beruhte zum guten Teil darauf, daß man ihm alles aufs Wort als persönliches Erlebnis glaubte. Redaktion und Verlag des „Deutschen Hausschatzes" unterstützten diese Irreführung, denn eine solche war es gerade in künstlerischer Hinsicht, weil nun alle künstlerische Beurteilung dieser Romane aufhörte und sie lediglich als wirkliches Erlebnis eines Menschen aufgenommen wurden. Durch die Redaktion des Hausschatzes waren Photographien von Karl May als Old Shatterhand zu beziehen, die ihn in seinem tollen Abenteurerkostüm zeigten. Im Briefkasten des Deutschen Hausschatzes durfte der selbige Karl May eine genaue Beschreibung seines fabelhaften Henristutzens geben. Ja einmal, als Karl May offenbar keinen Ausweg mehr wußte, wie er seinen Helden aus einer bösen Lage befreien könnte, brachte die Redaktion die Notiz, daß ein Manuskriptballen — ich glaube nicht, daß mich mein Gedächtnis selbst in dem Worte „Ballen" betrügt — auf dem Wege aus Ägypten nach dem schönen Regensburg verloren gegangen sei.

Dieses ganze Verfahren stellt eine nicht scharf genug zu geißelnde Versündigung am literarischen Geschmack einer großen Leserschaft dar. Denn es wäre natürlich all diesen naiven Leuten gegenüber Pflicht gewesen, sie redaktionell einmal darauf aufmerksam zu machen, daß man doch daran denken müsse, daß es sich hier um künstlerische Erzeugnisse und nicht um Geschichtsbücher handelt. Der Hausschatz mag ja durch seine enge Verbindung mit Karl May auf seine Kosten gekommen sein, sonst hätte er schwerlich noch vor wenigen Jahren wieder Arbeiten von ihm gebracht, nachdem er ihn einige Zeit ausgeschaltet gehabt hatte. Fragt man sich aber, warum die Redaktion dieser Zeitschrift, warum Hunderte und Hunderte von Leuten, die nach ihrem Studiengange zur literarischen Aufklärung des Volkes berufen gewesen wären, Karl May so über alles erhoben, so bleibt doch wohl nur die eine Antwort: seine dick aufgetragene Begeisterung für alles Katholische und die mit allen Mitteln eingeschobene katholische Tendenz.

Verwandte Vorgänge, wenn auch kaum von derselben schier grotesken Form, sind auch auf anderen Seiten vorgekommen, und sicherlich hat auch dieser Fall Karl May mit der katholischen Kirche oder dem deutschen Katholizismus an sich nichts zu tun. Ein Warnungszeichen aber sollte er für die katholischen Deutschen sein, gerade jetzt, wo jene Katholiken, die für eine reinere künstlerische Auffassung aller Kunstfragen eintreten, von einzelnen Gruppen so heftig bekämpft werden.

Karl Storck





Berlin und die Künstler

Von Julius Havemann

Es ist ein temperamentvolles und wohl eben darum sehr ungerechtes Buch, das Karl Scheffler unter dem Titel „Berlin, ein Stadtschicksal" (Erich Reiß Verlag, Berlin-Westend) über die Reichshauptstadt geschrieben hat. Denen, die Berlin nicht kennen, darf es nicht empfohlen werden; die es hingegen kennen, werden durch diese schnellfertigen Verallgemeinerungen, diese verblüffenden Behauptungen, diese gar so individuell zurechtgerückten Perspektiven und diese düsteren Prophezeiungen auf jeder Seite zum Beobachten, Nachprüfen und Sichselbstklarwerden herausgefordert. Scheffler sieht in der Kolonialstadt mit der vielartigen Blutmischung ihrer Bevölkerung keine Kulturbildnerin. Vornehmlich für die Künstler, glaubt er, sei hier kein gedeihlicher Boden. Sie berühren es, um es bald genug zu fliehen. Konnte an dieser Stadt doch ein Begas, ja schließlich gar ein Menzel verderben.

Die lebendige Peripherie einer Millionenstadt wirbelt heran und sprüht weg, und zwar nicht nur Künstler. Was jedoch in Berlin als Kern, als „Stamm" zurückbleibt und sich dort wohl fühlt, ist — nach Scheffler — durchaus das „Subalterne", sind jene Leute, die zu nichts da zu sein scheinen, als das Leben durch die Zeit zu tragen, d. h. das ihre eine Zeitlang zu fristen und womöglich zu genießen. Nichts drängt sie, dem Allgemeinen neue Werte hinzuzugeben. Sie versorgen die Stadt mit neuen Arbeitern, neuen Genießern, neuen Lebensträgern, mit dem Stammersatz, ihren Kindern. Das ist alles. Wenn nun auch der „Berliner" sich selber nicht schöpferisch offenbaren kann, so will er doch in einem Verlangen nach großstädtischem Ansehen und nach Beherrschung auch des geistigen Lebens über das, was andere geschaffen haben, wenigstens im Zuerteilen des Marktwertes und der Bedeutung für den Tag verfügen. So wird Berlin der große Kunst- und Repräsentationsmarkt. Doch wie die Kunst „unter Dreingabe von Biermusik und Liebesmarkt profaniert, proletarisiert und theatralisiert" wird, während sich der Großstädter selbst mit äußerlicher Bildung, Unterhaltung und Geld versorgt, so wird ihm auch der Künstler nur ein Ausstellungsobjekt, der die Salons, die Pre-

mieren, die Konzertsäle „interessant“ machen muß. Wenn Scheffler wahrgenommen zu haben glaubt, daß in der Reichshauptstadt „ein Hunger nach Talent und Persönlichkeit“ herrsche, so daß ein wirklich leistungsfähiges Talent kaum noch zu fürchten brauche, dort verkannt und unterdrückt zu werden, so kann dies, falls er hier nicht seinen eigenen Behauptungen widersprechen will, nur heißen, daß die Äußerung solchen Nichtverkennens eben im Herumzeigen, hysterischen Überlaufen und gelegentlichen Anfüllen des Opfers mit Sekt und Dünkel besteht, daß aber ein wirkliches Verstehen der persönlichen künstlerischen Eigenart um so weniger erstrebt werden kann, als bei baldigem Erlahmen oder Entarten einer schöpferischen Kraft aus Mangel an Verständnis sich viel eher Gelegenheit bietet, aus der Schar des unentwegt herandrängenden Nachwuchses dem nach Abwechslung und neuen Sensationen verlangenden Großstadtpublikum auch auf diesem Gebiete immer frische Ware vorzuführen. Hiermit mag es nun hier und da seine Richtigkeit haben; es fragt sich nur, ob es nicht auch andere Berliner mit anderen, dem Künstler und der Kunst holderen Gepflogenheiten in Berlin gibt. Scheffler streift eine Salonausgabe in Smoking oder Frack, konstatiert aber vor dieser, daß in der Berliner Gesellschaft so wenig von einem gemeinsamen Typus, wie von einem allgemein gültigen Sittenkodex oder einer gemeinsamen Art, Geselligkeit zu pflegen, geredet werden könne. Dieser Berliner ist physiognomielos wie das Chaos. Dann ist da sein gemeinerer Bruder, der in seinem „Salon“ oder gar im Schlafzimmer Zigarren raucht — natürlich in Hemdärmeln — tapfer Weißbier trinkt, Knoblauchwürste vertilgt und nicht nur Liebhaber von Pökelfleisch und Sauerkraut, sondern auch von gekochtem Aal und Gurkensalat ist. Er läßt sich also bis auf die Artung seiner Magennerven kennzeichnen. Warum sollte er nicht auch rothaarig sein und stottern, wie jener „Pariser“, für dessen Bild jemandem der erste Gasthofskellner die Farben lieferte? Wenn dieser wackere Esser als Kritiker, oder besser Krittler, mit spürkräftigem Instinkt hinter schwachen Stellen beim lieben Nächsten herjagt, was kann es viel verfangen? Und nun gar die unselige gespenstische „Berlinerin“, die Scheffler aufgestöbert hat, dieses schmatzende, gierende Ding, in dessen Blick Taxe ist — ist das wirklich ein Typus, eine immer wiederkehrende Erscheinung, die das Auge des Künstlers beleidigt und seine Seele ermüdet? Ihr armen, kleinen Berlinerinnen! Freilich, ihr werdet mit eurer Resolutheit wohl darüber hinwegkommen, so gescholten zu sein; aber um so mehr empfinden wir die Ungerechtigkeit, wenn man eurer nicht anders zu gedenken weiß, während auf eure Wiener Schwester Loblied über Loblied gesungen wird. Als ob es in Wien nicht auch zahllose abstoßende weibliche Erscheinungen gäbe! Aber wenn man von der „Wienerin“ spricht, so meint man die Reizenden unter ihnen, die die schöne Donaustadt in weicher, wiegender, lachender Grazie mit Leben und Liebe erfüllen. Warum tut man, wenn man von euch spricht, nicht desgleichen? Als ob unter so vielen Tausenden nicht süße Mädel und bezaubernde Frauen genug wären. Von anderer Art gewiß, als auf dem Kärntnerring, aber muß das Andersgeartete das weniger Erquickliche sein? Für das Schmiegsame findet sich vielleicht das Verläßliche, für das Naive ein rührend ernsthaftes Ringen nach Klarheit und Erkenntnis. Und der Geist bildet die Formen. Da gibt es eine

neue Poesie. Es sind wundervoll herbe Linien, die dem jugendlichen Körper der Berlinerinnen zumal beim Gehen einen eigentümlichen Zauber verleihen. Das ist nicht Grillparzers „Hero"; eher schon Goethes „Klärchen"; den großen Dichter, der gerade ihr Wesen erfaßt und festgehalten hätte, hat die Berlinerin noch nicht gefunden. Wer verstimmt ist, der sieht nicht Sonne, Poesie und Liebreiz mehr; er wandelt auf der Schattenseite und stößt mit dem Stocke Kröten und Gewürm auf. Über was ist Scheffler verstimmt? Liegt die Ursache nur in ihm? Oder gab ihm sonst etwas in Berlin begründeten Anlaß? Nun, Scheffler ist ein zu ernst für Schönheit und Kunst interessierter Mann, als daß wir annehmen könnten, er habe in einer bloßen Anwandlung von galliger Laune dies Buch geschrieben; wir müssen die Ursachen schon in Berlin suchen, wenn auch vielleicht nicht im lebendigen, nicht im Berlinertum.

Es ist eine Binsenweisheit, daß die eine Kreatur da zugrunde geht, wo die andere erst auflebt, und es ist zweifellos, daß zwischen Fisch und Vogel, subalternen Pfahlbürgern und Künstlern kein größerer Unterschied bestehen kann, als zwischen Künstler und Künstler im Hinblick auf die Bedingungen für ihr künstlerisches Schaffen.

Der „Amerikanismus", der im wirtschaftlichen Leben Berlins, vor allem im Verkehr, schon bedeutsam genug die Lebensformen prägt, lähmt vielleicht die Schaffenskraft dieser oder jener auf Beschaulichkeit gestimmten Individualität. Einer anderen, die es liebt, sich mit wenigen Gleichgesinnten einzukapseln — etwas, das man nirgends ungestörter und vollkommener tun kann, als in einer Millionenstadt —, vermag gerade das Behagen am Gegensätzlichen, das sie überfällt, wenn sie ihr Schalloch öffnet und die ungeheure Stadt mit ihren vielartigen ungekannten Schicksalen und sinnvollen oder sinnlosen Bestrebungen ihre Heimlichkeit umbrausen hört, die Seele zu lösen, die Phantasie zu befruchten. Und eine dritte zehrt direkt von dem bunten Vielerlei des unerschöpflich neue Gestalten gebärenden Trubels. Um ein solches auf alle unsere Sinne als ein lebendiges Ganzes wirkendes Berlin kann es sich nicht handeln, wo es gilt, das Verhältnis zu den Künstlern im allgemeinen festzulegen. Es bleibt das bauliche Berlin, das steinerne. Und in der Tat scheint es einzig und allein dieses zu sein, das künstlerisch Empfindende mit der Trostlosigkeit und Niedergedrücktheit derer, die sich nicht heimisch fühlen, schlägt, an dem Scheffler sich das objektive Urteil verdorben hat und — nach dessen Bild in dem Buche der „Berliner" sich gebildet haben dürfte. Von der Schale schließt man leicht auf den Kern, vom Äußeren auf den in ihm schaffenden Geist. Aber dieser regelmäßig zerklüftete Steinhaufen mit den paar hineingestreuten grünen Grasflecken darin erzählt so wenig von dem „subalternen" Geist seiner Bewohner, wie die Uniform vom Geiste ihres Trägers. Das Schneckenhaus zeugt von seiner Schnecke; aber wenn uns auf jeder Straßenperspektive, aus jedem Hausflur, von jedem „Hängeboden" herab der nüchterne, zweckbewußte Kolonistengeist angrinst, so müssen wir uns immer gegenwärtig halten, daß hier Erbauer und Bewohner zweierlei sind. Ist doch die „stolze Kaiserstadt buchstäblich vom subalternen Materialismus barbarischer Spekulanten gebaut worden". Wenn das, was innerhalb weniger Jahrzehnte jedesmal auf Vorrat für Tausende

hergestellt wurde, überhaupt mit dem Geiste seiner Bewohner zu tun haben soll, so kann die Einwirkung nur in der Richtung vom Hause auf den Geist vor sich gegangen sein oder gehen. Wie ein Prokrustesbett könnte „diese riesige und doch so kleinliche Stadt" allmählich die Geister verrenkt, verkrümmt und verkümmert, verstümmelt, verödet und zur Entartung gebracht haben, so daß die neuen Berliner denn wohl Gefahr liefen, ihren einförmigen Kasernen geistig immer ähnlicher zu werden und den gleichen Abscheu alles nach heiterer Freiheit Strebenden, alles lebendig Genialen zu verdienen. Und da dies Gehäuse sich — ich meine jedoch, nur in vielen Stadtteilen! — als nicht sehr verbesserungsfähig erweist, würde diese Annahme denn Schefflers trostloser Prophezeiung von der Stadt, die verdammt sei, ewig zu werden und nie zu sein, entgegenkommen. Ich vermag an eine so entscheidende Macht des Kleides über den Geist nicht zu glauben. Und das, trotzdem das tägliche Leben lehrt, daß ein gewisser Einfluß in dieser Richtung besteht, und die Kleider manche „Leute" tatsächlich durchaus machen. Der Geist bleibt zuletzt doch immer Herr über die Materie. Mag es dem hier waltenden der Arbeit noch so wenig entsprechen, ein Verkümmern von Neigungen und Bedürfnissen, das Leben auch schön zu leben, tragisch zu nehmen, mag er sich nicht überall so, wie es zu wünschen wäre, gegen diese Gefahr auflehnen; der Geist, so weit er je selbsttätig war, wird sich auch dem Schönen gegenüber weder die Gesundheit und lebendige Spannkraft zerstören, noch seine Lebensformen in einer der Kunst unausstehlichen Weise uniformieren und ihnen die stete Blutzufuhr unterbinden lassen. Ja, er wird sich im Widerspruch nur seiner bewußt werden, sich festigen und auf irgend eine Weise sich auch auf die Empfänglichen in der Umwelt geltend machen. Wenn also das steinerne Berlin heute manchen Künstlergeist ermüdet und lähmt, der sich mit dem lebendigen schon abfinden würde, so möchte ich doch nicht daran zweifeln, daß dies ein vorübergehendes Übel ist, ein Übel, das darauf beruht, daß Berlin noch ganz unfertig ist. Mit der Zeit werden sich innerhalb der tristen Kasernen da, wo überhaupt Geist zu Hause ist, Lebensformen entwickeln müssen, die dem reichen, sich immer wieder auffrischenden Lebendigen angehören, und diese werden dann irgendwie auch das Kleid und die äußere Erscheinung der Stadt zu adeln imstande sein.

Ein überall nur sich selbst suchendes, sich in allem und jedem gespiegelt sehen wollendes Künstlertum dürfte allerdings in Berlin weitgehende Bedeutung kaum jemals gewinnen. Ein kampffrohes, stets die Verbindung mit dem vielformigen modernen Leben suchendes und findendes, sich mit ihm messendes, vergleichendes, es überwindendes und sich dienstbar machendes Künstlertum aber wird hier Aufgaben wie Lebensvorbedingungen finden.

Aus dem, was Scheffler vom historischen Berlin sagt, sehen wir, daß Berlinertum und Kunst auch früher, als es noch keine Millionenstadt, kein Chaos, dafür aber einen ausgeprägteren Stadttypus gab, recht wohl geneigt waren, sich miteinander zu vertragen. Selbst da, wo jenes dieser abhold blieb, ist es ihr doch nicht hinderlich geworden. Wenn nichts Eigenes und Großes daraus hervorging, so bewiese dies selbst dann, wenn jenes historische Berlinertum das von heute durchsäuert hätte, noch nichts gegen die Fähigkeit des neuen oder eines künftigen,

Die Jungfrau von Orléans
(Paris, Place de Rivoli)



E. Frémiet

eine eigene große Kunst zu geben. Einst repräsentierten die Fürsten, die von oben ausgaben, was von unten zuströmte, den Berliner im Hinblick auf die Kunst doch nur so weit, als er — wenn auch für Kunst vielleicht interessiert — doch nicht schöpferisch tätig war. Das schöpferische Genie wenigstens — und nur dieses sollte man schöpferisch nennen — läßt sich nicht repräsentieren. Es muß immer für sich selbst einstehen, kann sich aber Spartas so gut bemächtigen wie Athens. Wenn Friedrich, der auch hier Aktive, seinen an Freunden geschulten Geschmack zur Geltung brachte, wenn Friedrich Wilhelm, sein Vater, der in der Kunst Passive, durch seine Persönlichkeit, auf die sich alles, auch was an Künstlern da war, einstellte, in gewisser Weise stilbildend wurde, so geschah beides, weil die vorhandenen Künstler eben keine Genies waren. Heute wird im Reiche der Geister nicht mehr von Fürsten repräsentiert. Die Empfänglichkeit der Vielen selbst, der in ihnen ausgeprägte Typus wird entscheidend für die Formen in der Kunst, indem diese Vielen Sympathien oder Antipathien äußern oder wecken. Es sind die Talente, die die Mode schaffen und ausbilden. Reiche Besteller oder die Hoffnung auf solche Käufer fördern die Moderichtungen und geben sie weiter. Es war zu allen Zeiten das Genie, das die Mode überwand. Wenn das Genie im wesentlichen dieselben Züge trägt wie das Volk, ergibt sich von selbst eine Wechselwirkung, die in einem großartigen Schaffen sich auszuleben trachten wird. Es ist wohl möglich, daß statt der Könige, die sich als Berliner gaben, ein Berliner erstände, der ungekrönter König der Geister wäre, wie Friedrich der gekrönte. Als Künstler, als der er selbstverständlich nicht weniger eine Persönlichkeit sein müßte, würde er das werdende Berlinertum alsbald vermögen, sich stilvoll auf ihn einzustellen und nun der Welt seine Physiognomie, d. i. die eigene geadelt, darzubieten. So haben sich die Wiener nicht weniger auf Mozart eingestellt, als dieser auf sie. So ist das Verhältnis von Tizian zu Venedig, von Shakespeare zu England, von Goethe und Beethoven zum allerdings reichsten, tiefsten und edelsten deutschen Wesen. Damit würden aber alle, auch die nur eine engste Welt als Meister beherrschenden Künstler gefunden haben, was sie brauchten, das ihnen zusagende Milieu, jene Atmosphäre, die sie, lebenzeugend, gewissermaßen wie die Erde in ihren eigenen Dunst einwärmte. Die vielerlei Lebensauffassungen würden sich in gefälligen, charaktervollen Formen zu einem stilvollen Ganzen vereinen, und eine neue lebendige Kultur würde erblühen.

Es fehlt also nur am Genie, an jenem Genie, das im Sinne eines aus dem heutigen Mischmasch sich charaktervoll klärenden Volksgeistes, der geistige Elite und Bürgertum umfassen würde, berlinisch wäre. Ein solches Genie ist ein Gottesgeschenk. Sagen zu wollen, es k a n n nicht kommen wegen der so gearteten Stadt oder gar wegen der „Berliner“, ist unberechtigt. Es ist in Berlin vielmehr manches nur darum so, wie es ist, weil dieser Genius noch nicht da war und ihm mit seinem Kusse Stolz und Hoheit auf die Stirne drückte.

Alle Künste sind in ihrem tiefsten Wesen eins. Sie alle offenbaren in der konzentrierenden Form mit einer Eindringlichkeit, die uns zwingt oder es uns ermöglicht — je nach unserer Regsamkeit beim inneren Werden —, von unserem Standpunkt eine Weile auf den fremden hinüberzutreten, das Verhältnis einer



Individualität zur Welt. Wird Berlin sich erst zu sich selbst hingefunden haben, so dürfte sich auch in ihm die Tendenz geltend machen, in welcher Kunst es immer sei, dieses Verhältnis auch für seine dann fertigere Stadtindividualität durch einen wesensverwandten Künstler in zwingendster Weise zum Ausdruck gebracht zu sehen, das heißt: wenn es so weit ist, wird das Genie plötzlich da sein. Die Geschichte lehrt uns, daß es so zu geschehen pflegt.

Ich sehe im Chaos nicht das Ende. Zu Anfang war das Chaos; aber der Geist schwebte über den Wassern, und als er sich am siebenten Tage sein Werk betrachtete, siehe, da war es sehr gut. Diese naturgesetzliche Entwicklung kann aufgehalten, kann gestört werden. So wird das Leben mannigfaltig. Städte und Reiche vermorschen und zerfallen; darüber erblühen andere. Das Ringen des Geistes, sich der Materie zu bemächtigen und seinen siebenten Tag zu feiern, dauert fort. Und Berlin und das Deutsche Reich sind jung. Noch ist kaum der erste von sechs Tagen der Arbeit vollendet. So wollen wir an einem Werden Berlins zum Kulturwerte schaffenden Sein nicht verzweifeln und den guten Glauben nicht utopisch nennen und als „Zukunftsmusik“ achselzuckend abtun, daß auch hier die Künste einst trotz aller Sünden von Bauspekulanten die Führung übernehmen und das Werk krönen werden.



Kunst und Kunstgewerbe im heutigen England

Im Wesen des Britenvolkes liegt die Zurückhaltung. Man sagt mit Recht, daß jeder Engländer eine Insel in sich darstellt, und dank dieser Nationaleigenschaft ist er auch nur ein seltener Gast in den Kunstausstellungen des Kontinents. Wer nicht selbst den Kanal durchquert, sich dieser Mühe möglichst regelmäßig unterzieht, wird von Entwicklungen des insularen Kunstlebens nichts aussagen können. In keinem anderen Lande bewahren die Dinge einen so scheinbar gleichmäßigen Charakter. Wer Reynolds, Constable, Wilkie und Burne Jones kennt, dem erscheint alles Heutige schon einmal dagewesen. Wie auch inhaltliche Bereicherungen hinzutraten, technische Methoden sich wandelten, die große Familienähnlichkeit besteht. Überall scheint der Volkscharakter die endgültige Wesensstempelung zu leisten. Und worin kennzeichnet sich seine Natur? In einem Element der Güte, der Sanftmut und der Vornehmheit, das überall Sympathien weckt, das, wenn es auch auf die Dauer Temperament und Faust entbehren läßt, doch mit sanfter Unbesieglichkeit wirkt. Delacroix spricht von dem eigenen Reiz der englischen Schule, den er in wirklicher Feinheit und Gutherzigkeit erkennt. Merkwürdig, daß gerade das Volk der Praktiker solche Äußerungsweise besitzt. Es sollte uns vorsichtiger in seiner Beurteilung machen, denn immer noch gilt die Wahrheit, daß das Kunstwerk unfehlbar die Persönlichkeit des Schöpfers spiegelt. Nicht als der rücksichtslose Verfechter der matter-of-fact-Theorie, nicht als der Egoist und der Krämer geht der Engländer aus seinen Kunstschöpfungen hervor, in ihnen war und bleibt er der Gütige, der Sanfte, der Vornehme. Ein Meister wie Besnard urteilt: Von jedem unerwarteten Sturm, von jeder trägen Brise hin und her bewegt, zeigt sich die Blüte der französischen Kunst; immer bescheiden, ruhig stark, von allen geachtet, zufrieden, den wenigen zu glänzen, die sie wirklich lieben, steht die der englischen erschlossen.

Fast leidenschaftlich hat man sich noch in Deutschland um die Werke der Präraffaeliten gekümmert. Weniger ihre Neuerungen im Sinne des Naturalismus, als ihre eigenartige Romantik hatte interessiert. Fragen wir uns aber, was ist seit ihrem Auftreten in Englands Kunst vorgegangen, so muß eine allgemeine Unkenntnis in Erstaunen setzen. Und gerade in diesen letzten Jahrzehnten hat es sich mächtig geregt, und noch vollzieht sich ein Kampf um vitale Prinzipien. Wer gewohnt ist, das Zentrum allen Landesschaffens, die Royal Academy, gründlich zu studieren, ist solchen Symptomen nur schwer auf die Spur gekommen. Hier tritt aller Konservativismus am wuchtigsten auf. Eine Bilderphalanx von schier undurchdringlicher Masse scheint individualistische Regungen in Unsichtbarkeit zu halten. Aber ihr langsames, entschiedenes Vordringen hat schließlich gewisse Wandlungen durchgesetzt, und im Antlitz der Academy von heute kennzeichnen sich andere Züge als in dem der Academy von gestern. Die Sturm- und Drangphase begann vorerst mit einigen Naturalisten, von denen Clausen, Stott, Stanhope Forbes, Tuke, Bramley und Arnesby Brown bereits als Mitglieder oder Associaten in den Areopag englischen Kunstschaffens, in die Jury der Royal Academy, gewählt wurden. Sie greifen für ihre Vorwürfe in das volle Alltagsleben, der Bauer ist ihrem Pinsel verlockender als die Griechenjungfrau und der florentinische Aristokrat, und französische Freilichtmalerei machte sie lichtberauscht. Mit heiligem Sezessionseifer hat seit 1896 der New English Art Club die Revolutionierung aufgenommen. In ihm stehen die Bekenner des Impressionismus zusammen, die Orpen, Steer, Nicholson, John, Ricketts und C. Shannon. Auch in der International Society, deren Vorsitz von Whistler auf Rodin überging, wie in anderen Gruppen bekämpft man energisch die Tradition. Paris hat diesen Rebellen die Seelen aufgerührt. Merkwürdig war aber der Eindruck der bedeutsamen letztjährigen Ausstellung ihrer ausgewählten Werke in der Grafton-Gallery — es wirkte alles englisch. Trotz naturalistischen und impressionistischen Furors, trotz Originalität in Technik und Auffassung zeigt der Insel-Sezessionismus bei weitem nicht die Kraßheit dieser Kunstform anderer Länder. Er verursacht keine Shocks und Entrüstung. Auch er ist von dem stillen, wohl abgewogenen Wesen der True born Englishmen gestempelt.

Immer noch sind die Monumentalwerke französischer Phantastiker und Historiker in England nicht zu finden. Wenn Abbey und Craig solche Kompositionen beabsichtigen, spielen das Kulturbeiwerk, Kostüm und Gerät eine überragende Rolle. Alles ist in präraffaelitischer Fortentwicklung stark auf intensiven Ausdruck und aparte Geste gestellt, und der Genrecharakter überwiegt. Die Religion hat der englischen Kunst auch heut' noch keine starken Inspirationen hergegeben, und seit G. F. Watts die Augen schloß, ist der einzige bedeutende Symboliker hingegangen. Wie in den Anfangszeiten der Nationalkunst vor anderthalb Jahrhunderten ist das Talent für Porträt und Landschaft noch immer das stärkste. Auch heutige Jahresausstellungen beweisen, daß der Mensch des Menschen wichtigste Angelegenheit blieb, und diese Hocheinschätzung setzt ununterbrochen die Pinsel der Bildnismaler in Bewegung. Es gehört zu den Kulturerfordernissen der Aristokraten wie des Bürgers, Porträts in Auftrag zu geben. Im allgemeinen hält man Altmeistertraditionen heilig. Die Herkomer, Shanon, Dicksee, Richmond, Luke Fildes, Poynter, Ouleß, Bacon und Cope sind für das Ruhevolle, Geschmacksgehobene. Der König dieser Tage, Sargent, dem Van Dyck heilig ist, hat der neuen Methode der Kurzschrift, dem Temperament, den Sieg davontragen helfen, und sein impressionistisches Genie zeigt überall seinen Einfluß. Einige Menschendarsteller wie Tuke, Forbes, Bramley gehen mit der nüchternen Gründlichkeit der Naturalisten vor und diesen muß Hochachtung erwiesen werden, wenn sie auch im Vaterlande Reynolds eine Einbuße ästhetischen Reizes fühlbar machen.

Des Engländers große Naturliebe sorgt für beständig reichen Nachwuchs an Landschaftsmalern. Sie sind überwiegend die Realidealisten, die aus der Liebe zu ihrem Stoff freizügig und möglichst getreu nachschaffen. Wundervoll eignet sich die feuchte, magisch umschleiernde Atmosphäre des Insellandes als Ambiente für einen einzig schönen Baumschlag, für lieb-



liche Flußgelände und weitgedehnte Hügel und Ebenenzüge. Noch hallt Constables realistische und Turners romantische Note fort. Die Leader, Waterlow, Murray, Parsons, Mac Whirter halten sie fest. Aber neue Zeiten haben Neues hinzugefügt. Niemals ist lastender Schnee in Sturmfinsternissen oder in Sonnenleuchten so herrlich wie von dem Schotten Farquharson geschildert worden. Durch summarisches Vorgehen auf dekorative Wirkungen half Alfred East dem Geist der Moderne zur Bedeutung, und Wilson Steer hat kraft der Genialität seines Impressionismus ungewöhnliche Erfolge.

Genremalerei ist das Typische in England geblieben und im Genre läuft eigentlich alles aus, auch die Religion, der Symbolismus, die Historie, und vielfach auch die Porträtmalerei. Aber seit Hogarths Tagen ist das Register vielfältig bereichert worden. Ganz ungeahnte Motive sind durch den Präraffaelismus und heut' durch den Sezessionismus aufgetreten. Das Mysterium, die Sehnsucht kamen vorerst als neue Elemente hinzu, heut' soziales Empfinden und naturalistische Berichterstattung. Als köstliches Reis an diesem Stamm muß das Interieurbild gerühmt werden, denn einige Jung-Englandleuchten, vor allem William Orpen, entwickeln es zu klassischer Feinheit.

Bei Gelegenheit des Streites um die Leonardo Wachs-Flora, als die Urheberschaft eines englischen Bildhauers in Frage kam, ist manchem sicherlich seine absolute Unkenntnis der Plastik unserer Inselnachbarn klar geworden. Wo hätte sich der Wissende gefunden, der auf Grund positiver Anschauung Ja oder Nein mit Entschiedenheit äußern durfte? Und dennoch ist auch die Plastik Englands eine Domäne, in der nach gotischer Steinmetzengeschicklichkeit und der klassizierenden Ausdruckslosigkeit des 18. und 19. Jahrhunderts neue Instinkte mit Albert Stevens zu wirken begannen. Durch ihn waren Gefühl und Leidenschaft angestrebt worden. Dann brachte der durch den frankodeutschen Krieg heimatflüchtige Jules Dalou, ein Schüler des genialen Carpeaux, auf diesem Gebiet eine befruchtende Umwandlung. Er lehrte die Engländer das gründliche anatomische Studium. Noch begegnen uns genug Denkmäler und Architekturplastiken in England, die Carlyles Grimm über solche steinernen oder bronzenen Unzulänglichkeiten rechtfertigen. Aber es hieße blind an Schönheiten vorübergehen, wollten wir die Jahresernten der Bildhauer in den großen Landesausstellungen mit summarisch absprechendem Urteil abtun. Es gibt jetzt eine ganze Anzahl vortrefflicher Künstler. Den meisten ist der Linienwohllaut der Antike das Hochziel, einzelne versuchen Rodins nervöse Belebtheit. Im allgemeinen wird auch auf diesem Gebiet weniger experimentiert als im Ausland. Meister wie Thornycroft, Colton, Pegram, Goscombe John, Bates beleben und vertiefen griechische Ideale, Swan weckt Frührenaissance- und Drury Hochrenaissance-Erinnerungen. Michelangelesk vermochte Watts anzumuten, wenn es ihm beliebte, den Meißel statt des Pinsels aufzunehmen, und Rodin wirkte stark auf Schöpfungen Mc. Kennels. Ein Starker, der neue formale und technische Probleme mit glänzendem Gelingen löste, ist Alfred Gilbert, und der mit Recht angefochtene Harward Thomas versucht Naturnachahmung bis über die Grenzen des ästhetisch Ansprechenden hinaus. Es ist ein günstiges Zeugnis für englisches Bildhauertum, daß es sich auf der bedeutsamen franko-britischen Ausstellung von 1908 mit Ehren neben dem französischen behauptete. Und dies ist allein die Errungenschaft des 19. Jahrhunderts. Auch in der Plastik hat man erst in elfter Stunde die Arbeit aufgenommen und hält schon Schritt mit den weit früher Regsamen.

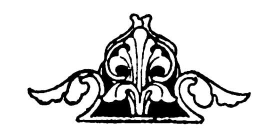
Seit William Morris mächtiger Impuls das englische Kunstgewerbe vor zwei Jahrzehnten in gänzlich neue Bahnen lenkte, begnügt man sich mit ruhiger Fortentwicklung seiner Prinzipien. Die Künstler arbeiten heut' mit dem Fabrikanten und Handwerker, sie sind stolz auf Werkstattkönnen wie der Arbeiter auf künstlerische Anregung. Von England her sind uns die Forderungen auf gutes Material, zuverlässige Technik und stilistische Schlichtheit in Fleisch und Blut übergegangen. Dort hat man sich trotz aller kontinentalen Verzücktheit absolut ablehnend gegen die l'art nouveau verhalten. Das Exzentrische, Unruhige paßt nicht zu der Wesensart des Eng-



länders. Der quellende Erfindungsreichtum William Morris scheint aus den Entwürfen für Tapeten- und Textilmuster verschwunden. Man begnügt sich wegen der Vorliebe für undekorierte Flächen vielfach mit Wiederbelebung der Vorbilder des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Rückhaltlos wird die Überlegenheit der Deutschen auf dieser Domäne zugestanden. Trotz der in gewissen Kreisen herrschenden Hocheinschätzung von modernen Möbelkünstlern wie Baillie Scott, Voysey, Mackintosh weist die allgemeine Geschmackstendenz sichtlich auf die alten Stile. Die Adams, Hepplewhite, Chippendale, Sherarton und die französischen Stile des 18. Jahrhunderts leuchten immer noch als Ideale der vornehmen Heimausstattung, und den gotisch Gestimmten stellt sich eine weit zahlreichere Schar der Antikefreunde gegenüber. In Metallarbeiten bewährt England seinen alten Ruhm. Gerade jetzt werden für Häuser und Kirchen vortreffliche Dinge geschaffen, die Artificers' Guild vor allem zählt Mitglieder, die mit Recht wie der selbstbewußte japanische Kunsthandwerker die Namenssignatur auf die Arbeit setzen. Auch der Goldschmied und der Emailleur liefern Vorbildliches. Die Wirksamkeit des Halbedelsteins, die Würde der ungeschmückten Fläche wie der Reiz feinster Fassungen und Dekore sind ihnen aufgegangen. Unter den Wilson, Cooper, Gaskin, Stabler der Artificers' Guild und Alexander Fisher lebt kein Lalique oder Tiffany, aber sie sind alle Meister, die ihrem Kunsthandwerk Ehre machen. Noch immer steht die Buchkunst sehr hoch. Douglas Cockerell, ein Schüler Morris und Cobden Sandersons, ist zum glanzvollen Hüter eines seltenen Erbes geworden. Gleichviel ob der Einband auf klassischer Tradition fußt oder modern ausgestattet wird, das Gediegene und Einfachschöne gilt als Bestes. Auch mit Schrifttypen wird viel geneuert, und es ist nur natürlich, daß man gerade im Lande der gewaltigen Gotikbegeisterung auf eine Wiederbelebung der klösterlichen Schreib- und Illuminierkunst verfiel. Die Keramiker sind sehr rührig, weniger originell als überraschend in Leistungen technischer Vollendung. Die alten Manufakturen von Worcester, Doulton, Derby, Minton sind immer noch mit ihrem Hausporzellan Lieferanten für den Weltmarkt, und die wundervollen Glasuren und Lustres, wie auch mancher eigenartig naturalistische Dekor der neuen „Lancastrian“-Waren der Firma Pilkington und der „Ruskin“-Arbeiten der Brothers Martin wetteifern mit der Schönheit alter China- und Perserprodukte wie mit Glanzstücken der Moderne. Wir dürfen das gesamte schottische Kunstgewerbe nicht immer nur im Lichte der eifrigen Glasgower Modernisten sehen. In Schottland gerade wurde man von der l'art nouveau beeinflußt, ist mit der kontinentalen Renaissance in engerer Übereinstimmung als mit der englischen Morrisbewegung geblieben. Die höchst persönlichen Werke der Mackintosh, Walton, Miß King, Miß Macbeth, Mrs. Newbury erfreuen sich des besonderen Interesses aller fortschrittlich gesinnten Kunstfreunde, aber sie vertreten ebensowenig die schottische Kleinkunst, wie die Schöpfungen der gotisierenden Birminghamschule das Kunstgewerbe Englands. Die Stickerei, diese einstige Glorie Englands, hat in der Glasgower Schule ihre besondere Neugeburt erlebt und ihre an Entwurf und Farbe so individuellen Leistungen verdienen noch immer eingehendes Studium.

Das Bild der heutigen Kunstgewerbeentwickelung stellt sich regsamer und erfindungsreicher bei uns dar, aber vergessen wir nicht, daß von England die Impulse und die gesunden Prinzipien kamen. Freuen wir uns der frisch gewonnenen Werdelust, aber hüten wir uns vor irgend welchem Baccalaureus-Gebahren gegen unsere Lehrmeister.

Jarno Jessen



Farbige Radierungen

Zwiefach ist das Verlangen unserer bildenden Kunst, zumal soweit wir sie zum Schmuck unseres Hauses zu verwenden wünschen. Das Empfinden für den Raum, das in den letzten Jahren endlich wieder erwacht ist, verlangt nach Bildwerken, die durch das in ihnen selbst lebende starke Raumempfinden selber wieder gliedernd und gestaltend auf den Raum einwirken, in dem sie hängen. Durch eine starke Stilisierung in der Linienführung, ein die verschiedenen Farbenwerte schier gegensätzlich betonendes Gegeneinanderstellen größerer Farbenflächen erreicht der Künstler, daß wir mit ihm in der Natur die kleine Einzelheit, das mehr Zufällige übersehen und dafür von den bestimmenden Charaktereigenschaften der Erscheinung um so stärker ergriffen werden. Der Künstler vollzieht in diesem Falle jene Arbeit, die sonst die Erinnerung in uns selber gegenüber gesehenen Landschaftsbildern bewirkt. Denken wir an Wanderungen zurück, die weit hinter uns liegen und sich doch mit bestimmten Eindrücken in unser Gedächtnis fest eingegraben haben, so erstehen vor uns Landschaftsbilder, die wir mit wenigen Strichen in ihrer Form festzuhalten vermöchten. Dazu kam dann zumeist noch die eine oder andere ganz stark wirkende Farbe. Wir erinnern uns an ein sonst kaum in dieser Tiefe geahntes Grün, das sich gegen blendendes Gletscherweiß abhob. Die Felswand eines Gebirges schob sich bei einer Abendbeleuchtung in fahler Gräue gegen die leicht beleuchtete Seite eines entgegengesetzt verlaufenden Bergzuges. Oder es waren besonders eigenartige Schiebungen im Gelände, deren Linienführung durch einen senkrecht sich erhebenden Baum oder ein beherrschend in den Einschnitt hineingestelltes Gebäude mit besonderer Schärfe zum Empfinden kam.

Das ist die eine Art, wie die Natur ihre Bilder zu unverwischbaren Eindrücken in die Erinnerungstafel unseres Gehirns eingräbt. Die andere ist genau entgegengesetzt: alles Bestimmte ist bei dieser zweiten Art verwischt; gerade daß es uns unmöglich wäre, etwas Faßbares von diesem Eindruck zu sagen, geschweige denn gar in Linien oder Farben ihn genau wiederzugeben, macht ihn uns unvergeßlich. Solche Eindrücke werden nur selten sich an plastische Formen der Natur halten, obwohl sie auch da nicht fehlen. Man denke an Empfindungen, die man von ganz hohen Alpengipfeln, besonders scharf in den Dolomiten, überkam, wenn man in die unglaubliche Fülle von Spitzen und Erhebungen um einen herum hineinsah. Vor allem die Fernsichten z. B. vom Rigi üben auf diese Weise ihre unvergeßliche Wirkung. Sonst aber sind es meistens Eindrücke der Farbe, die derartig in uns haften, und zwar hier wiederum eigentlich nicht die Farbe, die an den Dingen selber ist, sondern jene, die darüber schwebt. Es handelt sich hier um die herrlichen Wirkungen des Lichts. Uns Deutschen stellt sich dabei das Wort „Stimmung“ ein. Es sind jene Fälle, in denen die Natur weniger durch die Sinne zu uns spricht als durch die Seele.

Solche Stimmungen mit Hilfe der bildenden Kunst in unsere Wohnräume hineinzuzaubern, um sie dort in gesegneten Stunden immer neu auf uns einwirken lassen zu können, ist die andere Sehnsucht, von der ich zu Eingang dieser Zeilen gesprochen habe. Auch diese Stimmungsmalerei gebietet dem Künstler eine vereinfachende stilisierende Tätigkeit. Auch hier muß er alle jene Töne verstummen lassen, die dieser Stimmung entgegenarbeiten. Der lebendigen Natur gegenüber vollziehen wir diese Ausscheidung alles unser Empfinden Störenden von selbst. Aber wer hätte noch nicht die schwere Enttäuschung erlebt, die ihm nachher zu Hause Photographien bereiteten, die er in solchen Stunden aufgenommen hatte?! Wenn auch nicht so stark, so doch artähnlich ist oft die Enttäuschung, die in uns eine an sich sehr gute Reproduktion gerade nach solchen Bildern erweckt, die in uns, als wir das Original sahen, starke Stimmungen auslösten. Auch hier ist eben durch die maschinenmäßige Reproduktion eine Art von Gleichgewicht hergestellt worden, wo gerade die Aufhebung desselben den künstlerischen Reiz ausmachte.

Wer einmal an sich selbst den im Laufe der Zeit sich immer verstärkenden und vertiefenden Eindruck erlebt hat, den ein künstlerisches Originalwerk von vielleicht geringerem Werte in so viel höherem Maße ausübte, als die vorzüglichsten Reproduktionen nach den größten Meisterwerken aller Zeiten es vermögen, der wird als stärksten Wunsch für die künstlerische Erziehung der Menschen den empfinden, ihnen Originalwerke bildender Kunst möglichst dauernd nahezubringen. Wir müssen beim Kunstwerk die Hand des Künstlers fühlen. Wir müssen ihn gewissermaßen menschlich nahe fühlen, wenn wir das Bild betrachten, in seinem Wollen, seinem Ringen, seinem Können und auch seinem Versagen. Alles wird uns wertvoll, denn es ist Leben, ist eben jener Zauber der Persönlichkeit, den Goethe nicht umsonst als der Menschheit Bestes gepriesen hat. Jede Reproduktion aber drängt zwischen diese Persönlichkeit des Künstlers und den Betrachter die sachliche Maschine ein.

Früher war diese Erkenntnis von der unvergleichlichen Bedeutung des künstlerischen Originals für eine wirklich lebenspendende Wirkung der Kunst für jeden Menschenfreund eine sehr schmerzliche Erfahrung. Denn wie sollten weitere Kreise in die Lage kommen, sich künstlerische Originale für ihre Wohnung anzuschaffen? Freilich Tausende deutscher Familien, die jetzt den Vorschlag, sich ein Ölgemälde zum Schmucke ihrer Wohnung anzuschaffen, als eine fast beleidigende Zumutung an ihren Geldbeutel zurückweisen, wären dazu sehr wohl imstande. Doch bei näherer Untersuchung dieser Tatsache kämen wir auf Abwege, denn damit hängt eng zusammen eine ziemlich weitgehende Reform unseres Kunsthandels und eine von der jetzigen wesentlich verschiedene Einstellung zur Verkaufsfrage auf seiten unsrer Künstler. Aber auch diese Umwandlung der Verhältnisse auf unserem Kunstmarkte, die kommen muß, kann die aufgeworfene Frage nicht lösen. Auch dann noch wird die Möglichkeit der Erwerbung künstlerischer Originale, soweit man darunter Ölgemälde, Aquarelle und auch Handzeichnungen versteht, immer verhältnismäßig eng begrenzt sein. Viel weiter reichte schon immer die Radierung. Aber gerade die Schwarz-weiß-Radierung setzt bereits jenes intime Verhältnis zur Kunst voraus, das wir doch erst schaffen wollen; ganz abgesehen davon, daß sie immer in viel stärkerem Maße in der Mappe wirkt als an der Wand.

Hier lag und liegt die ungeheure kunstpolitische Bedeutung der farbigen Lithographie, wie sie in den letzten fünfzehn Jahren emporgeblüht ist. Allerdings zweierlei kann man dabei sich nicht verhehlen: einmal, daß das lithographische Druckverfahren doch in wesentlichem Maße die Originalwirkung einschränkt; man spürt nicht mehr viel von der Hand des Künstlers. Dann aber hat die Lithographie, gerade wo sie so ganz ihrem Charakter treubleibt, etwas Plakathaftes im guten Sinne des Wortes. Ihren Wirkungen fehlt fast durchaus die Intimität. Der Steindruck kann sehr stark und groß wirken, aber auch das immer mehr im dekorativen Sinne: weniger durch die Wucht des geistigen Gehalts oder die Eindringlichkeit des Empfindungswertes, als gerade durch seine raumgliedernde Fähigkeit. So wird jeder, der Lithographien in seinen Wohnräumen hat, im Laufe der Zeit die Erfahrung machen, daß diese Bilder zwar den Gesamtraum außerordentlich erhöhen, ihm unter Umständen geradezu die Erlösung der Form bringen, das Raumbewußtsein in uns dauernd lebendig erhalten, daß dagegen unser persönliches Verhältnis zu diesem Bilde trotzdem kein engeres wird. Die Lithographie hängt hier zweifellos ganz eng mit dekorativer Wandmalerei zusammen und übt ihre beste Wirkung dort, wo man sie möglichst auf diese Wirkung einstellt. Es ist eigentümlich und sehr lehrreich, wie doch die Art der Technik und der ganzen Reproduktionsweise bei der Lithographie ihre künstlerischen Wirkungen beeinflußt. In dieser Reproduktionsweise liegt die Massenherstellung. Das einzelne Blatt als solches bedeutet darin nichts. Ähnlich ist das Verhältnis, das wir zu solch einem Bilde bekommen. Mag seine Wirkung noch so stark sein, sie beruht niemals auf dem Verhältnis zu dem einen Blatte; dieses trägt also in sich nicht den Charakter des Originals. Was es vom letzteren besitzt, ist nur das Geistige, daß die Lithographie keinerlei Übertragung der Absichten des Künstlers ist, sondern diese getreu wiedergibt. Die Absicht

des Künstlers war eben so eingestellt, daß sie sich nirgends mit dem einzelnen sie tragenden Kunstblatte vereinigte. So ist der Persönlichkeitsgehalt, den die Lithographie besitzt, ein rein geistiger, der im Entwurf liegt. Aber wie mit dem Blatte, das ich mir erwerbe, die Hand des Künstlers gar nichts zu tun hatte, wie sie eigentlich gar keinen Einfluß mehr darauf hatte, so fühlen wir Betrachter in einem solchen Blatte auch nichts von der schier körperlichen Anwesenheit des Künstlers, die wir etwa bei einem Ölbilde empfinden, bei dem wir ja wissen: jeder dieser Striche, jeder dieser Farbentöne ist vom Künstler mit seiner Hand hingesetzt worden. Die farbige Lithographie steht also hier eigentlich auf derselben Stufe wie der Holzschnitt und hat vor diesem nur den Vorzug der Farbigkeit sowie der großen raumgliedernden Wirkung (der Holzschnitt wirkt dagegen wesentlich stärker bei der Nahbetrachtung).

In diese Lücke stellt sich nun die farbige Radierung. Wenn schon die Schwarz-weiß-Radierung viel stärker, als die Lithographie, die Hand des Künstlers uns fühlen läßt, indem wir, ob gestochen, ob geschabt, ob in Aquatintamanier gearbeitet wurde, immer bis ins einzelne hinein die Arbeit verfolgen können, so steigert sich bei der farbigen Radierung dieses Gefühl der persönlichen Tätigkeit des Künstlers am einzelnen Blatte noch in ganz außerordentlichem Maße. Wir haben ja auch beim Gemälde viel eher das Gefühl, die persönliche Arbeit des Künstlers zu sehen, als bei der Zeichnung. Der Strich ist eben nicht so lebendig wie die farbige Fläche. Die farbige Radierung hat nun schon im vornherein in der Technik etwas von Malerei an sich, insofern diese Radierung auch auf Flächen angelegt werden muß und der Künstler mit dem Pinsel die ätzende Säure so zu verteilen und zu verreiben hat, wie es die angestrebten Farbenwirkungen gebieten. Dann kommt noch hinzu, daß die Farben selbst nicht durch eine nachher ganz mechanisch vollzogene Verteilung auf so und so viel Blätter erzielt werden, sondern auch noch eine viel mehr persönliche Arbeitsweise bedingen, indem immer mehrere Farben gleichzeitig von einer Platte gedruckt werden. Wir haben also noch während des Druckes von jedem einzelnen Blatte die persönliche Einwirkung des Künstlers, und es besteht deshalb ja auch zwischen den verschiedenen Exemplaren einer farbigen Radierung eine viel größere Verschiedenheit als bei irgendeinem anderen Reproduktionsverfahren. Es ist dringend zu wünschen, daß nicht von spekulativer Seite diese Umständlichkeit des Reproduktionsverfahrens umgangen wird, um durch die Herstellung größerer Auflagen die ja immerhin nicht ganz billigen Preise herabzusetzen. Denn sobald hier das Mechanische zu sehr eindringt, ist der Hauptreiz der Blätter verloren und ihre weitere Wirkung als Originale beeinträchtigt. In diesem Augenblick würde die farbige Heliogravüre gleichberechtigt neben die Radierung treten.

Es ist sehr erfreulich, daß der deutsche Verlag, der sich die Einführung der farbigen Radierung in die weitesten Kreise unserer Kunstfreunde zum Ziel gesetzt hat, aller dieser Tatsachen sich vollauf bewußt und nach seinen bisherigen Leistungen entschlossen ist, seine Erkenntnis auch in die Tat umzusetzen. B. G. Teubner in Leipzig, dessen farbige Steindrucke wir unseren Lesern immer wieder empfohlen haben, tritt jetzt mit einer Anzahl farbiger Radierungen hervor, die durchweg als technische Druckleistung höchste Anerkennung verdienen, obendrein die erfreuliche Tatsache bekunden, daß die aufgerufenen Künstler sich nicht in der Nachahmung der französischen Art — in Frankreich hat die farbige Radierung schon seit mehreren Jahren ausgedehnte Pflege erfahren — gefallen, sondern einen eigenen Ausdruck für unsere deutsche Art zu schaffen streben.

Von den zehn bisher in je hundert Vorzugsdrucken veröffentlichten Blättern liegen mir sechs vor. O. Bauriedls „Novemberstille“ (60 ℳ) zeigt am stärksten die Gefahr, durch allzu flächige Behandlung der Farben in der Art des farbigen Steindruckes stecken zu bleiben. Gewiß sind die Farben weicher, aber als Ganzes besitzt das Blatt nichts, was nicht auch mit einer Lithographie auszudrücken gewesen wäre. Auch des Dachauers C. Felber „Alte Häuser in Dachau“ (50 ℳ) leiden noch etwas unter dem Zwiespalt zwischen der Auffassung für farbigen Steindruck und Radierung. Nur daß hier in den Farbentönen eine

Weichheit erreicht wurde, die dem Steindruck niemals vergönnt ist. Und diese Weichheit der Töne bedeutet hier Stimmungswert. Es ist winterliches Tauwetter, die ganze Luft voll dicker Feuchtigkeit, die die einzelnen Farben zwar tiefer erscheinen läßt, andererseits sie aber doch durch die darüber schwebende feuchte Luft zu einem Akkorde zusammenbringt. Vor allem in den grauen Tönen des Himmels und des dagegenstehenden Buschwerkes zeigt sich eine prächtige Abstufung. Vielleicht liegt es an den großen Formaten dieser beiden Bilder, daß die intimen Wirkungen der angewendeten Technik nicht so voll zur Geltung kommen. Auch für des Müncheners O. Graf „Moosschwaige" (60 ℳ) wäre ein kleineres Bildformat vorteilhafter gewesen. Die sehr fein abgestufte Farbenskala von Blau, Grün und Gelb, die hier in eigenartiger Beleuchtung sich ineinander vermengt, würde bei kleinerem Bildformate nicht so leicht die Erinnerung an Theaterdekorationseffekte erwecken, wie es jetzt leider doch etwas der Fall ist.

Sehr glücklich gewinnt dank der Radiertechnik L. Kasimirs „Burg Nürnberg" (40 ℳ). Denn einerseits holt die streng durchgeführte Zeichnung das Architektonische sehr lebendig heraus und den Gegensatz der großen Linienführung im Burggebäude selbst zu dem winkligen Geschiebe der Häuschen um sie herum. Andererseits zeigt das Rot der Dächer eine so reiche Abstufung, das eingestreute Grün des Laubwerks, die wenigen blauen Flecke am Himmel sind so tonreich, daß die beste Wirkung eines Aquarells dem Gesamteindruck dienstbar gemacht ist. Sehr fein ist H. Eickmanns „Auf der Diele" (40 ℳ). Die tiefen Töne des alten Holzes einen sich mit dem gedämpften Lichte, mit den farbigen Kacheln und Tonfliesen zu einer wohligen, gesättigten Farbe, die dem ganzen Raum Ruhe, Wärme und Behagen gibt. So ist diese Diele das rechte Plätzchen für die junge Mutter, ihrem Kinde die Brust zu reichen. Die halboffene Tür gewährt den Blick in die blühende Sommernatur draußen und läßt von dort ein mildes Licht hereinströmen.

Am stärksten scheinen mir die Kräfte der Radiertechnik ausgesprochen in Franz Heckers „Über dem Dorfe" (50 ℳ), vielleicht auch darin, daß die Gefahr allzu großer Weichheit sich wenigstens leise ankündigt; glücklicherweise nicht mehr. Wie weicher Sammet sich anfühlt, so warm und weich und tonig zugleich wirken hier die Farben. Die großen Formen des Landschaftsausschnittes wirken als Gegengewicht, das ganze Bild löst in uns ein leises Klingen und Singen aus, wie ein Gedicht von Eichendorff.

Karl Storck



Karl Kayser-Eichberg

Ein Maler der Mark

Fontane und Leistikow sind tot. Sie haben die stillen ernsten Schönheiten der Mark Brandenburg entdeckt und in Wort und Bild für immer festgehalten. Nun wurde die Mark Mode. Allein, wie wenige haben sie mit Geist, Herz und Augen dieser Männer angeschaut!

Zu diesen Wenigen gehört Prof. Kayser-Eichberg in Berlin, ein ehemaliger Schüler Brachts. Unter dieser doppelten Gedankenverbindung Bracht-Leistikow hat er mit Unrecht viel leiden müssen. Wohl ist das Stoffgebiet, die dem Dekorativen und Stilisierten so wundervoll entgegenkommende einfache und herbe Schönheit der Mark Brandenburg, bei Leistikow und Kayser-Eichberg im allgemeinen dasselbe. Will man Kayser-Eichberg aber gerecht werden, so muß man einmal davon absehen und den Persönlichkeitsgehalt seiner Kunst zu ergründen suchen. Da ist denn zunächst seine warme Sympathie für die Schotten und die modernen englischen Landschafter wichtig. Leistikow hat, ehe er die Mark entdeckte, Skandi-

navien, namentlich die bald ernsten, bald lieblichen Schönheiten Dänemarks in Jütland und auf Seeland nach den Hamburgern im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts einmal deutscherseits wiederentdeckt. Die Dänen sind in der Malerei ohne England nicht ganz verständlich. Diese intime, schlichte und zarte, aber nie salonmäßig glatte oder bleichsüchtige Kunst vertritt auch Kayser-Eichberg. Er fand viel Gemeinsames mit den Engländern und Schotten, ja, mehr innerlich Gemeinsames als mit Leistikow. Aber von einer äußerlichen Beeinflussung kann nicht geredet werden; auch ohne Kenntnis schottischer und englischer Bilder würde seine innere Anlage ihm seine eigene malerische Entwicklung vorgeschrieben haben.

Seine Kunst, seine Palette ist wie die Landschaftsstimmung der Mark: still, versonnen, gedämpft. Er ergänzt Leistikow aufs schönste nach mehr als einer Seite. Leistikows Herbigkeit weicht dämmernder Weichheit. Man muß auch manchmal an die schwedische Malerei unserer Zeit, an Erik Hedberg z. B. und seinen herrlichen „Frühlingsabend“ denken, wenn man auf Kayser-Eichbergs Farbenradierung „Sternnacht“ die Sterne ihr bleiches Lichtlein im dunklen See widerspiegeln sieht. Und an die übrigen schwedischen Meister, wenn man die Stunde der Dämmerung, der hereinbrechenden Nacht, den regenschweren oder blaß-stahlblauen nordischen und norddeutschen Himmel so oft und so besonders liebevoll und meisterlich gemalt sieht. Kayser-Eichbergs großes Bild „Hereinbrechende Nacht“ am Waldsee, gemahnt es nicht unmittelbar an Kallstenius' „Blaue Stunde“ am schwedischen Waldsee? Und so sind der Parallelen noch mancherlei; sie beweisen keinerlei Abhängigkeit oder Beeinflussung, wohl aber den rein germanischen Charakter seiner Kunst. Ihre Motive sind die schlichten der Mark Brandenburg: tiefblaue Seespiegel mit weißem Segel, leise und groß stilisierte ernste Kieferngruppen, auf deren rötlich erstrahlenden Stämmen die Abendsonne spielt, in der Ferne über dem welligen Hügelrücken die Flügel einer Mühle, ein Hirt mit großer Schafherde, die heimwärts durch den abenddunklen Wald zieht oder sich im Regensturm den Weg auf der offenen Landstraße erkämpft, ein Ackersmann, der dem kargen Boden am Waldrande hinter dem Pflug das Äußerste abgewinnen möchte („Der Pflüger“); oder der Vollmond bricht am See durch dahinjagende Wolken und beleuchtet das stille Nest am anderen Ufer gar geisterhaft. Herbe naht der „Vorfrühling“ dem lange verkannten Land. Grauweiß, schwer von Nässe triefend unter grauem Himmel stehen die Birken da und spiegeln sich im dunkelgrün aufleuchtenden See. Dann aber kommt der Frühling. Ein „wilder Birnbaum“ — übrigens eins der schönsten, größten und sonnigsten Bilder des Malers! — steht auf blumenbesäter Wiese im schneeigen Hochzeitsschmuck; weit schweift der Blick von der Anhöhe über Felder und dunkle Kiefernwälder zum Horizont, wo See an See sich reiht, wo die einsame märkische Heide, durch deren tiefversandeten Fahrweg eine alte Kalesche mahlt, den Anfang nimmt. . . .

Diese Landschaft bestimmte die Palette Kayser-Eichbergs. Sie ist weich, verschleiert, dunkel und melancholisch abgetönt, voll feiner verhaltener Stimmung. Die Technik ungemein sorgsam und geschmackvoll, ohne modernitische „Patzerei“, die Komposition abgerundet und instinktiv bildmäßig. Von großer Schönheit, Delikatesse der Ausführung und gesteigerter Kraft der Auffassung sind des Künstlers F a r b e n r a d i e r u n g e n: abermals Motive aus der Mark mit wundervoll stilisierten Baumgruppen und außerordentlich feinen Stimmungsreizen in der Behandlung des Atmosphärischen.

Und nun lassen wir für das unzulängliche Wort die Kunst selbst sprechen!

Dr. Walter Niemann



Zu unseren Bildern

Mit Emmanuel Frémiet, der zu Anfang des Septembers gestorben ist, hat Frankreich einen seiner besten Bildhauer verloren. Allerdings hat der Künstler seine Kräfte in beneidenswertem Maße ausgeben dürfen, bevor der Tod ihn holte. Sechsundachtzig Jahre ist er alt geworden, und bis in die letzte Zeit war sein Geist frisch genug, neue Werke zu ersinnen, blieb seine Hand stark genug, das innerlich Erschaute zu gestalten. Die straffe Energie, die harte Muskulatur, die Fähigkeit zur Anspannung aller Kräfte, die in den von ihm geschaffenen Gestalten zum Ausdruck kommen, eigneten ihm selber.

Frémiet weist auf jenen François Rude (1784—1855) zurück, den Schöpfer der „Marseillaise" am Arc de l'étoile in Paris, in dessen Atelier die wichtigsten Fäden der neueren Entwicklung der französischen Plastik angesponnen wurden. Starkes Temperament, Leidenschaft der Bewegung, strengstes Naturstudium — bei alledem aber ein, wenn man so will klassisches, in Frankreich durch die stete Schulüberlieferung im Handwerklichen bewahrtes, Gefühl für die Geschlossenheit der plastischen Form, — das sind die gemeinsamen Eigenschaften dieser hochbegabten französischen Bildhauer, mögen sie im Besondern ihrer Persönlichkeit auch noch so weit auseinandergehn. Frémiets besondere Note ist eine männliche Natürlichkeit, eine gewisse Urwüchsigkeit, am liebsten möchte ich sagen: ein gewisser Mangel an Kultur, wenn das nicht so leicht mißverstanden werden könnte. Es ist aber jene besondere Formenkultur gemeint, die der französischen Kunst ihr typisches Gepräge gibt. Frémiet ist in viel höherem Maße Individualist, der in jedem Objekt das Besondere sah und nicht versuchte, es dem Typus zu nähern. Das unterscheidet seine zahlreichen Tierplastiken von denen des genialen A. Louis Barye (1796—1875). Frémiet sah in jedem einzelnen Tiere eine Individualität, die in ihren besonderen Eigenheiten herauszuarbeiten ihm vor allem wichtig war. Er hat z. B. zahlreiche Orang-Utans geschaffen, aber nicht den Affen zu schaffen versucht, so gut, wie er in seinen menschlichen Gestaltungen niemals Typen anstrebte.

Vielleicht hat er gerade deshalb das beste unter den zahlreichen französischen Denkmälern der Jeanne d'Arc geschaffen (auf der Place de Rivoli in Paris). Während das andere Pariser Jeanne-d'Arc-Denkmal von Paul Dubois, so ausgezeichnet es ist in der Haltung des Pferdes und der Jungfrau, der Art, wie diese mit jenem verwächst, gerade im Gesichtsausdruck der Heldin versagt, weil Dubois durchaus die Heldin und Seherin gestalten wollte, hat Frémiet die Aufgabe voll gelöst, weil er nicht die, sondern eine Heldin, und zwar eine von besonderer Art schuf. Die Mischung von Kraft und Zartheit, von Entschiedenheit und einfältiger Anmut — mit einem Worte diese Jeanne d'Arc ist ein Bauernmädchen von ganz besonderer Art, aber doch ein wirkliches Mädchen von Fleisch und Blut, bei dessen Begegnung man nicht gleich an überirdische Erscheinungen oder an Wunder denken würde. Romantik ist das Ganze, gewiß, aber auch hierbei volle Naturwahrheit und im Äußeren — z. B. der Rüstung — eine schier das Kleinliche streifende Richtigkeit. Prächtig ist das schwere Roß — ob es aus des Vaters Bauernstall stammt? —, zu dem die schlanke Mädchengestalt einen reizvollen Gegensatz bildet, auf dem vielleicht zu allermeist das Gefühl beruht, daß dieses Mädchen ein Werkzeug des Himmels sein müsse. — Zuerst war übrigens dieser Gegensatz zwischen Roß und Reiterin noch viel stärker gewesen, war bei der Aufstellung des Denkmals (1874) viel bekämpft, andererseits von manchen andern als besonderer Reiz hervorgehoben worden, als habe der Künstler gerade das Kindliche betonen wollen. Das war aber nicht der Fall gewesen; Frémiet hatte die Reiterin wie das Roß in natürlicher Größe gehalten. Aber durch die hohe Aufstellung wirkte die Reiterin viel kleiner. Es ist ein besonders feiner Zug für des Künstlers Verantwortungsgefühl, daß er, als bei einer Ausbesserung des Sockels die Figur heruntergenommen werden mußte, diese stillschweigend durch eine größere ersetzte. Die Öffentlichkeit erfuhr jahrelang nichts von dieser Veränderung,

deren künstlerisch ausgleichende Wirkung von jenen, die sie bemerkt hatten, der neuen Vergoldung zugeschrieben wurde.

Frémiets zahlreiche Tierplastiken sind von ausgezeichneter Charakteristik, oft belebt durch einen liebenswürdigen Humor. Besonders bekannt wurden einige Werke, in denen er Tiere im Kampfe mit Menschen zeigte, so der grausige Kampf des Gorillas mit einem Eingeborenen von Sumatra, der Raub eines Menschenweibes durch einen Riesenaffen. Diese Werke streifen das Sensationelle; aber bei ruhiger Prüfung wird man zugeben müssen, daß die Schuld daran mehr beim Beschauer als beim Künstler liegt. Schon die treffliche technische Arbeit bewahrte diesen vor den Fehlgriffen eines den billigen Beifall der Menge durch Berechnung erkaufenden Machers. So hat ihm auch seine große Fruchtbarkeit und sein rasches Arbeiten niemals geschadet. —

Etwas merkwürdig Herbstliches liegt über C. Jordans Bilde „Gottfried von Straßburg“. Die deutschen Lehrer haben bei ihrer Straßburger Tagung im Sommer dieses Jahres das Original Friedrich Lienhard geschenkt, als ein Zeichen der Begeisterung und Freude, die sein Drama „Gottfried von Straßburg“ in ihnen entzündet hatte. Und in der Tat, trotzdem Jordans Werk ganz unabhängig von Lienhards Dichtung entstanden ist, trifft es in Stimmung und Haltung mit dem fünften Akt derselben zusammen. Merkwürdig nannte ich die Herbststimmung, die von dem Bilde ausgeht, weil doch eigentlich das unvollendete Bauwerk in die Zukunft weist; denn um ein noch nicht Fertiges handelt es sich hier; nicht etwa um ein Verfallendes. Ist es nun unser Wissen, daß das Werk nie vollendet wurde, was uns so einstimmt? oder überkommt uns, wie den auf die Stadt herunterblickenden Gottfried, das beklemmende Gefühl, daß des Menschen körperliche Kraft so klein ist im Verhältnis zu dem Großen, was sein Geist erschauen, seine Seele wollen kann, so daß immer ein Zwiespalt klaffen muß zwischen Wollen und Vollbringenkönnen. Auch Gottfried durfte seinen Sang von Tristan und Isolde nicht vollenden. Ach ja, es herbstelt schon um uns und in uns, wenn für das im Zwang der Frühlingsfruchtbarkeit in Angriff genommene Werk erst die langen Arbeitstage des Sommers gekommen sein dürften; und in glutrotem Gewoge senkt sich die Sonne in die purpurne Dunkelheit des Ungewissen, wo die in Lichtsehnsucht empfangene Göttergabe der genialen Schöpfung noch der strahlenden Mittagshelle bedürfte.

C. Jordan, der als Professor an der Straßburger Kunstschule wirkt, hat manche wertvollen Historienbilder geschaffen. Er bewährt ein sicheres Erfassen des bedeutenden Augenblickes und ein sicheres Geschick der Komposition bewegter Menschenmassen. Seine „Episode aus den Tiroler Freiheitskriegen“ ist in den Besitz des österreichischen Staates übergegangen; auch die Museen von Köln und Straßburg besitzen Werke seiner Hand. —

Der Herbststimmung wollen auch unsere anderen Bilder Ausdruck leihen. Über Kayser-Eichberg und sein Bild des waldumsäumten Sees wolle man den besonderen Artikel nachlesen. J. W. Schirmer (1807—63), der Lehrer Böcklins, hat nicht viele Bilder gemalt, die wir so ohne Vorbehalt genießen können, wie diese „Herbstlandschaft“, wo der Natureindruck ihm allein stark genug war, und er nicht erst noch eine „belebende“ Staffage hineinstellte. Ein Prachtstück voll wilder Kraft ist des Rubensgenossen Franz Snyders (1579—1657) Löwin, die ein Wildschwein erlegt.

R. St.





Unharmonische „Fälle“ in unserm Musikleben · Von Dr. Karl Storck

Ich glaube, daß manches Kapitel der Kulturgeschichte, ja diese im ganzen selbst anders angeschaut würde, wenn man die Wahrheit immer auf der Stelle festnageln könnte und würde, anstatt sie nachträglich, wenn das lebendige Leben verrauscht und verblüht, das aktuelle Interesse vorbei ist, mühsam aus dem Schutt der Zeiten auszugraben und sie nun mit historischem Interesse kalt und gleichgültig zu betrachten, den Künstler dann nur noch als toten Namen im Lichte seines Werkes zu sehen.“ Mit diesen Worten steigert Hans Pfitzner seine in den „Süddeutschen Monatsheften“ gegebenen Ausführungen „Der Boykott meiner Werke am Münchener Hoftheater“ aus einer von innerer persönlicher Not gebotenen Handlung zur allgemein und grundsätzlich wertvollen Tat.

Der „Fall Pfitzner“ lag im Frühjahr dieses Jahres, der Herbst brachte den „Fall Richard Strauß“. Beide Male liegt die äußere Entwicklung so, daß wir hervorragende Künstler Protest erheben sehen gegen bedeutende Theaterverwaltungen. Beide Male findet die Stellungnahme des Künstlers zunächst in der Presse eine mehr ungünstige Beurteilung, die nachher bei eingehender Untersuchung des Falles zugunsten des Künstlers umschlägt, leider aber in dieser Form bei weitem nicht mehr so viel verbreitet wird, wie es zuerst geschah.

Es ist zunächst bei dieser Erscheinung zu verweilen. Denn auch sie ist typisch. Typisch und sehr bedauerlich. Man sollte eigentlich annehmen, daß auch die in unserer Tagespresse beschäftigten Schriftsteller in einem gewissen Sinne Künstler wären: Künstler, angesehen als produktive Natur, als Schaffender, der aus den Geschehnissen des Tages heraus das Dauernde und das für die Entwicklung Bedeutsame herausfühlt und dadurch Stoff gewinnt zum Aufbau einer menschlichen Kultur. Wir müssen uns doch darüber endlich klar werden, daß die Geschehnisse an sich in den weitaus meisten Fällen nur für die von ihnen Betroffenen bedeutsam, für

die Menschheit als Ganzes dagegen meist belanglos sind. Ihr Wert für die Gesamtheit liegt ausschließlich in ihrer Bedeutung für die weitere Entwicklung, die auch darin liegen kann, daß Werte oder Schäden durch diese Ereignisse zerstört worden sind. Es ist ganz selbstverständlich, daß die Tagespresse, weil sie ihren Stoff vorzugsweise aus den Geschehnissen des Tages zu nehmen hat, nicht sehr weitblickend sein kann. Sie darf gar nicht zu weit voraussehen, sie muß selber wieder für den Tag sorgen. In dieser Begrenztheit des Blickes, dieser das Alltägliche nicht übersteigenden Höhe des Standpunktes liegt sogar ihr besonderer Wert gegenüber der periodischen Presse und der großen wissenschaftlichen Kulturbetrachtung. Die Presse wäre, so angewendet, eine Art täglicher Gewissenserforschung; diese schaut auf das Geschehene zurück und aus ihr heraus wächst der Vorsatz für das Handeln der Zukunft. Auch wenn sich dieser Vorsatz zunächst nur auf den nächsten Tag erstreckt, so liegt doch immer die Linie darin zur Höhe.

In diesem Sinne ist der Journalismus sicher ein künstlerischer Beruf und man sollte deshalb annehmen, daß die journalistische Welt mit dem Künstler fühle. Aber das Gegenteil ist der Fall. Wie unsere Presse nicht Zeitbetrachtung gibt, sondern Berichterstattung, wie sie aus den Geschehnissen — es handle sich um Unglücksfälle, Erfindungen oder was es auch sei — nicht unter Zurückdrängung der äußeren Begleiterscheinungen das dauernd Bleibende, das für die Entwicklung Bedeutsame heraushebt, sondern sich umgekehrt in eine möglichst ausgedehnte Einzelbeschreibung hineinarbeitet, so daß jede noch so belanglose Aussage über das Geschehnis, der ganze darum sich auftürmende Klatsch in die Öffentlichkeit getragen wird; wie für die Presse überhaupt mit einem Wort an Stelle der Kulturbetrachtung der Nachrichtendienst ausschlaggebend geworden ist, so ist sie auch in ihrem Verhältnis zu allen künstlerischen Erscheinungen nur für die Nebendinge des Tages zu haben und niemals für das grundsätzlich Bedeutende der Sache. Theaterklatsch gewöhnlichster Sorte, Intimitäten aus dem Leben reproduzierender Künstler, Skandalgeschichten, Honorarfragen, zumeist übertriebene oder ganz geschwindelte Berichte über den Verdienst einzelner Virtuosen; Ausstattungsfragen, Toiletten, ja sogar Berichte über die bei der Premiere anwesenden Personen — kurz und gut, alle äußerlichen und wenn man genau zusieht, für den dauernden Wert der Erscheinungen denkbar gleichgültigen Geschehnisse füllen den für Kunstdinge vorhandenen Raum zu neun Zehntel völlig aus. Für die Sache, für die tieferen Fragen des künstlerischen Lebens bleibt kein Platz.

Tritt aber durch das äußere Geschehen wirklich einmal eine grundsätzliche Frage des Kunstlebens in den Vordergrund, so darf man unbedingt sicher darauf zählen, die Presse als Gegnerin des wahrhaft Künstlerischen zu finden.

Während für die vorübereilenden Kunsterscheinungen des Tages und ihre Träger die höchste Teilnahme vorhanden ist und alles überschätzt wird, hat man, sobald es sich um ernste, schaffende Künstler handelt, das Gefühl, daß die Tagesschriftstellerei ihnen mit einer Art von Neidgefühl gegenüberstehe. Das äußert sich nicht nur in der unfreundlichen Grundeinstellung

der Kritik, sondern auch in der Kürze der Behandlung. Es kann jeder einigermaßen bedeutende Schauspieler auf viel mehr Raum in der Presse rechnen für die Begutachtung seiner Leistungen, als ein noch so bedeutendes dichterisches Talent, wenn es diesem nicht gelingt, mit einem seiner Werke gewissermaßen Sensation zu erregen. Der Schauspieler oder sonstige Virtuose hat aber auch auf viel mehr Wohlwollen für die Beurteilung aller jener Fälle zu rechnen, in denen er sich zu Auseinandersetzungen mit seinen Arbeitgebern gezwungen sieht. Selbst wenn seine Launenhaftigkeit oder Selbstüberhebung klar vorliegen, wird wenigstens noch die „begreifliche Nervosität des Künstlers“ zu seinen Gunsten angeführt. Wenn, wie jetzt vielfach, der Schauspielerstand als solcher seine Existenzkämpfe gegen die Direktoren in nicht immer einwandfreien Formen führt, so steht ihm doch weitaus der größte Teil der Presse helfend zur Seite. Wie wenig Verständnis fanden dagegen die deutschen Komponisten, als sie sich vor einigen Jahren verbanden, um für die Aufführungen ihrer Werke eine Art Tantieme zu gewinnen. Diese Tantiemeanstalt hat sich eigentlich geradezu gegen die Tagespresse durchgesetzt, lediglich durch die natürliche Gerechtigkeit der Sache und die Tatkraft der an der Spitze der Bewegung stehenden Männer. Noch viel schlimmer ist es, wenn ein einzelner schöpferischer Künstler es einmal wagt, sich nicht alles gefallen zu lassen, was von den amtlich bestallten „Hütern unserer Kunst“ ihm zugemutet wird. Da fliegen sofort die Worte von Selbstüberhebung, Anmaßung oder schnöder Gewinnsucht; man ruft den Idealismus der Künstler auf. Handelt es sich um einen erfolgreichen Künstler, so „nützt er ungebührlicherweise seine Erfolge“ aus. Handelt es sich um ein noch um Anerkennung werbendes Talent, so ist es eine „unbegreifliche Anmaßung“ von einem solchen, daß er überhaupt Ansprüche zu stellen wagt.

Ich habe vor etwa einem Jahre folgende Szene in einem Gasthofe einer der ersten deutschen Opernstädte erlebt. Bei der Mittagstafel hatte sich eine Gesellschaft von vierzehn Personen um einen größeren Tisch für sich abgesondert, der man auch ohne das laute Gespräch sofort die Zugehörigkeit zu Theater- und Theaterliebhaberkreisen angemerkt hätte. Der laute Ton, in dem die Unterhaltung vor allen Dingen zum Schluß der Mahlzeit geführt wurde, zwang auch mich an einem Nebentische einsam Sitzenden, das ganze Gespräch mitanzuhören. Es waren da drei ältere Herren, von denen der eine nur mit seiner Flasche Zwiesprache hielt, während die beiden anderen zwei Typen des Theaterliebhabers darstellten, indem der eine ebenso grundsätzlich für das Neue schwärmte, auch wenn er es noch nicht kannte, wie der andere nur von Erinnerungen an vergangene Zeiten lebte. Bei beiden aber gehörte die Begeisterung, und auch das ist ja leider typisch, durchaus den reproduzierenden Künstlern. Sie hatten oft Mühe, sich den Titel des betreffenden Werkes und seinen Komponisten ins Gedächtnis zurückzurufen, wären sicher auch nicht imstande gewesen, vom musikalischen Inhalt etwas Genaueres zu sagen; dagegen wußten sie ganz genau Bescheid über die Art, wie der betreffende Sänger das damals gemacht hatte. Die anderen Mitspeisenden waren außer einem mehr zufällig hinzugeratenen Paare lauter Leute von der Bühne, und zwar, wie sich bald herausstellte, Mitglieder der Opernbühne der betreffenden Stadt. Zwischen

ihnen war ein Herr, dessen Überlegenheit bei der Beurteilung der aufgeworfenen Fragen aus jeder Bemerkung hervorging, aber — ich ärgerte mich darüber weidlich — in noch viel höherem Maße das Bemühen, eigentlich allen nach dem Munde zu reden, ja keiner der anderen Herrschaften zu widersprechen. Die Erklärung für diese charakterlose Haltung ward mir bald. Auf eine Bemerkung einer der Damen eilte beim Nachtisch der betreffende Herr von dannen und kam gleich danach mit einer schweren Partitur beladen wieder zum Tisch zurück. Der Mann war ein Komponist. Das riesige Papierpaket war die Partitur einer Oper. Er entwickelte den Inhalt des Werkes. Die Künstler waren, wie das ja fast immer der Fall ist, bald dafür interessiert, er sang leise einzelne Teile aus den ihnen zugedachten Rollen vor, zwei der anwesenden Künstler waren selber imstande, ziemlich vom Blatt aus ihre Stimmen zu markieren, worüber der Komponist sein höchstes Erstaunen ausdrückte, während das einem ja eigentlich selbstverständlich sein sollte. Kurz und gut, alles schien begeistert. Es ergab sich aus dem weiteren Gespräch, daß der Komponist schon seit Tagen in der Stadt weilte, und daß ihm endlich vom Intendanten für einige Tage später ein halbes Stündchen Audienz gewährt war, so daß er, wie weiter aus dem Gespräch hervorging, nun die seit Jahr und Tag bei selbiger Intendanz liegende Partitur zum Teil zu Gehör bringen konnte. Zu diesem Zwecke hatte er die Künstler um sich versammelt, damit auch gleich einige Stücke gesungen werden könnten.

Soweit war alles gut und schön. Ich beglückwünschte innerlich den Komponisten, daß er so viel Vermögen oder wenigstens genug Kredit hatte, um die Gesellschaft so reichlich bewirten und in gute Stimmung versetzen zu können, und beglückwünschte mich auf der anderen Seite, daß mir ein guter Himmel nicht die Gabe und den Ehrgeiz geschenkt habe, just Opern komponieren zu wollen. Denn würdig war die Stellung, die der Komponist in diesem Kreise einnahm, nicht, trotzdem er sich persönlich nichts vergab. Er war der Gnaden erbittende, der von diesen Leuten abhängige Mann. Das wurde bald noch bitterer, als es darauf ankam, mit den einzelnen Künstlern die Zeit zu verabreden, wann der Komponist sich erlauben dürfe, zu einer Vorprobe bei ihnen vorzusprechen. Vor allem die Sängerin, der die Hauptrolle zugedacht war, machte die größten Schwierigkeiten. Sie hatte die merkwürdigsten Abhaltungen, und alles, alles zog vor. Der gute Komponist verlor die Geduld nicht und schien beglückt, als ihm doch endlich eine Stunde der Möglichkeit zur Probe in Aussicht gestellt war. Er eilte wieder davon, um einige Klavierauszüge seines Werkes zu holen. Und nun fiel die Gesellschaft derartig über den Abwesenden her, die „Liebhaber“ zumal machten den Künstlern in so hohem Maße begreiflich, wie „beglückt“ der Komponist sein dürfte, daß sie sich doch so für sein Werk hingäben, wie sich der Mann gratulieren könne, solch willige Kunstkräfte gefunden zu haben, daß mir am Nebentisch die Geduld riß und ich mir erlaubte, in einer vielleicht nicht wohlgesetzten, aber jedenfalls sehr kräftigen Rede den Herrschaften meine Meinung zu sagen. Ich war mit dem Erfolg für den Augenblick so zufrieden, daß ich es vorzog, nach dieser Rede den Kampfplatz zu räumen.

Ich erzähle den Vorfall, weil er mir in einer besonders empfindlichen Weise zeigte, wie sehr die scheinbar noch so hoch für Kunst interessierten Kreise den

Fritz Reuter



Nach einer Lithographie
von Max Schiemann

(J. Caspers Kunst-Verlag in Berlin)

Schöpfer, von dem doch die ganze Kunst lebt, hinter allen anderen zurücksetzen. Wir wissen es ja aus allen Biographien. Es drückt einem vor innerer Empörung fast den Hals zu, wenn man in den Briefen eines Hugo Wolf verfolgt, wie dankbar dieser Mann jeder kleinen Sängerin ist, die endlich einmal ein Lied von ihm auf das Programm stellt; wenn man liest, wie vergeblich sein und seiner Freunde Bemühen war, bedeutende Sänger und Sängerinnen dazu zu gewinnen, einmal einige seiner Lieder vorzutragen, und wenn man nun dagegen hält, wie einige Jahre später — natürlich war der Komponist inzwischen gestorben — auf jedem Liederprogramm selbstverständlich seine Lieder stehen; wie dieselben Künstler, die nach den Briefen umsonst angegangen wurden, das eine oder andere Liedchen von ihm zu singen, ganze Programme mit seinen Schöpfungen füllen und nun wohl gar „Gedenkfeiern“ für den Komponisten veranstalten.

Wer im weiten Publikum überlegt sich einmal, was ein Opernkomponist durchzumachen hat, welch ungeheure, rein technische Arbeit in einer Partitur steckt, und hält dagegen das Schicksal, das seiner wartet: wie man ihn monate-, ja jahrelang auf Bescheid warten läßt; wie er die Gleichgültigkeit und Liederlichkeit, mit der man an die Prüfung seines Werkes herantritt, hundertfältig fühlen muß; wie ihm dieses Werk unter den nichtigsten Vorwänden zurückgereicht wird! Je ernster, bedeutender des Künstlers Absichten sind, um so mehr hat er auf diese Art der Behandlung zu rechnen. Aber er schweigt, er frißt den Groll in sich hinein, weil er ohnmächtig ist gegen diese Theatergewaltigen, weil er von ihrer guten Laune abhängig ist. Endlich findet nun einmal ein solcher Musiker den Mut, gegen diese Art der Behandlung der Schaffenden und der wirklich edlen Kunstwerke seine Stimme zu erheben; er setzt seine ganze äußere Existenz, die Möglichkeit, überhaupt noch auf dem Theater zur Sprache zu kommen, aufs Spiel, um einmal offen und klar diese Mißstände darzustellen. Aber statt daß ihm die ganze Presse beispringt, dieselbe Presse, die ganz genau weiß, wie wenig guten Willens, oder wenigstens wie sehr im Schlendrian befangen fast alle Leiter unserer Opernbühnen sind — ich sage, diese Presse unterstützt den Mann nicht, sondern brandmarkt ihn als anmaßend, macht ihn geradezu lächerlich, verhöhnt ihn. Und wenn sie dann nach Monaten bei genauer Darstellung des gesamten Herganges der Geschehnisse einsehen muß, daß er doch recht gehabt habe, kommt eine lendenlahme Erklärung, die mit so viel Wenns und Abers eingeschränkt ist, daß kein einziger Leser mehr merkt, worum es sich wirklich handelt.

Hans Pfitzner hat mit der mutigen Art, wie er vor die Öffentlichkeit trat, wie er gegen den Theatermoloch ankämpfte, geradezu eine Kulturtat vollbracht. Und es ist die Pflicht aller derer, die überhaupt noch an eine höhere Bedeutung der Bühne glauben, für ihn einzutreten, ihm zur Seite zu springen, um wenigstens die Aufklärungsarbeit zu fördern.

„Die Möglichkeit einer gerechten Beurteilung dieses Falles; die Möglichkeit, daß die Situation und alle Faktoren in die richtige Beleuchtung kommen; die Möglichkeit endlich einer Antwort aus meinem Munde, die irgend einen Sinn haben soll, dreht sich unerbittlich um einen Punkt, den Haupt- und Angelpunkt der ganzen Frage: Die Beschaffenheit meiner Werke. Im geraden Verhältnis zu deren Wert steht die Gerechtfertigtheit meiner Handlungsweise.

Wäre heute durch untrüglichen Orakelspruch erwiesen, daß alle künstlerischen Ehren, die mir als Komponisten je zuteil geworden sind, unverdient waren, und daß mit meinem Komponieren nicht viel los sei, so stünde die Münchener Hofbühne und mit ihr manche andre Bühne Deutschlands, in ihrem Benehmen gegen mich mehr als gerechtfertigt da. Gerichtet wäre sie, und wären jene anderen alle, wenn, als unumstößliche Wahrheit, das denkbar ausgesprochenste Gegenteil jenes imaginären Orakelspruches plötzlich feststünde — wenn anders nämlich eine in das Gebiet ‚Kunst‘ gehörige Frage irgendwie ernst genommen werden soll. Darin also: in der als Erfahrung unanfechtbaren, als Notwendigkeit aber immer noch unerwiesenen, nachgerade banalen Weisheit, daß der Wert hoher Kunstwerke sich erst mit der Zeit bestimmen läßt; in der ganzen schwankenden Ungreifbarkeit jedes ästhetischen Urteils; in der eigentlichen Entbehrlichkeit jeder Kunst in unserem Staate, so hohe Wogen das Kunstgetriebe auch schlagen mag: liegt der Grund zu der Unmöglichkeit, den Fall als ideale Rechtsfrage zu formulieren und zu entscheiden, liegt meine Wehrlosigkeit. Und in dem sicheren Gefühl dieser meiner Wehrlosigkeit liegt der Schlüssel zum Benehmen der Intendanzen und Direktionen gegen mich — und somit nunmehr auch des meinigen gegen sie.“

Der Fall selber lag so: Pfitzner hatte am 17. April dieses Jahres in Münchener Zeitungen folgenden Protest veröffentlicht:

„Die Zeitungen kündigen die Neueinstudierung der ‚Rose vom Liebesgarten‘ für den 24. April an. Ich habe bestimmte Gründe, gegen die Wiederaufnahme dieses meines Werkes in einer fast durchweg zweiten Besetzung zu protestieren. Der Generalintendanz des Hoftheaters habe ich mit Schreiben vom 18. März diesen meinen Protest in aller Form ausgesprochen. Trotzdem wurde die Aufführung angesetzt, die zu verhindern ich rechtlich machtlos bin. Die Art, wie die gegenwärtige Leitung der Kgl. Hofoper, die es z. B. nicht nötig befunden hat, sich mit mir anläßlich der Neueinstudierung irgendwie zu verständigen, mein Werk behandelt, zwingt mich zu dieser Erklärung. Die Leitung der Münchener Hofoper, die über ein Orchester und szenische Mittel von Weltruf verfügt, könnte mit ihren ersten Solokräften die Oper glänzend herausbringen; aber sie will nicht.“

Zuerst war ein großer Teil der Presse und des Publikums gegen den Künstler. Man fand sein Auftreten anmaßend. Dann beging die Münchener Intendanz die Torheit, den Boykott über Pfitzners Werke auszusprechen. Auf diese schroffe Maßregel schlug die Stimmung etwas zugunsten des Komponisten um. Man sagte sich doch auch, daß ein Theater nicht so ohne weiteres das Recht habe, dem Publikum die Werke eines bedeutenden Komponisten vorzuenthalten. Die Intendanz sah das wohl ein und suchte einzulenken. Der Komponist sollte den nervösen Mann spielen, seine Worte bedauern; die Intendanz hätte dann auch ihr Bedauern ausgesprochen. „Nichts wäre dann von der Affäre geblieben, als natürlich die Besetzung, gegen die ich protestiert hatte. Mit dieser Besetzung hätte dann die Aufführung stattgefunden. Alle hätten sie herrlich gefunden, ich hätte natürlich auch so tun müssen, Hand in Hand mit den angeblich versöhnten Darstellern wäre ich vielleicht vor der Rampe erschienen.“ Aber Pitzner tat den erwarteten Schritt nicht. Wie man aus seinen Ausführungen merkt, hatte er, ein Künstler, der fünfzehn Jahre schwer gerungen hatte und dessen Werke sich in dieser Zeit vielfach als lebensfähig bewährt haben, einfach die Lust verloren, in den dreckigen Verhältnissen weiterzuarbeiten. Und er ist zu der Überzeugung gekommen, daß er, müsse er auch den eigenen Erfolg damit opfern, verpflichtet sei, einmal gehörig auszukehren.

Ich betone nochmals, daß es sich hier für uns nicht um Personen, sondern

um die Sache handelt, daß wir nur deshalb den Fall eingehender verfolgen. Mitte Februar hatte der Komponist in einem Briefe an die Intendanz „erste Besetzung der Gesangspartien“ zur Bedingung gemacht. Als er erfuhr, wie man sein Werk herausbringen wollte, erklärte er eben einfach: „Lieber gar nicht, als so ... Aber der Herr Intendant nahm diesen Brief nicht ernst; das ist in meinen Augen weniger zu entschuldigen als die Boykotterklärung ... Er erwiderte in einem in unhöflichster Form (ohne Anrede) abgefaßten Brief, daß er die persönlichen Vorwürfe zurückweise und es ihm unmöglich sei, auf den sachlichen Teil des Schreibens einzugehen.“ Er ließ den Komponisten also im unklaren, ob er die Oper nun gebe oder nicht. Die Intendanz nahm offenbar an, daß auch dieser Künstler, wie so viele vor ihm, zu Kreuze kriechen würde. Jedenfalls war sie nicht darauf gefaßt, daß er sich der ganzen Gehässigkeit, die ein öffentlicher Protest für ihn nach sich ziehen mußte, unterziehen würde. Das ist aber geschehen, und es ist ein Glück, daß hier ein Künstler einmal offen das Wort brauchte, das jeder Theaterliebhaber kennt, das aber nicht ausgesprochen werden soll: die zweite Besetzung. Wer hätte noch nicht, auch an berühmten Kunststätten, Aufführungen anerkannter Meisterwerke erlebt, aus denen er in tiefster Enttäuschung, geradezu irre gemacht an seinem eigenen Geschmack (weil er doch weiß, an welch berühmter Kunststätte er für teures Geld sich die Aufführung angesehen hat), weggegangen ist. Er hatte eben die „zweite Besetzung“ getroffen, die genügt, um Kenner der Verhältnisse selbst dann vom Besuch der betreffenden Vorstellung fernzuhalten, wenn sie bereits die Eintrittskarten in der Tasche haben. Also eine „zweite Besetzung“ gibt es in der Tat, und sie muß wohl auch vorhanden sein. Aber es ist ganz etwas anderes, ob ein längst bewährtes Repertoirestück einmal schlechter besetzt herausgestellt wird, oder ob ein neues Werk, das erst seinen Weg machen soll, das sich erst das Publikum erobern muß, gleich mit unzulänglichen Mitteln vor die Öffentlichkeit tritt.

Pfitzner erklärt nach seinen fünfzehnjährigen Erfahrungen mit dem Theater:

„Ich bin nicht mehr willens, mich der Haltung der großen Theaterleitungen bei Annahme und Aufführung meiner Werke zu fügen, und wenn diese nicht des Raumes in den großen Theatern würdig gefunden werden, in dem sie sich aufrichten können und aussehen wie sie sind, so danken sie nunmehr für das ihnen angewiesene Loch, in dem sie, gebückt und gedrückt, unkenntlich werden, und bleiben lieber ganz draußen. Und diese Haltung der großen Theater will ich jetzt einmal aus der Sprache der gewundenen, vorsichtigen Unehrlichkeit in die der geraden Wahrheit übersetzen; mich drängt's, das heilige Original in mein geliebtes Deutsch zu übertragen: ‚Wenn wir überhaupt was von dir machen, so sei du froh und dankbar! Wie wir es machen, das ist unsere Sache, nicht deine; und wisse: was wir machen, ist alles wundervoll. Dir paßt was nicht? — also gut — dann unterbleibt die Aufführung ganz. Geld für deine Oper können wir nicht ausgeben, denn wir haben diese Neueinstudierung und jene Uraufführung neu ausstatten müssen, und diese gehen uns natürlich vor. Der Zeitpunkt scheint dir nicht der rechte? Ja, wir geben doch deine Oper natürlich nur als Lückenbüßer, also zum ungünstigsten Zeitpunkt, denn alle anderen Werke gehen uns vor. Die Besetzung ist dir nicht gut genug? Ja, Fräulein X., die du für deine Hauptpartie haben möchtest, muß in einer anderen Oper, die der deinigen doch vorgeht, grade eine Partie studieren. Herr Y., den du gern haben möchtest, ist auf Urlaub; wir warten nur, bis er wiederkommt, um eine Oper mit ihm



geben zu können, die der deinigen doch natürlich vorgeht. Es sind dir nicht genug Proben? Ja — mehr Proben können nicht sein; dann geht's überhaupt nicht. Denn es muß noch das und das und das, was uns alles vorgeht, heraus. Zu der Neueinstudierung der Oper des verstorbenen Komponisten Z., meinst du, wurden doch auch viel mehr Proben gemacht — jaaa, das war auch der große Z.; ja, und siehst du, der Z. und der O. und der M. und der N., die haben auch alle warten müssen. Und überhaupt, du kannst ja gar nichts machen; die meisten und wichtigsten deiner Wünsche und ihrer Begründungen kannst du gar nicht laut und öffentlich sagen, nämlich alle solchen, bei denen lebende Persönlichkeiten mit ins Spiel kommen, weil dann auch nur bei dem Schatten eines Einwandes die Sache gleich bösartigen, persönlich beleidigenden Charakter annimmt; und dann brauchen wir gar nicht viel hinzuzutun, um dich in den Ruf der Überhebung, der Undankbarkeit, der Maßlosigkeit in deinen Ansprüchen zu bringen. Wir sagen dir also als Antwort irgend eine gleichgültige Redensart, und überhören so lange deine Wünsche, bis du dich fügst. Beschwerst du dich vorher, so sagen wir: wart es doch ab, das wird sehr schön werden, wie alles bei uns ist; tust du es nachher, so sagen wir: das hättest du vorher sagen müssen. Und nun zum Schluß: ist trotz alledem nicht die dritte Vorstellung glänzend besucht, so wird die Oper abgesetzt, sie zu halten machen wir gar keinen Versuch: denn richtige Geschäfte — so lesen wir selbst in den günstigsten Kritiken — werden deine Opern doch nie machen; also je weniger Erfolg, desto mehr Verdienst für uns, könnte man fast sagen. Dann wird in den Zeitungen stehen, wir hätten eine Ehrenpflicht erfüllt. Solange du nicht ein aufgelegtes Geschäft bist, wird es so bleiben. Also sei standhaft, duldsam und — verschwiegen!'“

Kein Vernünftiger wird die Schwierigkeiten verkennen, unter denen heute auch eine reich dotierte Bühne arbeitet. Aber es bleibt Tatsache, daß alljährlich mindestens vier Fünftel der Neuheiten, die herausgebracht werden, entweder Werke sind, die mit Kunst schon in ihrer Absicht nichts zu tun haben. Bei diesen machen dann die Theaterdirektoren geltend, daß sie Kassenstücke würden; es handelt sich also meistens dabei um Operetten und dergleichen. Dann aber kommt eine beträchtliche Zahl von Werken, die nach ihrem äußeren Auftreten künstlerische Ansprüche erheben, deren Minderwertigkeit aber jedem Sachverständigen von vornherein klar ist. Ich habe hier im Türmer für unsere Berliner Oper wiederholt darauf hingewiesen, daß in den letzten Jahren Werke herausgebracht wurden, bei denen es auch bekannt geworden ist, daß allen beteiligten künstlerischen Leitern von vornherein der Unwert klar war, daß die Werke also aus irgendwelchen persönlichen Gründen aufgeführt wurden. Man hat in diesen Fällen die besten Kräfte, die man zur Verfügung hatte, und große Ausstattungsmittel einfach an eine von vornherein künstlerisch und doch auch geschäftlich verlorene Sache verschwendet. Warum schenkt man nun gar keine Liebe, warum verwendet man gar keinen guten Willen auf Werke, über deren künstlerischen Wert sich alle einig sind, die sich bloß nicht von vornherein durchzusetzen vermögen, wie das ja überhaupt Werke der großen und ernsten Kunst eigentlich niemals können? Gerade solche Werke müssen doch mit besonderer Sorgfalt und mit besonderer Liebe herausgebracht werden. Wenn das Theater überhaupt noch künstlerischen Erziehungswert haben soll, so ist es zu einer Zeit, wo es durch die geschäftlichen Verhältnisse gezwungen wird, so viel Minderwertiges oder gar Unedles herauszustellen, doppelt verpflichtet, das dadurch wettzumachen, daß es mit allen Mitteln für das Große eintritt, wenn es sich auch einmal findet.

Pfitzner konnte nun überdies nachweisen, daß sein Werk in der ersten Periode der ihm gewidmeten Aufführungen trotz ungenügender Aufführung sich allmählich zu einer gewissen edlen Volkstümlichkeit durchgesetzt hatte. Man empfand damals in München die bessere Einstudierung als Pflicht und setzte sie auch aufs Programm, aber aus irgendwelchen Gründen, wahrscheinlich nur persönlicher Art, wurde die Absicht nicht zur Tat. Nach jahrelangem Warten sollte dann das Werk in einer Form herausgebracht werden, die von vornherein ein wirkliches Durchdringen unmöglich machte.

Es liegt aber überhaupt eine schwere Ungerechtigkeit gegen neue ernste Werke darin, daß nach dem Kassenbericht der ersten drei Aufführungen über ihr ferneres Schicksal bestimmt wird. Es ist unter normalen Verhältnissen ganz ausgeschlossen, daß in diesen ersten Aufführungen sich bereits die Teilnahme weiterer Zuhörerschaft zeigen kann. Erst wenn ein solches Werk durch Jahre im Spielplan gehalten wird, wird sich das Publikum daran gewöhnen. Es liegt also im Interesse unserer schöpferischen Künstler wie vor allem unserer Kunst und unseres ganzen Bühnenspielplanes, daß darauf hingearbeitet wird, unsere Bühnen zu einer derartigen Arbeitsweise zu zwingen. Und wenn es die gewöhnlichen, dem kapitalistischen Unternehmertum ganz ausgelieferten Privattheater nicht tun können, so sind gerade die Hoftheater dazu berufen, nicht auf den Augenblickserfolg hinzuarbeiten, sondern ihre Unabhängigkeit vom Kassierer dem wirklich wertvollen, künstlerisch ernsten neuen Schaffen zukommen zu lassen.

Hier liegt das grundsätzlich Bedeutsame im „Fall Richard Strauß". Ich habe niemals ein Hehl daraus gemacht, daß mir manches am Gebaren von Richard Strauß — meine rein künstlerische Schätzung seiner Werke hat hier nichts zu tun — nicht zusagte. Vor allen Dingen hat die Art, wie er von manchen ihm nahestehenden Leuten — (er hatte also doch offenbar nichts dagegen einzuwenden) — als smarter Geschäftsmann vor der Welt hingestellt wurde, ihre recht bedenklichen Seiten. Denn so unrecht und unsinnig es ist, vom Künstler zu verlangen, daß er zugunsten von Geschäftsunternehmern bei der pekuniären Nutznießung seiner Werke zu kurz kommen soll, so muß doch zwischen ihm und dem Börsenjobber ein Unterschied sein. Allzu leicht gerät er sonst in den Verdacht, daß auch sein künstlerisches Schaffen selber von diesen Rücksichten auf Geldgewinn beeinflußt werde. Wenn wir das von irgendeinem Operettenkomponisten, der berufsmäßig geradezu verpflichtet ist, mit „künstlerischem Schöpfer" möglichst wenig zu tun zu haben, ohne weiteres annehmen, so sind wir um die ethischen Werte des Künstlerlebens überhaupt betrogen, sofern wir an ein ähnliches bei den Vertretern der großen Kunst glauben müssen.

Strauß hat es sich nun sicher zum Teil selbst oder eben diesem Gerede seiner Verehrer zuzuschreiben, wenn bei seinem Streite mit den Hoftheatern zunächst auch jene persönlich und auch öffentlich gegen ihn voreingenommen waren, die sonst, wo es sich um einen Zusammenstoß zwischen schöpferischem Künstler und Theater handelt, grundsätzlich für den ersteren Partei nehmen. Aber in diesem Falle trifft das Schlimme glücklicherweise nicht zu. Richard Strauß war, wie nach seinen rückhaltlos klaren Darlegungen in Nr. 39 der Allgemeinen Musik-Zeitung

hervorgeht, von Anfang bis zu Ende durchaus im Recht. Und selbst wenn er alle seine Schritte zunächst nur für sich selber und nicht im Gedanken an die Allgemeinheit unternommen haben sollte, so würden dennoch die Erfolge seines Handelns dieser zugute kommen müssen. Nur dadurch, daß Männer wie Beethoven, Weber, Liszt, Richard Wagner die ihnen durch ihre Erfolge gewordene Machtstellung ausnutzten, ist es erreicht worden, daß die Musiker allmählich aus ihrer Proletarierstellung hinaufgerückt sind. Und alle jene, die seit Jahren für die soziale Besserstellung der Orchestermusiker und Musiklehrer kämpfen, haben keinen größeren Schmerz gekannt, als daß es ihnen bisher noch nicht gelungen ist, erfolgreiche Männer wie Richard Strauß zur Mitarbeit zu gewinnen. Der gefeierte Komponist betont jetzt in seinen Ausführungen so sehr die Allgemeinbedeutung seiner Schritte, daß es für ihn damit zur Pflicht wird, auch künftighin durch sein gesamtes Handeln zu beweisen, daß er wie ein Liszt Verständnis und Gefühl für die sozialen Nöte der musikalischen Allgemeinheit besitzt und willens ist, seine Machtstellung zu deren Gunsten mit in die Wagschale zu werfen.

Noch ist zu bemerken, daß auch in diesem Streit die Presse wieder zuungunsten des schaffenden Künstlers — gelogen hat. Die Presse war auf der ganzen Linie bereit, folgende Nachrichten auszustreuen: der Komponist habe für seine neue Oper „Der Rosenkavalier“ das Doppelte an Tantieme verlangt wie für seine früheren Werke. In Wirklichkeit stellte er dieselben Forderungen wie für „Elektra“. Man hat ausgestreut, daß er dieselben Bedingungen für das auf dem Spielplan behalten seiner früheren Werke ebensogut an die Privatbühnen gestellt habe, wie an die Hoftheater, während doch jene als Privatunternehmungen, deren Leitung wechseln kann, zu solchen Gewährleistungen gar nicht imstande seien. Auch das stellt sich als unwahr heraus. Unwahr ist es ferner, daß der Künstler sich Prozente ausbedungen habe bei der Lieferung der von ihm verlangten Dekorationen des Wiener Malers Roller. Ich stelle diese Punkte nur fest, um die Gesinnung der Tagespresse gegenüber dem schaffenden Künstler zu charakterisieren. Denn es bedurfte bei diesen Zeitungen ja nur einer Anfrage beim Künstler; es bedurfte überhaupt nur des guten Willens, um nicht von vornherein das Schlimmste anzunehmen und zu verbreiten.

So bleiben als die vielberufenen „neuen und unerhörten Forderungen“ bestehen, erstens daß der Künstler sich eine Gewähr zu schaffen sucht, daß der künstlerische Rahmen, in dem sein Werk auftritt, seinen Absichten entspricht. Richard Strauß glaubte, diesen Dekorationskünstler in dem Wiener Roller gefunden zu haben; er behauptet den Bühnen gegenüber, „die szenischen Entwürfe dieses Künstlers sind so, wie ich sie mir vorstelle, und ich verlange deshalb, daß diese angewendet werden“. Wären wir in der Inszenierung unseres Theaters nicht so völlig auf falschen Bahnen, so würde diese Forderung von Strauß bei allen künstlerisch empfindenden Menschen jubelnd begrüßt worden sein. Ich kann mir die tiefere Begründung ersparen und einfach auf meinen Aufsatz „Die Rhythmik der Szene“ im Oktoberheft des Türmers hinweisen. Es wäre das größte Glück, wenn unsere dramatischen Schriftsteller selber sich so über die äußeren

Erscheinungen ihrer Werke klar wären, daß sie ein bestimmtes Bild davon in sich trügen und daß sie danach alle Hebel in Bewegung setzten, dieses Bild, das doch vom dramatischen Kunstwerk eigentlich gar nicht zu trennen ist, in die Wirklichkeit umzusetzen.

Die zweite Bedingung, die Richard Strauß stellte, war die Gewährleistung, daß seine Werke „Elektra“ und „Salome“ in den nächsten zehn Jahren jährlich wenigstens viermal auf dem Spielplan der Bühnen erscheinen müßten, denen er seinen „Rosenkavalier“ überlassen würde. Ich bemerke nur noch, daß es sich hier um sehr erfolgreiche Werke handelt. Ohne solchen Erfolg wäre ja ihr Schöpfer auch gar nicht in der Lage gewesen, den Bühnengewaltigen Bedingungen zu stellen. Wenn aber nun ein Teil der Presse sagt, Richard Strauß müsse sehr wenig Vertrauen zur inneren Lebenskraft seiner Werke haben, wenn er sie so durch äußere Vertragsmaßregeln auf der Bühne erhalten wolle, so ist das von den betreffenden Blättern wenigstens sehr kurzsichtig geurteilt. Denn auch die bei ihnen tätigen Fachleute müssen wissen, daß bei der Zusammenstellung des Bühnenspielplans vielfach ganz andere Gesichtspunkte und Zufälle mitspielen, als der Wert eines Kunstwerkes. Ich betone noch einmal, daß meine persönliche Anschauung über den Wert der genannten Werke von Richard Strauß hier ganz ausscheidet, daß es sich hier um ganz andere Dinge handelt, auf die nach meinem Gefühl jeder Künstler Anspruch hat. Und nun vernehme man, wie Richard Strauß selber seine Forderungen begründet:

Was enthält aber nun eigentlich ein solcher Vertrag, wie er gewöhnlich zwischen Autoren und Verleger einerseits und einer Bühnenleitung andererseits abgeschlossen wird? Vereinbarung über den Materialpreis für den Verleger, Vereinbarung über die Tantiemen für die Autoren und allenfalls die Verpflichtung, das Werk bis zu einem bestimmten Termin „herauszubringen“. Sonst nichts. Es fehlt dem Autor jegliches Bestimmungsrecht über die Personalbesetzung des Werkes bei der ersten oder gar bei späteren Aufführungen; es fehlt die Zusicherung einer bestimmten Ausstattung und Inszenierung; es fehlt dem Autor jegliche Kompetenz über die Art der Ausführung und Ausnutzung des Werkes; es ist vollständig dem Ermessen der Bühnenleitung überlassen, das Werk gut oder schlecht auf die Beine zu stellen, eine gute Anfangsbesetzung später mit einer schlechten zu vertauschen, ein erfolgreiches Werk zu seinem Nachteil ungebührlich auszuschlachten und abzuspielen; es fehlt jede Verpflichtung, ein künstlerisch wertvolles Werk, wenn es wenig Kasse macht, so zu fördern, daß das Publikum dafür gewonnen wird. Daß letzteres möglich ist, beweist u. a. der Fall „Barbier von Bagdad“, der in München nach 25jähriger liebevoller Pflege in immer guter Besetzung jetzt endlich ausverkaufte Häuser erzielt, während er heute noch an anderen Bühnen die schlechtesten Einnahmen zu verzeichnen hat. Es bleibt also vollständig dem Ermessen einer Bühnenleitung überlassen, ein Werk an guten oder schlechten Spieltagen zu geben, es zu kurz hintereinander oder in zu langen Abständen zu wiederholen — kurz, das Werk ist ganz der Gnade und Ungnade des Bühnenleiters, dem Theaterkassierer und dem blinden Zufall oder allen möglichen, richtiger gesagt unmöglichen „Rücksichten“ überlassen, die weder mit dem Kunst- noch mit dem Kassenwert eines Werkes etwas zu tun haben.

Nur die ganz Unkundigen, die den Theaterbetrieb nie anders als vom Parkett oder vom Schreibtisch aus zu beurteilen in die Lage kommen, fallen heute noch auf die Ansicht herein, jeder Bühnenleiter werde doch von selbst aus Kunst- oder Geldinteresse das beste für die von ihm übernommenen Werke leisten. Jeder Kundige muß — so traurig die Sache ist — über

eine so naive Vorstellung lächeln. Wenigstens haben bei den zurzeit schwebenden Verhandlungen über einen „Normalvertrag“ alle an den Beratungen beteiligten Autoren, darunter Männer mit reicher Theater-Erfahrung, wie Oskar Blumenthal, Fulda, Sudermann usw., geradezu den entgegengesetzten Standpunkt vertreten: Von einem Bühnenleiter ist um so eher anhaltendes Interesse für die von ihm übernommenen Werke und die Anspannung aller seiner Kräfte für wirklich gediegene künstlerische Leistungen zu erwarten, je mehr er finanziell bei der Aufführung einzusetzen hat. Will man den Autoren die Möglichkeit verschließen, sich für ihre Werke Garantien mit finanzieller Nebenwirkung zu sichern, so mutet man ihnen bei unserem heutigen Geschäfts-Theaterbetrieb letzten Endes den Verzicht auf ihre besten künstlerischen Forderungen zu.

Hat denn ein Autor wirklich nur das Interesse an seinem Werk, dasselbe einfach aufgeführt oder möglichst oft aufgeführt zu wissen, und allenfalls die Sorge, daß die Tantieme regelmäßig bezahlt wird? Ich denke: Nein! Gerade gegen das zu rasche Abspielen eines ernsten Werkes, für welches das Verständnis des Publikums doch erst allmählich heranreifen kann, ganz besonders wenn es Kasse macht, oder gar einen „Sensationserfolg“ hat, muß sich der Wunsch des Autors richten. Ob man sein Werk in einem Jahre 40mal oder in 10 Jahren je viermal aufführt, ist nach der finanziellen Seite für ihn von gleicher Wirkung. Aber es kann doch nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen, daß sein künstlerisches Interesse mehr durch bescheidene über einen längeren Zeitraum verteilte Aufführungsziffern gefördert wird, als durch eine in der ersten Zeit zu lebhafte Ausbeutung, der in der Folgezeit notwendig eine schädliche Reaktion folgen muß.

Meine Motive bei der Bitte, mir in Dresden die oben erwähnten Garantien für „Salome“ und „Elektra“ auf die Dauer von 10 Jahren zu verteilen, war also, die Werke, die einen so raschen und plötzlich großen Erfolg gehabt haben, so lange in bescheidenen Aufführungsziffern auf dem Spielplan zu halten, bis auch die heranwachsende Generation in der Lage sein wird, zu ihnen Stellung zu nehmen und das endgültige Urteil über sie abzugeben. Die Berechtigung dieses Wunsches hat sogar Graf Seebach selbst in mündlicher Unterredung mir gegenüber wiederholt anerkannt.

Ich frage nun jeden Einsichtigen: Wann soll ein Autor berechtigte, aber vielleicht unbequeme Wünsche bei einer Bühnenleitung durchsetzen, wenn nicht bei Überlassung eines neuen von den Bühnen verlangten Werkes? Der Autor hat ja doch keine andere Gelegenheit. Der Autor soll sein eigenstes geistiges Eigentum an ein Geschäftsunternehmen (oder sagen wir Kunstinstitut) veräußern. Wer will ihm das Recht bestreiten, dafür zu verlangen, was er für gut findet? Man braucht ja seine Bedingungen nicht anzunehmen, aber man braucht ihn dafür auch keinen frechen Patron oder geldgierigen Geschäftsmann zu schimpfen und ihm sein gutes Recht zu bestreiten. Im Falle Dresden hätte zudem meine Gegenleistung darin bestanden, daß ich der Hofbühne nicht nur die Uraufführung des „Rosenkavalier“, sondern auch meines nächsten Bühnenwerks vertraglich zugesichert hätte, trotzdem auch ich heute noch nicht wissen kann, ob Dresden mir dann noch dieselben künstlerischen Aufführungsbedingungen zusichern kann wie heute, wo der kunstsinnige und mir wohlgesinnte Graf Seebach und der ausgezeichnete Schuch ihres Amtes walten.

Im Verlauf der Beratungen zwischen dem Deutschen Bühnenverein und den Delegierten der Autorenverbände über die Vorschläge für einen „Normalvertrag“ wurde es von Seite der Autoren immer wieder als unveräußerliches Recht des Autors bezeichnet, mit der Vergebung eines neuen Werkes die Annahme eines dem Autor am Herzen liegenden von den Bühnen ev. weniger begehrten Werkes zu verknüpfen oder nachträglich auch für ältere Werke die Bedingungen zu berichtigen. Es wurden hierbei u. a. folgende Beispiele gewählt:

Wenn Wildenbruch von einer Bühne, die seine erfolgreiche „Rabensteinerin“ erwerben wollte, verlangte, sie müsse erst die dem Dichter besonders werten „Lieder des Euripides“

durch gute Aufführungen rehabilitieren, nachdem dieselbe Bühne vorher in einer schlechten Aufführung dieses Werkes den Autor schwer geschädigt hatte — soll eine solche Forderung dem Autor verwehrt werden?

Oder wenn Richard Wagner einer Bühne, die seinen „Tannhäuser“ in früherer Zeit nach Lage der für den Autor ungünstigen Verhältnisse „honorarfrei“ erworben hatte, bei der Erwerbung eines späteren Werkes (der „Meistersinger“ oder des „Nibelungenringes“) die Bedingung stellte, die Bühne müsse ihn von nun an auch für die Aufführungen des „Tannhäuser“ entschädigen — darf ein solches Verlangen als „unmoralisch“ bezeichnet werden, wie es Delegierte des Bühnenvereins getan haben?

Will man das gute Recht des Autors in solchem Falle nicht ohne weiteres anerkennen, so könnte man doch höchstens von einer „Machtprobe“ zwischen Autor und Bühne reden, da doch schließlich auch das „Theatergeschäft“ nach Angebot und Nachfrage reguliert wird.

Ich habe nun in meinem Vertrag nicht verlangt, daß mit dem „Rosenkavalier“ z. B. der bis jetzt nicht erfolgreiche „Guntram“ angenommen werde, sondern nur, daß man „Salome“ und „Elektra“, die sich ihre Daseinsberechtigung an deutschen Bühnen durch guten künstlerischen Erfolg (trotz vieler Widerstände!) und große Einnahmen redlich erworben haben, dieses „Bürgerrecht“ auf eine Reihe von Jahren vor den Zufällen sicherstelle, die oft stärker sind als der beste Wille des vortrefflichsten Bühnenleiters, und die schon oft das Schicksal der erfolgreichsten Werke gefährdet, wenn nicht gar zerstört haben. Die Geschichte der deutschen Oper bietet die lehrreichsten Belege dafür.

Es war ja eine schöne Zeit, da die Autoren den Theaterdirektoren so ganz auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren. Ich hoffe aber, sie neigt sich ihrem Ende zu.

In der Tat, wir wollen hoffen, daß sich die Zeit, in der das Schicksal unseres Theaters lediglich den geschäftlichen Unternehmern ausgeliefert war, vorbei ist. Wohin die Macht des Unternehmertums unser Kunstleben treibt, dafür diene als Beispiel der dritte „Fall“ unseres heutigen Musiklebens: Der „Fall München“. Es gibt ernste Kunstfreunde genug, die an dieser Stelle schreiben würden: Der Fall Münchens; und zwar der Fall Münchens als Heimstätte deutscher Musikkultur. Die äußeren Zeichen dieses Falles liegen nicht in einem Mangel an musikalischen Ereignissen, sondern in einer alle vernünftigen Grenzen überschreitenden Musikfesterei.

Daß München für alles Künstlerische in Deutschland seit Jahrzehnten eine besondere Stellung einnahm, war eine allgemein anerkannte Tatsache, die von jedem gefühlt wurde, wenn es auch nicht leicht war, sie zu begründen. Es hatte eben künstlerische Kultur. Seit den Zeiten König Ludwigs I. war es hintereinander Mittelpunkt bildnerisch-künstlerischer, literarischer und musikalischer Bestrebungen gewesen und hatte, ohne daß die breitere Bevölkerung wirklich tätigen Anteil genommen hätte, durch die eigenartige Volkstümlichkeit seines Fürstenhauses doch oft den Charakter höfischen Kunstbetriebes umgangen, so daß ganz Deutschland von diesem künstlerischen Kulturzentrum zehrte. Es hat sich in neuerer Zeit darin manches verschoben. Durch die starken sozialen Strömungen unserer Literatur hat Berlin für das Theater, für das es ja ohnehin die meisten Pflegestätten und die ausgedehnteste Presse aufzuwenden hatte, die Führung gewonnen, und auch in der bildenden Kunst hat München viel von seiner früheren Übermacht eingebüßt, weil gerade sie so sehr auf kapitalkräftige Kreise angewiesen ist, die sich im reich gewordenen Berlin in viel höherem Maße finden, als in der

bayerischen Hauptstadt. Um so wichtiger war es nicht nur für München selbst, sondern für alle jene, die in der Vormachtstellung Berlins kein Glück für die Kunst sehen, daß München wenigstens jene eigenartige musikalische Kultur beibehielt, die es seit dem Wirken Richard Wagners zu behaupten wußte. Ich fürchte, es ist bereits so viel getan, diese Kultur zu zerstören, daß es nicht mehr möglich sein wird, sie zu retten. Und alles das hat seinen Grund darin, daß man in zu hohem Maße Kapitalien mit dieser Kunst verknüpft hat. München ist keine reiche Stadt, weder als Gemeinwesen noch durch seine Bewohner. Wenn man sich deshalb dazu hergab, Ausstellungsgebäude zu errichten, die ein ungeheures Kapital verschlangen, so mußte man für die dazu notwendige Verzinsung auf die Fremden rechnen. Das kann ja nun dort noch auf gesunder Grundlage bleiben, wo ein solcher Fremdenzustrom schon lange vorhanden ist und man ihn nicht erst künstlich auf Höhen hinaufschrauben muß, die die gesetzmäßige Steigerung, mit der man ja wohl rechnen kann, weitaus überschreiten. Das ist aber bei dieser Rechnung der Fall gewesen. Um die angelegten Kapitalien zinstragend zu machen, muß eine ganz außerordentliche Fremdenmasse herangezogen werden. Das ist aber nur dadurch möglich, daß man immer neue Anziehungspunkte schafft. Die Ausstellungshallen sind da, nun heißt es auch Ausstellungen zu schaffen, die immer wieder die neue Anziehungskraft ausüben.

So veranstaltete man in diesem Jahre eine Konzertausstellung. Einer in den riesigen Räumen geradezu sinnwidrigen Schumannfeier folgte eine Richard-Strauß-Woche. Man veranstaltete ein Gustav-Mahler-Fest; eine französische Konzertfolge. Neben alledem ging der große Beethoven-, Bruckner-, Brahms-Zyklus her und die ja nun bald zu einer Gewohnheit gewordene Einrichtung der Wagner-Festspiele. Mehr als ein halbes Hundert großer musikalischer Veranstaltungen war so auf die Sommermonate zusammengedrängt.

Fünfzig sogenannte „Festtage“ auf kaum hundert Tage überhaupt! Wie sollen da Festtage zustandekommen? Wer soll sie veranstalten können? Wer genießen? Man darf ruhig heraussagen, daß diese ganzen Konzerte durchaus den Stempel der Geschäftsmache tragen. Das ist nicht die Art, wie aus künstlerischem Geiste heraus gearbeitet wird, das ist Mache des Konzertagententums. Man stellt das Programm auf und verschreibt sich die Kräfte. Chöre, Orchester, Dirigenten, Solisten, aus aller Welt her werden sie zusammengetrommelt. Eine unheimliche Reklame wird entwickelt, ein wüster Geschäftsbetrieb entfaltet; kurz und gut, es geschieht alles, um vielleicht die eine oder andere gelungene Aufführung zustandezubringen, aber ganz sicher alles das, was ruhige, stetige, bleibende künstlerische Kultur sein kann, zu vernichten.

Ich enthalte mich des Urteils über die massige Veranstaltung der Uraufführung der achten Mahlerschen Sinfonie. Einem solchen Massenaufgebot von Tonkräften kann kein Beteiligter widerstehen. Dazu ist das Tun an sich dabei zu groß und die Begeisterung, die bei der Aufführung vorhanden gewesen sein soll, bedeutet gar nichts für den wirklichen Wert des Werkes. Der wird sich erst in der Zukunft noch zu erweisen haben. Als wertlos kann man aber nach bloßer Durchsicht des Programms bereits das französische Musikfest bezeichnen. Ein solches

französisches Musikfest hatte für uns Deutsche nur in zwei Fällen Sinn: entweder wenn es einen geschichtlichen Überblick über die ganze französische Musik gab, oder wenn es, was wichtiger war, uns jene französischen Komponisten vorführte, die bislang in Deutschland noch nicht zur Geltung gekommen sind, von denen man aber annimmt, daß sie durch ihre Eigenart und ihre persönliche Bedeutung für uns wertvoll sein können. Auf das historische Programm hatte man sich — ich sage glücklicherweise — von vornherein nicht eingelassen. Im übrigen aber waren die Programme so zusammengestellt, daß man viel eher das Gefühl hat, es sollte den einflußreichen Mitgliedern der Akademie oder sonstiger französischer Ehrenposten ein Gefallen erwiesen werden, als daß den jüngeren ringenden Kräften Geltung verschafft wurde. Wirklich Neues konnte man dabei überhaupt kaum kennen lernen.

Bei der Art, wie die anderen musikalischen Veranstaltungen herausgearbeitet wurden, war auch eine künstlerische Arbeit kaum möglich, ganz abgesehen davon, daß die massenhafte Häufung auch hier den Eindruck abschwächt. Daß der ganze Festspielbetrieb im Prinzregenten-Theater den regelmäßigen Opernbetrieb Münchens längst schwer geschädigt hat, ist die allgemeine Überzeugung. Überdies waren unter den sogenannten Festspielaufführungen solche, die die härteste Kritik herausforderten. Im übrigen ist es eine auffällige Erscheinung, daß die besten Musikkräfte Münchens sicher nicht ohne Grund sich von dieser ganzen Konzertmache fernhalten. Und sicher ist es auch kein Zufall, daß in der letzten Zeit manche wertvolle Künstlerpersönlichkeit München den Rücken kehrte. Diese Tatsache wiegt um so schwerer, als an sich keine andere deutsche Stadt einer Künstlernatur so lieb zum Wohnort wäre wie München. Man braucht eben überhaupt mit dem Worte nicht zurückzuhalten, das in Münchener Künstlerkreisen immer und immer wieder ausgesprochen wird, daß das dortige Musikleben jetzt einfach dem Konzertagentenwesen ausgeliefert ist.

Ich greife auf die Eingangsworte dieser Ausführungen zurück, wonach es gerade für die Kulturgeschichte wertvoll ist, wenn Wahrheiten auf der Stelle festgenagelt werden. Aus diesem Grunde ist der vorliegende Aufsatz geschrieben worden. Es hieße an der Kraft und dem guten Willen unseres Volkes verzweifeln, wenn man nicht die Hoffnung beibehielte, daß die Zeit kommen muß, wo man sich gegen diese traurigen Machenschaften in unserem Kunstleben mit aller Gewalt auflehnen wird.



Richard Wetz

(Zu unserer Notenbeilage)

In den Tagen der heutigen Kunstindustrie ist für eine vornehme, tiefgründige Begabung wenig Aussicht gegeben, der breiten Menge, die unser Publikum bildet, bekannt zu werden. Und namentlich, wenn ein Liederkomponist den Dornenweg in die Öffentlichkeit beschreitet. Es wird gerade jetzt eine so drückende Fülle von Liedern „gemacht" und leider auch gedruckt (d. h. vom Autor bezahlt), und die Sänger sind so wenig

geneigt, außer Strauß und Reger auch anderen Lebenden etwas Erfolg zu bereiten (außer wenn es gute Bekannte oder zahlungsfähige Herren sind), daß ernste, echte Kunst gewöhnlich im verborgenen blühen und reifen muß. Richard Wetz hat darum noch immer nicht die gebührende Anerkennung gefunden, die sein Schaffen mit Recht verdiente. Zwar sind manche gute Interpreten für ihn eingetreten; dankbar seien die Namen von Ludwig Wüllner, Felix v. Kraus, Robert Spörry, Friedrich Strahtmann, Hermann Brause, Iduna Walter-Choinanus, Lilly Hardenfeldt, Luise Ottermann, Anna Quensel, Alma Brunotte, Elli Schellenberg, Lotte Kreisler, Helene Jung, Erna Piltz hier angeführt, aber trotzdem hat das Publikum sich seine Werke noch nicht zu eigen gemacht, trotzdem gibt es Sänger, denen sein Name noch unbekannt ist.

Richard Wetz, ein Schlesier, ist 1875 geboren; er studierte in Leipzig bei Professor Hoffmann und besonders bei Alfred Apel, daneben besuchte er auf der Universität philosophische und literaturhistorische Vorlesungen, wie man denn auch sofort erkennt, daß man es nicht mit einem „Nur-Musiker“ zu tun hat. Nachdem er in München bei Thuille die letzten Anregungen empfangen hatte, war er zwei Jahre lang Theaterkapellmeister, widmete sich dann dem eigenen Schaffen und ist jetzt seit 1906 in Erfurt tätig als Dirigent des Musikvereins und der Singakademie. Seine Hauptwerke liegen auf dem Gebiete der Liedkunst. Es sind etwa 60 Gesänge bisher in Druck erschienen (op. 5, 9 und 10 bei Kistner, op. 7 bei Hainauer, op. 15, 17, 18, 20, 21, 22, 23, 24 bei Eulenburg), aus denen man ein klares Bild seines Schaffens und Wachsens gewinnen kann. Sofort erkennt man, daß Wetz ein echt deutscher, ehrlicher Komponist ist, abhold allem äußeren Schein und Lärm. Die Kunst ist ihm heilig; er verschmäht es, nach dem Geschmack der großen Masse zu schreiben. Da ist kein Takt, der nicht charakteristisch für ihn wäre, der nicht tiefster Überzeugung entquollen ist. Und von seiner tiefgehenden Bildung zeugt schon die Wahl der Texte; wir finden nur gute, zum Teil hervorragende Gedichte. Da sind besonders Goethe, Hölderlin, Schopenhauer vertreten, daneben K. F. Meyer, Storm, Schaukal, Weigand, Busse, Henkell, David, Liliencron, Ricarda Huch, Wille, Lenau, Jacobowski, Greif, Hebbel, Fontane u. a. Jedes Gedicht ist durchlebt, ganz mit eigenstem Empfinden durchtränkt. Die Lieder verlangen einen nachdenkenden Sänger und einen geschulten Begleiter; aber sie sind keineswegs mit Schwierigkeiten überladen; wer einmal den Weg zu ihnen gefunden hat, muß sie liebgewinnen und wird stets mit Freude und Dankbarkeit zu ihnen zurückkehren. Schubert und Wolf scheinen Wetz als Vorbilder voranzuleuchten; von dem einen hat er das selige Geben, vom andern die Nachdenklichkeit und schlichte Wahrhaftigkeit. Aber er ist keineswegs merklich beeinflußt; Wetz gehört vielmehr zu den wenigen, die sich zur Individualität herangebildet haben; er hat seinen eigenen Stil gewonnen. Ein stumpfer Glanz liegt über seiner Musik; man fühlt es, daß er in tiefster Seele eigentlich ein einsamer Mensch ist, dem das Schicksal nicht immer gütevoll gelächelt hat. Aber er hat das Leben bezwungen und sich zu selbstsicherer Ruhe durchgekämpft.

Nicht sofort gelangen Wetz die reifen Gestaltungen; auch er mußte ringen, bis er zur Vollendung kam. Man erkennt, daß der Komponist nicht leicht und rasch schafft, daß er gewissenhaft und treulich arbeitet. In seinen frühen Liedern stört noch die allzuhäufige Anwendung des Tremolo (Confiteor, Sixtinische Madonna), auch wird gelegentlich der Text durch Zwischenspiele zerrissen (Die Muschel, Erlösung). Natürlich finden wir auch in den ersten Heften manche schwachen Leistungen; daneben aber kündet sich schon die nahende Meisterschaft an. In op. 5 stehen schon so feine Gebilde wie der milde „Juli“ (Storm) oder das energische „Kophtische Lied“ (Goethe). Op. 7 ist verhältnismäßig am unbedeutendsten; „Wunsch“ (J. Ambrosius) dürfte am besten gelungen sein. Dagegen ist op. 9 ein großer Fortschritt; da haben wir die „Sixtinische Madonna“ (Schopenhauer), die oft gesungene „Muschel“ (Schaukal) und den weichen, sehnsüchtig schlichten Gesang „An die Nacht“ (Schaukal). Dann aber gelangte der Komponist zur Reife, und nun schlug er die mannigfachsten Töne an, laute und leise, traurige und heitere, milde und neckische, herbe und innige. — Natürlich geht es nicht an, alle Lieder einzeln

zu erwähnen, nur einige besonders charakteristische mögen hier aufgeführt sein, womit jedoch die nicht genannten keineswegs als minderwertig bezeichnet werden sollen. Wetz ist ein nachdenklicher Kopf; das Studium Schopenhauers hat ihn durch Jahre begleitet. So hat er auch ein Reihe Gedichte philosophischen Inhalts in Musik gesetzt, und es ist erstaunlich, wie klare, abgerundete Schöpfungen dem Künstler gelungen sind. Allen voran ist das „Proömium" (Goethe) zu rühmen, ein majestätisch einfacher, erhabener Gesang, den man Schuberts „Allmacht" getrost zur Seite stellen kann. Herrlich ist auch das kraftvolle „Menschengefühl" (Goethe), voll kecken Humors „Wanderers Gemütsruhe" (Goethe). Geklärt und feierlich tönt uns „Der Weise" (Schopenhauer) entgegen, verzweifeltes Ringen klagt aus dem „Rückblick" (Henkell). Es ist begreiflich, daß für so tiefsinnige, ganz mit Herzblut erfüllte Bekenntnisse nur nachdenkliche Interpreten in Frage kommen. — Lieb und wert wird uns Wetz besonders auch durch seine Hingabe an die Natur. Auch hier spricht ein vornehmes Empfinden, eine herzliche Aufrichtigkeit, die stets nach einer bedeutenden, allgemein menschlichen Beziehung streben. „Frühlingsnacht" (Rückert), „Nachtgefühl" (Hebbel) legen davon klares Zeugnis ab. Weich und sehnsuchtsvoll rinnt der „Frühlingsregen" (Schaukal), innig beseelt ist das Lied an die „schöne Nacht" (Busse). Besonders zahlreich sind die Gesänge, die zwischen Naturgefühl und Weltbetrachtung schwanken, wie es z. B. in der „tröstenden Nacht" (Wille) der Fall ist. Diese Komposition ist von einer Vollendung und Schwermut, daß sie Tränen entlocken muß. Von milder Glut umflossen ist der „Sonnenuntergang" (Hölderlin), und tiefernst, ergreifend singt der „Tod" (Ric. Huch) seine erlösenden Worte. Erwähnt seien noch „An eine Rose" (Hölderlin), „Der Engel" (Schaukal), „Matt gießt der Mond" (Henkell). — Die Liebeslieder offenbaren eine gewisse Herbheit; alles Weichliche, Süßliche liegt dem Künstler fern. Daß er auch über sehr zarte Töne verfügt, beweist das entzückende „Liebesflämmchen" (Meyer). „Gruß" (Jacobowski) zeichnet sich durch seine sehnsüchtige Innigkeit aus; stürmischer, bittender wirbt der „zweifelnde Wunsch" (Lenau). Eine gesunde Sinnlichkeit pulsiert durch „Abends" (Storm); man beachte das Cis im Schlußtakte. Wieviel Verlangen in dem einen Tone! Von seltener Vollendung ist wiederum „Die Abbitte" (Hölderlin); das C-Dur im zweiten Teile wirkt ergreifend in seiner Entsagung. Der Überschwang einer seligen Nacht jubelt in der „Liebesode" (Hartleben); und zum Schluß lächelt uns das neckisch-treuherzige Volkslied „Dû bist mîn" entgegen, in welchem der altdeutsche Klang trefflich gefunden ist. — Auch Humor besitzt Wetz, wenngleich seiner etwas schwerblütigen Natur der Ernst mehr entspricht. In seinen fünf heitern Liedern op. 23 steht das frische „Tanzlied" (Bierbaum) und besonders der lenzduftige „Morgen". Das eintönige Tröpfeln in der Rechten, die weiche Melodie in der Linken wirken zu der hellen Singstimme wie erstes Frühlingslicht. — Eine schöne Fülle reifer Lieder hat uns der treffliche Komponist beschert, und es ist nur zu wünschen, daß die Sänger nicht wie bisher achtlos daran vorübergehen. Das Beste hat Wetz freilich noch im Schreibtisch liegen. An einem trüben Herbsttage war ich bei ihm. Und während ein kalter Regen an die Scheiben pochte, spielte mir der gütige Künstler seine noch ungedruckten Gesänge vor. Was durfte ich da erleben! Letzte Vollendung und Reife! Meisterwerken konnte ich lauschen. Es ist tief bedauerlich, daß sie noch nicht der Allgemeinheit zugänglich gemacht sind. Als besonders wertvoll sind mir in Erinnerung: „Leben" (Leo Greiner), „Hymne an die Nacht" (Novalis), „Abendlied" (Evers), „Die Nacht" (Eichendorff), „Wiegenlied" (Brentano), „Säerspruch" (Meyer), „Mein Beichtiger" (Goethe), „Menschenbeifall" (Hölderlin). Hugo Wolf brauchte sich dieser Lieder nicht zu schämen! Hoffentlich können sie bald in Druck erscheinen; wer dann noch nicht erkennt, daß in Wetz ein Meister des Liedes erstanden ist, dem ist nicht zu helfen! —

Am bekanntesten wurde der Komponist durch seine „Kleistouvertüre" (Kistner, op. 16), die Nikisch zur Uraufführung brachte, und die seitdem in allen größeren Städten sehr erfolgreich wiederholt wurde. Ein strenges Werk, klar im Aufbau und klangvoll in der Instrumentation. Die Themen präzis und treffend. Das Ringen, der Tod des herrlichen Dichters finden hier

einen tief ergreifenden Ausdruck. Nicht minder bedeutend ist der „Gesang des Lebens“ (Hartleben) für Männerchor und Orchester (op. 29, auch bei Kistner verlegt). „Groß ist das Leben und reich!“ so jubelt es immer wieder, kraftvoll und feierlich. Dazwischen freilich die schwermütige Klage: „Arm ist das Menschenherz“, eine ergreifende Stelle. Aber am Schluß bricht doch wieder die Freude und Dankbarkeit durch. Eine wundervolle Komposition; nicht leicht freilich, aber von hinreißendem Schwung und „dankbar“.

Zum Schluß ein Wort über die kleine einaktige Oper „Das ewige Feuer“ (op. 19, verlegt bei Brockhaus). Die Dichtung rührt vom Komponisten her und zeigt viel Geschick und feines Empfinden. Eine Absage an die alten Götter, ein Hymnus auf den einen Gott der Liebe. Wenig äußere Handlung in diesem Mythos; drei Personen und Chor. Das Gewicht ist auf die Idee gelegt, auf die inneren Vorgänge. Und so ist auch die Musik bar aller äußeren Prunkmittel; will man einen Vergleich wagen, so könnte man etwa an Hebbel denken. Das Werk ist nicht für solche geschaffen, die nur sehen wollen; der Musik ist hier die führende Rolle gegeben, und mit Recht; denn daran kranken ja die meisten Opern, daß man durch die allzu gehäuften Vorgänge auf der Bühne von Gesang und Orchester abgelenkt wird. Vielleicht finden auch einmal die Theater den Weg zu diesem abseitigen Komponisten, der aller Reklame abhold ist und darum nicht wie andere geschäftige, minderwertige Kollegen mit Fanfaren der Öffentlichkeit vorgestellt wird. —

Mögen diese kurzen, andeutenden Worte ein wenig dazu beitragen, Richard Wetz die Liebe und Beachtung zu gewinnen, deren er im reichsten Maße würdig ist!

Ernst Ludwig Schellenberg





Deutschland erwache!

Herr Walther von der Vogelweide trug einst im Saal seine kunstreichen Gedichte vor, Schäden brandmarkend, das Tüchtige und Holde ehrend. Heute rauscht so viel Papier, daß Lyrik keinen entscheidenden Eindruck mehr macht. Und doch fände Walther Stoffe genug auch heute. Seine Seele wäre vielleicht auf folgende Gedanken eingestellt: Deutschland, erwache! Erwache zur Seele!

Dein Reich ist ein Apparat, dein Reich ist ein Mechanismus, aber noch kein lebenswarmes, frei und froh wachsendes Gebilde.

Einen stattlichen Reichskörper habt ihr, aber noch keine stattliche Reichsseele!

Ist im Jahre 1870 in herrlichen Siegen lebendiges Menschenblut vergossen worden, um ein genieloses Polizei- und Juristenwesen dafür einzutauschen namens „Deutsches Reich"?

Man liebt dich nicht, man fürchtet deine Militärmacht und knirscht gegen deinen spartanisch-römischen Apparat.

Dein Wesen ist Drill, Methode und Schema, statt blut- und geistvoller Wärme.

Vor hundert Jahren besaßet ihr kein politisches Reich, aber ein Innenreich, verwaltet von Fürsten des Geistes, ein Reich von welterwärmender Seelenkraft, die man in der Geistesgeschichte der Menschheit weithin ehrenvoll „deutschen Idealismus" nennt.

Wir ersehnen nicht wieder irgend einen vergangenen Zustand, aber wir ersehnen aufs neue und verstärkt jene Fülle der Innerlichkeit.

Heute habt ihr Strenge und Spannung, aber keine Liebe; heute habt ihr Apparate, Technik, Industrie, Verkehr, kritische Wissenschaft — aber keine Seele!

Deutschland, erwache! Erwache zur Seele!

* L.

Die deutsche Not

Unter diesem Titel hat Professor Wilhelm Schölermann seine Aufsätze gesammelt (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik) und äußert im Vorwort folgende bemerkenswerte Gedanken: „Die deutsche Not ist nicht von gestern. Sie begann schon mit dem Siegesjahr 1871. Damals schrieb ein Mann, der im Dienste des Roten Kreuzes von den französischen Schlachtfeldern als Invalide heimkehrte, die prophetischen Worte: ‚Unsere deutsche Kultur erscheint mir jetzt gefährdeter als je'. Der Mann hat Recht behalten (Nietzsche, Briefe an Mutter und Schwester). Geblendet vom Glanz ihres irdischen Wohlergehens, treiben die Deutschen dem Abgrunde entgegen, der das Schicksal aller überkapitalistischen Wirtschaft ist: am Reichtum zu sterben. Die Gesinnungslosigkeit, das Gehenlassen ist zur Moral der Gesellschaft von heute geworden. Wir brauchen Männer, nicht Maßregeln, Treue, nicht Talente. Es gibt keine andre Rettung. Wer das sieht, darf nicht schweigen."

* L.

Magdeburg

Seit Jahren streiten sie sich in den Parlamenten, in Presse und Volksversammlungen, wer denn nun eigentlich gefährlicher wäre: die Revisionisten oder die sozialdemokratischen Vollen und Ganzen. Im Grunde ein Disput für Debattierklubs, in denen nach



Feierabend junge und unerfahrene Menschen ihre ungelenken Zungen üben; aber geradezu absurd für politisch ernsthafte Leute. Dennoch hat man auch nach Magdeburg im großen Durchschnitt uns nichts Besseres vorzusetzen gewußt und zum ach wievielten Male an einer Handvoll Zitate uns haarscharf bewiesen: die Revisionisten wären, dieweil sie ihre Wolfsnatur hinter Schafpelzen bärgen, die eigentlichen und wahren Feinde der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung.

Man soll auch Politik nicht ohne etwas Psychologie betreiben. Wer so verfährt und die Erfahrungen, die er an sich und anderen machte, zu Rate zieht, dem lösen diese angeblichen Widersprüche sich mühelos auf. Der versteht, daß man auch in der Sozialdemokratie das Beste, was man weiß, den Buben nicht sagen darf, und daß die Revisionisten, wenn anders sie, was sie doch vermeiden möchten, nicht einfach von heute zu morgen ausgestoßen zu werden wünschen, gar nicht darauf verzichten könnten, von Zeit zu Zeit den radikalen Herrschaften ein paar ebenso radikale Brocken hinzuwerfen.

Dem nachdenklichen Beobachter der Magdeburger Greuelszenen drängte sich ein anderes auf: die schmerzliche Erkenntnis von der noch immer ungezähmten Wildheit der menschlichen Natur. Tagsüber waren es harmlose Kleinbürger gewesen, die sich Proletarier nannten, wie zuweilen auch Leute von ausgesprochen aristokratischem Empfinden sich kokett Demokraten zu nennen pflegen. Sie hatten mit der nämlichen possierlichen Grandezza, die man zuweilen auch anderwärts wahrnehmen kann, ihre Delegiertenwürde getragen; hatten nächtens wie wir anderen auch (und vielleicht noch ausgiebiger) ihr Bier getrunken und waren nach Maßgabe ihrer Kräfte Charmeure, zum mindesten aber dem vielfach mitgebrachten Familienanhang zärtlich besorgte Gatten und Väter gewesen. Und mit einem Male ist das alles wie fortgeweht. Ein paar Demagogen, die an längst ihnen persönlich Verhaßten ihr Mütchen zu kühlen trachten; ein paar Fanatiker aus Halbbildung, die klopffechtend in der sozialdemokratischen Agitation ihre Atzung finden und die nun schürend durch die Reihen streifen — und diese Gesellschaft behäbig schmauchender, zwischendurch wohl auch ganz friedlich eingenickter Spießbürger hat sich in eine Schar rasender Wüteriche gewandelt. Das fragt nicht mehr nach Gewissen und Billigkeit, nicht ob man so sich nicht selber ins Unrecht setzt und was wohl die böse Welt zu dem häßlichen Schauspiel sagen möchte. Aus diesen flackernden Augen, diesen fuchtelnden Armen und gurgelnden Stimmen scheint nur noch eines — das aber unbezwinglich und gar nicht mehr einzudämmen — zu sprechen: die heiße Gier, die Ungebärdigen zu züchtigen, die anders zu wollen wagten, als man selber will. In die Knie mit ihnen: sie sollen spüren, wer die Macht hat!

Es war etwas Elementares in dieser regnerischen Magdeburger Septembernacht. Ein Zug elementarer Wildheit, aus dem es den Unbefangenen, an sich der Sozialdemokratie gar nicht einmal Feindseligen wie mit kalten Schauern anwehte. So mag die Meute getobt haben, wenn sie johlend und wiehernd Ketzer und Hexen zum Scheiterhaufen kommittierte. Die Kostüme nur der Menschen ändern sich; sie selber mitnichten ... R. B.

*

Die was werden möchten

Wir haben kein parlamentarisches Regiment, und viele behaupten (was mir einstweilen noch nicht bewiesen zu sein scheint), daß darin mit die preußisch-deutsche Größe beruhe. Jedenfalls wagt bei uns kein Parteiführer zu bekennen, daß er nach einem Ministersitz strebte. Gemeinhin würde er freilich durch derlei Konfessionen auch nur sich unsterblich lächerlich machen. Dennoch gibt es auch bei uns Pfade, die von den Bänken des „Hauses“ in die höheren Regionen führen. Dabei denke ich nicht an die Konservativen: bei denen ist das selbstverständlich. Denn nicht einer Partei-, nur einer Parlamentsherrschaft entraten wir. Aber doch auch für Leute aus anderen Gruppen wird gelegentlich das Parlament zur Arena, aus der sie nach glücklich geführten Gefechten in die Sphäre der mehr oder weniger kurulischen Sessel hinaufsteigen. Es ist nämlich neuerdings der

Brauch aufgekommen — und von ihm möchte ich mit aller Bestimmtheit behaupten, daß er nicht zur preußisch-deutschen Größe mit beiträgt —, Parteiführer (oder was sich so nennt oder dafür gehalten wird) für die der jeweiligen Regierung als befreundeter Macht geleisteten bonnes services von Staats wegen zu belohnen. Bei manchen tun es schon Orden und Ehrenzeichen; mit striktem Ausschluß natürlich des Verdienstkreuzes zum hohenzollernschen Hausorden. Bei anderen muß der gütige Spender Reichskanzler (oder Ministerpräsident: je nachdem) tiefer in den Beutel greifen. Denen genügt nicht mehr der sternbesäte Frack, den man bei uns zu Lande schließlich doch nur vom besseren Herrendiner aufwärts tragen kann; sie möchten „etwas werden“. Und das ist der Punkt, wo — denn ihrer sind mehrere — die Gefahren beginnen. Ich sage nichts gegen die Leute, die solcher Art strebend sich bemühen; es sind persönlich sehr achtbare und auch bemerkenswert tüchtige darunter. Man will nicht ewig Landrat bleiben, hat, glaube ich, der alte Kleist-Retzow einmal gemeint. Man will auch nicht als Gymnasialprofessor verenden, wenn man eine entfernte Möglichkeit hat, als vortragender Rat oder gar als Direktor im Kultusministerium seine gesegneten Tage zu beschließen. Denn am Ende hat man nicht nur seinen Bürgerstolz vor Königsthronen; man ist auch Familienvater und lebt nur einmal auf dieser Welt, die, wenn sie vielleicht auch nicht die beste ist, doch allerlei intime Reize entfalten kann. „Menschen, Menschen san mer alle“, singen sie in Wien. Aber indem die Regierung, die doch nun einmal den Staat repräsentiert, an die an sich wohl verständlichen und durchaus natürlichen menschlichen Schwächen appelliert und sie für ihre Zwecke auszunützen sucht, hört dieser Staat doch bedenklich auf — das Hegelwort ist in den Tagen der Berliner Jubiläumsfeierlichkeiten bis zum Übermaß zitiert worden —, die verkörperte sittliche Idee zu sein. Und leise, ganz leise hebt die Fahrt auf der abschüssigen Straße zur Korruption an. Wobei, wie ich gern einräumen will, die Korruption noch ein ganz ehrbares, preußisch-korrektes Gesicht behält. Man täuscht sich eben selber; man glaubt zu schieben und man wird geschoben.

Erheblich ernster noch sind die Gefahren, die den Parteien aus solcher Entwicklung drohen. Sie können so leicht in Bahnen hineingestoßen werden, die von ihren eigentlichen Zwecken, von ihrer besonderen Art, die Dinge zu sehen, weitab liegen. Zumeist freilich werden sie's, wird es die große Masse erst merken, wenn die Stunde des Scheidens kommt. Denn das ist ja das Charakteristische (und zugleich auch das Unaufrichtige) bei dieser unparlamentarischen Belohnung von Parlamentariern mit Regierungsämtern: wenn sie am Ziele ihrer Wünsche stehen, trennen sich die Wege. Sie haben nicht — das hätten sie, auch wenn sie selber sich's einbilden, ja gar nicht gekonnt — für ihre Partei gearbeitet, sondern für eine Regierung, deren Staatsauffassung eine ganz andere ist. Gerade darum ist es Bassermann so hoch anzurechnen, daß er für seine Person — an Gelegenheit dazu hätte es nicht gefehlt — nie etwas hat werden wollen. Wie die Dinge heute bei uns liegen, können die Parteien (die Konservativen wie immer abgerechnet) nur stolze, unabhängige Männer, die für sich selber nichts wollen, als Führer brauchen. Sonst wird das System noch unwahrhaftiger, als es ohnehin schon ist.

* R. B.

Der Ausländer als Autorität

Vor kurzem richtete der deutsche Kronprinz die Mahnung an seine Landsleute zu größerem nationalen Selbstvertrauen. Er wies unter anderem darauf hin, daß wir Deutsche den Ausländer in seinen Leistungen und Sitten überschätzen und als maßgebend betrachten, daß der Deutsche ihn gesellschaftlich bevorzugt, selbst wenn der Fremde in dieser Beziehung minderwertig ist. Der Ausländer wird eben bei uns in jeder Beziehung als Autorität betrachtet.

Diese Anschauungen herrschen nicht nur im privaten Verkehr, sondern drängen sich selbst in die öffentlichen Blätter.

Vor einiger Zeit erschien ein Artikel, in dem ein Engländer sich in Übereinstimmung

mit seinem Freunde über die „Gewohnheit der Deutschen" lustig macht, alles, was sie gebrauchen, zu „schonen". So hat die deutsche Familie ihre gute Stube, die sie schont; selbst der Gymnasiast versieht seine bunte Mütze mit einem Überzug, um sie zu schonen. Nach Ansicht des Engländers sind diese und andere Dinge doch zum „Verbrauchen" da, und es ist nur eine Überlieferung früherer, ärmerer Zeiten, wenn wir Deutschen noch die Gewohnheit haben, unsere Gebrauchsgegenstände zu schonen, statt sie zu verbrauchen.

Hierzu sei bemerkt, daß zwischen „verbrauchen" und „gebrauchen" ein Unterschied besteht. Man kann eine Sache gebrauchen und doch dabei schonen. Ein solches Gebrauchen ist ein Gebrauch mit Überlegung und ein Zeichen von Erziehung. Selbst hochgestellte Personen haben Räume, die sie schonen und nur gelegentlich gebrauchen. Man kann im Gebrauchen Unterschiede machen, denn dies zeugt von Bildung und geistiger Überlegenheit; man kann einen Gegenstand je nach den Umständen bald verbrauchen, bald schonend gebrauchen.

Ein andres Beispiel:

In einer Kieler Zeitung tadelte jüngst ein Franzose allerlei Dinge, die er in Kiel beobachtet hatte, vor allem, daß bei Kindergesellschaften Wein getrunken würde. Wahrscheinlich wird dies wohl Limonade gewesen sein, die von Kindern vielfach Wein genannt wird. Meine Kinder machen hier in Kiel oft genug solche Gesellschaften, z. B. Geburtstagsfeiern mit, ohne daß ihnen jemals Wein vorgesetzt worden wäre.

Es ist ja möglich, daß dies vorgekommen ist und der Franzose ein solches Vorkommnis verallgemeinert hat. Aber gegen solche verkehrten Verallgemeinerungen hätte man doch Protest erwarten sollen. Während sonst auf eine Behauptung eines Mitbürgers gleich Entgegnungen folgen, nahm man diese Verallgemeinerung eines Ausländers ruhig hin! Dabei steht Frankreich im Alkoholkonsum nach Dänemark allen Ländern voran!

Noch ein Beispiel: Ein Deutscher berichtet in einer Zeitung, daß ein Franzose, der ihn besucht hat, sich über die in Deutschland vielfach übliche Abkürzung „Ober" für Oberkellner lustig macht. Für ihn war die Ansicht eines Ausländers ein Evangelium. Er schreibt daher einen Artikel über diese unerträgliche Abkürzung, und die Epistel macht ihre Runde. Von einer Erwiderung habe ich nichts gehört.

In Wahrheit sind es die Franzosen selbst gewesen, die solche Abkürzungen schon lange vor uns gebraucht haben. Ich erinnere an die Worte Photo und Auto. Derartige Abkürzungen haben ja auch ihre guten Seiten, sie sind sehr praktisch und oft unentbehrlich.

Vielleicht hat man nicht unrecht, wenn man vermutet, daß es dem Franzosen gar nicht recht Ernst mit seinen Worten war, daß er sich vielmehr über die Gutmütigkeit seines deutschen Freundes lustig machen wollte, der das absprechende Urteil eines Ausländers über deutsche Verhältnisse kritiklos für richtig hält.

Vielleicht ist ein Mahnwort angebracht, Ausländern gegenüber deutsche Verhältnisse gebührend in Schutz zu nehmen und unberechtigte Urteile von Ausländern nicht ohne Erwiderung zu lassen.

Deutsche Gewohnheiten und Ansichten sind durchaus nicht immer verkehrt, im Gegenteil beweisen die Fortschritte Deutschlands, die Überflügelung anderer Nationen durch uns, daß unsere Eigenheiten sehr häufig ein Zeichen von Überlegenheit sind. Man sollte sie „schonen"! R. D.

Soziales Fasten

Unsere Zeit hat für Fastengebote nicht mehr viel übrig. Die kirchlichen Vorschriften über die Enthaltsamkeit werden so und so oft umgangen: an die Stelle der verbotenen werden andere Genüsse gesetzt, das ist alles.

Wir haben keinen Grund, uns dieser Entwickelung entgegenzustemmen. Aber vielleicht ließe sich neuer Wein in die alten Schläuche gießen, vielleicht ließe sich das alte, kirchliche Fasten erweitern oder fortsetzen durch ein modernes, „soziales". Das alte Fasten sollte den Geist über das Irdische hinausrichten; das unsrige soll ihn von Zeit zu Zeit immer wieder an das Irdische, Allzu-Irdische erinnern.

Die sozialen Gegensätze verschärfen sich mehr und mehr. Der alte patriarchalische Geist, der früher zwischen reich und arm, hoch und niedrig herrschte, schwindet; die Verbitterung zwischen oben und unten wächst; und nicht zum wenigsten, weil man oben so wenig weiß von all den Sorgen und Nöten, die zum guten Teil den Lebensinhalt der unteren Klassen ausmachen, weil man kein Verständnis für die Wünsche und Bedürfnisse hat, die aus jenen Nöten heraus in den niederen Schichten lebendig sind. Die Kinder der Reichen wissen nicht, was Entbehrung und Armut ist; sie wissen es wenigstens nicht aus Erfahrung; sehen oder hören sie davon, so sagen sie wohl: „Es ist immer so gewesen, es muß wohl ewig so sein, es wird sich wohl deshalb auch ertragen lassen.“ Und in ihnen wächst nicht der Wille, der gerade heute so nötig wie nur je für unser Volk ist, mitzuarbeiten an der wirtschaftlichen und sozialen Hebung der Armen und Schwachen.

Es würde vieles besser werden, wenn diese Besitzenden auch gelegentlich am eigenen Leibe erführen, was Entbehren ist. Und warum sollte ein verständiger Hausvater nicht die Erziehung seiner Angehörigen in diesem Sinne ausgestalten können, — durch die Einführung „sozialer Fasttage“?!

An diesen Tagen soll Essen und Trinken auf das Allernotwendigste beschränkt bleiben; kein Luxus, kein Zuviel. Die Mädchen und Bedienten mögen feiern; Küchenarbeit und Hausarbeit haben die Kinder des Hauses einmal selbst zu verrichten. Die Erwachsenen können den Heranwachsenden ein Beispiel geben. Und gut wäre es, wenn an den Abenden dieser Tage der Vater oder die Mutter den anderen aus einem Buch vorläse, das die Schäden der Zeit und ihre Bekämpfung schildert; oder wenn wenigstens das Gespräch sich darum drehte.

Und noch wertvoller wäre dieses: Ein jeder Fasttag macht Ersparnisse; sind sie nicht handgreiflich, so mag doch eine beträchtliche runde Summe als erspart bezeichnet werden. Über ihre Verwendung kann an jenen Abenden beraten und beschlossen werden; eine Verwendung natürlich zu sozialen Zwecken; das wird für alle der beste Anreiz sein, sich damit zu beschäftigen, wie mit kleinen Mitteln möglichst viel erreicht werden kann zur Linderung sozialer Not, — durch direkte Hingabe an Bedürftige, durch Unterstützung gemeinnütziger Kassen und Vereine, durch Förderung von Gesellschaften und Verbänden, die für eine bestimmte Reform kämpfen.

Solche sozialen Fasttage und -abende würden vielleicht wertvoller für die Erziehung unseres jungen Geschlechtes und auch manches schon Herangewachsenen werden als dicke Bücher und lange Reden. Dr. G. N.

*

Wenn sie arbeiten wollen . . .!

Auf der Bahnstrecke Heidelberg—Speyer, im badischen Musterländle, kann man das Unikum einer staatlich angestellten Brückenwärterin sehen. Die Frau ist erst seit kurzem im Dienst und zählt — 86 Jahre. Ihr Mann war Eisenbahnbeamter und mußte vor drei Jahren wegen Altersschwäche seine Pension nehmen. Als er starb, reichte für die Frau und eine zu erhaltende Enkelin der magere Witwengehalt nicht aus, und so richtete die Greisin an die Eisenbahnbehörde ein Gesuch, ihr eine Stellung zu verschaffen, wovon sie leben könne. Darauf erhielt sie den Brückenwärterposten, den sie zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten ausfüllt.

In welchem Kontrast steht diese uralte, arbeitsfreudige Frau zu den Scharen frauenrechtelnder Lebensdilettantinnen, die sich fortwährend darüber beklagen, daß man es ihnen schwer mache, ihr Brot zu verdienen! Man sollte meinen, in einer Zeit, wo noch 86jährige ihr Unterkommen — noch dazu im Staatsdienst! — finden, wird es doch wohl auch noch für die Jugend etwas zu tun geben! Civis

*

Heldentum

In einer Sonntagsnummer des „Vorwärts“ veröffentlicht Heinz Sperber u. a. folgende Auslassungen über „tendenziöse Kunst“: „Shakespeare ist heute ein Tendenzdichter im geringschätzigen Sinne des Wortes. Er ist der Dichter von Gottes Gnaden für

alle von Gottes Gnaden Regierenden. Nach seiner Zeit beurteilt, nach dem glänzenden Zeitalter der Königin Elisabeth, ist er ein Riese; von unserer Zeit aus betrachtet, nach unseren Begriffen (unser Gefühl läßt er kalt) ärgern wir uns alle über diese königlichen Helden, die — wie alle ‚Heroen' der Siegesallee — vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit der Hand am Degengriff dastehen und uns brave, aber doch etwas weiter entwickelte Bürger, die mehr von Blutwurst als von Blut halten, wie Marionetten anmuten. Eine moderne Frau wird trotz der Vorhaltungen des vortrefflichsten Denkers unserer Zeit der ‚Widerspenstigen Zähmung' mit Ekel nachempfinden. Und so verspüre ich entartetes Individuum eine nur mühsam unterdrückte Heiterkeit, wenn ich den säbelrasselnden Valentin im ‚Faust' fluchen und verwünschen höre und Gretchen in Kirche und Kerker sehe. Wir alle fühlen unter gewissen Verhältnissen nichts mehr für die Tragik einer entehrten Frau. Keiner von uns würde seine Schwester mit dem Säbel rächen. Wir würden nach unseren Kräften an der ehrlichen Erziehung des Kindes mitwirken. Ein Kind, ob ehelich oder unehelich geboren, ist eine Prachtschöpfung."

Es ist zwar anzunehmen, daß Herr Sperber auch bei den „Genossen" die Erfahrung machen könnte, daß manche schwielige Arbeiterfaust dem Verführer der Tochter oder Schwester gehörig heimzahlen und sich kaum mit ihm im Handdruck zur gemeinsamen Erziehung der Frucht der Verführung vereinigen würde. Aber immerhin, die Tatsache, daß derartige Ausführungen in der sehr gut geleiteten Sonntagsbeilage der ersten sozialdemokratischen Tageszeitung erscheinen können, stimmt einen recht nachdenklich. Und zwar über die Frage des Heldentums selbst.

Kann wirklich einmal eine Zeit kommen, in der die Helden der Ilias oder des Nibelungenliedes uns als rückständige Draufgänger und Raufbolde erscheinen, weil alle Welt in den Weisen der Friedensschalmei den Gipfel aller Musik sieht, und weil uns jedes Durchbrechen der staatlichen Disziplin genau so als niemals zu rechtfertigendes Verbrechen erschiene, wie der sozialdemokratischen Parteileitung jegliches Aufmucksen gegen die von ihr ausgegebene Parole?

Gewiß, auch der Begriff des Heldentums ist dem Wandel unterworfen. Es wäre vor tausend Jahren niemandem eingefallen, den Ehrenkranz des Helden einem stillen Gelehrten oder wissenschaftlichen Forscher zuzuerkennen. Und doch. Als jetzt beim Tode des Simplonüberfliegers Chavez so viel von tragischem Heldentum geredet wurde — es lehnte sich in mir etwas gegen diese Bezeichnung auf. Ich weiß, der Millionärssohn Chavez ist sicher nicht durch die Aussicht auf den Geldgewinn zu seinem Fluge gelockt worden. Es gehörte ein riesiger Mut dazu, den Flug zu wagen, erst recht, nachdem er selber die ungeheuren Gefahren desselben erkannt und ausgesprochen hatte. Und es kommt die Tragik hinzu, daß die Katastrophe erst eintrat, nachdem die Tat eigentlich gelungen war. Größe liegt auch in den Fiebergesichten des mit dem Tode Ringenden, wobei sich aus seiner Brust der qualvolle Schrei entringt: „Welch ein Wind! Welch ein Wind!" Aber Heldentum?!

Damit wir etwas als Heldentum empfinden, muß der Einsatz, um den gekämpft wird, etwas heldenhaft Großes sein. Und das war der Überflug über die Alpen nicht. Ja, wenn Lilienthal als erster den Versuch wagte, von einem kleinen Hügel aus seine Flugsprünge in der Ebene zu machen, mit all den unzulänglichen Mitteln, mit der noch nicht vorgeschrittenen Technik, da liegt etwas Heldenhaftes drin. Aber nun, wo schon so viele Hoch- und Weitflüge gemacht worden sind, liegt in der Überquerung der Alpen nicht mehr die Gewinnung eines Idealbesitzes für die Menschheit, sondern nur eine bedeutende sportliche Leistung auf einer bereits eroberten Bahn. Die Tatsache der Kühnheit, des Mutes des Unternehmenden, ebenso wie der erschütternden Tragik seines Erlebnisses, wird davon nicht berührt. Aber Heldentum ist etwas anderes.

Daraus erwächst auch die tröstliche Gewißheit, daß wahres Heldentum unvergänglich ist, daß was wirklich

einmal Heldentum war, es bleibt für alle Zeiten, trotz des Literaturweisen im „Vorwärts“. Gewiß ist auch der Begriff Heldentum relativ wie alles, was Menschenwerk und Menschentat ist. Wir sind in allem begrenzt. Aber da uns mit der weit zurückliegenden Tat eines Menschen, die jener Zeit als Heldentat erschien, die ganze Umwelt, die mit dieser Tat in Verbindung stand, die die Umgrenzung jener Tat brachte, vor unserem geistigen Auge erscheint, bleibt jene in der Vergangenheit liegende Tat für uns auch dann wahres Heldentum, wenn wir ihre Wiederholung in unseren Tagen nicht mehr als solches bezeichnen könnten. Und es ist ein grober Frevel am besten Besitze der Menschheit, wenn in der Vergangenheit liegendes Heldentum ihr verelendet werden soll, weil seine Umgrenzung der unsrigen fremd war. Denn je schärfer man zusieht, um so mehr erkennt man, wie selten auch bei großen Taten und bewundernswerten Unternehmungen wirkliches Heldentum vorhanden ist. St.

*

Über ästhetische Erziehung

In einer der Zeitungen, die ich lese, werden Wünsche im Namen des Theaterpublikums an die örtliche Schaubühne gerichtet, für den nächsten Spielplan. Indem ich nichts kürze, was von Belang ist, zitiere ich wörtlich: „Die letztjährige Erfahrung hat gezeigt, daß der Schwank und das leichte Lustspiel aus der Schönthan-Kadelburg-Blumenthalschen Fabrik keineswegs bevorzugt wird, sondern daß das Publikum der Vorführung ernster Sachen größeres Interesse entgegenbringt. Natürlich darf das Lustspiel auf dem Spielplan nicht fehlen, aber es können bessere Stücke ausgewählt werden, wie z. B. Gustav Freytags ‚Journalisten‘. Vor allen Dingen dürfen die Klassiker nicht fehlen, die diesmal durch ‚Kabale und Liebe‘ und ‚Minna von Barnhelm‘ vertreten waren; nächstes Jahr könnte man vielleicht ‚Die Räuber‘, ‚Egmont‘ und ‚Emilia Galotti‘ wählen. Von Freytag wäre noch ‚Graf Waldemar‘ zu nennen, von Gutzkow ‚Zopf und Schwert‘ oder ‚Der Königsleutnant‘. Ein bürgerliches Trauerspiel von nie versagender Wirkung ist Hebbels ‚Maria Magdalena‘. Von den Modernen müßte in erster Reihe Gerhart Hauptmann berücksichtigt werden ... Auch ein nordisches Drama lassen wir uns gern gefallen, z. B. Björnsons ‚Fallissement‘ oder Ibsens ‚Volksfeind‘ ... Was uns allen am Herzen liegt, ist, daß das Unternehmen nicht verflacht, sondern auf einer Höhe bleibt, die ihm einen Anspruch auf kulturelle Bedeutung sichert. ...“

Wo wohnen diese Menschen, denen das am Herzen liegt und die ihre Meinung entschlossen auch zum Ausdruck bringen? In der Reichshauptstadt? oder in welcher sonst sehr gebildeten Stadt? Ach nein, sie wohnen fern in Brasilien und sind deutsche Bauern und Handwerker, und die Zeitung, worin das steht, heißt „Der Urwaldbote“. Ed. H.

*

Spracharmung

Herr Bassermann „schaffte“ eine bewunderte Figur, lese ich in einer Theaternotiz der Münchner Neuesten vom 30. August. Notabene, um nicht in den Verdacht eines guten Witzes zu kommen, nicht der nationalliberale Bassermann, sondern der Schauspieler. — Löblich, wenn man von dem nachgepappelten „kreieren“ wenigstens durch Übersetzung loszukommen sucht. Aber es ist gemeint: er schuf. Dagegen, Herr Bassermann schaffte die Figur, das besagt, er brachte sie nur leidlich fertig. Immerhin, es liegt diesem „schaffte“ noch etwas anderes als die bloße Verwechslung zugrunde, nämlich die zunehmende Entwöhnung von den Ablautformen. Findet doch längst eine wahre Verfolgung gegen alles statt, was in unserer Sprache noch markig und vielgestaltig ist; die Sprache, der man zustrebt, soll matt und dürftig sein wie die Seele dieser Zeit. Vor dem verbalen Ablaut herrscht eine eingeschüchterte Furcht. „Ich frug“ hat man uns auf Grund einer Regel weggeschulmeistert, entgegen dem Sprachgeist, der sich dieser kraftvolleren Form auf dem Wege der bekannten Analogiebildung zuzuwenden trachtete. Aber auch das unanfechtbare „ich buk“, „es troff“ wagen

nur wenige noch zu sagen, „ich wendete den Kopf“ anstatt „ich wandte“ liest man schon überall, und „gesonnen“ schwindet zugunsten von „gesinnt“.

Mit den Leuten ohne echtere Empfindung für die deutsche Sprache wirken oft eigenartig die „berufenen“ Grammatiker zusammen. Tatsächlich steckt in den letzteren am meisten der spätrömische, lateinische Grammatiker, nicht der deutsche. Sogar vor dem Hiatus warnen sie, als ob jemals dieser das Sprachgefühl der Deutschen angefochten habe. Die wundervolle Beweglichkeit, Freiheit und Fülle der volkstümlichen Sprache vergeuden sie, indem sie von einer Auswahl der Bildungen und Formen erklären, daß diese die richtigen seien. Daß im Deutschen eine wechselreichere Formenbildung erfordert und uralt regiert wird durch Rhythmik, durch die Akzentwirkung des ganzen Satzes oder Satzteils, ist zu ihnen anscheinend nie gedrungen. Mit richtigem Sprachtakt nennt sich die erwähnte Zeitung: Münchner Neueste Nachrichten; nur sprachwidrige Falschpedanterie könnte aus dem Namen „München“ ableiten, daß „korrekt“ zu sagen sei: Münchener. Wir sagen „im Jahre des Heils“, weil das eine uns wohltuende, schöne und volle Satzbetonung ist; wir sagen nicht „im Jahr des Heils“, weil das zu mager und hart ist, und auch nicht „im Jahr des Heiles“, weil uns das gleichfalls sehr schlecht klingen würde. Ich würde sagen: „zu deinem Heil“, nicht Heile, aber „um deines Heiles willen“, nicht Heils willen; aus rhythmischem Gefühl. Die Durchzählung etlicher guter Klassiker dagegen, ob sie statistisch häufiger die Form Heiles oder Heils gebraucht haben, ist der ganz verfehlte Weg, die gesuchte „Regel“ aufzufinden.

Vor über tausend Jahren fand Otfried von Weißenburg seine Muttersprache zuchtlos, weil sie sich in das lateinische Alphabet nur mühsam füge. Seitdem ist allerdings furchtbar mit ihrer phonetischen Lautfülle, ihrer feinhörigen Formenbeweglichkeit aufgeräumt und das Mark aus ihrer alten Vokalkraft gesogen worden. Luther zwar, der „sah den Leuten aufs Maul“ und frug die lateinischen Grammatiker nicht; aber auf die Dauer hat er doch umsonst den Weg gewiesen. Knapp vier Jahrhunderte haben hingereicht für die Wassersuppigkeit, die man, mit Luther verglichen, heute schreibt, und das meiste daran hat erst die gelehrte Zeit nach Goethe und Schiller „geschafft“. Als ob es sich um eine schlechte Sorte Stenographie oder ein greuliches Esperanto handle, so steuert diese Art von Alexandrinerei auf das pädagogische Ideal der möglichst wenigen Regeln und Ausnahmen zu; alle Sprachvereine aber und die berühmte deutsche Bildung lassen sie mit bekannter Autoritätsgläubigkeit gewähren. Vollends das liebe Publikum, das immer wissen will, wonach es sich zu richten hat, ist der gewaltsamsten Regel froh. Und nur zu gerne ahmt es auch die gefühllosen Sprachmißhandlungen nach, durch die man das Zeitungsdeutsch schon zum Idiom für sich erniedrigt hat, mit seiner Beeiferung für jegliches, das ihm als das modisch Allerneueste erscheint.

Ed. H.

*

Fremdlandsucht

Mit berechtigter Schärfe wird von Friedrich Düsel die „Fremdlandsucht der Berliner Bühnen“ beklagt, „ihre Liebedienerei vor den ausländischen Dramatikern von heut' und gestern“ („Kunstwart“, XXIV, 1). „Das geht nun schon jahre-, jahrzehntelang so. Man müßte mittlerweile abgestumpft dagegen sein, wenn nicht eine Spielzeit die andere immer wieder übertrumpfte. Bisher waren wenigstens die Programme so schamhaft, in dem ausländischen Flaggenwald auch ein paar einheimische wehen zu lassen — heuer hält man auch das kaum mehr für nötig. Auf siebzehn Dänen, Schweden, Norweger, Belgier, Franzosen, Russen, Engländer oder Amerikaner kommt ein Deutscher, und wer weiß, auch von diesen mageren Fettaugen mögen einige noch zerfließen, ehe die Bettelsuppe aufgetragen wird. Warum das? Man komme uns nicht mit Phrasen von ‚literarischem Weitblick‘ und ‚dramaturgischer Universalität‘! Meistens steckt hinter dieser zügellosen Ausländerjagd nichts anderes als die Spekulation auf den Reiz des Fremden, der wächst mit dem Quadrate der Entfernun-

gen. Je unverständlicher, desto willkommener; je exotischer, desto teurer unsrem Herzen! Manchmal macht es schier den Eindruck, als wollten sich unsre Theater in ethnologische Kuriositätenkammern verwandeln ..."

Wir brauchen kaum hervorzuheben, daß wir diesem Tadel beistimmen. Deutschland schaut jenem Theatertreiben abgestumpft und gleichgültig zu; und mit wahrer Kultur und Bildung hat ja dies Wesen auch gar nichts zu tun. Und doch trifft vielleicht das Prinzip der Berliner Tageskritik mit ein Vorwurf, daß diese Nichtigkeiten so weithin bekanntgegeben werden. Über jeden durchgefallenen Berliner Schmarren wird den Zeitungslesern des Reiches regelmäßig und oft ausführlich berichtet. Und so wird ein Berliner Lokalereignis in ein Reichsereignis verwandelt, von dem wir alle bis in die fernsten Winkel hinein Notiz nehmen müssen. Steckt hier nicht irgendwo eine Unnatur oder eine Vergewaltigung? Oder mindestens die naive Voraussetzung, daß man sich bis in die fernsten Ecken hinein für die Theater-Nichtigkeiten Berlins interessiert?

Das Prinzip dieser Berichterstattung bedürfte doch wohl der Revision. Unsere Berliner Kritiker sollten, statt den Berliner Mechanismus amtsmäßig zu beobachten, mehr das Reich beobachten und auch einmal Reisen nicht scheuen, wenn etwa Gregori in Mannheim, Martersteig in Köln, Hagemann in Hamburg usw. wichtigere Werke herausbringen. Sie sollten sich verpflichtet fühlen, im Sommer einmal die Freilichtbühnen anzusehen und diesen Versuchen nach Kräften Freunde zu gewinnen.

Aber die Berichterstattung der großen Blätter über diese Bestrebungen außerhalb Berlins wird leider großenteils dem Zufall oder ungeübteren Kräften überlassen. L.

*

Heroismus in der Literatur

Niemand vertritt heute wahrhaft wirksam, als repräsentative Persönlichkeit, den Heroismus in der Literatur. Unsere Literaten kleben wie die Fliegen am großstädtischen Caféhause, fern von der einfach-großen Natur und von der Geschichte großer Menschen und Ereignisse, die uns über das Wichtige belehren und für das Unwichtige den Blick üben. In den achtziger Jahren, als die sogenannte „Revolution der Literatur" einsetzte, konnte man etwa von Karl Bleibtreu erwarten, daß er auf einen bedeutenden, geschichtlich vertieften Heroismus gestimmt wäre, damit inmitten des weichlichen Ästhetentums die männliche Stimmung eines Fichte, Schiller, Friedrichs des Großen und der Freiheitskrieger nicht aussterbe. Bleibtreu, der Sohn des Schlachtenmalers, hat durch seine militärischen Hefte über 1870 Publikums-Wirkung erzielt; nicht aber leider in der Literatur, in die sein schimpfkräftiges Temperament zu wenig künstlerisches Empfinden und geistige Sorgfalt mitbrachte.

Und doch: uns tut einer not, der sein Leben zu einer Burg ausbaue, in deren Mitte ein Gralstempel steht, ein Mann, der weder Richtungen noch Parteien braucht, der es auf ein langjähriges Totschweigen ankommen lassen kann, wenn ihm nur eine stille Gemeinde die Empfindung aufrecht erhält, daß er nicht ins Leere spreche, sondern zu warmen Herzen. Er mag siebzig Jahre alt werden und sich dann von der sogenannten Öffentlichkeit entdecken lassen. Das schadet nichts, das fördert; um so ungestörter vom Geschwätz kann er bauen. Er baue seine Burg für die sieben mageren Notjahre, die nach den jetzigen fetten des Materialismus kommen werden. Denn dem esoterischen und heroischen, dem seelenvollen und großherzigen Deutschland wird die Zukunft gehören, nicht dem mechanistischen und materialistischen Deutschland von heute. L.

*

Merkwürdige Nervosität

Der Münchener Paul Ehlers hatte in einer in der „Allgem. Musikzeitung" veröffentlichten Besprechung über Gustav Mahlers Achte Sinfonie Mahlers Semitismus betont, unter ausdrücklicher Verwahrung, daß ihm jeder politische äußere Antisemitismus fernliege. In einer Erwiderung gegen diese Kritik wurde diese Bemerkung ironisiert. Ehlers antwortete darauf: „Mein

Gegner hat es nicht begriffen, daß ich die Rassenfrage nicht, um Mahler ins Unrecht zu setzen, heranzog, sondern um eine Grundlage zur Verständigung und eine Erklärung für mein absolutes Stillschweigen auf die Musik der Achten zu finden; ich schob also die Schuld an diesem Zustande nicht bloß der Musik, sondern zum guten Teile mir selbst zu.“ Und dann später noch einmal: „Das ist ja gerade der große Irrtum, der hinter den Ausführungen meines Gegners lauert, daß er in der Betonung von Mahlers Semitismus etwas Feindseliges wittert. Damit, daß wir eine französische Komposition als in ihrer Wesensart gallisch bezeichnen, rufen wir doch kein Anathema über sie. Soll, was dem Romanismus billig ist, nicht dem Semitismus recht sein?“

Es ist in der Tat eine merkwürdige Erfahrung, die man alle Tage machen kann, wie nervös alle Juden, die persönlich sich in ihrer Familie vielleicht aufs höchste bemühen, ihre Rasse rein zu erhalten, darauf antworten, wenn man irgend eine Betätigung oder Empfindung mit ihrer Rasse in Verbindung bringt. Man darf alle möglichen Erscheinungen aus Volkszugehörigkeit, Landsmannschaft, aus Heimat und Rasse miterklären, nur darf man ja niemals bei einem Semiten irgend eine Eigentümlichkeit darauf zurückführen, daß er Semit ist. Die so nervösen Herrschaften scheinen gar nicht zu merken, daß sie es sind, die auf diese Weise die Meinung stärken, es müßte das Semitentum in jedem Falle etwas Minderwertiges sein. Allerdings haben sie durch ihr Verhalten ein zwiefaches erreicht: erstens daß zahllose Beurteiler um des lieben Friedens willen, um nur nicht gleich in rohester Weise beschimpft zu werden, schon gar nicht mehr wagen, beim Juden die Rasse zu seiner Beurteilung heranzuziehen, während sie es jedem anderen gegenüber tun; zweitens daß jede Erwähnung der semitischen Herkunft von vornherein als der Ausdruck eines persönlichen Hasses aufgenommen wird und nicht als eine ganz ruhige sachliche Feststellung. Erreicht wurde ferner auf diese Weise das geradezu erniedrigende Versteckspiel, das zahlreiche Semiten mit ihrer Rasse treiben, und bei öffentlichen Streiten die grotesk-komische Art, mit der die Zugehörigkeit zu dieser Rasse bestritten wird, wo sie bei näherem Zusehen sich rasch urkundlich feststellen läßt. Es muß so etwas einmal in aller Ruhe gesagt werden, wobei wir sehr gern zugeben wollen, daß, ganz abgesehen von allem persönlichen Rassenhaß, mit der Heranziehung semitischer Abstammung zur Erklärung künstlerischer und menschlicher Erscheinungen viel Unfug getrieben wird. Aber nicht mehr, als mit allen anderen ähnlichen Systematisierungen eines an sich noch so guten Gedankens.

St.



Zur gefl. Beachtung!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher **in ihrem eigenen Interesse** freundlich und dringend ersucht, **sämtliche** Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder **„an den Herausgeber“** oder **„an die Redaktion des Türmers“** (beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstr. 6**) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck. **Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Bad Oeynhausen i. Westf.** — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIII. Jahrg. November 1910 Heft 2

Vier Lieder
von
Richard Wetz

1
SÄERSPRUCH
(C.F. Meyer)

Manuscript

Breit und kräftig

GESANG

PIANO

f gewichtig

Be - meßt den Schritt, be - meßt den Schwung, die Er - de bleibt noch lan - ge jung. —— Dort fällt ein Korn, —— das stirbt und ruht, die


Ruh' ist süß, es hat es gut.
Hier eins, das aus der Schol - le bricht, es hat es
pp zurückhalten
gut, süß ist das Licht. Und kei - nes
fällt aus die - ser Welt, und je - des fällt wie's
cresc.
Gott ge - fällt!
p
pp
cresc.
mf
f
ff



Digitized by Google


4
Ruhiger, sehr ausdrucksvoll
wun - der-ba - rer Nacht - gesang, von fern im Land der
p weich
ausdrucksvoll
Strö - me Gang, leis' Schau - ern in dunk - len Bäu - men.
pp
riten.
rit.
mf Erstes Zeitmaß
riten.
p
Sehr langsam
Wirrst die Gedanken mir, mein ir - res Singen ist — wie ein Rufen nur aus
riten.
p
Träu - men.
l.H.
pp
p zart
pp
pp

3

DER EREMIT

(E.L. Schellenberg)

Manuscript




innig, ein wenig belebend
p
tief - ter blik-ken und al - le Din - ge
lei - se Re-de tauschen und was in Sommernächten sprä - che
cresc.
mf
f
Etwas breiter
nicht: Dann weiß ich ganz, daß Le-ben An-dacht
dim.
p
ist und hin-ge-geb-nes Lauschen und Ver - lust des eig-nen
pp
pp
ppp
We - sens und Ver - sun - ken - heit.
Digitized by Google

4

MEIN BEICHTIGER

(Wolfgang v. Goethe)

Manuscript





gui - ta doch, Mar - gui - ta doch, Mar - gui - ta sagt, mein
Schätzchen, komm a - bends, komm zum
p schmeichelnd
p wiegend
rit.
Es - sen komm, komm!
grob
p
rit.
f Schnell
Der Teufel ho-le den Beichti-ger.
sfz
f



Winterlandschaft
(Wien, Kaiserl. Gemäldegalerie)

D. Teniers d. J.

(Photographieverlag von J. Löwy in Wien)



XIII. Jahrg. Dezember 1910 Heft 3

Vater Unser · Von Karl Engelhard

> „Wundertätig ist die Liebe,
> Die sich im Gebet enthüllt."
> Goethe

Reicher Wunderborn der Welt,
Odem, der das All durchflutet,
Feuer, das im Herzen glutet,
[illegible], der alles wirkt und hält:
[illegible] wir unter deiner Kraft
Zitternd unsre Kleinheit spüren,
Wissen wir, so willst du küren
Uns zu deiner K i n d e r s c h a f t.
[illegible] ist nicht mehr hier und dort;
Denn die Gottheit, sonst so ferne,
Hält Advent auf unserm Sterne,
Und wir stammeln nur das Wort:
V a t e r U n s e r, d e r d u b i s t i n
d e m H i m m e l!

Laß uns deine Herrlichkeit
Recht im Innersten erleben;
Unter seelischem Erbeben
Mach uns unsre Herzen weit!
Reinige uns durch Schmerz und Lust,
Strahl dich aus in unsern Sinnen:
So erglühn wir — und gewinnen
D i e auch, die dich n i e gewußt —
G e h e i l i g e t w e r d e d e i n N a m e!

Lichtland Gottes, steig empor!
Wahrheit unsres Wesens, werde!
Mache neu die ganze Erde,
Die sich schon in Nacht verlor.
Nicht in w e n i g e n, unbewußt,
Ewiger, werd b e w u ß t in a l l e n!
Laß zur Wohnung dir gefallen
J e d e s Herz und j e d e Brust!
Z u u n s k o m m e d e i n R e i c h!

Winterlandschaft
(Wien, Kaiserl. Gemäldegalerie)

D. Teniers d. J.

(Photographieverlag von J. Löwy in Wien)



XIII. Jahrg. Dezember 1910 Heft 3

Vater Unser · Von Karl Engelhard

> „Wundertätig ist die Liebe,
> Die sich im Gebet enthüllt."
> Goethe

Reicher Wunderborn der Welt,
Odem, der das All durchflutet,
Feuer, das im Herzen glutet,
Geist, der alles wirkt und hält:
Wenn wir unter deiner Kraft
Zitternd unsre Kleinheit spüren,
Wissen wir, so willst du küren
Uns zu deiner Kinderschaft.
Nun ist nicht mehr hier und dort;
Denn die Gottheit, sonst so ferne,
Hält Advent auf unserm Sterne,
Und wir stammeln nur das Wort:
Vater Unser, der du bist in
dem Himmel!

Laß uns deine Herrlichkeit
Recht im Innersten erleben;
Unter seelischem Erbeben
Mach uns unsre Herzen weit!
Reinige uns durch Schmerz und Lust,
Strahl dich aus in unsern Sinnen:
So erglühn wir — und gewinnen
Die auch, die dich nie gewußt —
Geheiliget werde dein Name!

Lichtland Gottes, steig empor!
Wahrheit unsres Wesens, werde!
Mache neu die ganze Erde,
Die sich schon in Nacht verlor.
Nicht in wenigen, unbewußt,
Ewiger, werd bewußt in allen!
Laß zur Wohnung dir gefallen
Jedes Herz und jede Brust!
Zu uns komme dein Reich!

Was in deinem Ratschluß ruht,
Laß es kräftig in uns walten!
Du nur, Schöpfer, kannst gestalten,
Und dein Werk ist immer gut.
Laß uns deinem heil'gen Wort,
Dem gewärt'gen, ernsthaft lauschen:
Überall ja klingen, rauschen
Deine Stimmen fort und fort —
Dein Wille geschehe, wie im Himmel,
Also auch auf Erden!

Was uns not als Lebenssold,
Herr, du gibst es — wir vertrauen!
Segne unsre Heimatauen
Mit der Ähren Sonnengold!
Kehr in unsre Hütte ein,
Wenn wir dich zu Gaste bitten!
Denn wo du, o Herr, inmitten,
Wird der Born zum Hochzeitswein —
Unser tägliches Brot gib uns heute!

Ach, verdienen wir's? Wir sind
Deinem Ruf oft ferngeblieben.
Doch in jeder Brust geschrieben
Steht dein Wort: Du bist mein Kind!
Sieh, und kränkten wir dich schon,
Habe doch mit uns Erbarmen;
Halt in deinen Vaterarmen
Wieder den verlornen Sohn!
Was wir Böses auch getan
Freventlich an andrer Leben,
Lieber Vater, wollst vergeben,
Weltall-Richter, sieh's nicht an!
Wollen auch mit ihnen gern
Liebevolle Nachsicht üben!
Mögen sie uns auch betrüben,
Wächst doch unsres Wesens Kern —
Und vergib uns unsre Schuld, wie auch wir
Vergeben unsern Schuldigern!

Mach uns, Herr, das Auge klar
Und befreie uns vom Scheine!
Alles, alles ist zwar deine,
Doch nicht immer blieb es wahr.
Ach, woraus wir dich erkannt,
Dieses will uns oft verderben:
Reich uns dann mit süßem Werben
Deine liebe Vaterhand —
Und führe uns nicht in Versuchung!

Denn, wie sehr er prüft und wacht:
Selbst der Freiste wird zum Knechte!
Drum, wie sehr es uns umflechte
Heimlich mit geheimer Macht:
Erlöse uns von dem Übel!

Mach uns, Herr, zum Opferherd,
Drauf des Wesens Flammen brennen:
Niemand kann dich Vater nennen,
Der sich nicht in dir verzehrt.
Niemand sehnt sich zu dir hin,
Der nicht spürt in deinem Walten,
Daß dein Geist uns will gestalten
Ganz nach deinem Liebessinn ...

Wieder, ach, ist Weihnachtszeit
Rings um unsern Stern erglommen —
Laß uns in den Himmel kommen
Schon in unserm Erdenkleid.
Denn dein ist das Reich
Und die Kraft
Und die Herrlichkeit
In Ewigkeit.
Amen.





Die Flamme des Lebens

Von Friedrich Lienhard

Das Licht ist das Erfreulichste der Dinge; es ist das Symbol alles Guten und Heilbringenden geworden. Schopenhauer

Die Hirten auf dem Felde umleuchtete in jener heiligen Nacht „die Klarheit des Herrn“. Ein Stern führte die Weisen aus dem Morgenlande. Auf dem Tabor wurde Christus verklärt: „Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie ein Licht“. Am Pfingstfest ließ sich der Geist in Gestalt feuriger Zungen auf die Jünger nieder. Den Saulus bei Damaskus „umleuchtete plötzlich ein Licht vom Himmel“, so daß er drei Tage lang nicht sehend war.

Leben ist Flamme. Auch seelisch und geistig ist das Leben mit einem elektromagnetischen Vorgang vergleichbar. Leben ist Berührung, Reibung, Bewegung; es blitzt auf, leuchtet und zieht sich wieder zurück; es ist ein Anziehen und Abstoßen, eine Wechselwirkung zwischen zwei Polen, ein Strahlenwerk von Beziehungen.

Aus der Wechselwirkung zweier Pole bildet sich die geheimnisvolle Kraft, die wir als Elektrizität und Magnetismus beobachten und benutzen, aber nicht erklären. Aus der Wechselwirkung zweier Pole versichtbart sich die Flamme des Lebens überhaupt.

So entsteht aus dem Zusammenwirken von Mann und Weib die Lebensflamme, die des Kindes Körper baut. Ob diese Lebensflamme von Mann und Weib erzeugt wird, ist fraglich; wir sehen nur, daß sie durch diese beiden Faktoren versichtbart wird. Und so blitzt aus dem Zusammenwirken von Sonne und Erde alles irdische Leben auf. Weder eine teleskopische Untersuchung der Sonne allein, noch eine mikroskopische Untersuchung der Erde allein vermag das Geheimnis aufzuhellen. Das Lebensgeheimnis ist weder dort noch hier und ist sowohl dort als auch hier; es ist eine aus beiden Polen aufglühende schwebende Kraft, es ist eine Lichterscheinung.

Scharf unterscheidet sich diese Anschauung von der Theorie des Materialismus, der nur den einen Pol untersucht, die Materie, und in Protoplasma und Eizelle das Geheimnis des Lebens zu finden hofft. Aber hinter seinem gebückten Rücken

lacht der andre Feuerpol, die Sonne, die zur Entstehung der Lebensflamme nicht minder Wichtiges beiträgt als die Mutter Erde.

Und zwar nicht nur die äußere Sonne, sondern ebenso die Sonne des Geistes, die den Gegenpol bildet zur Materie. Des Menschen Sein und Form ist das Doppelkind von Geist und Materie. So ist auch der Mensch eine Lichterscheinung feiner Art; und unser Lebensdienst hienieden ist ein Lichtdienst.

Novalis nennt in diesem Sinne das Leben einen „Priesterdienst“: „wir sind mit nichts als mit der Erhaltung einer heiligen und geheimnisvollen Flamme beschäftigt“. Derselbe tiefsinnige Dichter spricht von „Seelenmagnetismus“, nennt den Witz eine „geistige Elektrizität“, das Denken eine „Galvanisation“. Und Nietzsche schließt ein kurzes Gedicht mit dem Wort: „Flamme bin ich sicherlich!“ In dieser Richtung etwa läge die Überwindung des schweren Materialismus, der uns an die Erde bannt; man überwindet ihn vielleicht mit Hilfe des elastischen Lichtes. Möglicherweise hilft uns bei diesem Befreiungswerk die Astronomie und Astrophysik, die uns über die Dynamik der Welten und die Natur des Lichtes vielleicht edlere Begriffe beibringen wird, etwa in der Richtung der Röntgen- und Radiumstrahlen. Vom Wirken des leichten Lichtes hinüber zum Wesen des Geistes ist der Sprung dann nicht mehr so weit.

Denn ein Sprung bleibt es auch dann noch; wir dürfen nicht im Sensualismus stecken bleiben. Auch das Licht und seine flüchtigsten Verwandten sind noch nicht Geist, sondern allenfalls des Geistes Träger und feinmaterielle Mittler. Der Geist muß in seiner Besonderheit unangetastet bleiben. Geist wird nicht aus irgend einer Materie „entwickelt“, wird nicht „erklärt“; der Geist ist eine Kraft für sich und führt — wie Novalis stolz bemerkt — „einen ewigen Selbstbeweis“. Er ist gegeben, wie die Materie gegeben ist. Wir wissen weder, was die Materie an und für sich ist, noch wissen wir, was der Geist an und für sich ist; wir Menschen, selber eingefangen in beide, wissen nur, wie sie miteinander und ineinander wirken. Und diese lebenwirkende Berührung zweier Pole empfinden wir als eine Flamme und vergleichen das Geheimnis des Lebens mit Licht und Wärme.

Unzählig sind die Beispiele, wie durch Berührungen in wirksamer Stunde zwischen zwei Polen Leben spürbar wurde. Am augenscheinlichsten ist es in der Liebe. Dante „erbebte heftig“, als er zum ersten Male Beatrice sah; Petrarka vergaß niemals den Platz in der Kirche der hl. Klara zu Avignon, wo er seine erste Begegnung mit Laura erlebte. Winckelmann stand betäubt vor den römischen Götterbildern; Anselm Feuerbach erlebte in der Tribuna zu Florenz „eine Empfindung, die man in der Bibel mit dem Wort Offenbarung zu bezeichnen pflegt“. Überhaupt sind wohl alle Offenbarungen, Erfindungen und Genietaten, ebenso wie der seelische Vorgang der Bekehrung, vergleichbar einem Aufblitzen; Geist hat die Sinnenwelt berührt — und in der Atmosphäre der Erde blitzt ein neuer Gedanke, ein genialer Entschluß.

So werden auch die Heiligen mit einem Lichtrand um das Haupt dargestellt, dem sogenannten „Heiligenschein“. In ihnen ist ein Geistlicht aufgeflammt, das alles Unreine verzehrt und alles Verworrene erhellt. Wenn der seltsame Swedenborg mit seinen himmlischen Besuchern sprach, so glühte sein Auge derart, daß

seine Wirtin heftig erschrak, als sie einmal unvermutet in das Zimmer trat. Es ist möglich, daß in solchen Menschen gesteigerter Magnetismus ist; es ist möglich, daß die Krankenheilungen, die durch Berührung und Handauflegung erreicht wurden, zusammenhängen mit dieser gesteigerten seelischen und magnetischen Kraft in einem solchen Menschen, der einem besonders wirksamen Flammenbehälter vergleichbar ist. Es hat dies nichts mit „christlichem Wunderglauben“ zu tun; denn Kuren und Magie solcher Art kamen zu allen Zeiten vor. Hier wäre das Gebiet des Magnetismus zu berühren, einschließlich Mesmers Heilungen und Reichenbachs Odlehre. Wir sind, nach Goethes Wort, „von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unsrem Geiste in Verbindung steht“. Und so spricht auch Schopenhauer in einer Betrachtung über zweites Gesicht und Wahrträume von einem „Zusammenhang der Wesen, der auf einer ganz andren Ordnung der Dinge beruht“ als jene Zustände der Natur, die den Gesetzen des Raumes und der Zeit unterworfen sind.

Aber auf diese magische Seite der Erscheinungswelt soll hier gar nicht eingegangen werden. Hier wird sich dem sachlichen Experiment noch manches Wunderbare aufhellen. Das schönste Wunder aber bleibt das Erlebnis der Liebe; und keine angenehmere Magie ist denkbar als das Strahlenwerk der Güte, das Herzen mit Herzen verbindet.

Wenige wissen das Geheimnis der Liebe, singt Novalis in seiner Abendmahlshymne.

„Aber wer jemals
Von heißen geliebten Lippen
Atem des Lebens sog,
Wem heilige Glut
In zitternden Wellen das Herz schmolz“ —

— dem ist der Sinn des Lebens aufgegangen, der ißt das Brot des Lebens und trinkt das ewige Blut. Auch in den „Fragmenten“ kommt der tiefsinnige Dichter auf einen ähnlichen Gedanken: daß alles geistige Genießen und seelische Zueignen ein Essen und Trinken sei. „In der Freundschaft ißt man in der Tat von seinem Freunde oder lebt von ihm.“ Das Essen aber und seine Verarbeitung ist bekanntlich ein Verbrennungsprozeß; und so ist auch in diesem Sinne das Leben ein Feuervorgang.

„Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.“...

Wie oft ist das Wunder der Liebe und der Freundschaft in Wort und Lied verherrlicht worden! Jenes Kapitel im Korintherbrief singt ein Hohelied der Liebe; und von Minne sangen und singen unzählige weltliche Sänger. Sie alle empfinden, daß es nur eine Lösung des Lebensrätsels gibt: das Aufleuchten von Liebe und Güte. „In der Liebe allein geschieht es“, sagt Bogumil Goltz, „daß das Erdengeschöpf die Endlichkeit und Beschränkung seiner irdischen Natur von sich wirft, daß es die Materie vergeistigt, den Staub belebt, alle Widersprüche

versöhnt, den Tod bezwingt und den Himmel auf die Erde herabholt. Ohne Liebe ist alles ein Widerspruch, ein Chaos, ein Unding. Nur Liebe löst das Lebensrätsel auf jedem Punkt."

Denn Liebe erschuf und erhält die Welt, Liebe beseelt und beseligt, erklärt und verklärt, löst und erlöst. Der Liebende gibt Flamme ab und erhält sie zurück; der Gütige strahlt Wohltaten aus und empfängt den Gegenstrahl des Dankes. Dies allein verbindet die Seelen; und zwar in Freiheit, aus innerem Drang. Wie oft geschieht es, daß ein Mensch, dessen Lebensflämmchen nur noch müde glomm, durch die Berührung mit einem stärker leuchtenden Menschen, mit einem lebenswarmen Buche oder was es sei, aufs neue entzündet wurde zu echtem Leben! Wie oft wird Dornröschen — die schlummernde Seele — wachgeküßt vom liebenden Prinzen! Es ist ein Lichtvorgang. Und vom Sonnenkultus der Indogermanen bis zum ewigen Licht, das über den Altären katholischer Kirchen hängt, oder zum „brennenden Herzen Jesu", wie man es oft auf kirchlichen Bildern sieht, gibt es kein reineres Symbol für den schönen Berührungs- und Entzündungsvorgang wahren Lebens und wahrer Liebe.

So soll es schon im alten Hellas ein bedeutender Eindruck gewesen sein, wenn die Griechen, die der Einweihung in die eleusinischen Mysterien für würdig erachtet wurden, nach mannigfachen unterirdischen, symbolisch zu fassenden Wanderungen „das große Licht von Eleusis" aufblitzen sahen, das nach dem Chaos neue Helligkeit brachte. Jeder kann das aus seinen eigenen inneren Wanderungen bestätigen; Licht und Liebe nach Zuständen der Dumpfheit und des Hasses durchströmen den Organismus mit frühlingshaftem Entzücken. So wird in jedem Herzen der Erlöser immer wieder geboren: als Aufblitzen der Liebe, der Freundschaft, der Güte — und was sonst die Eigenschaften und Kundgebungen höheren Seelenlebens sind. Weihnacht in diesem Sinne ist nicht an Zeit und Ort gebunden, sondern ein Gemütsvorgang.

Und nur durch einen Gemütsvorgang kann das „Christusproblem", das jetzt wieder in scharfsinnigen Theorien von außen angefaßt wird, ins klare Licht gesetzt werden. Eine so mächtige, persönliche, die Seelen aufstörende Bewegung ging von keiner Theorie aus, sondern von einer ganz besonders stark leuchtenden Persönlichkeit. Das weiß jeder instinktiv, der selber einmal entzündet worden ist von einem Mitmenschen. Dieser Offenbarer der wahren Lebensflamme trat mitten unter die erstarrten Begriffe der damaligen nationalen Gattungen und religiösen Theorien, ließ den juristischen Gesetzesgott des Alten Testamentes weit hinter sich — und schaute, erlebte, verkündete die Gottheit mit genialer Schlichtheit als „Vater" und sich als dessen „Sohn". So erlöste er von den Verkniffenheiten zu lichtvoller und warmer Herzenseinfachheit.

Dies kann nur verstanden werden, indem man den entsprechenden Herzensvorgang nacherlebt. Dann wird alles wunderbar einfach, weil es beseelt und verinnigt wird. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen" — „werdet wie die Kinder" — „sehet die Lilien auf dem Felde an" — „Kindlein, liebet euch untereinander" — „mein Vater hat mich lieb, und so habe ich auch euch lieb" — „siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende". Wunderbar groß, schlicht und

innig ist das alles! Aus dem Zustande des Suchens sind wir eingetreten in den Zustand des Seins: wir sind im „Reich Gottes", an dessen Toren man den Panzer des Hasses und der Spannungen ablegt, denn hier sind Geschwister beisammen. Und keine Vorschriften, Bedingungen, Paragraphen, Drohungen und all der Apparat machen hier das Leben schwer und eng; sondern es durchdringt jeden einzelnen Licht und Wärme, Weisheit und Liebe, die ihm zu taktvoller Lösung der Einzelfragen von selber Anleitung geben. Eine „Brüdergemeine" nannte Zinzendorf seine Stiftung: eine Brüdergemeinde sollte die ganze Menschheit werden.

Nichts Schwächliches oder Weichliches kann ich in einem Bekenntnis zur Persönlichkeit Christi finden. Vielmehr empfinde ich im Wesen dieses Lichtbringers eine große Ruhe und Sicherheit. „Ich und der Vater sind eins" — wie zwei Liebende eins sind.

So betrachten wir das Weihnachtsfest als eine Berührung zwischen Himmel und Erde; ein Fest der Liebe blitzte bei dieser Berührung auf. Wir hängen Flämmchen des Lebens an den immergrünen Tannenbaum; und jeder bemüht sich, den Menschen seines Umkreises Liebe zu erweisen. Die Not von unten und der helfende Drang von oben bildeten eine Lichtbrücke; und auf dieser Brücke konnte der jugendliche Lichtgott Baldur aus Sonnenheim herüberschreiten. Er kommt zu dem dumpfen Schatzgräber, der nach dem Sinn und Wert des Lebens in der Erde gräbt; er kommt wie jener schöne „Knabe" in Goethes Gedicht, der eines „Trankes Himmelsglanz" bringt, den „Mut des reinen Lebens":

„Und ich sah ein Licht von weiten
Und es kam gleich einem Sterne."

Denn Liebe für sich allein ist so wenig denkbar, wie das Auge für sich allein denkbar ist; beide müssen außer ihnen liegende Gegenstände haben, an denen sie sich betätigen. So kommt in Christus die „geistige Sonne", von der Swedenborg so oft spricht, auf die Erde und betätigt sich an der Menschheit. Er hat die magische Verbindung zwischen Geistsonne und Erdenseele hergestellt. So nennt ihn Klopstock den „Mittler", den Vermittler; er ist der „Erlöser", der uns von dem Anstarren der bloßen Materie erlöst und unsren Blick wieder auf den Vater in den Himmeln emporlenkt.

Wem diese stark machende Erkenntnis und diese herzlich machende Liebe aufgegangen ist, in dem ist Christus geboren.

Und damit ist eine Festzeit in ihm angebrochen. Immer wieder, nach Epochen seelischer Bewölkung oder harten Ringens, kommen wir im Kreislauf des Lebens in Lichtnähe; und Zeiten des Idealismus leuchten dann als festliche Tage über der Menschheit auf. So vergleicht sich Christus mit einem „Bräutigam"; und oft ist von Hochzeit die Rede. „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen" — es klingt wie der Fanfarenruf eines anbrechenden Festes. Das Fest besteht darin, daß die Lebensempfindung nicht länger gebrochen ist durch Reflexion, Theorie und Moralismus, sondern übergeht in das Unmittelbare des genialen Erlebnisses. Aus einer schwelenden Glut der Spannungen, der Sinnlichkeiten, der

zaudernden Zweifel oder Verhaltenheiten wird das Leben eine voll und schön herausstrahlende Flamme, die jeden Empfänglichen mit Genialität ansteckt.

Das Reich Gottes ist wiederum nahe herbeigekommen. Wir stehen an einer Zeitenwende. Wer an das Licht glaubt, der wandre mit hinüber in den neuen, den reineren, den unmittelbaren Zustand des Lebens!



Der verlorene Sohn · Zweiter Teil · Von H. Kleinschmidt

Der heimgekehrte Sohn blieb jetzt wie sein Bruder bei seinem Vater; aber mit einem anderen Herzen als jener. Er konnte nicht so ruhig, so gleichmäßig seine Pflicht tun. Wenn er am Morgen erwachte und sah seine abgelegten Kleider, die er absichtlich mit in seine Kammer genommen, in der Ecke hängen, so stieg eine Blutwelle heiß in seinem Antlitz auf. Dann griff er hastig nach dem prächtigen Gewande, das ihm sein Vater gegeben, kleidete sich schnell an und stürzte ins Freie. Er wollte schaffen, kämpfen, Großes leisten; hier galt es zu planen, dort selbst mit Hand anzulegen; und kein Augenblick sollte ungenutzt verstreichen. Seine Gedanken schweiften weit, seine Pläne waren kühn, zuweilen zu kühn, und wenn der Erfolg bewies, daß das Werk mißlungen war, so saß er am Abend stumm und gedankenvoll in dem Kreise der Seinen.

Dem älteren Bruder mißfiel diese Art zu arbeiten sehr. Er tadelte den Ungestüm, die Unbesonnenheit und die Unreife; er schalt den Bruder einen Grübler und Schwärmer. Als ihm das Treiben zu arg ward, wandte er sich klagend an den Vater:

„Ich kann nicht begreifen, daß du dies Arbeiten deines jüngeren Sohnes duldest. Ich habe das Land stets so bebaut, wie es von alters her sich bewährt hat, und wir haben uns gut dabei gestanden. Nun aber ist mein Bruder gekommen und die Unruhe mit ihm. Er will Moore in fruchtbares Land verwandeln; er pflanzt Bäume von unbekannter Art; er läßt den Boden düngen, wie ich es nie gekannt; er legt an dem kahlen Hang einen Weinberg an; er greift mit seinen Händen mit zu, und doch haben wir so viele Tagelöhner; er sieht in diesen Menschen seine Brüder und redet mit ihnen in traulichem Ton; und du hörst es und weißt es und schlägst doch nicht drein. Laß meinen Bruder wieder von hinnen ziehen, oder unser Landgut muß noch zugrunde gehn."

Der Vater sah einen Augenblick sinnend auf eine kleine Eiche, die vor zwei Jahren neben einem Granitstein emporgeschossen war, und sagte dann langsam: „Soll ich zur Eiche sagen: Bleib stehn? Du, mein Sohn, hast den Buchstaben, dein Bruder den Geist; und der Geist läßt sich nicht dämpfen. Dein Bruder hat mich verstanden; seine Blicke gehen tief und hoch; er kennt mein Herz, er sieht mein Ziel, er will dafür wirken, solange es Tag ist. Wahrlich, ich sage dir, meine Freude ist groß, daß mein heimgekehrter Sohn im Geiste wandelt."





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Erster Teil: Junker Rochus

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel: Die Brautfahrt auf dem Eisack

Es war eine wundersame Fahrt in der lauen Mainacht unter einem strahlenden Sternenhimmel. Bald ging unser Floß langsam, langsam; bald in rasender Schnelligkeit. Oft geriet es in Wirbel, wurde um und um gedreht; oft schien es zu sinken, hob sich wieder — glitt weiter dahin.

Um ein Wunder wollten wir den Himmel, wollten die guten Heiligen um unsere Rettung bitten; und ein Wunder war an uns selbst geschehen. Denn wir dachten nicht mehr daran, daß unser Leben bedroht war; dachten nicht mehr an unseren frühen Tod, und wie schön die Welt für uns hätte sein können. Inmitten aller Gefahr, von den schäumenden Gewässern umtost, umheult von dem Sausen und Brausen hoch in den Lüften, umgellt von den schreienden Glockentönen dachten wir nur daran, daß wir uns lieb hatten, daß wir beisammen waren, daß wir mitsammen sterben sollten.

Denn wir glaubten an keine Rettung mehr für uns ...

Wir hielten uns eng umschlungen und erwarteten unseren Tod. Jeden Augenblick erwarteten wir, unser Eiland unter uns zerreißen zu fühlen; erwarteten jeden Augenblick, in die braunen, brüllenden Fluten zu versinken, uns fest, fest umschlungen haltend.

Nicht mehr an mein blühendes Leben und frühes Sterben gedachte ich, auch nicht an meine süße Mutter; sondern ich dachte nur immerfort an das Judithlein, und daß ich mit diesem zusammen in den Tod gehen sollte.

Wir fürchteten uns also gar nicht mehr, waren ganz ruhig, fühlten uns glücklich. Die Mainacht, die unsere Todesnacht werden sollte, wurde immer leuchtender und wonniger. Am Himmel kein Wölklein; nur das Sternenheer und die goldene Mondsichel. Sie stand über uns wie ein himmlisches Zeichen.

An Judiths Seite auf dem blühenden Weißdornzweig saß wieder die Amsel. Sie hatte den Kopf unter die Fittiche gesteckt und war eingeschlafen. Einmal ließ ich Judith los, trat vor bis an den Rand, bog die Weidenbüsche auseinander ... Ringsum nichts als wildes, wogendes Wasser, darüber im zarten Dunst das Gebirge. An den Ufern der vielen Höhen hatten die bedrohten Bewohner hohe Holz-

stöße aufgeschichtet und angezündet. Flammen stiegen empor, als Riesenfackeln leuchteten sie der Zerstörung. Und um die Feuer wachende, angstvoll harrende Menschen.

Sie hätten uns retten können!

Einige Male wurden wir ganz nahe an den Ufern und den Feuern vorübergetrieben. Aber das Weidengebüsch war zu dicht, als daß uns jemand hätte gewahren können. Ich schrie. Man vernahm mich jedoch nicht durch alle die wilden Stimmen des Stromes und Sturmes. Also trieben wir weiter und weiter durch die glanzvolle Mainacht, in der wir erfuhren, wie schön das Leben war, und die unsere letzte Nacht sein sollte auf Erden.

Aber so übermütig war ich in meiner letzten Lebensnacht, daß ich zum Judithlein, um sie in Versuchung zu führen, sagte:

„Von unserm Inselchen ist bereits so viel fortgerissen; die Weiden unter uns sind schon derartig locker und lose geworden, daß es uns unmöglich lange noch tragen kann. Einen von uns beiden trägt es vielleicht. Aber nur einen!"

Was antwortete mir darauf das Judithlein?

Kein Wort!

Es machte sich sogleich von mir frei, umschlang mich jedoch sofort wieder mit beiden Armen, verharrte so einen Augenblick regungslos und küßte mich dann auf den Mund. Dreimal küßte sie mich. Dreimal fühlte ich ihre weichen, warmen, zärtlichen Lippen fest auf die meinen gepreßt. Alsdann löste sie sich von mir, lachte mich mit Lippen und Augen an und — wie ein Eidechslein glitt sie von mir fort zum Weidenrand, um ohne ein Wort durch die Büsche zu schlüpfen in die braunen, brüllenden Fluten hinein.

Weil die winzige, lockere Scholle nur noch einen von uns beiden tragen konnte, wollte sie von mir gehen; um mir die letzte Möglichkeit einer Rettung zu geben, wollte sie sich hinabwerfen in die schrecklichen Wirbel; verlassen wollte sie mich, sterben wollte sie ohne ein einziges Wort, ohne einen Seufzer — nachdem sie mich zärtlich geküßt hatte.

Pfeilschnell mußte ich hinzuspringen. Kaum konnte ich sie noch fassen und gewaltsam zurückhalten, so geschwind und behend hatte sie sich durch die Weiden gewunden.

Nun hielt ich sie aber fest, fest an meinem Herzen!

Darüber war die Amsel erwacht und tat einen hellen Ton.

Wie ein Jubellaut klang's.

* * *

Und darauf ereignete sich mit uns das zweite Wunder: wir wurden gerettet! Die Hilfe kam, als unser Schifflein so schwankend und unsicher geworden war, daß es uns nicht mehr lange getragen hätte. Schon sahen wir unter uns die Wasser schimmern; schon fühlten wir die Fluten unsere Füße umspülen. Nur noch nach Minuten hätte unser Leben gezählt.

Da barst das Eiland mitten auseinander ... Aber anstatt zu sinken, saßen wir auf dem Ufer fest. Gerade in dem Augenblick, wo die Wasser uns hätten verschlingen müssen, wurden wir ans Land getrieben.

Die Amsel flog davon.

Auf so wundersame Weise errettet, hatten wir unser ganzes Leben vor uns gleich einer leuchtenden Frühlingsflur, auf der wir Hand in Hand wandeln konnten, Blütenduft um uns, über uns Lerchenjubel, umflutet von Sonnenschein.

Soeben noch den sicheren Tod vor Augen, vermochten wir uns nicht mehr vorzustellen, daß es einen solchen auf der Welt gab: auf einer Welt, darin zwei junge Menschenkinder einander lieb hatten und glücklich waren.

Bei aller Liebe und Glückseligkeit mußten wir jedoch zunächst wissen, an welchem Ort wir uns befanden und auf welche Weise wir am schnellsten nach Hause gelangten: hielten uns die Unsern doch sicher für verloren und umgekommen! Was ich bei dem blassen Schimmer der Sterne — die Mondsichel war bereits untergegangen — von der Gegend erkennen konnte, war mir vollkommen fremd. Auch die Berge, die ich in schwachen Umrissen sah, erschienen mir unbekannt. Nach meiner Berechnung waren wir eine weite Strecke fortgetrieben worden und mußten uns in der Umgegend der Stadt Trento befinden. Mein Bräutlein — denn das war das Judithlein nun einmal — riet sehr verständig, an Ort und Stelle den Morgen abzuwarten, um alsdann weiter zu sehen. Übrigens gestanden wir beide, daß wir starken Hunger verspürten. Der meine war geradezu von grimmiger Art, wäre jedoch vollkommen zu stillen gewesen, hätte mich mein Bräutlein wieder auf den Mund geküßt. Aber ich durfte nur nehmen, was mir geboten ward; und das Judithlein reichte mir ihre süßen Lippen nicht ein zweites Mal: ging sie doch nicht mehr in den Tod für mich, sondern sollte für mich leben. Und zwar für mich allein!

Ich hatte bei ihren Küssen gezittert wie ein scheuer, blöder Knabe. Zugleich war es mir gewesen, als wäre ich in diesem einzigen Augenblicke aus dem dummen Jungen plötzlich wie durch einen Zauber ein Jüngling geworden. Einem geistlichen Herrn möchte ich die Frage vorlegen: ob dies Judiths Küsse oder der Himmel bewirkt hat? Mir däucht, dieser müßte an solchem Wunder seine ganz besondere himmlische Freude haben ...

Die Stelle, wo unser grünender und blühender Nachen gestrandet war, befand sich hoch über dem wirklichen Ufer, bei einer jähen Felsenwand, die wie eine zerrissene Klippe aus den tosenden Strudeln emporragte. Mit großen Mühseligkeiten klimmten wir bei dem unsicheren Licht hinauf und standen nun auf dem Riffe wie schwebend über den Wassern, die unter uns wogten und wallten, uns jedoch nicht mehr hinabziehen konnten.

Wir befanden uns auf einem schmalen Vorsprung des Porphyrfelsens. Unmittelbar hinter uns stieg die Wand steil auf, so daß wir wie ein junges Königspaar auf einen Thron gehoben waren. Auf dem engen Raume erwarteten wir den Tagesanbruch.

Mir war das Aufdämmern des Morgens etwas Gewohntes und Alltägliches. Aber an diesem Morgen war es, als hätte ich noch niemals in meinem Leben gesehen, wie die Schatten wichen und das Dunkel sich hellte. Die Sterne erblaßten, die Mondsichel versank hinter einem Gipfel, der Morgenwind wehte auf. Kaum überzog den Himmel der erste Tagesschein, als die Vögel ihren Morgengesang anhoben: Finken und Grasmücken, Meisen und Drosseln. Wir nannten leise die

Namen der kleinen Sänger, deren Lied heller tönte als das Rauschen der Wellen in der Tiefe. Dann schauten wir schweigend zu, wie der Tag auferstand aus der grabesdunklen Nacht. Es war wie ein Mysterium.

Jetzt wurde der Himmel von blaßroten und mattgelben Wölklein überzogen. Alle Dinge nahmen Gestalt und Farbe an. Wir sahen jetzt, daß der Fluß weit über sein Bett getreten war und das ganze Tal überflutet hatte. Dieses glich einem Alpsee. Auf der braunen, lehmigen Flut trieben entwurzelte Bäume, trieben fortgeschwemmte Balken, Reste von zerstörten Häusern und vielerlei anderes Trümmerwerk. Ein Anblick zum Weinen war es, so daß wir nicht mehr an uns, an unser Leben und Glück dachten, sondern an die zerstörten Arbeiten und Hoffnungen fleißiger Menschen.

Dann erglühten die höchsten Gipfel im Morgenrot, daß das Gestein Zungen bekam und von Gottes Herrlichkeit zeugte; zugleich von seiner ewigen Güte, welche die Sonne als himmlische Spenderin alles Lebens, Blühens und Gedeihens auf Erden jeden Tag von neuem aufgehen ließ. Als heute ihr erster Glanz auf unsere emporgehobenen jungen Angesichter fiel, zog ich von meinem Finger einen Ring mit einem kleinen Rubin, den mir meine liebe Mutter geschenkt hatte. Ich nahm das Ringlein, faßte Judiths rechte Hand und steckte ihr den schmalen Goldreif an. Wir sprachen nichts, schauten uns nur an: tief, tief einander in die Augen.

Wohl war es kindliches Spiel und doch heiliger Ernst. Judith machte ein Gesicht, als stünde sie mit mir in einem Gotteshaus vor dem Altar und ein Priester segnete uns. So war es auch: die himmlische Sonne selbst segnete unseren kindischen Bund.

* * *

Ich hatte recht gehabt: bis in die Gegend von Trient waren wir davongeführt worden. Das entfesselte Element hatte die Straßen zerstört, und als wir nach mancher Beschwerde den nächsten Ort erreichten und daselbst nach einem Fuhrwerk fragten, vernahmen wir, daß die Wege bis über Bozen hinauf nicht zu befahren wären. Das war schlechte Kunde. Anstatt schnell zu den angstvollen Unseren zurück zu gelangen, mußten wir zu Fuß nach Hause wandern, mußten unsere Leute über unser Geschick in Ungewißheit lassen. Denn vor dem nächsten Tag konnten wir unmöglich daheim eintreffen, wenn wir auch noch so rasch vordrangen. Wie gewöhnlich hatte ich nicht einen roten Heller bei mir; aber das Judithlein war hausfraulich mit einigem Gelde versehen, so daß sie ihren Herrn Bräutigam zu Gaste laden konnte, meine Bewirtung im „Elefanten" in Brixen mir reichlich zurückgebend. Ich ließ mir das Traktament gerne gefallen. Solange im Lande Tirol die Berge stehen, hat darin keinem siebzehnjährigen Tiroler ein Eierkuchen so gemundet als an jenem heiligen Maienmorgen einem gewissen Junker Rochus, Grafen von Enna. Übrigens langte auch die Spenderin des goldigglänzenden Gerichtes tapfer zu. Es war nämlich ein Riesengebäck, welches uns in einer knospenden Gaisblattlaube aufgetischt ward, und welches ich selbst bei meinem Heißhunger unmöglich allein hätte vertilgen können. Der fette Kuchen war unser lukullisches Brautmahl, und der blutrote Trientiner, den wir dazu schlürften, unser heimatlicher Brauttrunk. O du dreifach gesegneter Maienmorgen!

Da die Leute im Gasthof in uns sogleich die Fremden erkannten; und da sie sich höchlichst verwunderten, wie wir junges Blut miteinander während der Wassersgefahr bei den zerstörten Straßen nach dem Dorfe gelangt waren, so berichtete ich unser Abenteuer: woher wir kamen und auf welche Weise wir die Fahrt stromabwärts gemacht hatten. Nun gab es ein Fragen, Staunen, Ausrufen, ein Beschwören aller Heiligen und eine Ekstase über das Mirakel, welches der Himmel an uns Kindern getan hatte. Mehr und mehr Menschen versammelten sich, um das Märchen von den zwei aus Todesnöten wundersam Erretteten zu vernehmen und diese sich anzuschauen. Sie taten es beinahe andächtig mit gefalteten Händen, als seien wir wundertätige Heiligenbilder. Mit unseren eigenen Ohren mußten wir anhören, was für junge, schöne, gebenedeite Menschen wir wären, und wurde über die Holdseligkeit meines Bräutleins ein wahres Geschrei erhoben. Schließlich lief das ganze Dorf zusammen. Auch der geistliche Herr kam und hielt unter Gottes freiem Himmel seiner lieben, christlichen Gemeinde eine überaus rührsame Predigt, deren lebendigen Text wir beide bildeten. Judith, die wieder ganz stumm und sehr bleich geworden war, mahnte jedoch zum Aufbruch. Die guten Dorfleute wollten uns kaum fortlassen, als ob unsere Gegenwart für sie Schirm und Schutz wäre vor der Wassersgefahr, die noch immer nicht völlig überstanden war. Als wir uns dann fast gewaltsam losmachten, gaben sie uns eine weite Strecke das Geleit, daß es war, als zögen wir in einer langen Prozession dahin, bei der wir das Hochehrwürdige waren. Wir wurden ja auch vom heiligen Geist erfüllt, welcher die göttliche Liebe ist ...

Nun wanderten wir mitsammen durch den glanzvollen Tag. Häufig mußten wir Umwege machen, steile Lehnen emporklettern und in weitem Bogen die Zerstörung umgehen. Nur wenn wir sehr müde waren, ruhten wir, einen möglichst schönen und einsamen Platz wählend. Noch einmal hielten wir eine Mahlzeit, hüteten uns jedoch, den Leuten von uns zu erzählen, ließen uns lieber verwundert anstarren. Ich bemerkte wohl, wie Judiths Schönheit überall Staunen erregte und wie man ihr nachschaute.

Da die Nacht wiederum überaus schön war und der zunehmende Mond noch heller schien als in der gestrigen Schreckensnacht, beschlossen wir, unsere Wanderung auch Nachts fortzusetzen. Wenn wir ermatteten, brauchten wir nur der Angst der Unsrigen zu gedenken, um uns von neuem gekräftigt zu fühlen. Hinter Bozen, welches wir bei anbrechendem Dunkel durchschritten, wurde die Straße besser, so daß wir uns mit dem letzten Rest der kleinen Barschaft Judiths einen Wagen nehmen konnten. Er brachte uns bis in die Nähe von Waidbruck, woselbst die Verwüstung wieder begann. Doch gelangten wir glücklich zu Fuß weiter durch die Fahrt vollkommen ausgeruht und durch die Nähe der Heimat in die freudigste Stimmung versetzt. Kaum konnten wir erwarten, wieder zu Hause zu sein.

Gerade bei Sonnenaufgang erreichten wir am Eisack jene Stelle, wo noch gestern mitten im Flußbett das kleine Weideneiland lag. Wir standen und schauten hinüber. Jetzt war alles von dem gelben, gurgelnden Gewässer weit überflutet. Da sprach Judith:

„Es ist doch besser, daß wir hier zusammenstehen, als wenn du jetzt allein

nach Hause kämst und ich da unten läge, obgleich ich gern in den Fluß gegangen wäre, um dich in der schönen Sonne zu lassen. Ich sage dir das nur, damit du weißt und immer wissen sollst, wie mein Leben dir gehört, so fest, wie ich deinen Ring an meinem Finger trage. Der ist mir angeschmiedet, daß ihn nichts von mir losbringen kann."

Diese Worte sprach sie mit solchem tiefen Ernst, als ob sie mir damit ihr Leben verschriebe. Wie ich sie so vor mir sah in ihrer Jugendschönheit und Kinderunschuld, faßte mich das Glück wie ein Sturmwind. Ich wurde wieder einmal übermütig, so recht der wilde Junker. Dabei fühlte ich mich so stolz, als wäre ich ein großer Held, der die herrlichsten Taten vollbracht hatte, und mit dem köstlichsten Beutestück heimkehrte.

Frohlockend rief ich:

„Willst du auch jetzt noch einstmals, wenn aus dem törichten Judithlein eine weise Judith geworden ist, deinen schönen Platterhof für abscheuliches Geld fremden Leuten verkaufen und davongehen aus deinem grünen Vahrn, dorthin, wo die Welt am wüstesten ist? Aber verkaufe nur! Gehe nur fort, weit fort! Ich laufe dir nicht nach, ich sicher nicht!"

Da neigte das Kind das Köpflein, schaute mich innig an und sagte in süßer Einfalt:

„Ich bleibe, wo du bleibst; gehe hin, wo du hingehst, und nichts soll mich von dir scheiden."

Dicht neben uns blühte ein wilder Apfelbaum. Ich trat hin, brach einen schlanken Zweig, band selbigen mit Riedgras zusammen und drückte den rosigen Blütenkranz meinem Bräutlein in ihr goldiges Haar ...

Bei leuchtendem Morgensonnenschein hielten wir dann in Enna unseren Einzug, und zwar unter feierlichem Geläute der Glocken des Dorfkirchleins. Auch die Glocke der Schloßkapelle wurde geläutet.

Wir vermochten uns nicht die Ursache der frommen Klänge zu erklären. Denn es war weder ein Sonntag, noch sonst irgend ein Festtag. Daß man einen Dankgottesdienst wegen glücklich überstandener Wassersgefahr abhielt, konnten wir uns nicht vorstellen: wußten sie doch noch nichts von unserer wunderbaren Rettung, sondern mußten uns vielmehr für verloren halten. Unwillkürlich faßte ich Judith bei der Hand, an welcher mein goldener Reif glänzte.

Hand in Hand gingen wir weiter, kamen in die Dorfstraße, wo zuerst keine Menschenseele zu sehen war, bis wir einige Kinder erblickten. Sie standen und starrten uns an, als wären wir nicht Fleisch und Blut, sondern Gespenster. Dann liefen sie davon, der Kirche zu. Und wir hörten sie etwas rufen, das wir jedoch nicht verstanden.

Alsbald sahen wir aus dem Gotteshaus Leute eilen. Unter heftigen Gebärden deuteten sie auf uns, und einige kamen uns entgegen. Diese riefen laut:

„Junker Rochus und die junge Platterin! Also seid ihr nicht tot? Nicht umgekommen in den Eisackfluten, wie man gesehen haben will und wie alle glauben, Eueren Tod glauben ja auch die gnädigen Eltern des Junkers. Seht doch nur, seht — sie sind am Leben geblieben!"

Und alle schrien:

„Sie sind am Leben geblieben! Seht doch nur! Am Leben sind sie geblieben!“

Ich rief voller Entsetzen:

„Also auch meine Eltern glauben an unsern Tod?“

Ich sprach es noch, als ich sie kommen sah. Sie kamen aus der Kirche. Meine süße Mutter war in tiefe Trauer gekleidet. Auch die Frau Leitnerin vom Platterhof war dabei; und auch sie ganz in Schwarz. Da begriffen wir denn, daß man für uns Lebende in der Dorfkirche das Totenamt hielt, und daß meine Eltern diese Trauerfeier gemeinsam mit der treuen Gemeinde begingen. Jetzt gewahrte ich, wie sämtliche Frauen des Dorfes, ebenso das weibliche Gesinde vom Schloß und vom Platterhof schwarz gekleidet waren.

Als meine süße Mutter erkannte, daß ihr tot geglaubter Sohn Rochus als Fleisch und Blut vor ihr stand, sank sie ohne einen Laut nieder und lag wie leblos. Mein gestrenger Herr Vater war blaß wie ein Leichnam und hing mit erstickten Schluchzen seinem großen Jungen am Halse. Als die Leute den gestrengen Grafen um seinen wiedergefundenen Sohn weinen sahen, weinten alle mit, so daß auch mir die hellen Tränen über die Wangen liefen. Und nicht einmal, daß ich mich meines weibischen Heulens geschämt hätte.

Inzwischen war Judith bei meiner lieben Mutter hingekniet, hielt ihr Haupt in dem Schoß und sagte fort und fort mit leiser Stimme nur das eine:

„Er lebt ja doch! Er lebt ja doch! Sieh, liebe Mutter, dein Sohn lebt ja doch!“

Nun war auch unser guter, alter Kaplan herbeigekommen in dem Gewande, in dem er für uns das heilige Amt zelebrierte. Als meine süße Mutter ihr Bewußtsein wiedererlangt, und als sie über uns beide viele Tränen vergossen hatte, mußten wir berichten und immer von neuem berichten.

Die Glocken wurden nicht mehr geläutet, denn auch die Knaben, welche die Seile gezogen, waren herbeigeeilt. Der Kaplan schickte sie zurück, um wieder zu läuten. Unter den tönenden Glocken setzte sich alsbald der Zug in Bewegung: voraus der geistliche Herr. Darauf zwischen meinen lieben Eltern Judith und ich, wiederum Hand in Hand. Hinter uns beiden zog die Frau Bürgermeisterin vom Platterhof, zog das Gesinde und sonst alles, was Beine hatte.

In die Kirche zogen wir. Hand in Hand stand ich mit Judith und den Eltern vor dem Altar, und Kaplan Plohner hielt anstatt eines Totenamtes einen Dankgottesdienst.

Mein holdseliges Bräutlein trug immer noch ihren Kranz aus Apfelblüten. Diese sollten sich einstmals in blühende Myrten verwandeln.

* * *

Sechstes Kapitel: Junker Rochus von Schloß Enna und das Judithlein vom Platterhof haben einander lieb

Noch an dem nämlichen Tage gewahrte meine Mutter an Judiths Hand den schmalen Goldreif mit dem Rubin, den sie ihrem Lieblingssohne geschenkt

hatte. Sie sagte nichts darüber. Ich merkte jedoch wohl, wie sie beständig aus großen, angstvollen Augen auf uns zwei Kinder schaute, die mit solchen heiligen Dingen ein Spiel trieben — wie sie gewiß meinte. Sie war von dem Ereignis im tiefsten erschüttert, hielt unsere Errettung für ein schönes Wunder, welches der Himmel auf die Fürbitte der heiligen Barbara getan hatte, empfing ihren lieben Sohn, den wilden Junker Rochus, so recht zum zweiten Male aus den Händen des Herrn, daß ihr ganzes Wesen Verzückung und Seligkeit war.

Vielleicht dachte meine Mutter: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden" — wenn er auch ein Graf von Enna und sie eine Platterin ist.

Aber wenn der Junker Graf das Judithlein vom Platterhofe zum Weibe nahm, ging er ja nicht nach Rom; und wenn er nicht nach Rom ging, wurde er auch nicht geistlich ...

Ich wußte nicht, wie meine fromme Mutter mit all diesem in sich zurecht kam; dachte darüber auch nicht viel nach.

An dem Abend des großen Tages saßen wir alle in der Halle, wo auch genachtmahlt ward. Da es unter den hohen Wölbungen noch nicht frühlingswarm war, brannte im Kamin ein trauliches Feuer.

An diesem Kamine, der so hoch war, daß man darin einen jungen Ochsen am Spieße hätte braten können, hatte bereits der große Kaiser Maximilian gesessen, als er auf seinen Gemsjagden ins Brixener Tal gekommen war. Im Saale droben wurde noch der Lehnsessel aufbewahrt — er war mit rotem, längst verschlissenem Samt überzogen —, darin Österreichs lieber, hoher Herr bei dem Grafen von Enna gerastet hatte. Heute hatten wir zwei Gerettete den Ehrenplatz, nahe bei den Flammen, deren zuckender Glanz auf die Gemälde an den Wänden fiel, welche lauter glorreiche Taten des Hauses Enna darstellten, deren Erinnerung sie für die Söhne und Enkel dieses edlen Geschlechtes aufbewahrten. Doch eine Brautfahrt, wie der Junker Rochus sie angestellt hatte, war darunter keine vorhanden.

Meine liebe Mutter ließ auftragen, was in Küche und Vorratskammer an Gutem vorhanden war, und mein gestrenger Herr Vater tat auf eigenen, gnädigen Füßen einen Gang in den Keller, um einen Trunk heraufzuholen, der — nicht gar zu säuerlich und des Hauses edelster Wein war. Aber wie der Frau Wirtin fetter, goldiger Eierkuchen am gestrigen Morgen schmeckten meiner Mutter geräucherte Lachsforellen und das am Spieße gebratene Lamm doch nicht, von dem Trunke gänzlich abgesehen: solchen Eierkuchen und solchen Wein ißt und trinkt der Mensch eben nur einmal im Leben. Glücklich, wer dieses eine, einzige Mal so königlich zu tafeln vermag.

Nach dem Mahle durfte das Gesinde in die Halle kommen. Die Männer erhielten Wein und Tabak, wie der Herr Graf ihn rauchte; die Frauen und Dirnen bekamen zu ihrem Trunk süßes Gebäck, von dem die Frau Gräfin jeden Ersten eines Monats buk und sorgsam aufbewahrte für den Fall, daß auf Schloß Enna eines schönen Tages unerwartet Gäste ankommen sollten. Aber der gute Kuchen ward in den letzten Tagen eines jeden Monats altbacken von Junker Rochus verzehrt: auf Schloß Enna kehrten keine Gäste ein, weder erwartete noch unerwartete;



denn das Judithlein war kein Gast. Aber der Kuchen wurde trotzdem regelmäßig an jedem Ersten von meiner Mutter eigenhändig angerührt und gebacken.

Das muß ich großer, kindischer Junge doch auch noch berichten: wie ausgezeichnet ein gewisser Junker Rochus in der Nacht, die jenem Tage folgte, auf seinem harten Bette in seinem hohen Turmgelasse schlief. Ihm träumte nicht einmal von einem holdseligen, jungen Fräulein, welches einen schmalen Goldreif am Finger trug.

* * *

Nächsten Tags merkte ich sogleich, daß meine Mutter mit meinem Vater über die Sache gesprochen — nämlich über die Reifgeschichte — und daß sie ihn gebeten hatte, sie als kindisches Spiel zu betrachten. Also schwieg mein gestrenger Herr Vater dazu, was mir recht sein konnte, nicht etwa aus feiger Furcht, sondern vielmehr aus einer Art von Scheu, an etwas Geweihtes und Heiliges rühren zu lassen.

Schon vormittags wollte Judith in Begleitung der Frau Leitnerin auf ihren Platterhof und zu ihrer Menagerie zurückkehren. In früheren Zeiten hätten meine Eltern sie nicht fortgelassen, hätten sie zum mindesten gehörig geplagt, noch ein paar Tage zu bleiben: heute nötigte und bat man sie nicht. Ich merkte es wohl, aber es tat mir weiter nichts. Das kam wohl daher, weil das Glück ein siebzehnjähriges Herz übermütig macht, und weil junge Liebe so voll Glanzes ist, daß sie selbst durch graues Gewölk strahlt. Auch Judith tat das freundlich-ruhige Dahinziehenlassen nicht sonderlich weh. Schon damals dachte ich in meinem unverständigen Sinn: „Das müssen ganz andere und gar gewaltige Dinge sein, die mein Bräutlein beirren könnten". So gut kannte ich diese stolze und starke Seele schon damals.

(Diesen letzteren Satz habe ich dem oben aufgezeichneten nach vielen Jahren zugefügt, als ich Kenntnis davon hatte, welche Macht erforderlich war, um dieses Frauengemüt von einer Seele, der es sich ganz zu eigen gegeben hatte, zu lockern und zu lösen.)

Die Wonnen der Maienzeit währten im Juni fort und dauerten den ganzen Sommer durch. Judith befand sich auf dem Platterhof und ich auf Schloß Enna. Es verging jedoch kein Tag, an welchem Schloß Enna nicht in Person seines Junkers auf dem Platterhofe erschienen wäre, wo diesen Sommer die Blumen blühten, die Kastanien Schatten gaben, die Früchte reiften, die Vögel sangen und die Welt schön war, wie noch in keinem anderen Jahr in gesegneter Sommerszeit. So oft ich meinen Falben bestieg, um dem grünen Vahrn zuzutraben, schaute mein Mütterlein aus großen, angstvollen Augen auf mich, als unternähme ich einen Ritt, der mich um die ewige Seligkeit bringen konnte — in die hinein der Falbe mich allerdings geradewegs trug! — und mein Herr Vater schickte sich jedesmal an, mir eine herbe Rede zu halten. Doch ein erschreckter, flehender Blick meiner Mutter ließ ihn bereits bei den ersten Worten verstummen. Meine Mutter war nämlich nicht imstande, mit Worten zu bitten, sondern nur mit den Augen. Eine stumme Sprache war es, der so leicht niemand widerstand. Nur ihr eigener, jüngster und liebster Sohn tat es um des Judithleins willen.

Daß ich den angstvoll flehenden Augen meiner Mutter Tag für Tag Widerstand leistete, und Tag für Tag nach dem Platterhof hinüberritt, vermochte über mich nur eine Gewalt, die der Zauberei gleichkam: ich gehörte eben mit Leib und Seele zu der Judith-Menagerie — ich mochte wollen oder nicht. Was vermag auch solch Bürschlein wider eine leibhaftige Hexe? Und gar, wenn sie solch goldiges Haar, solch schwarze Augen und rote Lippen hat!

So war ich denn auf dem wunderschönen Platterhof mehr als auf meinem geliebten Schloß Enna. Auch gab es dort für mich wenig zu tun. Um die paar Acker, die wir mit Mais und Buchweizen bepflanzten, und um das Stücklein Weinfeld an der Sonnenlehne jenseits vom Eisack sorgte der alte Florian das eine Jahr genau ebenso recht und schlecht wie das andere. Und er sorgte für das Gemüse im Schloßgarten, wo die Blumen gemeinsam mit dem Unkraut ein gedeihliches Dasein führten. Ich hätte es anders auch gar nicht haben wollen, als diese bunte Wildnis rings um unser ehrwürdiges Gemäuer. Nur wenn Judith bei uns war, sah ich außer all den anderen Schäden in dem allgemeinen Verfall unseres Stammsitzes auch die blühende Wüstenei, die wir den Schloßgarten zu nennen beliebten, und inmitten welcher Junker Rochus für die liebe Schloßfrau eine Laube gebaut hatte. Sie war im Frühling blau von rankenden Glyzinien, im Sommer rot von Schlingrosen, während im Herbst die Kastanien mit ihrem goldgelben Blätterdach einen Baldachin darüber webten.

Judith hatte es in diesem Sommer unter Beistand der Frau Bürgermeisterin überaus eifrig mit Gärtnern und Haushalten. Es war nicht anders, als wollte sie sich — so bildete ich mir ein — für die große Arbeit, die sie einstmals als junge Gräfin von Enna haben würde, gehörig vorbereiten. Dabei verbrachte sie jeden Tag viele Stunden bei den guten Schwestern, die unterhalb der Vahrner Kirche in einem alten, hochgiebeligen Edelsitz hausten, und die der kleinen Herrin vom Platterhof Unterricht in allen häuslichen Künsten erteilten. Das hatte ich jedoch längst heraus: daß Sticken und Nähen die schwache Seite meines Bräutleins war. Besser ging es mit dem Spinnen. Auch das Weberschifflein warf Judith geschickt hin und her; und im letzten Winter hatte sie gar mit einem Damastgedeck begonnen, dessen Muster sie selbst erdacht. Es bestand aus prächtigem Gerank großblätterigen Efeus mit dem perlenden Schmuck seiner Früchte.

Was ihr sonstiges Wissen anbetrifft, so mag es hier gestanden sein, daß meine Liebste weder das Französische noch das Englische spricht; weder sonderlich gern Bücher liest, noch mit Schreibereien sich plagt. Dafür kennt sie um so besser alles, was ein Tiroler Landwirt, Weinbauer und Almenherr kennen muß. Ihre Frau Tante, die gute Frau Leitnerin, sowie ein gewisser Junker Rochus kommen überhaupt nicht aus dem Staunen heraus, welche Gottesgabe das Kind besitzt zu wirtschaften, zu ordnen und in seinem kleinen Kreise zu herrschen. Dabei vollbringt sie alles in solcher gelassenen, leisen Art, daß man die Dinge erst merkt, wenn sie bereits getan sind. Und immer so getan, wie es besser nicht hätte sein können.

In diesem Sommer läßt Judith, wie schon gesagt, ein großes Stück Feld, welches eine besonders geschützte und warme Lage hat, für eine Anpflanzung von jungen Marillenbäumen herrichten, mit welcher im Herbst begonnen werden soll.

Sie denkt sogar schon an die Bozener Händler, denen sie die süßen Früchte zu hohen Preisen überlassen will. Von dem jährlichen Ertrag der Obsternte soll ein großes, wüstes Steinfeld in einen fruchttragenden Acker umgeschaffen werden. Auf Felsengrund Weizen säen und ernten — das ist so recht eine Judith-Arbeit!

Um meinen guten Eltern zu allen ihren Sorgen um ihren Junker einen kleinen Teil Freude zu schenken, besuchte ich während des ganzen Sommers nicht nur den Platterhof, sondern auch die ehrwürdigen Väter in Kloster Neustift. Unser Kaplan Plohner ist nämlich mit der Zeit doch etwas sehr alt und mühselig geworden und sein Schüler sehr lebhaft und ungestüm, so daß ich schon in den letzten Jahren bisweilen zu Neustift ein Scholare gewesen. Allerdings erwies ich mich als ein recht lässiger Jünger der gestrengen Göttin der Gelehrsamkeit. In diesen leuchtenden Sommertagen, in denen sich soviele wundersame Dinge zutrugen, ging der faule Junker in sich und verkündete aus freiem Antrieb im Kloster und im Schloß seinen Entschluß: in Zukunft ein besserer und beständigerer Klostergänger zu werden! Darüber entstand in meinem Elternhause solche Freude, Rührung und Dankbarkeit gegen mich, daß ich mich schämte, was sich als eine überaus widerwärtige Empfindung erwies.

Jetzt behagt mir das Kloster Neustift gar sehr. Es hat etwas so Herrschaftliches, so Herrschendes. Ein echter Herrensitz ist es! Obgleich es im Tale liegt, thront es gleichsam auf einer stolzen, geistigen Höhe, von der aus es sich viele Tiefen untertan macht. Es ist reich an Waldungen und Weinbergen, an Feldern und Weideland hoch auf den Alpen, und seine Gemeinde besteht aus einer Genossenschaft von Vasallen. Der Prälat ist ein Fürst, und die ehrwürdigen Patres sind eines Fürsten Minister und Räte.

Alles in diesem Gotteshaus ist weit, groß und prächtig. Die Kirche glänzt von Gold, und im Stift befinden sich Säle eines Königs würdig. Die Klosterküche ist ein Raum, so recht zum Backen und Braten geschaffen. Und erst der Klostergarten! Der Garten von Neustift bei Brixen ist eine wahre Herrlichkeit.

Das Kloster hat viele Schüler und alle sind angehende Mönchlein — sind werdende Herrscher und Herren. Vielleicht befindet sich unter den Schülern einer, welcher einstmals Kardinal wird. Oder gar — Papst! Es kann ein Bauernsohn sein, von den Armen der Ärmste. Das eben i st das Große an unserer Kirche! Das Gewaltige und Herrliche ist es ... Von den Schülern des Klosters Neustift bin ich der einzige, der einstmals ein Weib freien wird.

Stolz komme ich am frühen Morgen auf meinem Falben angeritten; hoch trage ich mein junges Haupt. Mit kraftvoll tönender Stimme überweise ich dem dienenden Bruder mein Rößlein zur Fürsorge; festen, fröhlichen Schrittes begebe ich mich in den Saal zu den Lektionen. Auch die anderen Schüler sind jung; auch unter ihnen gibt es Herrensöhne. Aber sie schreiten nicht, sondern sie schleichen; sie reden nicht, sondern sie flüstern; sie heben nicht das Haupt, sondern sie senken es.

Bereits jetzt haben sie blasse Gesichter und welke Züge; bereits jetzt machen sie in sich gekehrte Mienen, gebrauchen sie demütige Worte, wo sie doch noch so jung sind, und wo doch Jugendkraft zugleich Übermut, blühendes, jauchzendes Leben ist.

Und zu denken, ich sollte einer von ihnen werden: ich, der Rochus!

Aber es bleibt verwunderlich, daß aus Demut solche Macht erwächst; daß Männer mit tief gesenkten Häuptern solche gebietenden Geister haben, und daß eine Gemeinde von armseligen Gottesknechten die halbe Welt regiert und sogar viele Regierende dieser Erde.

Jeden Tag spreche ich in meiner Jugendkraft, meinem Daseinsrausch und meiner Zukunftsseligkeit dem Pharisäer in der Heiligen Schrift nach: „Gott, ich danke Dir, daß ich der Junker Rochus bin und bleibe, und kein Priester werde!“ Und jeden Tag muß ich mehr staunen und eingestehen: Es ist doch wundersam, ist doch allein schon ein Mysterium, ein großes, göttliches, daß die Krippe von Bethlehem zu solchem Herrscherthron wurde.

* * *

Ich merke gar wohl, daß die geistlichen Herren überaus weise gegen mich verfahren, oder doch zu verfahren glauben. Aber zugleich merke ich den Grund ihrer Weisheit. Gar eifrig lassen sie mich Kirchengeschichte betreiben, die ja auch zugleich Weltgeschichte ist, auch Kulturgeschichte — im höchsten Sinne genommen. Jedes Wort zeugt von der Kirche Macht und Herrlichkeit; jedes Wort strahlt Sieg und Ruhm aus, erglänzt gleichsam in himmlischer Glorie, errichtet Reiche und gründet den Thron eines Königs der Könige . . .

Sind die Lektionen im Kloster vorüber, geht es sogleich hinaus. Ich stürme zu der Stallung, die prachtvoll ist, wie alles im Hause der Heiligen. Mein Falbe wiehert mir freudig entgegen; ich steige auf und — es geht davon.

Schon im Hofe vernehme ich lautes Geheul. Meine Rüden sind es. Sie begleiten mich und mein Roß, müssen jedoch vor dem Klostertor ausgesperrt bleiben. Nun vollführen sie vor der heiligen Schwelle einen wahren Höllenlärm.

Der Bruder Pförtner macht mir auf. Er ist wegen meiner zottigen Ungeheuer in Todesangst; und kaum, daß er sich beim Öffnen davor retten kann, von ihnen niedergerissen zu werden. Er hebt seine Kutte und springt behende zur Seite. An dem Mönchlein vorüber stürzen meine Hunde in den Hof, springen an dem Falben in die Höhe und das alles mit einem Getöse, daß der Klosterfrieden gründlichst gestört wird.

Das Tor ist offen, im Galopp springe ich hinaus. Mein Roß wiehert, meine Hunde kläffen — ich möchte einen Jubelschrei tun.

Entronnen bin ich dem Klosterbann! . . . Keine zehn Minuten dauert es und ich trabe unter den Kastanien des Platterhofes dahin. Das ist auch ein heiliger Ort, vom Himmel geschaffen zur Andacht und Anbetung. Sogar ein Gnadenbild hat er in seiner unergründlichen Güte hineingesetzt, und hat zu dessen Wächter den wilden Junker Rochus von Enna bestellt. Der wird seines Amtes walten.

Es ist immer das gleiche: jeden Tag das nämliche, unbegreifliche, überschwengliche Glück, zusammen mit dem Judithlein, welches sich so ernsthaft und ehrbar als eine Judith gebärdet. Bisweilen wird mir dabei ganz angst, und ich sage mir vor:

Sie ist ja doch erst fünfzehn Jahre; ist ja noch das reine Kind!

Denn das ist sie, trotzdem an ihrer Hand mein Goldreif glänzt, von dem sie sagte: er wäre ihr wie angeschmiedet worden.

Immer das gleiche Glück umfängt mich, sobald ich auf dem Platterhofe einkehre, wo für mich immer die Sonne scheint, ist der Himmel auch noch so grau, und bläst aus dem Schalderertal der Wind auch noch so bösartig. Judith empfängt mich in ihrer gelassenen Art, wie der Mensch etwas in Empfang nimmt, was ihm gehört. Ihre Menagerie ist vollzählig bei ihr. Meine Rüden begrüßen sie stürmisch, mein Falbe wendet ihr seinen schlanken Hals zu und ist erst zufrieden, wenn ihre Hand ihn geliebkost hat. Wir durchschweifen gemeinsam den Kastanienwald, die Maisfelder, das Weinland, Garten und Haus; ich, großer Junge, sage ein dummes Wort, meine kleine Judith ein weises. Warum hat sie auch solch rote Lippen, die ich immer ansehen muß, mir vorstellend —

Aber sobald geschieht das nicht wieder: das Küssen nämlich. Es müßte denn sein, wir gerieten noch einmal miteinander in Lebensgefahr. Vielleicht, daß sie dann noch einmal — . . .

Aber keiner von uns beiden will den Tod, sondern wir wollen das Leben. Und wir wollen all den Sonnenschein, der den Platterhof tagtäglich überflutet. Ich will den Himmelsschein um ihr Haupt sammeln, daß dieses schöne, geliebte Haupt lebenslang in einer wahren Glorie erglänzt, fast wie der Strahlenkranz um den Scheitel meiner Schutzpatronin, der heiligen Barbara.

* * *

Zum Platterhof gehören Alpenweiden. Sie sind weit und breit die am höchsten und herrlichsten gelegenen. Selbst Kloster Neustift besitzt keine solche saftigen Almen und keinen besser genährten, prächtigen Viehbestand. Wer droben steht, schaut tief in die Felsenpracht der Dolomiten hinein. Das ist eine wüste, wilde Welt! Zugleich aber ist sie hehr und erhaben. Es gehört ein festes Herz dazu, um unter ihren Steinmassen und Felsendomen zu hausen.

Im Hochsommer zog Judith mit der Frau Bürgermeister und etlichen Mägden auf die Alp, woselbst die Herren des Platterhofs von Alters her ein stattliches Balkenhaus zum Übersommern haben. Der Alphof steht seit drei Jahrhunderten — seit drei Jahrhunderten hausen die Platters des Sommers dort oben in der Wildnis. Der Hof liegt mitten auf einer freien, weiten Flur, hoch über dem dunklen Tannenwald, vor dem Eingange einer tiefen Schlucht, durch die ein weißer Gletscherbach niederrauscht. Des Hauses Holzwerk ist von dem dreihundertjährigen Sonnenbrand schier schwarz gefärbt, und im August liegt es da, gleich einem mächtigen Kohlenmeiler inmitten eines goldgelben Gefildes von Arnikablumen, denen die rosigen Bergnelken folgen; und diesen wiederum als letzte Blüte des Sommers: die violetten Genzianen, so daß dort droben ein wahres Gartenland ist.

Ich habe jetzt einen weiten und mühseligen Weg aus dem Tale zur Höhe hinauf. Mit dem Traben ist es vorbei; Steigen muß mein Falbe, klettern wie eine Geis. Die Rüden haben es noch am besten. Das letzte Stück laufen sie weit voraus und melden uns an, so daß wir stets von allen erwartet eintreffen. Ich sage: von allen. Denn auch die Menagerie ist mit hinaufgezogen. Mehr als je gleicht Judith, wenn sie mit ihrem Tiergefolge durch die Blüten der Bergwiesen schreitet, einer Zauberin, einer Tochter der Circe, welche die Gefährten des edlen Dulders Odysseus so schändlich verwandelt hat.

Die Dolomiten schauen den Bewohnern des Alphofes gerade in die Fenster hinein. Judith mag das hohe, wüste Klippengewirr nicht leiden. Ja — könnte sie die Dolomiten in Wiesen und Weizenfelder umwandeln, auf dem Schlern Kartoffeln und Gemüse anbauen, und die Felsenpyramiden im Rosengarten des Königs Laurin als Spalier verwenden, um daran Edelobst zu ziehen ...

Jetzt sind wir im Herbst. Im Schloßgarten blühen die Astern, das türkische Korn wird geerntet, die Weinlese beginnt. Alsdann kommen als des Jahres letzte Frucht die Kastanien an die Reihe. Jetzt rösten wir den jungen Mais. Es geschieht über dem Kaminfeuer in der großen Halle. Mit frischer Butter bestrichen wird die goldige, zarte Feldfrucht verspeist. Aber bald gibt es zu süßem Most gebratene Kastanien. Das schmeckt noch besser.

Und immer merke ich tagtäglich an allem, daß es auf dem Schlosse sparsam zugehen muß. Die Schloßfrau wäre eines neuen Gewandes bedürftig und der Schloßherr nicht minder. Es muß jedoch ohne das gehen. Von Fleisch kommt jetzt selten etwas anderes auf den Tisch als Wild, welches der Junker erlegt. Ich gehe auf den Schnepfenstrich und mache Jagd auf wilde Enten an dem Vahrner See. Aber den Drosseln vermag ich keine Schlingen zu stellen. Das ist eine Jagd für Knaben und Weiber! Dagegen werden Berghühner und Berghasen gejagt droben auf der Plose. Um auf der Plose Berghühner und Berghasen zu jagen, bedarf es nur eines Umwegs über die Almen des Platterhofes. Ist es mir da wohl zu verdenken, daß ich meiner lieben Mutter das meiste Wild von dort oben in die Küche liefere?

Sagen läßt es sich nicht, wie herrlich mein Vaterland in der Herbstzeit ist. Schier so wundersam und unirdisch schön, wie erste Liebe, die ein junges, glückseliges Kind auch nicht zu nennen, sondern nur zu empfinden vermag.

Auf den höchsten Gipfeln liegt bereits Neuschnee, während die Matten immer noch sommergrün sind; durch die klaren Lüfte ziehen in langen, schimmernden Ketten wilde Gänse. Von den Gipfeln aus reicht der Blick so weit, so weit. Zwischen den Tannen und Fichten stehen die Lärchen mit fast hellem Kleid. Die wilde Kirsche färbt sich purpurrot, die Birke schwefelgelb und goldig die Kastanie. In Tiefen und auf Höhen ist es ein Glänzen und Glühen. Gleich funkelndem Sonnenschein leuchtet das herbstliche Laub in den Tälern und auf den hohen Lehnen. Die Brust atmet tief und frei, das Herz pocht stark und freudig.

Die Hirsche schreien jetzt, daß es wie Gebrüll klingt. Ihr jungen gelehrten Klosterschüler, wie dauert ihr mich! Wenn der Hirsch im kampfesmutigen Liebesverlangen seinen drohenden Ruf erschallen läßt, dürft ihr euer Herz nicht erzittern fühlen. Was wißt ihr von dem geheimnisvollen Schauern stiller Nächte, wenn der Jäger ausgezogen ist, den brüllenden König der Wälder zu beschleichen; was von der Magie glanzvoller Mondnächte, wenn er am Waldessaum auf das Edelwild lauert; was von der fiebernden Erwartung, wenn er bei dem Dämmerlicht eines Frühlingsmorgens den balzenden Auerhahn anspringt?! Werdet fromme Mönche, gottesfürchtige Priester, ihr Scholaren vom Kloster Neustift! Und seid darum nicht beneidet von einem, der tausendmal glücklicher ist in Feld und Wald, unter dem freien Himmelsdom, als ihr in eueren heiligen Hallen, unter Baldachin und auf Bischofssitzen, über die Seelen von Völkern gebietend.

* * *

Das ist dieses Jahr ein glanzvoller Herbst! Wie ein Königsmantel, funkelnd und flammend, liegt die Herbstpracht über unser Bergland ausgebreitet. Judith bewohnt noch immer den Alphof und — ich gehe auf der Plose noch immer Berghasen und Schneehühner jagen. Da jedoch auf dem Platterhofe die jungen Marillenbäume angepflanzt werden müssen, so steigt die Herrin zu ihrem Herrensitz gewiß bald hinab. Über tausend Stück schlanke Fruchtbäumlein sollen eingesetzt werden, als müßte der Platterhof ganz Tirol mit dem süßen, schönfarbigen Obst versorgen. Zu Hause wird mehr als je gespart und alles Ersparte — es wird wenig genug sein — nach der Kaiserstadt geschickt, wo der älteste junge Graf von Enna „standesgemäß“ erzogen werden muß. Und ich sollte mir in meinen wilden Haarwuchs die Tonsur scheren lassen!

Meine süße Mutter, mein gestrenger Herr Vater, seht doch nur diesen Wirrwarr von Locken auf eueres Letztgeborenen Haupt — wie könnte darin wohl ein heiliges Schermesser ein rundes Glatzlein herstellen? Laßt mir doch um Himmels willen das Haar wachsen, wie es der Himmel mir wachsen ließ.

(Fortsetzung folgt)



Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor

Der Knauser entschuldigt sich nicht selten mit der Redensart: „Ich konnte ihm doch nicht Geld anbieten“. Warum denn nicht? Es kommt nur auf die Größe der Summe an. Auch Fürsten nehmen Geld von den Völkern.

*

Weihnachtsgaben an Arme solltest du nur durch deine Kinder spenden lassen. Du ersparst so dem Empfänger jede Demütigung und bildest das kleine selbstsüchtige Kinderherz zum opferfreudigen Menschenherzen.

*

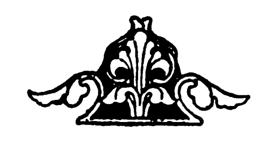
Gemeine Naturen werden nur durch Massenelend zum Spenden angetrieben; der Edle erbarmt sich auch des Einzelnen, der im stillen darbt und leidet.

*

Der Zweck muß oft genug die Mittel heiligen, selbst das Mittel der Wohltätigkeits-Bazare und Festlichkeiten, sonst wären die Unkosten solcher Veranstaltungen ein schmählicher Raub an dem für die Armen bestimmten Ertrage.

*

Die gedankenlose Spende ist oft nur das wertlose Produkt der Unlustscheu. Willst du wirksam spenden, so mußt du zu helfen suchen; dazu braucht es aber des Nachdenkens.





Eine Krisis der Kulturwelt

Von Karl Jentsch

Der Streit der Städter mit den Landwirten um den Fleischpreis wird für Parteizwecke ausgebeutet, die mit den Lebensinteressen der beteiligten Stände nichts zu schaffen haben, und niemand scheint daran zu denken, daß der hohe Fleischpreis Symptom eines kritischen Stadiums ist, das die Bevölkerung der gesamten Kulturwelt erreicht hat. — Die Preisbildung für landwirtschaftliche Erzeugnisse erfolgt in einem Prozesse, zu dem sich mehrere Entwicklungsreihen verschlingen. Während zunehmende Volksdichtigkeit und fortschreitende Technik die Industrieerzeugnisse stetig vermehren und verbilligen — ihre Menge kann, genügend Rohmaterial vorausgesetzt, willkürlich ins Unendliche vermehrt werden — bleibt die Erdoberfläche unveränderlich und muß darum desto höher im Preise steigen, je mehr Menschen sich darein zu teilen haben. Dasselbe gilt von den Bodenerzeugnissen mit der Einschränkung, daß auch sie zwar durch fortschreitende Technik vermehrt werden können, aber nicht in demselben Maße wie die gewerblichen, daß also der preissteigernden Ursache eine verbilligende entgegenwirkt, ohne jene völlig unwirksam zu machen. Wozu kommt, daß nach vollständiger Besiedlung eines Landes dessen Landwirtschaft einen weiteren Bevölkerungszufluß nicht mehr aufzunehmen vermag, der Zuwachs demnach in die Gewerbe und die freien Berufe strömen muß, so daß die landwirtschaftliche einen immer kleineren Prozentsatz der Gesamtbevölkerung ausmacht. Während im Mittelalter zehn deutsche Bauern außer sich selbst höchstens *einen* Städter zu ernähren hatten, im Anfange des 19. Jahrhunderts noch vier landwirtschaftlich Arbeitende auf einen Gewerbearbeiter kamen, soll jetzt jede landwirtschaftliche Familie Nahrungsmittel für zwei städtische oder industrielle schaffen. Der heutige Reichtum kann demnach nicht in einer mit der früheren verglichen größeren Nahrungsmittelmenge bestehen, — höchste Achtung gebührt der Landwirtschaft schon, wenn sie so viel liefert, daß die Masse der industriellen Bevölkerung nicht gradezu hungert — sondern nur in der größeren Menge von gewerblichen Erzeugnissen, Bequemlichkeiten und Kulturgütern. Es versteht sich also von selbst, daß die Nahrungsmittel mindestens in demselben Maße teurer werden wie die Wohnung und solche gewerbliche Erzeugnisse, bei deren Preisbestimmung der Rohstoff eine bedeutende Rolle spielt, wie Schuhe und Tuchkleider.

Ein abgesperrtes Land müßte bei einer bestimmten Kopfzahl dem Verhängnis erliegen, das Malthus als Naturgesetz verkündigt hat. Allerdings hat er die Bevölkerungskapazität viel zu niedrig angeschlagen, aber das englische Volk wenigstens würde bei seiner heutigen Kopfzahl verhungern, wenn es nicht vom Auslande, hauptsächlich von Nordamerika, ernährt würde. Reicht die landwirtschaftliche Produktion des eignen Landes nicht mehr aus, so ermuntert der hohe Korn- und Fleischpreis die heimischen Landwirte zur Steigerung der Produktion, die der Agrarstaaten zum Export in das übervölkerte Land. Der Korn- und Viehpreis fällt in diesem, seine auf teurem Boden wirtschaftenden Landwirte sehen sich in ihrer Existenz bedroht, schreien um Hilfe, diese wird ihnen durch Zollschutz gewährt, und sie können nun bei erhöhtem Reinertrag wieder mehr Kapital und Arbeit in den Boden und in die Ställe stecken. Unsre deutschen Landwirte haben das getan, und was sie leisten, verdient dankbare Bewunderung; denn sie befriedigen der Hauptsache nach — was bei uns an Lebensmitteln mehr ein- als ausgeführt wird, fällt wenig ins Gewicht — immer noch das Nahrungsbedürfnis des deutschen Volkes, obwohl dieses jährlich um 800 000 Köpfe wächst, von denen nur ein kleiner Teil der Zahl der Ernährer, die überwiegende Mehrheit der Armee der Verzehrer zufällt. Vor dreißig Jahren haben die Freihändler die klagenden Landwirte belehrt: die Landwirtschaft ist ein Gewerbe gleich allen andern Gewerben; verstündet ihr es und wäret ihr tüchtig, so hättet ihr nicht zu klagen. Jetzt, wo der Landwirt sein Gewerbe versteht und (allerdings mit einer Staatshilfe, die aber dem Fabrikanten in demselben Maße und in derselben Weise zuteil wird) auf hohen Reinertrag hinarbeitet, wird ihm von links zugerufen: die Landwirtschaft ist keineswegs ein Gewerbe wie alle andern Gewerbe; wenn Hosenknöpfe teurer werden, so schmerzt uns das nicht, aber mit Nahrungsmitteln verhält es sich ganz anders; ihr seid verpflichtet, uns Brot und Fleisch wohlfeil zu liefern. Daß wir ohne neue Hosenknöpfe sehr gut ein ganzes Jahr, ohne Nahrungsmittel nicht eine Woche leben können, ist richtig, aber wenn man die Landwirte verpflichten will, diese uns unter allen Umständen wohlfeil zu liefern, muß man sie aus unsrer kapitalistisch-individualistischen Wirtschaftsordnung herausheben, die den Gutsbesitzer so gut wie den Fabrikanten und den Kaufmann zum Bankrott verurteilt, wenn seine Ausgaben die Einnahmen übersteigen. Um die Versorgung des Volkes mit Lebensmitteln von der Marktkonjunktur unabhängig zu machen, müßte man sie einer Behörde übertragen, die Landwirtschaft und Lebensmittelhandel durch besoldete Beamte betreiben ließe. Würden Bebel und Genossen sich zur Leitung der res frumentaria für sechzig Millionen Menschen bereit finden lassen? Dazu sind sie viel zu gescheit; sie wissen ganz genau, daß sie schon vor Ablauf des ersten Jahres ihrer Amtsführung von den erbitterten Volksmassen totgeschlagen werden würden. Den Bund der Landwirte habe ich in den ersten Jahren seiner Agitation bekämpft, weil er die Not der Gutsbesitzer übertrieb (freilich, welcher Berufsstand übertreibt nicht seine Nöte?), weil er falsche Rentabilitätsberechnungen verbreitete, den gutmütigen Bauern allzuviel kapitalistischen Geschäftsgeist anerzog, und weil seine agrarischen Theoretiker für die damaligen niedrigen Preise unsinnigerweise die Börse und die Goldwährung verantwortlich machten. Auch glaubte ich nicht, daß die Landwirte, wie ihre Wortführer versprachen, bei

besseren Preisen imstande sein würden, durch Ertragsteigerung unsern Bedarf zu decken. In dieser Beziehung, muß ich bekennen, habe ich mich geirrt; dank der Preissteigerung (die nicht etwa alleinige Wirkung des Schutzzolls war; sie war international und rührte daher, daß die Welt produktion mit der Volksvermehrung nicht gleichen Schritt hielt) konnten unsre Landwirte den Ernteertrag und ihre Viehbestände in erstaunlichem Maße vermehren. (Die Zahl der Viehhäupter ist seit 1871 gewachsen: in Ungarn um 9, in Österreich um 17, in Großbritannien um 20, in Frankreich um 22, im Deutschen Reiche um 37 %. Die Zunahme an Fleisch ist aber noch weit größer als die an Häuptern, weil rationelle Zucht die Schlachtviehstücke viel schwerer gemacht hat.) Unter diesen Umständen muß man befürchten, daß Aufhebung oder bedeutende Verminderung des Zollschutzes die Volksernährung gefährden würde.

Zur Preissteigerung wirken noch zwei andre Ursachen mit. Erstens die starke Goldproduktion, die das Geldmetall entwertet und dadurch die Preise aller Waren erhöht, sogar die der gewerblichen Erzeugnisse. Waren, in denen große Mengen heimischen Rohmaterials stecken, wie Tuchkleider und Schuhe, unterliegen dem für die Landwirtschaft aufgezeigten Gesetze. Die zweite Ursache ist die Erhöhung der Besoldungen und der Arbeitslöhne, die durch die Vermehrung des (wie oben gesagt wurde, aus Kunsterzeugnissen und Kulturgütern bestehenden) Nationalreichtums und der Zahlungsmittel möglich, und durch die Steigerung der Lebensmittelpreise notwendig wird. Aber die Einkommensteigerung steigert nun ihrerseits wieder die Lebensmittelpreise, namentlich den Preis von Fleisch, Butter und Eiern. Denn die Ärmeren, welche die Masse des Volkes ausmachen, verwenden zunächst einen Teil der Einkommenerhöhung auf reichlichere und bessere Ernährung und treiben durch stärkeren Fleischkonsum, also verstärkte Nachfrage, besonders den Fleischpreis in die Höhe. Bei allem Geschrei der letzten Jahre über die Fleischteuerung ist der Fleischkonsum stetig gestiegen. 1873 kamen in England schon 40 bis 50 Kilo jährlich auf den Kopf, in Deutschland nur 28; heute haben wir mit 55 Kilo England nicht bloß eingeholt, sondern überholt. Während die Bevölkerung Deutschlands — ohne nennenswerte Vermehrung der in der Landwirtschaft Arbeitenden — von 40 auf 60 Millionen gestiegen ist, hat sich die Fleischration nicht, wie man fürchten dürfte, vermindert, sondern beinahe verdoppelt. Aber daß die städtischen Konsumenten für die erhöhte Leistung auch entsprechend bezahlen müssen, ist doch ganz natürlich; Wohnung, ein Maßanzug aus Tuch und Stiefel kosten auch doppelt so viel wie vor vierzig Jahren, und der Landwirt muß sowohl die menschliche Arbeitskraft wie die Maschinen und alle Kulturbedürfnisse höher bezahlen; wie kommt er dazu, allein von allen an der Steigerung des Nationalreichtums nicht teilnehmen, sondern darunter leiden zu sollen?

Die Agrarier irren sich jedoch, wenn sie glauben, die von der Volksvermehrung und dem technischen Fortschritt (vom Kulturfortschritt, pflegt man kurz zu sagen) erzwungene und ermöglichte Steigerung der Boden- und Nahrungsmittelpreise könne in infinitum so fortgehn. Einmal hat die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft doch ihre Grenzen. Die Vermehrung des Ernteertrages durch verbesserte Düngung, teure Menschen- und Maschinenarbeit und kostspielige Experimente erfordert

Kapitalaufwendungen, die den Reinertrag zu verschlingen drohen, und die Fleischproduktion wird von den immer verheerender wütenden Viehseuchen bedroht. Vor zwanzig Jahren wagte ich die Vermutung, diese Seuchen würden nicht eingeschleppt — die Einschleppungsgefahr werde nur von den Agrariern als ein willkommener Vorwand für die Grenzsperre benutzt —, sondern entstünden endemisch durch die unnatürliche Lebensweise, zu der die rationelle Züchtung und Mästung die Tiere verurteilt. Das Alpenvieh, das im Freien weidet, ist gesund; die Tiere der englischen und der deutschen Züchter bleiben in den Stall gesperrt und werden überfüttert, man macht aus ihnen, besonders aus den Schweinen, unförmliche Fettklumpen mit kurzen, dünnen Beinchen. Die organische Natur läßt sich vom Menschen nicht so willkürlich behandeln wie die unorganische; vergewaltigt, rächt sie sich. Jetzt nun hat in der Nummer 448 der „Münchener Neuesten Nachrichten" ein Agrarpolitiker, Dr. Rudolf Leonhard, als erwiesene Tatsache vorgetragen, was ich nur vermutet hatte. Die Infektionskeime seien überall vorhanden, aber sie würden nur in den Individuen wirksam, denen die Gesundheit und damit die Widerstandskraft fehle; das sei bei den animalischen Kunstprodukten der rationellen Züchtung und Mästung der Fall. Außerdem hebt er hervor, daß das übertriebene Abmelken der Kühe den Kälbern die Muttermilch raubt und dadurch den Rindviehbestand gefährdet. Also die Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft scheint an ihrer Grenze angelangt zu sein, und bei weiterer Volksvermehrung müßten die Lebensmittelpreise eine Höhe erreichen, die — vorläufig ist das noch nicht der Fall — dem Unwillen der Konsumenten Berechtigung verleihen und die agrarischen Schutzzölle hinwegfegen würde.

Theoretisch betrachtet, würde Unzulänglichkeit, ja selbst der Untergang unsrer Landwirtschaft die Volksernährung noch nicht gefährden. Solange hunderttausende von Quadratmeilen anbaufähigen Landes teils noch gar nicht, teils noch nicht intensiv ausgenützt werden, braucht das malthusische Gesetz für die Kulturwelt als Ganzes noch nicht wirksam zu werden. (In Beziehung auf Brot nämlich. Das oben über die Viehzucht Gesagte jedoch ist noch dahin zu ergänzen, daß zunehmende Volksdichtigkeit allerdings die für Weidewirtschaft verfügbaren Flächen immer mehr einschränkt und zuletzt sogar die Stallfütterung schwierig macht. Ein österreichischer Nationalökonom, Ludwig von Bernuth, hat jüngst ausgeführt, daß der Mensch, wie die Tiere überhaupt, so auch die Nutztiere allmählich verdrängt, und daß, wie das dichtbevölkerte China schon seit langem getan, so auch Europa demnächst auf Großviehhaltung werde verzichten müssen.) In praxi aber steht es so, daß zunächst die bisherige Kornkammer der europäischen Industriestaaten, Nordamerika, durch die liederliche Wirtschaft der großen Republik bedroht wird. Die dortige Landwirtschaft ist Raubbau, und die Trustmagnaten erhöhen die Lebensmittelpreise, während sie zugleich die von ihnen abhängigen Farmer durch schlechte Bezahlung ruinieren und aus dem Lande treiben. Ernteerträge und Viehbestand gehen darum seit einiger Zeit zurück in diesem ungeheuren fruchtbaren Lande, das bei intensiver Kultur statt seiner jetzigen 95 Millionen Einwohner 950 Millionen Menschen ernähren könnte. Wirft sich das Yankeekapital auch auf Argentinien und Kanada, so wird es auch in diesen beiden Ländern, die in zweiter und dritter Linie als Fleisch- und Brotproduzenten in Betracht kommen, die Landwirte zugrunde richten. Außer



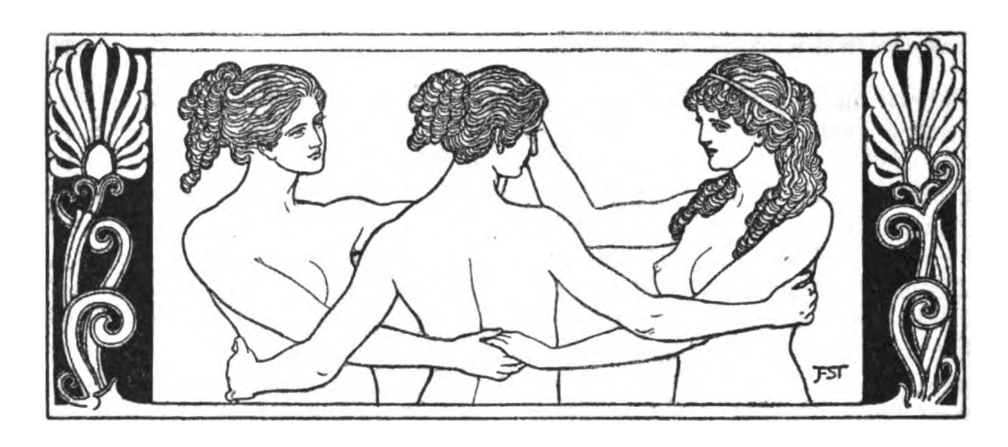
Amerika ist Vorderasien das einzige Gebiet, das, von Europäern besiedelt, Nahrungsmittel für die Ausfuhr liefern könnte. In Europa liegt die Sache so, daß England von importiertem Brote lebt, alle übrigen Staaten zur Not ihre eigene Bevölkerung ernähren; in Frankreich sind die Lebensmittel teurer als bei uns, und Österreich hat sich aus einem Vieh- und Fleischlieferanten in ein Vieheinfuhrland verwandelt, dessen Bevölkerung lauter als die aller andern Staaten über Fleischnot jammert. Unsägliches Unheil droht, wenn sich nicht beizeiten die Regierungen der Kulturstaaten zu einem Bunde vereinigen, der den Schutz der Bodenschätze (auch die mineralischen und die Holzbestände werden durch Raubwirtschaft bedroht) und die Entwicklung der Landwirtschaft in den noch nicht genügend angebauten Ländern in die Hand nimmt.

Würde jedoch auch die Produktion Amerikas durch die Maßregeln eines solchen Bundes auf der Höhe des Weltbedarfs erhalten, so wären wir Deutschen dadurch noch keineswegs von allen Schwierigkeiten und Gefahren erlöst. Die Niederlegung der Zollschranken würde uns zwar Brot bringen, aber unsre Landwirtschaft vernichten, wie die zollfreie Einfuhr die englische nahezu vernichtet hat. Diese konnte, stark geschwächt, bis jetzt noch einigermaßen über Wasser gehalten werden, weil die Farmer Pächter sind, darum nicht an Hypothekenschulden zugrunde gehn können, und weil die Landlords in jeder Krise auf einen Teil des Pachtzinses und zeitweise auf den ganzen verzichteten. Die einen waren dazu imstande, weil sie durch städtische Bodenrente und Bergwerksrente reichlich entschädigt wurden. Andere, die nicht so glücklich sind, städtischen Wohngrund und mineralhaltigen Boden zu besitzen, haben sich, wie wenigstens Toryorgane versichern, dadurch in den Stand gesetzt, daß sie selbst die Gastfreundschaft, die einen Ruhmestitel des englischen Landsquires ausmacht, und daß ihre Frauen und Töchter die althergebrachte Wohltätigkeit und soziale Hilfeleistung einschränkten. Durch den Niedergang der deutschen Landwirtschaft würde aber die Weltproduktion eine ganz andre Einbuße erleiden als durch den der englischen. Den Wert der deutschen 1909er Ernte an Körnerfrüchten und Kartoffeln berechne ich auf nahezu sieben Milliarden Mark; Großbritannien und Irland könnten bei ungeschwächtem Betrieb höchstens die Hälfte erzeugen (tatsächlich erzeugen sie für wenig mehr als eine Milliarde an genannten Früchten). Die Vereinigten Staaten ernteten im Vorjahre für etwas über dreizehn Milliarden (die Kartoffeln vertritt dort der Mais). Deutschland erzeugt also die reichliche Hälfte des amerikanischen Ernteergebnisses, und würde seine Produktion stark vermindert, so würde die amerikanische gewaltiger Anstrengungen bedürfen, den Ausfall zu decken; ehe dieses gelänge, müßte der Weltpreis für Brotfrüchte gewaltig steigen, und auch wir Deutschen würden, trotz zollfreier Einfuhr, die Wirkung dieser Produktionsverminderung zu fühlen bekommen. Rechnen wir zu den Körnerfrüchten und Kartoffeln noch Fleisch, Milch und Zucker hinzu, so bringe ich dreizehneinhalb Milliarden als Wert unsrer landwirtschaftlichen Jahresproduktion heraus. Dazu kommen dann noch Geflügel, Eier, Obst, Gemüse, Wein, deren Wert ich nicht zu schätzen vermag. Die Pferde fallen ja als Nahrungsmittel glücklicherweise noch nicht ins Gewicht, aber sie sind doch nützliche und vorläufig noch unentbehrliche Erzeugnisse der Landwirtschaft. Jedenfalls machen die Produkte unsrer heimischen Landwirtschaft ungefähr die Hälfte unsres National-

einkommens aus, das vor einigen Jahren auf fünfundzwanzig Milliarden Mark geschätzt wurde, und zwar die wichtigste und wertvollste, die schlechthin unentbehrliche Hälfte. Von der andern, aus Industrieerzeugnissen und Kulturmitteln bestehenden Hälfte kommen den Nahrungsmitteln in Wert und Wichtigkeit nur die Mineralien und das Holz nahe. Dieses aber ist ein Produkt der Forstwirtschaft, die einen Bestandteil der fiskalischen und gutsherrschaftlichen Landwirtschaft bildet. Mit der Forstwirtschaft hängt der Wildschutz zusammen, der einen nicht ganz unbeträchtlichen Beitrag zur Volksernährung liefert. (In den Vereinigten Staaten sind die Wälder zum größeren Teil und der reiche Wildbestand fast ganz, höchst freventlich vernichtet worden.) Außerdem erzeugt die Landwirtschaft Wolle, Hanf, Flachs, Rapsöl, Tabak und andre kleinere Bestandteile der eben als nicht unbedingt notwendig charakterisierten Hälfte des Nationaleinkommens. (Gewöhnlich wird auch die städtische Bodenrente zum Nationaleinkommen gerechnet, die zwar individuelles Einkommen, für die Mehrheit des Volkes aber eine Last ist.)

Und nun das allerwichtigste! Es handelt sich keineswegs bloß um Produkte, sondern vor allem um den Menschen. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Soll er als Mensch leben, so braucht er Arbeit, und zwar eine sein Gedeihen fördernde Arbeit und ein eben solches Milieu. Die landwirtschaftliche Arbeit und das ländliche Milieu aber sind die für Leib, Seele, Gemüt und Charakter gesündesten, und auf der landwirtschaftlichen Bevölkerung hauptsächlich beruht auch unsre Wehrkraft; großstädtische Apachen sind keine geeigneten Bausteine weder für den Grenzschutz noch für das Staatsgebäude. Auch nützt der etwa noch vorhandene jungfräuliche oder noch nicht intensiv bebaute Boden nichts, wenn keine Hände mehr vorhanden sind für seine Kultur; eine vollständig industrialisierte und verstädterte Bevölkerung aber liefert weder brauchbare Hände noch willige Seelen mehr. Würde den Engländern heute ein zweites Amerika zur Verfügung gestellt, sie hätten keine Hände mehr, die willig und fähig wären, noch einmal Neuenglandstaaten zu gründen. Darum muß sich mit der ersten internationalen Aktion eine zweite verbinden. Beizeiten, ehe die landwirtschaftliche Bevölkerung des alten Europas vollends abstirbt, muß für regelmäßigen Abfluß des europäischen Überflusses nach Amerika (und vielleicht nach Vorderasien) gesorgt werden. Hierdurch würde dieser landwirtschaftlichen Bevölkerung nicht allein die Möglichkeit gewährt, sich auf Neuland zu verjüngen und frische kräftige Sprossen hervorzutreiben, es würde ihr — wenigstens gilt das für Deutschland, wo sie noch so ungemein kräftig ist — auch in der Heimat die Existenz gesichert. Die Abnahme der Bevölkerung durch Auswanderung würde den heimischen Bodenpreis ermäßigen, und auf dem wohlfeiler gewordenen Boden vermöchten unsre Landwirte die amerikanische Konkurrenz auszuhalten, die übrigens gleichzeitig durch die starke Zunahme der amerikanischen Bevölkerung vermindert werden würde. Solchergestalt wäre in Deutschland beides gesichert: die durch Verminderung der städtischen Bevölkerung erleichterte Volksernährung und die Erhaltung des Bauernstandes. Selbstverständlich müßte der Prozeß mit großer Vorsicht geleitet und ein zu rasches, Katastrophen heraufbeschwörendes Tempo vermieden werden.





Die Nützlichkeit der Künstler

Ein Gespräch mit Auguste Rodin

Veröffentlicht von Paul Gsell

I.

Am Tage vor der Eröffnung begegnete ich Auguste Rodin in der Ausstellung der Société Nationale. Er war von zweien seiner Schüler begleitet, die selbst bereits unter die Meister gegangen sind: von dem ausgezeichneten Bildhauer Bourdelle, der dieses Jahr einen rasenden Herakles ausgestellt hat, wie er die Vögel vom Stymphalischen See mit seinen Pfeilen durchbohrt, und von Despiau, der Büsten von auserlesener Arbeit modelliert.

Alle drei standen vor einem Bilde des Gottes Pan, den Bourdelle in seiner Künstlerlaune mit den bildgetreuen Zügen Rodins ausgemeißelt hat. Der Schöpfer des Werkes entschuldigte sich, daß er zwei kleine Hörner an der Stirn des Meisters angebracht habe. Darauf versetzte Rodin lachend: „Das mußten Sie schon tun, da Sie ja Pan darstellen wollten. Übrigens hat Michelangelo seinem Moses ähnliche Hörner gegeben. Sie sind das Sinnbild der Allmacht und der Allweisheit, und ich fühle mich ganz gewißlich sehr geschmeichelt, daß ich durch Ihre Bemühungen auch damit ausgestattet worden bin.“

Da es Mittag war, lud uns der Meister zum Essen in einem Restaurant der Nachbarschaft ein.

Wir gingen fort.

Wir waren auf der Avenue des Champs-Élysées. Unter dem jungen, lebhaftgrünen Blätterdache der Kastanienbäume glitten die Automobile und die Equipagen in glitzernden Reihen dahin. Der Pariser Luxus erstrahlte in seinem leuchtendsten und bezauberndsten Rahmen.

„Wo werden wir essen?“ fragte Bourdelle mit einem Ausdrucke komischer Ängstlichkeit. „In den Restaurants dieser Himmelsstriche wird man gewöhnlich von Oberkellnern im Frack bedient, und das kann ich nun gleich gar nicht leiden: diese Herren bringen mich aus der Fassung. Meiner Ansicht nach brauchten wir irgendein empfehlenswertes Kutscherlokal.“

Da erwiderte ihm Despiau: „Man ißt in der Tat besser dort als in prunkvollen Etablissements, wo die Gerichte sophistisch zusammengekünstelt sind. Und das ist sicherlich auch der geheime Hintergedanke Bourdelles, denn die zur Schau getragene Bescheidenheit seines Geschmackes ist in Wirklichkeit nichts anderes als Feinschmeckerei.“

Rodin, der mit allem zufrieden ist, ließ sich von ihnen zu einem kleinen Traiteur leiten, der in einer Straße unweit der Champs-Élysées ein verstecktes Dasein führte. Dort wählten wir eine passende Ecke und richteten uns da sogleich häuslich ein.

Despiau ist stets zu leichtem Scherz geneigt und liebt es, unschuldige Sticheleien im Munde zu führen. Er sagte zu Bourdelle, indem er ihm ein Gericht reichte: „Bediene dich, Bourdelle, wenn du es auch nicht verdienst, daß du ernährt wirst; denn du bist ein Künstler, d. h. ein unnützes Wesen.“

„Ich verzeihe dir diese Bosheit,“ erwiderte Bourdelle, „du nimmst ja doch die Hälfte davon auf dich.“

Ohne Zweifel machte er eben eine vorübergehende pessimistische Krisis durch, denn er fügte hinzu: „Ich will dir übrigens nicht widersprechen. Es ist schon wahr, daß wir zu nichts gut sind.

Wenn ich an meinen Vater denke, der ein Steinschneider war, da sage ich mir immer: D e r übte doch wenigstens ein für die Gesellschaft nützliches Handwerk aus. Er machte das Baumaterial zurecht, von dem die Wohnungen der Menschen gebaut werden. Ich sehe ihn noch vor mir, meinen guten Alten, wie er Sommer und Winter hindurch auf den Bauplätzen trotz allem Winde gewissenhaft seine Steinblöcke zurechtsägte. Er war ein derber Arbeiter, wie es kaum noch welche gibt.

Aber ich ..., aber wir ...? Welche Dienste leisten wir denn unseren Mitmenschen? Wir sind Gaukler, Taschenspieler, launenhafte Geschöpfe und amüsieren das Publikum auf den Jahrmarktsplätzen. Man hält es kaum für der Mühe wert, sich für unsere Bestrebungen zu interessieren. Nur wenig Leute sind imstande, sie zu verstehen. Und ich weiß nicht, ob wir denn auch wirklich ihres Wohlwollens würdig sind, denn die Welt könnte recht gut auch ohne uns bestehen.“

II.

Darauf bemerkte Rodin: „Ich meine, daß unser Bourdelle nicht ein Wort von dem denkt, was er da sagt. I c h habe eine Meinung darüber, die ganz das Gegenteil von der ist, die er ausspricht. Ich glaube, daß die Künstler die nützlichsten aller Menschen sind.“

Bourdelle begann zu lachen: „Das kommt davon, weil Sie die Liebe zu Ihrem Berufe blind macht!“

„Ganz und gar nicht! Denn mein Urteil stützt sich auf sehr stichhaltige Gründe, die ich Ihnen mitteilen könnte.“

„Ich wünsche von Herzen, sie kennen zu lernen, Meister.“

„Gut; aber nehmen Sie zunächst ein wenig von dem Beaune, den unser Wirt uns empfiehlt. Er wird Sie in eine bessere Disposition versetzen, um mich zu verstehen.“

Und als er uns zu trinken eingeschenkt hatte, begann er: „Eine erste Bemerkung: Haben Sie schon darüber nachgedacht, daß in der modernen Gesellschaft die Künstler, ich will sagen, die wahren Künstler, fast die einzigen Menschen sind, die ihrem Berufe mit Vergnügen nachgehen?"

„Es ist gewiß," versetzte Bourdelle, „daß die Arbeit unsere ganze Freude, unser ganzes Leben ist ...; aber das bedeutet doch noch nicht ..."

„Warten Sie! Was unsern Zeitgenossen am meisten fehlt, ist, wie es mir scheint, die Liebe zu ihrem Berufe. Nur mit Widerwillen erfüllen sie ihre Aufgabe. Sie pfuschen sie absichtlich zusammen. Das ist überall dasselbe Elend, auf der ganzen sozialen Stufenleiter, von oben bis unten.

Die Politiker fassen bei ihren Amtsverrichtungen nur die materiellen Vorteile, die sie daraus ziehen können, ins Auge und scheinen die Befriedigung nicht zu kennen, die die großen Staatsmänner von ehemals empfanden, wenn sie die Angelegenheiten ihres Landes mit Geschick leiteten. Die Industriellen suchen, anstatt die Ehre ihrer Waren aufrechtzuerhalten, nur noch so viel Geld wie möglich zu verdienen, und fälschen deshalb ihre Produkte. Die Arbeiter, die ein mehr oder weniger berechtigter Haß gegen ihre Brotherren beseelt, pfuschen ihre Arbeit zusammen.

Fast alle Menschen von heute scheinen die Arbeit als eine abscheuliche Notwendigkeit zu betrachten, als eine verwünschte Frone, während sie doch als unser Daseinsgrund und unser Glück angesehen werden sollte.

Man muß übrigens nicht glauben, daß dem immer so gewesen sei. Die meisten Gegenstände, die uns aus der Zeit des alten Régime geblieben sind, Möbel, Werkzeuge, Stoffe usw., deuten auf eine große Gewissenhaftigkeit bei denen hin, die sie hergestellt haben.

Der Mensch arbeitet ebensogern gut wie schlecht; ich glaube sogar, daß ihm die erstere Art in höherem Grade zusagt, indem sie seiner Natur angemessener ist. Doch er hört bald auf gute, bald auf böse Ratschläge, und gegenwärtig gewährt er den bösen den Vorzug.

Und doch, um wieviel glücklicher würde die Menschheit sein, wenn die Arbeit für sie das Ziel des Daseins wäre, anstatt dessen Lösegeld zu sein.

Damit sich diese wunderbare Umwandlung vollzöge, würde es genügen, daß alle Menschen dem Beispiele der Künstler folgten, oder besser: daß sie alle selber Künstler würden; denn das Wort Künstler bedeutet in seiner weitesten Auffassung für mich alle die, die an dem, was sie tun, Vergnügen finden. Es wäre zu wünschen, daß es auf diese Weise in allen Berufen Künstler gäbe: Künstler-Zimmerleute, die glücklich wären, geschickt die Zapfen in die Zapfenlöcher zu fügen, Künstler-Maurer, die den Gips mit Liebe anrührten, Künstler-Kutscher, die stolz darauf wären, ihre Pferde gut zu behandeln und die Fußgänger nicht zu überfahren. Das würde eine wunderbare Gesellschaft geben, nicht wahr?

Sie sehen also, wie wunderbar fruchtbar die den anderen Menschen von den Künstlern gegebene Lehre werden könnte."

„Wohl gesprochen!" bemerkte Despiau. „Ich nehme mein Wort zurück und ich erkenne an, daß du deine Nahrung verdienst. Nimm nocheinmal von dem Spargel, bitte."

Vor dem Schulgang



Jean Baptiste S. Chardin

(Mit Genehmigung des Verlags Grauert & Zink in Berlin)

III.

Darauf wandte ich mich an Rodin: „Meister,“ sagte ich zu ihm, „Sie haben ohne Zweifel die Gabe der Überredung.

Doch was hat es schließlich für einen Sinn, die Nützlichkeit der Künstler zu beweisen? Ihre Leidenschaft für die Arbeit könnte gewiß, wie Sie das eben gezeigt haben, ein wohltätiges Beispiel sein. Aber ist nicht die Arbeit, die Sie ausführen, im Grunde genommen nutzlos, und ist es nicht gerade das, was den Wert der Kunst in unseren Augen ausmacht?“

„Wie verstehen Sie das?“

„Ich will sagen, daß die Kunstwerke zum großen Glücke nicht mit zu den nützlichen Dingen zählen, d. h. zu denen, die dazu dienen, uns zu nähren, uns zu kleiden, uns Obdach zu gewähren, mit einem Worte: unsere körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Denn sie entreißen uns, ganz im Gegenteil, der Sklaverei des praktischen Lebens und eröffnen uns die zauberhafte Welt der beschaulichen Betrachtung und des Traumes.“

„Mein lieber Freund, man täuscht sich für gewöhnlich gründlich über das, was nützlich ist, und was es nicht ist.

Man möge all das nützlich nennen, was den Notwendigkeiten des materiellen Lebens entspricht: ich will dem beistimmen.

Heute betrachtet man übrigens in gleicher Weise auch den Reichtum als nützlich, den man, nur um damit zu protzen und den Neid anderer zu erregen, zur Schau stellt: und dieser Reichtum ist doch nicht nur unnütz, sondern er ist sogar schädlich.

Was mich angeht, so nenne ich all das nützlich, was uns das Glück verleiht. Nun gibt es aber nichts in der Welt, was uns glücklicher machte als die beschauliche Betrachtung und der Traum. Das vergißt man in unseren Tagen zu sehr. Der Mensch, der, ohne den Zustand der Hilflosigkeit befürchten zu müssen, die unzähligen Wunder weise genießt, denen seine Augen und sein Geist jeden Augenblick begegnen, wandelt wie ein Gott über die Erde hin. Er berauscht sich an der Bewunderung der schönen, kraftvollen Geschöpfe, die rings um ihn herum ihre zitternde Glut entfalten, der stolzen Vertreter der menschlichen Art und der Tierrassen, der jugendlichen Muskulaturen im Spiele der Bewegung, bewundernswürdiger lebender Maschinen, geschmeidiger, schlanker und nerviger Gestalten; er geht im Hochgefühle seiner Freude über die Hügel und durch die Täler hin, wo sich der Frühling in wundervollen grünen und blütenreichen Festen, in Weihrauchdüften, im Summen der Bienen, im Flügelschlage und in Liebesliedern verschwendet; er gerät in Ekstase über die silbernen Falten, die einander auf dem Spiegel der Flüsse folgen und zu lächeln scheinen; er gerät in Entzücken, wenn er die Anstrengungen sieht, die Apollo, der Gott des Goldes, macht, um die Wolken zu verjagen, die die Erde im Lenze zwischen sich und ihm erhebt, wie eine keusche Geliebte, die sich zu entschleiern zögert.

Welcher Sterbliche ist glücklicher als er? Und da es die Kunst ist, die uns das lehrt, die uns dazu verhilft, solche Genüsse zu kosten, wer wird dann leugnen wollen, daß sie uns unendlich nützlich ist?

Aber es handelt sich nicht nur um geistige Hochgenüsse. Es handelt sich um noch viel mehr. Die Kunst zeigt den Menschen ihren Daseinszweck, sie enthüllt

ihnen den Sinn des Lebens, sie klärt sie über ihre Bestimmung auf und wird ihnen infolgedessen zur Wegweiserin in ihrer Existenz.

Als Tizian eine wunderbar aristokratische Gesellschaft malte, wo jede Person den Stolz auf ihre Intelligenz, ihre Autorität und ihren Reichtum auf ihrem Gesicht geschrieben, in ihren Zügen ausgedrückt und in ihrem Kostüme angezeigt trug, stellte er den Patriziern in Venedig das Ideal vor Augen, das sie am liebsten hätten verwirklichen wollen.

Als Poussin seine Landschaften komponierte, in denen die Vernunft zu regieren scheint — so klar und majestätisch ist ihre Anordnung —, als Puget die Muskeln seiner Helden schwellen ließ, als Watteau seine reizenden, melancholischen Verliebten unter geheimnisvollen Schatten barg, als Houdon Voltaire lächelnd und die jagende Diana leicht dahineilend darstellte, als Rude, indem er seine „Marseillaise" bildete, Greise und Kinder für das Vaterland zur Hilfe herbeirief, da polierten jene großen französischen Meister abwechselnd jeder eine der Facetten unserer Volksseele, der eine die Ordnungsliebe, der andere die Energie, ein anderer die Eleganz, wieder ein anderer den Geist, noch ein anderer den Heldenmut, alle die Lebensfreude und die Lust des freien Handelns, und sie erhielten bei ihren Landsleuten die Eigenschaften aufrecht, die unsere Rasse auszeichnen.

Hat sich nicht Puvis de Chavanne, der größte Künstler unserer Zeit, die sanfte Heiterkeit des Daseins über uns auszugießen bemüht, nach der wir alle streben? Seine erhabenen Landschaften, wo die geheiligte Natur eine liebende, weise, hehre und doch zugleich einfache Menschheit auf ihren Brüsten zu wiegen scheint — sind sie etwa nicht bewunderungswürdige Lehren für uns? Beistand für die Schwachen, Liebe zur Arbeit, treue Ergebenheit, Achtung vor dem hohen Gedanken, allem hat er Ausdruck verliehen, jener unvergleichliche Geist! Er ist ein wunderbares Licht über unserer Zeit. Es genügt, eines seiner Meisterwerke zu betrachten, die ‚Sainte Géneviève', sein ‚Bois sacré' in der Sorbonne oder auch sein prächtiges Gemälde: ‚Hommage à Victor Hugo' im Treppenhause des Hôtel de Ville, um sich edler Handlungen fähig zu fühlen.

Die Künstler und die Denker sind wie unendlich feingestimmte und klangreiche Leiern. Und die Schwingungen, die die Umstände jeder einzelnen Epoche auf ihnen entstehen lassen, setzen sich bei allen anderen Sterblichen fort.

Ohne Zweifel sind die Menschen selten, die außergewöhnlich schöne Kunstwerke zu genießen imstande sind, und diese werden übrigens in den Museen oder auf den öffentlichen Plätzen nur von einer beschränkten Anzahl von Beschauern betrachtet. Allein die Gefühle, die sie enthalten, dringen schließlich doch nicht weniger in die Menge ein. Nach den Genies nehmen andere Künstler von weniger großer Geisteskraft in der Tat die Konzeptionen der Meister wieder auf und verbreiten sie im Volke; die Schriftsteller werden von den Malern beeinflußt und diese von den Publizisten: es ist ein fortwährender Austausch von Gedanken zwischen allen Gehirnen einer Nation vorhanden; die Journalisten, die volkstümlichen Romanschriftsteller, die Illustratoren und Bilderzeichner machen der Menge die Wahrheiten erreichbar, die gewaltige Geister entdeckt haben. Es ist das wie ein geistiges Rieseln, wie ein Sprudeln, das sich in vielfachen Kaskaden herab ergießt, bis es schließlich den breiten Wasserfall bildet, der die Gedankenwelt unserer Zeit darstellt.

Man darf nicht sagen, wie man das gewöhnlich tut, daß die Künstler weiter nichts leisten, als die Gefühle ihrer Umgebung widerzuspiegeln. Das würde schon viel sein. Denn es ist nicht unangebracht, den anderen Menschen einen Spiegel vorzuhalten, um ihnen zu helfen, sich selbst zu erkennen. Aber sie tun noch mehr. Gewiß schöpfen sie reichlich aus dem gemeinsamen, von der Überlieferung aufgehäuften Reichtume, aber sie vermehren diesen Schatz auch. Sie sind in Wahrheit Erfinder und Wegweiser.

Um sich davon zu überzeugen, genügt es, zu beobachten, daß die Mehrzahl der Meister, und bisweilen um vieles, der Zeit vorausgegangen sind, in der ihre Inspiration zum Triumphe gelangt ist. Poussin hat unter Ludwig XIII. eine Anzahl Meisterwerke gemalt, deren edle Regelmäßigkeit den Charakter der darauffolgenden Regierungsperiode vorher anzeigt. Watteau, dessen reizende Nachlässigkeit der ganzen Regierungszeit Ludwigs XV. das Gepräge gegeben zu haben scheint, hat nicht unter diesem Könige gelebt, sondern unter Ludwig XIV. und ist unter dem Regenten gestorben. Chardin und Greuze, die, wie es scheint, eine demokratische Gesellschaft ankündigten, indem sie das bürgerliche Heim verherrlichten, haben unter der Monarchie gelebt. Der mystisch angelegte, sanfte und müde Prud'hon hat mitten unter den tosenden kaiserlichen Fanfaren das Recht zu lieben, sich zu sammeln und zu träumen betont, und er hat sich als ein Vorläufer der Romantiker bestätigt ... Und haben nicht, unserer Zeit näher, Courbet und Millet unter dem zweiten Kaiserreiche die ermüdende Arbeit und die Würde der Klasse unseres Volkes in den Vordergrund gerückt, die seitdem unter der dritten Republik eine solche Vormachtsstellung in der Gesellschaft erreicht hat?

Ich will nicht sagen, daß diese Künstler die großen Zeitströmungen bestimmt haben, in denen man ihren Geist erkennt. Ich sage nur, daß sie unbewußt dazu beigetragen haben, sie zu bilden, ich sage, daß sie zu der geistigen Elite gehört haben, die diese Tendenzen geschaffen hat. Und selbstverständlich setzt sich diese Elite nicht nur aus den Künstlern allein, sondern ebenso aus den Schriftstellern, Philosophen, Romanschriftstellern und Publizisten zusammen.

Was außerdem noch beweist, daß die Meister ihrer Generation neue Ideen und Neigungen entgegenbringen, ist der Umstand, daß sie oft große Mühe haben, um zu erreichen, daß man sie aufnimmt. Bisweilen verbringen sie fast ihr ganzes Leben damit, gegen den alten Schlendrian zu kämpfen. Und je mehr sie Genie besitzen, um so mehr haben sie Aussicht, lange verkannt zu werden. Corot, Courbet, Millet, Puvis de Chavanne — um nur diese zu nennen — haben erst gegen das Ende ihrer Laufbahn einstimmigen Beifall gefunden.

Nicht ungestraft tut man den Menschen Gutes. Zum mindesten haben es die Meister der Kunst durch jenes hartnäckige Bestreben, die menschliche Seele zu bereichern, verdient, daß man ihren Namen nach ihrem Tode heilig hält.

Das ist es, meine Freunde, was ich Ihnen über die Nützlichkeit der Künstler sagen wollte."

IV.

Ich erklärte, daß ich überzeugt sei.

„Ich wollte es auch nur werden," bemerkte Bourdelle seinerseits, „denn ich bete meinen Beruf an, und die Grille, die ich soeben hatte, wurde mir ohne Zweifel

durch eine vorübergehende melancholische Stimmung eingegeben. Oder ich habe vielmehr, von dem Verlangen getrieben, eine Verteidigung meines Berufes zu hören, wie jene koketten Weiber gehandelt, die sich darüber beklagen, daß sie häßlich seien, um Komplimente zu ‚fischen'."

Es folgte ein Stillschweigen von einigen Augenblicken, denn wir dachten an das, was soeben gesprochen worden war. Unser Appetit kam übrigens durchaus zu seinem Rechte, und die Gabeln taten Wunder während dieser Ruhepause.

Darauf fiel es mir ein, daß Rodin in seiner Bescheidenheit sich selbst vergessen hatte, als er auf den geistigen Einfluß der Meister hinwies.

„Sie selbst werden", sagte ich zu ihm, „auf Ihre Zeit einen Einfluß ausgeübt haben, der sich gewiß auf die nächstfolgende Generation ausdehnen wird.

Indem Sie unser inneres Wesen so machtvoll verherrlichten, werden Sie zu der Entwicklung des modernen Lebens nicht wenig beigetragen haben.

In lichtvollerer Weise als je ein anderer Künstler vor Ihnen haben Sie gezeigt, welch ungeheuren Wert ein jeder von uns heutzutage auf seine Gedanken, auf die Gegenstände seiner Liebe, auf seine Träume und oft selbst auf die Verirrungen seiner Leidenschaft legt. Sie haben den Liebesrausch, die jungfräulichen Träumereien, die Wut und das Toben des Begehrens, die schwindelnden Tiefen der Meditation, die Anläufe zur Hoffnung, die Krisen der Niedergeschlagenheit verzeichnet.

Ohne Aufhören haben Sie das geheimnisvolle Gebiet des individuellen Bewußtseins zu erforschen gesucht und haben es immer größer gefunden.

Sie haben die Wahrnehmung gemacht, daß in der Ära, in die wir soeben eintreten, für uns nichts eine ebenso große Wichtigkeit hat als unsere eigenen Gefühle, unsere eigene innere Persönlichkeit. Sie haben gesehen, daß ein jeder von uns, der Mann des Denkens, der Mann der Tat, die Mutter, das junge Mädchen, die Liebende aus ihrer Seele für sich ihr Universum machte. Und diese Veranlagung, die bei uns fast unbewußt war, haben Sie uns selbst enthüllt.

Im Gefolge Victor Hugos, der in der Poesie die Freuden und Leiden der Einzelexistenz verherrlicht, der die Mutter an der Wiege ihres Kindes, den Vater am Grabe seiner Tochter, den Liebenden vor den Dingen, die ihn an sein Glück erinnern, besungen hat, haben Sie in der Plastik die tiefsten, die geheimsten Regungen der Seele zum Ausdruck gebracht.

Und es kann kein Zweifel sein, daß diese mächtige Woge des Individualismus, die über unsere alte Gesellschaft hinweggeht, sie ein wenig verändern wird. Es kann kein Zweifel sein, daß die Menschheit dank den Bemühungen der großen Künstler und der großen Denker, die einen jeden von uns auffordern, sich als ein genügendes Ziel für sich selbst zu betrachten und seinem Herzen nach zu leben, schließlich doch alle die Tyranneien hinwegkehren wird, die noch auf dem Individuum lasten, und die sozialen Ungleichheiten unterdrücken wird, die die einen zu Sklaven der anderen machen, das Weib dem Manne, den Schwachen dem Starken unterjochen.

Sie werden durch die Aufrichtigkeit Ihrer Kunst viel zu einem schnell fortschreitenden Herankommen dieser neuen Ordnung gearbeitet haben."

Darauf bemerkte Bourdelle: „Niemals hat man richtiger gesprochen."

Aber Rodin entgegnete mit einem Lächeln: „Ihre große Freundschaft gewährt mir einen zu schönen Platz unter den Vorkämpfern für den modernen Gedanken. Wahr ist wenigstens das eine, daß ich nützlich zu sein versucht habe, indem ich meine Auffassung von den Wesen und den Dingen so klar als möglich formulierte."

Despiau kostete mit Kennermiene ein Gläschen einer alten Marke. „Ich werde mir die Adresse dieses Restaurants merken!" versetzte er.

„Meiner Treu'," sagte ich zu ihm, „ich würde mich ganz gern hier in Pension geben, wenn Meister Rodin alle Tage herkäme und sich hier mit seinen Schülern unterhielte."

Einen Augenblick darauf ergriff Rodin wiederum das Wort: „Wenn ich unsere Nützlichkeit betont habe und wenn ich sie noch betone, so geschieht dies, weil uns diese Auffassung allein in der Welt, worin wir leben, die Sympathien wieder verschaffen kann, auf die wir ein Anrecht haben.

Man beschäftigt sich heute nur noch mit dem Nutzen: ich wollte, daß sich unsere so praktische Gesellschaft davon überzeugte, daß sie zum mindesten ebensoviel Interesse daran hat, die Künstler zu ehren, wie die Fabrikbesitzer und die Ingenieure."

Autorisierte Übersetzung von Alfred Hilme

Ausklang · Von Toni Harten-Hoencke

Kerzenschwül die Luft im dunklen Raume,
Nur vom Weihnachtsbaum ein matter Schein noch —
Wenn das letzte Lichtlein am Verglimmen,
Wink' ich mir, die ich vom tiefen Sessel
Aus dem Glanz und mählichen Verlöschen
Zugeschaut, wink' ich herbei mein Ältstes,
Das mit großverträumten Augen dasteht,
Ziehe sacht das Kind in meine Arme,
Und wir beide schauen dann zusammen
In des letzten Flämmchens letzten Schimmer.
Leise falt' ich die zwei kleinen Hände
In den meinen, und ich rede flüsternd,
Währenddes im hellen Nebenzimmer,
Wo die Lampe brennt, sich lust'ge Stimmen
Necken, Vater spielt dort mit Klein-Freya,
Die es längst vom dunkelnden Gemache
Und vom Tannenbaum, dem festesmüden,
Zu den Puppen trieb — hörst du sie lachen?
Sieh, mein Kind, wir beide aber wollen
Leis, ganz leis beim letzten Lichtlein beten,
Denn es kommt vom lieben Gott ein Engel,
Der an jedem Weihnachtsbaum den letzten
Schimmer löscht und Baum und Haus und Menschen
Segnet bis zur nächsten heil'gen Weihnacht. —





Wässerchen · Von Harry Nitsch

Wässerchen war ein Glied jenes vierblättrigen Kleeblattes, das jedem nicht gebrannten Wasser scheu aus dem Wege ging. Die vier gehörten zu den Einwohnern des schönen Vorortes Blasewitz bei Dresden, von denen ordnungsliebende Behörden zu sagen pflegen: Sie gefallen uns nicht! Diese wenig schmeichelhafte Meinung verdroß die vier jedoch nicht; sie blieben ihrem Wohnsitze treu und überließen es den Blasewitzern, sich mit ihrer Gegenwart abzufinden.

Übrigens gehörte das Vierblatt auch nur im rauhen Winter zu den Einwohnern des Ortes; im Frühjahr bezog es seine Sommerwohnungen in der Dresdner Heide. Weit hatten die vier dahin nicht zu reisen. Der prächtige Heidewald dehnt sich auf den stolzen, Blasewitz gegenüberliegenden Höhen aus und winkt und grüßt einladend von droben herüber.

Poetisch, wie die Dresdner Heide in heller Mondnacht, waren auch die Namen der vier: Wässerchen, Rittmeister, Nauke und Schutzmann. Wer Rittmeister, Nauke und Schutzmann aus der Taufe gehoben hatte, wußte niemand. Wässerchen verdankte seinen Namen dem Rittmeister; der nannte ihn so, weil dem liebenswürdigen Gesellen zuweilen ein helles Bächlein aus den kleingeschlitzten Augen lief.

Im Sommer litt das Vierblatt keine Wohnungsnot, im Winter war diese schwierige Frage, die so mancher Stadtgemeinde schon arges Kopfzerbrechen verursachte, aber nicht so leicht zu lösen. Das wurde erst besser, als ein neuer Wirt in den „Artushof" einzog. Herr Schwarz war gutmütig und nachsichtig, und sah mild auf denjenigen Teil seiner Mitmenschen herab, den das Glück nicht in die Wiege eines mit den Gütern dieser Welt gesegneten Vaters gelegt hatte. Das fand der Rittmeister als erfahrener Menschenkenner bald heraus, und er war es auch, der seine Freunde veranlaßte, ihre Kundschaft nunmehr Herrn Schwarz vom Artushof zuzuwenden. Mit Beginn des außergewöhnlich früh einsetzenden Herbstes gehörten Wässerchen, Rittmeister, Nauke und Schutzmann daher zu den treuesten Stammgästen dieses Etablissements.

Der Artushof liegt an etwas einsamer, aber idyllischer Stelle; ihm zu Füßen rauscht der breite Elbstrom dahin. Wenn sich abends die Lichter des Artushofes in dem glitzernden Flusse spiegeln, glaubt man sich in warmen Sommernächten nach Venedig versetzt.

Genau genommen verkehrten die vier nicht im Artushof, sondern in der dazu gehörigen Stehbierhalle, die in einem besonderen kleinen Anbau untergebracht ist. Trotzdem die vier zu den Lilien auf dem Felde gehörten, die nicht säen und nicht ernten, gestatteten ihre Mittel es ihnen doch, zur Winterszeit stundenlang in dieser Stehbierhalle zu sitzen und einen Schnaps nach dem andern zu trinken. Von dem Kleeblatt war Wässerchen noch am wenigsten heruntergekommen. Die gütige Mutter Natur hatte ihn mit einer stattlichen Figur beschenkt, und auch sein Gesicht war nicht übel. Seine Nase hatte sogar einen griechischen Schwung, die Stirne war hoch und schön gewölbt, und auch das — leider von schmutzig aussehenden Bartstoppeln verunzierte — Kinn war rund und weich. Wenn nicht die zu klein geratenen Augen gewesen wären, die obendrein nach stärkerem Alkoholgenuß zu laufen anfingen, hätte man Wässerchen unter die männlichen Schönheiten rechnen können.

Wässerchen war auch noch jung, erst zweiunddreißig Jahre. Woher er kam der Fahrt, und wie sein Nam' und Art, wußte niemand. Darüber hüllte er sich in Schweigen. Aus seiner gewählten Aussprache — er nannte seine drei Spießgesellen Kommilitonen und warf auch sonst viel mit lateinischen Worten und Zitaten um sich — durfte man aber schließen, daß er besserer Leute Kind war. Wie er Fechtbruder, Gelegenheitsarbeiter — die Gelegenheit wurde nie gesucht! — und Schnapstrinker geworden war? Gewiß wie so viele andere auch: durch einen leichtsinnigen Jugendstreich vielleicht, der ihn der Polizei und dem Gefängnis, dieser negativen „Besserungs"-Anstalt, überantwortete; oder durch das schönste Gefühl im Menschen, die Liebe; oder durch den Alkohol; oder durch eine nicht zu bändigende Arbeitsscheu. Niemand wußte es.

Der Rittmeister war Wässerchens vollständiger Gegensatz. Er war auch groß, aber sehr hager und eckig in seinen Bewegungen. Sein Gesicht war finster und von schmutzigem Gelb. Die richtige Elendsfarbe. Trotzdem er schon anfangs der fünfzig war, ging er stets steif wie ein Stock. Dies im Verein mit dem wohlgepflegten, martialischen Schnurrbart hatte ihm den Namen Rittmeister eingebracht.

In der Trunkenheit erzählte er einst, daß er als Einjähriger gedient habe, mit einem Vorgesetzten in Streit geraten sei und ihn niedergeschlagen habe. In seinem Entsetzen darüber wäre er desertiert, aber bald ergriffen worden. Die jahrelange Kerkerhaft habe ihn zu dem gemacht, was er jetzt sei.

Keiner der Freunde wagte an des Rittmeisters Worten zu zweifeln. Er genoß unbedingte Autorität, weil man sein finsteres Wesen fürchtete, und weil er auch der an Jahren Älteste und an „Rang" Höchste war. Denn er hatte die längste „Besserungs"-Strafe erlitten.

Von Nauke und Schutzmann ist nicht viel zu sagen. Nauke berlinerte, weil er in einem zehn Meilen von Berlin entfernten Nest geboren war, und renommierte beständig mit seiner „Kaiserstadt an die Spree". Darum bekam er auch den echt berlinerischen Namen Nauke.

Schutzmann war der geborene Feigling. Namentlich die Schutzleute fürchtete er — — wie das Wasser. Das wollte viel sagen. Wenn jemand nur das Wort „Schutzmann" fallen ließ, begann die armselige Kreatur zu zittern und zu beben.

Wenn er aber gar einen Schutzmannshelm in weiter Ferne sah, dann fing er an zu laufen.

Nauke und Schutzmann waren gewöhnliche Landstreichertypen: in ihnen war kein bedeutenderer Zug, nichts Charakteristisches; lediglich unbändige Arbeitsscheu hatte sie auf die Straße geworfen.

Am Büffett der Stehbierhalle waltete in den goldenen Tagen des Kleeblattes Frau Sommer ihres Amtes. Dieser stattlichen Frau von angenehmem Äußern sah niemand ihre zweiundfünfzig Jahre sowie die fünf erwachsenen Kinder an. Sie war eine resolute Person, die spielend mit Wässerchen, Rittmeister, Nauke und Schutzmann zusammen fertig wurde. Ihr mußte das Kleeblatt Order parieren, sonst flog es hinaus. Frau Sommer war Witwe, besaß ein paar tausend Mark Vermögen und verdiente sich als Büffettdame ein hübsches Stück Geld. Der Winter meinte es besonders gut, das Kleeblatt hielt sich daher sehr viel in der warmen Stehbierhalle auf. Frau Sommer drückte mild ein Auge zu, zumal auch Herr Schwarz nichts gegen seine Stammgäste unternahm. Nur hielt sie streng darauf, daß die Männer nicht gar zu viel tranken, weil sie dann nicht mehr zu bändigen waren.

„Du hast genug, Rittmeister, du kriegst keinen Schnaps mehr“, sagte sie zu dem finsteren Rittmeister, was der auch als selbstverständlich hinnahm. „Geh lieber arbeiten, das kann dir nichts schaden!“

Stumm nahm der Rittmeister seinen schäbigen Filz und wollte sich drücken.

„Wo willst du denn hin?“ fragte Frau Sommer erstaunt. Es tat ihr schon wieder leid, den alten Mann in die Kälte hinauszujagen.

„Wohin ich will? Ich will arbeiten! Sie haben es mir doch soeben aufgetragen, Frau Sommer.“

Frau Sommer duzte die Männer, keiner wagte es aber, die Frau wieder zu duzen.

Nach drei Stunden kam der Rittmeister zurück, griff in die Tasche und warf eine Handvoll Nickel- und Kupfergeld auf den Schanktisch:

„Hier ist Geld, ich habe fleißig gearbeitet. Kriege ich nun wieder zu trinken?“

Frau Sommer lachte und goß ihm einen Schnaps ein. Dann fragte sie: „Wo warst du denn? Das sind ja fünfzehn Groschen; du mußt sehr fleißig gewesen sein!“

„War ich auch! Ich bin über den Weißen Hirsch nach Dresden hinein und wieder zurück. Ich habe fast in jedem Haus was bekommen. Die Leute sind dort sehr gut.“ —

Den Freunden fiel es auf, daß Wässerchen seit einiger Zeit nicht mehr bettelte und doch stets bei Kasse war. Außerdem sah er besser aus als sonst, gepflegter.

„Junge, du hast wohl jar een jroßes Ding jedreht?“ fragte Nauke ihn neidisch. „Ick sage dir, wenn du nich mit uns teilst —“

„Rede keinen Unsinn. Ich lebe von meinen früheren Ersparnissen. Hättest es grade so machen sollen“, erwiderte Wässerchen hastig und wurde rot. Der Rittmeister sah ihn prüfend an, ließ dann seinen Blick zu Frau Sommer hinüberschweifen und schüttelte den Kopf. Doch er sagte nichts. Als Nauke weiterschimpfen wollte, fuhr der Rittmeister ihn an:

„Halte dein Maul, alte Giftnudel! Wässerchen ist ein Gentleman, und du bist ein Lump, das ist der Unterschied zwischen euch beiden. Einem Gentleman wird es stets besser gehen als einem Lumpen, merke dir das."

Nauke brummte leise vor sich, wagte jedoch keine laute Widerrede. Er nahm sich aber vor, Wässerchens heimlichem „Sesam, tue dich auf" nachzuspüren, um möglichst auch aus dieser Quelle schöpfen zu können.

Weihnachten kam heran. Der gutmütige Herr Schwarz schenkte seinen vier Stammgästen einen Tannenbaum, damit auch diesen Heimatlosen ein Abglanz früherer, seliger Zeiten leuchte. Der Rittmeister war ganz aufgeregt. Geschäftig durcheilte er die Straßen, um Schmuck für ihren Baum zusammenzufechten. Er brachte reiche Schätze mit nach Hause: altes Konfekt, Konservenbüchsen, kleine Würste, schon gebrauchtes Lametta, halb abgebrannte Kerzen usw.

Die jungen Leute aus dem Kontor der nahen Schliemannschen Fabrik sorgten für die Erneuerung des äußeren Menschen. Sie spendeten abgelegte Leibwäsche und Kleider, darunter Kragen von riesiger Höhe und Krawatten von unmöglichen Farben. Die hatten sie sich extra besorgt, um einen Ulk zu haben. Wässerchen und der Rittmeister, die am meisten auf ihr Äußeres und Formen hielten, nahmen die Kragen und Krawatten in Beschlag, welche ihnen die andern beiden auch neidlos überließen. Der Rittmeister sah nunmehr grandios aus. Ein entsetzlich hoher und viel zu weiter Kragen umschloß den mageren Hals; im Westenausschnitt prangte eine feuerrote Krawatte von unmöglichen Dimensionen. An den Füßen trug er einst elegant gewesene Lackschuhe, bei denen an beiden Seiten die bloßen Füße herauslugten. Wässerchen sah ähnlich aus, nur kleidete ihn die Maskerade besser.

So feierte das Trio — Nauke hatte die Christbaumkomödie schon vorher heimlich verspottet und war nicht gekommen — den Heiligabend. Sie sangen mit heiseren Stimmen halbvergessene Weihnachtslieder und tranken den von Herrn Schwarz gespendeten Punsch dazu. Andere Gäste ließen sich nicht sehen, die drei waren ganz unter sich. Frau Sommer stand am Büffett und wischte sich die Tränen aus den Augen. Sie war ganz gerührt. Der Rittmeister nippte heute nur am Glase. Unermüdlich sang er Weihnachtslieder, von seinem sonst so finsteren Gesicht ging ein förmliches Leuchten aus.

Gegen zehn Uhr polterte Nauke herein. Er war vollständig betrunken und konnte kaum auf den Beinen stehen. Feixend betrachtete er den immer noch brennenden Baum und hörte den Liedern der Kameraden zu. Plötzlich torkelte er auf den Baum zu, riß ihn vom Tisch herab und trat mit Füßen darauf herum.

„So 'n Blödsinn!" lallte er dabei. „Ick kann nu mal die Sentimalereien nicht leiden. So'n Unsinn, Quatsch mit Sauce!"

Wässerchen und Schutzmann sahen verblüfft auf den Störer ihres Friedens. Der Rittmeister aber stürzte sich mit einem wahren Wutgeheul auf Nauke, warf ihn zu Boden und bearbeitete ihn mit dem Tannenbaum. Als ihm das nicht ausgiebig genug erschien, riß er das Holzkreuz, auf dem der Baum gestanden hatte, heraus und schlug damit auf den strampelnden Nauke ein. Der ließ die Schläge ruhig über sich ergehen und grunzte nur immer:

„Rittmeister, benimm dir! Rittmeister, benimm dir!"

Wenn Herr Schwarz nicht von dem Lärm herbeigelockt worden wäre, würde der Rittmeister den Verächter des Weihnachtsbaumes sicherlich totgeschlagen haben. Denn Wässerchen und Schutzmann standen ruhig dabei, und Frau Sommer konnte sich vor Schreck nicht rühren. Herr Schwarz befreite Nauke aus den Händen des Wütenden und warf ihn dann hinaus. Mühsam atmend stand der Rittmeister mitten im Zimmer. Plötzlich ergriff er die Tanne, riß mit bebenden Händen den Schmuck herunter und warf den Baum vor die Türe:

„Der Baum ist entweiht, geschändet. Daß ihr mir von den Sachen nichts anrührt, Wässerchen und Schutzmann! Werfen Sie alles auf den Mist, Herr Schwarz, geben Sie es nicht einmal den Schweinen. Er hat es geschändet." Das wiederholte der Rittmeister, der vollständig nüchtern war, wohl einige Dutzend mal. Er war in furchtbarer Erregung. Plötzlich fing er an zu weinen und stürzte hastig hinaus.

Am ersten Feiertag gegen elf Uhr vormittags kam Nauke schüchtern in die Stehbierhalle und setzte sich mit gedrückter Miene in einen Winkel. Ein anwesender Gast bot ihm einen Schnaps an, doch Nauke dankte. Das war noch nicht vorgekommen, und Frau Sommer sah ihn daher ganz erstaunt an. Da fragte er schüchtern:

„Wo ist denn der Rittmeister?"

„Aha, mein Junge, du hast wohl Angst?" spottete Frau Sommer. „Der war noch nicht da. Siehst übrigens recht verbeult aus, der Rittmeister wird dich kaum erkennen."

Das Gesicht des Stromers war blutunterlaufen und von den spitzen Nadeln der Tanne zerkratzt. Nauke ließ das Kinn auf die Brust sinken und erwiderte leise:

„Angst habe ick nich, aber ick schäme mir so! Un det möchte ick dem Rittmeister jerne sagen!"

Bald stellten sich auch Wässerchen und Schutzmann ein, doch der Rittmeister blieb aus. Keiner hatte ihn gesehen. So verging der Tag. Wässerchen, der am meisten am Rittmeister hing, zog endlich auf Kundschaft aus. Er konnte die Ungewißheit nicht mehr ertragen. Gegen zehn Uhr stürzte er bleich, mit zerzaustem Haar in den Artushof und rief Frau Sommer und den harrenden Freunden zu:

„Er hat sich ertränkt! Eben haben sie ihn unterhalb der Augustusbrücke aus der Elbe gefischt."

So war es auch. Wässerchen und Schutzmann gingen am folgenden Tage nach Dresden und nahmen von dem toten Kameraden Abschied. Der Rittmeister sah so friedlich aus, als ob ihn im Schlaf liebliche Träume umschwebten. Das Finstere war aus seinem Gesicht weggewischt, der alte Mann sah fast schön aus. Still und bedrückt wanderten die beiden Stromer wieder ihrer Schlafstelle zu.

Die Erinnerung an den toten Kameraden erblaßte jedoch bald. Ein paar Tage sprachen sie noch mit Ehrfurcht davon, daß der Rittmeister der Sohn eines wirklichen Landgerichtsrates gewesen, und daß die Erzählung des Toten also Wahrheit und keine Dichtung war, dann löschten neue, wichtigere Ereignisse sein Andenken aus dem Gedächtnis der Überlebenden.

Die bisherige Einigkeit war in die Brüche gegangen, und daran trug die Liebe schuld. Es war offenbar geworden, daß Frau Sommer das stattliche Wässer-

chen bevorzugte und ihm allerlei Liebes erwies. Wie schon erwähnt, sah er gepflegter aus, auch hatte er immer Geld.

Zum Frühstück bekam er von Frau Sommer einige wohlbereitete belegte Stullen und ein Glas Bier. Schnaps gab es allerdings nicht. Die andern sahen nie, daß Wässerchen diese Herrlichkeiten bezahlte. Das gönnte ihm weder der Schutzmann noch Nauke, und die Stichelreden nahmen kein Ende.

„Oller Schürzenjäger!" höhnte Nauke, „schäme dir, deine Kommilitonen so 'n schlechtet Beispiel zu jeben. Ick hab't ja immer jesagt, daß du jar keen echter Stromer bist. Du bist woll jar 'n verkappter Schutzmann, wat?"

Wässerchen ließ sich diese Verdächtigungen nicht gefallen und wurde heftig. Das erzeugte Rede und Gegenrede und artete schließlich in reguläre Wortgefechte aus. Eines Tages kam es zur offenen Schlacht, bei der mit Stuhlbeinen und dergleichen angenehmen Dingen gefochten wurde. Auch Frau Sommer sah sich plötzlich hinein verwickelt, weil sie ihrem Freund zu Hilfe geeilt war. Endlich kam, vom Lärm der Schlacht herbeigezogen, Herr Schwarz ins Lokal und sah die Bescherung.

„Aber Frau Sommer, was soll denn das heißen?" fragte er die aufgeregte Frau, die ziemlich zerzaust und mitgenommen aussah.

„Was das heißen soll?" gab sie hitzig zurück. „Ich werde doch wohl meinen Bräutigam gegen diese Heimtücker beschützen dürfen!"

„Ihren Bräutigam? Davon weiß ich doch gar nichts! Wer ist es denn? Hier sehe ich nur Wässerchen, Nauke und den Schutzmann."

„Wer soll es denn sein? Herr Kunze ist es. Ich gehe schon einige Zeit mit ihm, er wohnt auch bei mir in Schlafstelle."

„Herr Kunze? Den Herrn kenne ich gar nicht. Wo ist er denn?" fragte Herr Schwarz, der ein immer erstaunteres Gesicht machte.

„Dort steht er, es ist Wässerchen. Ich habe ihn zu mir emporgehoben! Er hat mir versprochen, ein ordentlicher Mensch zu werden, und deshalb will ich ihn heiraten."

Herr Schwarz mußte sich setzen, so verblüffte ihn die unerwartete Entdeckung.

„Aber Frau Sommer," sagte er dann, „das ist wohl nicht Ihr Ernst. Sie sind zweiundfünfzig Jahre, und Wässerchen ist zweiunddreißig. Sie haben große Kinder, von denen zweie schon verheiratet sind. Das geht doch nicht."

„Warum soll es nicht gehen? Ich tue ein gutes Werk, wenn ich Herrn Kunze aus dem Sumpf herausziehe, und das wollen Sie mir verwehren? Gibt's gar nicht. Ich habe Vertrauen zu Herrn Kunze, und das ist die Hauptsache."

Herr Schwarz kannte Frau Sommer und ihre Energie. Er sah ein, daß hier nichts zu machen war. Warum sollte er sich auch den Mund verbrennen? Vielleicht tat die Frau wirklich ein gutes Werk und führte ein irre gegangenes Menschenkind durch die verschlungenen Pfade der Liebe wieder auf den rechten Weg zurück. Aber eines sah er ein: in seinem Geschäft ging das so nicht weiter. Dieser Krieg mußte beendet werden, wollte er sich nicht die Polizei ins Haus ziehen. Das sagte er der Frau in möglichst schonender Weise, doch die blieb ganz ruhig bei seinen Worten.

„Ich nehme es Ihnen nicht übel, Herr Schwarz, denn ich wollte ohnedies gehen. Herr Kunze muß in eine andere Umgebung kommen, ich habe mich daher entschlossen, einen Obsthandel anzufangen und möglichst rasch zu heiraten. Ich wäre also so wie so gegangen. Herr Kunze ist damit einverstanden, er hat dies Leben satt. Wenn Sie erlauben, gehe ich heute noch, damit ich mich den nötigen Vorbereitungen besser widmen kann. Herr Kunze soll dann bei mir Geschäftsführer werden, er ist auch damit einverstanden.“

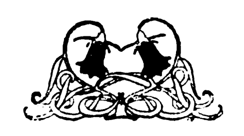
Auch Herr Schwarz war einverstanden, wie er Frau Sommer mit leisem Lächeln erklärte.

Nun war das Trio zersprengt, nur der Schutzmann und Nauke blieben übrig. Die beiden fühlten sich im Artushof nicht mehr wohl; die neue Büffettdame gefiel ihnen nicht, auch fehlte ihnen das unterhaltende, lustige Wässerchen. Darum packte Nauke seine Sehnsucht nach der „Kaiserstadt an die Spree“ mit verdoppelter Gewalt; eines Tages war er ohne Sang und Klang verschwunden. Nauke war schon immer ein Rauhbein und hatte nichts auf Formen gegeben. Unter des Rittmeisters und Wässerchens Direktion würde er das allerdings nicht gewagt haben, auf den schüchternen Schutzmann nahm er jedoch keine Rücksicht.

Der Schutzmann blieb einsam zurück und fühlte sich kreuzunglücklich. In seinem Leid lief der sonst so Gewandte einem Schutzmann direkt in die Arme. Der suchte ihn nämlich schon lange, weil der Stromer sich der Fürsorge für seine Familie entzog. Denn der Pseudo-Schutzmann war verheiratet und hatte drei noch nicht erwachsene Kinder! Die Familie war der Gemeinde zur Last gefallen, deshalb war die Behörde mit verdoppeltem Eifer hinter dem natürlichen Ernährer her. Nun hatte sie ihn und steckte ihn für einige Jahre ins Arbeitshaus. So war auch der Schutzmann versorgt.

Den Kindern der Frau Sommer nutzte ihr heftiger Protest gegen den verwahrlosten Stiefvater nichts. Es gab wohl erbitterte Kämpfe, aus denen Wässerchen nicht immer siegreich hervorging — eines Abends warf der erwachsene Sohn den künftigen Stiefvater gewaltsam aus dem Haus —, aber das war alles vergebens. Frau Sommer vertraute ihrem Stern und hielt treu zu dem Erwählten ihres Herzens.

Sie hatte ihr felsenfestes Vertrauen auch nicht zu bereuen. Herr Kunze wurde ein guter Ehemann und nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Er half seiner stattlichen Frau mit Umsicht und Geschick bei der Verwaltung ihres blühenden Obsthandels und sah mit Verachtung auf die Zeit seines Stromertums zurück. Auch seine Stiefkinder söhnten sich mit ihm aus. Die Nachbarn schätzten ihn, weil er unterhaltsam und gefällig war. Im Antialkoholverein spielte er eine Rolle. Einige Jahre nach seiner Verheiratung wählte man ihn einstimmig zum ersten Vorsitzenden ...





Zur Kulturgeschichte unserer Weihnachtsbräuche

Das tiefpoetische Gefühl und die Gemütstiefe des deutschen Volkes zeigt sich unstreitig am deutlichsten und schönsten in der Feier des Weihnachtsfestes, die bei keinem andren Volk der Erde in ähnlich sinnvoller Weise begangen wird, wie beim deutschen. In der Weihnachtszeit nimmt tatsächlich die Umwelt und das ganze Alltagsleben der Deutschen ein völlig anderes Gesicht an als sonst; der Mensch selbst wird ein anderer, ein besserer, sein Tun und Denken richtet sich mehr als zu anderen Zeiten darauf, seine Umgebung zu erfreuen, und auch ein nüchterner Verstandesmensch, der sonst keine Zeit für Sentimentalitäten hat, versenkt sich dann gern in eine Welt der Märchen, der Kinderträume, und gibt sich willig ihrem Zauber hin. Unsre deutschen Weihnachtssitten und -bräuche, unsre Weihnachtsmärchen und -sagen sind uns allen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man sich eines ohne das andere kaum zu denken vermag; der Weihnachtsmann und der strahlende Lichterbaum, die Christgeschenke, die Äpfel und Nüsse und Pfefferkuchen und alle die anderen lieben Freunde der Weihnachtszeit, sie scheinen untrennbar zusammenzugehören. Und dennoch haben lange Jahrhunderte dazu gehört, um Weihnachten in seiner heutigen Eigenart zu prägen, und ganz verschiedenartige, einander wesensfremde Bestandteile mußten allmählich ineinanderfließen, um schließlich den scheinbar in sich geschlossenen Charakter des uns vertrauten Festes zu ergeben. Sehen wir uns diese Entwicklung einmal näher an!

Da ist zunächst der wohlvertraute Weihnachtsmann! Wie kommt dies merkwürdige, spukhaft-überirdische Wesen in die christlichen Vorstellungen vom Weihnachtsfest hinein? Was ist das für eine rätselhafte Gestalt, die, manchmal allein und manchmal in Begleitung des weißgekleideten Christkindleins, die Welt durchzieht und die Kinder beschenkt oder bedroht, diese Gestalt, die kein Engel und kein Teufel, keine Gottheit und kein Heiliger ist, die also zu den sonst vom Christentum anerkannten überirdischen Wesen schlechthin gar keine Beziehungen erkennen läßt? — Es ist, selbst in gebildeten Kreisen, nicht überall bekannt, daß der Weihnachtsmann, kulturgeschichtlich betrachtet, nichts anderes ist als eine Umgestaltung des altgermanischen Gottes Wotan, dessen charakteristische Züge er heute noch in mehrfacher Hinsicht deutlich erkennen läßt. Altheidnische Vorstellungen meinten, daß Wotan als „wilder Jäger", als Verkörperung der Sturmgottheit, in den auf das Wintersonnwendfest folgenden „heiligen Zwölften" (25. Dezember—6. Januar) die Erde durchstreife und ruhelos umherziehe. Die Züge des unsteten „Wanderers" Wotan weist ja auch der Weihnachtsmann unverkennbar noch auf, und selbst das eine Beiwort des obersten der altheidnischen Götter, hruotperaht = der Ruhmprächtige, führt er noch jetzt in seinem Namen Ruprecht. In Mecklenburg nennt man übrigens den Weihnachtsmann noch heutigen Tages vielfach Wode. In anderen

Teilen Deutschlands heißt er ferner bekanntlich nicht selten Nikolaus (auch Klas) oder Pelzmärte. Auch diese Namen weisen indirekt auf den Wotanscharakter des Knechtes Ruprecht hin, denn der 11. November und der 6. Dezember, die von der christlichen Kirche dem heiligen Martin und dem heiligen Nikolaus als Festtage zugewiesen wurden, waren ursprünglich Wotansfeste, und es ist nun interessant zu beobachten, wie die Namen jener Heiligen, die an sich natürlich weder zu Wotan noch zur Weihnachtszeit die mindesten Beziehungen haben, gleichfalls auf den Weihnachtsmann übertragen wurden. In seiner speziellen Eigenschaft als Kinderfreund führt dieser bekanntlich meist den Namen Nikolaus oder Klas; es rührt dies daher, daß in früheren Zeiten nicht der 24. Dezember, wie heute, sondern der 6. Dezember das eigentliche Kinder-Freuden- und -Geschenkfest war, also der Tag, den man später nach dem heiligen Nikolaus benannte. Die Feier dieses Datums war noch im christlichen Mittelalter sehr verbreitet, und auf diese Weise ist der an sich recht unwichtige Heilige Nikolaus eine so wohl bekannte und bei den Kindern beliebte Gestalt geworden, dessen Bedeutung erst schwand, als die evangelische Kirche gegen den Heiligenkult mobil machte, worauf die altübliche Beschenkung der Kinder vielfach vom Nikolaustag auf den Weihnachtsabend verlegt wurde; aber unter der Landbevölkerung katholischer Länder, z. B. in Tirol, werden die Kinder noch gegenwärtig am 6. Dezember mit Spielzeug und Leckereien aller Art beschenkt. Zwar pflegte man sich auch am Sonnwendfest, dem späteren Christtag, schon in heidnischer Zeit zu beschenken, aber nicht mit Spielzeug für die Kinder und Leckereien, wie am 6. Dezember, sondern mit nützlichen Gegenständen, insbesondere Eßwaren. So ist denn der große Nikolas bis auf den heutigen Tag der eigentliche Kinderfreund geblieben, wenn auch sein Festtag heute meist keine besondere Bedeutung mehr hat. — Bemerkenswert ist ferner, daß der Pelzmärte (St. Martinus), gelegentlich auch der Weihnachtsmann selbst, hier und da auf einem weißen Pferd reitend vorgestellt wird; auch dies ist eine Erinnerung an den in den weißen Schneewolken dahinreitenden „Schimmelreiter“ Wotan!

Und welche Bewandtnis hat es nun mit der speziellen Bezeichnung des Weihnachtsmanns als Knecht Ruprecht? Dieses weniger erfreuliche Beiwort ist wieder ein Werk der christlichen Kirche. Da man die Erinnerung an die ruhelose Wanderergestalt des Heidentums nicht zu vertilgen vermochte, so übernahm man sie in die christlichen Vorstellungen, aber sie mußte es sich gefallen lassen, daß ihr Knechtscharakter beigelegt wurde, daß sie zu einem bloßen Begleiter des Christkindleins erniedrigt wurde, dessen Geburtstag man feierte und das in dieser Zeit des Jahres vom Himmel herniederkam, um die Welt zu beglücken. Der alte, mächtige Heidengott wurde zum Diener und mußte dem lieblichen Christkind als der Knecht Ruprecht folgen und ihm seine Säcke mit den Geschenken und Näschereien schleppen. Dieser Umwandlung der Begriffe kamen die altheidnischen Vorstellungen insofern entgegen, als auch Wotan auf seinem Umzug vielfach von einer verschleierten, weißgekleideten, weiblichen Gestalt begleitet war, der Göttin Freia oder Hulda (Frau Holle).

Die Umdeutung dieser den Ruprecht begleitenden Person in das Christkind lag ziemlich nahe. In vielen Gegenden hat man daraus auch einen den Weihnachtsmann begleitenden, speziellen Weihnachtsengel gemacht, und an manchen Orten sieht man darin die Jungfrau Maria. Aber der Gedanke an die ursprüngliche Bedeutung der weißen Gestalt hat sich hier und da noch bis auf unsre Tage unverfälscht erhalten: in Franken nennt man den weiblichen Begleiter des Weihnachtsmanns, wie Grimm berichtet, noch heute „Frau Hulda“, und am Meißner im Hessischen heißt es noch jetzt: „Frau Holle bringt auf Weihnachten den artigen Kindern schöne Sachen, dagegen den unartigen die Rute“.

Selbst in den beliebten Äpfeln und Nüssen der Weihnachtszeit haben wir noch Überbleibsel der Heidenzeit vor uns; mit ihnen, die der Freia heilig waren, beschenkte man sich am heidnischen Julfest schon vor 1½ und 2 Jahrtausenden. Insbesondere aber das weitverbreitete Vergolden dieser Früchte enthält noch ein gut Teil altgermanischer Symbolik: waren doch

die vergoldeten Äpfel und Nüsse das spezifische Attribut der Liebesgöttin, und überdies erinnerte das Gold an die Sonne, deren nahe Wiederkehr man in den Tagen des Julfestes feierte. Die hauptsächlich in England weit verbreitete Sitte, zu Weihnachten Mistelzweige aufzuhängen, und die unter solchen Zweigen herrschende Kußfreiheit bedeuten gleichfalls eine kaum verdeckte Huldigung für die altgermanische Liebesgöttin, der die Mistel eine heilige Pflanze war.

Die Stelle der Mistel vertritt in Deutschland, wie bekannt, jetzt nahezu überall der Weihnachtsbaum, die lichtglänzende Tanne, Fichte oder Kiefer. Auf das Hereinziehen solcher Natursymbole in ein Fest der christlichen Kirche konnte die älteste Religion des Kreuzes mit ihrer absoluten Verinnerlichung des Gottesdienstes niemals von selbst verfallen; es ist klar, daß auch hierin ein ursprünglich altheidnischer Anklang vorliegt. Spielten doch an den hohen Festtagen der Germanen die Natursymbole allgemein eine höchst bedeutsame Rolle, und grade auch am Julfest lassen sich die grünen Tannenreiser als Festschmuck sehr weit zurückverfolgen.

Dagegen ist es ein weitverbreiteter Irrtum, wenn man vielfach die Vermutung aussprechen hört, wir hätten unsren lichtergeschmückten Weihnachtsbaum gleichfalls den heidnischen Germanen entlehnt. Für ein Fest des wiedererwachenden Lichtes kann man sich zwar kaum ein schöneres und sinnigeres Symbol denken; aber dennoch ist der Weihnachtsbaum, wie wir ihn kennen, noch eine junge, eine sehr junge Sitte. Wenn Scheffel in seinem „Ekkehard“, der im 10. Jahrhundert spielt, den Weihnachtsbaum auf dem Hohentwiel aufflammen läßt, oder wenn man hier und da Darstellungen der um den brennenden Weihnachtsbaum zur Andacht vereinigten Familie Luther zu sehen bekommt, so sind dies Anachronismen, kulturhistorische Unmöglichkeiten. Die erste sichere Beschreibung eines mit allerhand Zieraten, mit Papierrosen, Äpfeln, Oblaten, „Zischgolt“ und Zucker, noch nicht hingegen mit Lichtern ausgeschmückten Weihnachtsbaumes, die wir kennen, stammt erst aus dem Jahre 1604, und zwar aus der Stadt Straßburg i. E. Freilich tun schon ein paar noch ältere Schlettstadter Urkunden aus den Jahren 1521, 1546 und 1555 kurz der „Weihnachtsbäume“ Erwähnung, deren Hauen im letzt genannten Jahre verboten wurde. — In jedem Fall ist das Elsaß die eigentliche Heimat des deutschen Weihnachtsbaums, aus der er sich dann wohl erst im 18. Jahrhundert, frühestens am Ende des 17. langsam in einige andere Teile Deutschlands verbreitet zu haben scheint. Wo die Sitte aber Fuß faßte, hat sie offenbar überall rasche und große Beliebtheit erlangt. Ist es doch bezeichnend, daß in dem Jahre, wo Goethe nach Weimar kam, 1775, daselbst vom Herzog ein Verbot gegen das Ausräubern der Waldungen nach Christbäumen erlassen werden mußte!

Die Sitte, brennende Lichter in dem grünen Baum anzubringen, läßt sich aber selbst noch im 17. Jahrhundert weder im Elsaß noch irgend anderswo nachweisen. Die älteste Literaturstelle, die ausdrücklich der Lichter im Baum Erwähnung tut, stammt sonderbarerweise erst aus dem Jahre 1737 und scheint sich auf die Zittauer Gegend zu beziehen; immerhin ist durch eine Notiz Jung-Stillings im „Heimweh“ das Vorkommen der Sitte für die Zeit um 1750 auch schon im Nassauischen nachgewiesen, und ebenso spricht Goethe im „Werther“ von der Kindheit, die der „aufgeputzte Baum mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung versetzt“. Der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum muß also gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts immerhin schon einige Verbreitung gehabt haben; aber wo und wann er zuerst gebrannt hat, woher die hübsche Sitte stammte, ist bisher in keiner Weise klargestellt worden. Für Deutschland und Europa überhaupt läßt sich der Brauch, wie gesagt, nicht früher als 1737 nachweisen. — Um so merkwürdiger ist eine Tatsache, auf die Kluge aufmerksam gemacht hat: daß nämlich eine 1556 im Druck erschienene Reisebeschreibung des italienischen Edelmanns Vartoman oder Bartomans vom Jahre 1503 von einem eigentümlichen Brauch berichtet, den der Autor in der Nähe von — Kalkutta kennen lernte, indem man dort alljährlich am 25. Dezember die einen Wasserteich umrahmenden Bäume einer vielbesuchten Tempelwallfahrts-



stätte mit unzähligen Lichtern und Ampeln ausschmückte! — Diese überaus seltsame Literaturstelle gibt zu ganz unvermuteten Kombinationen Anlaß, deren wissenschaftliche Erforschung und Durchdringung einstweilen noch aussteht: sollten die Lichter des Weihnachtsbaums eine alt-buddhistische Sitte sein, die erst durch Missionare nach Europa gebracht wurde, so daß es auch in dieser Beziehung heißen müßte: ex oriente lux? — Die Frage bleibt bis auf weiteres offen! — —

Wirkliche, allgemeinere Verbreitung erlangte der Weihnachtsbaum erst im 19. Jahrhundert, und auch dann konnte er sich nur sehr langsam gegen die früher weit verbreiteten Weihnachts-Pyramiden und -Krippen durchsetzen. Der „Werther" mag für die Verbreitung der Sitte viel beigetragen haben, aber nachweisen lassen sich — wie Dr. E. M. Kronfeld in einer hübschen Monographie „Der Weihnachtsbaum" (Oldenburg, Schulze) kürzlich zeigte — die ersten Weihnachtsbäume in Berlin erst 1780, in Hamburg 1796, in Dresden 1807, in Wien 1817, in Budapest 1819, in London und Paris 1840, in Altbayern nicht vor 1855, ja, in manchen Orten Tirols sogar erst seit wenigen Jahren: in Mals an der Stilfser Jochstraße hielten z. B. die ersten Weihnachtsbäume erst 1889 ihren Einzug, in Rauris sogar erst 1898!

Es ist seltsam genug, daß grade die weitaus am meisten charakteristische Sitte unsrer Weihnachtsfeiern dem Alter nach die weitaus jüngste ist, daß sie nicht ein Produkt der poesievollen, heidnisch-germanischen Vorzeit ist, sondern ein Kind der sonst so nüchternen und prosaischen Neuzeit, sofern sie nicht etwa doch, was bisher nicht ganz klargelegt ist, im Grunde genommen, auf die sinnvollen Geheimnisse der buddhistischen Lehre zurückgeht, wie so viele andre tiefe Gedanken der christlichen Vorstellungen. Zurzeit ist diese Sitte jedenfalls im siegreichen Vordringen über die ganze Erde begriffen und wird auch von anderen Nationen mehr und mehr angenommen. Als liebe, teure Heimats- und Kindheitserinnerung begleitet sie jeden guten Deutschen hinaus in die Fremde, in die üppigen Tropenländer und in die unwirtliche Wüste, auf die Schiffe des Weltmeers und in die Gefahren und Strapazen überseeischer Feldzüge, ja, selbst in die arktische Nacht und ins Polareis hinein. Und ist keine Tanne oder Fichte zu haben, so tut's wohl auch ein anderes Gewächs und sei es das elendeste. Der Weihnachtsbaum ist gegenwärtig allenthalben einer der treuesten Hüter und Wecker des Heimats- und Nationalgefühls, ein Hort idealer Gesinnung und deutscher Gemütstiefe und wird dies hoffentlich bleiben für alle Zeit!



Die Bewertung des Kindes im Wandel der Zeiten

Die heute so hohe Bewertung des Kindes steht im engen Zusammenhange mit dem ganzen Leben unserer Epoche. Naturgemäß ist die mehr oder weniger große Bedeutung, welche der Erziehung beigemessen wird, und vor allem das Ziel, dem sie zustrebt, verknüpft mit der Gesamtkultur eines Volkes, denn abhängig von den Lebensbedingungen der Menschen ist auch die Wertschätzung, die sie ihren Kindern entgegenbringen.

In einer Zeit, da die Völker noch nicht seßhaft waren und im steten Kampf, Beute suchend, ihr Dasein fristeten, konnte das Leben des einzelnen nicht von allzu großer Bedeutung sein; nur wer vermochte, sich selbst durchzukämpfen, hatte Dasein berechtigung, die schwachen, kranken Kinder wurden besser nicht erhalten. Der barbarische Gebrauch der Kindesaussetzung war daher im Altertum allgemein, und nur bei wenigen Volksstämmen finden wir ihn nicht. Selbst in kultivierten Ländern bestand diese Sitte; den Spartanern zum Beispiel, die ihr Ideal nur in der Vervollkommnung des Staates sahen, war es natürlich, sich der nicht lebenstüchtigen Kinder zu entledigen, und auch in Athen stand es dem Vater frei, zu entscheiden, ob er ein Kind aufziehen wollte oder nicht. Tacitus erzählt zwar in der „Germania", daß es bei den Germanen

Die Eltern des Künstlers



Ph. O. Runge

für Frevel galt, „der Zahl seiner Kinder ein Ziel zu setzen oder ein nachgeborenes zu töten“, aber an anderen Orten finden sich viele Nachrichten, die auf die Üblichkeit der Kindesaussetzung hinweisen. Mit der Ausbreitung des Christentums ist zwar ein Abnehmen der Kindesaussetzungen zu bemerken; wie fest dieser Brauch aber im Volke eingewurzelt war, entnehmen wir vielen Berichten. Noch zur Zeit Karls des Großen gab es eine Verordnung, die das Töten des Kindes gleich nach der Geburt gestattete, und manche Volksstämme sicherten sich auch nach ihrem Übertritt zum Christentum das Recht, über Leben und Tod ihrer neugeborenen Kinder zu verfügen; in Schleswig zum Beispiel sollen noch im 10. und 11. Jahrhundert häufig kleine Kinder ins Meer geworfen worden sein.

Im allgemeinen traf das Todesurteil weit seltener Knaben als Mädchen, weil diese häufiger als eine Last empfunden wurden. In dem Gebrauch der Kindestötung offenbart sich ja überhaupt die niedrige Stellung der Frau, denn, wären die Mütter immer gefragt worden, hätten wohl bei weitem weniger Aussetzungen stattgefunden.

Doch das Christentum, welches in jedem Menschen die Seele ehrt, für die man dem Himmel Verantwortung schuldet, wandelte nach und nach die Anschauungen; es gelang ihm allmählich, den Kindesmord zum Verbrechen zu stempeln. Wollte man die Kinder erhalten, lag aber die Verpflichtung vor, für sie zu sorgen. Schon im Mittelalter finden sich die ersten Vorboten einer sozialen Fürsorge in dieser Richtung. Das Verantwortlichkeitsgefühl der Eltern wurde unter dem Einfluß der christlichen Religion geweckt; die Erziehung wurde im allgemeinen ernst genommen, die Seele des Kindes sollte geläutert werden, der Teufel durfte ihrer nicht habhaft werden; strenge Zucht wurde deshalb angewendet. Der Wunsch, den Kindern die ewige Seligkeit zu sichern, war die Haupttriebfeder bei den erziehlichen Maßnahmen.

Die Beherrscherin der geistigen Kultur des Mittelalters war die Kirche, sie stellte der Erziehung das Ziel; erst allmählich traten an Stelle der kirchlichen Erziehung die rein-menschlichen Bildungsideale. Nach der Reformation wurden neue Bahnen betreten, und besonders kann man nach dem Dreißigjährigen Krieg große Wandlungen bemerken. Luther hat eindringlich auf die Wichtigkeit der Erziehung hingewiesen und in Wort und Schrift den Eltern ihre Pflichten ans Herz gelegt. Auch sein Bestreben, einen allgemeinen Volksschulunterricht einzuführen, und seine Forderung, daß nur befähigte Lehrer beschäftigt werden sollen, zeigen, wie wichtig ihm die rechte Beeinflussung der Kinder war. Obgleich Luther noch ganz auf dem Boden der kirchlichen Erziehung stand, war er doch der Vorbote einer neuen Zeit; denn seinem Einfluß ist es zu danken, daß die Fragen der Erziehung überhaupt mit erneutem Interesse behandelt wurden. Die Bestrebungen, welche dem Wohle des Kindes dienten, nahmen nach und nach eine andere Färbung an. Immer mehr wurde die Absicht, nur für das Jenseits zu erziehen, zurückgedrängt von dem Gedanken, das Kind auch für das zukünftige *weltliche* Leben tüchtig zu machen. Unterricht und Erziehung sah man jetzt schon vielfach für eine Grundlage blühender Staaten an; die Bedeutung, die man dem einzelnen als Glied eines Ganzen zuerkannte, äußerte sich auf diese Weise. Daß ein *jeder* Anspruch auf Erziehung und Bildung habe, diese Anschauung suchte sich sichtbar durchzuringen; der künftige Mensch wurde im Kinde geachtet. Unterrichtsmethoden und Erziehungsprinzipien wurden bewußter, und man suchte sie zweckentsprechend zu gestalten. Die größere Wertschätzung, die dem einzelnen Individuum entgegengebracht wurde, zeigte sich in der Behandlung der Kinder. Vor allem sollte aber die Erziehung den Menschen glücklicher machen, und auch den Kindern schon sollte eine frohe Jugendzeit zuteil werden. Mildere Zucht, angenehmere Lehrweise wollten „Menschenfreunde“ ihnen verschaffen. Aber *ein* Gedanke beherrschte noch ganz allgemein die Welt: vollkommene Unterdrückung jedes persönlichen Willens beim Kinde, strengste elterliche Gewalt waren selbstverständliche Vorbedingungen der Erziehung. War doch auch der Mensch Gott untertan, und die Eltern galten als seine Stellvertreter auf Erden. Trotzdem sich längere Zeit hindurch wieder eine streng pietistische Richtung der pädagogischen Bestrebungen zu bemächtigen suchte, war der Geist der

Aufklärung doch so erstarkt, daß er sieghaft vorwärts drängte und den Boden schuf, auf dem neue, gewandelte Erziehungsideen gedeihen konnten. „Nicht Abrichtung zum gehorsamen Untertan, zum korrekten Gesellschaftsmenschen, zum Anhänger eines kirchlichen Systems, sondern Bildung zum Menschen, Bildung zur vollen, freien Persönlichkeit durch Entwicklung aller von der Natur in dieses Wesen gelegten Kräfte, Bildung zur Humanität", das war — nach Paulsen — das Bildungsideal am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Rousseau war der Vorläufer einer neuen Zeit. Sein Ruf: „Zurück zur Natur" weckte einen starken Widerhall, und begeistert suchten die weitesten Kreise ihm zu folgen. Die Art, wie Rousseau der kindlichen Psyche nachging, und wie er des Kindes „Ich" geachtet sehen wollte, war so neu, so überraschend, daß der Einfluß nicht ausbleiben konnte. Die pädagogischen Fragen blieben von nun an allgemein im Mittelpunkt einer regen Diskussion, und noch heute stehen wir unverkennbar unter dem Einfluß der durch Rousseau gegebenen Anregungen. Seither beschäftigten sich Dichter und Denker mit dem Thema der Erziehung, alle unsere großen Geisteshelden haben es in irgend einer Weise ernster Würdigung unterzogen. Heute ist das Kind ein so wichtiges Problem geworden, daß die verschiedensten Wissenschaften sich mit ihm befassen, daß neben den Pädagogen auch Psychologen, Ärzte, Sozialökonomen, Juristen es zu ergründen suchen, daß die Künstler der Kunst des Kindes näher treten oder das Kind selbst mit Vorliebe zum Objekt ihres Schaffens wählen. — Sobald aber der Erziehung eine so große Wichtigkeit zuerkannt wird, wenn man einsieht, daß wissenschaftliche Erkenntnis nutzbar gemacht werden muß, daß theoretisches Wissen mit praktischem Können zu verbinden ist, damit man dem Kinde gewähren kann, was es zu fordern hat, dann muß sich die Stellung der Erziehenden um vieles heben. Ihre Wirksamkeit wird in ihrer Bedeutung, aber auch in ihrer Schwierigkeit richtig eingeschätzt werden. Und so ist besonders das Wesen der häuslichen Erziehung in ein anderes Licht gerückt worden; die Pflichten der Eltern wurden immer klarer erkannt und vor allem sind es die Mütter, denen aus neuer Erkenntnis neue Aufgaben erwuchsen. So gelangte man zu dem Bewußtsein, daß nicht mehr nur der mütterliche Instinkt genügt, und der Gedanke von der Notwendigkeit einer Vorbereitung für den Mutterberuf brach sich Bahn. Zu verstehenden Müttern sollen die Mädchen erzogen werden, aber auch zu gesunden, kräftigen Müttern. Das ist für unsere heutige Auffassung charakteristisch: nicht nur um ihrer selbst willen sucht man die Mädchen zu erziehen, — nein, in ihrer geistigen und in ihrer körperlichen Entwicklung haben wir auch die Zukunft vor Augen und sorgen damit für das Wachsen, für das Gedeihen der künftigen Generation.

Heute strebt alle Erziehungsarbeit dahin, individuelle Persönlichkeiten zu bilden und die in dem Kinde ruhenden Anlagen zu entwickeln und in rechte Bahnen zu lenken. Wenn aber die Erzieher in dem Kinde den künftigen Menschen sehen und achten sollen, wird ihr Verhältnis zu dem Zögling ein anderes sein. Während in früheren Zeiten hauptsächlich von den Rechten der Eltern die Rede war, kommen heute eigentlich nur ihre Pflichten in Betracht, und was ihnen an Dank zuteil wird, ist freiwillige Gabe. Auch in dem Verkehrston dokumentiert sich diese Verschiebung: aus dem schroffen Autoritätsprinzip wurde ein freundschaftlicher Umgang. Natürlich ist diese Auffassung noch nicht bewußt zur allgemeinen Meinung geworden, aber sie liegt gewissermaßen in der Luft, und man kann sie als ein unserer Epoche eigentümliches Merkmal bezeichnen. Eine gewisse Rechtlosigkeit der Eltern kommt dadurch auch immer mehr zum Ausdruck, daß der Staat bei vielen Gelegenheiten eingreift, um des Kindes Ansprüche zu vertreten. Der Schulzwang war wohl der erste Schritt auf diesem Gebiet — Impfzwang — Fürsorgeerziehung — Zwangsvormundschaft — Regelung der Kinderarbeit, ja selbst der Schutz des noch ungeborenen Kindes sind weitere Befugnisse. Aber nicht nur größere Rechte erwuchsen dem Staat aus der modernen Bewertung des Kindes, sondern auch die Pflicht, dort helfend einzugreifen, wo die Lebensführung der Eltern rechte Erziehung und Pflege unmöglich macht. Neben der staatlichen Fürsorge ist durch das soziale Pflichtbewußtsein der

oberen Bevölkerungsschichten ein Teil der zu leistenden Hilfsarbeit von privater Seite übernommen worden. Durch die Anerkennung der Menschenrechte jeder einzelnen Persönlichkeit hat sich das soziale Empfinden entwickelt und ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl herausgebildet. Es ist das Ziel aller humanitären Bestrebungen, jedem zur größtmöglichen körperlichen und geistigen Entwicklung zu verhelfen und ihm einen gewissen Anteil an Lebensfreude zu schaffen. Der Allgemeinheit wird so nach Möglichkeit Hilfe gewährt, besonders aber sucht man die Kinder zu fördern, von der weitsichtigen Erkenntnis ausgehend, daß sie die Zukunft bedeuten. So ist, trotzdem überall eine starke Betonung des individuellen Momentes bemerkbar ist, doch das Allgemeine, die soziale Gemeinschaft, das eigentliche Ziel.

Und auf dieser Verquickung zweier stark ausgeprägter Bestrebungen beruht die Eigenart unserer heutigen Weltanschauung, die sicherlich einen Fortschritt bedeutet.

Die öffentliche Fürsorge läßt drei verschiedene Richtungen erkennen: sie bemüht sich erstens, Kinder durch Erziehungsmaßregeln und sanitäre Einrichtungen zu lebenstüchtigen und möglichst hochstehenden, wertvollen Menschen zu machen; sie sucht ferner dort helfend einzugreifen, wo schädliche Einflüsse schon zerstörend gewirkt haben, und will als Drittes dort, wo eine Hilfe nichts mehr fruchten kann, durch Unschädlichmachung der gefährlichen Individuen — seien es nun Verbrecher oder Kranke — die geistig und körperlich Gesunden schützen. Aber wenn man die heutigen Bestrebungen auf diesem Gebiet näher betrachtet, wird man bald sehen, daß dieser dritten Kategorie verhältnismäßig wenig Fälle einzurechnen sind. Unsere Zeit neigt dazu, in dem verderbtesten Individuum noch den Menschen zu respektieren, und faßt ihn als Opfer seiner Veranlagung oder der Verhältnisse auf.

Weil man nun vielfach von der im letzten Grade ursächlichen Schuldlosigkeit der Verbrecher überzeugt ist, beurteilt man nicht nur ihre Vergehen milder, sondern sucht auch — wo irgend möglich — die Bestrafung durch andere, für sie selbst nützlichere Mittel zu ersetzen oder doch zu ergänzen. Vor allem richten sich diese Bestrebungen auf die Behandlung jugendlicher Verbrecher, und die Jugendgerichtshöfe sind ihr praktisches Resultat. Und wie man sich nun bemüht, die Schädlinge der menschlichen Gesellschaft durch Leitung und Beeinflussung zu einer nutzvollen Lebensführung zu bringen, so sucht man auch alle die Unglücklichen, welche früher nur ein elendes Schmarotzerleben führen konnten, bis zu einer gewissen Menschlichkeit zu fördern. Geistig minderwertige, verkrüppelte, blinde, taube Kinder usw. werden jetzt doch so weit wie möglich gebracht. Alle noch vorhandenen Kräfte werden entwickelt und nutzbar gemacht; ich brauche nicht an eine Helen Keller zu erinnern, die natürlich als Ausnahmewesen zu betrachten ist, doch hat man jedenfalls gerade auf diesem Gebiet schon viel erreicht. Wie mancher, der früher der einzelnen Familie oder der Gemeinschaft zur Last gefallen wäre, gelangt heute zur Erwerbsfähigkeit, und selbst da, wo dies Ziel nicht zu erreichen ist, bemüht man sich, das Kind so weit zu fördern, daß es vor völligem geistigen Absterben bewahrt bleibt.

Es gibt viele, die unsre moderne Humanität für übertrieben halten; man mag darüber denken, wie man will, jedenfalls äußert sich in ihr nicht nur ein größeres Pflichtbewußtsein, sondern vor allem die hohe Bewertung des einzelnen Menschen.

Nelly Wolffheim



Henri Dunant und sein Werk

Mit Henri Dunant ist einer der größten Wohltäter der Menschheit dahingegangen. Weniger die äußeren Lebensschicksale dieses Mannes, als die Bedeutung seiner Tat soll in den Vordergrund treten. Henri Dunant, bewogen durch das Elend der Kriegsverwundeten, hat in seinem „Souvenir de Solferino“ den Anstoß gegeben zur Genfer

Konvention. Zwar sind durch Gurlt schon vor 1864 Verträge bekannt geworden, die bis in das 17. Jahrhundert zurückgehen, über Behandlung und Auslieferung Verwundeter. Dunant hat aber die internationale Idee der Verwundetenfürsorge geschaffen und damit auch aus der nationalen freiwilligen Krankenpflege eine internationale gemacht. Die freiwillige Kriegskrankenpflege als solche ist älter als die Genfer Konvention. Dunant hat damals schon die Richtungslinie gelegt. Sie gipfelte in der Sammlung von Material und in der Bereitstellung von Personal. Der amtliche Kriegssanitätsdienst kann nicht alles leisten und will nicht alles leisten. Die patriotische Hilfe beim Kriege, die der Freiwilligkeit entspringt, muß aber organisiert sein. Diese Organisation hat Dunant durch die Komitees geschaffen, die bereits bald nach 1864 entstanden. Daß Preußen und Deutschland den wesentlichsten Anteil an der Schöpfung von vornherein hatten, geht u. a. daraus hervor, daß der preußische Generalarzt Löffler die Verhandlungen der Genfer Gesellschaft in geordnete Bahnen gelenkt hat, um so wichtiger, als natürlich eine Reihe utopistischer Ansichten sich zeigten, worüber u. a. die Berliner klinische Wochenschrift 1864 berichtete. Daß die Ideen des „idealen Schwärmers", des „Philanthropin excellent", wie die Zeitgenossen ihn nannten, richtig waren, sollte der Erfolg der Kriege 1864, 1866, 1870/71 bald zeigen. Er zeigte auch die Mängel der Organisation, und so sehen wir denn, wie unablässig am Ausbau der Organisationen des Roten Kreuzes gearbeitet wird. Das erste größere wissenschaftliche Werk, das herauskam, war das von Criegern-Thumitz. Der Genfer Vertrag bezog sich ursprünglich nur auf das Heeressanitätspersonal; erst später sind seine Wohltaten auch auf das freiwillige Personal ausgedehnt worden.

Wenn der Erfinder des Dynamits, Nobel, es durch seine Stiftung ermöglicht hat, Dunant, der seiner Idee sein Vermögen opferte, ein sorgenfreies Alter zu gewähren, so sehen wir hierin einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit des Geschickes.

Das Samenkorn, das Dunant säte, hat sich heute zu einem mächtigen Baume ausgewachsen. Wir sehen in den meisten Staaten eine organisierte planmäßige Arbeit im Roten Kreuz. Mit diesem Namen faßt man jetzt die gesamte freiwillige Kriegskrankenpflege zusammen. In Deutschland ist dank der Arbeit von Männern wie Brinkmann, Criegern, v. d. Knesebeck, Pannwitz, Werner, Kimmle u. a., die Organisation wohl am kräftigsten vorgeschritten und am sichersten gewährleistet. Welche unendlichen Schwierigkeiten Dunant selbst erwachsen sind, geht aus dem historischen Bericht hervor, den er verfaßt hat. Es ist dies Buch ein geschichtliches Denkmal seltener Art. Es wurde später bei Seitz & Schauer in München neu herausgegeben unter dem Titel: „Historische Fragmente und Essays über die Entstehung der Genfer Konvention und des Roten Kreuzes. Nach alten und neuen authentischen Quellen." In schlichten Worten schildert der Schweizer Bürger seine Erlebnisse an den Fürstenhöfen Europas, die sehr interessante Dinge darbieten. Nach dem Kriege 1870/71 begann in Deutschland die Arbeit wieder, die Dunant schon als die wichtigste hingestellt hatte: Bereitstellung von Personal. Die deutsche Kriegssanitätsordnung von 1878 hatte der freiwilligen Kriegskrankenpflege die Stellung angewiesen, die ihr zukommen mußte, nämlich ein Faktor neben oder unter dem amtlichen Sanitätsdienst zu sein, wenigstens in der Weise, daß dem amtlichen Sanitätsdienst die Entscheidung zusteht. Es hat langer Verhandlungen bedurft, ehe diese Organisation der Verhältnisse Platz griff. Die Verhältnisse sind jetzt so geregelt, daß der amtliche Sanitätsdienst auf dem Schlachtfeld tätig ist, wozu er völlig ausreicht und geeignet ist. Der freiwilligen Hilfe ist die Etappe und das Heimatland zugewiesen. Der enge Anschluß an die amtlichen Organe der Militärverwaltung ist gesichert. Das Rote Kreuz hat aber dem amtlichen Sanitätsdienst auch zu mannigfachen Anregungen Veranlassung gegeben. Zu erinnern ist z. B. an die Reihe der Preisaufgaben, die seinerzeit die Kaiserin Augusta stellen ließ. Wir wissen, wie grade preußische, bayrische und deutsche Prinzessinnen sich von jeher in den Dienst des Roten Kreuzes stellten. Bayern hat die ersten organisierten Sanitätskolonnen gehabt, die 1883 in das Leben traten, aber schon

im Kriege 1870/71 waren Sanitätskolonnen aus Bayern tätig, wie die Geschichte des Feldzuges dartut. Wenn wir heute ein Netz von Roten Kreuzvereinen haben, das sich in internationaler Vereinigung über den Erdball erstreckt, wenn wir speziell in Deutschland 1514 Sanitätskolonnen mit 54000 ausgebildeten freiwilligen Krankenträgern zählen, so ist die Saat, die Dunant streute, gut aufgegangen. Neben den Sanitätskolonnen sind die Vaterländischen Frauenvereine tätig. Sie stellen Schwestern und Helferinnen; neben ihnen wirken die Männerzweigvereine vom Roten Kreuz. Neuerdings tagen Mobilmachungsausschüsse vom Roten Kreuz, die Darbietungen stellen sich in „Roten Kreuztagen“ dar.

Die Organisation des Roten Kreuzes in Deutschland in bezug auf seine Verwendung im Kriegsfall ist gegenwärtig niedergelegt in der neuen Kriegssanitätsordnung vom 27. Januar 1907. Ihr folgte bald die Dienstvorschrift für die freiwillige Krankenpflege vom 12. März 1907 und dieser die Dienstanweisung für die Delegierten der freiwilligen Krankenpflege vom 22. Oktober 1907.

Die Genfer Konvention von 1864 ist mehrfach verbessert worden. Sie ist gegenwärtig ersetzt — aber in den Grundzügen beibehalten — durch das Genfer Abkommen vom 6. Januar 1906, an welchem der deutsche Einfluß durch Generalarzt Villaret wesentlich beteiligt war. Das rote Kreuz im weißen Feld, das umgekehrte heraldische Abzeichen der eidgenössischen Landesfarben, ist beibehalten. In Deutschland ist das Zeichen durch Gesetz vor Mißbrauch geschützt (1906).

Ich setze den wichtigsten Abschnitt des Genfer Abkommens hierher:

„Das ausschließlich zur Bergung, zur Beförderung und zur Behandlung von Verwundeten und Kranken, sowie zur Verwaltung von Sanitätsformationen und -anstalten bestimmte Personal, sowie die Feldprediger, sollen unter allen Umständen geachtet und geschützt werden; wenn sie in die Hände der Feinde fallen, dürfen sie nicht als Kriegsgefangene behandelt werden.“

Auch das, was Dunant anfangs gleich betonte, daß die Organisation auch Friedenszwecken dient, hat sich bewahrheitet, denn wir sehen die Organisationen des Roten Kreuzes auch im Frieden bei Notständen aller Art tätig. Moltke hat gesagt: Die Idee der Genfer Konvention muß in Fleisch und Blut der Nationen übergehen. Daß Dunant die Tatsache erlebt hat, daß seine humanitäre Anregung Wirklichkeit wurde, daß sie volkstümlich geworden ist, das ist der schönste Lohn, der ihm werden konnte. Wir wollen das Andenken dieses Mannes in Ehren halten, der ein Wohltäter für die Menschheit geworden ist, und dessen Werk dauernden Bestand haben wird.

Oberstabsarzt Dr. Neumann-Bromberg



Pan-Amerika

Als vor etwa sechs Jahren William Stead, der bekannte Herausgeber der „Review of Reviews“, seine „Amerikanisierung der Welt“ erscheinen ließ, da machte das Büchlein den Eindruck eines geistreichen, aber phantastischen Versuchs, den man aus der Sucht, etwas Neues zu sagen, erklären und beiseite legen konnte. Das Buch Frieds über Pan-Amerika (Pan-Amerika, Entwicklung, Umfang und Bedeutung der pan-amerikanischen Bewegung [1810—1910] von A. H. Fried; Verlag Maritima, Berlin W. 9; 8 ℳ) dagegen ist eine Gelehrtenarbeit ersten Rangs. Man spürt überall den Felsengrund der Wissenschaft unter den Füßen und freut sich, diesem Pfadfinder auf neuentdeckten Wegen durch das Neuland einer wahrhaft modernen Politik, das dem Urwald veralteter politischer Vorurteile abgewonnen

wurde, zu folgen. Es ist eine reine Freude, das geistreich geschriebene Buch zu lesen, das den einzigen Fehler hat, daß es zu teuer ist und daher leider auf einen verhältnismäßig geringen Leserkreis beschränkt bleiben wird.

Was uns Fried in durchsichtiger Sprache und mit zwingender Logik zeigt, das ist ein für den Alt-Europäer jedenfalls höchst überraschendes Ergebnis: das altgewordene, in Kriegs- und Rüstungswahn befangene, von einer atavistischen Diplomatie genasführte Europa wird nicht etwa erst in der Zukunft in Schatten gestellt werden, — nein, es i st bereits weit überholt durch das von einer wahrhaft friedlich denkenden Diplomatie organisierte, gewaltig aufstrebende, jugendlich-kräftige Pan-Amerika.

Fried bietet zunächst eine vorzügliche Geschichte von der Entstehung des einen ganzen Weltteil umspannenden Systems der amerikanischen Politik. Man sieht Pan-Amerika von den kleinen Anfängen an, von dem zunächst rein idealen Grundriß an, den der Befreier Bolivar entworfen hatte, durch die Konferenzen, in denen das lateinische Amerika sich seine Rendezvous gab, hindurch zu den drei pan-amerikanischen Konferenzen fortschreiten, in denen das Gehirn des Kontinents, das pan-amerikanische Bureau, gebildet wurde; man sieht, wie sich der gewaltige Organismus in den einzelnen Staaten seine Organe schafft, Verwaltungskörper, die dafür zu sorgen haben, daß die Beschlüsse des Bureaus durchgeführt werden, daß etwaige Hindernisse beseitigt werden, daß die Ratifizierung der von den pan-amerikanischen Kongressen getroffenen Beschlüsse durch die einzelnen Staaten nicht zu lange auf sich warten lasse. Man sieht, wie die ganze Bewegung darauf ausgeht, unter möglichster Ausschaltung der politischen Rangstreitigkeiten und Eifersüchteleien den Weltteil wirtschaftspolitisch zu organisieren und die einzelnen Staaten durch den Bau einer pan-amerikanischen Eisenbahn, durch gleiche Maße und Gewichte, durch Nivellierung der Unterschiede im Privatrecht, durch Abschluß von Handels- und Gegenseitigkeitsverträgen, durch Aufstellung einer Statistik über den Handel und über die natürlichen Hilfsquellen, durch Professorenaustausch usw. usw. einander anzunähern. Man erkennt mit hoher Befriedigung, wie es mehr und mehr gelingt, durch Überwindung des anfänglichen Mißtrauens eine Atmosphäre des Vertrauens herzustellen, die Idee von der Solidarität der Interessen zum Gemeingut zu machen und ein kontinentales Zusammengehörigkeitsbewußtsein zu entwickeln. Ferner erfährt man, wie der Unterbau des Riesengebäudes fest genug ist, um darauf den Justizpalast für die Schiedsgerichtsbarkeit in die Höhe wachsen zu lassen: die Beziehungen der amerikanischen Völker zueinander sind so weit geregelt, daß ihre etwaigen Streitigkeiten den Charakter bösartiger Verstimmungen verlieren und in dieser gemilderten Form sich vorzüglich für die schiedsrichterliche Behandlung eignen. Endlich wird man darüber belehrt, wie Ganz-Amerika beginnt, seine Hand dem noch unfertigen Europa entgegenzustrecken, wie die amerikanischen Staaten mit der sogenannten Drago-Doktrin (wonach bei Eintreibung von Schulden die Waffengewalt erst angewendet werden darf, wenn ein Schiedsgericht gesprochen hat und seinem Spruch keine Folge geleistet wurde) und mit dem Antrag auf Errichtung eines wirklichen Schiedsgerichtshofs in die Geschichte der Weltpazifizierung auf der zweiten Haager Konferenz eingegriffen haben.

Man muß das alles bei Fried selbst nachlesen, wenn man den vollen Genuß davon haben will. Ich kann mir aber nicht versagen, einiges aus den glänzenden Schlußpartien des Buches wörtlich hierherzusetzen.

Wie vorzüglich es Fried versteht, gewisse Dinge, die wir mit unseren alteingewurzelten europäischen Vorurteilen in schiefem Licht betrachten, in eine neue Beleuchtung zu rücken und sie dadurch der Mißdeutung zu entziehen, das geht z. B. aus seiner Behandlung der Monroedoktrin hervor. „Dadurch, daß erklärt wurde," sagt er S. 291, „daß die Staaten der Neuen Welt völlig unabhängig und souverän sind, daß infolgedessen das System der Intervention (das zur Zeit der Heiligen Allianz in Geltung stand) auf sie nicht ausgedehnt werden kann, daß die Staaten Europas keinen Teil des amerikanischen Kontinents erwerben können, hat sich Ame-

rika gegen die europäische Kabinettspolitik immunisiert, hat es sich das System der Bündnisse und Gegenbündnisse, die automatisch sich steigernden Rüstungen, den Militarismus in seinem ganzen Umfang und viele blutige Kriege erspart.“ Ich habe seinerzeit in meinem zu Jena gehaltenen Vortrag über Kolonisation und Auswanderung (abgedruckt in den „Friedensblättern“ Mai 1908) ausgeführt, daß das übervölkerte Europa das Recht haben müsse, seine überschüssige Bevölkerung in überseeischen dünnbevölkerten Ländern anzusiedeln, ohne daß darum für die politische Zugehörigkeit dieser Länder irgend etwas präjudiziert werden dürfte. Zu meiner Genugtuung ersehe ich aus dem Friedschen Buch, daß die Anschauungen der amerikanischen Staatsmänner sich mit diesem Ideal vollständig decken; und mehr als das kann Europa auch vernünftigerweise nicht erwarten.

Ein anderes Mißverständnis wird von Fried in vorzüglicher Weise aufgeklärt, die Meinung nämlich, als ob die pan-amerikanische Bewegung nur eine andere Form sei für das Streben der nordamerikanischen Union nach der Hegemonie auf der westlichen Halbkugel. Es ist wahr, es gab und gibt einen amerikanischen Imperialismus, und ich glaube, daß Fried die Gefahr dieser Bewegung unterschätzt. Daß sie vorhanden ist, das beweist neben der Besetzung der Philippinen die *eine* Tatsache, daß der Deutsch-Amerikaner Karl Schurz seine Schrift „Unsere Entehrung durch den Imperialismus“ vom Stapel lassen konnte; aber — und das ist in Europa bisher einfach nicht gewürdigt worden —: sie richtet sich weder gegen das übrige Amerika noch gegen Europa. Der chilenische Staatsmann Alvarez sagt über die Präponderanz der Union gegenüber den übrigen Staaten des westlichen Kontinents wörtlich: „Die lateinischen Staaten, die in der Furcht nach Washington (zur ersten pan-amerikanischen Konferenz) gekommen waren, daß die Vereinigten Staaten danach trachten würden, ihnen ihren Willen aufzudrängen, überzeugten sich, daß letztere, trotz des beträchtlichen moralischen Einflusses, den sie ausübten, sich ihnen als gleichgestellt benahmen, ohne sie jemals eine Überlegenheit fühlen zu lassen. Die Vereinigten Staaten erfaßten dadurch aufs beste das Interesse, das für sie darin lag, die Freundschaft der andern Staaten zu suchen.“

Was aber die Stellung Pan-Amerikas zu Europa betrifft, so sagt darüber Fried u. a. sehr richtig: „Unsre (europäischen) Diplomaten glauben noch immer eine Politik der Ränke, der Eifersucht, der Übertölpelung verfolgen zu müssen, und bieten so der modernen Kulturentwicklung nur Hemmnisse statt Förderung. Amerika, dessen Diplomatie von jenen Überlieferungen befreit ist, hat unter solchen Hemmnissen nicht mehr zu leiden. Es folgt nicht den Irrgängen der europäischen Diplomatie, es hält sich fern von jenen Allianzen, die nur augenblicklichen egoistischen Bedürfnissen dienen, und die sich morgen wieder ändern können, ja ändern müssen, und befolgt die Grundsätze einer „ständigen“ auswärtigen Politik, der freien Zusammenarbeit zum Zweck gegenseitiger Hilfeleistung, zum Zweck der Konzentration der Kräfte, deren charakteristisches Merkmal darin liegt, daß sie sich gegen niemand richtet und *im Wohl aller den höchsten eigenen Vorteil sieht.*“

Daß Amerika auf keinen kriegerischen Konflikt mit Europa hinausdrängt, dafür hat schon Joaquim Nabuco, der brasilianische Delegierte auf der dritten pan-amerikanischen Konferenz, die klassische Sentenz geprägt: „Zum Vorteile der ganzen Welt arbeiten wir, wenn wir aus dem Raum, den wir auf dem Erdball einnehmen, eine große Friedenszone machen.“ Daß aber die pan-amerikanische Bewegung trotzdem durch *unsre* Schuld bedenklich für Europa werden kann, das hat Fried klar gesehen. „Die pan-amerikanische Bewegung“, schreibt er S. 293, „ist nicht gegen Europa gerichtet; und doch bildet sie eine Gefahr für den alten Kontinent. Das liegt aber nicht an jener Bewegung, sondern an Europa. Die Absicht der Schädigung fehlt dort, aber es wird eine schädigende Wirkung erzielt, weil die Verhältnisse in Europa die von Amerika ausgehende Wirkung einfach umwerten. Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage ... Die wirtschaftliche und politische Zersplitterung Europas läßt die Aussichten für den Wettbewerb mit einer nach modernen Begriffen organisierten Welt in dem Maße schwinden,

als diese Organisation fortschreitet. In Europa ist unseligerweise noch immer der Gedanke vorherrschend, daß der Handel der Flagge folge, d. h. der möglichst augenfälligen Machtentfaltung. Daß das falsch ist, beweist die Statistik: Deutschland hat einen Außenhandel, der pro Kopf der Bevölkerung im Jahr 234 Fr. beträgt, während in dem militärisch bedeutungslosen Holland die entsprechende Zahl 1490 Fr. beträgt. Daraus ergibt sich, daß der Handel nicht der Machtentfaltung folgt, sondern daß die Machtentfaltung es ist, die die Leistungsfähigkeit am meisten hinabdrückt. Europa wird durch seine Zersplitterung, durch seine den alten Erdteil zerwühlenden Gegensätze, durch die alle Staatsgebilde in ihrer Lebenskraft bedrohende Unsicherheit und die damit zusammenhängende Manie des isolierten Schutzes wirtschaftlich und physisch immer ungeeigneter, den Wettbewerb mit Amerika mitzumachen ... Man hat bis heute noch nicht darüber nachgedacht, welch ungeheure Macht eine organisierte Welt, wie sie der amerikanische Kontinent bildet, in der politischen Sphäre auszuüben vermögen wird. Was wird alsdann das alte Europa sein, wenn Amerika sein Ziel erreicht haben wird? Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß Europa einem durch Organisation gefestigten Amerika gegenüber keine größere Bedeutung haben wird als etwa heute die Balkanländer dem englischen Weltreich gegenüber ... Die Frage, was Europa zu tun hätte, um die aus der panamerikanischen Bewegung hervorgehende Wirkung zu seinem Vorteile zu gestalten, um nicht gezwungen zu sein, seine alte Rolle in der Führung der Welt aufgeben zu müssen, ist nur nach einer Richtung hin zu beantworten: Europa muß endlich Europa werden; es muß aufhören, ein geographischer Begriff zu sein, es muß ein Kulturbegriff, es muß ein sozialer Begriff werden. Die organisierten Staaten Europas sind zu vollenden. Statt die ganze Kraft der Völker für Rüstungen zu vergeuden, ohne damit die ersehnte Sicherheit zu schaffen, müssen die Staaten Europas daran gehen, ihren Verkehr zu erleichtern, ihre Verwaltung zu internationalisieren und die Sicherheit durch gegenseitige Schutzverträge herzustellen. Die internationale Organisation ist die Grundlage alles Menschenglücks."

Ich kann nicht schließen, ohne noch auf einen, wie ich glaube, besonders wichtigen Punkt hingewiesen zu haben. Fried hebt mit Recht einen Gedanken hervor, dem ich selbst schon zu wiederholten Malen Ausdruck gegeben habe, der darauf hinauskommt, daß die bleibenden Entwicklungsphasen, die von der Menschheit durchlaufen werden, viel mehr durch Einrichtungen als durch Stimmungen und Erscheinungen auf persönlichem Gebiet bezeichnet werden. So redet er von einer Überlegenheit der Einrichtungen über die Menschen. „Die Menschen lassen sich von ihren momentanen Interessen beeinflussen; die von ihnen geschaffenen Einrichtungen nicht. Diesen wohnt ein starrer Wille inne, das unbeirrbare Streben nach einem festen Ziel. So entwickelte sich das pan-amerikanische Bureau allmählich zur Herzkammer einer sich organisierenden Welt."

Bekanntlich hat Fried kraft der genialen Fernsicht, die ihm eigen ist, die Gründung eines pan-europäischen Bureaus als Gegenstück zu dem amerikanischen Institut vorgeschlagen und hat damit bei den deutschen Völkerrechtslehrern meist freudige Zustimmung gefunden. Mögen bald auch die leitenden Staatsmänner diese so außerordentlich fruchtbare Idee ihrer Beachtung würdigen!

O. Umfrid

Ein Notschrei Richard Wagners

Ein erschütternder Bericht über des Meisters Leidensjahre in Paris findet sich in dem soeben erscheinenden Buche „Richard Wagner an Theodor Apel" (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Vier Jahre hatten sich die Jugendfreunde nicht mehr gesehen, und Apel war inzwischen erblindet. Der Brief ist vom 20. September 1840. Es heißt darin:

„... Mein Kampf war schwer und bitterer Folgen voll, denn ich sollte entsagen lernen, ich sollte meine ganze Natur bekämpfen. In keiner meiner Unternehmungen, mein höheres Künstlerziel zu erreichen, war ich glücklich; ich war so weit, daß man meine Oper in Berlin angenommen hatte; es bedurfte weiter nichts, als daß ich ein halbes Jahr dort mich aufhalten konnte, um den schwachen und wankelmütigen Direktor, auf den ich jedoch persönlichen Einfluß hatte, immer unter Augen und Händen zu haben; — doch war ich arm, keiner wollte mich unterstützen. Ich gab es auf, wie ich seitdem so vieles aufgegeben habe, und ging nach Königsberg, wo mir eine Stelle zugesichert war. Dort heiratete ich; aber Mangel und Not verfolgte mich. Zu der mir versprochenen Stelle konnte ich nicht gelangen, ich mußte mich so durchhelfen. — Damals erhielt ich endlich die erste Nachricht über Dich von jemand, der Dich eben in Leipzig gesehen hatte. Von der Stunde an wußte ich, was meine Ahnung zu bedeuten gehabt hatte, aber nimmer hatte ich geglaubt, daß sie eine so grausame Erfüllung erhalten solle. — Wenn wir uns einmal wiedersehen, so frage mein Weib, wer ich von dieser Stunde an wurde! Die Ärmste hat sehr darunter gelitten! Aller Frohsinn, alle Freiheit, alle Offenheit wich von mir; ich kann Dir meinen Zustand nicht besser schildern, als wenn ich Dir sage, daß dieses das Jahr meines Lebens war, in dem ich fast keine Note komponiert habe, nichts entworfen, nichts erfaßt. Ich war sehr unglücklich! — Nach diesem Leidensjahr verbesserte sich meine Lage wenigstens im Äußeren; ich erhielt eine gute und ehrenvolle Musikdirektorstelle in Riga. Dort habe ich zwei ziemlich ruhige Jahre verlebt; ich würde sagen können, daß ich dort anfing, mich wieder zu erholen, wenn ich nicht immer mehr hätte einsehen müssen, daß ich zu dieser Art, mein Brot zu verdienen, nicht gemacht bin. In der fast leidenschaftlichsten Tätigkeit suchte ich Betäubung; mein Körper war aber nicht dazu gemacht, dem das nördliche Klima überhaupt ungünstig war. Ich verfiel in eine schwere Krankheit, ein Nervenfieber drohete mich für immer darniederzuwerfen. Kaum hatte ich mich ein wenig erholt, so traf mich die Nachricht, daß mich während meiner Krankheit mein scheinbarer Freund D. auf die perfideste Weise um meine Stelle gebracht hatte! — Es war fürchterlich; in meiner Exaltation suchte ich mir aber Gottes Willen so zu deuten, als ob dies Ereignis mir ein Wink sein sollte, noch nicht still zu stehen, und meinem höheren Lebensziel wieder nachzustreben. Ich raffte ein paar hundert Rubel zusammen und erklärte meiner Frau, daß es nach Paris gehen sollte. Sie, die niemals leidenschaftliche Hoffnungen hegt und voraussah, welchem Jammer wir entgegengingen, stimmte aus Liebe zu mir ein. Wir bestiegen ein Segelschiff und langten nach einer furchtbaren Seereise von 4 Wochen, nachdem wir dreimal durch Sturm an den Rand des Todes gebracht worden waren, in London an, von wo wir zunächst nach Boulogne-sur-Mer gingen. Schon war unsere Barschaft so geschmolzen, daß ich fast für unmöglich hielt, uns nur ein paar Wochen in Paris halten zu können. Da führt mir mein wunderliches Schicksal in Boulogne Meyerbeer entgegen; ich mache ihn mit mir und meinen Kompositionen bekannt, er wird mein Freund und Protektor. Nun wußte ich, daß nur durch eine Protektion, wie die Meyerbeers, meine Angelegenheiten in Paris beschleunigt werden könnten; ich faßte Mut und beschloß es zu wagen. Was mir nun hier in Paris begegnet ist, oh, welch ein Gemisch von Hoffnungen und Niederschlagungen ist dies! Meyerbeer ist unermüdlich meinem Interesse treu geblieben, — leider aber haben ihn Familienverhältnisse gezwungen, die meiste Zeit im Auslande zuzubringen; und da hier nur persönlicher Einfluß nützen kann, so konnte dieser Umstand nicht verfehlen, den lähmendsten Einfluß auf meine Angelegenheiten hervorzubringen. — Was mich aufrecht erhält, sind immer nur neue Hoffnungen, im übrigen kann sich jeder wohl leicht denken, daß meine Lage mit einer Frau und ohne einen Heller Verdienst — die fürchterlichste von der Welt sein muß. Mehr als einmal habe ich mir den Tod gewünscht; wenigstens bin ich gänzlich gleichgültig gegen ihn geworden ..."

Soeben hatte Wagner seinen „Rienzi" vollendet. Er hofft ihn mit Meyerbeers Hilfe in Dresden zur Annahme zu bringen:



„Sieh, mein Theodor, das sind so Blitze, wie sie manchmal aus meiner Nacht aufsteigen ... Für jetzt hätte ich aber gern meinem armen Weibe Medizin gekauft! Wird sie diesen Jammer überleben, und werde ich den ihrigen ertragen? — Herr Gott, stehe mir bei! Ich weiß mir nicht mehr zu helfen! — Alles, alles, — alle letzten Quellen eines Hungernden habe ich erschöpft; ich Unglücklicher hatte bis jetzt die Menschen leider noch nicht gekannt. Geld — ist das Fluchwort, was alles Edle vernichtet; mancher dienstwillige Freund erkaltet bei diesem Worte; Verwandte sind schon starr, ehe man es ausspricht; — und doch, mein Himmel, was ist oft alle Hilfe, ohne diese wirklichste vor allen. Wer wahre Not kennt, fühlt, daß sie nur damit gelöst werden kann. Damals, als Du mir ein Opfer nach dem andern brachtest, glaubte ich wirklich schon Not zu empfinden. O, ich Blödsinniger, der ich Verlegenheiten für Not hielt, jetzt habe ich sie kennen lernen. Den letzten kleinen Schmuck, das letzte notwendige Gerät seiner Frau zu Brot gemacht haben zu müssen, und sie dann krank, leidend, ohne Hilfe lassen zu müssen, weil der Erlös der Trauringe nicht zureichte, Brot und Arzenei anzuschaffen, — wie soll ich dies nennen, wenn ich früher schon von Not sprach! — Mit einem Wort — Gott verzeihe mir's — ich habe dem Leben geflucht! — — was kann ich Ärgeres tun! Mein erstes Wort an den kaum wiedergefundenen Freund ist: — sende mir schleunige Hilfe; mein Leben ist verpfändet, löse es ein! Somit!: — ich gehe Dich um dreihundert Taler an, und sei versichert, daß, wenn Du mir sie schickest, ich bereits über 8 Monate davon gelebt habe, denn seit dieser Zeit habe ich außer Brot nichts mehr bezahlen können. Drehe auch Du mir den Rücken, — dann kenne ich mein Schicksal!

Sieh, das ist mein Ruf aus dem Elend! — Wird es weichen? Soll ich noch das Glück sehen? — Ich habe für diese Fragen nichts als einen bittren Seufzer! — Und doch gibt es Stunden, in denen ich mit einem Blick auf die Erbärmlichkeit so Vieler, die mir jetzt begegneten, stolz auf meine Lage sein könnte, wenn ich nicht mein gutes, armes Weib sehen müßte; — sie hat mir ihre Jugend geopfert, und ich kann nichts für sie tun, als — Dir diesen Brief schreiben. Ich tue dies hinter ihrem Rücken, denn ich weiß, sie würde mir abraten, weil sie keine Hoffnung mehr kennt. Ich tue es dennoch, schreiben mußte ich Dir jetzt, — mein Herz war zu voll, Dir, dem Genesenden — nach vier Jahren voll Unheil — Glück zu wünschen; — und konnte ich Dir schreiben, ohne so zu schreiben, wie es eben geschieht? Nein, — dann hätte ich Dir nicht als Freund geschrieben, — dann wäre mein Brief eine Visitenkarte geworden. Die wirst Du schon genug erhalten haben; — nimm dafür hier ein altes Teil Deiner selbst hin; ein neuaufgefundenes Stück mit dem alten Inhalt.

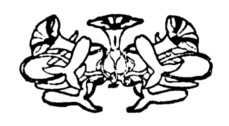
Willst Du mir wieder einmal einen glücklichen Tag machen, schreibe mir umgehend; bis dahin will ich mich freuen und hoffen, daß wir uns wiedersehen mögen! Ach! Wiedersehen, Wiedersehen! Im Glücke? — Mein Theodor, hoffen wir! Hoffen wir! Jedenfalls werden wir dann unendlich mehr wert sein? Mögen wir es auch uns sein!

Gott befohlen, mein Freund!

Dein

Richard Wagner.

Paris, 25 rue du Helder.



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Freuden des St. Nikolaus

Nervös läuft die Kleine ... hin und her, bald sitzt sie auf dem Stuhl, bald steht sie. Ihr sonst so frisches, gesundes Aussehen hat einer auffallenden Blässe Platz gemacht, und oft entringt sich ein Seufzer ihrer Brust. Ach ja! Nikolaus will kommen. Und sie war immer so brav, der Lehrer hatte sie so gelobt, und nur heute morgen war sie ein wenig unartig gewesen. Und nun mußte gerade Nikolaus kommen! Mutter, Bruder und Schwester, sie alle hatten nur ein Lächeln für ihre bangen Fragen, und aus den halben Worten konnte sie schon herausfinden, daß Nikolaus den Sack mitbringen würde! Und sie war doch immer so brav gewesen!

Da wird hastig und kurz geschellt! Alle rufen in bangemachendem Tone: Nikolaus kommt, und ihr geheimnisvolles Lächeln kündet nichts Gutes an. Da wälzt sich's schon herein! Bebend hält sich die Kleine am Tisch und beantwortet zitternd die Fragen des Nikolaus. Jetzt erinnert er die Kleine an die Ungezogenheit von heute morgen und öffnet den Sack!! Wer vermag die Szene zu schildern, die nun folgt? Das sich in Todesangst windende Kind und die kaltlächelnden Eltern und Geschwister. Welch ein Gegensatz!!! Meine Versuche, die peinliche Szene zu verkürzen, scheiterten an der Hartnäckigkeit des Nikolaus, der immer neue Mittel fand, die Angst zu steigern, sei es, daß er die Geschwister in den Sack stecken wollte, oder daß er neue Gründe fand, die Kleine mitzunehmen. Die Angstschreie des Kindes und das Gelächter der Erwachsenen: ich zitterte vor Zorn und Aufregung! Fast eine halbe Stunde dauerte die Folter, dann verschwand Nikolaus, nachdem er seine Gaben ausgeteilt, und ließ ein zitterndes Geschöpf zurück.

Mit solchen Mitteln geht man heutzutage bei den schon nervösen und überreizten Kindern unsrer Zeit noch vor, um kleine Unarten auszumerzen und — um ihnen eine Freude zu machen!! Das Christfest bringt in manchen Gegenden Deutschlands die Nikolausfreuden in verbesserter Auflage, und der Gedanke daran, daß dieses Jubelfest der Kleinen auch in der Weise vielerorts entwürdigt wird, drückt mir die Feder in die Hand.

Ja, wir habens herrlich weit gebracht! Wir reden stolz vom Jahrhundert des Kindes, und wie tief stecken wir noch in den Überresten einer barbarischen Zeit. Sage mir keiner, daß solche Ereignisse der Vergangenheit angehörten, und daß es Eulen nach Athen tragen hieße, über solche Dinge noch zu reden. Wo Tatsachen reden, müssen Worte schweigen. Es mag genug Eltern geben, die in solchen Fällen ihren Kindern nichts schuldig bleiben, aber noch bei allzuvielen, auch unter den sogenannten Gebildeten, führen Unverstand und Mangel an Einsicht zu groben Mißgriffen. Stellen wir uns vor, daß das Kind tatsächlich meint, hier sei es der Macht eines Wesens in die Hände gegeben, das auch über Vater und Mutter stehe, und daß

angesichts des Sackes alle die Vorstellungen früherer Schaudergeschichten in ihm lebendig werden: stellen wir uns dies recht lebendig vor, so muß uns die furchtbare Angst des Kindes verständlich werden. Was würden Erwachsene in entsprechenden Fällen tun?

Ich will absehen von dem augenblicklichen, augenfälligen Schaden, der entstehen kann. Zweifelsohne werden die aufgenommenen Vorstellungen das Seelenleben des Kindes noch lange beeinflussen. Mißtrauen gegenüber Eltern und Geschwistern, die keinen Trost, wohl aber ein Lächeln für die Not hatten, ist die erste Folge, wenn sich auch das Kind dessen nicht bewußt wird. Wie oft klagt später die Mutter über Verschlossenheit des Kindes und ahnt nicht, daß durch den geschilderten Vorgang und ähnliche Vorkommnisse die verpönte Eigenschaft künstlich gezüchtet wird. Als weitere Folge solcher Affekte wird die Schreckhaftigkeit nicht fehlen. Jedes kurze, hastige Schellen wird die Angstvorstellungen reproduzieren, ebenso jede Gestalt, die an den Nikolaus erinnert; es wird sich fürchten in die dunkle Kammer zu gehn, es erschrickt, wenn es angerufen, und wird überempfindlich gegen jeden Tadel. Und ist das Nervensystem erst einmal an starke Reize gewöhnt worden, so verlangt es später immer stärkere. Launenhaftigkeit und Unzufriedenheit der Töchter, wenn der Alltag nichts Neues bringen will, ist auch ein Schmerzensgeld, das die Mutter früher oder später zahlen muß. Jeder Tag muß etwas Neues bringen: und sei es eine Angst, und sei es ein Hinabsteigen in Schmutz und Verderben — gleichviel, neue Reize muß das Nervensystem haben. Mit tausend Zungen möchte ich allen Eltern zurufen: Bewahrt eure Kinder vor solchen Affekten! Könnt ihr auf die Nikolausfreuden nicht verzichten, so vermeidet doch solch starke Erregungen, die auf alle Fälle Schaden bringen. Nietzsche sagt: „Es wird eine Zeit kommen, in der man keinen andern Gedanken denkt, als den der Erziehung!“ Ich möchte dazu mithelfen, unsere Zeit diesem Ideal entgegenzuführen.

C. M.



Medizinische Aufklärung und Krankenbehandlung durch Laien

Herr Oberstabsarzt Dr. Neumann in Bromberg hat in der Augustnummer dieser Zeitschrift einen Artikel über medizinisch-hygienische Aufklärung veröffentlicht, worin er den Lesern das Zuckerplätzchen reicht, der medizinische Dilettantismus habe seine Berechtigung und seinen Nutzen. Er schränkt aber dieses Bekenntnis sofort wieder dadurch ein, daß er sagt: „freilich nur bis zu einer gewissen Grenze“. Diese Grenze will Herr Dr. N., wie er schon vor Jahren öffentlich schrieb, von den Ärzten gezogen wissen. Und die Ärzte wieder wollen diese Grenze ein für allemal durch eine Art Ausnahmegesetz festgelegt wissen. Die Ärzte allein sollen zu bestimmen haben, wie weit die hygienische Aufklärung des Volkes durch medizinische Dilettanten gehen darf. Diese Forderung wäre also gleichbedeutend mit einer medizinischen Zensur über die Presse und über die Volksredner.

Ich behaupte dagegen, daß dem medizinischen Dilettantismus nur durch sein Können eine Grenze gesetzt ist. Die Berechtigung zu seiner Betätigung läßt sich geschichtlich beweisen. Er ist der Pionier der medizinischen Aufklärung und manchen medizinischen Fortschritts gewesen. Dr. N. nennt die Dissertierenden in der Heilkunde „Sekten“ und kennzeichnet damit die Auffassung eines zunftfrohen Mediziners. Bei näherem Zusehen findet man aber, daß die medizinischen Sektierer gar nicht mal durchweg Dilettanten sind, sondern daß sich darunter hochgebildete Ärzte befinden. Wenn man schon den den Schulmeinungen entwachsenen Heilkundigen einen Namen geben will, dann mag man sie Medizinalreformer nennen. Die Medizinalreformer haben, wie die Spezialisten, das selbstverständlich kaum zu verurteilende Bestreben, ihren Anschauungen die weitmöglichste Geltung zu verschaffen. Sie wollen an Stelle des von

ihnen als schlecht Erkannten das nach ihrer Meinung Bessere setzen. Dadurch werden sie leicht zu Fanatikern. Die Verfolgungen aus dem offiziellen Lager tragen das Ihrige dazu bei. Aber seien wir doch ehrlich: nur Fanatiker haben die Menschheit aus altgewohnten, falschen Anschauungen aufzurütteln vermocht; nur fanatisch kämpfende Männer haben ihren Ideen Geltung verschaffen können. Gäbe es einen Protestantismus ohne die energische Bekämpfung des Papsttums durch Luther? Man mag über die Homöopathie denken wie man will, das eine muß man dem Dr. Samuel Hahnemann lassen, daß er durch seinen energischen Angriff auf die drei offiziellen Kardinalmittel (Aderlaß, Brechmittel und Laxiermittel) und durch die Bekämpfung des Arzneimißbrauchs die Schulmedizin zu Reformen genötigt hat. Und jeder, der sich mit der Wirkung der Arzneien beschäftigt hat, wird mir darin recht geben müssen, daß Hahnemanns Entdeckung: das Mittel, das in großen Gaben beim Gesunden gewisse Krankheitserscheinungen hervorruft, führt in kleinen Gaben ähnliche Erscheinungen Kranker in Heilung über, noch heute als richtig anerkannt werden muß. Die Schulmedizin behandelt nach diesem, später vom Prof. Arndt anders formulierten Satze tagtäglich Kranke, nur will sie nicht anerkennen, daß sie in Hahnemanns Fußstapfen wandelt, ja sie belegt die homöopathischen Ärzte sogar mit dem Schimpfnamen Medikaster. (Vgl. Wernich, im Artikel Homöopathie der Real-Enzyklop. der ges. Medizin, Bd. X, S. 604, III. Aufl.) In solchen Fällen nehmen sich die medizinischen Dilettanten der unterdrückten Wahrheit an. Sie werden dadurch zur Hefe im Teig. So mußte ein Vincenz Prießnitz die Kaltwasserbehandlung gegen das zünftige Schulmedizinertum verteidigen. Arnold Rikli kämpfte seit 1850 sein langes Leben um die allgemeine Anerkennung der atmosphärischen (Licht- und Sonnenbäder-) Kur. Theodor Hahn setzte um 1860 seine ganze Lebenskraft im Kampfe gegen die falsche Eiweißtheorie Liebigs und für den Vegetarismus ein. Schroth zeigte den oft wunderbaren Einfluß der Trockendiät bei chronischen Krankheiten. Julius Hensel baute etwa 1880—1890 die Mineralsalztheorie auf. Kneipp brachte die kalten Güsse und die Abhärtung zu Ehren. Mehl lehrte die Heilung des Lupus durch konzentriertes Sonnenlicht. Hessing ward zum Begründer einer rationellen Orthopädie. Lauter Dilettanten, die der Schulmedizin niemals ihre Ideen aufgezwungen hätten, wenn sie nur „innerhalb gewisser Grenzen", vielleicht nur an ihren eigenen Leibern hätten praktizieren dürfen. Der medizinische Dilettant muß dieselbe Berufsfreiheit haben wie der technische Dilettant. Lombroso schrieb einst, daß schon in der antiken Zeit diejenigen Städte die meisten Erfinder und Volkslehrer hervorgebracht hatten, die die größte Lehr- und Berufsfreiheit gewährten.

Aber auch der medizinische Dilettantismus in der Familie darf nicht eingeschränkt werden, weil dadurch gleichzeitig die Liebe und Lust zur Hygiene erstickt werden würde. Schon Goethe sagte: „Mir ist alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben". Gerade deshalb kommt der von Dr. N. gelobte „Verein für Volkshygiene" trotz hoher und höchster Protektionen, trotz emsiger Arbeit nicht vorwärts, weil er nur graue Theorie lehrt und die belebende Praxis verbietet. Im Gegensatz zu der Sterilität dieses Vereins entfachen die Naturheilvereine eine fruchtbringende Tätigkeit. Die Anhänger der Naturheilbewegung leben alle ein Stück „naturgemäße Lebensweise", sie alle haben ein anerzogenes Gesundheitsbewußtsein und sind bis zu einem gewissen Grade selber Wächter ihrer Gesundheit. Darum behaupte ich: das Volk kann nicht eingehend genug aufgeklärt werden. Je mehr das Volk in die Heilkunde eingeweiht wird, um so mehr erkennt es, daß seinem eigenen Können Grenzen gesetzt sind und wo diese Grenzen liegen. Gegen die wirkliche Kurpfuscherei — worunter ich jede leichtfertige Krankenbehandlung verstehe — hilft nur weiteste Aufklärung.

Herrn Oberstabsarzt N. gefällt auch der Name Naturheilkunde nicht; er nennt die Naturheilkunde ein „Sammelsurium wunderbarster Art". Ich gebe zu, daß der Ausdruck „Naturheilkunde", den Dr. med. Gleich für die über die Kaltwasserbehandlung hinausgewachsene Naturheilkunde des Vinzenz Prießnitz geschaffen, sich mit dem Wesen der heutigen

Naturheilbewegung ebensowenig deckt wie der terminus technicus „Medizin" mit dem Wesen der heutigen Schulmedizin. Aber nicht auf den Wortsinn des Namens, sondern auf seine heutige Bedeutung kommt es an. Und da ist der springende Punkt in einer gewissen Gegensätzlichkeit zwischen Schulmedizin und Naturheilkunde zu suchen. Zwischen den Anhängern beider Richtungen befindet sich eine scheinbar unüberbrückbare Kluft. In der Schulmedizin dominierte bis vor kurzem und wohl im großen und ganzen wohl auch noch heute das Prinzip der Kunstheilung, der Unterdrückung von Krankheitserscheinungen durch Kunstgriffe und meist giftige Arzneien, während in der Naturheilkunde das Prinzip der Teleologie, der Selbstheilung des Organismus und der Unterstützung der Selbstheilungsvorgänge durch die der Natur des Menschen angepaßten Heilfaktoren galt. Ein einziger Blick in die schulmedizinischen und naturheilkundlichen Therapien des vorigen Jahrhunderts beweist die Richtigkeit dieses Satzes. Herr Dr. N. wird zugeben müssen, daß, wie auch Prof. Winternitz sagte, erst die Naturheilbewegung der Schulmedizin die Anwendung der nicht körperfeindlichen, physikalisch-diätetischen Heilfaktoren durch einen mächtigen Druck von unten aufzwang. Wo findet sich denn in den medizinischen Therapien der 70er und 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine vernünftige Hydrotherapie? Von der von Prießnitz auf Brand übergegangenen Typhusbehandlung abgesehen, nennt man das Licht- und Luftbad, das Bett- und Kastendampfbad fast gar nicht. In welchen medizinischen Werken finden die Licht- und Sonnenbäder, der Vegetarismus, die Alkoholabstinenz, die Eiweiß- und Kochsalzbeschränkung, die Mineral- und Nährsalztheorie eine gebührende Würdigung? Nicht einmal ein Sanitätsrat Dr. Niemeyer konnte mit seiner Luft- und Wasserfreundschaft bei den Schulmedizinern Gehör finden. Auch damals nannten die Ärzte die Rikli'sche Agitation für Licht- und Luftbäder und die vegetarische Diätreform „Pseudohygiene".

Schon des öfteren habe ich Herrn Oberstabsarzt Dr. N. und Genossen erklärt, daß das Wesen der Naturheilkunde n i c h t in der Anwendung bestimmter „Naturmittel" besteht. Aber immer wieder unterstellt man der Naturheilkunde diese Beschränktheit. Klar und deutlich habe ich das Wesen der Naturheilkunde und der (naturgemäßen) Gesundheitspflege in dem Programm der „Vereine für Gesundheitspflege und arzneilose Heilweise (Naturheilkunde)" formuliert:

„Die naturgemäße Heilweise (Naturheilkunde) ist diejenige Heilkunst, die zur Verhütung und Heilung von Krankheiten sich solcher Anwendungen bedient, welche den Lebens-, Abwehr- und Selbstheilungsvorgängen ähnlich sind und diese unterstützen."

Diesen Kardinalsatz der Naturheilbewegung zieht Herr Dr. N. nicht zur Wesensbestimmung der Naturheilkunde heran, obwohl er 150—200 000 organisierten Anhängern der Naturheilbewegung als offiziell und programmäßig festgelegte Richtschnur dient. Die Naturheilkunde ist eben Lebenslehre (Biologie) und nicht Heilfaktorenlehre. Das war sie schon, bevor Dr. Esch und Dr. Reimer daran dachten, eine biologische Heilrichtung zu schaffen. Ich schrieb (1900) in der „Naturärztlichen Zeitschrift":

„Die Naturheilkunde ist demnach Lebenslehre (Biologie). Es besteht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Naturwissenschaft und der Naturheilkunde; die letztere ist nur ein Zweig der ersteren. Aus diesem Grunde ist die Naturheilkunde bestrebt, sich auf der Grundlage der naturwissenschaftlichen Erkenntnis aufzubauen. Sollte es je gelingen, alle Heilmethoden der Lebenslehre zu unterordnen, so wird es nur eine Heilmethode und eine Heilkunde — die biologische oder die lebensgemäße geben."

Dieser Satz und der Kardinalsatz des Programms der Naturheilbewegung beweisen, daß die Deutsche Naturheilbewegung sich gar nicht von der naturwissenschaftlichen Medizin loslösen will. Nicht die Naturheilkunde hatte es nötig, eine Vereinigung biologisch denkender Ärzte zum Zweck ihrer Reorganisation ins Leben zu rufen, sondern die Schulmedizin, der erst durch Dr. Esch naturheilkundliches Denken und biologisches Handeln in der Therapie gelehrt wurde. So sieht der „naturheilkundliche Begriffsproteus" in Wirklichkeit aus.

Daß die Naturheilkunde nicht bei ihren alten Anschauungen stehen geblieben ist, son-

dern fortschreitenden naturwissenschaftlichen Forschungen Rechnung tragend, auch den Mineralsalzen und vielen Kräutern eine lebensfördernde Wirkung zuerkennt, wer will sie darum schelten?

Herr Dr. N. hat recht: der Aufklärungsdrang des Volkes ist groß. Aber wer, wie ich, 20 Jahre im Dienste der gesundheitlichen Volksaufklärung steht, der weiß, daß es mit aufklärenden Schriften und Großstadtvorträgen allein nicht getan ist. Erst wenn es uns gelingt, das Volk gesundheitlich zu organisieren und ihm die zur persönlichen Gesundheitspflege nötige Zeit und die nötigen Mittel zu verschaffen, ist durchschlagender Erfolg zu erhoffen. Gerade die hygienischen Erfolge der Naturheilvereine, Vegetariervereine, Abstinenten und Mäßigkeitsverfechter zeigen, daß durch Kleinarbeit und Laienvorträge der hygienische Gedanke tiefe Wurzeln im Volke schlagen kann. Ohne praktische Heilbetätigung ist aber das Ziel nicht zu erreichen. Es ist bedauerlich, daß die sich als berufene Volkshygieniker fühlenden Ärzte so schlechte organisatorische Erfolge zu verzeichnen haben. Aus der Aufklärung durch die Ärzte zieht das Volk keinen direkten Nutzen, sie stillt bloß die Neugierde. Zudem sind sehr wenige Ärzte imstande, volkstümlich zu sprechen. Sie können sich von ihrem Latein und ihrer dem Laien unverständlichen Darstellungsweise nicht frei machen. Im „Ärztlichen Zentral-Anzeiger“ findet man in fast jeder dritten bis vierten Nummer eine ärztliche Anfrage, woher medizinisches Material zu irgend einem volkstümlichen Vortrage zu beziehen ist. Was aber ein Vortragender leistet, der selber nicht weiß, wie und worüber er sprechen soll, das bedarf hier keiner Darlegung.

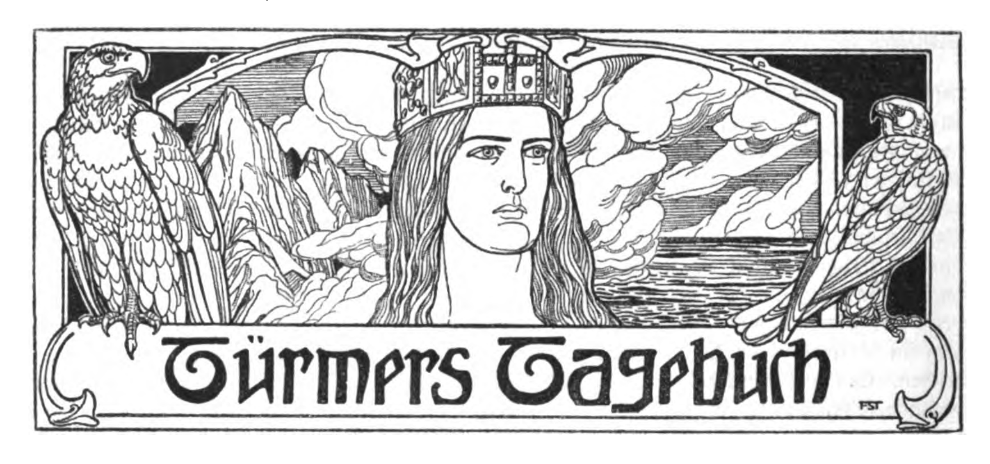
Auch mit der vielgerühmten sexuellen Aufklärung durch Ärzte ist es oft schlecht bestellt. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Arzt es für angebracht hielt, die schulentlassenen Handelsschüler in Gegenwart ihrer Eltern öffentlich darüber aufzuklären, wie sie den Geschlechtsverkehr ausüben und welche Mädchen sie auswählen sollen, um nicht angesteckt zu werden. Ähnliches tat ein anderer Arzt vor Frauen und Mädchen. Beide schienen ihr Vortragsmaterial aus dem ersten Flugblatt der „Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ geschöpft zu haben, in dem ja auch jungen Männern der Rat gegeben wurde, nicht junge, sondern lieber ältere Prostituierte zu wählen.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die Kampfesweise der „Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums“. — Jeder Stand hat seine räudigen Schafe und seine Geschäftemacher. Auch im ärztlichen Stande fehlen sie nicht. Es gibt unter den approbierten Ärzten auch solche, die wegen begangener Verbrechen mit Gefängnis und Zuchthaus bestraft worden sind, wie es leider auch unter den Heilkundigen viele unreelle Elemente gibt. Der Kampf der genannten Gesellschaft richtet sich aber gar nicht so sehr gegen die Kurpfuscherei, als vielmehr gegen das „Kurpfuschertum“, also gegen eine den Ärzten unbequeme, durch die neuzeitliche gewerbefreiheitliche Auffassung entstandene gewerbliche Institution. Darin gipfelt der Kampf um das ärztliche Standesinteresse.

Zum „Kurpfuschertum“ zählt man aber die nach Herrn Dr. N. daseinsberechtigten medizinischen Dilettanten jeder Richtung: den aus Nächstenliebe kurierenden Priester ebensogut wie das Sympathieweib. Dabei übersieht man, daß die Schulmedizin erst aus diesem „Kurpfuschertum“ hervorgegangen ist, denn sie war ehedem sympathische Volksmedizin und Priestermedizin. Man vergißt heute ganz und gar, daß der Organismus eine Einheit von Leib und Seele ist, und daß der, der die Seele heilen will, auch die Kraft besitzen muß, seelisch wirksame Einflüsse auszuüben. Und das sind Kräfte und Fähigkeiten, die nicht „erstudiert“ werden können, ja die bei dem heutigen naturwissenschaftlichen Unterricht in den meisten Medizinern gar nicht zur Entwicklung gelangen. Ein naturwissenschaftlicher Mechanist und Materialist wird nie ein rechter Seelenarzt sein können. Fast alle chronisch Kranken werden aber früher oder später seelisch krank. Und seelische Leiden heilt man nicht mit approbiertem Medizinalwissen, sondern durch den Heilglauben und das Vertrauen zum Heiler. Und dieweil der Heilglaube ein so mächtiger Heilfaktor ist, muß man jedem Kranken die Wahl seines Arztes, der Heilmethode und Heilfaktoren freistellen.

A. Scholta, Dresden





Revolution von oben · Ein Märtyrer der Wahrheit · Schmock in Frack und Lackstiefeln

Ein Prophet ist Herrn von Bethmann-Hollweg erstanden, mit feurigen Zungen predigt in dem dafür freilich prädestinierten Scherlschen „Tag“ Kurt Breysig des fünften Kanzlers Herrlichkeit. Und nicht zum erstenmal! „Ein Staatsmann, um den uns die Zukunft beneiden wird“, „an diesem Kanzler ist unvergleichlich viel mehr gelegen als an irgendeinem Wahlrecht“ — in höheren Tönen hätte man auch Bismarck nicht rühmen können. Aber Herr Kurt Breysig weiß uns in noch größeres Staunen zu versetzen, entdeckt er doch bei seinem Heros — — „unumwundene Klarheit“! Ja, wo haben wir denn alle unsere Augen gehabt? Blind muß Albert Träger gewesen sein, als er ihn kürzlich im „Pester Lloyd“ mit — „Heraklit dem Dunklen“ verglich:

„Die Verwandtschaft ist augenfällig. Der alte Grieche, gleichfalls einer der vornehmsten Adelsfamilien angehörig, war durch die ihm lästigen demokratischen Verhältnisse seiner Vaterstadt Ephesus so sehr verstimmt, daß er sich aus dem öffentlichen Leben grollend in seine Studien zurückzog, was der Herr Reichskanzler zum Glück noch nicht getan hat. Bewußt und ausgesprochen setzte sich Heraklit in den schroffsten Gegensatz zu den Meinungen der Massen. Hatte er sich gleich bis zu den ‚gottgewollten Abhängigkeiten‘ noch nicht durchgerungen, war er doch mit seinem ‚Fatum‘ auf dem besten Wege dahin. Er wurde auch der ‚Weinende‘ genannt. Ein weinender und dunkler Philosoph — sollte das nicht auf den Herrn Reichskanzler passen, dessen Klagen über die Gebrechen dieser Zeit immerhin verständlicher sind als die Empfehlung der Heilmittel? Sein Vorgänger gemahnte vielmehr an Demokrit, den lachenden Philosophen, zuletzt lachte freilich der Nachfolger hinter dem Tränenvorhang. Dunkel und tief erscheint auch der Spruch, mit dem der [von der Berliner philosophischen Fakultät honoris causa promovierte] neue Herr Doktor in einem Jubiläumsalbum [Die juristische Fakultät der Universität Berlin von ihrer Gründung bis zur Gegenwart in Wort und Bild, in Urkunden und Briefen. Mit 450 handschriftlichen Widmungen. Herausgegeben von Dr. jur. Otto Liebmann] sich verewigt. ‚Freiheit, Recht, Staat, keines



Der Morgen Ph. O. Runge

ohne das andere zu verwirklichen.' Bleibt nur die nicht minder an den preußischen Ministerpräsidenten wie den deutschen Reichskanzler zu richtende Frage offen, wie es denn in bereits verwirklichten Staaten mit Freiheit und Recht steht? In beiden Staaten sieht es mit der Freiheit nicht zum besten aus, und das Recht, sonderlich das gleiche Recht für alle, läßt noch manches zu wünschen übrig. Das Wahlrecht, durch das der deutsche Staat verwirklicht worden, soll des preußischen Verderben sein, und die Wahlfreiheit wird überall verkümmert. Der ältere Heraklit würde sich hinter das Fatum verschanzen, der jüngere beugt sich den gottgewollten Abhängigkeiten. Aber der ältere war nur Philosoph, während der jüngere auch Staatsmann, sogar Staatslenker heißt. So führt denn der Herr Reichskanzler seinen Kampf gegen die Meinungen der Massen praktisch durch, und der einzige Preis, den er dabei gewonnen, bleibt eben das Doktordiplom."

Wahlreform? — Ausnahmegesetze sind's, die vom gegenwärtigen Reichskanzler geheischt werden, Staatsstreich heißt die Losung!

„Nachdem der erste Beamte des Reiches", so glaubt die „Berl. Volksztg." die Lage kennzeichnen zu dürfen, „seiner Mißachtung des ‚verrohenden' Reichstagswahlrechts Ausdruck gegeben, haben die Verächter und Feinde dieses Wahlrechts neuen Mut zu Attacken gegen diesen wichtigsten Bestandteil der deutschen Reichsverfassung geschöpft. Damit nicht genug: aus schlotternder Furcht vor der Revolution von unten zermartert man sich das Gehirn mit dem verbrecherischen Gedanken, wie man durch eine Revolution von oben den durch das allgemeine Wahlrecht gewählten Reichstag unschädlich machen könne. Mit verteilten Rollen üben sich die reaktionären Blätter an der schmachvollen Aufgabe, die Idee eines Oberhauses dem deutschen Volke schmackhaft zu machen, eines Oberhauses, mit dem allein die Regierung gegen den Reichstag und ohne den Reichstag die Gesetze fabrizieren kann ... Parallel mit diesen politischen Katilinarierplänen geht das Geschrei nach einem neuen Ausnahmegesetz in der Panzerplatten- und der andren die Scharfmacherei betreibenden Presse. Auch in dieser Beziehung arbeitet die reaktionäre, regierungsfreundliche und volksfeindliche Presse bis zu den kleinsten reaktionären Provinzblättchen mit plumpem Eifer. Wer nach allen diesen Richtungen hin die reaktionäre Presse scharf verfolgt — für Politiker von Beruf ist es ein abstoßendes, aber leider notwendiges Geschäft —, der sieht klaren Blicks, mit welcher Raffiniertheit und Planmäßigkeit die Reaktion das deutsche Volk mit ihren Staatsstreichideen zu vergiften, dem deutschen Volke die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit wegzueskamotieren sucht."

In dieses System der politischen Brunnenvergiftung und systematischen Volksbelügung gehöre auch die Berichterstattung der „reaktionären" Presse über die neuesten Vorkommnisse auf dem Wedding in Berlin. Nach diesen Berichten müsse man draußen glauben, in Berlin habe sich eine Schreckensherrschaft der Straße etabliert, als ob kein Schutzmann mehr über die Straße gehen könne, der nicht Gefahr laufe, am nächsten Laternenpfahl aufgehängt zu werden, und als ob es eine unverantwortliche Unterlassungssünde sei, daß in Berlin nicht längst das Standrecht proklamiert worden ist.

„Alle diese übertreibenden, aufbauschenden, innerlich durch und durch ver-

logenen Schilderungen einer ‚Revolution', die nur in dem Hirn scharfmacherisch infizierter Handlanger der Reaktion existiert, sollen nach außen hin den Eindruck hervorrufen, als könne das Deutsche Reich ohne das allerstrengste Ausnahmegesetz nicht einen Tag länger bestehen. Wir wissen aus absolut zuverlässiger Quelle, daß in konservativen Kreisen allen Ernstes die Absicht besteht, den Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, den Gegner des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, zu einem neuen Ausnahmegesetz zu drängen. Unter diesem Gesichtswinkel begreift man um so mehr, daß der Partei dieser ‚Umstürzler von oben' nichts genehmer, nichts ihren Zwecken förderlicher wäre, als wenn die Berliner Polizei und das Berliner Militär die Gelegenheit fänden, mit den neuen Karabinern und den Maschinengewehren, mit dem berühmten ‚Schnellfeuer auf die Menge' die Ouvertüre zu spielen zu dem ‚unvermeidlichen' Ausnahmegesetz ..."

Daß solche Staatsstreichgelüste sich wieder, wie in politisch erregten Zeiten, offen hervorwagen, das, meint die „Frankf. Ztg.", sei ein nicht zu unterschätzendes Kennzeichen und sollte dazu beitragen, für die nächsten Wahlen belehrend zu wirken:

„Auf der rechten Seite ist jedenfalls immer Stimmung für reaktionäre Maßnahmen, die sich gegen Volksrechte kehren, und jetzt mehr als je, da ja die ihnen so unsympathische Wahlreform in Preußen noch immer auf der Tagesordnung steht. Mag daher auch der Vorschlag des Mitarbeiters des ‚Reichsboten', ein Zweikammersystem für den Reichstag einzuführen, noch so weltfremd klingen und die Begründung und die Vorschläge zur Durchführung ans Lächerliche streifen, so wäre es doch verfehlt, solche Stimmungen zu unterschätzen, wenn ein sonst ernsthaftes konservatives Parteiorgan ihnen Raum gewährt. Dieses Zweikammersystem, das in Wirklichkeit die volle Ausschaltung des vom Volke gewählten Reichstags bedeuten und die ganze Macht in die Hände des Bundesrats und einer zum großen Teil abhängigen ständischen Vertretung übergeben würde, soll nach der Idee des Verfassers dem Volke aufgezwungen werden nach der Art der Oktroyierung der preußischen Verfassung und des preußischen Wahlgesetzes, d. h. also: die Regierung soll auflösen, ad hoc ein berufsständisches Wahlreglement erlassen und einen besonderen Vertretungskörper auf Grund einer kaiserlichen Verordnung einberufen, wofür eine staatsrechtliche Begründung beigebracht wird, die längst von allen ernsthaften Staatsrechtslehrern widerlegt ist. Wenn die Regierung das täte und es so anordnete, daß die Zustimmung des Bundesrates mit einer Kammer für die Verabschiedung einer Gesetzesvorlage als ausreichend erachtet würde, so würde sie, nach der Meinung des ‚Reichsboten'-Weisen, sich ein unschätzbares Verdienst um die Reichszukunft erworben haben. ‚Ein vernünftiger Grund könnte gegen ein solches Verfahren von keiner Seite geltend gemacht werden. Denn dem einzelnen Staatsbürger bliebe der Vollgenuß aller politischen Rechte gesichert, und die breiten Massen könnten, wie bisher, bei den Wahlen zur zweiten Kammer das ganze Schwergewicht ihrer Zahl im Wettbewerb mit den gebildeten Kreisen in die Schale werfen. Kein Wähler könnte über Vergewaltigung seiner bisherigen Rechte klagen.' Eine Regierung, die hier selbständig handelt, auf die Gefahr hin, eines ‚Staatsstreichs' verdächtigt zu werden, sei des Dankes

der Besten der Nation sicher. Unter diesen Besten der Nation werden natürlich alle rückschrittlichen Elemente verstanden; denn die Empfindungen aller anderen würden das Gegenteil von dem der Dankbarkeit sein. Der hier gezeigte Weg ist ungeheuer einfach. Man läßt das Wahlrecht und hebt es doch auf; denn die auf Wahlen beruhende Kammer hätte nichts mehr zu sagen, und damit würde der Volkswille noch sicherer ausgeschaltet als selbst bei einer Übertragung des preußischen Wahlrechts auf das Reich.

Das also wagen konservative Blätter dem Volke zu bieten in einer Zeit, wo die große Masse des deutschen Volkes ein gerechteres Wahlrecht, einen gleichmäßigeren Ausdruck der Volksbestimmung im führenden Bundesstaat Preußen verlangt! Eine volle Entrechtung durch einen Staatsstreich, eine Revolution gegen das Volk! Nicht als ob wir an das Bestehen solcher Pläne bei irgendeiner verantwortlichen Persönlichkeit dächten — bei jedem solchen Versuch einer Oktroyierung würde es um Kopf und Kragen gehen —; aber daß derartige Staatsstreichgelüste sich wieder offen hervorwagen, muß zu denken geben und wird diejenigen Teile der Wählerschaft, welche noch schwankend sind, gewiß darüber aufklären, daß Parteien, von denen nach wie vor eine Gefährdung der Volksrechte droht, unter allen Umständen zu bekämpfen sind. Es ist ganz zeitgemäß, daß hier einmal von reaktionärer Seite auf die Oktroyierung des preußischen Wahlrechts hingewiesen worden ist. Aufgezwungen wurde dem preußischen Volke ein Wahlrecht, das dem größten Teil der Wählerschaft jeden politischen Einfluß nahm, und das den Gegensatz zwischen Regierungsherrschaft und Volk immer mehr verschärft hat. Auf einem Akt der Gewalt beruht die ganze künstliche Übermacht der Rechten in Preußen, die sie, wenn es ginge, in ähnlicher Weise auch auf das Reich übertragen möchte. Aus einem schweren Wahlunrecht ein ehrliches, gleiches Volksrecht zu machen, das muß das Ziel aller derer sein, die ernstlich gewillt sind, dem Volke zu geben, was des Volkes sein muß. Bisher hat es die Regierung an diesem ernsten Willen noch sehr fehlen lassen. Immerhin machen sich auch in ihren Reihen schon Stimmen geltend, die eine weitergehende Wahlrechtsverbesserung erstreben. So hat kürzlich Geheimer Regierungsrat v. Wilmowski im ‚Preußischen Verwaltungsblatt' Vorschläge gemacht, die wenigstens schon die direkte und geheime Wahl und eine Änderung der Wahlkreiseinteilung fordern, wenn sie auch im übrigen keine gleiche Stimmenverteilung, sondern nur eine veränderte Verteilung empfehlen. Der Gedanke, daß ein gerechtes Wahlrecht auch die Gleichheit der Stimmen voraussetzt, wird sich — allem Widerstande zum Trotz — durchsetzen, und es wird ein Moment der Verbitterung verschwinden, das mehr als alles andre zu einer einseitigen volksfremden Politik und zu einem Verwaltungssystem geführt hat, das in der Vorherrschaft einer kleinen Minderheit seine Stütze hat."

Zu viel habe man auf einmal erreichen wollen — dies die Ansicht der „Frankf. Nachrichten": „Man wollte an allen Enden reformieren, erfand die staatlich approbierten Kulturträger und ließ damit neue Quellen der Unzufriedenheit und Verärgerung springen. Man schuf damit aber auch Handhaben, die jene Parteien, die sowieso nur mit halbem Herzen bei der Sache waren, nur anzugreifen brauchten, um alles zu Fall zu bringen."

Wo also hätte eine Reform einsetzen müssen?

Allen Schwierigkeiten ginge die Regierung aus **dem Wege**, wenn sie die ganze Vorlage in die zwei Sätze packte: Die Wahl ist direkt und g e h e i m. „Alles andere bleibt (doch nur sehr vorläufig! D. T.) beim alten. Die Situation zwänge das Zentrum, Farbe zu bekennen. Und es wäre wirklich kein allzu großes Kunststück, die Partei vor dem ganzen Lande so auf ihre prinzipielle Forderung hinzuweisen, daß sie der Vorlage zustimmen müßte. Womit sollte die Ablehnung den Wählern plausibel gemacht werden? Stimmt aber das Zentrum zu, so wären auch die Konservativen in einer Zwangslage. Sie würden sicher nicht gern in der Frage ganz isoliert stehen, denn die gesamte bürgerliche Linke wäre von vornherein auf der Seite der Regierung."

Klar genug ist's ja. Wir haben's aber mit — „Heraklit dem Dunkeln" zu tun.

* * *

Wie unmißverständlich klar hebt sich von diesem philosophischen Dunkel der mit Judengold aufpolierte Schild der — „Wahrheit" ab! Der aus tiefster, schmerzvoller Überzeugung judenfeindlichen „Wahrheit" des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Bruhn. „Die Wahrheit über Israel!" „Die Wahrheit über Jandorf!" „Die Wahrheit über Tietz!" Die Posaunen von Jericho konnten's nicht lauter verkünden als die unterschiedlichen Bässe, Tenöre, Baritons der diese „Wahrheit" vor den Häusern der Betroffenen ausrufenden Straßenhändler. Nein, Herr Bruhn hat sie nicht dazu veranlaßt. Konnte er sie auch nicht daran hindern?

Das Gericht hat nun, wie die „Frankfurter Zeitung" ausführt, auf die Frage: was ist „Wahrheit"? eine allzu naive Antwort gegeben. „Es hat nicht nur den Angeklagten freigesprochen — dagegen ist nichts einzuwenden —, sondern es hat darüber hinaus Herrn Bruhn ausdrücklich bezeugt, daß sein Blatt kein Revolverblatt sei, und daß ihm kein sittlicher Makel anhafte. Man muß schon sehr schlechte Augen haben, um solch ein Urteil fällen zu können. Herr Bruhn hat im Falle Jandorf s e l b s t z u g e g e b e n, daß er Rücksicht auf Jandorf genommen habe, weil dieser Großinserent gewesen sei; und worin diese ‚Rücksicht' bestand, ist in der Verhandlung sehr klar geworden: während die Angriffe auf andere Warenhäuser munter weiterflossen, wurde Herr Jandorf g e s c h o n t. Herr Bruhn hat darüber mit seinem Großinserenten keinen Vertrag abgeschlossen; er hat ihm nicht ‚gedroht', und der Großinserent erklärt milde, sich nicht einmal bedroht g e f ü h l t zu haben; — aber der Kausalnexus zwischen der Aufgabe der Inserate und dem Unterbleiben von Angriffen ist deshalb doch festgestellt. Und im Falle Wolf Wertheim ist sogar, wie der Staatsanwalt dargelegt hat, zweifelsfrei nachgewiesen worden, daß o b j e k t i v alle Tatbestandsmerkmale der Erpressung vorliegen: Herr Wolf Wertheim sagte, ohne sich einschüchtern zu lassen, aus, daß er nur durch die Angriffe der ‚Wahrheit' zur Aufgabe von Inseraten veranlaßt worden sei, und tatsächlich sind n a c h dem Erscheinen der Inserate weitere Angriffe auf ihn n i c h t m e h r erfolgt. Wenn der Staatsanwalt trotzdem auch in diesem Punkt die Anklage fallen ließ, so tat er das lediglich deshalb, weil ihm in subjektiver Beziehung der Beweis der Schuld des Angeklagten nicht voll erbracht zu sein schien.



Aber ganz abgesehen von solchen Einzelfällen bleibt doch bestehen, daß die ‚Wahrheit' ein Sensationsblatt niedersten Ranges ist, das Woche für Woche den Schmutz ‚intimer Familienangelegenheiten' aufrührt, die die Öffentlichkeit gar nichts angehen, und das durch seine bloße Existenz von zahlreichen Geschäftsleuten als eine Bedrohung empfunden wird. Und dieses Blatt, das auf die minderwertigsten Instinkte des Publikums berechnet ist, hatte den Mut, sich zugleich als ein sogenanntes nationales Organ zu gerieren, als Stütze von Thron und Altar, als Hort des Deutschtums. Diese Verquickung von Politik und Geschäft, von Christentum, Deutschtum und Skandalsucht gab dem Blatt seine besondere widerwärtige Note. Das Allerstärkste aber ist, daß Herr Bruhn für dieses saubere Organ den speziellen Schutz der Behörden in Anspruch zu nehmen wagte, weil es die Regierung gegen die Opposition verteidige und somit staatserhaltend sei. (Auffallend ist dabei der Eifer, mit dem Herr Bruhn auf der Vernehmung des Polizeirats Henniger bestand.) Der Mann, der solche Angriffsflächen bietet, ist nach dem Urteil der Berliner Strafkammer ein Freigesprochener, an dem kein sittlicher Makel haftet! Wir halten es lieber mit dem Urteil des Journalisten Berlowitz, der in seiner Zeugenaussage erklärte, daß man in Berufskreisen die ‚Wahrheit' als ernstes politisches Blatt und Herrn Bruhn als Pressemann ablehne. Bei dieser Ablehnung wird es für die Presse und, wir sind sicher, auch für die öffentliche Meinung bleiben.

Der Verlauf der Verhandlung bot ein seltsames Schauspiel. Während in der Voruntersuchung das belastendste und beweiskräftigste Material gegen Herrn Bruhn gefunden zu sein schien, brach in der Hauptverhandlung Punkt für Punkt der Anklage zusammen, ein Zeuge nach dem andern fiel um. Der eine der Verteidiger hat in seinem Plaidoyer diese widerspruchsvolle Entwicklung des Prozesses auf die Mängel unseres Vorverfahrens zurückgeführt. Zum Teil ist das sicher richtig. Die Zerrissenheit des strafprozessualen Vorverfahrens, das aus den Händen des Staatsanwalts in die des Untersuchungsrichters und von diesem wieder zurück in die des inzwischen gar nicht mehr informierten Staatsanwalts gleitet, und dazu der inquisitorische Charakter dieser ganzen Untersuchung werden gewiß das ihrige dazu beigetragen haben, die Sammlung eines zuverlässigen, objektiven Materials zu erschweren. Aber das allein reicht in diesem Falle nicht aus, den eigenartigen Verlauf der Sache zu erklären. Es kommt hinzu, daß es naturgemäß gerade bei solchen Erpressungsprozessen außerordentlich schwer ist, die Zeugen zu einer sachgemäßen Aussage zu bringen. Wer in eine derartige Affäre verwickelt ist, wird leicht dazu kommen, entweder unter dem Drucke einer berechtigten Erbitterung mehr zu sagen, als er juristisch vertreten kann, oder aber aus Scham und Furcht mit seiner Aussage zurückzuhalten. Die zweite Gefahr ist naturgemäß besonders groß, und sie ist es selbstverständlich erst recht dann, wenn der Zeuge einem so skrupellosen Angeklagten wie Bruhn gegenübersteht. Sind doch im Prozeß Bruhn die Verteidiger so weit gegangen, einen der Zeugen ohne jeden Grund darüber zu inquirieren, in welchem Lokal er am Abend vor seiner Vernehmung verkehrt habe! Die größte Schwierigkeit bei dem Vor-

gehen gegen Skandalblätter liegt aber noch auf einem anderen Gebiet: Die Blätter, um die es sich hier handelt, haben es gar nicht nötig, bei derlei Revolver-Affären irgend eine juristisch faßbare Vereinbarung zu treffen. Es gibt eine ganze Anzahl von Personen und Firmen, die diesen Blättern ohne jedes Ersuchen ‚Bequemlichkeitsgelder' in der Form von Inseraten zahlen, weil sie sich ganz von selbst sagen, daß dies das sicherste Mittel gegen frivole Angriffe sei. Herr Bruhn hat es ja zugestanden: er nimmt auf Großinserenten Rücksicht. Hier wird das Strafgesetz immer nur in beschränktem Umfange wirksam sein können, weil die Fäden zu fein sind, als daß eine gerichtliche Beweisaufnahme sie halten könnte. Zu alledem tritt dann noch die rührende Unfähigkeit unserer Gerichte hinzu, sich in den verschlungenen Dunkelgängen dieser Presse zu orientieren, und so kommt es denn schließlich, daß Herrn Bruhn im Namen des Königs die Zensur erteilt wird, sein Betragen sei im ganzen gut gewesen."

In Berlin war man ja über die Prozeßführung sowohl, wie über die Qualitäten des Herrn Reichtagsabgeordneten Wilhelm Bruhn nur einer Ansicht. Aber — „was ganz Berlin sagt, interessiert uns hier nicht", so soll der Vorsitzende zu einem Zeugen gesagt haben. „Nun," meint Hans Leuß in der „Welt a. M.", „der Ruf, den das Blatt des Herrn Bruhn hat, sollte erheblicher für das Urteil des Gerichtes sein, als die gewundenen Erklärungen von Besitzern interessanter Kaffeehäuser und Weinstuben. Ist jemand so naiv, zu verkennen, daß diese Herren sich Herrn Bruhn und Herrn Weber gern vom Halse gehalten hätten, wenn sie sich nicht gefürchtet hätten, in der ‚Wahrheit' mit Skandalen begönnert zu werden? Die Anwesenheit der Chronikeure des Skandals in solchen Lokalen muß von Lebemännern, die da verkehren, ja schon als unangenehme Drohung empfunden werden! Kann es dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Furcht diese Kaffee- und Weinwirte zu ‚Freunden' des Herrn Bruhn gemacht hat? Und zu seinen Inserenten?

Warenhäuser haben in der ‚Wahrheit' massenhaft inseriert. Ich finde in einem Jahrgange der Wahrheit zehn große Inserate von Jandorf, sechs vom Passage-Kaufhaus, sechs von Wolf Wertheim, — zwei davon in derselben Nummer, in denen das ältere Warenhaus A. Wertheim mit Skandalartikeln angegriffen wird; endlich fünf Inserate des Kaufhauses Universum, Inhaber Ittmann.

Der Angeklagte Wilhelm Bruhn erklärt mit dem bedeutenden Eifer, den er so schön aufbietet, daß er der Retter des Mittelstandes gegen die Warenhäuser sei. Dabei bringt er nicht nur in Massen die Inserate dieser Warenhäuser, soweit er sie haben kann, — er geht noch viel weiter: er rühmt im redaktionellen Teil das Kaufhaus des Westens, das ihn von der Gründung an mit großen Inseraten gespickt hat!

In der Nummer 13 der ‚Wahrheit' vom 30. März 1907 findet sich, eine Seite groß, das Eröffnungsinserat des Kaufhauses und zugleich ein besonderer Artikel im redaktionellen Teil mit einer tönenden Huldigung für das neue Warenhaus: ‚Wir stehen dem gut renommierten Spezialgeschäft freundschaftlich gegenüber, aber die Tatsache ist nicht hinwegzuleugnen, daß weite Kreise des kaufenden Publikums sich für die Warenhäuser entschieden haben. Deshalb lag der Gedanke nahe, dort im Westen ein neues Warenhaus zu erbauen.' — — —



Schmock, der rechts und links schreiben kann! Für oder gegen das Warenhaus, wie's trefft, nämlich wie die Inserate eingehen!

Ob dergleichen eine strafbare Erpressung ist, oder nicht, interessiert mich nicht im mindesten.... Aber zu der Feststellung, daß diese Art Geschäftsbetrieb haarscharf und deutlich gekennzeichnet ist als der Betrieb mit dem Brecheisen, dazu bedarf es keines Sachverständigengutachtens und keiner Zeugenvernehmung, sondern nur der Lektüre der ‚Wahrheit'. Ein ernster Sachverständiger wird bei Durchsicht der Jahrgänge mit leichter Mühe die Fäden aufdecken, die vom Inseratenteil in den redaktionellen führen und umgekehrt. Nach der Lektüre der ‚Wahrheit' hat sich auch ‚ganz Berlin' sein Urteil gebildet, und dies Urteil wird gegenüber jedem abweichenden ‚Gutachten' und auch gegen jedes andere Erachten eine souveräne Sicherheit behalten. Die Wahrheit über die ‚Wahrheit' ist längst festgestellt... Im anderen Sinne spricht über diesen Prozeß kein Mensch."

Herr von Gerlach aber schreibt in dem selben Blatte:

„Herr Bruhn ist kein Erpresser. Er kennt das Strafgesetzbuch so gut wie irgend ein Staatsanwalt. Als er die ‚Wahrheit' ins Leben rief, hat er sich sicher alle etwa in Frage kommenden Paragraphen des Strafgesetzbuchs noch einmal an der Hand eines guten Kommentars gründlich angesehen. Denn er wollte nicht nur nationale Politik treiben, sondern auch Geld verdienen. Aber er wußte: jedes gute Geschäft muß eine solide Grundlage haben. Darum: nur kein Verstoß gegen das Strafrecht!...

Fast vom ersten Tage zeigte es sich, daß der Vorsitzende, Herr Lampe, diesem Angeklagten und diesen Verteidigern nicht gewachsen war. Il régnait, mais il ne gouvernait pas. Er saß vor, aber die Zügel hatten Bruhn und seine Anwälte in der Hand. Sie machten aus der Verhandlung, was sie wollten. Und so wurde der Erpressungsprozeß zum politischen Diskutierklub. Da konnte sich Herr Bruhn seiner nationalen Taten rühmen und auf seine ‚staatserhaltenden' Leser, auf Generale und Geistliche verweisen. Da wurde die Frage der sog. Mittelstandspolitik aufgerollt. Da konnten sich die Verteidiger ungerügt die gehässigsten polemischen Exkurse gegen Zeitungen und Politiker anderer Richtung erlauben.

Das Ganze machte schließlich nur noch den Eindruck, als solle einem zu Unrecht verdächtigten Patrioten Gelegenheit gegeben werden, sich vor aller Öffentlichkeit rein zu waschen...

Die Staatsanwaltschaft hatte Herrn Schweitzer als ihren Sachverständigen auserkoren. Herr Schweitzer fühlte sich zu krank, um vor Gericht zu erscheinen. Seine Gesundheit reichte nur gerade eben aus, um ihm den täglichen Besuch der Börse zu ermöglichen. Und nun sorgten Staatsanwalt und Gericht nicht etwa für einen Ersatz. Wochenlang mußte die Presse den Gerichtshof darauf aufmerksam machen, daß es einen Verein Berliner Presse gebe, der Sachverständige in Hülle und Fülle liefern könne, daß es in Berlin eine ganze Anzahl anständiger Blätter gebe, deren Chefredakteure die geborenen Sachverständigen seien. Endlich, endlich sah der Gerichtshof ein, daß es außer dem gerichtskranken Herrn Schweitzer noch andere Sachverständige gebe, und so wurde denn Herr Vollrath vorgeladen — einen Tag vor Schluß des Prozesses. Natürlich konnte er nicht mehr in Funktion treten."

So sei denn dieser Prozeß verlaufen, ohne daß ein einziger anerkannter Vertreter der Presse gehört worden wäre. Er sei ausgegangen, wie er eben ausgehen mußte:

„Und Herr Bruhn bleibt, was er war: ein Ehrenmann. Oder, wie er selbst es viel schöner ausdrückt: ‚Alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein'.

Eigentlich ist Herr Bruhn viel zu bescheiden. Das Zitat, das er für seine werte Person als zutreffend erachtet, ist unvollständig. Es fehlt: ‚Des deutschen Volkes Edelstein'. So steht es wörtlich zu lesen auf dem Grabmal des größten preußischen Staatsmannes, des Frhrn. v. Stein. Ihm stellt sich Herr Bruhn an die Seite.

Deutsches Volk, folge deinem Führer!

Herr Bruhn ist national bis auf die Knochen. Und wenn seine Händler einen Artikel über ‚die Lustseuche im Hofdienst des Kronprinzen' ausschreien, so geschieht das nur, um alle nationalen Elemente vollzählig dem Käuferkreise seines Blattes einzuverleiben.

Herr Bruhn ist Antisemit. Und wenn er möglichst viele jüdische Anzeigen bringt, so geschieht das nur, um die Juden zu kompromittieren.

Herr Bruhn ist der Retter des Mittelstandes und der Todfeind der alles aufsaugenden Warenhäuser. Und wenn er nicht bloß die Warenhausinserate veröffentlicht, sondern auch in einem Feuilleton ein neues Warenhaus sympathisch begrüßt, so tut er das nur, um zu dokumentieren, wie man als anständiger Mensch ein Blatt anständig leitet.

Herr Bruhn verspricht, ‚auch weiterhin mit Wort und Tat für alles Gute und Edle einzustehen'. Und wenn er die intimsten Eheschicksale einer Warenhausbesitzerstochter in immer erneuten Artikeln und unter immer pikanteren Titeln schildert, so tut er das nur, um die deutsche Sittlichkeit zu heben.

Kurz, von welcher Seite man auch Herrn Bruhn betrachtet, er steht nach seinem Prozeß genau so ehrenhaft da wie vorher . . ."

Daß unsere Richter im allgemeinen sehr wenig von Preßangelegenheiten verstehen, daran, bemerkt das „Berl. Tagebl.", sei man nachgerade schon gewöhnt: „Aber die außerordentliche Unkenntnis über die alltäglichsten Tatsachen des Zeitungsbetriebes, die der Vorsitzende in dem Bruhnprozeß mit jedem Tage mehr bewies, war doch recht betrübend. Als ob ein Erpresser, der sich der Presse bedient, so plump wäre, irgend einem großen Inserenten die Pistole oder den Revolver auf die Brust zu setzen und ihm zu drohen: ‚Inseriere oder ich schieße!' So wird doch dergleichen nicht gemacht. Und aus den Jahrgängen der ‚Wahrheit' konnte man allerdings ersehen, wie so etwas ‚gedreht' wird. Da kommt erst irgend ein versteckter Angriff gegen einen der Besitzer eines offenen Geschäfts oder gegen eines seiner Familienmitglieder. Dann wird der ‚Fall X' vor dem Laden des betreffenden Geschäftsmanns ausgebrüllt. Wenn der Angegriffene nicht gerade taub ist, dann weiß er schon, wie es gemeint ist, und wenn noch ein zweiter Angriff kommt, dann inseriert er lieber, als daß er sich zum dritten Male durch den Schmutz ziehen läßt. Erpressung? I, bewahre! Herr Wilhelm Bruhn setzt sich noch aufs hohe Pferd und zerreißt den Inseratenauftrag, der mit irgend welchen Klauseln belastet ist. Die Sibylle macht es mit ihren Geheimbüchern auch so. Man muß sich eben so teuer als irgend möglich verkaufen.

Vielleicht sind die Maschen des Strafgesetzbuches bei Erpressungsvergehen überhaupt zu weit. Vielleicht fehlte es auch nur an der erforderlichen Geschicklichkeit, um sie im richtigen Augenblick zusammenzuziehen. Es gibt eben nicht bloß grobe, es gibt auch feine Erpressung. Wer sich [wie der Warenhausbesitzer Wolf Wertheim dies bekannte. D. T.] schon ‚gekitzelt' fühlt, wenn auch nur eine versteckte Andeutung gegen ihn veröffentlicht wird, gegen den braucht doch kein schweres Geschütz in Form direkter Drohungen und Beschimpfungen aufgefahren zu werden. Für so manche Persönlichkeit des Geschäftslebens mag es auch schon genügt haben, daß sie hören mußte, Herr Bruhn habe einen ‚Spezialisten für Familienangelegenheiten'. Wer will sich bei einem solchen Spezialisten in Behandlung begeben? Der Staatsanwalt hat dafür eine sehr hübsche Formel gefunden, indem er sagte: ‚Objektiv liegt der Tatbestand der Erpressung vor; aber subjektiv ist der Beweis der Schuld gegen den Angeklagten nicht erbracht.'

Etwas tiefer hätte das Gericht trotzdem in die Tätigkeit und die Gedankenwelt des Angeklagten eindringen können, wenn es sich nicht bloß auf sich selbst verlassen, sondern rechtzeitig für unparteiische Sachverständige gesorgt hätte...

Freilich kommt noch hinzu, daß die Zeugen fast alle umfielen. Weshalb sie vor dem Gerichtshof anders ausgesagt haben, als während der Voruntersuchung, das soll hier nicht näher erörtert werden. Aber so viel darf man wohl sagen, daß einzelne Zeugen größere Furcht vor Herrn Bruhn als vor dem Gerichtshof zu haben schienen. ‚Nur keinen Skandal!' das ist das Glaubenbekenntnis auch solcher Zeitgenossen, die eine tadellose weiße Weste haben. Und dieses schmückende Kleidungsstück findet sich in diesem irdischen Jammertal nicht überall...

Man braucht nur einmal zu fragen, ob irgend eine berufliche Organisation der Berliner Presse Herrn Bruhn als Mitglied aufnehmen würde, um darüber orientiert zu sein, wie die journalistischen Kreise über Herrn Bruhn denken. Um so herausfordernder muß es klingen, daß Herr Bruhn sich sogar noch gestern mit seiner nationalen Haltung brüstete, daß er sein ‚königstreues', sein ‚monarchisches' Blatt herausstrich. Die anderen Wochenblätter kämpfen, wie Herr Bruhn behauptet, gegen die staatliche Ordnung. Herr Bruhn ist national. Fast scheint es, als ob für manchen schon dieses Bekenntnis allein der Sünden Menge bei ihm zugedeckt habe."

Selbst die „Post" kann nicht umhin festzustellen: „Die Hauptverhandlung hat zweifelsfrei ergeben, daß die Geschäftswelt die Angriffe der ‚Wahrheit' ständig gefürchtet, daß sie sich durch die bloße Existenz dieses Blattes in ihren wirtschaftlichen Interessen bedroht gefühlt und daß sich ganz allgemein der Glaube festgesetzt hat, das einzig mögliche Mittel der Abwehr sei die Hingabe von Inseraten, also geldliche Opfer. Daß sich in der Berliner Geschäftswelt ein solcher Haß gegen Bruhn und seine ‚Wahrheit' überhaupt aufspeichern konnte, daß die Belastungszeugen, wie die Verteidigung behauptete, in der Voruntersuchung ganz unter dem Eindrucke dieses Hasses gestanden haben, ist der schwerstwiegende und überzeugende Beweis für die große moralische Schuld Bruhns. Und daß er dieses sittlich verwerfliche Treiben unter dem Deckmantel christlich-nationaler

und staatserhaltender Tendenzen jahrelang fortzusetzen suchte, vermehrt nur die Schwere seiner Schuld. Die ernsthafte Presse der rechtsstehenden Parteien hat niemals den geringsten Zweifel darüber belassen, daß sie keine Gemeinsamkeit kennt mit Wilhelm Bruhn und seinem Skandalblatt."

Menschlich geht es überall zu, auch in unserer „anständigen" Presse. Empörend aber mußte es auf deren Vertreter wirken, sich im Gerichtssaale fortgesetzt in einem Atemzuge mit der Bruhnschen „Wahrheit" angesprochen zu hören. Alles pharisäerhafte Moralisieren des „Vorwärts" über die „Korruption" der „bürgerlichen" Presse ändert nichts an der Unmöglichkeit, ein bloßes Skandalblättchen, mag seine Auflage auch durch besondere Praktiken eine in diesem Falle nicht „respektable" Höhe erreicht haben, in Reih' und Glied auch nur mit dem Durchschnitt der deutschen Presse, des legitimen Zeitungsbetriebes zu pferchen. Man nenne doch nur ein einziges ernstes deutsches Blatt, dessen bloße Existenz schon, wie auch der Staatsanwalt hervorhob, als Bedrohung empfunden würde! Her damit!

Als „Sensationsblatt" nur wird die Bruhnsche „Wahrheit" in der Urteilsbegründung gekennzeichnet. Was heißt da Sensation? Die Sensation wurde zum großen Teil doch auch mit dem Hintergedanken gemacht, andere abzuschrecken. Oder — zu ermuntern: zur Inseratenaufgabe, zur Versicherung gegen das Sensationsbedürfnis der Wahrheitsmänner.

Nein, nicht der Vorsitzende, nicht der Staatsanwalt erweckten den Eindruck, als hätten sie die Prozeßführung in Händen. Herr Bruhn und sein Verteidiger führten das große Wort. Ein Zeuge wird durch Bruhn tatsächlich im Gerichtssaal genötigt, — selbstverständlich nicht im juristischen Sinne — auszusagen, in welchem Lokal er die vorhergegangene Nacht zugebracht habe!! Der selbe Herr, der einen großen Teil seiner Revenüen aus den Inseraten der Nachtlokale zieht, bekommt den Versuch fertig, einem unbequemen Zeugen aus dem Aufenthalt in eben diesen Lokalen einen Makel anzukleben. —

Fragt nur den Zeugen geradezu, ob er „genötigt" oder „bedroht" oder „erpreßt" worden ist, und — nicht wahr? — er wird totsicher mit einem freudigen „Ja" antworten! Wären die Zeugen anders befragt worden, so wäre auch ein anderes Ergebnis herausgekommen. Welcher Inhaber solcher großstädtischen Geschäfte ist auch bei zuverlässiger Geschäftsführung vor Denunziationen sicher, die ihm die Existenz ruinieren können? Er ist einmal nicht zur Stelle, und es passiert etwas, was der stets verfügbare Abgesandte eines solchen Wahrheitinstitutes festnageln kann. Das ist kein Heldenstück, Oktavio! Es waren an Gerichtsstelle Zeugen, die schon ausgesagt hätten, wenn sie sich dort nicht mehr als Angeklagte, denn als Zeugen vorgekommen wären, wenn sie nicht schon durch die bloße Fragestellung — objektiv — die Pistole auf der Brust gefühlt hätten. Der Betrieb, der sich „Wahrheit" nennt, konnte nie solche Furcht auslösen, wenn es sich nicht zum großen Teile um abhängige Personen handelte. Und Herr Bruhn hatte noch dazu so gute Beziehungen zu Polizeibeamten, daß er sich an Gerichtsstelle ausdrücklich auf sie berief. Wäre doch seinem Wunsche willfahrt worden, es wäre mindestens ein Schauspiel gewesen. Aber den von ihm angerufenen Beamten wurde die Zeugenaussage verwehrt.



Das Unerquicklichste, das, was den ganzen Fall weit aus dem engeren Rahmen einer rein publizistischen Skandalaffäre heraushebt, das war eben, daß der „Wahrheit"-Bruhn sich immer wieder zur Rechtfertigung seines Gewerbes auf seine „nationale" und „monarchische" Gesinnung berufen durfte, ohne daß ihm auch nur ein einziges Mal ganz energisch klar gemacht wurde, daß der nationale und monarchische Gedanke in solchen Zusammenhang überhaupt nicht hineingehörten, daß diese Werte durch solche Berührung nur verunreinigt werden konnten. Mit Recht betont die „Tägliche Rundschau", welchen äußerst peinlichen Eindruck es auf die ernsthaft nationale Presse machen mußte, zu beobachten, „wie Sachverständige und Verteidiger gleichsam den nationalen Schild vor Herrn Bruhn und seine ‚Wahrheit' zu halten suchten, wie sie mehr oder minder deutlich versuchten, ihm mildernde Umstände daraus abzuleiten, daß er zu gleicher Zeit, wo er im übrigen Teil seines Blattes geschäftliche und redaktionelle Zweideutigkeiten wuchern ließ, in seinen Leitartikeln geflissentlich mit seiner nationalen Gesinnung hausieren ging. Sogar der Vorsitzende(!) hat im Beginn der Verhandlung einige Male Gelegenheit genommen, von der nationalen Haltung des Bruhnschen Blattes zu sprechen. Selbstverständlich kann ein Blatt, wie die ‚Wahrheit', jede Sache, für welche es in seiner aufdringlichen Weise eintritt, nur schädigen. Selbstverständlich hat jeder anständige Mensch ein Recht und ein Interesse daran, es sich zu verbitten, wenn er in die Nachbarschaft eines solchen Blattes gerückt wird, das vorn planmäßig die Leute bekämpft, von denen es hinten bezahlte Anzeigen zusammenzutreiben sucht, das als gleichzeitige Spezialitäten den Kultus der Nationalität und den Kultus der Nachtlokale, die Verfechtung des Volkstums und die Klatscherei um intime Familienangelegenheiten betreibt."

Der „Täglichen" geht hier offenbar das Verständnis für die staatsmännische Größe der Bruhnschen Politik ab. Die Leute, die er vorn bekämpfte und von denen er hinten bezahlte Anzeigen zusammentrieb, diese Leute waren — schauderhaft, höchst schauderhaft! — Juden. Welche Selbstüberwindung, welcher Heroismus gehörte also dazu, von den ihm so greulichen das Geld für die Inserate anzunehmen! Nur ein wahrhaft nationaler Mann, nur ein Idealist wie Bruhn konnte solch Opfer bringen. Dem Abraham erschien der Herr und erließ ihm gnädig das Opfer. Der „Wahrheit"-Bruhn aber mußte es blutenden Herzens darbringen; schnödes Judengold mußte der ärmste in seinen königstreuen Beutel tun, nur um den nationalen Gedanken hochzuhalten! Wahrlich, Hiob ist nicht schwerer geprüft worden. Ein Märtyrer der Wahrheit! Durfte er da nicht „erhobenen Hauptes" den Gerichtssaal verlassen? Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag, weiter darf er nun „für seine Ideale kämpfen". Zittre, Israel! Oder nein: Freue dich vielmehr. Denn was du der „Wahrheit" opferst, das opferst du ja auf dem Altar des Vaterlandes, des nationalen Gedankens, der Monarchie.

Scheint man doch auch höheren Ortes von der staatserhaltenden Bedeutung der „Wahrheit" überzeugt gewesen zu sein. Denn wie wären sonst gewisse Beziehungen dieses Organs zum offiziösen Preßbureau des Auswärtigen Amtes zu erklären? Soll doch der verstorbene Journalist

Dahsel, eine prominente Leuchte der „Wahrheit“, Informationen gehabt haben, die oft genug verrieten, daß er nicht schlecht bedient war. Die „Saalezeitung“ entsinnt sich z. B., „daß Dahsel Mitteilungen aus dem Munde des verflossenen Ministers v. Miquel gegen schweres Geld an die Zeitungen verhökerte, die auf normalem Wege schwerlich zu erlangen gewesen waren, auch während der Tätigkeit Podbielskis hat Dahsel Mitteilungen an Provinzzeitungen verschickt, die er sich nicht aus den Fingern gesogen haben kann ...“ Da man im Pressedezernat des Auswärtigen Amtes gegen die Journalisten, die tatsächlich ein Anrecht darauf erheben könnten, mit authentischen Informationen versehen zu werden, überängstlich, ja direkt verschlossen und zugeknöpft bis oben sei, — so zugeknöpft, daß angesehene Journalisten ihre kostbare Zeit dort gar nicht mehr opferten, weil sie wüßten, daß sie doch nur mit einigen belanglosen Dementis abgespeist werden — so dürfe man mit Recht die Frage aufwerfen, welche Qualifikationen ein diplomatischer Rechercheur eigentlich besitzen muß, um der Ehre des „lohnenden“ Empfanges bei Herrn Geheimrat Hamann teilhaftig zu werden?

Es liegt Tradition, es liegt Rasse in dem „nationalen“ Gebaren dieser Art „Presse“. Wie im „Vorwärts“ erinnert wird, hat es bereits vor zirka achtzig Jahren in Berlin ein Blatt gegeben, das in dem gleichen Rufe stand, „wie manches heutige Revolverblatt“. Es war der „Beobachter an der Spree“, der 1802 von Karl August Schmidt begründet wurde und unter mehrfachen Veränderungen, zuletzt dreimal wöchentlich, bis zum Jahre 1872 erschien. „In den 30 Jahren des vorigen Jahrhunderts muß das Blatt keine sehr einwandfreie Tendenz gehabt haben. Eberty sagt darüber in seinen Jugenderinnerungen: ‚Neben diesen (den Amtszeitungen) existierte nur noch ein Wochenblättchen, »Der Beobachter an der Spree«, welcher in den Kreisen der Bürgerschaft sehr gefürchtet war, weil dies Blatt in keckster Weise alle Klatschgeschichten aus den Familien, mit oder ohne Namensnennung, veröffentlichte. Die Drohung: »Du kommst in den Beobachter«, war eine gewöhnliche.‘ Und noch andere Ähnlichkeiten finden sich. In den sorgenvollen Tagen des Jahres 1806 war der Beobachter ‚national‘. Er brachte von glühender Begeisterung zeugende, siegestrunkene Gedichte, in denen die ins Feld ziehenden Soldaten aufgefordert werden, sich nicht zu ergeben, die Feinde aus dem Lande zu jagen, die Schlangen totzutreten usw. Nachdem aber das Unglück geschehen war und die Franzosen Berlin besetzt hatten, änderte das stolze Blatt plötzlich seine Gesinnung. Die folgenden Monate zeigen den ‚Beobachter‘ gegenüber den Franzosen und ihrem ‚großen Kaiser‘ von beschämendster Servilität. Statt würdiger Zurückhaltung offenbarte er in seichten und schlüpfrigen Geschichten eine geradezu kupplerische Gesinnung, denn er warf sich soweit fort, die Berliner Mädchen den galanten Franzosen förmlich in die Arme zu treiben ...“

Und doch war er erst vorgestern noch so kolossal „national“ gewesen ...

* * *

... Nun dürfen sich aber auch gewisse „ernste“ Blätter nicht allzusehr in die Brust werfen, als brächten nicht auch sie Klatsches und Tratsches genug, wenn dabei freilich auch der fatale Beigeschmack der „Nötigung“ oder „Erpressung“



fehlt. Es ist ganz unglaublich, mit welchen albernen Nichtigkeiten der Leser oft gefüttert wird, während sich in der Wirklichkeit des Lebens die gewaltigsten Kämpfe austoben, erschütternde Tragödien abspielen. Heinz Sperber träumt sich im „Vorwärts" um fünfzig Jahre weiter und durchstöbert von diesem Erker aus, dem also etwa des Jahres 1960, alte Zeitungsjahrgänge, dicke Bände aus vergilbtem Holzpapier: „Ich trachte ein Bild der damaligen großen Ereignisse in Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Rußland zu gewinnen, nötigenfalls ein photographisch-journalistisches Bild — und ich entdecke wohl sensationelle Telegramme, Spalten voll ‚Neuester Nachrichten' — aber das Hauptsächlichste, Bedeutendste, Markanteste und Prägnanteste jener Zeit steht hinter einer spanischen Wand verborgen, um weniger Aufmerksamkeit zu erregen, wird mit ‚feiner Ironie' behandelt oder totgeschwiegen... Die bemerkenswertesten Proteste des Proletariats, Protestversammlungen und Aufzüge, internationale Beschlüsse und Massenkundgebungen, wie sie in keiner anderen Geschichtsperiode, nicht einmal in den Revolutionstagen der Bourgeoisie selbst zu finden sind, werden bei Wiederholung mit ein paar Zeilen in einem unwichtigen Artikelchen vertuscht. Wenn ein Riesenstreik oder eine Ausschließung länger als einen oder drei Tage währt, scheint das in den Jahren um 1910 herum die Leser zu langweilen, sucht man vergeblich einen schlichten Bericht. Wenn der französische Eisenbahnerstreik nicht tägliches Ungemach mit Reisenden, Gepäck und Briefen gezeitigt hätte, würde man schon wieder über etwas anderes geredet haben — vermute ich: 1960...

Ich blättere weiter in der Journalistik aus 1910... Ich lese in einem Telegramm von vier Zeilen über eine Grubenexplosion irgendwo in Amerika, wobei 200 Bergarbeiter umgekommen sind. In vier kurzen, kaum die Aufmerksamkeit erregenden Reihen steht es da, die Todesnachricht von 200 Menschen — und gleich daneben wird ausführlich und anregend in stattlich-breiten Spalten die Beschreibung einer ‚Metropoltheaternacht' gegeben. In derselben Nacht ist ein neues Luxuslokal, wo nur Sekt getrunken werden darf, das ‚Trocadero' eröffnet worden. Man höre, was der Journalist mit verklärten Augen darüber schreibt:

‚½3 Uhr nachts. Ich sitze im ‚Trocadero' und muß die Füße hochhalten, weil unter mir eine Flasche Sekt auf dem neuen Teppich ihr Dasein aushaucht. Gott sei Dank habe ich zu ihr nicht die geringsten Beziehungen. Aber in diesem kleinen, gelben Vergnügungstempel tobt die Stimmung bis an die Decke. Enganeinander gedrückt sitzt die Gesellschaft. Entzückende Frauen und die dazu gehörenden Männer legitimen und illegitimen Charakters lachen und trinken und singen die Refrains der Walzer mit, die eine lustige Wiener Kapelle spielt. Herrgott san mer lustig!... Auf den Gängen tanzen die Paare und stoßen die Sektflaschen mit den Lackstiefeln fort, daß sie herumkollern wie die Murmeln... Ich bin so müde! Das Leben ist hart — — es ist um ‚Sektfritze zu werden', sagt Giampietro als Gardeleutnant...' (Edmund Edel.)

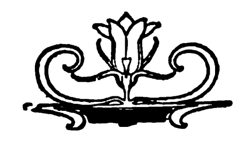
Ich blättre weiter auf meinem Sofa im Jahre 1960, lese zehn Zeilen über zirka zweitausend Arbeiter, die arbeitslos sind, ‚weil eine momentane Überproduktion in der Industrie vorherrschte' — und daneben ein packend geschriebenes, literarisch-sorgfältiges Feuilleton über Essen und Trinken:

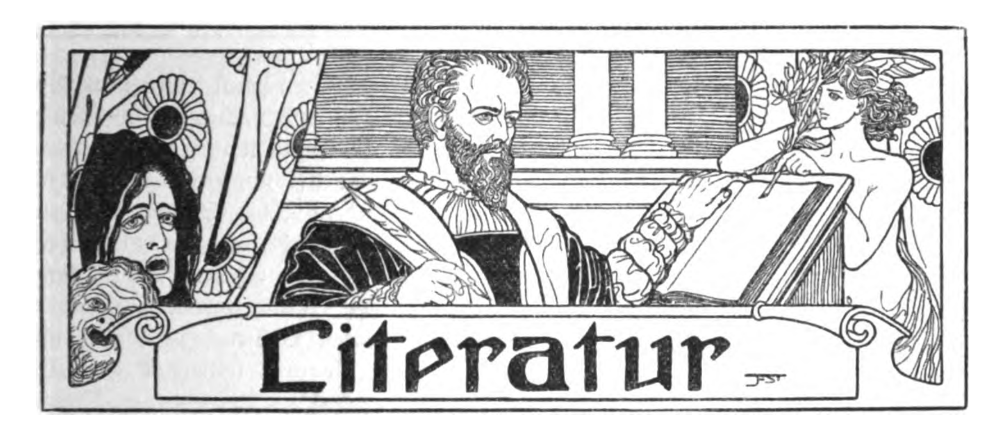


‚Nicht lange mehr und der Frack ist wieder das einzig unentbehrliche Kleidungsstück. Blicken wir jetzt schon tapfer dieser Zukunft ins Auge. Nur wenige Wochen noch, und sie ist wieder Gegenwart. Dann harren sie wieder unser: die Bouillon in Tassen, das Filet von Seezunge mit gebackenen Austern, der Rehrücken und die getrüffelte Pute, die kurzen, dicken Spargel, Eis, Pudding und die Käseschüssel, die der Konditor herrichten muß, daß sie nicht nach Käse aussieht, sondern eher wie Petit four. Und um die Tische wandeln sie wieder, jene Männer, deren Exterieur ganz dem unseren gleicht, nur daß sie (Hört, Leser!) Baumwolle an den Händen tragen und in den Händen eine Flasche, aus der es schäumt, und die zum größten Teil durch eine Serviette verdeckt wird. Teils damit man nicht merkt, mit welcher Marke man zu kämpfen hat und sie erst am anderen Morgen je nach der Art der Kopfschmerzen erkennt. Teils, damit man nicht sieht, daß die Flaschen nie voll sind. Und schließlich, damit die Herren in den Baumwollenen sich ungestört den beträchtlichen Rest jeder Flasche selbst einverleiben können. Die Eßouvertüre ist vorbei, die Saison hat uns wieder!‘ (Kurt Aram.)

Ich blättere weiter, überfliege ganze Monate, lese endlose Spalten über Morde, Betrug, aufsehenerregende Prozesse, Theater und Börse — ich lese von dem welterschütternden Ereignis, daß eine Dame aus Berlin-Westen zu ihrem Vergnügen, nicht des Geldes wegen, in einem Berliner Kabarett auftritt —, ich lese tausenderlei, aber ein wahres, unverfälschtes Bild von dem, was sich im Volke zuträgt . . . bekomme ich nicht. Sonderbar, unerklärlich, dieses unbewußte und zum Teil bewußte Lügen, Schweigen, Nichtbeachten oder völlige Einverstandensein mit dem, was vorgeht, bei allen ‚Dichtern‘, Literaten, Journalisten — um 1910 . . .“

Man sollte nachgerade doch wirklich mehr von der Gegenseite lernen, statt — drolliges Völkchen! — schon aufzubegehren, wenn man mit ihren Anschauungen und Zielen auch nur bekannt gemacht werden soll. Muß die Überzeugung aber festgezimmert sein, die schon beim bloßen Anhören oder Lesen einer anderen aus dem Leim zu gehen droht! Noch nie hat ein Geschlecht ungestraft die Zeichen der Zeit mißachtet, und wir sollten darum auch Schmock in Frack und Lackstiefeln nicht über uns mächtig werden lassen. Finden Sie nicht auch, daß er Sie ein wenig kompromittiert, meine verehrten Herrschaften aus Berlin W. W?





Zur Psychologie des Romantischen

Von Richard Hennig

Die Schönheit der Poesie beruht nicht zum wenigsten auf der Eigenart ihrer Sprache, die sich von der Ausdrucksweise der Alltagssprache in so reizvoll charakteristischer Weise unterscheidet. Will man in aller Kürze kennzeichnen, worin der eigentümliche Unterschied zwischen der Umgangssprache und der gehobenen Rede besteht, so wird man vor allem darauf hinzuweisen haben, daß die Sprache des Dichters es liebt, dem Leblosen allerhand menschliche Handlungen und Gefühle beizulegen, einen einfachen Tatbestand so zu schildern, als ob er das Produkt eines bewußten Willens wäre: der Sturm heult und wütet, die linde Frühlingsluft küßt die Knospen wach, der Donner grollt oder brüllt, die Nacht bedeckt das Land, der Baum reckt sich stolz empor, die Welle des Baches flieht davon, und die Blumen spiegeln sich im Wasser. Der Zauber der Märchenpoesie beruht ja gleichfalls auf einer solchen Belebung der seelenlosen Natur mit menschlichen Gefühlen und menschlicher Vernunft. Und auch der gemütvolle Humor, wie ihn besonders deutlich ein Dickens, ein Reuter, ein Andersen vertreten, erreicht oft seine stärksten und eigenartigsten Wirkungen dadurch, daß er den verschiedensten nüchternen und unpoetischen Gegenständen ein menschliches Fühlen, Überlegen und Wollen zuschreibt.

Eine solche Beseelung der umgebenden Welt und ihre Belebung mit einem bewußten Willen ist für uns aber nur in Dichtungen oder doch in künstlerisch zu bewertenden Produkten erträglich. Wollten wir in der gewöhnlichen Alltagssprache mit derartigen Vermenschlichungen des Leblosen über ein bescheidenes Mindestmaß hinausgehen, so würde uns die Ausdrucksweise unangenehm gespreizt und geschwollen erscheinen, und in einer wissenschaftlichen Abhandlung, in der nur nüchterne Tatsachen beschrieben werden sollen, würde sie gradezu lächerlich sein. Gedanken, die im „Faust“ als dichterische Offenbarung wirken, erscheinen in den philosophischen Schriften Schellings bei gleicher Ausdrucksform läppisch.

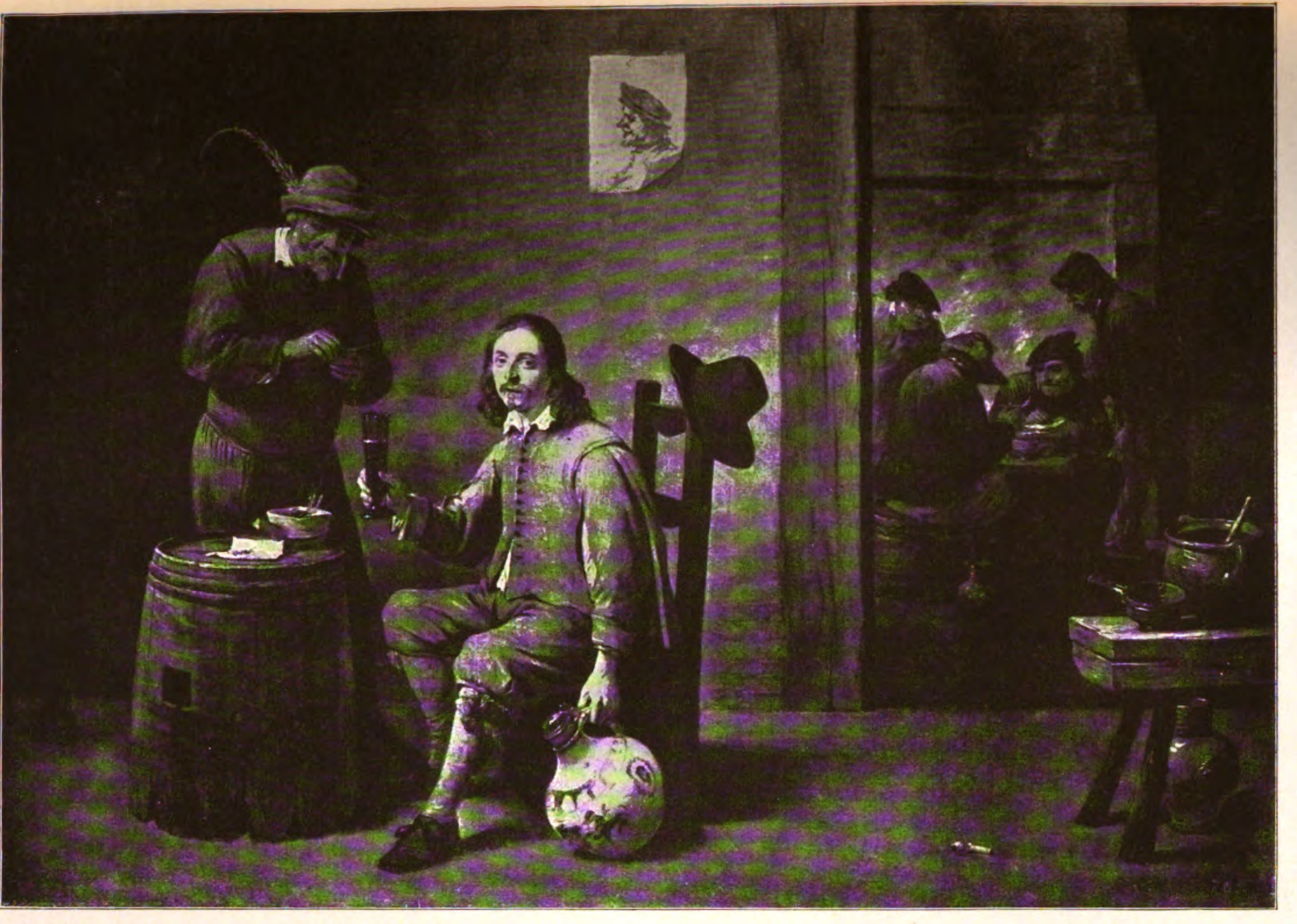
Die Beseelung der leblosen Natur entspricht dem Weltbilde des Kindes und des primitiven Menschen; sie ist ihm die einzig mögliche Erklärung für Naturvor-

gänge, deren inneres Wesen ihm verschlossen ist. Wir kennen heute zahllose mechanische, physikalische und chemische Ursachen und Zusammenhänge in der Welt, die naivere Geister als Willens- und Intellekthandlungen auffaßten und vielfach noch gegenwärtig auffassen. Was einst der spottende Ruf einer Waldnymphe war, erklären wir Modernen im Echo als physikalische Reflexionswirkung des Schalls; den gefürchteten Hammerwurf des zürnenden Gewittergottes deuten wir als einen Ausgleich elektrischer Spannungen, deren Größe wir durch nüchterne Zahlen festzustellen suchen, und die leuchtende Bahn des hohen Sonnengottes ist für uns lediglich das mechanische Dahinrollen eines seelenlosen Gestirns, dem wir mit Hilfe mathematischer Formeln für Jahrtausende im voraus seinen Weg anzuweisen vermögen.

Die überzeugte Beseelung der Naturvorgänge gehört der Vergangenheit an, dem Kindheitsstadium des einzelnen Menschen wie der ganzen Menschheit. Nur im künstlerischen Spiel machen wir uns die alte Auffassung noch zu eigen, träumen uns zurück in die seit langem überwundene Weltanschauung der Kindheit und schmeicheln uns zugleich mit dem Gedanken, wie viel tiefer und wahrer doch unsre Einsicht ist und wie wir es so herrlich weit gebracht. Wie uns auf der Bühne selbst Tod und Totschlag, Mord und Blutschande (Walküre!) und allerhand andre Vorgänge, die uns im wirklichen Leben nur Abscheu und Schauder einflößen würden, künstlerisch ergötzen und erheben können, weil wir uns des Spieles, der Nicht-Wirklichkeit dauernd bewußt sind, so liebäugeln wir in den verschiedenen Arten der romantischen und epischen Dichtung mit der Weltanschauung unsrer Vorfahren, über die wir hinausgewachsen sind und deren Berechtigung wir uns nur zum Zwecke der künstlerischen Erbauung von Zeit zu Zeit vorgaukeln.

Aber wir müssen uns des künstlerischen Spieles, des Abstandes von unserm heutigen Fühlen und Denken stets bewußt bleiben und dürfen nicht versuchen, alte, tote Ideen künstlich zu neuem Wirklichkeitsleben erwecken zu wollen. Der bayrische Ludwig, der in seiner Begeisterung für die germanische Heldenzeit so weit ging, daß er selber als Lohengrin durch die Gewässer daherziehen, selber als Hunding in den Wäldern hausen wollte, mußte in geistiger Umnachtung enden, und ein gleiches Schicksal droht jedem, der des Spieles mit der Vergangenheit vergißt und sie gewaltsam wieder Wirklichkeit werden lassen will. Die künstlerische Freude wird alsdann zur Schwarmidee, und eine solche muß, wenn sie der Wirklichkeit aufgepfropft werden soll, in der einen oder andren Weise als ungesunder Bestandteil ausgestoßen werden, wenn sie nicht zum Schiffbruch des Individuums selbst führen soll. An solchen Schwarmideen ging ein Julian Apostata, ging ein Rienzi zugrunde. Die romantische Neigung darf nicht die Oberhand gewinnen über das Wirklichkeitsbewußtsein, oder sie führt zu Tod und Wahnsinn — der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren lehrt es nicht minder als die beiden Romantiker auf dem Thron der Hohenzollern und der Wittelsbacher.

Ein künstlerisches Spiel also muß die Freude des Menschen am Romantischen bleiben, und auch die größte Begeisterung für die Vergangenheit darf nicht vergessen, wo die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit liegt. Auch in dieser Hinsicht kann Goethe uns vorbildlich sein; sein völlig neues und in dieser Stärke damals



Selbstbildnis im Wirtshaus
(Dresden, Königl. Galerie)

Ⓣ

D. Teniers d. J.

(Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München)

durchaus eigenartiges Naturgefühl ließ ihn gewissermaßen jene dichterische Epoche einleiten, die wir als die Romantik par excellence bezeichnen, aber er blieb der starke und große Wirklichkeitsmensch, der er war, obgleich kaum jemals ein begeisterterer Hymnus auf die poetische Naturanschauung der Vorfahren angestimmt worden ist als die Worte, die er im Tagebuch seines „Werther" als seine eigne Empfindung niederschrieb, nachdem ihm die Offenbarung der Ossianschen Dichtungen zuteil geworden war:

„Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwind, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt; zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms halbverwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen!"

In seiner Naturbetrachtung schwelgte er in den Vorstellungen und Ideen der Vorzeit, suchte sie künstlerisch nachzufühlen, aber er konnte dann auch wieder der moderne Mensch, der kühle Naturforscher sein, der die gleichen Erscheinungen objektiv-nüchtern und wissenschaftlich zu begreifen und zu sezieren suchte. Die romantische Poesie, die sich in mondbeglänzten Zaubernächten am wohlsten fühlte und darin die Vergangenheit aus alten Märchen mit weißer Hand hervorwinken sah, sie hatte in Goethe ihren ersten Vorläufer:

Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Lust."

(Faust zum Erdgeist, I. Akt.)

Die spezifisch romantische Freude an der Natur, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit Goethe, Rousseau, Klopstock und Saussure so urplötzlich und gewaltig aus den Tiefen der menschlichen Seele hervorquillt, um von da an immer mehr Allgemeingut der gebildeten Menschheit zu werden, äußert sich ja im Leben wie in der Dichtung besonders charakteristisch in einem früher nie gekannten Ergötzen an Naturbildern und Situationen, die in den Menschen früherer Zeit nur abergläubische Furcht, Grauen und lähmendes Entsetzen hervorriefen (Hochgebirge, Meeresbrandung, Winter- und Heidelandschaften, Nachtbilder, Sturmtosen, Geistererscheinungen usw.).

Besonders deutlich zeigt sich diese Bekehrung zum Romantischen, diese Wandlung des Empfindens, die sicherlich nicht bloß zufällig zeitlich mit der Epoche der „Aufklärung" zugleich einsetzte, in der großen Vorliebe der heutigen Gebildeten für schaurige Balladen, deren moderne Anfänge ja auch in jene Zeit, in die Tage Herders, Goethes und Bürgers zurückreichen. Die religiöse Naturpoesie der Vorfahren mit allen ihren Vorstellungen von Geistern und Gespenstern, die dem Menschen schaden und ihm Krankheit und Tod bringen, spiegelt sich eben in den romantischen Balladen unsrer geisterungläubigen, aufgeklärten Zeit mit Vorliebe wieder als ein poetisches Spiel mit den geheimnisvollen Gewalten, deren Wirken unsere Altvordern fürchteten, ein Spiel mit zornigen Naturkräften, schreckenerregenden Orten und lauernden dämonischen Wesen.

Aus gleichem Grunde ist es von jeher eine psychologische Eigentümlichkeit des Menschen gewesen, daß er dort, wo er sich selbst unbedingt gesichert weiß gegen jede Gefahr, gern aufregende Schauspiele irgend welcher Art miterlebt, insbesondere Naturschauspiele. Gern sehen wir vom sicheren Zimmer aus den Schneesturm dahinrasen oder hören im warmen Bett das Rauschen des Sturzregens. Schon Lukrez hat dereinst dieses Gesetz in der naiv-gemütsrohen Weise des alten Römers formuliert in seinen berühmten Worten:

„Suave, mari magno, turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem" —

Bei der gewaltigsten See, bei Wogen aufwühlenden Winden
Anderer großes Bemühn vom Land aus sehn ist behaglich;

aber die rein ästhetische, künstlerische Freude, welche der Dichter in den Träumen seiner Phantasie und gelegentlich auch in Wirklichkeit an den empörten Gewalten einer entfesselten Natur empfindet, ist erst eine besondere Eigentümlichkeit der romantischen Richtung. Beschrieben hatten schon zahlreiche ältere Dichter, vor allem Homer und Shakespeare (vgl. „Rast, Stürme, rast"), die Schrecken der Natur in vollendeter Weise; eine seelische Freude an ihnen ist erst eine echt moderne Erscheinung. Am bezeichnendsten hierfür ist wohl die Poesie Byrons, vor allem jene prachtvolle Stelle im „Child Harold" (III, 93):

„Und das ist eine Nacht! Glorreichste Nacht!
Bist du gesandt nur, daß wir schlafen sollen?
Teilnehmer laß mich sein der wilden Pracht!
Ein Teil dir und ein Teil von Sturmes Grollen!
Wie dort des Sees phosphor'sche Wogen rollen!
Wie tanzend jetzt der Regen niederschwebt!
Jetzt schwarz! Wie jetzt der Hagel schallt vom tollen
Gelächter! Wie er mitzujubeln strebt,
Als wär' auch ihm es recht, daß so die Erde bebt!..."

Ist der Mensch selber gefährdet durch die sonst bewunderten Schrecknisse der Natur, so schweigt naturgemäß das ästhetische Gefühl und macht dem ausschließlichen Eindruck des Schreckens und Grauens Platz, das einer Freude an der Großartigkeit der Naturgewalten keinen Raum läßt. Um diese zu empfinden, bedarf es daher notwendig des Bewußtseins persönlicher Sicherheit, der stolzen Gewißheit, daß das Wüten der Elemente dem Beschauer nichts anzuhaben vermag, wie sie jener Goethesche Wanderer empfindet, der dem Sturm entgegensingt: „Wen du nicht verlässest, Genius". — Die Freude über die Machtlosigkeit der entfesselten Schrecken der Natur, oft auch die Freude über das persönliche Geborgensein oder über die Beherrschung der Elemente, sie bedingen im letzten Grunde den romantischen Genuß beim Anblick gewaltiger Elementarkatastrophen, zu denen u. a. auch Feuersbrünste, Überschwemmungen, Lawinenstürze, Vulkanausbrüche, Gewitter usw. gehören können, wenn der Beschauer nur sich selbst in keiner Weise durch sie bedroht weiß. Wieder ist es hier ein Spiel mit dem Gedanken an die Gefahr und ihre Schrecken, woran der Mensch sich ergötzt, wenn auch in wesentlich andrer Weise als in den weiter oben genannten Fällen.

Das Bewußtsein der Nichtwirklichkeit ist gradezu erforderlich, um den Reiz des Romantischen in Gedanken voll auskosten zu können. Bietet sich eine Möglichkeit, die angeschwärmte Vergangenheit, die vorgestellte Gefahr in nackte Wirklichkeit umzusetzen, so wird der Romantiker auf die nähere Bekanntschaft gern verzichten. Er schwärmt von den alten „helden lobebaeren“ und ergötzt sich an der Lektüre oder Bühnendarstellung ihrer tapferen Kämpfe, aber nur aus demselben Grunde, der Fausts Wagner ein „Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei“ über alles schätzen läßt, weil er dann „Fried' und Friedenszeiten“ doppelt froh empfindet; der Romantiker preist auch die Poesie der alten Postwagen, wird aber für seine Person das Reisen in der Eisenbahn stets vorziehen; auch ist er begeistert von mittelalterlichen Städtebildern, von alten, seltsam gebauten Häuschen — aber wenn ihm angeboten wird, darin zu hausen, so kommen ihm wohl allerhand Gedanken an Ärmlichkeit, Unsauberkeit und Ungeziefer, und er wird dankend ablehnen. Er ergötzt sich an dem Waldleben Hundings und Jung-Siegfrieds, wie der Knabe am Einsiedlerdasein Robinsons, am Jägerleben in Wild-West und an Indianerkämpfen, aber wenn er selber eine solche Existenz länger als einen Tag führen müßte, würde er unendlich unglücklich sein.

Alle die romantischen Eigenheiten der Vergangenheit sehen sich eben nur aus der Ferne angenehm und wünschenswert an, so lange die Phantasie mit ihnen zu spielen vermag — eintauschen gegen sein jetziges Leben, wenigstens für die Dauer eintauschen wird sie auch der begeistertste Schwärmer nicht wollen. Gerade der Kontrast zum Gegenwartsleben, von dem wir uns gesättigt fühlen, ist es, der uns die Vergangenheit in so reizvollem Lichte erstrahlen läßt, und je unzufriedener wir mit unsrem Lose sind, um so lieber versenken wir uns in romantische Träume und in die glückliche Kindermärchenwelt. Es wird kein bloßer Zufall sein, daß in Deutschland die Romantik am üppigsten blühte, als das Vaterland die Zeiten seiner tiefsten Erniedrigung und der größten Hoffnungslosigkeit durchlebte, in den Jahren vor und den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen, während andrerseits in den Jahren 1813—15, als die große Gegenwart alles Sinnen und Trachten der Menschen in Anspruch nahm, die romantischen Neigungen schlummerten.

Ebenso dürfte es aber auch psychologisch erklärlich sein, daß in unserm geräuschvollen, nervenzerstörenden Kulturleben der Gegenwart, in unserm wunderlosen, ungläubigen Zeitalter die romantischen Neigungen wieder je länger, je mehr erwachen. Wie der Romantiker Schiller von jeher der Lieblingsdramatiker des neuen deutschen Volkes gewesen ist, so übte in den letzten Jahrzehnten der Romantiker Richard Wagner eine beispiellos starke Wirkung auf alle Schichten und Stände des Volkes aus; Gerhart Hauptmann hat mit keinem seiner Werke tiefer zum Herzen gesprochen als mit seiner romantischen „Versunkenen Glocke“, und auf der Opernbühne hat keines von allen nachwagnerschen Werken einen so nachhaltigen Erfolg in allen Kulturländern erlebt wie Humperdincks herzige Märchenoper „Hänsel und Gretel“. In der malerischen Kunst sehen wir die gleiche Erscheinung: Böcklin ist der moderne Lieblingsmaler des Publikums, aber bezeichnenderweise nicht mit allen seinen Werken, sondern nur mit denen, die einen ausgesprochen

romantischen Zug aufweisen. Neben ihm behauptet sich unter den neueren Landschaftsmalern insbesondere der ihm wesensverwandte Romantiker Eugen Bracht, dessen schaurig-großartiges „Gestade der Vergessenheit“ ja fast die gleiche Popularität wie Böcklins „Toteninsel“ erlangt hat.

Alle diese Zeichen der Zeit können nicht zufällig zusammentreffen, sondern verlangen eine gemeinsame Deutung im gleichen Sinne: der Sinn für das Romantische ist eben, trotz aller zeitweiligen Rückschläge, in machtvoller Weiterentwicklung begriffen, und je nüchterner und glaubensloser unsere Weltanschauung wird, um so tiefer empfinden wir nun den Zauber der überwundenen Weltbilder und Menschheitszustände, der unsrem Fühlen und Sinnen deshalb so poetisch, und zwar speziell romantisch-poetisch erscheint, weil unsre Wirklichkeit ihn nicht mehr kennt, weil wir mit ihm nur spielen, ohne an ihn zu glauben. . . .



Raabe

Wilhelm Raabe ist tot. Vielleicht hat die deutsche Literatur seit Goethes Tode, also seit den nun bald 80 Jahren, in die die Lebenszeit des Heimgegangenen fällt, keinen Verlust erlitten, der diesem an Schwere gleichkommt. So viel Federn sich jetzt auch regen mögen, um ihn und sein Werk zu preisen, es wird alles nicht ausreichen, dem deutschen Volke das ganz zu sagen, was es an ihm besessen und verloren hat. Er war einer von den ganz Großen, die die Spanne eines Jahrhunderts brauchen, um in der Schätzung dieser Welt zu dem ihnen gebührenden Anteil zu gelangen. Auch unter denen, die jetzt in ehrlicher Trauer an seinem Grabe stehen, sind wenige, die die ganze Höhe und Tiefe dieses Lebens und Schaffens ermessen. Er hat seinen Zeitgenossen zu vieles, hat all sein Höchstes und Bestes durch die Blume gesagt, und es haben sich viele darob an ihm geärgert. Sie wußten nicht, was er wußte, aber keinem sagen konnte: daß sich letzte Weisheiten wie die, deren Priester er Zeit seines Lebens war, nur im Bilde und Gleichnis sagen lassen. Wer will ergründen, wie manchen bitteren Kelch das Schicksal diesem Einsamen, der „nichts erlebt“ haben wollte, zu trinken gegeben hat; es steht vieles von Menschenhaß und Verachtung in seinen Büchern zu lesen, und der Humor, den er sich, trotz Schopenhauer, selber abgewann, war wesentlich anderen Kalibers, als er das in wohlwollenden Notizen zeitgenössischer Literarhistoriker zu lesen bekommen hat, — war einer von denen, die über Abgründen wachsen, so einer, wie ihn Jonathan Swift — sich *nicht* errungen hat, weil ihm das fehlte, was Raabe besaß: die alles bezwingende Liebe zur Not der Menschen. Raabes Größe liegt in dem unerschütterlichen Festhalten an sich selber, *trotz* aller Welt. Sie schienen alle auf dem Wege zu sein, und zwar auf dem direktesten und kürzesten zur Höhe, die er an sich vorbei und vorüberziehen sah, und die bald mitleidig, bald verächtlich die Köpfe über ihn schüttelten, daß er nicht „mitmachte“. Er wußte, was er tat; er blieb auf *seinem* Platze, hinter seiner „roten Schanze“, und hielt sich an die Tatsache, daß die Erde rund ist und oben immer da, wo einer *steht*. So war er über 50 Jahre der Eckart seines Volkes, der alle seine Irrungen und Wirrungen mit scharfem und treuem Blick verfolgte, aber über allem Wandel der Geschicke und Meinungen *das* hoch emporhält, zu dessen Bannerträger er sich geschworen hatte — trotz aller Errungenschaften der Neuzeit. Das wird ihm sein Volk zu danken wissen, je mehr es sich zur vollen Einsicht dessen durchringt, was ihm in Wahrheit

not tut. Was war denn Raabes vielgerühmter Blick für das Kleine und Krause des Lebens? Ihm war — vielleicht in noch tieferem Sinne als dem lebens f r e u d i g e n Dichter des „Faust“ — „alles Vergängliche nur ein Gleichnis“. Darin liegt der Schlüssel zum Verständnis seiner ganzen Art. Weil er im Kleinen immer das Große und Ganze, im Niedrigen das Erhabene, im Zeitlichen und Beschränkten die Weiten der Ewigkeit sah: darum stieg er am liebsten in die Dachkammern und Keller, trat er so gern an die Betten der Verlassenen, Verlorenen und Sterbenden, ließ er s e i n e Sonne den Kehricht des Lebens und das „a l t e E i s e n“ vergolden. Von ganz wenigen seiner Bücher abgesehen, sollten wir eigentlich Scheu und Bedenken tragen, ihn zu unseren Humoristen zu zählen; denn er war es in keiner d e r Bedeutungen, in der wir nun einmal, namentlich neuerdings wieder, dieses Wort im Munde führen. Sein Humor ist tiefere Tragik, als die deutsche Literatur in irgend einem ihrer Trauerspiele aufzuweisen hat: Man muß schon zu dem alten Lear auf die Heide gehen, um einen Genossen zu finden für die Stimmung, mit der uns Raabe gelegentlich aus seinen „Erzählungen“ entläßt. Wem scherzhaft zumute ist oder zumute werden möchte, hat wenig Ursache, ihn in die Hand zu nehmen, und ein „Lieblingsschriftsteller“ für den warmen Ofen ist er auch nur in sehr bedingtem Sinne. Der geneigte Leser muß immer darauf gefaßt sein, daß ihm die behagliche Schlafmütze vom Kopfe gerissen und um die Ohren geschlagen wird. Wer den „Wilden Mann“ gelesen hat, ohne den Faustschlag zu verspüren, der dem deutschen Michel mitten ins Angesicht fährt, hat für die wirkliche Größe Raabes, für seine göttliche Brutalität möchte ich sagen, kein Verständnis. Überhaupt, wenn heute das deutsche Volk anfängt, Raabe zu feiern, kann einen das Gefühl überkommen, als ob es nicht das Rechte sei um diese Liebe, als ob Raabe, wie Bismarck etwa, der ganz sein Mann war, den Anspruch erheben dürfte, erst einmal g a n z e r n s t genommen zu werden. Ihn rein „ästhetisch“ und „ethisch“ zu würdigen, genügt einfach nicht; denn sein Leben war die Liebe, aber sein Streben war die Tat. Den medizinischen Doktor der Berliner Universität hat er in mehr als einem Sinne verdient; er hat seinen Zeitgenossen, zu ihrem wahren Besten, manche bittere Pille zu schlucken gegeben, und wir würden ihm schlecht danken, wenn wir der Nachwelt das alles als Zuckerplätzchen anpreisen wollten. Er braucht ja unserer Lobpreisungen auch nicht, nachdem er sein Leben lang ohne sie ausgekommen ist. Wir aber brauchen i h n, und wenn wir es mit dem deutschen Volke und seiner Zukunft gut meinen, können wir ihm kaum Besseres mit auf den Weg geben, als den Wunsch, daß es R a a b e v e r s t e h e n lerne.

Walter Baetke



Berliner Theater-Chronik

Als man den Titel von L u d w i g F u l d a s neuem Stück „H e r r u n d D i e n e r“ hörte und vernahm, daß es von Reinhardt angenommen sei, da konnte man meinen, daß dies ein gefälliges, in Reimen tändelndes Gaukelspielchen, ein Mummenschänzlein im Goldonigeschmack sein würde. Das hätte auch die Reinhardtsche Adoption erklärt. Reinhardt hat neben seiner Neigung für die großen Architekturen, für die Haupt- und Staatsaktionen der Bühne, eine Vorliebe für den leichten, flatternden, theatralischen Karneval, für jene Gattung, in der sich das Theater frei als Theater bekennt. Erst jüngst erkannte man in seiner Inszenierung von Miniaturen großer Dichter, von Molières Heirat wider Willen und Shakespeares Komödie der Irrungen diese leichte Hand und die schillernde Seifenblasentechnik flüchtiger Gebilde. Charakteristisch dafür war, daß er den „verwirrten Handel“ der zwei Zwillingsherren und der zwei Zwillingsdiener mit ihrem derben-Situationsulk auf einem weißen gewölbten Brückenbogen vor lichtem Lufthorizont über dem Rundbogendurchblick auf fabelhafte Meergaleeren sich abrollen ließ. Diese Schwebe-Inszenierung auf der Brücke, wie auf einem Regenbogen,

enthob diese Unwahrscheinlichkeiten sinnvoll den realistischen Kontrollierungsmaßstäben, und entführte sie aus der Erdenschwere in phantastische Sphäre, aus dem Realen in das Imaginäre, aus dem Menschlichen in das Figürliche. Solch tänzerische Theatermagien hätten auch aus einem Fuldaschen Libretto ein amüsables Bühnenscherzo machen können.

Doch Fuldas „Herr und Diener" gehen leider nicht den leichten Komödiantenschritt jener Shakespeareschen Herren und Diener, sie haben einen ganz anderen Ehrgeiz. Sie wollen schwer verhangenen Geistes Hebbelsche Pfade wandeln; Fulda strebte über Niedlichkeiten und Knallbonbondevisen hinaus in das innerliche Reich. Gedankenvergiftung, die böse Lust der Selbstqual, die schlangenhaften Verknotungen von Liebe, Haß und Eifersucht sollten verdichtet und der eiserne Ring unlösbarer tragischer Notwendigkeit geschmiedet werden.

Fulda ist natürlich kein Schicksalsschmied, sondern im besten Falle ein Bijouteriehändler mit blankem, klapperndem Tand. Sein Ehrgeiz in Ehren, doch gelten können nur die Resultate.

Sein Thema, die Zerrüttung einer Königsseele durch die aufdämmernde unabweisliche Erkenntnis, daß sein Vasall in allem der Größere, und er nur von seinen Gnaden den Nimbus trage, ist ganz im Äußeren stecken geblieben. Nur die Umrißlinien des Plans werden gegeben und mit breitem Schweifwerk der Worte behangen, eine menschlich gefühlsechte Ausfüllung bleibt fern.

Schematisch wie in einem Staffelkonto werden die Kredit- und Debetposten der beiden Partner aneinandergereiht. König Kosru fordert seinen Wesir Artaban zum Turnier und siegt, weil jener freiwillig sich besiegen läßt. Dann begehrt der König Artabans Weib, ihn in seinem Männerstolz zu treffen. Artaban schenkt ihm Gülzade und zwingt ihn so zum Verzicht. Schließlich, um ihn klein zu sehen, verwickelt Kosru den Verhaßten in Hochverratsverdacht und läßt ihn zum Tode verurteilen. Um Gnade soll er flehen, doch Artaban verschmäht das, er will gern als Opfer des Königstums sich hingeben. Wieder ist Kosru geschlagen, und als er jetzt auch noch von der Königin hören muß, daß er auch sie dem Diener verdankt — als Freiwerber seines Herrn hatte sich Artaban in Treuen der Liebentbrannten enthalten —, da richtet Kosru den Dolch gegen sich. Dieser Dolch, der schon des öfteren zwischen Hand und Herz der Akteure herumspukte, findet nun endlich sein Ziel, und der arme König erreicht, wenn auch mit teuerem Preis, die Genugtuung einer eigenen ungeschenkten Tat.

Das läßt alles kühl und gleichgültig, weil die F.guren, die diese dramatischen Vorzeichen ausführen sollen, keine Geschöpfe von eigener Erlebnismöglichkeit sind, sondern nur hin und her geschobene Statisteriepuppen.

Dieser Artaban hat nicht einen menschlichen Zug, er ist einfach von Fulda dem Kosru als Pfahl ins Fleisch gesetzt, er funktioniert rein automatisch aufs Stichwort; kein Konflikt, kein Affekt hemmt ihn in seinem Mechanismus. Die beiden Gegenspieler, Herr und Diener, sind jeder nur ganz einseitig auf einen Zug gestellt; der Diener auf stets bereiten Edelmut und Ergebenheit, der Herr auf erbitterte Eifersucht. Und das prallt nun immer und immer wieder eintönig aufeinander.

Zudem schmälert Fulda, ohne es zu merken, die Position seines Herrschers in seinem vermeintlichen Königsdrama noch dadurch, daß dieser leidenschaftlich schmerzliche Überlegenheitstrieb, dieser gekränkte Königswille nicht in der eigenen Seele Kosrus wurzelt. Er ist vielmehr ein Harmloser, die Königin vergiftet und verhetzt ihm erst das Gemüt und stachelt ihn zur Erbitterung gegen Artaban auf, weil sie ihn, der sie verschmähte, liebend haßt.

Es ist interessant, daß Autoren manchmal ihre eigenen Figuren mißkennen und ihre Situationen mißverstehen. So hat Fulda nicht gemerkt, daß seine Schlußszene voll Ironie ist.

König Kosrus liebe Seele hat nun Ruh', aber für Artaban, den bisher nichts aus der Ruhe brachte, beginnt jetzt das Kritische. Denn er bleibt zurück zwischen der Königswitwe, die ihn jetzt hassend liebt, und seiner Frau, die ihn, da er sie verschenkte, liebend hassen müßte.

Er könnte jetzt — und das wäre die posthume Rache Kosrus — merken, daß Frauendienst schwieriger noch als Herrendienst.

Fulda geht daran vorüber, er dreht an dem Artaban-Automaten nur noch das Ventil für Pathetik auf zu einer Tirade über Königsglauben, und läßt dann den Vorhang fallen.

Neben dieser mühsamen Zahmheit gab es mühsame Grellheit.

Lilienfein, der einstmals Besseres versprach, kompromittierte sich mit einer hohlen Bravade, dem Schauspiel „Der Stier von Olivera". Er wollte „furchtbar prächtig" tun, in jene Welt voll Glanz, Abenteuer und prasselnder, funkenstiebender Leidenschaften untertauchen, die Barbey d'Aurévilly so liebte und die Balzac farbig in einigen Novellen verdichtete. Ihr Gesamttitel: „Erzählungen aus der napoleonischen Sphäre" bezeichnet dies Klima. Ein Klima der Ungewöhnlichkeit mit hastig heftigem Liebesglück zwischen den Schlachten und berauschtem Schweben zwischen Leben und Tod und brausend erfüllter Erlebnisgegenwart.

Eine Welt für einen Dichter. Und er kann seine Farben gar nicht brennend genug nehmen, seine Musik nicht stürmisch genug instrumentieren. Nur echt müssen die Farben sein, und die Musik muß aus dem Innern dieser Welt voll Furor herausbrechen. Lilienfeins Leidenschaftsfarben sind aber leider nur grellgrobe Tünche, seine Affektsprache papieren bis zur Parodie, und seine Musik hohles Blechgerassel.

Seine Renommierfigur, — hal die wilde Spanierin, — ist ein übles Glutaugen-Klischee, eine Theaterpuppe, mit künstlicher Kohlensäure aufgepumpt. Und die Geschichte, die sich hier begibt zwischen ihr und dem grimmen, weiberhassenden Haudegen, französischen General und Erbfeind, ist mehr komisch als tragisch. Nur daß Lilienfein, wie es öfters Dramatikern geht, diese Temperatur nicht erkennt, und mit gewaltsamen Verrenkungen uns auf Traurigkeit massieren will

Der wüste Frauenfeind, die blutgierige Kriegsgurgel verfällt der Spanierin, der Eroberer wird erobert; er benimmt sich schmachtend, frißt aus der Hand, läßt sich alles gefallen, und man findet ihn — weil diese Situationen, die richtig gemischt, wohl Tragikomik enthalten könnten, hier ungeschickt auf gröbste Übertreibung gestellt sind — nur komisch. Dann verkündet das Glutauge — und hier will Lilienfein seine Glanzstelle mit Pauken und Trompeten geben —, daß sie den General aus Rache für den getöteten Kampfstier des Dorfes als Matadora peinigen und zur Strecke bringen würde. Diese Bullenarie — man denkt beim Stier nur an die Hörner — löst statt des vom Autor gewünschten Grausens eine sänftliche Heiterkeit aus. Und als dann am Ende er sie umbringt, weil sie ihn zum Verrat an dem Kaiser verführen will, da hat man es längst aufgegeben, diese beiden feuerspeienden Kostümfiguren menschlich ernst zu nehmen.

Recht schlimm war auch der Moloch des jungen, vom toten Kainz protegierten Leo Birinski. Wieder Rußland, Revolution, Progrom, Blut und Schrecken, Terrorismus, Polizeiwillkür, Familienzerrüttung, Verrat, Opfermut und Wahnsinn. Wir haben nun so viel davon gesehen, daß es uns über ward und wir auch gehäuftem Greuel stumpf und teilnahmslos jetzt zusehen. Und Birinski häuft ... er kann seine Pandorabüchse gar nicht erschöpfen und leeren, doch je wüster er brüllen läßt, je kühler wird man. Man durchschaut ihn schnell. Statt mit einer starken Einversetzung in menschliche Schicksale uns innerlich zu packen, bringt er nur mit den äußeren Nebengeräuschen turbulenter Vorgänge auf die Nerven ein. Er erschüttert nicht die Seele, er malträtiert unser Trommelfell. Im Selbstmißverständnis wollte dieser Dramatiker nun doch ein seelisches Thema mitten in dem Tohuwabohu anschlagen. Den Ideen-Bankerott eines russischen Revolutionärs wollte er charakterisieren, der in der Einzelhaft den Glauben an die Mission verloren und erkannt hat, daß diese Idee der Menschheits-Morgenröte, der alle die Opfer gebracht werden, im Grunde ein blutgieriger Moloch ist.

Den Glauben verlor er, aber frei machen von der Sache kann er sich darum doch nicht. So muß er, während die anderen schwärmerisch fanatisch in den Abgrund stürzen, illusionslos kalt

verzweifelt in den Tod. Das wäre ein Motiv. Aber es ist hier nicht menschlich umgesetzt, nicht zur Gestalt verdichtet. Es wird von dem Betroffenen nicht dargestellt, sondern kommentatorisch in endlosen Reden — die Buchausgabe bringt sie, die Bühnenbearbeitung streicht sie zum größten Teil — dem Publikum erzählt. Ein Dramatiker und Dichter soll aber nicht Mitteilungen machen, sondern Anteil schaffen. F. P.

Vom Wiener Burgtheater

Baron Berger ist bei seiner Direktionsführung nicht vom Glücke begünstigt. Nicht er hatte die Zustände am Wiener Burgtheater geschaffen, die in der Alleinherrschaft Joseph Kainz gipfelten, und dadurch für die gesicherte künstlerische Entwicklung der berühmten Kulturstätte leicht verhängnisvoll werden konnten, wie ich das schon an dieser Stelle auseinandergesetzt und vorausgesagt hatte. (Vgl. den Artikel: „Das Wiener Burgtheater“ im 4. Heft vom Januar 1910.) Kaum war es dem neuen Direktor gelungen, die in jeder Hinsicht kostbare Mitwirkung des Mannes, der auf das Publikum eine so mächtige Anziehungskraft übte, in ausgiebigerer und dauernderer Weise als bisher zu sichern, da wurde der Künstler zuerst durch seine Krankheit für viele Monate und dann durch den Tod für immer dem Burgtheater entzogen. Nun stellten sich jene schlimmen Folgen nur zu rasch ein. Wohl hatte Baron Berger das Künstlerpersonal durch Verpflichtung neuer, zumal jüngerer Kräfte in dankenswerter Umsicht zu ergänzen und aufzufrischen gesucht; wohl verstand er es, den Spielplan mannigfaltig und interessant zu gestalten, indem er insbesondre manche bewährte ältere, mit Unrecht vernachlässigte Autoren und Stücke wieder in den Spielplan aufnahm und allen Vorstellungen das Gepräge seines erlesenen Geschmackes und seiner unvergleichlichen Regiekunst aufdrückte, — das Publikum, das, wenn der Name Kainz auf dem Zettel stand, in hellen Haufen daher kam, blieb und bleibt aus, seitdem dieser alles überstrahlende Stern vom Theaterhimmel verschwunden ist. Es wird langer, mühsamer Arbeit und sicher auch teilweise einer Änderung in der Zusammensetzung der Theaterbesucher bedürfen, um das Publikum wieder anzulocken und es daran zu gewöhnen, sein Interesse und sein Vergnügen weniger den Virtuosenkünsten einzelner Darsteller als vielmehr den dargestellten Werken selbst und ihrer einheitlich künstlerischen Wiedergabe zuzuwenden.

Und doch hätten z. B. die beiden graziösen Einakter des feinsinnigen Schweizer Dichters J. V. Widmann, mit denen die Novitätenreihe der laufenden Spielzeit eingeleitet wurde, eine nachhaltigere Wirkung zu üben verdient, als ihnen zuteil worden ist. „Lysanders Mädchen“ nennt sich ein historisches Lustspiel und beruht in seinen Elementen teilweise auf Plutarchs Lysander-Biographie. Es zeigt den siegreichen Spartanerfeldherrn in dem schwierigen Dilemma, entweder ein für seine Töchter bestimmtes kostbares Kleidergeschenk des Dionys von Syrakus zurückzuweisen und dadurch die von diesem angestrebte Freundschaft zu verwirken oder durch Annahme des Geschenkes den infolge eines großen Staatsdiebstahls schon getrübten Ruf der Sittenreinheit seines Volkes noch mehr zu schädigen. Aus diesem Zwiespalt rettet ihn die Schlauheit der Athenerin Melitta, die in Lysanders Hause als Sklavin die Erziehung seiner recht wild geratenen beiden Töchter leitet, und der er die ersehnte Freiheit verspricht, wenn sie diese zum freiwilligen Verzicht auf die ihnen zugedachten Gewänder zu bewegen vermag. Wie nun Melitta es schlau einzufädeln weiß, daß die von den Gaben zuerst entzückten Mädchen, denen sie die Gewänder als veraltete Provinz-Erzeugnisse und Beleidigung ihres guten Geschmackes darstellt, sich zuletzt entrüstet davon abwenden und vor den versammelten Stadtgrößen ihren Verzicht als Ausfluß sittenstrenger Anschauungen erklären, ist von dem Dichter mit köstlichem Humor geschildert und wird von den Künstlern des Burgtheaters ebenso reizend

zur Darstellung gebracht. — Nicht minder anziehend ist die dramatische Plauderei desselben Verfassers: „Ein greiser Paris“, die auf der zehnten Novelle des Boccaccio fußt und in Bologna spielt. Der „greise Paris“ ist ein hochbejahrter Poet, der drei schönen und vornehmen Damen seine Liebeshuldigungen dargebracht hat. Ob solcher Verwogenheit wird er von ihnen zur Rechenschaft gezogen und weiß sich vor diesem Schönheits-Tribunal mit so viel Geist und edlem Anstand zu verantworten, daß ihm seine Kühnheit nicht nur vergeben, sondern für die Zukunft auch noch mehr Annäherung gestattet wird. Unser Hartmann hat in der Titelrolle einen Triumph seiner abgeklärten Kunst davongetragen.

Aber nicht alle haben Ohren für so stille Musik, und nur das Lärmende, Sensationelle zieht Publikum in Masse an. Eine solche Sensation gab es kurze Zeit darauf, als im Burgtheater die „Gedenkfeier für Joseph Kainz“ abgehalten wurde. Das war ein Ereignis, bei dem jeder, der sich zur „Gesellschaft“ rechnete, dabei gewesen sein mußte. Galt es doch nicht nur das Andenken des vergötterten Künstlers zu feiern, sondern ihn nachträglich auch noch von einer neuen, bisher unbekannten Seite kennen zu lernen. Kainz wollte sich nämlich nicht mit dem ihm von niemand bestrittenen Ruhme des ausgezeichneten Dichter-Interpreten begnügen, sondern er strebte, wie es scheint, auch selbst dichterischen Ruhm an. Aus den von ihm hinterlassenen, meist unvollendet gebliebenen poetischen Versuchen hat das Burgtheater das Tragödienfragment „Saul“ ausgewählt, um es bei der Gedenkfeier zur Aufführung zu bringen. Es ist eine sehr umfangreiche Arbeit, die einen riesigen Inszenierungsapparat in Bewegung setzt. Darin werden die inneren Wirren des jüdischen Volkes, seine Kämpfe mit den Priestern und Philistern geschildert, und den Abschluß bildet die durch den Propheten Samuel bewirkte Erwählung Sauls zum Könige. Dieses Thema ist an sich schon etwas abgedroschen und im allgemeinen recht uninteressant; nur ein großer Dichter vermöchte ihm noch Leben einzuhauchen. Das ist Kainz nicht gelungen. Das Massenaufgebot auf der Bühne, die fortwährend im höchsten Affekt durcheinanderschreiende und gestikulierende Menge, die unausgesetzte Aufeinanderfolge von Effektszenen, die gleich Raketen wirkungslos verpuffen, der ungeheure Aufwand hohler, oft in recht banale Sprache gekleideter Rhetorik, mit der uns die Hauptpersonen überschütten, — all das vermag über den Mangel eines organischen, aus echtem dichterischen Sehen und Empfinden hervorgegangenen Aufbaus nicht hinwegzutäuschen und läßt uns nur in allem und jedem den Schauspieler erraten, für den auch bei eigner Produktion die Erzielung von Theatereffekten und die Schaffung sogenannter „dankbarer“ Rollen das Hauptbestreben bildet. Schließlich wird der Zuschauer von all dem Lärm und Getue völlig betäubt und fühlt sich im Geiste und Gemüte gänzlich unbefriedigt. Schade um die von Direktor Baron Berger aufgewandte große Inszenierungskunst, mit der er auf der Bühne wahre Wunder verrichtete! Aber wirkliches Leben vermochte auch er nicht dem totgeborenen Kinde einzuhauchen. Beweis dessen, daß, während die Gedenkfeier vor übervollem Hause stattfand, schon die erste Wiederholung der Kainzschen Dichtung nur mehr einen halb gefüllten Saal zuwege brachte.

Karl Seefeld



Lyrische Anthologien und Übersetzungen

Aus der Menge der Anthologien, die in der letzten Zeit erschienen sind, möchte ich nur einige interessante herausheben. Mit künstlerischem Geschmack und feinem Gefühl für soziale Kunst (im rechten Sinne) haben Oskar Hübner und Johannes Moegelin eine Sammlung Großstadtgedichte zusammengestellt und unter dem originellen und passenden Titel: „Im steinernen Meer“ (Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg) herausgegeben. Es ist die beste Sammlung ihrer Art, die mir bekannt ist.

Es sind fast nur moderne Dichter zu Worte gekommen, darunter zu meiner Freude auch weniger bekannte mit interessanten Gedichten. Freilich anstatt der gefälligen Kunst eines Salus, Jacobowski u. a. hätte ich lieber noch mehr Spielraum der ernsten, objektiven sozialen Lyrik gewünscht. Tendenziös ist das Buch nicht. Das Großstadtleben in allen seinen Äußerungen, in seinen großen und kleinen Beziehungen kommt zum Ausdruck, die „Gesellschaft" ebenso wie das „Proletariat". Der Stadt Berlin ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Eine kurze Einleitung orientiert über die Entwicklung der Großstadtlyrik. — „Imperator Pacis" nennt Karl Braum sein „Huldigungsbuch deutscher Autoren" für Kaiser Franz Joseph (Verlag Arthur Cavael, Leipzig). Es soll ein Ausdruck des Dankes für den greisen Kaiser sein dafür, daß er seinem Lande und Europa in schweren Konfliktstagen den Frieden bewahrt hat. Gewiß ist dies dann ein schöner und vornehmer Gedanke, wenn er mit freiem Herzen von seinem Urheber verwirklicht wird. Das Buch und seine Autoren haben sich im allgemeinen frei von byzantinischer Liebedienerei gehalten, und so bildet die Sammlung in der Tat ein bedeutsames Dokument für unsere Zeit, zumal hervorragende Dichter Deutschlands und Österreichs Gedichte und Aussprüche beigesteuert haben. — Ein feinsinnig zusammengestelltes „Deklamatorium für Haus und Welt", das auf fast 800 Seiten 403 auserlesene Vorträge, Dichtungen ernsten und heiteren Inhalts aus der deutschen und ausländischen Literatur bringt (mit einer gediegenen Einleitung über den Vortrag), hat Demetrius Schrutz in dem rührigen Verlag von Max Hesse, Leipzig, herausgegeben (gebunden nur 3 ℳ!). — In der Sammlung „Die Fruchtschale" erschien als 18. Band eine stimmungsvolle Auswahl alter deutscher Spiele und Lieder: „Deutsche Weihnacht" mit einer Einführung von Arthur Bonus und mit dreizehn Bildern nach alten Meistern (R. Piper & Co., München). Daß die Sammlung mit einer Wiedergabe des Weihnachtsevangeliums selbst und einem Holzschnitt von Hans Baldung Grien einsetzt, empfiehlt sie sofort als eine künstlerisch feine; sie hält dies Versprechen: ich erwähne Bonus' interessante Abhandlung über die oberdeutschen Weihnachtsspiele und Hirtenlieder; — Kupferstiche von Schongauer, Holzschnitte von Cranach, Abbildungen von alten Reliefs (von Veit Stoß u. a.) wechseln mit Weihnachtsspielen von Sankt Oswald aus Hessen, mit geistlichen Gespielen aus Obersteiermark, alten Hirtenspielen (Seebrucker Hirtenspiel, Obersteiermärker Hirtenspiel usw.) und Weihnachtsliedern („In dulci jubilo", „Es ist ein' Ros' entsprungen" und vielen anderen). Das Interessanteste in der schönen Sammlung sind wohl die ziemlich unbekannten naiven und teilweise tiefsinnigen alten Weihnachtsspiele. — In derselben Serie erschien eine ebenfalls empfehlenswerte und mit vielem Geschmack ausgewählte Sammlung „Japanische Lyrik aus vierzehn Jahrhunderten" (nach den Originalen übertragen von Dr. Julius Kurth, mit 23 Abbildungen nach japanischen Holzschnitten). Ich möchte nicht das gut über die japanische Lyrik, ihren formalen Charakter, ihre Entwicklung orientierende Vorwort übersehen. Die japanische Lyrik ist durch ältere Anthologien nicht mehr unbekannt, hier aber wird die Form der Originale möglichst gewahrt, so daß wir einen ihrem Wesen entsprechenden Eindruck von dieser zarten Kunst der landschaftlichen und seelischen Impressionen erhalten. — Diesem Büchlein zur Seite stellen möchte ich die Sammlung chinesischer Lieder „Im Tau der Orchideen", die Konrad Haußmann im Verlag Albert Langen-München herausgegeben hat. Haußmann hat nur charaktervolle, an sich interessante und reizvolle Proben aus dem Schi-king, von Kung-Fu-Tsze, Li-Tai-Pe und vielen anderen ausgewählt und mit feinstem Nachempfinden verdeutscht. Auch hier ist eine ziemlich eingehende Abhandlung über die chinesische Lyrik beigegeben.

Im Anschluß hieran möchte ich einige gute Übersetzungen älterer und neuerer ausländischer Lyrik empfehlen. Zunächst ein paar feine Büchlein mit klassischen Versen. Eduard Norden gibt eine Sammlung „Antike Dichtungen in deutschem Gewande von Günther Koch" heraus (Cotta, Stuttgart). Dies zierlich ausgestattete Büchlein enthält vortrefflich übersetzte altgriechische Poesien von Mimnermos, Xenophanes, Semonides,



Anakreon u. a., lateinische von Catull, Tibull, Properz, Vergil usw. — Im Verlag von Eugen Diederichs, Jena, sind die „Idyllen des Theokrit“ — übersetzt von Eduard Mörike — in neuer, stilvoll — im Sinne des Übersetzers — ausgestatteter Ausgabe erschienen. Besonders eigenartig wirkt die zierliche, dem Inhalt gleichsam angepaßte Druckschrift. Die feine, graziöse und zugleich realistische Lyrik des Theokrit, und noch dazu übersetzt von Mörike, der mit so vieler Liebe an diesem alten, ihm kongenialen Idylliker hing, wird gewiß vielen Verehrern beider Meister willkommen sein. — Wilhelm Hertz' Übersetzungen mittelalterlicher deutscher Meister sind als besonders lichtvolle und formvollendete berühmt. Unlängst ist eine wohlfeile Ausgabe der wundervollen Übersetzung von „Tristan und Isolde“ (Gottfried von Straßburg) — mit einem Nachwort von Friedrich von der Leyen — erschienen. — Von Shakespeares Sonetten liegen seit kurzem mehrere Übersetzungen vor (Eugen Diederichs, Jena, und Insel-Verlag, Leipzig). Jetzt erscheint eine „Umdichtung“ von Stephan George (Georg Bondi, Berlin). Mir sind Georges Übersetzungen (Baudelaire u. a.) immer lieber gewesen als seine eigenen Dichtungen. Wahrscheinlich muß diesem sterilen Dichter ein fremder Inhalt geboten werden, den er mit feiner Wortkunst neu präpariert. So ist's auch diesmal. Die Sonette Shakespeares erscheinen hier tatsächlich in einem ihrem Wesen und Stil entsprechenden zarten und biegsamen Deutsch, in einer durchaus klaren und schönen Sprache, die zugleich voll innerer Wärme, voll stiller Kraft ist. — Zu den Einzigartigen und Unvergeßlichen, zu den wahrhaften Kraftgenies der Weltliteratur gehört der Schwede Karl Michael Bellmann, dessen „Fredmans Episteln“ endlich in einer wohlgelungenen Übersetzung (von Felix Niedner) mit Einführung von Gustav Roethe im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, erschienen sind. Dies Buch ist in der Tat eines der köstlichsten und genialsten, die jemals gedichtet worden sind. Es enthält eine so impulsive, höchst subjektive und zugleich höchst realistische Lyrik, daß nur die größten Meister aller Völker zum Vergleiche herangezogen werden können. Ich denke hierbei an die Balladen des François Villon, an die großen, helldunklen Stimmungen der Shakespeareschen Dramen, an die einzige Kunst eines Rembrandt, an die erotischen Gedichte eines Christian Günther. Es ist eine dithyrambische, wilde, ausgelassene Art und eine echt germanische, aus tiefsten Abgründen des Lebens sich hoch über alle Welt erhebende Ironie in diesen Gedichten, ein göttlicher, derber und drastischer Humor. Wenn einst unsere Kulturwelt versunken und eine ganz anders geartete erstanden ist, ich meine: dieses Buch würde neben vielleicht wenigen anderen allen kommenden Geschlechtern imponieren. — Ihm möchte ich ein, aber nur ein Gedicht Oskar Wildes anreihen, das sich der Art Bellmanns in seinem aus tiefster Stimmung entsprungenen genialen Wesen wohl vergleichen läßt; es ist die „Ballade vom Zuchthaus zu Reading“, — eines der wunderbarsten und ergreifendsten Gedichte der Weltliteratur, voll grandioser, realistischer Stimmung, voll Tragik, Ironie, Angst, Zorn, Verzweiflung und dennoch voll Triumph, und allem Menschlichen überlegen. Diese Ballade reihe ich den allergrößten Balladentypen an, etwa Poës besten Balladen und Coleridges „Altem Seemann“. Eine gute Übersetzung ist bei J. C. C. Bruns, Minden i. W., erschienen. — Ein Menschenbuch möchte ich Knut Hamsuns „Das Schweigen des Waldes“ — übertragen durch Heinrich Goebel — (Xenien-Verlag zu Leipzig) nennen. Auch in diesem Buche ist etwas von der großen, freien Stimmung des urtümlichen Genies, das sich mit aller Natur eins fühlt, vorhanden; aber die Persönlichkeit und ihre Energie versagte vor den letzten großen Synthesen. So sind es persönlich gestimmte, stets „erlebte“, vom tiefen Klang der Natur durchzitterte Gedichte geworden; pantheistische Stimmungen, die das Herz weit machen, Lieder voll tiefem Weltweh, voll Aufschwung und Niedergang. — Und endlich ebenfalls ein Buch innerlicher, gleichsam nur in ihrer Seele bewegter Poesie: die Sonette „Trophäen“ des Franzosen José Maria de Heredia, die in schöner Nachdichtung (von Emil von Gebsattel), herrlich ausgestattet — was Papier und Druck an-

betrifft —, im Verlage von Hans von Weber, München, erschienen sind. Herédia gehört zu den französischen Ästheten; aber seine in erlesenen Worten, in abgestimmten Rhythmen und Bildern oft starr und seltsam sich gebärdende Kunst ist doch nicht der innerlich armen unseres Stephan George zu vergleichen, sie glüht vielmehr in einem inneren, reinen Feuer, sie baut sich plastisch und tempelhaft auf; doch wird sie wirklich zu sichtbaren Symbolen dessen, was die Seele empfindet und was das Leben an dunklen Mächten und rätselhaften Göttlichkeiten birgt.

Hans Benzmann



Jean Paul

Eine hübsche, neue Jean-Paul-Ausgabe in der sogenannten „Goldenen Klassiker-Bibliothek" (Berlin, Bong & Co., 5 Leinwandbände 10 ℳ, herausgegeben von Karl Freye) gibt zu einigen Betrachtungen Anlaß, die sich dem Verfasser während des Durchblätterns dieser gut eingeleiteten und dabei billigen Bände aufdrängten.

Eine Fülle von Poesie und eine Fülle von Gedanken funkelt aus diesen Werken eines absoluten Sonderlings inmitten der deutschen Literatur. Daran ist kein Zweifel. Hier ist Geniales im Empfinden, im Denken, im stilistischen Prägen. Aber dieses Geniale nimmt zu gern und absichtlich barocke Formen an; ja, es verwechselt oft genial und barock. Und sodann überlädt es sich derart mit Anspielungen aus dem Bezirk der Lektüre und schüttet solche purzelnden Koboldscharen von Fremdwörtern, Zitaten, Einfällen usw. in die reine Gestaltung, daß der Reichtum des Dichters zur Gefahr wird. Es ist uns des Worte-Urwalds zu viel; diese Gewächse sind nicht kraftvolles, festes Holz, sondern gar oft bedenklich schwammig, weich, triebhaft. Wir wittern Unkraft und Unrast dahinter; wir sehnen uns ordentlich nach einem Satzgebilde aus klassischen Bezirken, etwa nach Goethes unverworrener Klarheit und Ruhe. Und eine Weile möchten wir eine griechische Marmorstatue anschauen oder ihren kühlen Stein betasten, um „edle Einfalt und stille Größe" auf uns wirken zu lassen.

Der Herausgeber bemerkt im einleitenden Lebensbild (S. XI): „Nichts zeigt wohl deutlicher die tiefe Reinheit von Jean Pauls Natur, als daß er, in dessen Romanen bald die Empfindung so ungezügelt losbrach, neun Jahre seines Lebens sich in satirischen Experimenten berauschen konnte, ohne sich dabei Schaden zu tun." Das ist zwar richtig in Hinsicht auf Jean Pauls edles Herz; aber ich fürchte, sein Stil hat gerade von diesen neun wichtigen Jahren dauernd jene berüchtigte Neigung zu abschweifenden und um die Sache herumhüpfenden Kapriolen behalten. Wobei freilich sofort hinzuzufügen ist, daß ihm die Neigung zu solch unendlicher Worte-Wildnis jedenfalls angeboren war, sonst hätte sich Kandidat Richter nicht in solchen wolkigen Satiren lange Jahre hindurch umhergetrieben, bis ihn der gefühlsweiche „Hesperus" zum Lieblingsdichter aller schönen Seelen erhob und der dürftigen Enge entriß.

Im „Hesperus" (der in dieser Sammlung fehlt, ebenso wie der „Komet", und übrigens auch ruhig fehlen kann) tritt nun recht eigentlich die weiche Seele zutage. Denn Jean Pauls Satiren sind scheinhart; sein Wesen ist weich wie seine Gesichtszüge; sein „Titanentum" ist mehr ein Phantasie-Mut, wie überhaupt seine Welt immer Phantasiewelt bleibt, auch wenn die kleinen Höfe damaliger Zeit und die Gebrechen des Zeitgeistes Modell stehen. Phantasiewelt: im Sinne von phantastisch. Durch vertiefte Ethik und psychologische Genialitäten sucht er zwar die Verbindung mit der Wirklichkeit als Mensch und als Schriftsteller festzuhalten; er nahm sich in strenge Selbstzucht; er prägte in der reifen „Levana" tiefe und feine Worte als Kenner des Menschenherzens, der Frauen- und Kinderseele. Aber die Diktion als Ganzes blieb in phantastischer Beweglichkeit.

Diese Diktion Jean Pauls! ... Sie kommt mir wie Gasnebel vor, der zwar eine feste

Welt enthält, aber sich noch nicht dazu verdichtet hat. Unverdichtet ist Jean Pauls Stil. Selbst in seinen besten Werken — „Wuz“, „Flegeljahre“, Teile von „Siebenkäs“ und „Titan“ — kommt es nicht ganz zu jener letzten Gerinnung und Verdichtung, die uns etwa an einem griechischen Marmorbildwerk entzückt. Und auch die nordische Ballade oder das deutsche Volkslied unterscheiden sich durch ihre feste Erdhaftigkeit von dieses Kultur-Humoristen und -Sentimentalisten wortreich-schemenhafter Gestaltungsweise.

Und doch möcht' ich jedem Dichter und jedem Gebildeten zurufen: geht nicht an Jean Paul vorüber! Fangt mit „Schulmeisterlein Wuz“ oder „Feldprediger Schmelzle“ an, dringt zu „Siebenkäs“, „Flegeljahren“, „Titan“ vor! Jean Paul kann mithelfen, uns freizumachen und zu beflügeln. L.



Humoristen und ernsthafte Leute

Es gibt Menschen, die das Leben nur von der bitter ernsten Seite sehen, und solche, die weniger einseitig sind. Diese nennt man Humoristen, und sie sind, mit jenen Ernstlingen verglichen, die unstreitig tiefer und glücklicher veranlagten Naturen. Bei den Dichtern springt dieser Unterschied noch viel schärfer in die Augen. Die Humoristen unter ihnen, man denke dabei mehr an Dickens als an Reuter, sind sicher auch die Klügeren. Sie versuchen erst gar nicht, den Dualismus, in den wir hineingeboren werden und aus dem wir bis zu unserem Tode nicht herauskommen können, zu lösen, sondern begnügen sich damit, ihn mit lächelnder Miene aufzuweisen. Sie nur sind in Wahrheit die Künstler. Und ein humorloser Zeitgenosse kann wohl ein Dichter, aber niemals ein Künstler sein. Dagegen ist ein solcher nichts als ernsthaft Gesinnter zum Philosophen gradezu prädestiniert. Und darum auch ist der Begriff vom „lachenden Philosophen“ ein Widerspruch in sich selbst.

Wendet man ihn aber doch an, etwa auf einen Dichter von der Art Rudolf Huchs, der soeben bei Georg Müller in München eine Kleinstadt-Sommergeschichte, „Die Rübenstedter“ betitelt, herausgegeben hat, so verdächtigt man ihn damit noch lange nicht, daß er das Lachen nach einem bestimmten System betreibt. Schon die Vorrede, die er zu diesem ebenso giftigen wie harmlosen Buch gegeben hat, zeigt ihn auf der Höhe seiner humoristischen Weltbetrachtung. Denn ich glaube nicht, daß er sich trotz seines kuriosen Büchleins „Mehr Goethe“ jemals mit einer sauberen, klaren, harmonischen und streng exakt aufgebauten Weltanschauung belastet hat. Wie er offen bekennt, will er weder für noch gegen den freien Verkehr zwischen der männlichen und weiblichen Jugend eine Lanze einlegen, und ebensowenig für oder gegen eine andere Frage. „Sollten gewisse Geister, für die jeder schmachtende Backfisch und jeder Jüngling mit dem Hang fürs Küchenpersonal ein Problem bedeutet, auch in dieser harmlosen Geschichte einen Sack voll Probleme aufstöbern, so haben sie natürlich vollkommen recht; ich aber wasche meine Hände.“ Daran erkennt man den geborenen Schalk, der mit gutem Gewissen behauptet, nichts weiter zu wollen, als in aller Behaglichkeit eine Geschichte zu erzählen. Von der strengen Notwendigkeit, die eine Erfindung der verrannteren Philosophen ist, will er auch diesmal nichts wissen. Er sagt nicht, wie es Georg Hermann in seinem „Jettchen-Roman“ alle drei Seiten tut, „und es kam, wie es kommen mußte“, sondern Rudolf Huch ist schon zufrieden, wenn der Leser sagt, daß es immerhin so kommen konnte. Und dann erzählt er von den Rübenstedtern, vom Justizrat Lipps, der ein entschiedener Gegner des Schlafes nach Tische ist, von seiner Tochter Dora, die ihm den Hausstand führt, und alle Rübenstedter Gesellschaften zum Heulen stumpfsinnig nennt, von dem Herrn Superintendenten Buttermann, der sich im Besitz einer ehrenwerten Gattin und zweier Sirenentöchter befindet,



und dessen Dienstmädchen, Auguste Brettschneider, die jedesmal an einem bestimmten Morgen in der Woche verweinte Augen hat. Daran ist allein der neue Hausgenosse schuld, ein hochstapelnder Herr Graf von und zu Luxhausen, der über ein sehr ausdrucksfähiges Monokle verfügt und sich in Rübenstedt von Amts wegen als Referendar unnützlich macht. Dieser feudale Herr bringt neues Leben in die Kleinstadtbude. Es gelingt ihm sogar, den überschlauen Justizrat anzupumpen. Und so reiht der Verfasser eine köstliche Kleinstadt-Karikatur nach der andern auf den Faden seiner Darstellung. Nicht immer bleibt er straff gespannt, er lockert sich und verfitzt sich zuweilen, aber der Leser verfolgt ihn dann mit um so größerer Aufmerksamkeit. Doch um die Polarität seiner dualistischen Weltauffassung zu wahren, und um das Lachen wirklich zu einem befreienden zu machen, läßt der Dichter eine Reihe neugearteter Rübenstedter gegen die alte verbiesterte Kleinstadtgesellschaft anmarschieren. Es ist bezeichnend genug, daß er die männlichen Hauptvertreter dieser Partei auf einem benachbarten Landgut einlogiert. Nachdem die Laune des Verfassers all die Personen kräftig durcheinandergequirlt hat, löst sich die Spannung, zwar nicht mit Notwendigkeit, aber mit um so echterem Humor befriedigend auf. Der noble Graf wird Buttermanns Schwiegersohn und hat dadurch alle Aussicht auf eine glänzende Diplomaten-Karriere. „Und wenn erst das deutsche Volk einem von und zu Luxhausen als seinem Kanzler zujauchzen darf, dann weiß ich einen Schriftsteller und einen Verleger, die von einer sehr hohen Stelle aus wohl nicht ganz unbemerkt bleiben werden." So schließt das Buch. Bis dahin freilich wird sich der Verfasser damit begnügen müssen, bei den etwas unter dem Reichskanzler gelegenen Gesellschaftsschichten Beachtung zu finden. Und daß sie recht reichlich ausfalle, muß man ihm und seinem neuesten Werke von Herzen wünschen.

Das Problem, das Rudolf Hans Bartsch in seinem neuen bei L. Staackmann in Leipzig erschienenen Roman „Elisabeth Kött" darzustellen versucht, das geniale Weib, findet sich in Rübenstedt nicht vor. Um dieser dramatischen Elisabeth den Aufstieg zu ermöglichen, ist schon eine Universitätsstadt nötig wie Graz. Im voraus gesagt, das Buch hält nicht das, was man sich von dem Verfasser versprechen durfte. Die Darstellung ist unruhig und flackernd, ihr Impressionismus kommt sehr oft nicht über das Skizzenhafte hinaus. Darunter leidet am meisten die Hauptfigur, eine Tragödin, die sich von kleinen Anfängen bis zur unabhängigen Höhe der Gastspielreisen emporarbeitet. Dies ist unbedingt ein großer künstlerischer Vorwurf, doch die Kraft des Verfassers hat ihn nicht in seiner ganzen Tiefe zu packen vermocht. Sie bleibt an der Oberfläche und gibt nur den Glanz, aber nicht den Kern. Zwar wirft die virtuose Darstellung auf die Hauptfigur die reiche Veränderlichkeit blendender Lichter, allein das Innere bleibt dunkel. Am Ende hat man das sichere Gefühl von einem großen Aufwand, der besser vertan werden konnte. Und die Gestalt der Heldin macht schließlich nur den Eindruck einer kalten Amoreuse, die ihre Liebhaber wechselt wie ihre Handschuhe.

Auch von den andern Figuren, die um Elisabeth Kött herumwimmeln, vermag keine einzige aus der Fläche herauszutreten. Es sind und bleiben nichts als zwei dimensionale Zeichnungen, bei denen man nicht begreifen kann, daß sich der Verfasser über ihr Wohl und Wehe noch ereifert. Höchstens Cyrus Wigram wagt sich zuweilen in die dritte Dimension. Doch was gilt dieser eine unter so vielen.

Manch kluges und nützliches Wort findet der Verfasser, wenn er seine Ansichten über das Theater entwickelt, aber er sieht es leider nur von vorn; um die Hinterseite kümmert er sich so gut wie gar nicht, und er sieht auch nicht, oder will es nicht sehen, daß die Heldin in erster Linie ein soziales Problem in sich birgt. Das theatralisch-künstlerische Problem, das er in den Vordergrund drängt, ist nur das Pfropfreis auf jenem. Und an diesem Fehlgriff mußte die Absicht des Verfassers, trotz aller aufgewendeten Kunstfertigkeit, zuschanden werden. Nach den köstlichen „Haindlkindern" bedeutet diese „Elisabeth Kött" keinen Fortschritt, nicht einmal einen Stillstand, sondern einen ganz entschiedenen Rückschritt. Und es wäre gut, wenn sich der talentvolle und vielleicht etwas zu früh und zu schnell bekannt gewordene Dichter für seine

folgenden Bücher den etwas modifizierten Wahlspruch seiner Elisabeth Kött zu eigen machen wollte. Nicht: „Weiter, weiter!" womit sich die Kött zu Tode gehetzt, sondern: „Weiter empor!"

Noch ernsthafter als sich Rudolf Hans Bartsch für seine Tragödin einsetzt, läßt Heinrich Sohnrey seine „Grete Lenz" ihre Erlebnisse erzählen. Das Buch erschien unter diesem Titel in Dresden bei Wilhelm Baensch und erzählt als Gegenstück zu Friedesinchens, des Landmädchens, Lebenslauf, das Leben eines Großstadtkindes. Auch Grete Lenz findet ihre Erlösung in der Kunst, wenn es auch nicht die des Theaters ist. Sie entstammt einer ganz respektablen Familie, einem Landgasthaus in der Neumark. Der Vater aber ist ein Lump, verjuxt sein Geld und das seiner Frau, stolpert aus einem Beruf in den andern, wandert aus, eröffnet im Scheunenviertel von Amsterdam eine schmutzige Kneipe und verschwindet, leider nicht auf Nimmerwiedersehen, als er sich nicht mehr über Wasser halten kann. Per Schub wird die Frau mit den Kindern über die Grenze gebracht und taucht in dem Gewühl Groß-Berlins unter. Nun entspinnt sich ein stiller, aber heimtückischer und kraftzermürbender Kampf zwischen dem landstreichenden Vater, der immer wieder auftaucht, um die Familie in seine trübe Lebenssphäre herunterzureißen, und der Mutter, der ihre Tochter Grete beisteht, die beide aus dem Elend herauskommen wollen. Zwischendurch eröffnet das Buch Einblicke in das dunkle, übelduftende Reich der Kaschemmen und Nachtasyle. Diese Kapitel werden zwar als Erzählungen des verbummelten Vaters eingeführt, fallen aber nicht bloß durch ihre zu große Ausdehnung aus dem Rahmen der Entwicklung heraus. Grete Lenz wird Maschinenschreiberin, schließlich auch bei einem besseren Kolportageschriftsteller, ergreift mit festen Händen überhaupt jede Gelegenheit zum anständigen Erwerb, opfert ihre junge Liebe, um nicht zu versinken, und fällt endlich einem abenteuernden Mädchenjäger in die Hände, dem sie aber doch zu guterletzt, trotz seiner 207 Verhältnisse, von denen sein Notizbuch strotzt, entschlüpft.

Ob Heinrich Sohnrey wirklich ein naiver Bericht vorgelegen hat, und wieviel, wenn dies der Fall war, davon benutzt wurde, geht aus der Darstellung nicht deutlich hervor. Er wird es sich also selbst zuschreiben müssen, wenn man ihn auch für die Schwächen der Geschichte verantwortlich macht. Eine Kunstleistung ist das Buch durchaus nicht. Doch es steckt nicht wenig dichterisch Geschautes und tiefe menschliche Herzlichkeit darin. Das, was Elisabeth Kött fehlt, besitzt Grete Lenz im reichsten Maße, es ist das, was man niemals im Übermaß besitzen kann, die schlichte, innere Wärme, die ohne großen künstlichen Aufwand von Herz zu Herzen fließt. Dieses tapfere, kluge, herzhafte Großstadtkind, das sich mit dem Leben herumschlägt und am Ende siegt, wird man lieb haben müssen. Es ist das Großstadt-Friedesinchen, wie es Sohnrey der Dörfler sieht.

Auch Wilhelm Scharrelmann nimmt in seinem bei Alfred Janßen in Hamburg erschienenen Schulmeisterroman „Michael Dorn" das Leben nur von der ernsten Seite. Er hat damit ein festes und rückgratsteifes Tendenzbuch geschrieben und ihm als Motto den Goetheschen Spruch vorangesetzt: „Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten". Das Schicksal des Landlehrers, das sich an der Ecke der geistlichen Schulaufsicht seinen Knacks wegholt, ist in der Literatur nicht mehr neu. Scharrelmann vermag dieses Problem tiefer zu fassen, weil er es nur nach der religiösen Richtung hin verfolgt. So bekommt sein Held eine prachtvolle Dickschädeligkeit. Auch lebt in ihm das Gefühl der Rache gegen die Geistlichkeit, die seinem Vater noch im hohen Alter zu einer empfindlichen Strafversetzung verholfen hat. Immer ist es die abweichende religiöse Auffassung, die ihm die pfäffische Unduldsamkeit auf den Hals hetzt. So verliert er endlich nach kurzer, glücklicher Ehezeit seine Stellung. Er kommt nach Bremen, weil ihm die Großstadt zahlreichere Erwerbsquellen zu bieten vermag. Doch seine rechthaberische Dornigkeit und das krampfhafte Festhalten an seiner innersten Überzeugung entblößt ihn allmählich von allen Existenzmitteln. Bis sich endlich seine Frau von ihm trennt, um auf eigene Faust als Erzieherin den Kampf ums Leben zu wagen.



Hier verliert die Entwicklung des Helden, die bis dahin in lobenswerter Straffheit dargestellt worden ist, plötzlich den Boden unter den Füßen. Nicht nur dem Helden selbst bleibt seine innere Unrast ein Rätsel, auch der Verfasser scheint sich darüber nicht ins klare gekommen zu sein. Er wollte vielleicht so etwas wie einen modernen Propheten aus ihm machen. Aber dafür ist Michael Dorn zu schmächtig angelegt. Obschon er in Hamburg bei den Sozialisten und in Berlin bei den Theosophen und ähnlichen Weltverbesserern in die Lehre geht, vermag er sich doch nicht zur inneren Läuterung durchzuringen. Zuletzt will er seine Ideen in einem Buche niederlegen. Also auch hier der befreiende Ausweg in die reine Sphäre der Kunst! Nach 400 Seiten aber sagt er selbst halb entschuldigend: „Alles nur Pläne und vorläufige Aufzeichnungen, aber ich glaube, ein Buch wie dieses ist für unsere Zeit wenigstens noch nicht geschrieben ... Es soll kein Roman werden, nichts Erdichtetes oder Gefärbtes. Ich will meinen innerlichen Aufstieg, die Befreiung, die in mir eingesetzt hat, zur Darstellung bringen ... Es ist ja beinahe unmöglich — —." Und so endet dieses Buch mit einem unklaren Akkord, dessen Auflösung man schmerzlich vermißt.

Interessant ist der Einblick in die freireligiösen Kreise Bremens, die sich um Albert Kalthoff gebildet haben, den der Verfasser, verwunderlich genug, ohne Decknamen einführt. Am wertvollsten sind die Erlebnisse aus der Kinderzeit dargestellt. Ebenso geben die Schilderungen der Seminarjahre, die durch eine abenteuerliche Flucht für kurze Zeit unterbrochen werden, ein Zeugnis von der Kunstkraft des Dichters. Auch weiterhin vermittelt das Buch persönlich geschaute Bilder und feine Beobachtungen. Der Lehrerroman, der dem Verfasser vielleicht vorgeschwebt hat, ist „Michael Dorn" aber nicht geworden. Dazu versteift sich Scharrelmann zu stark auf die rein religiösen Motive, die als solche eigentlich außerhalb der Debatte stehen bleiben sollten, und berücksichtigt zu wenig das nur pädagogische Problem, dessen Lösung heute mehr als jemals im argen liegt. Und es wird damit nicht eher besser werden, als bis die Erkenntnis, daß die Schule Menschen zu erziehen und keine Staatsbürger zu züchten hat, auch in die dafür leider noch immer maßgebenden Kreise gedrungen ist.

Dagegen ist Hermann Löns' Bauernroman aus der Lüneburger Heide, den Adolf Sponholtz in Hannover herausgegeben hat, ein Buch, über das man eine volle Schale des Lobes ausgießen darf. „Der letzte Hansbur", Johannes Gotthard Hehlmann, mit reicher Erbschaft an Bodenwerten und wilden Trieben kämpft darin einen schweren, aber schließlich siegreichen Kampf gegen sich selbst. Mit wuchtigen Tritten, wie er selbst über seiner Väter Grund stampft, schreitet die festgefügte Darstellung einher, in kräftigen Hauptsätzen, die den Nagel stets auf den Kopf treffen, und ohne zerfasernde, psychologische Haarspalterei. Göde Hehlmann wird mit einem Beifinger geboren, entwickelt sich zu einem kräftigen Jungen, übernimmt das Erbe seiner Väter, liebt Meta, heiratet eine andere, gerät darüber aus dem Gleise und findet sich erst nach schwerem Ringen zu seiner Liebe und zu sich selber zurück. Im Frieden scheidet er, der letzte Hansbur, von dem Hofe, den er seinem Schwiegersohn überlassen muß, da ihm männliche Erben versagt worden sind.

Dieser Roman ist mehr als eine einfache Bauerngeschichte. Es ist vielmehr das Testament einer dem Tode geweihten ländlichen Kultur. Auch der Hansbur muß sich schon mit den landschaftsverderblichen Einflüssen der neuen Zeit herumschlagen. Seine Nachkommen werden ihr mit Leib und Seele verfallen. Eine leise Wehmut durchzieht die ganze Darstellung, und auch ein näheres Betrachten der Form löst wehmütige Empfindungen aus. Dieser bis hinein in die feinsten Spitzen rein niederdeutsch empfundene Roman mußte hochdeutsch geschrieben werden. Sogar die Dialoge vermeiden den Heimatdialekt. Und das mit vollem Recht. Dafür aber sucht der Verfasser alles zu retten, was noch zu retten ist. Die niederdeutschen Vokabeln häufen sich in seiner Darstellung, und drei Seiten Erläuterungen, die er seinem Werke anhängt, geben nichts als Worterklärungen. Dies wäre jedoch kaum nötig gewesen, denn Hermann Löns' Kunst ist groß genug, das Verständnis dieser ins Hochdeutsche hinüber geretteten Wörter durch



Bauernkirmess
(Madrid, Prado)

D. Teniers d. J.

(Photographieverlag von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E.

die Diktion direkt zu vermitteln. Nichts aber beweist deutlicher die Assimilationskraft der hochdeutschen Sprache und ihre Überlegenheit gegenüber der plattdeutschen.

Nur in einer Hinsicht kann man dem Verfasser einen Vorwurf nicht ersparen, das ist die übertriebene Bedeutung, die er seinen jagdlichen Fachausdrücken beilegt. Denn was seinen beiden „bunten“ Büchern recht war, braucht diesem Haidjerroman noch lange nicht billig zu sein.

Das strikte Gegenteil von Hermann Löns ist Hans Brandenburg. Während jener mit Büchse und langen Schaftstiefeln durch die Heide streift, muß man diesen im Verdacht haben, daß er in Schwabing wohnt und seine Haare nicht militärisch gestutzt trägt. Nicht um das künstlerische Erfassen und Festhalten einer Landschaft und eines charakteristischen Volksstammes ist es ihm zu tun, sondern sein bei Georg Müller in München erschienenes Buch: „Chloe oder die Liebenden“ bringt das uralte Thema von den zwei Menschen. Die äußeren Vorgänge betrachtet der Verfasser als durchaus nebensächlich. Mit um so größerer Fertigkeit wühlt er sich aus einer meistenteils unglückseligen Stimmung in die andere, und der Manzanilladuft, der seiner Darstellung entströmt, muß Naturen, die sich für weniger kompliziert halten, stark auf die Nerven fallen. Und doch ist Hans Brandenburg ein Könner, und sein Stil zeigt persönliche Prägung. Auch lyrischer Schwung, der sich nicht selten bis zum Überschwang steigert, ist in ihm. Daß der von Chloe Geliebte ein junger Dichter ist, war die einzige Möglichkeit, diese Art der Stilisierung innerlich begründet erscheinen zu lassen. Sie haschen und fliehen einander, quälen und beglücken sich gegenseitig, bis die eigene seelische Haltlosigkeit sie für immer auseinander reißt. Und wenn der Dichter, um die gegenseitige Enttäuschung zu entschuldigen, mit den Worten schließt: „Chloe, es gibt nur das eine: das große ewige Alleinsein jedes Menschen“, so ist das ein schwächliches Vorbeidrücken an der Wahrheit, denn es gibt mehr als das, und diesem Mehr verdankt das Buch seine Entstehung.

Hans Brandenburg ist ein Werdender. Aber er scheint seine Entwicklung dadurch belasten zu wollen, daß er sich und sein Leben zu wichtig nimmt. Denn man geht wohl nicht fehl, wenn man sein Buch für eine persönliche Beichte hält.

Und bis zu der Höhe, von der Rudolf Huch herunterlacht, hat Hans Brandenburg noch einen weiten Weg. Möge er ihm nicht zu beschwerlich fallen!

Ewald Gerhard Seeliger



Bücher für die Jugend

Auf die Bedeutung des modernen Kinderbuches, d. h. des Buches für Kinder, für die Jugend, habe ich mehrfach im „Türmer“ hingewiesen. Ich beschränke mich darauf, in der diesjährigen Weihnachtsrevue die empfehlenswertesten Neuerscheinungen hervorzuheben, und sie in bezug auf ihren literarischen und künstlerischen Wert unter Berücksichtigung ihres besonderen Zweckes kurz zu charakterisieren. Da ist, wie seit einer Reihe von Jahren stets zu Weihnachten, auch diesmal der Nürnberger Verlag E. Nister mit einer Serie geschmackvoll und zweckentsprechend ausgestatteter Jugendschriften erschienen. Zu einem „unzerreißbaren“ Bilderbuch „So geht es in Schnutzelputzhäusel“ (Preis *M* 2.—), dessen sehr hübsche drastische Szenen aus dem Kinderleben von dem bekannten Maler Ad. Jöhnßen in Farben gezeichnet sind, hat der Lyriker Adolf Holst ansprechende und humorvolle Verse gedichtet. Eine mit schönen farbigen Bildern (von Artur A. Dixon) geschmückte Neuausgabe von Wilhelm Hauffs Märchen (für die Jugend ausgewählt von Dr. Hans Heller, Preis *M* 3.—) wird immer wieder willkommen sein. Mit besonderer Empfehlung aufmerksam machen möchte ich auf drei zierliche, reizend ausgestattete Bändchen (in gemeinsamem Karton Preis *M* 3.60) von Dr. Kurt Floericke

„Der kleine Botaniker in Busch und Wald — auf Wiese, Flur und Heide — in Garten und Feld“. In sehr gefälliger Form wird in diesen Bändchen eine anregende Anleitung zum Botanisieren und zur Behandlung der Pflanzen gegeben. Diese Anregungen sind in der Form einer fortlaufenden Erzählung gegeben, — ein kleines Kompendium voll Poesie, voll feiner Wissenschaft und besonders interessant durch die schönen Abbildungen unserer einheimischen Pflanzen. In der gleichen Art und Ausstattung war bereits früher eine kleine wunderhübsche „Zoologie“ desselben Verfassers in 5 Bändchen erschienen unter dem Titel „Der kleine Naturforscher“ und zwar „in Haus, Hof und Garten“, „in Flur und Feld“, „an Fluß und Teich“, „am Meeresstrand“ und „in Busch und Wald“, worin die Jugend in unterhaltendster Form gelehrt wird, auf Spaziergängen das Leben von allerlei Getier, Säugern, Vögeln, Amphibien, Fischen, Insekten, in freier Natur zu beobachten. Von Dr. Kurt Floericke stammen zwei weitere derartige Bücher her (in größerem Format), ebenso unterhaltsam wie lehrreich und interessant durch musterhaft naturgetreue farbige Abbildungen: „Die Schmetterlinge und Käfer unserer Heimat“ und „Die Kriechtiere, Lurche und Fische unserer Heimat“ (je ℳ 2.—).

Eine stattliche Reihe lustiger und farbenfrischer Bilderbücher gibt der ebenfalls bekannte Verlag Gustav Weise, Stuttgart, heraus. Die Bücher sind fast alle hoch zu bewerten. Zwei „Unzerreißbare“, „Allerlei Bilder aus dem Tierleben“ (ℳ 2.50) und „Hotte, hotte Reiter“ (ℳ 3.—) — 18 künstlerische Bilder von J. Böhm, mit volkstümlichen Versen von Simrock, Hoffmann von Fallersleben u. a., in großem Format, hebe ich zunächst heraus. Die großen, frisch kolorierten Bilder, behandelnd Szenen aus dem Tierleben, Kinder beim Spiel untereinander — oft sehr drollige Motive — sind für allerkleinste Kinder sehr zu empfehlen. Für die nächsten Jahrgänge kommen dann die „Drolligen Bilder für kleine Leute“ und „Das Zwergenbilderbuch“, beide von Reinhold Hansche gezeichnet und gedichtet (je ℳ 1.50), in Frage. Die Bilder sind dementsprechend verständiger und in der Szenerie, in den Motiven reicher. Auch hier erfreut eine nicht übertriebene Farbenfrische. Sehr geschmackvoll präsentiert sich „Kinder. Ein buntes Buch in Wort und Bild, das unsern lieben Kleinen gilt“, von Marianne Frimberger (ℳ 1.—). Die in originellen Farben gehaltenen und auf warmtonigem gelben Papier gedruckten Bilder stellen wiederum Szenen aus dem Leben des Kindes dar, die poetisch komponierten Szenen wirken wirklich künstlerisch fein und vornehm. — In „Weises Märchenbücherei“ ist eine ganze Anzahl neuer Bändchen (à 30 ₰) erschienen, ich nenne davon: „Der Wolf und die sieben Geißlein“, „Der Froschkönig“, „Die Gänsemagd“, „Der kleine Däumling“, „Hans im Glück“, „Tischlein deck dich“. Diese Serie erinnert mich an die schönen alten Märchenbücher aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die mit farbigen holzschnittartigen, oft sehr originellen Bildern geschmückt waren. Auch diese Märchen des Weiseschen Verlags wirken künstlerisch eigenartig und intim durch farbige Holzschnitte, in denen fast immer das Motiv in neuer Auffassung erscheint (vgl. z. B. die außerordentlich komisch — im besten Sinne komisch und gemütvoll wirkenden Bilder zu dem Märchen: „Der Wolf und die sieben Geißlein“ oder zu „Tischlein deck dich“). Diese Bücher sind prächtige Beigaben für den Weihnachtsbüchertisch der Kinder, sie sind voll rechter deutscher Märchen- und Weihnachtsstimmung. Außerdem ist eine Reihe ansprechender und mit zum Teil gelungenen Illustrationen geschmückter Bücher für ältere Kinder erschienen: „Kleine Geschichten für kleine Leute“, von Henny Koch (ℳ 4.—); „Die Helden von Kreta“, von Franz Treller (ℳ 3.—); „Die Waldkinder“ (ℳ 3.—) und „Die nächste Pflicht“ (ℳ 2.40), von der bekannten Jugendschriftstellerin Berta Clément; „Jugendfreundschaft“ (ℳ 3.50), von Henriette Jägeler, und „Das letzte Jahr im Elternhaus“ (ℳ 3.—), von Agnes Hoffmann.

Der Verlag Jos. Scholz, Mainz, präsentiert zunächst ebenfalls ein paar unzerreiß-

bare Bilderbücher, die im Stile der bunten Malereien den bisher besprochenen gleichzustellen sind. „Mein Tierbilderbuch", von Eugen Oßwald, mit Versen von Adolf Holst (*M* 3.—) — der Künstler zeigt die Tiere mit vielem Humor in großen lebendigen Formen und kräftigen frischen Farben; ebenso frisch und drollig sind auch hier Holsts Verse —, „Dies und Das. Ein Bilderbuch für die Kleinsten", von Eugen Oßwald, mit Versen von Gustav Falke (*M* 3.—) — auch dies Buch mit seinen vielen farbigen und lebensvollen Bildern, mit seinen frohgemuten und oft komischen Versen, ist aus kindlichem Geiste heraus entstanden und in seiner Vielseitigkeit besonders zu empfehlen. — Für ältere Kinder ist dann eine Reihe von Märchen- und Liederbüchern bestimmt. Ich hebe hervor die mit originellen, farbigen und nichtfarbigen Zeichnungen geschmückten Märchenbücher: „Der Wolf und die sieben jungen Geißlein" (mit Bildern von Eugen Oßwald), „Brüderchen und Schwesterchen" (mit Bildern von Franz Müller-Münster) — jedes kostet *M* 1.—; „Die Wacht am Rhein" — Soldatenbilderbuch von Angelo Jank, 2 Bde. (jeder Bd. *M* 1.—) — wegen seiner sehr lebendigen und interessanten Bilder aus dem Soldatenleben besonders zu empfehlen; „Frohe Lieder", Gedichte von Friedrich Güll, mit frisch und stimmungsvoll empfundenen Bildern von Marie Hohneck (*M* 1.—); „Gute Lehren", Gedichte von Wilh. Hey, mit Bildern von dem vortrefflichen Fr. Müller-Münster. — Für die reifere Jugend gibt der verdienstvolle Verlag neu heraus den zweiten Band des „Deutschen Jugendbuches" — eine geschmackvoll zusammengestellte Auswahl von Dichtungen älterer und neuerer Poeten, von Erzählungen, Rätseln, Sprüchen usw. Es sind hier u. a. vertreten Gustav Falke, Leo Sternberg, Wilhelm Kotzde, Ernst Zahn neben älteren Dichtern wie Robert Reinick, Hoffmann von Fallersleben, Chamisso. Auch belehrende Artikel (Alexander v. Humboldt: „Das nächtliche Leben im Urwald" u. a.) enthält das unterhaltsame, mit schwarzen und bunten Bildern ausgestattete Buch (Preis *M* 3.—). In der Sammlung „Mainzer Volks- und Jugendbücher", die sich durch besonders gediegene und geschmackvolle Ausstattung auszeichnet, sind folgende vortreffliche Erzählungen neu erschienen: „Die Geschichte des Stabstrompeters Kostmann, nach seinen Aufzeichnungen dargestellt von Wilh. Kotzde, „Peter Lyng, der Lickendeeler von Sylt", von Wilh. Lobsien und „Klaus Bärlappe, Wie einer das Fürchten verlernte", von Gustav Falke (Preis je *M* 3.—).

Als ein ähnliches Unternehmen wie das zuletzt angezeigte stellt sich auch die Serie „Lebensbücher der Jugend" des Verlages George Westermann, Braunschweig, dar. Herausgeber ist der bekannte Redakteur von Westermanns Monatsheften, Dr. Friedrich Düsel. Der Gesamttitel dieser neuen und ausgezeichnet ausgewählten Jugendschriften-Bibliothek will mehr als ein Schlagwort, er will ein Versprechen, ein Programm bedeuten. Alles, was sich in dieser Sammlung an bewährtem Alten und an gutem Neuen zusammenfindet, das soll nicht etwa bloß zur oberflächlichen Unterhaltung in flüchtiger Stunde dienen, es soll vielmehr unsrer Jugend, den Knaben wie den Mädchen, sittliche und künstlerische Werte vermitteln, die über die Tage der Kindheit hinaus auch für das künftige Leben noch etwas bedeuten. Dagegen liegen moralisierende Tendenzen diesen echten und in ihrer Idee hoch gestimmten Lebensbüchern fern. Mir gefällt es so sehr, daß auch unsere ernstesten modernen Dichter hier zu Worte kommen sollen. So finde ich bereits unter den bisher veröffentlichten Bänden ein Buch von Albert Geiger, einem unserer gediegensten und vornehmsten Erzähler. Ich möchte dieses tief gestimmte Buch: „Roman Werners Jugend und andre Erzählungen" (mit Buchschmuck und Vignetten von Hellmut Eichrodt, Preis *M* 2.50) hier besonders für die reifere Jugend empfehlen, es enthält Lebensstimmungen aus der eigenen schweren Kindheit des Verfassers und ist wohl geeignet, Ideale zu erwecken und zu festigen, Charaktere zu bilden und zu fördern. Daneben finde ich in dieser vortrefflichen Sammlung bewährte ältere Erzählungen, so Erckmann-Chatrian „Geschichte eines

Soldaten aus dem Jahre 1813“ (aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig, mit schwarzen und farbigen Illustrationen von Alexander Wilke); Daniel Defoes unsterblichen „Robinson Crusoe“ (übersetzt von Eugenie Stein, mit Bildern von Hans Röhm — diese holzschnittartigen Illustrationen scheinen mir sehr beachtenswert zu sein); das vortreffliche Kinder- und Erziehungsbuch: „Die Wasserkinder“ von Charles Kingsley, dem Dichter und Sozialreformer (Schüler des großen Carlyle), ebenfalls mit prächtigen Bildern von Hugo Krayn (übersetzt von Eugenie Hoffmann); ferner Thackerays Märchenspiel für große und kleine Kinder: „Rose und Ring oder die Geschichte von den beiden Prinzen Giglio und Bulbo“ — eine reizende poetische Kindergeschichte mit Thackerays eigenen drolligen Zeichnungen (übersetzt von N. J. Scheu). Besonders aufmerksam machen aber möchte ich auf den Band „Die Königin“ (Luise) von Theodor Rhetwisch. Rhetwisch, ebenfalls ein Schüler Carlyles, des Historikers, ist ein außerordentlich fesselnder Erzähler. Ich habe diese schöne, liebevoll und doch kritisch geschriebene Biographie der Königin Luise mit ganzem Interesse gelesen, ich muß gestehen, daß mich selten ein Buch über die Königin so gefesselt hat wie dieses. Endlich ist in der Sammlung auch ein gutes Buch über den Grafen Zeppelin (von Georg Biedenkapp) und ein Tierbuch (Märchen, Sagen, Fabeln, Geschichten, Schilderungen aus dem Reiche der Tiere) von Martin Braeß (beide illustriert) erschienen. Jeder Band der geschmackvoll ausgestatteten Serie kostet ℳ 2.50.

Auch der Verlag Hermann & Friedrich Schaffstein (Köln a. Rh.) gibt eine ähnliche Sammlung „Schaffsteins Volksbücher“ heraus; neu erschienen sind jetzt in diesem erfreulichen und empfehlenswerten Unternehmen folgende sehr geschmackvoll ausgestattete Bände: „Denn die Elemente hassen ...“ Seegeschichten von Mügge, Poe, Heinrich Smidt; „Aus den deutschen Volksbüchern“: „Der arme Heinrich“ und „Flor und Blankflor“— die bekannten mittelalterlichen, hochpoetischen und sinnvollen Erzählungen; „Der gehörnte Siegfried“ und „Wigoleis vom Rade“ — diese für die Jugend sorgsam neuredigierten Heldengeschichten waren immer beliebt, sind immer willkommen —; „Georg Kresse, der Bauerngeneral“, Eine Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege, nach alten Akten und Überlieferungen erzählt von Otto Behr und die bekannte interessante Erzählung „Die Schiffbrüchigen auf der Hallig“ von Biernatzki. (Jedes dieser Bücher kostet ℳ 1.— bzw. ℳ 1.30.) — Außerdem erscheint neu in diesem Verlage eine originelle Erzählung: „Das Schneekind“. Eine erlebte Geschichte mit Bildern nach dem Leben, von Josephine Diebitsch Peary, aus dem Englischen von Franziska Boas. Das sehr unterhaltsame Buch erzählt von den Erlebnissen eines Findelkindes hoch im Norden in den Schnee- und Eisregionen des Polarkreises bei den Eskimos usw. Auf die interessanten Bilder, darstellend Polargegenden und Naturstimmungen, das Kind selbst in vielen Situationen usw., mache ich besonders aufmerksam.

Auch der bekannte Münchener Verlag der Jugendblätter ist mit einer Reihe reizvoller Neuerscheinungen auf dem Plane; ich hebe hervor ein sehr originell mit bunten Bildern ausgestattetes zierliches Bändchen: „Schöne alte Kinderreime“ (ausgew. von Heinrich Wolgast), ferner ein andres ganz besonders anzuerkennendes Büchlein „Geschichten und Lieder“ mit Bildern von Franz Pocci (Auswahl), das allen Freunden dieses einzigartigen Kinderdichters, auch wegen seiner drolligen Zeichnungen, und allen Kindern hochwillkommen sein wird. Ebenso empfehle ich „Schöne alte Singspiele“, aus Kindermund gesammelt von Wilhelm Lehnhoff, mit farbigen Bildern von J. Mauder, ferner das „Elementar-Laboratorium“, eine Anleitung zur billigsten Herstellung von Apparaten aus dem Gebiet der Naturkunde in schematischer und perspektivischer Darstellung mit erläuterndem Text von Raymund Fischer, mit einem Begleitwort von Schulrat Dr. Kerschensteiner (Preis geb. ℳ 4.—), geradezu

ein Lebensbuch für Knaben, das hohe praktische Ziele weist. Für kleine Kinder ist bestimmt: „Münchener Leben, ein lustiges Bilder- und Malbuch". Ebenso seien wie im Vorjahr „Kochs Formbogen" empfohlen. Bogen zum Ausschneiden und Zusammenkleben, enthaltend Möbel, Häuser, Geräte, — ich weiß aus eigner Erfahrung, wie gern Kinder sich mit diesen liebevoll zusammengestellten Mustern beschäftigen. Aus der Sammlung: „Die Bücher der deutschen Jugend" empfehle ich besonders: „Grimms Märchen" und „Grimms Sagen". — Später als die eben besprochenen Bücher ging desselben Verlages „Kaulbach-Güll Bilderbuch" zu, eine Auswahl aus Friedrich Gülls „Kinderheimat" mit Bildern von Hermann Kaulbach, herausgegeben vom Bezirkslehrerverein München. (Preis ℳ 4.50). Diesem Buche möchte ich doch den Preis zuerkennen. Kaulbach hat die Gedichte seines Lehrers Güll mit ganz prächtigen Zeichnungen und farbigen Bildern geschmückt; die meisten dieser Bilder hat er in hohem Alter, viele im letzten Lebensjahr hergestellt, was dem ganzen Werke eine rührende Weihe gibt. Diese Zeichnungen — drollige, frische Kinderporträts und Kinderszenen zumeist — sind in der Tat Kunstwerke von hohem und bleibendem Werte.

Von Einzelerscheinungen, die für die Jugend, aber auch für Erwachsene bestimmt sind, möchte ich die apart ausgestattete Neuausgabe der Grimmschen Märchen, die der Insel-Verlag, Leipzig, veranstaltet hat, besonders hervorheben. Die zweibändige Neuausgabe — mir liegt die in rotem Leinen gebundene vor, die ℳ 10.— kostet — ist wiederum ein Meisterwerk der vornehmen und feinen Buchausstattungskunst. Das Werk ist in der schönen, individuellen Ungerschrift gehalten, grüne Initialen erfreuen das Auge. Die künstlerische Ausstattung besorgte Karl Weidemeyer-Worpswede. Es ist übrigens eine vollständige Ausgabe der köstlichen Märchen (mit Wilhelm Grimms Brief an Bettina von Arnim als Vorwort).

Nachträglich sind mir noch zugegangen folgende empfehlenswerte Bücher verschiedener Art. „Dideldumdei" nennt sich ein Bilderbuch mit z. T. sehr feinen stimmungsvollen und drolligen farbigen Illustrationen von Hans von Volkmann — ich erwähne die schönen Bilder Bauer und Hase, Knabe geht im Winter zur Schule, Kind und Katze —, sie sind wirklich ungemein fein und poetisch empfunden und voll der ganzen kinderseligen Stimmung. Albert Sergel hat nette Verse dazu gedichtet. Das Buch ist erschienen in Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung, Reutlingen. — Der den Lesern des „Türmers" wohlbekannte Kunstmaler L. Fahrenkrog hat ein Märchenbuch, das Juliane Richarde Peter und Aurelie Obermayer-Wallner herausgegeben — „Der Märchenkessel" genannt —, mit phantasievollen und in den Farben prächtig und zart abgestimmten, z. T. großzügig empfundenen Bildern geschmückt. Ebenso anmutig erzählt wie sinnvoll erdacht sind die Märchen der beiden Herausgeberinnen. Das Buch ist im Cl. Attenkoferschen Verlag, Straubing, erschienen. — Ferner liegen mir noch eine Reihe spannend erzählter und belehrender Erzählungen vor: Herzog Wittekind. Nach alten Volkssagen erzählt von Wilhelm Kotzde. Mit 55 ein- und mehrfarbigen Text- und Vollbildern von Professor Ernst Liebermann (Verlag Enßlin & Laiblin, Reutlingen, Preis geb. ℳ 3.—). Ohne Frage ist die Heldengestalt des Sachsenherzogs Wittekind eine der interessantesten des frühen Mittelalters. Kotzde ist es wohl gelungen, diesen tragischen Helden und seine nicht weniger interessante Zeit mit feinem Nachempfinden lebendig darzustellen. Das Buch ist augenscheinlich eines der besten und unbefangensten, dichterisch wertvollsten seiner Art. — Einige wertvolle Erzählungen sind auch neu im Verlage von J. P. Bachem, Köln, erschienen: „Robert von Saverny", Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge von Friedr. Hollmut, mit Bildern von H. R. Heinmann; „Der letzte Richter", kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Böhmerwalde von Anton Schott, mit Bildern von Fritz Bergen; „Der Sieger", historische Erzählung von Gerhard Hennes, mit vier Bildern von Franz Müller-Münster; „Der letzte der Langobardenkönige" von Ad. Jos. Cüppers, mit Bildern von Franz Müller-Münster. Jedes der auch äußerlich hübsch aus-

gestatteten Bücher kostet geb. ℳ 3.—. Ferner in demselben Verlage eine Auswahl klassischer Erzählungen für die reifere weibliche Jugend, unter dem Titel „Mädchenerzählungen deutscher Dichter", gesammelt und mit einer literarischen Einleitung versehen von Elise Kronberg, mit Bildern von H. W. Brockmann (ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50), und 4 neue Bändchen von Bachems Volks- und Jugend-Erzählungen (ebenfalls mit Bildern), darunter zwei hübsche von Laurenz Riesgen besorgte Auswahlbändchen von Märchen neuerer und neuster deutscher Dichter (Arndt, Eichendorff, Novalis, Tieck, Wieland, Kerner, Mosen, Reinick, Handel-Mazzetti, Wilh. Fischer-Gra; u. a.).

Im Anschluß an diese Buchbesprechungen möchte ich noch auf ein Unternehmen aufmerksam machen, das ganz dem Kinde und seiner Freude, seiner Phantasie gewidmet ist. Ich meine die „Hessischen Spielsachen", hergestellt in den Werkstätten von Professor Sutter, Burg Breuberg bei Höchst-Neustadt im Odenwald. Mir liegt der illustrierte Katalog vor, der viele interessante Nummern enthält. Die Spielsachen zeichnen sich vor anderen durch den originellen künstlerischen Stil aus, der ihnen allen, Figuren, Tieren, Häusern, Wagen usw., eigen ist. Sie zeigen einen individuellen Charakter, durch den sie viel lebendiger und, ich möchte sagen, anheimelnder, beseelter wirken. Jeder Erwachsene hat daran seine Freude, wie viel mehr dann ein Kind. Ich nenne aus der großen Masse der reizenden Spielsachen die großen Tiere, die Menagerie mit Wagen, mit Tierbändiger und Clown, die überaus drollige Schweineherde, die Gänseherde, das Rollfuhrwerk und das Bierfuhrwerk, den Planwagen mit Geschirr, die Artillerie, die Arche Noah, Karussel und vor allem die 1 m hohen Ritterburgen mit Kaufmannszug und Raubrittern.

Hans Benzmann

* * *

Der Verlag Löwe-Stuttgart bringt auch in diesem Jahre wieder allerlei Gutes und Erfreuliches für unserer Kinder Weihnachtstisch. Von älteren Büchern finden wir hier die Heyschen Fabeln mit den Speckterschen Bildern in einer besonders hübschen und handlichen Neuausgabe, dann einen Auswahlband Grimmscher Märchen mit schönen Farbdruckbildern nach Aquarellen von Willy Plank. In einem Band deutscher „Sagen und Geschichten" gibt J. Baß gesunde Kost für unsere Jugend. Für unsere Kleinen ist da ein feines Buntbilderbuch: „Das lustige Jahr" von Ernst und Ilse Schur. Der deutsche Lehrer- und Schriftstellerbund veröffentlicht, ebenfalls bei Löwe, einen Sammelband von Geschichten und Versen „All-Deutschlands Jugend", der in Wort und Bild durchweg Gutes bietet. Für unsere heranwachsenden Söhne bringt der Verlag ein paar neue Bücher: „Kapitain Kiene", eine Seegeschichte von Paysen-Petersen und „Dreißig Jahre in der Fremdenlegion" von C. P. Roland, — für unsere Töchter einen hübsch ausgestatteten Band: „Deutsche Frauengestalten" von Amanda Sonnenfels.

Alfred Hahns Verlag in Leipzig bringt wieder eins der bunten, lustigen Bilderbücher von Gertrud und Walter Caspari: „Frühling, Frühling überall", das wie die früher erschienenen Bände „Kinderhumor für Auge und Ohr", „Kinderland, du Zauberland", „Lustiges Kleinkinderbuch" einen Ehrenplatz unter dem Weihnachtsbaum und in unsern Kinderstuben verdient. Auch wieder ein „Unerreichbares": „König ist unser Kind" von Gertrud Caspari, mit hübschen Versen in Schreibschrift von Ad. Holst (Preis ℳ 2.80). Verse und Geschichten für unsere Kleinen mit Silhouettenschmuck gibt Alice Freiin von Gaudy in „Aus Kinderreich und Elfenland". Unsere Buben werden Karl Ferdinands lustige Versgeschichte: „Graf Allotria" mit den famosen Buntbildern von Else Rehm-Victor sicher lieben und bewundern. Bei Hahn dann auch für die reifere Jugend und fürs Volk ein Band: „Aus der goldnen Schmiede" — Geschichten, erzählt von Dichtern unserer Zeit, darin Erzählungen von Caspari, Frenssen, Schmitthenner und anderen.

Ganz besonders Gutes und Originelles an Jugendlektüre finden wir im Verlag Etzoldt & Comp., München. Es war ein guter Gedanke, die Verse und Bilder des Grafen Pocci in einer billigen, hübschen Neuausgabe und guter Auswahl zugänglich zu machen. Die zwei Bände mit seinen Märchen, Liedern, Kasperliaden und Schattenspielen bieten unsern Kindern eine Fülle von Lustigem, Anmutigem, Phantastischem. Allerbestes gibt der Verlag auch mit den Jugendschriften der A. Gjems-Selmer. Ihr Buch „Die Doktorsfamilie im hohen Norden" ist hoffentlich schon in vielen Kinderhänden. Ebensosehr zu empfehlen ist „Als Mutter klein war" und „Damals", letzteres allerdings keine Kinderlektüre, aber ein Buch für alle Mütter und ihre erwachsenen Töchter.

Ganz anderes, doch in seiner Art ebenso Gutes und Eigenartiges gibt eine andere Norwegerin, Nanny Hammarström, in ihren Büchern, die ebenfalls bei Etzoldt erschienen sind: „Frau Frosch" und „Die Abenteuer zweier Ameisen". Ich kenne keine deutschen Bücher, die unsere Kinder in so anziehender, leichtverständlicher, lustiger und origineller Art in die Wunder des Tier- und Pflanzenlebens einführen. Die feinen Randillustrationen vermehren die Anschaulichkeit. Diese Bücher sind warm zu empfehlen und werden sicher Eltern und Kinder zu verständnisvoller Freude an der Natur und zu eigenen Beobachtungen anregen.

Klara Prieß

* * *

Zu guter Letzt treffen noch aus dem Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig, zwei gute Jugendbücher ein: für Knaben eine spannende Rittergeschichte „Helden vom Stegreif" von Karl Henkelmann (mit 8 farbigen Vollbildern von Prof. Hans W. Schmidt; ℳ 4.—), worin die letzten Tage der Burg Tannenburg im Odenwalde und deren Eroberung durch Pfalzgraf Ruprecht bei Rhein mit Hilfe der von der Stadt Frankfurt a. M. gestellten ersten großen „Donnerbüchse" höchst eindrucksvoll erzählt werden. Für Mädchen eine romantische Erzählung des berühmten englisch-amerikanischen Romanschriftstellers Francis Marion Crawford „Arethusa, die Sklavin von Byzanz", für die weibliche Jugend einwandfrei bearbeitet von A. Helms (mit 16 Bildern von Demain-Hammond, die der englischen Originalausgabe entnommen sind; ℳ 4.50). Beide Bücher in einem Prachtbande, der sie für Geschenkzwecke besonders geeignet macht. — Endlich sei noch ein Bilderbuch des Voigtländerschen Verlags, Leipzig, aufs wärmste empfohlen: Großstadtbilderbuch, herausgegeben im Auftrage der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung zu Hamburg von Sophus Hansen, das auf 16 großen, buntbewegten Tafeln ohne Text das Leben und Treiben der Großstadt, soweit es dem Kinde Interesse abgewinnen soll, gar köstlich vorführt, so auch dem Großstadtkinde die Liebe und den offenen Sinn für seine eigene engere Heimat weckend und belebend. Echt kindertümlich hat der Maler darauf Bedacht genommen, daß auf jedem Bilde recht viel geschieht, eine ganze Anzahl von Einzelvorgängen sich zu einer Gesamtheit zusammenschließen, die einzelnen Dinge, Tiere und Menschen sich zu einer vielgestalteten, lebensvollen Handlung fügen. Dabei liegt die Komik, soweit sie hineinspielt, im Stoff, nicht in der Zeichnung, denn das Kind will keine Karikaturen sehen, sondern unverfälschtes Leben.

* * *

Ein Jugendbuch im allerbesten Sinne, wenn auch ebensosehr ein Buch für Erwachsene, ist die soeben von R. Voigtländers Verlag, Leipzig, herausgegebene „kleine" Ausgabe der beiden ausgezeichneten Werke des bekannten Jägers und Afrikaforschers Prof. C. G. Schillings, deren Titel in einen zusammengezogen „Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Eleléscho" nun lautet. Der „Eleléscho" ist der charakteristische, baumartige Strauch, der im Masaigebiet in Ostafrika ganze Höhenzüge mit seinen silbrigen Blättern bedeckt und die Luft weit und breit mit seinem würzigen Duft derart erfüllt, daß er sich sogar dem Trink-

wasser an den Lagerplätzen mitteilt und Tee, Kaffee, Kakao nach ihm schmecken. Er gibt der Landschaft das eigenartige Gepräge, wie etwa Buche oder Föhre oder Heidekraut und Ginster bei uns. Masaimädchen und -Krieger schmücken sich mit ihm seines starken Duftes wegen. Was nun Schillings auf seinen großen afrikanischen Jägerfahrten erlebt und erlegt und mit der Feder wie mit der Kamera als meisterhafter Momentphotograph in prachtvollen Bildern festzuhalten verstanden hat, das hat er in seinen beiden großen Reisewerken, „Mit Blitzlicht und Büchse, neue Beobachtungen und Erlebnisse inmitten der Tierwelt“, und dem ein Jahr später (1906) erschienenen „Im Zauber des Eleléscho“, niedergelegt, Büchern, die trotz des Preises von je 14 ℳ bald zu den verbreitetsten ihrer Art gehörten. Daß dennoch das Bedürfnis nach einer billigeren Ausgabe laut und dem auch von Verfasser und Verleger Rechnung getragen wurde, ist ein erfreulicher Beweis dafür, mit wie starkem Interesse man sich wieder guten Reisewerken, Schilderungen von fremder Menschen und Länder Art zuwendet. Viel mag dazu, abgesehen davon, daß durch unsere überseeischen Kolonien unsere Teilnahme an fernen Zonen und Völkern überhaupt einen neuen Anstoß erhalten hat, auch die Vervollkommnung der photographischen Kunst beigetragen haben, die es ermöglicht, solche Bücher mit einer Fülle von Illustrationsmaterial von bisher unerreichter Naturtreue und Anschaulichkeit auszustatten. Z. B. hat Schillings ganz neue Wege einzuschlagen verstanden, um in geradezu erstaunlichen Tag- und Nachtaufnahmen die Tierwelt, selbst die wildeste, Löwen, Leoparden, Hyänen, Nilpferde, Elefanten, Krokodile, Zebras, Giraffen, Gazellen, Antilopen usw., desgleichen Vögel im Fluge, in voller Freiheit, auf ihren heimlichsten Jagd- und Raubzügen vor die photographische Platte zu bekommen. Das ist nicht zuletzt ein Hauptreiz der Schillingsschen Bücher. Und in dem „kleinen“ Schillings, der nur 5 ℳ kostet (geb. ℳ 6.50), sind bei 512 Seiten Text in Gr. 8⁰ 83 der besten jener Bildurkunden enthalten. Freilich ist Schillings, der Lichtbildner, Jäger und Zoologe, auch ein Meister der Feder, der seine Jagdfahrten und die dabei so scharf beobachtete Tierwelt außerordentlich fesselnd zu schildern und die gewonnenen landschaftlichen Eindrücke mit unvergleichlichem Reiz lebendig zu machen versteht.

Was alles dem naturliebenden und naturkundlich geschulten Photographen heutzutage möglich ist, das zeigt ein bei Paul Parey in Berlin erscheinendes Lieferungswerk: Natur-Urkunden, biologisch erläuterte photographische Aufnahmen frei lebender Tiere und Pflanzen von Georg E. F. Schulz. Von den 8 vorliegenden Heften à 1 ℳ sind 2 den Vögeln, eines den Insekten, die andern den Pflanzen (darunter je ein Heft Frühlingspflanzen, Pilze, Alpenpflanzen) gewidmet. Jedes enthält nebst einem Bogen Text 20 Bildertafeln, die in der Tat zum Vollkommensten gehören, was Naturaufnahmen leisten können. Alle Retusche ist streng vermieden, es ist alles unverfälschte, urwüchsigste Natur, ob wir Vögel wie Seeschwalbe, Sturmmöve, Austernfischer, Star, Storch, Hänfling, Regenpfeifer, Eisvogel usw. an oder auf ihrem Gelege, beim Brut- oder Fütterungsgeschäfte vorgeführt erhalten, oder bei sonst einer Gelegenheit, von der wir nicht begreifen, wie der Beobachter so nahe sich hat heranpirschen können, um derart intime photographische Aufnahmen zu machen, oder ob wir Schmetterlinge, Fliegen, Wespen, Raupen, Larven in ihrer mehr oder minder bewegten Tätigkeit sehen, oder Pilze und Blütenpflanzen, wie sie wirklich in der Natur dastehen auf ihrem eigensten Grunde im Waldesdickicht, Sumpf oder sonstwo. Wenn ein Werk geeignet ist, gerade auch die heranwachsende Jugend zur Liebe für die Natur und ihre Geschöpfe zu erziehen, so sind es diese mit Recht als „Natur-Urkunden“ bezeichneten Bildertafeln, die daher unter den Geschenkbüchern für die Jugend mit an erster Stelle stehen sollten.

Wer sich besonders für Insekten interessiert — und welcher Junge wäre nicht wenigstens Käfer- und Schmetterlingssammler! — der greife zu einer vom Kosmos, der bekannten „Gesellschaft der Naturfreunde“ (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart), herausgegebenen autorisierten Übersetzung von J. H. Fabre's „Souvenirs Entomologiques“, deren erste Reihe unter dem Titel „Bilder aus der Insektenwelt“, natürlich auch

mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet, zum Preise von 2 ℳ erschien. Fabre in Sérignan (Vaucluse), jetzt als 87jähriger der Nestor unter den lebenden Insektenforschern, ist schon von Darwin als ein „unvergleichlicher Beobachter“ anerkannt worden, und seine „Souvenirs“, die er im Untertitel als „Studien über den Instinkt und die Lebensgewohnheiten der Insekten“ — er sagt direkt „mœurs“, Sitten und Gebräuche — bezeichnet, sind das Erstaunlichste, was an subtiler, intimster Beobachtung und Schilderung des Insektenlebens bekannt geworden ist. Wie er diesen Tieren in all ihren Tätigkeiten gleichsam von der Wiege bis zum Grabe in jahrzehntelangen Studien auf die Spur gekommen ist, das ist geradezu verblüffend, und die Schilderungen lesen sich wie Kapitel aus dem Leben von ganz eigenen, besonderen Intelligenzen, die in ihrer Kleinwelt der menschlichen wohl ebenbürtig, nur eben so völlig anders geartet sind. Gerade auch zu diesem Werke sollte die reifere Jugend greifen.

Im Anschluß hieran sei auf eine frühere Gabe der Kosmos-Gesellschaft hingewiesen, die in ganz köstlicher, jung und alt gleich fesselnder Weise dartun will, daß „die Tiere Geschöpfe sind, deren Wünsche und Gefühle nur in der Art des Ausdrucks und des Wertes sich von den unseren unterscheiden“, daß sie deshalb „sicher auch Rechte und wir Verpflichtungen ihnen gegenüber haben“, eine Tatsache, die man endlich in der gebildeten Welt anzuerkennen beginne, nachdem sie schon von Moses ausgesprochen und vor zweitausend Jahren von Buddha gelehrt worden sei. Es ist dies das Buch des amerikanischen Naturforschers und Tiermalers Ernst Seton Thomson, „Wild animals I have known“ — „Tiere, die ich gekannt habe“, das die Kosmos-Gesellschaft in deutscher Bearbeitung unter dem Titel „Bingo und andere Tiergeschichten“ mit den zahlreichen Illustrationen des Verfassers deutschen Lesern zugänglich gemacht hat (Preis ℳ 4.80). Da werden die Lebensgeschichten der Hunde Bingo und Wully, der Krähe Silberfleck, des Hasen Zottelohr, des gigantischen Grauwolfes Lobo, des Fuchses Vixen, des Fasanen Rotkrause und des „Paßgängers“, eines neumexikanischen Mustangs (Wildpferdes) in musterhafter Weise erzählt, als handle es sich um Monographien menschlicher Helden. Wir verstehen, daß das prächtige Buch in Amerika in Hunderttausenden von Exemplaren Verbreitung hat finden können.

Sehr empfehlenswert sind ferner die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ von Dr. Paul Herre, und die „Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk“, herausgegeben von Konrad Höller und Georg Ulmer, beide im Verlage von Quelle & Meyer, Leipzig. In jener schmucke Leinwandbändchen für ℳ 1.25 (geheftet sogar nur ℳ 1.—), in dieser etwas stattlichere für ℳ 1.80. Dort ist neuerdings eine treffliche „Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt“ von Privatdozent Dr. C. Zimmer, hier eine zur Pflege der dankbarsten Zimmer- und Balkonpflanzen unter dem Titel „Häusliche Blumenpflege“ erschienen, beide mit zahlreichen erläuternden Bildern. Zur Beobachtung der Vogelwelt sei ferner ein schon in 5. vermehrter und verbesserter Auflage im selben Verlag erschienenes Buch „Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen, praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesange“, von Prof. Dr. A. Voigt, aufs wärmste empfohlen. Wer hätte nicht schon gewünscht, wenn er in Wald und Feld Vogelruf hörte, zu wissen, welch ein Sänger das war, dem sein Ohr soeben gelauscht. An der Hand dieses Buches kann er den Ruf oder Gesang, kurz alle charakteristischen Laute von nicht weniger als 254 Vogelarten unterscheiden lernen. Der gleiche Verlag hat auch eine vorzügliche, reich illustrierte „Einführung in die Biologie“ von Dr. Walther Schoenichen herausgebracht, die als Hilfsbuch für höhere Lehranstalten, sowie für den Selbstunterricht gedacht ist (geb. ℳ 2.60). — Für Weitervorgeschrittene bietet dann der Verlag J. F. Schreiber, Eßlingen, eine allgemeinverständliche Einführung in die Biologie von Dr. Kurt Thesing unter dem Titel „Biologische Streifzüge“, illustriert von Paul Flanderky (ℳ 6.—, geb. ℳ 7.—). Aus Vorträgen an den populärwissenschaftlichen Instituten der Berliner Urania und der Humboldtakademie hervorgegangen,

ist das Buch so flüssig in der Form, so klar und leichtverständlich gefaßt, daß nicht nur jeder Gebildete, sondern auch schon die reifere Jugend sich an der Hand dieses Werkes in die Geheimnisse des Lebens, in die Fragen der Entwicklungsgeschichte, Abstammungslehre, Vererbungstheorie usw. einführen lassen kann. Wer dann, angeregt, noch tiefer schürfen will, mag noch das Werk von Dr. Ernst Hentschel „Das Leben des Süßwassers“ dazu nehmen (Verlag von Ernst Reinhardt, München), das nicht bloß eine Schilderung der wesentlichen Tierformen unserer Binnengewässer und ihrer Lebensweise geben will, sondern zugleich durch den steten Hinweis auf die Einheit alles Lebendigen eine großzügige und dabei gemeinverständliche Lehre der Gesamtbiologie. Auf desselben Verlages Lieferungswerk „Vom Nebelfleck zum Menschen“, eine gemeinverständliche Entwicklungsgeschichte des Naturganzen nach den neuesten Forschungsergebnissen, von Dr. Ludwig Reinhardt (45 Lieferungen zu 75 ₰ oder 4 Bände mit über 1600 Illustrationen im Text und 30 Tafeln und Karten, zusammen ℳ 37.50 elegant gebunden) sei in diesem Zusammenhange nur kurz hingewiesen. Die vier Bände schildern die Geschichte, das Leben der Erde, die Geschichte des Lebens auf der Erde und die des Menschen und seiner Entwicklung von der Eiszeit in Europa bis zum Ende der Steinzeit. Bei aller Wissenschaftlichkeit ist das Werk stellenweise geradezu spannend geschrieben, so daß es in der Tat, wie der Verfasser hofft, geeignet ist, die Naturerkenntnis in den weitesten Kreisen des Volkes zu fördern.

Um auch Kindern von 8—12 Jahren schon etwas von der Urgeschichte der Menschheit beizubringen, hat R. Theuermeister ein hübsches Büchlein geschrieben: „Von Steinbeil und Urne“, Geschichten aus der Vorzeit (mit Buchschmuck von L. Becker. Verlag von Ernst Wunderlich, Leipzig, Preis ℳ 1.60, kart. 2 ℳ). Dies Buch, sagt der Verfasser, hätte ich nicht geschrieben, wenn mich die Kinder in der Schule nicht so oft gefragt hätten, wie wohl die allerersten Menschen in unserm Vaterlande ausgesehen haben und wie es denen ergangen ist. Und so erzählt er denn ganz, wie man Kindern Märchen erzählt, ohne alle Fremd- oder auch nur schwierigere deutsche Wörter, von Steinbeil und Urne, Pfeil und Bogen, Schild und Speer der wilden Urmenschen, wie sie den Hammer erfanden, das Töpfemachen, Wagen, Spaten und Pflug, was sie durch den bösen Winter und sonstige schlimme Not lernten, oder dem Frosch, der Spinne und anderen Geschöpfen abguckten, wie sie Getreide- und Hausbau lernten usw. Für Schüler reiferen Alters, auch für Schülerinnen, da alles anstößig Scheinende ausgeschaltet, hatte Prof. Dr. Otto Seemann eine Mythologie der Griechen und Römer unter stetem Hinweis auf die künstlerische Darstellung der Gottheit als Auszug aus seinem vor 5 Jahren erschienenen Werke „Götter und Heroen“ veröffentlicht. Es sollte die Behandlung der griechischen Mythologie auf unsern höhern Bildungsanstalten, namentlich auch nach der künstlerischen Seite, vertiefen. Das vom Verlage E. A. Seemann, Leipzig, glänzend ausgestattete Buch hatte schnell hintereinander vier Auflagen erlebt, bei der Bearbeitung der notwendig gewordenen fünften starb der Verfasser. Diese fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage ist nun in der Bearbeitung von Prof. Richard Engelmann soeben erschienen (mit 134 Abbildungen, geb. ℳ 4.50). Ein trefflicher Leitfaden für Schul- und Selbstunterricht.

Bei Gelegenheit des oben empfohlenen Werkes von Reinhardt über das Werden unseres Erdballs sei zugleich auf einige neuerschienene astronomische Bücher hingewiesen, die ebenfalls den Zweck und den Vorzug haben, in ganz populärer Weise in das Wissen vom Weltall einzuführen und somit in gewissem Sinne auch als Bücher für die Jugend in Anspruch genommen zu werden. Da ist zunächst eine ganz knapp gehaltene „Kleine Himmelskunde“ von Bruno Hermann (Verlag Röder & Schunke, Leipzig, Preis ℳ 1.25), die ihr Entstehen dem Wiedererscheinen des Halleyschen Kometen verdankt und daher auch in einem Anhang ein paar Seiten diesem Himmelsgebilde besonders widmet. Aber davon abgesehen, enthält es in leichtfaßlicher, möglichst voraussetzungsloser Darstellung das Wichtigste

aus der astronomischen Wissenschaft und kann daher gut als Vorstufe für das Studium eines umfassenderen Werkes dienen. Eine solche umfassende, aber auch ganz volkstümlich gehaltene Himmelskunde ist das Buch von Bruno Bürgel „Aus fernen Welten“ (Ullstein & Co., Berlin). Bürgel, als astronomischer Mitarbeiter der Ullsteinschen Blätter wohlbekannt, versteht es ganz ausgezeichnet, für Laien zu schreiben und ihnen nicht sowohl mit den mathematischen Formeln, Lehrsätzen und Beweisen zu kommen, um in die abstrakte Mechanik der Himmelskörper einzuführen, als vielmehr die Methoden der astronomischen Forschung zu erklären, die Wege, die zu den grundlegenden Erkenntnissen geführt haben, lichtvoll aufzuzeigen, in anregendem Vortrag zu erzählen erst von den Astronomen und ihrer Tätigkeit, dann von den Objekten dieser ihrer Tätigkeit, den Vorgängen am Sternenhimmel, von der gewaltigen Wunderwelt außerhalb unseres ach so kleinen Planeten. Wenn ein Buch die unfaßbare Größe, die Unendlichkeit des Weltalls dem Laien überhaupt nahezubringen vermag, so tut es gewiß dieses Bürgelsche Werk, dessen Darstellung, wie selbstverständlich, durch eine überreiche Fülle nicht nur rein sachlicher, sondern auch kulturhistorisch interessanter Abbildungen unterstützt wird. Und dieser so opulent ausgestattete Band von 432 Seiten kostet nur 3 ℳ!

Gleich verdienstvoll ist das Werk eines amerikanischen Astronomen, des vor Jahresfrist gestorbenen Prof. Newcomb, „Astronomie für jedermann“, das, in deutscher Übersetzung von F. Gläser, in einer Bearbeitung von Prof. Dr. Schorr und Dr. Graff, dem Direktor und dem Observator der Hamburger Sternwarte, jetzt bereits in 2. Auflage vorliegt (Gustav Fischer, Jena). Das englische Original hat in Amerika und England außerordentliche Verbreitung gefunden, gerade weil Newcomb es ebenfalls ganz besonders gut verstanden hat, seine Darstellung so zu halten, daß sie jedem Laien die Wissenschaft des Himmels und seiner Gestirne nahezubringen vermag. Wer sich in das Buch vertieft — und jeder vorgeschrittene Schüler wird imstande sein, zu folgen —, der weiß über die Ergebnisse der heutigen Himmelsforschung genau Bescheid. Auch dieses trefflich illustrierte Buch kostet nur ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—.

Rechtzeitig vor Weihnachten stellt sich hier noch ein Buch des Verlages J. P. Bachem, Köln, ein, jetzt bereits in 6. umgearbeiteter Auflage: „Die Sternenwelten und ihre Bewohner“ von Dr. Joseph Pohle, Prof. an der Universität Breslau (Preis ℳ 8.—, geb. ℳ 10.—). Auch dieses bekannte und mit Recht in weitesten Laienkreisen geschätzte Werk will als eine erste Einführung in die Astronomie gelten und legt daher seinen Schwerpunkt trotz des anscheinend dem entgegenstehenden Titels nicht so sehr auf die Hervorkehrung der Belebtheit fremder Welten, erdferner Gestirne, als vielmehr darauf, die gebildete oder bildungsbedürftige Laienwelt für die schöne Wissenschaft der Himmelskunde zu interessieren und ihr bei allerbescheidensten Vorkenntnissen zu einem klaren Verständnis der Elemente zu verhelfen, auf denen unser heutiges astronomisches Wissen beruht. So hebt der Verfasser auch mehrfach, und vom Standpunkt des exakten Forschers mit Recht, hervor, daß die den Nichtfachmann naturgemäß ja am meisten interessierende und in den letzten Jahrzehnten auch von Astronomen stark in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogene Suche nach Planetenbewohnern eigentlich gar kein astronomisches Problem mehr darstellt, sondern eher Sache der philosophischen Spekulation als der empirischen Forschung ist und bleibt. Und wie z. B. das Rätsel der Marskanäle trotz ihres jüngst verstorbenen Entdeckers, des Mailänder Astronomen Schiaparelli, und trotz der letzten für die Marsbeobachtung so günstigen Opposition von 1909 noch immer ungelöst geblieben ist, so wird es nach Pohles Meinung auch schwerlich jemals auf astronomischem Wege im Sinne eines intelligenten Ursprungs dieser merkwürdigen Gebilde einwandfrei aufge ellt werden können. Aber daß Pohle auf diese und alle anderen Hypothesen von „Astralgeschöpfen“ und deren Geschichte, auf die Beweise und Gegenbeweise für die Mehrheit bewohnter Welten wiederholt eingeht, schließlich auch als (katholischer) Christ Stellung zu der großen Frage nimmt, macht sein Buch gerade für den Nichtfachmann besonders reizvoll. — Als Ergänzung mag

dann ein in 2. verbesserter und vermehrter Auflage im selben Verlage soeben erscheinendes Büchlein von Dr. Albert Gockel, Professor an der Universität Freiburg (Schweiz) dienen: „Schöpfungsgeschichtliche Theorien“ (Preis ℳ 2.40, geb. ℳ 3.—), worin die ältesten vor Kant und Laplace kurz berührt, diese dann und die neueren und neuesten bis auf die von Arrhenius und die Meteoritenhypothesen geschildert und daraufhin erörtert werden, was an ihnen wohlgesicherte Tatsachen und fertige Ergebnisse der Forschung, was unbewiesene Hypothesen, „Vermutungen oder Träume“ ist, wie Helmholtz, oder gar „Romane“, wie Du Bois-Reymond einmal sagt. Und ergibt sich danach auch wenig genug, was als unbestrittenes Resultat der Wissenschaft gelten kann, so haben die Hypothesen, sofern sie nur stets als solche und nicht als erwiesene Tatsachen gekennzeichnet werden, ihren nicht zu leugnenden Wert. Sie sind, wie Ratzel sich ausdrückt, Rastvorstellungen, Werkzeuge beim Wahrheitsuchen, aber nicht die Wahrheit selbst: „Mit derselben Notwendigkeit, mit der der müde Wanderer einen Platz sucht, wo er sich zur Ruhe niederläßt, auch auf die Gefahr hin, vom Froste getötet zu werden, strebt der Geist, der erdgeschichtliche Weiten überflogen hat, einem Abschluß zu. Er will nicht immer in eine Ferne blicken, wo kein Ende und kein Anfang ist. Man muß von einer gewissen Stelle ausgehen können und an einer anderen Halt machen müssen.“ Das in bezug auf die Erklärungsversuche des Welt- und Erdentstehens allgemeinverständlich zur Darstellung gebracht zu haben, ist der Wert des verdienstvollen Werkchens.

Und nun noch einmal zurück aus Weltfernen in Erdfernen. Aus der Fülle von zum Teil ganz prächtig illustrierten Büchern, die Wanderungen durch fremde Länder anschaulich schildern und darum gerade auch an dieser Stelle als Geschenkwerke besonders für unsere heranwachsenden Söhne Empfehlung verdienen, sei vor allem das große Reisewerk des Tibetforschers Sven Hedin „Transhimalaja“ genannt, das in zwei glänzend ausgestatteten Bänden mit 397 einfarbigen wie bunten Abbildungen nach eigenen photographischen Aufnahmen, Zeichnungen und Aquarellen des Verfassers nebst 10 Karten bei F. A. Brockhaus, Leipzig, in deutscher Übersetzung erschienen ist (Preis elegant geb. ℳ 20.—, auch in 36 Lieferungen zu 50 ₰). Es ist eine wahre Odysseusfahrt, in gewissem Sinne abenteuerlicher als die altklassische, die der berühmte Schwede zur Erforschung des letzten „weißen Flecks auf der Karte Tibets“ fast zwei Jahre lang, während deren er bereits als verschollen galt, zu glänzendem Ende durchgeführt hat. Oft wie ein wildes Tier gehetzt, in Verkleidungen mannigfachster Art immer wieder seinen scharfen Verfolgern oder Wächtern durchschlüpfend, von den Regierungen Englands, Indiens, Chinas und Tibets gleichermaßen behindert, hat er auf dieser denkwürdigen und gefährlichen Fahrt den riesenhaften Gebirgszug des Transhimalaja, die bis dahin unbekannten Quellen des Brahmaputra wie des Indus entdeckt, die in strengster Verborgenheit gehaltenen Heiligtümer der Tibetaner ebenso gründlich erforscht, wie die unwegsamsten, schier unzugänglich erscheinenden Gebirgsketten des verbotenen Landes, die nun als die längsten und höchsten der Erde festgestellt sind, höher und massiger als der Himalaja selbst. Und wie er diese kühnen Fahrten und ihre reichen Ergebnisse in farbenprächtiger Schilderung beschreibt, erweist er sich als ein Schriftsteller ersten Ranges, und nicht mit Unrecht heißt es von seinem Buche, daß es sich „wie ein Roman“ läse. Wenn überhaupt, so kann durch Bücher wie dieses die Schundlektüre, das Bedürfnis nach Abenteuerromanen von der Sorte Karl May und Genossen überwunden werden.

Auch ein Buch wie das im Jahre vorher erschienene desselben Verlages, „Peking-Paris im Automobil“, von Luigi Barzini, das die bemerkenswerte Wettfahrt des italienischen Fürsten Scipione Borghese durch Asien und Europa in 60 Tagen in einem Prachtbande von über 550 Seiten geradezu spannend schildert (mit 168 Abbildungen und einer Karte, Preis ℳ 10.—), könnte und sollte der Jugend an Stelle von Detektiv- und ähnlichen Geschichten in die Hand gegeben werden. Das fesselt unsere Jungens mindestens in demselben Maße, und trägt ihnen eine Fülle wirklicher Belehrung ein. — Jung und alt wird z. B.

in gleicher Weise gepackt von Schilderungen, wie sie der bekannte Berliner Chirurg Prof. Dr. Ph. Bockenheimer in seinem Reisewerke „Rund um Asien“ niedergelegt hat (Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig. Mit einer Karte und 200 zum Teil ganzseitigen Abbildungen; Preis *M* 11.—, geb. *M* 12.—). Durch die Kronprinzenreise wird ja dies Buch wieder ganz besonders „aktuell“. Und für ein Buch wie die von der Prinzessin Therese von Bayern „nach Tagebuch und Briefen zusammengestellte“ Beschreibung von „Des Prinzen Arnulf von Bayern Jagdexpedition in den Tian-Schan“ (Verlag von R. Oldenbourg, München; Preis *M* 10.—, geb. *M* 12.—), dem außer zwei Karten und dem Titelbild (Prinz Arnulf und Sohn als Gemsjäger) 11 Voll- und 114 Textbilder nach photographischen Aufnahmen des Prinzen, nebst einem Bilde nach Aufnahme von Prof. Merzbacher (der Prinz in einer Poststation östlich des Issyk-Kul's mit Kapitän Golz aus Naryn-Kol am Schluß der Jagdfahrt) beigegeben sind, wird unsere Jugend so begeistert sein, wie es Erwachsene lebhaft interessieren wird.

Bescheidener als das Sven Hedinsche Tibetbuch, aber gerade als Ergänzung jenes wichtig, weil es besonders die religions- und kulturgeschichtlichen Dinge in den Bereich seiner Betrachtung zieht, hinter das Wesen des Lamaismus, dieser so eigentümlichen Religion mit ihren komplizierten Symbolen und Mysterien zu kommen sucht und in leicht verständlicher Form es dem großen Publikum vermitteln will, sind des deutschen Tibetreisenden Hans Leder „Reisefrüchte aus dem geistlichen Reiche des Dalai-Lama“: „Das geheimnisvolle Tibet“ (mit 14 Abbildungen, Leipzig, Th. Griebens Verlag, *M* 2.20).

Nach Asien führen uns ferner so prächtige Werke wie die Schilderung der Streifzüge auf Java, Sumatra und Ceylon, die Gymnasialprofessor H. Morin unter dem Titel „Unter der Tropensonne“ bietet (Isaria-Verlag, München, *M* 10.—). „Das größte Glück des Lebens“, beginnt der Verfasser sein mit wundervollen Farbentafeln geschmücktes Buch, „ist ein erfüllter Jugendtraum, wenn diese Erfüllung uns noch in der Vollkraft des Schaffens und Genießens zuteil wird. Tausende träumen sich in ihrer Jugend hinüber nach den Wundern Indiens, dem Land der Palmen und Edelsteine; aber ihr Leben vergeht, ohne daß ihr Auge jene paradiesischen Gefilde erblickt. Was ich als Knabe mit glühendstem Sehnen mir ausgemalt, der gereifte Mann hat es erreicht. Sehen durfte ich all die Naturpracht, lernen, in mich aufnehmen, was die Gedanken nur fassen konnten, und meinen Schülern und Freunden will ich mitteilen von dem, was ich erlebt und gesehen.“ Und so mögen viele, denen der Traum nicht zur Erfüllung ward, zu diesem schönen Buche greifen, so können sie in Gedanken mitgenießen, was hier ein Mann von offenem Blick und begeistert aufnahmefähigem Herzen geschaut und erlebt.

Bescheidener ausgestattet, aber auch voll reicher Schau ist ein anderes Buch aus jenen fernen, traumhaften Gegenden: „Im malaiischen Urwald und Zinngebirge“ von Dr. Wilhelm Wolff (Berlin, Alfred Schall; Preis *M* 5.—). Das „Glück der Erlösung durch die Natur“, das dem Verfasser durch seine Fahrt in die schier unbeschränkte Tropenwildnis der malaiischen Halbinsel geworden, teilt sich auch dem Leser mit.

Nicht vergessen seien hier die Bände der von Dr. Ernst Schultze, dem ersten Vorsitzenden der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung zu Hamburg, herausgegebenen „Bibliothek denkwürdiger Reisen, Erzählungen über berühmte Reisen aus der Feder von Teilnehmern“, deren zweiter und dritter ebenfalls dem Wunderlande Asien gewidmet sind: Band 1 bringt „Die Weltumseglungsfahrten des Kapitäns James Cook“, bearbeitet von Dr. Edwin Hennig, als Auszug aus des Cook- und Torresstraßen-Entdeckers Tagebüchern, Band 2 „Die Erschließung Japans“, Erinnerungen des Admirals Perry von der Fahrt der amerikanischen Flotte 1853/54, bearbeitet von Dr. Wirth und Dr. Dirr, Band 3 „Aus dem Lande der lebenden Buddhas“ (Tibet), die Erzählungen von der Mission George Boyles nach Tibet und Thomas Mannings Reise nach

Lhasa 1774 und 1812, bearbeitet von Geheimrat v. Brandt (Gutenberg-Verlag, Hamburg. Jeder Band, mit Bildern und Karten versehen, M 6.—, geb. M 7.—). — „Reiseerinnerungen aus Ostasien, Polynesien und Westafrika" hat der Zoologe Dr. Walther Volz bei A. Francke in Bern veröffentlicht (Preis M 3.20), die unter anderen viele interessante zoo- und biologische Einzelheiten und Merkwürdigkeiten zu berichten wissen. Und ein Büchlein voll köstlicher Nippes ist „Das Teehaus zu den hundert Stufen" von Richard Elisa Spitz, das sich als „Blätter aus dem Tagebuche eines Schiffsarztes" gibt, als Folge eines vor Jahresfrist erschienenen Bandes „Begegnungen" (Verlag von Hugo Heller & Cie., Wien), und sich wie eine Sammlung feiner, zum Teil humoristisch gefärbter Novellen liest.

„Erlebtes und Erschautes" von Wanderungen in Persien bringt uns der bekannte Forschungsreisende Dr. Hugo Grothe reizvoll nahe (Allgemeiner Verein für deutsche Literatur, Berlin SW. 68; Preis M 6.—, geb. M 7.50). Jetzt durch den Wettstreit Rußlands und Englands, die sich gegenseitig die politische Vorherrschaft im Lande des Schah abjagen möchten (der Verfasser widmet diesem alten, zähen Kampf ein besonderes, höchst orientierendes Kapitel), rückt dies Buch in den Vordergrund des Interesses. — Nach Ägypten und Palästina, den heiligen Stätten der Menschheit, geleitet ein kleines Bändchen „Orientalische Reisebilder" des Brooklyner Pastors Paul Wienand (H. G. Wallmann, Leipzig; M 3.—, geb. M 4.—).

„Ins innerste Afrika" führt das Werk des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, das den Verlauf der deutschen, wissenschaftlichen Zentral-Afrika-Expedition 1907—08 lebendig schildert (Leipzig, Klinkhardt & Biermann; Preis M 14.—, geb. M 15.—; auch in 28 Lieferungen zu 50 Pf). — „Unter der Sonne Oberägyptens" leben wir die Eindrücke mit, die Geheimrat Prof. Dr. Miethe, der Leiter des photochemischen Laboratoriums der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, erfahren hat und nun in anschaulichster Schilderung, vor allem aber auch in ganz wundervollen Dreifarbenbildern (45 an der Zahl neben 163 Netzätzungen!) uns mitteilt. Als Schöpfer bisher unerreicht dastehender Landschaftsaufnahmen in natürlichen Farben und Meister auf dem Gebiet der Farbenphotographie ist ja Prof. Miethe weitesten Kreisen bekannt. In mehrfarbigem Leinwandband mit Goldschnitt kostet das stattliche Werk M 16.—, in luxuriösem Liebhaberband M 25 (Verlag von Dietrich Reimer, Berlin SW. 48).

Ein anderes Afrikabuch sei nur noch kurz erwähnt: Das Ovamboland, das den Norden von Deutsch-Südwest, vom Hereroland durch eine gewaltige Steppe geschieden, bildet, und zwar Land, Leute und Mission lehrt uns die kundige Feder des Missionars Hermann Tönjes kennen (Berlin, Martin Warneck; M 5.—, geb. M 6.—).

Ein Wunderland wie Asien, im besonderen Indien, ist auch Brasilien. Ein überaus anschauliches und farbenprächtiges Bild von diesem für uns Deutsche so wichtigen Lande, wie er es auf ausgedehnten Fahrten und Ritten gewonnen hat, gibt uns Kapitän Dr. Wilhelm Vallentins „In Brasilien" (225 Seiten mit 49 Illustrationen; M 4.—, geb. M 5.—; Verlag von Hermann Paetel, Berlin). — Erhebt sich die Darstellung Vallentins schon oft zu dichterischem Schwunge, so erst recht die Reisebilder aus Brasilien und Ostasien, die ein Dichter wie Wilh. Eichbaum-Lange, der Verfasser mehrerer Novellen- und Dramenbücher, in seinem Buche „Ferne Fahrt" uns darbietet (H. Lauppsche Buchhandlung, Tübingen; Preis M 3.—).

Weiter nach Paraguay und den Grenzgebieten zwischen Argentinien und Bolivia führen uns die Streifen des schwedischen Forschers Erland Nordenskiöld unter dem Titel „Wälder"; in eigenartiger Ausstattung deutsch bei Rütten & Löning, Lit. Anst., Frankf. a. M., erschienen (M 3.—, geb. M 4.50). Urwaldzauber der lebendigen Gegenwart und Vergangenheitsstimmung aus alten Inkatagen lebt in dem Buch.

Mit der Empfängnisfähigkeit eines Dichters ist auch der Politiker Friedrich Naumann auf seinen „Sonnenfahrten" gereist. Zwar nicht so weit, immerhin bis nach Nordafrika, Tunis und Algier. Und hin und her ging's durch die Bretagne und Italien. Und was der warmblütige Mensch dort überall an dauernden Eindrücken gewonnen, das gibt der feinsinnige Publizist in prächtigen Impressionen wieder. Ein Buch, das schöne und reiche Stunden jedem Leser, jung und alt bietet (Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg; ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—).

Das Gegenteil von Sonnenfahrten scheinen auf den ersten Blick die „Wüstenritte und Vulkanbesteigungen auf Island", von denen der auf dem Gebiete der neuisländischen Literatur seit langem als Autorität bekannte Magister Karl Küchler berichtet (Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.; geb. ℳ 6.—). Aber man braucht nur in die 180 Illustrationen sich zu vertiefen, die das Buch schmücken, um zu empfinden, daß auch das „Stiefkind Europas" durchaus noch kein Stiefkind der Sonne ist, sondern ein Zauber-Eiland voll lichtfunkelnder Gletscher, die Wunderwelt der heißen Springquellen, der donnernden Wasserfälle und fauchenden Kraterschlünde. Und diese fremdartige Welt des hohen Nordens gewinnt durch die hinreißende Darstellung Küchlers gar märchenhaften Reiz, an mancher Lieblichkeit reich, zumeist aber voll wildester oder erhabener Großartigkeit. — Zur Ergänzung unseres Wissens von jenen Polargebieten sei dann noch aus der schon erwähnten Sammlung „Wissenschaft und Bildung" (Leipzig, Quelle & Meyer) das Bändchen von Dr. A. Byhan, Abteilungsvorsteher am Museum für Völkerkunde in Hamburg: „Die Polarvölker" genannt, das die wichtigeren Erscheinungen des materiellen und geistigen Lebens der Völker des hohen Nordens knapp und übersichtlich schildert.

Von einer eigenartigen und überaus reizvollen, uns näherliegenden und doch noch reichlich fremden Welt erzählen „Schottische Reisebilder in Verbindung mit Geschichte und Sage", Blätter aus einem Reisetagebuche von Marie Const. Frfr. v. Malapert-Neufville, die schon in 2. Auflage vorliegen (Leipzig-Gohlis, Bruno Volger; Preis ℳ 2.—). Wer hörte nicht gern Neues und Altes vom Lande Robert Burns und Walter Scotts?

Zu einer allgemeineren verständnisvollen Würdigung des Deutschtums im Auslande und im besonderen auch unserer Kolonien verhelfen will Hermann Paetels Bücherei, herausgegeben von Hans Vollmer. Mit einem Bändchen von Kapitän Dr. Vallentin, dessen Brasilien-Werk wir bereits warm empfohlen haben, über das Deutschtum in Südamerika wurde die hübsche und verdienstliche Sammlung begonnen, ein Band „Deutsche Vorposten im Karpathenland" von Lutz Korodi, einem gebürtigen Siebenbürger, und ein weiterer Band von Dr. Paul Rohrbach über „Deutsche Arbeit im Orient" sind gefolgt (Verlag Herm. Paetel, Berlin; Preis jedes Bändchens ℳ 1.25). So mag die Sammlung gerade auch in den Händen unserer Jugend dazu beitragen, unser deutsches Bewußtsein zu stärken, die Schätzung für das, was deutscher Geist und deutsche Kraft im Auslande geleistet und errungen haben. — Demselben guten Zwecke dient die noch von Julius Lohmeyer begründete Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek „Auf weiter Fahrt", die seither vom Admiralitätsrat Georg Wislicenus fortgeführt wurde (Verlag von Wilhelm Weicher, Berlin). Der vorliegende 6. Band, mit 22 Abbildungen und zwei Porträts des vor zwei Jahren verstorbenen Direktors der deutschen Seewarte, Geheimrat Prof. Dr. Georg v. Neumayer, geschmückt, bringt 15 Beiträge von fast ebensovielen deutschen Weltreisenden aus aller Herren Ländern. Der Herausgeber selbst entwirft ein Bild aus der Entwicklungszeit Neumayers, des Vorkämpfers für Deutschlands wissenschaftliche Seegeltung; Major Langheld schildert seinen berühmten Zug mit Emin Pascha nach Tabora; Konteradmiral Schönfelder erzählt von Samoa und der Südsee; Hauptmann Bayer, der Verfasser eines der besten Werke über den Krieg in Südwestafrika (ebenfalls bei W. Weicher, Berlin W. 30; Preis geb. ℳ 5.—), schildert unter dem vielversprechenden Titel „Wie wir in den Orlog fuhren" Vorbereitungen

und Ausreise zu jenem Kriege, aus dem Dr. Ohlemann eine berühmte Episode, den Kamelreiterzug und Tod des Hauptmanns v. Erckert, nach eigenem Erlebnis erzählt; Oberleutnant Filchner, der berühmte deutsche Tibetforscher, berichtet von den Klöstern Tibets; Dr. Külz, der Schöpfer der südwestafrikanischen Selbstverwaltung, gibt uns einen lebensvollen Einblick in die wirtschaftliche Entwicklung von Deutsch-Südwest; Dr. Georg Wegener bietet eine seiner feinen Schilderungen von den Hawaiischen Inseln usw. Das ist so recht ein Band für Deutschlands junge Welt. Im selben Verlag ist das Büchlein eines Divisionspfarrers, H. Bluth, „Wandervögel, Bilder und Gedanken aus Amerika und China", erschienen (Preis 2 ℳ, geb. ℳ 2.80), das in teilweise höchst amüsanter, humordurchwürzter Darstellung die Beobachtungen schildert, die der Verfasser in mehrjährigem Aufenthalt als Erzieher in Florida, später als Feldgeistlicher während der China-Expedition hat machen können. Wie drastisch berichtet er z. B., wie das Yankeetum sich zu den zehn Geboten stellt: Wenn man das vierte Gebot in die Form umkehren wollte: Du sollst deinen Sohn und deine Tochter ehren, auf daß usw., so würde man etwa die amerikanische Praxis richtig getroffen haben. Beim siebenten Gebot möchte ich den Grundsatz aufstellen: der Amerikaner, oder sagen wir richtiger, der amerikanische Verbrecher, stiehlt nur von 1000 Dollar an aufwärts. Die amerikanische Hausfrau in der Stadt pflegt abends ihre leeren Milchtöpfe, Petroleumkannen usw., oft mit ziemlichen Geldbeträgen versehen, offen auf die Veranda ihres Hauses zu stellen, um sie am nächsten Morgen gefüllt vorzufinden, und kaum wird es einem „Tramp" oder Vagabunden einfallen, sich an diesem Eigentum zu vergreifen. Die kleinen Diebstähle, die bei uns die Regel bilden, sind in Amerika tatsächlich seltener als hierzulande. Durch eine Fülle solcher Einzelheiten weiß das Büchlein bis zur letzten Zeile zu fesseln.

Damit nun aber den jungen Lesern, die sich in all diese Weltreisen recht vertiefen wollen, ein Buch nicht fehle, in dem sie nachlesen können, was ihnen an etwa notwendig werdenden Vorkenntnissen und geographischem Wissen fehlt, ist zur rechten Zeit in glänzendster Ausstattung die Jubiläumsausgabe des „Großen Seydlitz" erschienen, des allbekannten, ja auch in vielen Schulen eingeführten Handbuchs der Geographie von E. von Seydlitz, 25. Bearbeitung von Prof. Dr. Oehlmann (Breslau, Ferdinand Hirt; Preis ℳ 6.50 in Leinen, ℳ 7.50 in Halbfranz). Was war das noch für ein bescheidenes Buch, als wir daraus Geographie lernten! Und jetzt ein fast 850 Seiten starker Band mit 400 Figuren, Karten, Profilen und Landschaftsbildern in Schwarz- und Photographiedruck, 4 farbigen Karten und 30 prächtigen, farbigen Tafeln! Diesen neuesten „Großen Seydlitz" mögen sich gar viele wünschen! Und wer ein übriges leisten kann, der nehme desselben Verlages ergänzendes Prachtwerk „Allgemeine Erdkunde in Bildern", mit Berücksichtigung der Völkerkunde und Kulturgeschichte von Prof. Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig, dazu. Ein Großfoliobаnd für ℳ 6.50, geb. ℳ 8.50, der 30 Tafeln mit 346 Abbildungen in Schwarzdruck und 28 in vielfachem Farbendruck nebst erläuterndem Text enthält, ein wahrer orbis pictus, jeder Hausbibliothek und jedem Büchertisch ein gediegener Schmuck, lehrreich und prächtig zugleich, also ein Geschenkwerk ersten Ranges.

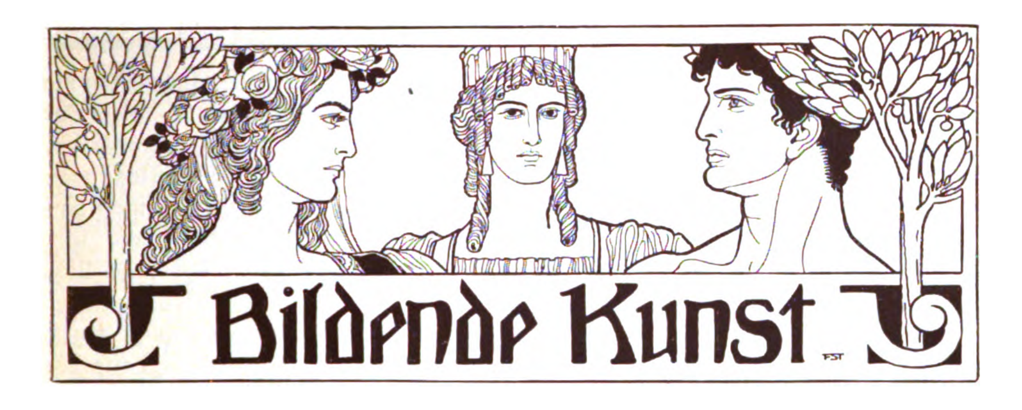
Paul Schettler



Rauchende Affen
(München, Pinakothek)



D. Teniers d. J.



Aus Schwinds Zeichenmappe

Von Prof. Ludwig Gurlitt

Moritz von Schwind, der sich jetzt als der Künstler des vorigen Jahrhunderts herausstellt, der der Nachwelt das meiste bietet, war bewußt deutsch, bewußt antiklassisch. Mit unermüdlichem Eifer predigte er in Wort und Bild den Gedanken, daß der Deutsche zunächst seine eigene deutschnationale Kunst zu pflegen habe. Für diese Überzeugung hat er gelebt und gelitten. Als ihn der großherzige Erbgroßherzog Alexander von Weimar mit einem Auftrage beehrt hatte, der endlich einmal seinem Können und Wollen gemäß wär: die Ausschmückung der Wartburg, da stellten sich natürlich allerlei kluge Leute ein, die ihm guten Rat erteilen wollten. Da wiederholte er das stolze Wort, mit dem Graun dem großen Preußenkönig gedient hatte: „In meiner Partitur bin ich König!"

Es gibt auch ein stilles Heldentum, von dem die Welt nichts weiß, und das doch ebenbürtig neben dem lärmenden Heldentum steht, dem man Denkmäler errichtet:

König Ludwig I. von Bayern wünschte, daß Schwind als Professor an der Akademie in München dem Vater Rhein auf dem berühmten Bilde „Der Vater Rhein mit seinen Nebenflüssen" (jetzt in Posen, im Kaiser-Friedrich-Museum) statt der Fiedel des Volker eine griechische Lyra in die Hand gäbe. Schwind aber blieb fest,



Abb. 1 (15,5 × 12,5 cm)

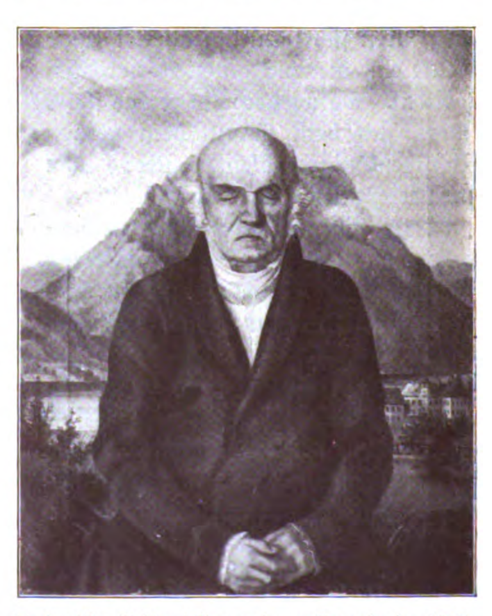


Abb. 2 (13 × 9,5 cm)

obgleich er sich dadurch für Zeiten die königliche Gunst verscherzte. Diese Tat steht gleichwertig neben der anderen, daß er in Rom, allen Verlockungen trotzend, den deutschen Sagenstoff von Ritter Kurts Brautfahrt malte und auch sonst von seiner Art nicht ließ.

Diese beiden Tatsachen veranschaulichen am besten seinen Kampf gegen die klassische Tradition. Er hatte ein Gymnasium besucht (das des Schottenklosters in Wien), aber dort nichts gelernt, was für sein Leben bestimmend geworden wäre. Freilich war er auch nur fünf Jahre lang auf dem Gymnasium. Nach fünf Jahren Schulbesuch wurde er schon zur Universität entlassen, — vierzehnjährig! Es ging ihm wie seinen zwei bedeutenden Mitschülern Nikolaus Lenau und Eduard von Bauernfeld: der dürftige altklassische Unterricht ließ zum Glück ihre nationale Natur unverkümmert; so konnten alle drei trotz des Gymnasiums Träger und Künder echt deutscher Kultur werden.

So oft Schwind später antike Stoffe in antikisierender Formensprache behandelte, geschah es auf Bestellung und des Broterwerbes wegen. Sobald er frei schalten durfte, schöpfte er aus dem Urquell germanischen Glaubens und Empfindens, dem unsere Sagen, Märchen, die beste deutsche Musik und Dichtung entsprungen sind.



Florian Max Clodi auf Ebenzweier am Traunsee (um 1827)
Abb. 3 (33 × 27 cm)

Es ist mir gelungen, noch manches wertvolle Blatt Schwindscher Kunst zu finden und die Erlaubnis zur öffentlichen Bekanntmachung zu erwerben. Eine Reihe köstlicher, fast noch ganz unbekannter Zeichnungen stammen aus Schwinds Jünglingsjahren. Drei Proben davon hatte Dr. Hermann Ubell in der Unterhaltungsbeilage der „Linzer Tagespost“ (29. März 1908) veröffentlicht. Besitzer ist Herr Dr. Clodi in Linz, dem ich für die freundliche Gefälligkeit, mit der er dem Wunsche einer Veröffentlichung ent-



Abb. 4

gegenkam, hiermit herzlichen Dank ausspreche.

Dr. Ubell berichtet über diese Zeichnungen, ihre Entstehung und Beziehungen wie folgt: „Der Großvater Herrn Dr. Clodis, der spätere Kanzleidirektor der oberösterreichischen Landstände, studierte zu Beginn der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts an der Wiener Universität Jura und machte dort offenbar, vielleicht durch die Vermittlung der beiden Ritter von Spaun, die Bekanntschaft Moritz von Schwinds, der, wie man weiß, damals an der Wiener Universität Philosophie studierte. Aus der Bekanntschaft wurde eine Freundschaft, und schon im Jahre 1822 finden wir Schwind (der 1804 geboren ist) als Gast der Familie Clodi auf deren Stammsitz, der Herrschaft Ebenzweier am Gmundener See. Von nun ab scheint Schwind eine Reihe von Jahren hindurch allsommerlich nach Ebenzweier gekommen zu sein. Auch seine Brüder Karl und August tauchen dort auf, und anderseits scheint der junge Clodi in den Wiener Studien- und Wintermonaten sehr häufig im Schwindschen ‚Mondscheinhaus‘ auf der Wieden verkehrt zu haben.



Abb. 5 (11,5×8 cm)

Das damalige Oberhaupt der Familie Clodi, der Besitzer und Pfleger auf der Herrschaft Ebenzweier, Florian Max Clodi, ein würdiger erblindeter Greis, ist von Schwind mehrmals porträtiert worden: in Bleistift- und Federzeichnungen sowie in kleinen Ölporträts hat er die Züge des alten Herrn festgehalten und den charakteristischen Ausdruck des Blinden glänzend getroffen.“

Ein kleines Ölgemälde von 1827, das diesen Greis darstellt und dem hier mitgeteilten sehr ähnlich ist, befindet sich in Besitz des Hofrates Dr. Max von Karajan in Graz und ist reproduziert in dem Prachtwerke „Klassiker



Fräulein Therese Clodi (um 1825)
Abb. 6 (33 × 27 cm)

der Kunst", Band IX: „Moritz von Schwind", S. 62. Es steht künstlerisch höher als das hier (Abb. 3) neu mitgeteilte, auf dem das Gebirge unschön den Körper einschließt.

Ich teile hier diese fünf Bildnisse des erblindeten Greises mit (Abb. 1—5). Das erste Blatt trägt die vom Sohne des Greises gemachte Beischrift: „Porträt meines lieben seligen Vaters Florian Max Clodi. Innviertl. Obernberg M. Schwind 26./10. 828, ist also wohl nach dem Tode des Greises entstanden. Das gibt eine Zeitgrenze für die anderen Bildnisse, die alle vier früher entstanden sind. Abb. 5 nimmt sich aus wie eine Zeichnung an dem Totenbette; dem steht zeitlich am nächsten Abb. 4, die auch schon einen Hochbetagten darstellt. Etwas früher müssen die Bilder 2 und 3 entstanden sein, vermutlich schon um 1822, denn sie zeigen den blinden Herrn noch in körperlicher Rüstigkeit. Auf dem Ölbilde (Abb. 3) beachte man das Landschaftliche. Wer mit jener Gegend vertraut ist, der erkennt sogleich rechts Traunkirchen und jenseits des Gmundener Sees den prächtigen Traunstein. Dort auf Ebenzweier steht noch heute der Besitz der Herren von Clodi, von wo aus die Landschaft aufgenommen ist. —



Abb. 7 (21 × 17 cm)

Ich fahre fort im Berichte des Dr. Ubell:

„Nicht bloß die Annehmlichkeiten des Landlebens und die Freundschaft mit dem jungen Clodi, sondern auch zarte Liebesbande scheinen Schwind immer wieder zu diesem reizenden Sommersitz gezogen zu haben; ein jugendliches, viel umworbenes Töchterchen des alten Clodi, Therese, ein Mädchen von seltener Anmut des Geistes, hat nicht nur auf ihn, sondern auch auf seine Brüder, deren einer ja später bekanntlich als Salinendirektor in Hallstatt dauernd an das Salzkammergut gefesselt wurde, einen



Abb. 8 (34 × 20,5 cm)

tiefen Eindruck gemacht.“ (Abb. 6, als eines der frühesten und gelungensten Ölporträts unseres Künstlers höchst beachtenswert!) Ich höre, daß Schwind dieses Bildchen, Therese im blauen Kleide, für seinen Bruder, den nachmaligen Hofrat Schwind, kopiert hat, weiß aber nicht, wo diese Kopie jetzt zu finden ist.



Abb. 9 (34 × 21 cm)



Abb. 10 (34 × 21 cm)

Es handelt sich außerdem um drei Bleistiftzeichnungen und elf große Federzeichnungen, die aus den Jahren 1824—28, also von der Hand des 20—24jährigen Künstlers stammen. Leicht hingeworfen wie Tagebuchnotizen, aber gerade wegen dieser Frische und Unmittelbarkeit unübertreffliche Dokumente der flüchtig verrauschenden Jugendfreuden: Jagd, Wanderungen, Tanzvergnügen, Liebesabenteuer, Geplauder am Herd im Bauernstübl u. dgl. Diese Zeichnungen erinnern an Chodowieckis Arbeiten in ihrem lebendigen Erfassen des Augenblickes, übertreffen sie darin aber noch, weil ihnen fast alle künstlerischen Absichten fehlen. Sie wirken wie moderne Momentaufnahmen. So sicher halten sie des Augenblicks geschwinde Schöpfung fest. Da ist nichts von Schule und Tradition zu spüren. Da äußert sich der junge Künstler wie in schlichten Naturlauten. Wenn Schwind seine Landsleute des Gebirges zeichnet, so geschieht es nicht mit der freundlichen Herablassung, die wir bei den Düsseldorfer Sittenmalern finden. Mit dieser „Skrovelkunst“ hat er nichts gemein. Sie ist ihm ebenso zuwider wie Berthold Auerbachs Bauerngeschichten, die auch nicht mit den Bauern leben und empfinden, sondern über ihnen stehen und sich nur gönnerhaft mit ihnen befassen. Bei Schwind ist alles echte, natürliche, kindlich schlichte, unmittelbare Empfindung. Er lebt mit diesen Menschen des Volkes als mit seinesgleichen, spricht ihren Dialekt, trägt ihre Tracht, ißt ihr derbes Brot,



Abb. 11 (34 × 21 cm)



und das alles aus — Selbstverständlichkeit.

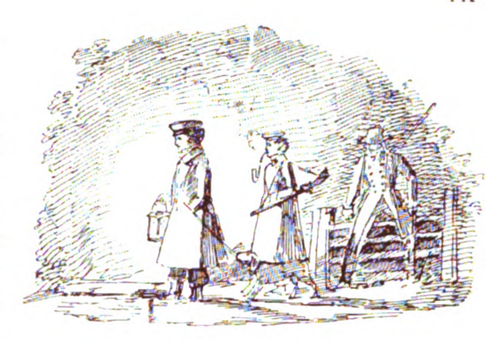


Abb. 12 (34 × 21 cm)

Die Abbildungen 7—11 bilden einen eigenen Zyklus, die bildliche Darstellung einer lustigen Hasenjagd: Zusammenkunft der fünf Jagdgenossen mit ihren Hunden und einem Jagdgehilfen (7); Aufstellung der Jäger an einer Waldwiese (8); gemeinsamer „Kampf“ gegen einen Hasen (9); Rendezvous mit vier Hasen auf der Strecke (10); Unterkunft im Bauernstübl (11). Dieses Bildchen ist besonders anmutig: Geplauder beim Scheine des alten Kienspanes, rechts auf der Bank zärtliche Annäherung eines der Freunde an das hübsche Wirtstöchterlein; auf der Ofenbank das jüngere, noch zu schämige Töchterlein, und in jedem Strich das echte, alte Gebirgsstübl. Auch 12—14 sind offenbar im Bilde festgehaltene Erlebnisse des Tages, zu denen sich jeder Beschauer leicht den Text hinzudichtet; besonders zu 15, wo der schönen Therese die Verehrer eine Serenade bringen oder sie beschleichen. Wieviel längst erstorbenes Lachen mag zu diesen Zeichnungen erklungen haben! War doch Schwind selbst im hohen Mannesalter noch gern von ausgelassener Lustigkeit. Man denke ihn sich zwanzigjährig, begeistert von Natur, Frauenschönheit, Freundschaft und — Wein! — Man wird diese in heiterster Stimmung entstandenen Zeichnungen mit gesteigerter Teilnahme betrachten, wenn wir von dem Herrn Besitzer hören, daß auf einem Bildchen auch Franz Schubert, der sich mit Schwind als Jagdgast im Hause des Herrn Florian Max Clodi eingefunden hatte, lebenswahr — wie die anderen auch: Maximilian und Franz Clodi und die drei Brüder Schwind — gezeichnet ist, und wird das kleine, hauptthaarumlockte „Schubertl“ leicht herausfinden. Kaum nötig ist zu sagen, daß der Künstler auch sich selbst verewigt hat: Wir brauchen bloß seine Jugendbildnisse zum Vergleich heranzuziehen, um ihn wiederzuerkennen in dem vollen Gesicht mit der feingeschwungenen Nase.



Abb. 13 (32 × 22 cm)



Abb. 14 (34 × 22 cm)

Wir erkennen Schwind später gar nicht wieder, wenn er antike Stoffe behandelt: so die „Philostratischen Gemälde" für die Kunsthalle in Karlsruhe, von denen ich jüngst („Auf Schwinds Spuren", Westermanns Monatshefte, Oktoberheft [Nr. 637] 1909, S. 119) aus einem Briefe Schwinds an den Kunsthändler Julius Buddeus in Düsseldorf vom 13. Januar 1843 nachweisen konnte, daß sie nur „unter seiner Aufsicht" ausgeführt wurden, also gar nicht recht eigentlich als seine Arbeit zu gelten haben. Ähnlich steht es mit dem Zyklus der Fresken zu Amor und Psyche, die meist „unter seiner Leitung" in Schloß Rüdigsdorf bei Altenburg von Leopold Schulz gemalt wurden. In Pompeji selbst, unmittelbar unter dem Eindruck der antiken Wandgemälde, erklärt er es für eine große Torheit, „diese Art wieder in Schwung bringen zu wollen". Sein Leben lang blieb er dieser Abneigung gegen das Fremdländische treu: „Man will in Deutschland etwas Neues, nie Gesehenes, aber es soll gerade so aussehen wie das Gewohnte, und das kann man nicht machen. Man ist die fremde, ausländische Sprache der Malerei gewöhnt und hält sie für vornehmer als die eigene. Daher gibt es lauter Stilübungen statt unmittelbarer Ergüsse des Inneren. Man kann nur in seiner eigenen Sprache dichten, und bis die Abstammung von den alten Deutschen, so wie Goethes Faust von Hans Sachs entstammt, nicht zu voller Anerkennung kommt, ist es mit der ganzen Malerei nichts Rechtes" (1850). Er darbte für seine deutsche Kunst, denn er fand anfangs dafür weder in seiner Heimatstadt Wien, noch sonst irgendwo auf Erden Beifall und Käufer. Seine Märchenbilder „Die Nymphe Krokowka" und sein „Rübezahl" (1831) waren nicht an den Mann zu bringen, und ein Thema, dessen Ausführung ihm besonders am Herzen lag, das Märchen von den sieben Raben, im Jahre 1830 in der Komposition abgeschlossen (vgl. Brief an Schober vom 27. November 1830), kam erst 27 Jahre später zur

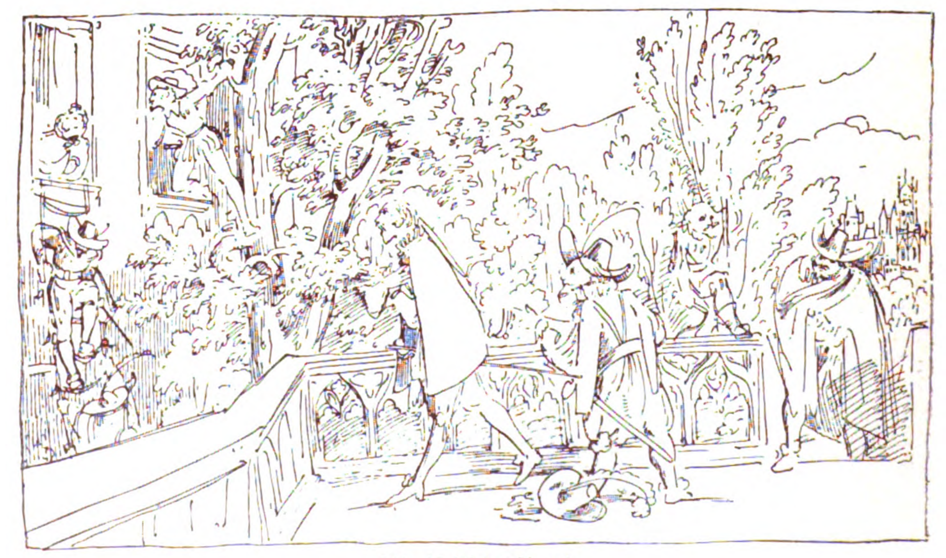


Abb. 15 (34,5 × 21 cm)



Abb. 16

Ausführung. Fast vierzigjährig klagt er seinem Freunde Genelli: „Zwanzig Jahre läßt man uns brach liegen, und dann sollen wir Wunder tun, ein Publikum entzücken, das den Kopf voll Forderungen hat, die die Natur andern Nationen gestellt hat. O Deutschland, daß du immer für das begeistert bist, was dich nichts angeht!“ Es ist wohl kein Zufall, daß diese Klage gerade in das Jahr fällt, als er selbst für die Kunsthalle in Karlsruhe Darstellungen aus der römischen Geschichte malen mußte: die Landung des Äneas in Cumä, die Vermählung des Äneas mit Lavinia, Romulus und Remus mit der Wölfin, König Numa wird von der Nymphe Egeria unterrichtet, Der Tod der Virginia, Der Raub der Sabinerinnen. Man sieht es allen diesen akademisch trockenen Arbeiten an, mit welch innerem Widerstreben Schwind den fremden Göttern opferte. Es wirkt wie eine Befreiung, wie eine Heimkehr ins Vaterland und eine Rückkehr zur Muttersprache, wenn man sich darauf seine deutschen Bilder ansieht, etwa „Die Einweihung des Freiburger Münsters“ im Treppenhaus derselben Karlsruher Akademie. Wie da alles voller Leben ist, alles tief aus dem Innersten geschöpft, mit der Seele gemalt!

Abb. 17

Bei dieser ganzen Richtung seines Lebens und seiner Kunst stand er in beständiger Feindschaft mit den Kunstwissenschaftlern. Sie waren es ja, die immer wieder die Begeisterung des Publikums für das Fremde, zumal für das Alte und Altklassische entfachten und dadurch der jungen Kunst das Wasser abgruben. Damals nahm kein Kunstgelehrter Notiz von Schwind. Ihre Verehrung gehört nun einmal den Toten. Was nicht wissenschaftlich zu erweisen ist, besteht für sie nicht.

Heute erst wird Schwind für sie reif, und sie fangen an, Kunstarchäologie auch an seinen Werken zu treiben, nachdem ihre Zunftgenossen ihn haben darben und manche seiner Werke haben verfallen lassen.

Besser noch als in Worten drückt Schwind sein Verhältnis zur Kunstwissenschaft in seiner Bildersprache aus. Wir haben eine für die Münchener „Fliegenden Blätter" gezeichnete Satire, die eine gründliche Aussprache entbehrlich macht: „Das antike Knie oder das Vorrecht der Wissenschaft". Das muß man selbst sehen, alles Sprechen darüber kann den Eindruck nur schwächen. Die Gelehrtentypen sind großartig! Der sichere Meister, der im Orakelton doziert, hinter ihm der im gelehrten Grübeln Verschmachtende, vor ihm der Ästhet, der die Kunst mit dem Monokel genießt. Das antike Knie ist der Angelpunkt, um den sich die wissenschaftliche Arbeit dreht. Viel Wichtigtuerei, auch gewiß viel ernste Arbeit, aber an ein falsches Objekt verwandt.

Gleich satirischer Geist spricht aus Schwinds bekanntem Ölbildchen „Gnomen vor der Zehe der Bavaria". Otto Weizmann nannte es „eine sinnreiche Huldigung für den Verfertiger der Kolossalstatue, Erzgießer von Miller" (Die Klassiker der Kunst, IX. Schwind, p. XXXV); ich möchte es zugleich und lieber eine bittere Satire auf die Kunstkritik nennen. Denn was sind die Gnomen anderes als Schriftgelehrte, die im Vollgefühl vom „Vorrecht der Wissenschaft" ihre kleinen Maßstäbe an das große Werk des Künstlers anlegen?

Das muß man wieder im einzelnen und kleinsten genießen. Sieben Gnomen kommen heran. Sie sehen von dem Kunstwerk nur den Zeh, den sie mit grübelndem Staunen betrachten und beklopfen. Nur einer merkt erschreckt, daß da oben auch noch etwas zu sehen sei. Sie haben ihr gelehrtes Handwerkszeug bei sich, ein Abcbuch, einen Schulranzen mit rundem Pennal und Schiefertafel, Bücher mit eingelegten Lesezeichen und mit dem Gänsekiel. Einer kommt auch mit dem Metermaß heran, um dem Künstler falsche Maßverhältnisse nachzuweisen: eine verdrossene, altkluge, nörgelnde Gesellschaft, alt an Jahren, aber auch alt im Denken und Fühlen; ein Geschlecht von Höhlenbewohnern, das selten die Sonne sieht und nichts weiß von Fortschritt und Entwicklung. Sie sind kleiner als der Bavaria kleinster Zeh, aber sie fühlen sich berufen, das ganze Werk nach ihren kleinen Maßen zu messen.

So stand Schwind zur Kunstwissenschaft! Er wurde erregt, wenn man ihm von der Größe alter Meister sprach und damit das Geschlecht der zeitgenössischen Künstler herabsetzte. Als einmal wieder ein Kunstenthusiast vor einem alten Werke des Tizian oder Paul Veronese in Entzücken ausrief: „Ja, wer könnte heute so etwas malen?!" fuhr Schwind knurrig dazwischen: „Malen könnt' mersch schon — aber wer zahlt's?" So erzählte uns mein Vater, der mit Schwind befreundet war.

Mit diesem deutschen Meister sollte man die Jugend noch viel vertrauter machen. Das ist beste Kost.

Ich kann hier noch einige kleinere Sachen seiner Hand mitteilen, von denen bisher die Welt noch nichts gesehen hat. Ich verdanke die gütige Erlaubnis zur Veröffentlichung dem mir befreundeten Besitzer dreier Blätter, Herrn Universitätsprofessor Freiherrn Ernst von Schwind in Wien, dem Neffen des Meisters.

Zunächst zwei Gnomen (Abb. 16 u. 17). Der eine ist nach Zwergenart mit dem Bergen von Edelgestein beschäftigt, das er in einem flachen Korbe mühsam heranschleppt. Der andere hämmert mit gesammelter Aufmerksamkeit einen ehernen Helm zurecht. Beide Zeichnungen dürften noch aus der Frühzeit des Künstlers stammen, zeigen aber schon eine bedeutende Kraft der Charakteristik.



Abb. 18

Die dritte Zeichnung (Abb. 18) ist eine Studie zu den Fresken des Tieck-Saales der Kgl. Residenz in München. (Diese findet man zum erstenmal veröffentlicht in dem Prachtwerk über Schwind [Klassiker der Kunst, Bd. IX; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; S. 94—103].) Sie stellt die Wiedervereinigung Oktavians mit Felicitas dar. Auf Vorschlag seines Gönners Cornelius wurde 1832 der damals achtundzwanzigjährige Schwind mit der Aufgabe betraut, in dem von Klenze neuerrichteten Königsbau ein Zimmer — es ist das Bibliothekszimmer — mit Darstellungen aus Tiecks „Phantasus" zu schmücken. Unsere Skizze gehört zum Schlußbilde des Oktavianzyklus; die vier übrigen stellen dar: Oktavian vertröstet seine Gattin Felicitas; Felicitas findet eines ihrer Kinder bei der Löwin; Florens wird von Oktavian zum Ritter geschlagen; Florens und Bertrand bei Marcebille und Roxane. Unser letztes Bild ist in einer Lünette des Tonnengewölbes. Die Skizze hat starke Umänderungen erfahren. Es ist lehrreich, zu verfolgen, wie sich aus dem bunten Wirrwarr der Skizze eine ruhige Komposition von klarster Übersichtlichkeit entwickelt hat: statt acht Figuren, Pferd und Panther nur fünf Figuren, und diese klar gruppiert und von deutlicher Handlung und Gebärdensprache. Der Fortschritt von dem ersten Entwurf bis zur Ausführung ist erstaunlich und dadurch die Skizze besonders wertvoll,



Abb. 19



Abb. 20

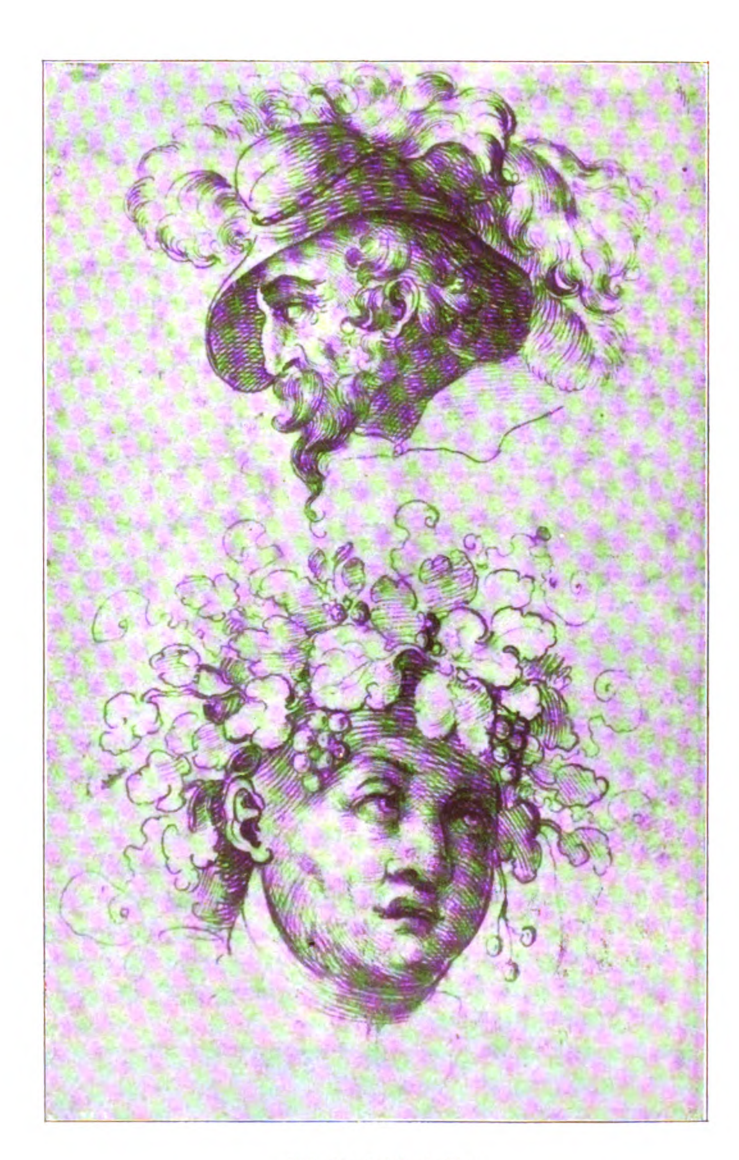


Abb. 21 (Originalgröße)

daß sie uns einen Einblick in des jungen Meisters geistige Werkstatt gibt.

Zwei weitere bisher unbekannte Zeichnungen gestattet mir Frau Baronin Mathilde von Doblhoff in Wien mitzuteilen.



Abb. 22

„Die gewagtesten und künstlichsten Stellungen, Kürzungen und Verschlingungen" hatte der junge Schwind am „Engelsturz" des Rubens in München nicht ohne Unbehagen betrachtet. Aber er fand doch bei der „Entzifferung" der Haufen von Leichen „alles zum Erstaunen korrekt und wohlüberlegt, aber — zu viel, zu viel!" (Brief an Schober aus Salzburg 1827.) Später lernte er selbst die menschlichen Leiber so korrekt und wohlüberlegt gruppieren und auftürmen. Er ließ sich von seinen Freunden beim Glase Wein gern auf einem Papiere beliebige Punkte verteilen und machte sich dann anheischig, in diese Punkte Menschengruppen derart zu komponieren, daß immer ein Kopf, eine Hand oder ein Fuß auf die angegebenen Punkte falle. Er hatte offenbar Freude an seiner sicheren Beherrschung der menschlichen Formen und an der glücklichen Lösung besonders schwieriger Kompositionsprobleme. Bekannt sind die so gearteten „Akrobatischen Spiele", die zuerst 1858 in den Münchener „Fliegenden Blättern", dann als Münchener Bilderbogen erschienen. Wesentlich früher hat er die Zeichnung gemacht, die aus dem Besitze der Baronin von Doblhoff hier zum erstenmal veröffentlicht wird (Abb. 19). Sie stammt aus Wien und ist von fremder Hand auf den 22. Juni 1840 datiert.



Abb. 23

Einer flüchtigen Laune verdankt auch der Entwurf zu einem Lampenschirm seine Entstehung, den wir in Abb. 20 mitteilen. Einer Erklärung bedarf er nicht: es sind Spukwesen, die vor dem Lichte scheu entfliehen. Schwind warf solche Zeichnungen mit spielender Leichtigkeit hin und maß ihnen selbst gar keinen Wert bei. Wir aber dürfen uns bei Mitteilung auch solcher bescheidener Proben seiner Kunst auf ein Wort berufen, das Goethe zu Soret sprach (5. Jan. 1832): „Sobald



Abb. 24



Abb. 25

ein Künstler zu einer gewissen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt ist, wird es ziemlich gleichgültig, ob eines seiner Werke etwas vollkommener geraten ist als ein anderes. Der Kenner sieht in jedem doch immer die Hand des Meisters und den ganzen Umfang seines Talents und seiner Mittel."

Auf einem vergilbten Blättchen, das, angeblich aus Mörikes Besitz stammend, jetzt Frau Sanitätsrat Dr. E. Fröhner in Balingen gehört, sehen wir in Federzeichnung den Kopf eines bärtigen Jägersmannes, darunter einen weinfrohen Bacchuskopf mit einem Kranz von Reblaub und Trauben (Abb. 21).

Schließlich danke ich auch der Güte des Fräulein Marie von Gerl in Wien die Erlaubnis, einige bisher unbekannte Schwindbilder zu veröffentlichen. Zunächst eine Reihe von Silhouetten zu Märchen. Sie waren einmal anläßlich der Schwind-Ausstellung in der Buch- und Kunsthandlung Heller in Wien ausgestellt, sind aber noch nie vervielfältigt worden. Die possenhaften Figuren sprechen für sich selbst. Sie scheinen aus weißem Papier ausgeschnitten und auf dunklen Grund geklebt zu sein. So sehr sie Schwinds Eigenart verraten, scheinen sie doch aus seiner Frühzeit zu stammen. (Fig. 22—26.) Herr Dr. von Gerl in Wien besitzt eine flotte Federzeichnung (Abb. 27) — eine Ruine mit angebautem Jägerhaus —, die man auf den ersten Blick als Schwinds Arbeit erkennen müßte, auch wenn er sie nicht selbst als solche bezeichnet hätte. Ich lese: „M. Schwind, Döbling beim Flehbergen 28. Aug. 1820 (?)". Diese Jahreszahl stimmt aber nicht zum reifen Stil, weshalb 1840 wahrscheinlicher wäre.

Aus gleichem Besitze darf ich eine farbige Skizze mitteilen (Abb. 28), zwei Walküren, die auf fliegenden Rossen eine brennende Burg umreiten. Die eine hat einen sterbenden Germanenjüngling schon aufgenommen, um ihn nach Walhalla zu tragen, die andere eilt zu gleichem Zwecke erst hinab. Der Besitzer schreibt, er verdanke das Blatt einem Verstorbenen, der zu Schwind in naher Beziehung gestanden habe. An Schwinds Autorschaft ist nicht zu zweifeln. Es stammt die Arbeit aber aus seiner Jugendzeit und ist von bescheidenem Kunstwert.



Abb. 26

Es geht eine neue Bewegung durch Deutschland, die uns den Glauben an Schwind erschüttern will. Richard Muther gestand ihm wenigstens den „Dichter" zu. Andere machen ihm zum Vorwurf, daß er nur Zeichner, nicht Kolorist war. Sie scheinen vergessen zu haben, daß er aus

einer Zeit stammt, wo der Karton, der Schwarz-weiß-Stil die Domäne der deutschen Kunst war, und daß die schwere Kunst der Farbe von den deutschen Malern des 19. Jahrhunderts erst wieder neu entdeckt werden mußte, daß außerdem an diesem Entdecken auch Schwind seinen ehrenvollen Anteil hat.



Abb. 27

Gar spät meldet sich die Dankbarkeit gegen Schwind in der Gestalt von Denkmälern. Wien besann sich erst jetzt auf seine Ehrenpflicht. Das Schwinddenkmal steht jetzt beim K. k. Historischen Hofmuseum auf dem Burgring. Ein mir befreundeter Kunstliebhaber schreibt mir dazu: „Die Denkmäler der beiden großen Söhne Wiens sind mißlungen. Schwind ist durchaus ledern dargestellt, Schwind, der kleine, feurige Mann voller Leben, aus dem Stein gewachsen, wie er hier sitzt, gleicht einem braven Philister im Sonntagsröcklein, der mit den zwei lieben Höhlennymphen, die ihm nahe sind, durchaus nichts anzufangen weiß. Er schaut auch weg von ihnen, den Vertreterinnen der deutschen Sage. Sollte er ihrer mangelnden Bekleidung wegen Anwandlungen im Geiste der Lex Heinze haben? Ferner ist das Denkmal seitlich gegen den Ring gestellt und wie ein Grabmonument von Lebensbäumen umgeben. Aber die Wiener Kritik, die sonst mit Paprika nicht sparsam umgeht, hat dieses Denkmal sanft angefaßt. Weshalb, weiß man nicht. Es scheint einmal wieder irgendein ‚Einflußreicher‘ dahinter zu stehen.“ Ich höre das Werk auch sonst nicht loben, will mir aber fremde Urteile ungeprüft nicht zu eigen machen.



Abb. 28

Sollte man Schwind auch in Österreich nicht mehr verstehen? Wenn er verschwindet, wer von den Neuen sollte dann dort an seinen Platz rücken? Selbst ein Makart konnte seinen Ruhm nicht verdunkeln. Aber gewiß, unsere Zeit rückt mehr und mehr ab von ihm

und macht ihn mehr und mehr zur Größe der Vergangenheit. Das ist Menschenlos, dem sich keiner entzieht. Aber er hat den Besten seiner Zeit genug getan, deshalb ist er doch — unvergänglich und als Pfadfinder in das Gebiet nationaler Kunst wird er stets obenan stehen.



David Teniers der Jüngere

Ein Gedenkblatt zu seinem 300. Geburtstage

Als der junge David Teniers von der Antwerpener Malergilde als Meister bestätigt wurde, stand die flämische Kunst im Jahrzehnt ihres Zenits. Es war das Jahrzehnt, zu dessen Beginn Rubens von größeren Reisen, die er im diplomatischen Dienst für sein Vaterland unternommen hatte, heimkehrte, im höchsten Ruhm, dem sich in Gestalt der blühend schönen jungen Braut, Helene Fourment, das sonnigste Glück gesellte. In diesem Jahrzehnt leuchtete die Sonne Rubens in vollstem Glanz über der stolzen Scheldestadt. Ein Trabantenkreis nachempfindender Künstler sammelte sich um den Großmeister, dessen Ruhm sich in der beständigen Übung, andere zu überstrahlen, zunehmend stärkte. Der einzige, der gefährlich zu werden schien, van Dyck, ging nach London; der andre, Jordaens, steuerte in einem der flandrischen Eleganz extremen Radikalismus seitab. Snyders mit seinen Jagdszenen und Stilleben, Seghers, Savery, Brueghel, Fyt mit ihren Blumen, Vögeln, Fischen, Wild, bereiteten gleichsam nur die festlich geschmückte, üppige Tafel, zu der Rubens seine Gestalten schreiten ließ.

Über der vollblütigen Antwerpener Kunst lag wie ein warmer Sonnenkuß die segnende Kraft des Südens. Schon zu den Zeiten des Massys und Mabuse verschwor sich die farbentrunkene flandrische Künstlerschaft, daß für den Maler kein ander Heil in der Welt sei denn in Italien, und nun erfüllte Rubens den Jahrhunderttraum. Der flämische Recke tauchte seine Waffen in das Blut der venezianischen Renaissance. Nun quoll und leuchtete es feierlich durch seine strotzende Kunst: Tizians purpurströmendes Rot und Veroneses bräunliches Gold.

Die Erziehung, die Rubens auf Antwerpen übte, wiederholte vielleicht im kleinen der alte Teniers an seinem Sohn. Wie manchesmal, wenn dieser heimkehrend von den Taten des großen Rubens erzählte, mag der Alte seine Erinnerungen an Italien, an Rom ausgekramt haben. Ja, in Rom war er gewesen als Schüler des jungen germanischen Stammesgenossen Elsheimer, der dort seinen echt deutschen Hang zu phantastischen Naturträumereien unter der römischen Sonne ausreifen ließ. Dieser rheinfränkische Landschaftsromantiker, dessen auf sanfte, liebliche Harmonien gerichteter Sinn im Figürlichen nicht über arkadische Hirten- und Götterszenen hinausging, bot vielleicht dem begrenzten Talent seines flämischen Schülers die geeignetste Stütze im Wirbel der römischen Eindrücke, die — man denke an die Sixtinische Kapelle, die vatikanischen Stanzen und die damals gerade im Entstehen begriffenen heroischen Fresken der Brüder Caracci im Palazzo Farnese! — auf eine mittelmäßige Begabung eher erdrückend als fördernd wirken mußten.

Als David Teniers der Ältere heimkehrte, malte er in Elsheimers Art und schloß sich bald darauf der alleinseligmachenden Malweise des großen Rubens an, ohne freilich den einen wie den andern je zu erreichen. Götter, Nymphen und Satyrn belebten nach römischem Geschmack seine Landschaften, aber es wurde mehr und mehr nur ein spukhaftes Wesen, das sie in ihnen trieben, und diese Landschaften selbst, diese Grotten, Schluchten, Felsentäler verloren



mehr und mehr von italischer Art; Bosch und Brueghel boten Patenschaft — plötzlich war er da, der bekannte Alte in seiner muffigen Höhle, der Lieblingsheilige des nordischen Humors, St. Antonius mit seinen lustigen germanischen Zwickteufeln.

So weit standen die Dinge, als der berühmtere Sohn, den die Kunstgeschichte als den jüngeren David Teniers bezeichnet, am 15. Dezember 1610 geboren wurde. Rubens und Rom mögen die Schlagworte seiner künstlerischen Erziehung gewesen sein, vielleicht gerade deshalb die Sehnsucht nach etwas ganz anderem, etwas ganz Entgegengesetztem in ihm weckend. Und es kam — in der Gestalt eines Trunkenbolds aus Haarlem, eines bramarbasierenden Rauf- und Saufbruders aus der Schule des tollen Frans Hals, eines Genies sondergleichen. Adriaen Brouwer hieß der Mensch. An den schloß sich der junge Teniers an. Er ließ sich von ihm in die wüstesten Kneipen schleppen, ließ sich von ihm die Augen öffnen für den Reiz der dumpfen, dunstigen Stuben des Volks, den Wirtshauslärm, die unartikulierte Derbheit der Bauern, Soldaten, Handwerker beim Würfelspiel, Schmaus, Raufen, Saufen und Poussieren. Mit einer heroischen Roheit entriß Brouwer diese Dinge der Wirklichkeit, machte sie künstlerisch. Ohne Schminke und beschönigende Korrektur. Nein, gerade das Unmittelbare, die suggestive Kraft der Drastik, der wilde Humor — das war es, was er aufgriff. Das Sittenbild, früher — schon im Mittelalter — anmutig, geistreich, auch ironisch, wurde bei ihm zu einer Art gemaltem Volksepos, rein dichterisch ohne Tendenz; aber mit einem starken Stimmungsgehalt, der sich lediglich aus der Situation heraus ergab. Brouwer wußte zu faszinieren. Ein roher Faustschlag beim Würfelspiel, ein derber Griff nach der Schenkmagd, ein Knie, das sich auf den Nacken des Gegners drückt, eine Grimasse der Wut, des Hohnes, der Wildheit — das sind seine Motive, die er auffängt und festhält, das sind die Gegenstände seiner Bilder, und alles Drumherum läßt er als unwesentlich versinken, dazu paßt ihm der Rauch und Dampf und die Halbdämmerung in den niedrigen Wirtsstuben, da kann er hinein verschwinden lassen und herausholen, was er will.

Eine ganz andre Kunst als die des Rubens und seiner Schule! Man kann sich denken, daß Brouwer Staunen erregte. Aber — Rubens, der keinen Neid kannte, schätzte ihn. Das schuf ihm Freunde. Freunde, die ihm seine Schulden bezahlten.

Teniers, der ein wohlerzogener Mann war, hatte sicherlich an dem Menschen Brouwer keinerlei Gefallen, dessen elementare und rücksichtslose Originalität leicht abstieß. Aber künstlerisch war dieser Mann eine Offenbarung für ihn. Während Rubens in Brouwer nur das anders geartete Genie erkannte und achtete, verstand Teniers diese Erscheinung als den Bahnbrecher einer Richtung, die einem jungen Talent mehr Chancen bot als die Rubensschule. Mit Rubens war ein Höhepunkt erreicht — das mußte der Antwerpener Künstlerschaft damals schon klar sein —, der keine Aufwärtsentwicklung mehr möglich machte. Es zeugt von künstlerischer Weisheit, daß Teniers sich zunächst dem Gegenpol zuwandte.

Ein paar Jahre tat er es sklavisch. Begleitet von raschen Erfolgen. Dann starb Brouwer, verkommen und verschuldet. Von da an ging Teniers seinen eigenen Weg. Und nun zeigte es sich: so viel er von Brouwer gelernt, er war ein andrer. Er malte dieselben Motive; aber erzielte andre Wirkungen damit. Viel deutlicher treten bei ihm die Gegenstände vor den Beschauer, tausend Einzelheiten spielen für den Gesamteindruck mit. Die Dämmerung in seinen Stuben ist so fein, daß man stets noch die Narben in den Holzpfosten der Türen, die Muster auf den Krügen und Kannen — vielfach Frechener und Siegburger Steinzeug —, die Ablauftropfen an den Talgkerzen, all die vielen Töpfe und Flaschen auf den Wandbrettern, die Eßwaren auf dem Tisch oder in der Pfanne am offenen Feuer aufs beste unterscheiden kann. Unser Augenmerk wird auch nirgends gewaltsam auf eine bestimmte Szene oder Situation gelenkt. Meist sind der Gruppen mehrere, so daß wir ein Bild behaglich durchwandern müssen, bis wir sagen können, daß wir es ganz gesehen. Die Stimmung ist breiter, gemütlicher als bei Brouwer. Teniers hat nicht den leidenschaftlichen Impuls, das jähe Erfassen des Moments; aber er ist

ein außerordentlicher Beobachter. Man kann sich denken, wie, während Brouwer sich in Stimmung trank und in halbem Rausch nach dem Pinsel griff, um genial zu improvisieren, Teniers nüchtern daneben saß, in seinem Gedächtnis alle die Menschen und Dinge um sich notierte und endlich mit den Ideen für ein Dutzend Bilder, für die er auch schon Käufer wußte, befriedigt nach Hause ging. Seine Wirtshausszenen entstanden in seinem Atelier. Man sieht es an der Verwandtschaft der Anordnungen, an dem bestimmten Vorrat von Möbeln und Geräten. Eine Szene nach der Natur skizziert, bot Stoff zu einigen Dutzend Gemälden, die zu Hause ausgeführt werden konnten. Ein Thema, lediglich durch Umstellung der Figuren und Gegenstände variiert. So entstanden die zahllosen Raucher, Trinker, Puffspieler, tanzenden Bauern, Alchimisten und Quacksalber.

Ein geringeres Talent wäre auch auf diesem Wege rettungslos dem Untergang preisgegeben gewesen. Für Teniers bestand diese Gefahr nicht. Er war jung und ehrgeizig. Da er sein großes technisches Können sich rasch und mühelos erwarb, konnte es den am Anfang seiner Laufbahn Stehenden nicht befriedigen. Die frühen Erfolge sättigten nicht, sie spornten. So hütete er sich vor Verflachung, ohne doch je darauf zu verzichten, das zu malen, was dem Publikum gefiel. Es muß ihm Freude bereitet haben, mit seiner kleinen, feinen Kunst neben dem großen Rubens zu bestehen. Auch äußerlich, materiell. Man darf nicht vergessen, Rubens, der Malerfürst, er war nicht bloß der rein künstlerische Mittelpunkt, er war die Kultur von Antwerpen. Und darin strebte ihm Teniers nach, denn in Teniers lag der Adel jenes echten Künstlertums, dessen Lebensbedingung ein Dasein in Schönheit ist. Teniers war eine ästhetische Natur. Er wollte nicht bloß schaffen, er wollte auch genießen. Das Leben um ihn mußte seine steigernden Forderungen erfüllen, wenn es ihn nicht lähmen sollte. Und es erfüllte sie. Solche Menschen erreichen ihr Ziel. Teniers gelang es, sich gesellschaftlich an Rubens anzuschließen. Rubens Mündel, Anna Brueghel, wurde seine Frau. Anna war die Tochter des sogenannten Sammet-Brueghel, der um des Rubens Madonnen und Putten schimmernde Blumengewinde malte. Des jungen Teniers Knabenerinnerungen gingen um den stets in Samt gekleideten Mann. Die Tochter besaß, nach den Bildnissen Teniers zu urteilen, etwas Vornehmes. Ihr Reiz lag in jener satten Anmut, wie sie Frauen haben, in deren Elternhaus Wohlhabenheit und Geschmack herrscht. Ein solches Heim schuf sie sicherlich auch ihrem Gatten. Die Beziehungen zur Familie Rubens waren die denkbar freundschaftlichsten. In Teniers Heiratsurkunde finden wir Rubens als Trauzeugen und zu dem ersten Kinde, das Frau Anna ihrem Gatten (1638) schenkte, stand Helene Fourment Patin. Der Malerfürst verbrachte damals die Sommermonate auf dem Schloß van Steen bei Mecheln, einem prachtvollen alten Rittersitz mit weiten Wiesen, Wälder und Pachthöfe umfassenden Ländereien, den er sich wenige Jahre vorher, 1635, gekauft hatte. Wir dürfen annehmen, daß Teniers dort gelegentlich sein Gast war.

Es war nicht bloß der Kreis einer vornehmen Künstlerschaft, sondern auch der eines kunstsinnigen Laientums, in dem der junge Meister verkehrte. Das gebildete Antwerpen drängte sich um ihn. War er auch kein Rubens, so erfreute er sich doch wachsender Beliebtheit als Mensch und Künstler. Er hielt immer, was er versprach, enttäuschte nie. Und was besonders für ihn einnahm, seine Kunst, die so tief ins Volksleben drang, sich nur in diesem bewegte, sie hielt sich immer auf der Stufe der — sagen wir Salonfähigkeit. Während die übrigen Bauernmaler mehr oder minder alle unter dieser Linie blieben, wahrte Teniers hierin streng den Anschluß an die Großmeister Rubens, Dyck, Massys, an die eigentlichste Antwerpener Kunst, in der von jeher Vornehmheit und kultivierter Geschmack Tradition war. Wir haben nie das Gefühl, daß er sich in dem wüsten Treiben, das er schilderte, verlor; nie, daß er die Leidenschaften, die er an andern darstellte, je an sich selbst erfahren hätte. Er bleibt immer der Ruhige, der Feine, der Besonnene; aber dadurch auch der Überlegene. Seine Gemälde sind anmutig zusammengefaßte Plaudereien für Gebildete über das Thema: Volk. Immer hält er eine gewisse Distanz zwischen sich und der Welt seiner Darstellungen. Am bezeichnendsten hierfür ist sein Selbstbildnis im Wirtshaus



(Dresden, Kgl. Galerie). Man hat die Empfindung, da habe er einmal seinen Freunden und Gönnern die artige Überraschung bereiten wollen, sich selbst inmitten seiner „Objekte“ zu zeigen. Aber er hat seinen Stuhl weit aus ihrer Mitte hinausgeschoben. Ganz allein sitzt er in einem stillen, kühlen Gastzimmer vor der obligaten Tonne, die als Tisch dient. Nur der ihn bedienende Wirt steht neben ihm. Die andern schmausen und qualmen draußen in der rauchigen Bauernstube. Teniers ist vornehm in Wesen und Kleidung. Man erkennt in ihm den Herrn vom Stande, der in einer solchen Kneipe eine Ausnahmeerscheinung ist und auch als solche behandelt wird. Welcher der lümmeligen Zechbrüder würde es wagen, sich zu ihm zu setzen! Er aber beobachtet sie von seinem stillen Platz aus, und jetzt eben im Augenblick grüßt er aus dem Bilde heraus und hebt das Glas. Er bringt es dem Beschauer.

Die Feinheit, die Anmut dieser Szene schließt uns den ganzen Teniers auf, wie er war und blieb. Er weiß in alle seine Darbietungen so viel Geschmack zu legen, daß das Unbedeutendste unter seinen Händen reizvoll wird.

Zu seinen frühen Werken gehören etliche Gesellschaftsbilder, nach denen man hätte erwarten mögen, dies würde das Hauptgebiet des Künstlers werden. Am bekanntesten davon wurden „Die fünf Sinne“. (Museum, Brüssel.) Ein Gesellschaftsstück als Allegorie. Die Allegorien, die im vorhergehenden Jahrhundert die mittelalterliche Symbolik hatten totschlagen helfen, waren überlebt und flüchteten im Barock vorwiegend in das Gebiet der dekorativen Kunst, wo sie noch eine ansehnliche Rolle spielten. Teniers erfand eine neue Möglichkeit, ein allegorisches Thema dem Zeitgeschmack anzupassen. Die fünf Sinne werden durch eine Gesellschaft dargestellt. Gesicht und Gehör durch einen lesenden und einen musizierenden jungen Mann, Geruch durch eine den Duft einer Frucht einatmende Dame, Geschmack in launigem Doppelsinn durch einen Stutzer, der sich Wein einschenken läßt und zugleich auf eine uns den Rücken wendende Dame schielt, den Beschauer im Zweifel lassend, ob sein Geschmack zu loben sei. An diese Dame scheint übrigens auch der Sänger sein Lied zu richten. Das Gefühl endlich, wiederum ein Doppelsinn, verkörpert ein zärtlich sich einander näherndes Liebespaar.

In solchen Szenen zeigt sich Teniers als ein feiner Humorist und in der ganzen Art, wie er dabei das Gesellschaftsleben seiner Zeit behandelte, als vollendeter Weltmann. Dieser stark geprägte Zug seines Wesens gibt aber auch seinen Bauerndarstellungen ihre bestimmte Eigenart. Und nun merken wir, wie Teniers hierin mehr und mehr von seinem ursprünglichen Vorbild abschweift. Während Brouwer neben dem Wirtshausleben mit besonderer Vorliebe den Werktag verschiedener Gewerbe und Berufe schildert, bringt Teniers dieser Seite des Volkslebens weniger Beachtung entgegen. Auch er hat zwar den Zahnarzt, den Quacksalber, den Bader, den Barbier in seinem volkstümlichen Programm; aber er führt diese Nummern nur als Konkurrenzartikel. Sie sind eilige Nachahmungen, die neben den Originalen Brouwers doch schließlich matt wirken. Und auch die Wirtshausmotive Brouwers sind bei Teniers nur nachempfunden. Der Kreis der täglichen Stammgäste, in dem sich Brouwer so wohl fühlte, verliert sich mehr und mehr bei Teniers und an seine Stelle tritt — das Sonntagspublikum. Der Werktag weicht zurück, das Fest beginnt. Und damit schließen sich die Türen der niedrigen, muffigen Stuben und das freie Land tut sich auf. Der Platz unter Bäumen vor dem dörflichen Wirtshaus mit weiter Aussicht auf Kirchtürme, Schlösser, fruchtbares Gelände. Der Arbeitskittel verschwindet und der Sonntagsstaat kommt zum Vorschein und mit ihm die Freude, das echt flämische Volkselement, die überschäumende Lebensfreude.

Bei Brouwer ist das Volk mehr unter sich; Teniers zeigt es so, wie die höhern Kreise es kennen lernen und kennen lernen wollen. Hier haftet bei ihm noch ein Rest mittelalterlichen Gefühls, wo der Bauer weniger galt als der Hund eines vornehmen Herrn, wo man in ihm nur den drolligen Tölpel sah, das Spielzeug des Riesenkindes Zivilisation. Warum hingen sich die vornehmen Leute Bauernbilder in ihre Gemächer? Ihren Spaß wollten sie daran haben; nicht anders, warum sie sich Meerkatzen und Löwenhündchen hielten. Seele und seelische Pro-

bleme, wie sie die Bauerndarstellungen unsrer Zeit — Millet, Thoma — bieten, hätte man damals unerträglich gefunden. Angenehm aber berührte die Gegenüberstellung der Stände. Und für dieses Motiv hatte gerade Teniers eine besonders feine Art, die es ihm sogar gestattete, auf Kosten der eleganten Welt gelegentlich witzig zu werden.

Sonntag, Kirmes, Hochzeit! In einer ganzen Gruppe von Gemälden wird dieser Stoff behandelt; Gemälden, die des Meisters eigentlichen Ruf begründeten. Es ist immer dasselbe, aber in immer neuen Abwandlungen. Ein Wirtshaus, Nachbargiebel zwischen alten Bäumen, durch ein Hoftor und über den Lattenzaun Blick auf die Dorfstraße oder ins wald- und weidenreiche Land hinaus. Und der ganze Wirtsgarten voll fröhlichem Gewimmel, bunte Gruppen an Tischen, unter den Türen und unter dem Vordach der Schenke. Auf einem Faß der obligate Dudelsackpfeifer und in der Mitte — das tanzende Volk. Köstlich sind diese Tänze zu Paaren, in Reihen, Ringel- und Kontertanz, Hupfer und Kette. Derb bäuerisch die Gebärden, Knie und Ellbogen geben die Konturen des Tanzbildes. Ein schweres Gestampfe, all die plumpen Burschen und drallen Weiber. Man meint den Tanz dröhnen zu hören. Dazu das Gelächter und Geschrei. Aber ein Rhythmus in allem, ein Rhythmus in diesem Schleifen, Springen, Hüpfen, Schlagen, diesem Hinwogen des Tanzes, Hand in Hand, und hin und her, vorwärts, rückwärts, rundherum und ein Rhythmus in der allgemeinen Stimmung der Lust, der derbnaiven Fröhlichkeit, — daß man sich angesteckt fühlt mitzulachen. Der vollkräftige Jubel und Trubel des Volksfestes hat nur wenige Meister gefunden, die ihn so lebendig, so warmblütig, mit einem so reichen Brustregister behaglicher Daseinsfreude zu schildern wußten. Und als erhöhende Note des Festbildes — die Gruppe der vornehmen Zuschauer. Es ist wohl die Schloßherrschaft mit einem Kreis von Gästen von den Nachbargütern oder der Stadt. Reichgekleidete Damen und Kavaliere. Sie sehen zu und machen sich den Spaß, ein wenig mitzutun. Besonders die Damen können es nicht lassen. Es gefällt ihnen, vor ihren männlichen Beschützern mit den Bauernlümmeln zu kokettieren. Sie machen auch einmal ein Tänzchen und es ergeben sich köstliche Situationen, in denen die bäurisch täppische Zudringlichkeit gegen den Schrecken der Wohlerzogenheit, aber auch die treuherzige Ritterlichkeit der Dörfler gegen das oft herausfordernde Gebaren der von der Kirmesstimmung animierten Damen witzig ausgespielt wird. Auf der Kirmes im „Halbmond“ (Dresden) hat ein Bursche seine Dame im Tanz zu Fall kommen lassen. Nun steht er vor ihr, den Hut in der Hand, verlegen lachend. Sie aber faßt, auf der Erde sitzen bleibend, nach seiner Hand und es bleibt ungewiß, ob sie sich von ihm in die Höhe helfen lassen oder ihn zu sich herabziehen will. Die nahe dabeistehenden Damen und Herren nehmen keine Notiz davon. Auf der Kirmes ist die gute Sitte vogelfrei.

Manchmal aber hat auch die Gegenüberstellung der Stände einen rein repräsentativen Charakter. Ein neues Motiv taucht auf: Die Herrschaft, die ihr Gut besichtigt. Und dieses Gut ist der Landsitz Dry Toren (Drei Türme) in Perck bei Mecheln, und die Herrschaft ist — der Maler selbst mit Frau und Kindern. Mit einer selbstbewußten Freude sind diese Bilder gemalt, in denen er sich inmitten seines Anfang der vierziger Jahre des Jahrhunderts erworbenen Besitzes darstellt. Immer ist er in gewähltester Kleidung, immer sind Diener und edle Hunde um ihn, einmal zeigt ihm einer der Gutsarbeiter den Geflügelbestand, ein andermal bringt ihm ein alter Fischer das Prachtstück der Beute eines Fischzugs. Bei stark ästhetischen Naturen finden wir nicht selten eine ausgeprägte Freude an Besitz. Wie sich bei manchen Menschen der Wert der Gegenstände, indem sie sie erworben, verringert, so steigt er bei jenen einerseits durch das Gefühl, sie als Eigentum zu wissen, andrerseits durch die beständige Betrachtung, Schätzung und Fürsorge, die sie ihnen nun widmen. Bei Teniers scheint diese Eigenschaft in hohem Maße vorhanden gewesen zu sein. Denn von der Zeit an, wo er als Schloßherr auftritt, kommt in seine Kunst ein freierer, größerer Ausdruck. Seine Auffassung vertieft sich nach der Seite des Gegenständlichen hin. Was man früher bei ihm entbehrte, eine gewisse Herzlichkeit, schlägt durch. Das ehrgeizige Ringen nach Erfolg verdrängt eine warm aufquellende

Liebe zu den Dingen. In dieser Zeit nimmt auch das Landschaftliche einen immer größeren Raum bei ihm ein. Die schönen Bäume, die Eichen und Birken, von denen jedes Blättlein goldbräunlich leuchtend wider den sanftblauen Himmel steht, die umbuschten Kirchtürme und Dorfhäuser, der immer weiter sich öffnende Blick in das reiche Gehügel der an Reizen reichen flämischen Landschaft — das alles malt er jetzt mit wacher Seele, die sich gleichsam mehr und mehr für die Schönheit der Dinge erschließt. Es scheint, als ob etwas von dem Geist des Rubens in ihn übergegangen wäre. Was bei jenem so allmächtig wirkte, das reiche, innere Glücksgefühl, es flutet hier in stillerem Wellengang aus.

Rubens starb; aus England kam bald danach die Nachricht vom Hinscheiden van Dycks. So begann das Jahrzehnt 1640—50, in dem Teniers Stern strahlend aufging. Das Interesse der Kunstfreunde wandte sich jetzt stärker dem Genre zu, denn das großfigurige religiöse und mythologische Bild galt als das durch Rubens zu Ende behandelte Thema. Die Kirchen und Schlösser waren mit diesen Riesenschöpfungen gefüllt, aber Raum genug blieb noch in den Kunstkammern der Adeligen und an den Wänden der feinbürgerlichen Wohnhäuser für jene kleinen, anspruchslosen Schöpfungen, in denen Teniers so vortrefflich den Geschmack seiner Käufer zu erraten wußte. Es war eine Welt stillen Genießens, die er ihnen aufschloß. Die Welt des Volkes, der einfachen, ländlichen Freuden. In diesen Gesamtton geht auch endlich die Einzelerscheinung der Gestalten über. Die aus der Brouwerschule übernommene knorrige Häßlichkeit mildert sich; auch das Rohe weist sanftere Bildungen. Aber zugleich verliert sich auch das Interesse für die einzelne Figur. Ein „Bauerntanz", heute in Wien, zeigt uns die Tanzenden nur mehr als eine Flutwelle hinwogender Masse, die sich in langer Zeile über den Dorfplatz bewegt, während im Vordergrund einige Dorfhunde und Hühnervolk mit aller Ausführlichkeit hingestrichelt sind. In dem prächtigen Doelenstück, „Das Fest der Bogenschützen auf dem großen Platz zu Antwerpen" (Petersburg, Eremitage), werden die Schützen ganz als einheitliche Masse behandelt, schon nahezu nur mehr als Maßstab für das großartige Architekturbild, das aus den Häuserfluchten des Marktplatzes und der in ihn mündenden Gasse entwickelt ist. Dieses Streben, die Einzelwerte in Gesamtwerte aufzulösen, führte naturgemäß auch zu einer Vereinheitlichung in der farbigen Wiedergabe. Die früher stumpfen, braunen Töne steigerten sich in ein warm goldiges Kolorit. Jetzt stand Teniers auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Er wurde Mode. Sein Vater und ein jüngerer, ebenfalls zur Malerei sich heranbildender Bruder, Abraham, bemühen sich, in seiner Art zu malen, da sie sehen, daß man damit sein Glück macht. Die Antwerpener Gilde ernennt ihn zum Dekan. Die vornehmste Gesellschaft der Stadt, die Rederykskammer der Violier, in der sich das schöngeistige Antwerpen trifft, zählt ihn zu den gefeiertsten Mitgliedern. Man schätzt ihn als den geistreichsten Maler der Zeit. Er ist der Vermittler des Volkstümlichen, der ländlichen Idylle — schon beginnt der Rokokogeschmack sich anzukündigen! — und endlich darf er sich erlauben, einmal reine Humoristika aufzutischen. Das sind seine Antonius- und Affenbilder. Die Versuchungen des heiligen Antonius waren ein traditioneller Gegenstand der flämischen Kunst und insbesondere Hausgut der Familie Teniers-Brueghel. Der Meister brauchte nur gewohnte Erinnerungen niederzuschreiben. Die mächtigen Höhlenformen, in denen er seine Antoniusszenen entrollt, stammen noch aus der italienisierenden Landschaftsromantik seines Vaters. Der mystisch-zoologische Chorus der Frösche, Dorsche, Fledermäuse, Vögel, Igel, Tierskelette, all der tierischen Kompositionsdämonen, die auf den wackern alten Eremiten einstürmen, ihm die Höhle verpesten, mit Zischen und Pfauchen durch die Luft tournieren, Trichter auf den gebleichten Totenschädeln, selbst Ungeheuer auf Ungeheuer reitend, Besen schwingend, Dudelsack oder Trompete blasend, Trompete, die als verlängerte Nasenform festgewachsen ist, — all dieser, von der Phantasie des Mittelalters geborene und als Rest vergangener Anschauungsweise im Gedächtnis haften gebliebene Höllenspuk ist ebenfalls überkommenes Erbe vom Vater und noch mehr vom Onkel Pieter Brueghel, der im Gegensatz zu dem blumenmalenden Bruder, Annas Vater, mit besondrer Lust so viel greuliches

Spukwerk malte, daß er den wahren Gottseibeiunsnamen Höllenbrueghel erhielt. Die Szene ist bei Teniers immer dieselbe. Eine schöne, modisch gekleidete Dame mit Vogelfüßen tritt, geführt von einer gehörnten Kupplerin, mit einem Kelch Wein auf den Heiligen zu, der, von den flinken Zwickteufeln aufs ärgste in seiner Beschaulichkeit gestört, mit nicht zu unterdrückendem Wohlgefallen auf die Verführerin blickt. Am Eingang der Höhle hockt manchmal ein boshaft lachender Kerl, der mit den Augen lustig auf den Beschauer herauszwinkert, als wolle er sagen: So war's, wenn es nachher auch anders erzählt wird!

Ein andrer Gegenstand des Teniersschen Humors sind die Affendarstellungen. Der Meister, der einen so scharfen Blick für das Charakteristische der Erscheinungen hatte, mußte naturgemäß gelegentlich eine Neigung zur Satire in sich verspüren, und da waren es die Wunderlichkeiten des Affenvolkes, die ihm die meiste Anregung gaben, in ihnen menschliches Tun glossierend zu bespiegeln. Affen waren damals die Modetiere der eleganten Welt; auch auf der Teniersschen Schloßterrasse tummelte sich einer. Die Niederländer hatten von jeher Vorliebe für das Überseeische. Teniers gefiel es, die Herren Affen als schneidige Soldaten, Raucher, Zecher, Musikanten darzustellen. Mit großen Hüten und Baretten, von weißen Federn wallend, Soldatenmänteln, Waffen und Gürteltaschen aufs putzigste ausstaffiert, führt er sie im Wirtshaus, in der Küche, im Musikzimmer vor, in famosen Gruppen, rauchend, fressend, tostierend, bramarbasierend — dasselbe Volk wie seine Menschen. Beim Konzert zieht er auch noch Katzen herbei, die nach Noten miauen. Das originellste dieser Bilder ist der Affe als Bildhauer. Vielleicht wollte Teniers der Mitwelt sagen, daß es auch in der Kunst eine Affenkunst gäbe.

* * *

Um die Jahrhundertmitte trat in des Meisters Leben eine Wandlung. Der damalige Statthalter der Niederlande, Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich, vormaliger Bischof und Erzbischof in sechs deutschen Diözesen, Hochmeister des Deutschordens und streitbarer Kriegsherr in zahlreichen Kämpfen wider die Schweden, entfaltete in Brüssel einen glanzvollen Hof, an dem die schönen Künste und Wissenschaften der liebevollsten Pflege sicher waren. Brüssel blühte auf, während Antwerpen niederging. Teniers lockte die Sonnenwärme fürstlicher Gunst. Erst ein oft gesehener Gast, siedelte er endlich ganz nach Brüssel über. Leopold Wilhelm wußte ihn zu schätzen. Er gab ihm ein Hofamt und hielt ihn mit mannigfachen Aufträgen, die neben rein künstlerischer zuweilen auch kunsthändlerischer Art waren, in seiner Nähe. Teniers mußte bei der Anlage der prachtvollen Kunstsammlungen, für die der Erzherzog regen Eifer zeigte, behilflich sein, mußte alte Meister kopieren, mußte die Galerie des Erzherzogs — eine neue originelle Mode! — malen. Es scheint, daß er in künstlerischen Dingen bald der unentbehrliche Berater am Hofe wurde. In dieser Zeit weicht der Goldton in seinen Gemälden, und an seine Stelle tritt ein vornehm kühler Silberglanz. Die „Galerie"bilder zeigen Teniers auf der Höhe des Virtuosentums. Es ist eine eigentümliche Idee, in einem Bilde Bilder darzustellen. Gewöhnlich helfen sich die Maler mit skizzenhaften Andeutungen darüber weg. Aber Teniers hat Stück für Stück kopiert. So genaue Kopien, daß er später danach Kupferstiche anfertigen ließ und diese in einem Werke herausgab. Wir sehen in die schönen Räume der erzherzoglichen Galerie. Die Wände sind bis zur Decke hinauf mit Gemälden bepflastert. Tizian, Giorgione, Tintoretto, Catena, Veronese, Ribera, Velasquez, Rubens. Leicht erkennt man die Hände der Maler. Bis aufs kleinste ging der Meister jeder Eigenart der einzelnen nach. Im Vordergrund gefiel es ihm dann meist, eine kleine Gruppe anzubringen, worin er selbst eine gute Figur macht. Einmal sehen wir ihn mit dem Erzherzog an einem mit Kunstwerken bedeckten Tisch stehen, einige Skizzen herzeigend (Brüssel, Museum); ein andermal vor der Malerstaffelei sitzen, einen Bauern malend (München, Pinakothek). Seine Kopierarbeit nötigte ihn wohl, zeitweise seine Werkstatt ganz in die Galerie zu verlegen, und so kam es denn auch, daß er hier an seinen ländlichen Genrebildern weiterarbeitete. Hier hielt Leopold Wilhelm mit dem geistvollen Künstler, der ein trefflicher Gesellschafter war, manche Plauderstunde. Hier

erschien wohl manchesmal auch die schöngeistige Tochter Gustav Adolfs, Christine von Schweden, die damals, unmittelbar nachdem sie die schwedische Krone niedergelegt (1654), in Brüssel weilte, wo sie heimlich zum Katholizismus übertrat. Die ehemalige Königin, die neben Philosophie und Literatur auch den bildenden Künsten stets eine besondre Aufmerksamkeit widmete, schenkte dem gefeierten Meister in hohem Maße ihre Gunst. Und die Rolle eines Günstlings spielte Teniers auch unter Don Juan d' Austria, dem natürlichen Sohn Philipps IV., der nach Leopold Wilhelm die Staathalterschaft übernahm. Man sagt, Don Juan sei sein Schüler gewesen; doch ist kaum anzunehmen, daß der in Kriegswirren vielbeschäftigte Mann viel Zeit fand, Malunterricht zu nehmen. Dagegen scheint er ihm gute Empfehlungen nach Spanien geschrieben zu haben, denn um diese Zeit tritt Philipp IV. als der Hauptgönner des Meisters in den Vordergrund.

Langsam senkte sich dann Teniers Stern. Der Künstler erlahmte. Er mochte es selbst fühlen. Mit einer Leidenschaftlichkeit, die ans Lächerliche grenzt, klammerte er sich jetzt an den äußerlichen Erfolg. Schon früher hatte er sich eigenmächtig das Adelsprädikat zugelegt und war damit einmal in eine peinliche Untersuchung geraten, die nicht zu seinen Gunsten endete. Jetzt suchte er den Hof des Statthalters und des Königs von Spanien in Bewegung zu setzen, um die Erlaubnis, ein Wappen führen zu dürfen. Sei es, daß man sich an dieser Schwäche des Künstlers weidete, sei es, daß Teniers eben doch nicht mehr die Rolle spielte, in der er sich noch fühlte, man machte ihm Schwierigkeiten, verlangte, er dürfe als Adeliger keine Bilder mehr verkaufen. Und Teniers trieb Kunsthandel, nicht nur mit eignen, sondern auch mit Werken alter Meister. Seine auf eine reiche Lebensführung gerichteten Ansprüche zwangen ihn dazu. So wurde der Kampf um den Adel ein langwieriger. Aber endlich, nach heißen Mühen, ging der Künstler doch als Sieger hervor, — sein Grab schmückt ein Wappen. Ein adeliges Fräulein auch war es, Isabella de Fren, die dem im Jahre 1656 verwitweten Künstler die Hand zum Bund für Leben reichte. Schon wenige Monate nach dem Tode der ersten Frau schloß Teniers diese neue Ehe. Man sagt, materielle Gründe seien dafür maßgebend gewesen.

Anfang der sechziger Jahre hören wir Teniers Namen in einer größeren öffentlichen Angelegenheit. Es betraf die Gründung einer Akademie in Antwerpen. Die Idee ging von Teniers aus. Er glaubte, mit der Einrichtung einer Akademie, wie sie damals in Rom und Paris und seit kurzem unter Sandrart in Nürnberg bestand, den Niedergang Antwerpens als Kunststadt aufhalten zu können. Eine Akademie bedeutete die Trennung der Künstlerschaft vom Handwerkertum, den Bruch mit dem alten Zunftwesen. Die Folge lehrte, daß die Kunst eigentlich keinen Gewinn davon hatte. Aber für die soziale Stellung der Künstler war sie eine zeitgemäße Forderung, und ihre Errichtung, die 1663/65 zustande kam, muß demnach Teniers, der unermüdlich an ihrem Gedeihen arbeitete, als ein Verdienst angerechnet werden.

Nicht so glücklich wie die Manneszeit gestaltete sich für den verdienten Meister das Alter. Kleinliche Erbzwistigkeiten zwischen seinen Kindern — es waren ihm aus seinen beiden Ehen zusammen elf entsprossen — trübten seine letzten Jahrzehnte. Auch die wachsende Teilnahmslosigkeit des Hofes mochte für den einst gefeierten Mann empfindlich sein. Immer ausschließlicher sehen wir ihn sich in dieser Zeit mit dem geschäftlichen Teil des Kunstberufs befassen. Eine Anekdote will sogar wissen, daß er sich einmal für tot ausgegeben habe, um für seine Bilder höhere Preise zu erzielen. Geldverdienen scheint dem einsamen Greis, der mit seinen Kindern im Prozeß lebte, das letzte Vergnügen gewesen zu sein. Er starb, ein Halbvergessener, am 25. April 1690.

Mela Escherich

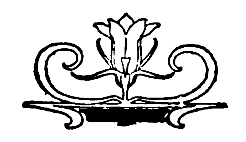


Chardin

Spricht man von der französischen Kunst des 18. Jahrhunderts, so denkt man im allgemeinen gewiß zuerst an jenes leichtbeschwingte Rokokovölkchen, jene entzückenden Reifrockdämchen und liebegirrenden galanten Kavaliere, die immer heiter und guter Dinge miteinander ein ebenso kapriziöses neckisches als liebenswürdig graziöses Spiel trieben. Man denkt jener losen, ja charakterlosen Zeit, die wir ernsten, gesetzten Deutschen nie erlebt, die wir angesichts der gemalten Überlieferungen nur mit einer stillen Sehnsucht nachzuempfinden vermögen. Jener Tage lachenden Sonnenscheins, heiterer, ausgelassenster Sorglosigkeit, die in den Werken der Watteau und Lancret, der Fragonard und Pater ein glänzendes Spiegelbild fanden. Und man denkt wohl auch an die von der schwülen Atmosphäre süßer Sinnlichkeit, berauschender Üppigkeit umschwängerte Kunst der Boucher und anderer, die in Anlehnung an die antike Mythologie wahre Orgien feierten. Die abhold jedes ernsten Einschlages auf dem Boden einer frivolen, verweichlichten Leichtlebigkeit die freieste, sinnenverwirrendste Kunst kultivierten, die je geblüht hat. Und erst wenn all diese Meister der Fêtes galantes, der charmanten Unzweideutigkeiten, die sie mit so viel Geschick und Grazie zu servieren verstanden, die Erinnerung passiert haben, dann tauchen auch einige Künstler auf, die für ein gewisses wohlanständiges bürgerliches Genre zu haben waren und es als künstlerischen Vorwurf würdig fanden. Der köstlichsten einer unter ihnen ist Jean Baptiste Simeon Chardin, der als Sohn eines Pariser Tischlers geboren, aufgewachsen in der Umgebung eines gesitteten Hauswesens, in Nikolaus Cuypel einen tüchtigen Lehrer fand. Chardins Begabung war ohne Zweifel eine große, die ihn ebenso befähigt hätte wie seine leichter gearteten Zeitgenossen, mit dem Blendwerk äußerer Virtuosität im Sinne dieser ancien régime-Kunst zu schaffen und Ruhm und Reichtum zu erwerben. Aber sein schlichter, ehrlicher Sinn trotzte allen verlockenden Schnörkeleien und kindlichen Spielereien, und seine Palette widerstand dem verführerischen, seichten Schwelgen in Farben und Tönen, die nur der Deckmantel stark erotischer Phantasien, lasziver Denkungsarten sein konnten. Er ließ die Maler der Werke, die heute von den Wänden der Galerien herabgrüßend in uns ein Gefühl aufsteigender toller Lebenslust und Freude und wehmütiger Resignation auslösen, ihre oft schlüpfrigen Wege wandeln und ging den seinen, der ihn in die stillen Winkel des bürgerlichen Alltags blicken ließ. Dorthin, wo sich, umwoben von friedlicher Behaglichkeit, das Leben und Weben einer kleinbürgerlichen guten, braven Welt abspielte. Entwickelt zu einem Zustandsschilderer ersten Ranges, dessen Technik, wenn auch vielleicht etwas schwerer als die seiner Contemporaine, doch ganz original, im Karnat fein und delikat, im Gesamtkolorit durchaus harmonisch ist, so schöpft Chardin seine Stoffe aus dem ihn umgebenden Kreise und wird nicht müde, Interieurs und Küchen mit appetitlichen Hausfrauen und lieben Kindern zu malen, die er hier und da zu reizenden Familienidyllen anwachsen läßt. Durchaus malerisch in der Auffassung und in der Darstellung der Farbe und des Lichtes mit seinem feinen Dämmern und Weben im Raume, da und dort einmal ein energisches Gelb oder Rot als Dominante in den Vordergrund drängend, so atmen alle seine Bilder den Geist und die Kraft einer liebenswürdigen Künstlerpersönlichkeit aus, die bei aller scheinbaren Schlichtheit der Träger eines feinnervigen Geschmackes ist. Trotz der meist beschränkten Formate eine Großzügigkeit der Komposition und der technischen Probleme, die verblüfft. Und wenn auch seine vornehmste Eigenschaft eine gewisse kühle Sachlichkeit ist, so steigert er seine Farben doch gern einmal zu leuchtender Brillanz, stellt das satte Grün einer Frauenbluse in reizvollen Kontrast zur knallgelben Schürze, um mit der ihm eigenen Bravour zu guter Letzt doch einen vollkommen harmonischen Zusammenklang des Ganzen herbeizuführen. Die meisten der Chardinschen Bilder sind im Louvre zu sehen. Bei der Toilette, die Wäscherin, der Unterricht im Sticken und wie sie alle heißen mögen, das sind die Sujets, die er mit schlichter Innigkeit, frischer Natür-

lichkeit und eindringlicher Charakteristik malt. Mit einer Liebe, die auch den nebensächlichsten Dingen interessiert gegenübersteht, wird alles notiert, werden Kleinigkeiten zu Wichtigkeiten erhoben. Und dabei doch immer der große, fast impressionistische Zug gewahrt, der manche seiner Werke zu wahren Prachtstücken stempelt. Die köstlichsten der Chardinkollektion im Louvre sind das Tischgebet und das Kartenhaus. Hier wie dort fesselt die, man möchte sagen, impulsive Zufälligkeit, aus der die Kompositionen entstanden sind. Dort, wo die beiden reizenden kleinen Göhren sich anschicken, ihr Vaterunser zu sprechen, während ihre Blicke schon mit der dampfenden Suppe liebäugeln; hier, wo ein prächtiger Knabe mit altklugem, grüblerischem Sinn Kartenhäuser baut, dieselbe rührende Innigkeit und Vertiefung, die dem wahren Künstler sein Werk diktiert. Immer der geistvolle Maler, der, ohne seine Verehrung für die Niederländer zu unterschlagen, stets Eigenschöpfer bleibt. Stets bestrebt, das Stoffliche bei duftiger, milder Beleuchtung fein auszuarbeiten, Sammet, Plüsch, Leder oder einfacheren Stoffen unbedingt die natürliche Wirkung zu geben, besonders aber den Kindern, die bei ihm ja eine so große Rolle spielen, den eignen, naturfrischen Reiz aufzudrücken, die Naivetät ihres Denkens und Handelns treulich widerspiegeln zu lassen, das sind die Merkmale seiner Kunst, die sie so liebenswert machen. Der Vergleich mit den großen holländischen Meistern des Genrebildes liegt oft nahe. Und doch, wieviel aufrichtiger, naturwahrer sind seine Schilderungen der häuslichen Zustände bis in alle Einzelheiten hinein. Und um wie vieles echter erscheinen seine Menschen gar im Verhältnis zu den aalglatten Malereien seiner Zeitgenossen. Welche Perlen realistischer Darstellung sind die in Berlin befindlichen Bilder der „Zeichner" und die „Briefsieglerin". Wo sind einfache, aber von lebendigem Leben erfüllte Ausschnitte des Alltags mit so geistreichgenialer Flüchtigkeit auf die Leinwand geworfen worden wie hier. Hier ist kein äußeres Blenden der Erscheinung, das sich an unsere Sinne drängt, wie bei den Watteaus, Lancrets und Konsorten. Hier ist tiefinnerlich geschautes Leben, gesehen und empfunden mit dem Auge des großen Künstlers. Aber eines Bildes sei noch gedacht, das den eigentlichen Anlaß zu diesen Zeilen bot. Es gehört neben dem köstlichen „Am Schreibtisch" zu den schönsten Perlen der Wiener Liechtenstein-Galerie. „Vor dem Schulgang". Ein reizendes Bildchen, das uns an die eigene Kindheit erinnert, da uns die Mutter mit den Büchern und Frühstücksstullen bepackt mit ihrem Segen entließ. Mit allzu großem Vergnügen scheint das kleine Kerlchen seinen Weg nicht anzutreten. Aber es mag uns wohl manchmal ähnlich gegangen sein, und deshalb wollen wir nicht rechten. Die größere Freude bereitet uns doch neben dem anmutigen Inhalte seine rein künstlerische Eigenschaft und Qualität. Unsere Abbildung selbst ist nach einer geradezu prachtvollen Faksimile-Reproduktion (Kunstverlag Grauert & Zink, Berlin W.) nach dem Originale hergestellt, die wohl das Vollendetste bedeutet, was die auf einer kaum zu überbietenden Höhe angelangte Reproduktionstechnik zu leisten vermag. Und trotz der zweifachen Übertragung haben wir den vollen Eindruck des Originales. Wir sehen und empfinden, vermittelt durch die glänzende Vorlage, die ganzen Schönheiten des Bildes, die feinbelauschte Charakterschilderung der beiden Menschen, die Delikatesse der sich zu inniger Harmonie vereinenden Farben; wir sehen jeden Pinselstrich des Künstlers, die Patina des Alters und ihre teils wohltätigen, teils zerstörenden Wirkungen und haben von weiter Ferne aus den vollen Genuß eines der schönsten Werke Jean Baptiste Simeon Chardins.

Arthur Dobsky





Der evangelische Gemeindegesang

Eine kirchenmusikalische Zeitfrage · Von H. Oehlerking

Der Gemeindegesang der evangelischen Kirche ist seinem eigentlichen Wesen und seiner inneren Bestimmung nach kirchlicher Volksgesang, ein Anstimmen des Kirchenliedes, des Chorales, den die Reformation der neugegründeten Kirche als besonderes Eigentum geschenkt hat; ohne Gemeindelied ist kein evangelischer Gottesdienst denkbar. Zum evangelischen Gemeindegesang im weiteren Sinne sind die liturgischen Gesänge zu rechnen. Luther selbst hat den Choral als „Gottesdienst“ der „Gemeinde“ eingeführt, und so haben ihn auch die Kirchenordnungen aufgefaßt. Anfänglich kam nur eine geringe Anzahl von Liedern für den Gemeindegesang in Frage, die aber regelmäßig und mit großer Inbrunst, auswendig mit Kraft und Schwung gesungen wurden, z. B. zu Beginn: Komm, Heiliger Geist — Nun bitten wir den Heiligen Geist — später: Herr Jesu Christ — Liebster Jesu, wir sind hier. Jener begeisterungsvolle Gesang ließ in dem Maße nach, als der Melodien- und Liederschatz sich im Laufe der Zeit vermehrte. An Stelle der freien, allgemein und auswendig gewußten Lieder trat der Buchgesang. Bei dem Tiefstand der Volksbildung war man im Lesen nicht „läuftig“, sondern mußte sich alles zusammenbuchstabieren. Kirchliche Behörden sahen sich genötigt, zu ermahnen, nicht schnell zu singen, weil die Gemeinde nicht nachkommen könne. Die Unmittelbarkeit und Innerlichkeit des Gemeindegesanges wurde am Ende des 17. Jahrhunderts sehr geschwächt durch Lieder reflektierenden Inhalts und gebetsförmiger Betrachtung. Melodien arienartigen Charakters suchten den in einfachen Intervallen daherschreitenden Choral zu verdrängen. Die wechselnden theologischen Anschauungen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts nahmen dem Gottesdienst das ursprüngliche Gepräge und sahen ihn in wechselnder Folge als Unterweisung, Belehrung oder Bekehrung der versammelten Gemeinde an. Am verhängnisvollsten jedoch wurde das Eindringen der kirchlichen Kunstmusik; der Gemeindegesang wurde durch die Figural-

musik gänzlich verkümmert. Schon 1695 mußte ein württembergisches Generalsynodalreskript den Choral in besonderen Schutz nehmen. Wie sehr sein Ansehen gelitten, bezeugt am besten ein Ausspruch des bekannten 1764 in Hamburg gestorbenen Musikdirektors Mattheson: die Choräle können so wenig musikalisch heißen, als wenig man die Leute, so in der Kirche mitsingen, „musicos“ nennen könne. Gegen solch scharfe Angriffe aus Fachkreisen (Mattheson war am Dom zu Hamburg Kirchenmusikdirektor) galt es, den Choral öffentlich zu verteidigen, wie es z. B. 1747 durch eine Ulmische Kirchenordnung geschah. Seiner einstigen Wertschätzung erfreut sich auch heute der Choral noch nicht überall: bei Geistlichen und Laien gilt er hier und da noch immer nur als Beigabe zur Predigt. Unter diesem Gesichtspunkt ist es zu erklären, wie jene seichten Lieder aus England und Amerika Eingang bei uns finden konnten. Das wirksamste Mittel, sie zu bekämpfen, ist, der Erkenntnis Raum zu geben: der Choralgesang seitens der Gemeinde ist ein Stück Gottesdienst. In praktischer Hinsicht wären Gebets-, Gemeinsamkeits-(Glaubens-, Lob- und Dank-)lieder bei gottesdienstlichen Handlungen zu bevorzugen. — Sucht man weitere Ursachen auf, die zur Verschlechterung des Gemeindegesanges beigetragen haben, so ist es das Orgelspiel gewesen, das sehr verhängnisvoll wurde. Hand in Hand gehend mit der Vervollkommnung des Spieles und des Spielers hörte die Orgel auf, dem Gemeindegesang, der seiner historischen Entstehung nach bestimmt ausgeprägten rhythmischen Charakter trug, eine Stütze, eine Dienerin zu sein, sie suchte ihn zu beherrschen. Um den freien, volkstümlichen, rhythmischen Gang des Chorales zu wahren, wäre es nötig gewesen, „straffen“ Takt zu halten und in leicht verständlichen Harmonien zu spielen, zu begleiten. In gänzlicher Verkennung dieser Aufgabe gewöhnten sich die Organisten eine künstliche, volkstonwidrige, reich figurierte Begleitung an. Weitere Folge hiervon ist die Verwischung des ursprünglichen Zeitwertes der Choralnoten, Aufhebung des eigentlichen Rhythmus, das Aufkommen der Zwischenspiele, deren Erfindung und Darbietung den Organisten für die höchste Würde, den Probierstein ihres Könnens galt. Vor etwa 150—200 Jahren, als das Orgelspiel unter Bach, Händel, Krebs seine höchste Blütezeit feierte, gab es keinen rhythmischen Gesang mehr. Bachs Choralharmonisierung gehört der Figuralmusik, dem Kunstgesang an. Kann Bachs exegetische Weise, den Geist der Gemeindelieder musikalisch tiefsinnigst zu erklären, durch den größten Meister nicht mehr übertroffen werden, so hat sie doch mit dem Wesen des alten Chorales als kirchlichen Volksgesang nichts gemein. Zu unserer Zeit ist man wohl zu der einfacheren Harmonie zurückgekehrt, aber sonst leider auf halbem Wege stehen geblieben. Die meisten Gemeinden singen langsam, schleppend; jeder Ton erscheint fast für sich allein; durch das unverständlich lange Aushalten der Fermaten wird der innere Zusammenhang der Zeilen auseinandergerissen; gar nicht zu denken an die vielen Varianten, in denen die Melodien in den verschiedenen Provinzen und Gegenden Deutschlands erklingen. Wo aber die Melodie, der Rhythmus verzerrt, das Textverständnis verdunkelt ist, können die Herzen sich nicht erheben und erbauen. Leicht erkennbar sind die Gründe, warum es beim alten Schlendrian bleibt: hier ist die Macht der Gewohnheit, dort Indifferenz. An gewandten Organisten fehlt es der Gegenwart

auch nicht. Aber, wer hat den Mut, eigenmächtig als Organist vorzugehen? Einem Tadel, und sei er auch noch so ungerecht, wagt sich so leicht niemand auszusetzen. Am schwersten begreiflich ist der Tiefstand des Gemeindegesanges in den großen Städten, wo durchweg alle Vorbedingungen zu seiner Hebung — tüchtige Kirchenmusiker, mit allem modernen Rüstzeug ausgestattete Orgeln, gute Gesangbücher — gegeben sind.

Es drängt sich nun, nachdem die Gründe der Vernachlässigung des kirchlichen Gesanges aufgedeckt wurden, die Frage auf: Durch welche Mittel und Wege ist eine Wiederbelebung des Gemeindegesanges zu erreichen?

Zuvörderst kommt es darauf an, den Gemeindegesang als kirchlichen Volksgesang zu erkennen und demgemäß zu behandeln. Wenn er aber als solcher erscheinen soll, so muß der Choral, was Melodie und Rhythmus anbetrifft, wieder die ursprüngliche Form und Gestalt erhalten. „Im Anfang war der Rhythmus" (Hans von Bülow). Der Rhythmus bedingt die Melodie, er ist deren Seele. Bestimmt abgemessenen Takt und einen deutlichen Rhythmus sollen zunächst alle Choräle mit gleich langen Noten aufweisen, so daß sämtliche Melodietöne in dem Verhältnis von Hebung und Senkung und die einzelnen Zeilen im architektonischen Zusammenhange stehen. Daher sind die nun wohl überall ausgestorbenen Zeilenzwischenspiele und die beliebig lange auszuhaltenden Fermaten ohne Daseinsberechtigung. Dem rhythmischen Choral wird oft der Vorwurf gemacht, er biete keine Ruhepunkte, lasse nicht Zeit zum Atemholen, wirke dadurch ermüdend oder verleite zum hastigen Vorwärtsschreiten. Diese Ansicht entbehrt der Begründung. Die rhythmische Gliederung der Gesänge (Choräle) bietet die Ruhepunkte, die wie beim weltlichen Liede im richtigen Taktverhältnis zum Ganzen stehen, was beim nicht rhythmischen Choral eben nicht der Fall ist. — Das Tempo muß so genommen werden, daß die rhythmische Eigenschaft des Chorales klar ersichtlich ist. Im einzelnen wird das Tempo bestimmt durch die Grundstimmung des Liedes und der Melodie und die Zeit des Kirchenjahres. Ein Weihnachtslied erklingt frischer als ein Klagegesang zum Totenfest, ein Osterchoral erklingt lebhaft, mit hellen Stimmen. Auch sind die Strophen desselben Liedes nach dem jeweiligen Inhalt durch Tempo und Klangfarbe voneinander abzuheben. Z. B.: Bis hierher hat mich Gott gebracht: Str. 1 mäßig schnell und mittelstark, Str. 2 etwas lebhafter und mit durchdringenden Stimmen (hab Lob und Ehre, Preis und Dank), Str. 3 (hilf fernerweit, mein treuer Hort) langsam und leiser, weil hier die Bitte um ferneren Beistand in allen Stunden und an jedem Ort ausgesprochen wird. — Von Wichtigkeit für die Bestimmung des Zeitmaßes ist die räumliche Ausdehnung des Gottesdienstes. In kleineren Kirchen kann schon leichter ein belebteres Tempo angeschlagen werden als an größeren Stätten, wo die akustischen Verhältnisse ganz anders liegen. Bei unbekannten Melodien muß der vorgespielte Ton erst von der Gemeinde aufgefaßt werden, daher darf nicht so schnell gesungen werden, als wenn es sich um ein bekanntes Lied handelt. Zu beachten bleibt ferner die Zahl der Anwesenden; je größer sie ist, um so langsamer muß gesungen werden. Die Gewöhnung an ein schnelleres Zeitmaß erfordert Geduld und Mühe. Wenn geschleppt wird,

spiele man die Orgel besonders straff im Takt, setze die Akkorde ab; die Melodie tritt dann scharf hervor und prägt sich leichter ein. — Für die Wiederbelebung des kirchlichen Volksgesanges kann die Schule wertvolle Dienste leisten. Dort müßten überall dieselben Melodien geübt und selbige von den Geistlichen im Gottesdienste fleißig berücksichtigt werden. Eine gänzlich unbekannte Melodie wäre am besten erst von einem Chor — gemischter, Männer-, Frauen-, Kinderchor — wiederholt vorsingen zu lassen, dann könnte man in einem Nebengottesdienst, wo in der Regel die treuesten Kirchenbesucher sich einfinden, und zuletzt im Hauptgottesdienst einen Versuch wagen. Der Organist hätte ein solches Lied vorzubereiten durch ein eigentliches Choralvorspiel mit deutlich hervorgehobenem cantus firmus; die Harmonisierung sei recht einfach, jede Polyphonie vermieden. — Um den Charakter der Melodie nicht zu verwischen und die Würde des Ortes nicht zu verletzen, wird es sich empfehlen, die Dauer der Viertelnote eines Chorales gleich einer Sekunde festzuhalten.

Die Pflege des rhythmischen Chorales, der früher allgemein üblich war, ist seit den letzten Jahrzehnten von vielen Gemeinden wieder aufgenommen. So ist in Gotha vom Jahre 1897 ab der rhythmische Choral mit Glück wieder eingeführt. Wie tief und nachhaltig seine Wirkung ist, zeigt sich in unserem Gottesdienst schon, wenn einmal ein Lied im 3/4-Takt, z. B. Lobe den Herrn, gesungen wird. Welche Macht ihm innewohnt, ist auch bei den rhythmisch bewegten Liedern der Sekten und Gemeinschaften wohl zu beobachten. Die Befürchtung, durch das schnellere Singen werde dem Schreien Vorschub geleistet, ist unbegründet: vor dieser Mißhandlung unserer herrlichen Melodien schützt nur ein Mittel, gute Erziehung durch Schule und Haus.

Nicht zu leugnen ist, daß einer allgemeinen Wiedereinführung des Rhythmus im „engeren“ Sinne, der gleichbedeutend ist „mit dem rhythmischen Wechsel oder dem quantitierenden Rhythmus, welcher allen Melodien in ihrer ursprünglichen Form zugeschrieben wird“, hier und da die größten Schwierigkeiten entgegenstehen. Da, wo Kirchen mit schlechtester Akustik, veralteten, unbrauchbaren Orgelwerken, kein Chor vorhanden, oder der Chor zu weit von der Orgel entfernt ist, wo es ferner an einem festen Stamm von Kirchenbesuchern fehlt, kann schwerlich Wandel geschaffen werden. Eins aber ist überall möglich, die Wiederherstellung des „allgemeinen“ Rhythmus. Die Erreichung dieses Zieles hängt hauptsächlich vom planmäßigen Vorgehen ab. Man gehe langsam aber stetig vorwärts. Nicht vielerlei auf einmal. Hat die Gemeinde erst an einigen wenigen rhythmischen Liedern den Geist der Kraft und Schönheit gespürt, dann ist innere Teilnahme erregt und fester Boden gewonnen, auf welchem sich weiter bauen läßt. Am zweckmäßigsten ist es, den Anfang mit möglichst unbekannten Liedern zu machen. Der Kirchenchor, mag er auch bloß aus Schulkindern bestehen, hat die neue Weise eingeübt, der Organist singt selber kräftig akzentmäßig mit, überträgt durch sein Organ den Rhythmus der Orgel und durch letztere der versammelten Gemeinde. Zeigt der Organist rechten Geschmack, ist Chor und Gemeinde von rechter Sangesfreudigkeit erfüllt, so ist hinsichtlich der Verweltlichung des Kirchenliedes nicht die geringste Gefahr vorhanden. An die Stelle des monotonen, schleppenden, schreien-

den Singens ist geregelter Gesang getreten, fähig, jeden, der ins Gotteshaus kommt, zu erbauen und zu erheben. Die Wiederherstellung des „allgemeinen" Rhythmus schließt die Abschaffung der Zeilenfermaten in sich. Bei der früher oft mangelhaften Lesefertigkeit schlichen sich neben dem langsamen Tempo die Fermaten als besondere Ruhepunkte und Atmungspausen ein. Durch den heutigen Stand allgemeiner Schulbildung kommt dieser Umstand überhaupt nicht mehr in Betracht. Singen doch auch unsere Vereine ihre Lieder, ohne Fermaten und längere Atmungspausen als Stelzen und Stützen zu bedürfen. Zweifellos wird der Text bei mäßig schnellem Tempo besser verstanden als beim langsamen Vortrag. Die Zeilenfermaten hindern den natürlichen Fluß des Vortrages, sind taktwidrig. Sie müssen wegfallen am Schluß der einzelnen Zeilen, am leichtesten zu entbehren und auszuschalten sind sie bei kurzzeiligen Liedern, wie: Straf mich nicht, Warum sollt' ich mich denn grämen. Keineswegs kann die Interpunktion Fermaten hervorrufen. Man würde durch Interpunktionsfermaten auf die gröbste Art gegen jegliche musikalische Symmetrie und Konstruktion verstoßen. Beständig müßten die Fermaten verändert werden, und die Sicherheit des Gesanges würde dadurch aufs empfindlichste leiden.

Um den Gedankengang nicht zu unterbrechen, sind auch die Zwischenspiele unstatthaft. Einige Choräle — Christe, du Lamm Gottes; Christ ist erstanden; Christ fuhr gen Himmel; Gott des Himmels Str. 1 und 2 — vertragen überhaupt keine Zwischenspiele, da der logische Sinn und Zusammenhang unterbrochen, ja gestört wird. Ohne Bedenken können sie wegfallen, wenn nur wenige kurze Strophen (Ach bleib mit deiner Gnade, Herr Jesu Christ) gesungen werden. Zwecklos sind sie bei drei bis vier vierzeiligen oder bei zwei bis drei sechs- bis achtzeiligen Strophen. In all diesen Fällen genügt ein kurz angehaltener Schlußakkord. Entbehrlich sind die Zwischenspiele auch nach längeren Strophen: Herzlich lieb hab' ich dich, Wie wohl ist mir. Die Anstrengung, mehrere derartige Strophen hintereinander zu singen, mutet man jedem Singverein, jedem Schulchor zu. Sollte das einer größeren Gemeinde unmöglich sein? Ungeübte und schwache Stimmen können ja ganz nach Belieben aussetzen und ausruhen. Das Durchlesen der Lieder geschieht am zweckmäßigsten vor Beginn des Gottesdienstes. Sobald das Präludium einsetzt, ist die Aufmerksamkeit auf die einzelne Handlung des Gottesdienstes ungeteilt zu lenken. Der Wegfall der Zwischenspiele bedeutet für den Organisten eine willkommene Erleichterung; er kann nun in aller Ruhe während der kurzen Pause am Schluß der Strophe umregistrieren für den nächsten Vers.

Wo die rückständige Einrichtung der Zwischenspiele noch amtliche Vorschrift ist, halte man sie durchaus im Geiste des Chorales, benütze Motive daraus und spiele, höchstens 2—3 Takte, in dessen Tonart und Takt. Der Abschluß des Zwischenspieles mit dem Dominantseptimenakkord des Anfangsakkordes der Melodie erweckt den Eindruck des Stilwidrigen und Dilettantischen. Jeder Organist machte sich von diesem alten Schlendrian frei.

Die Forderung auf radikale Abschaffung der Zwischenspiele läßt vielleicht eine Ausnahme gelten. Bekanntlich wird bei Abendmahlsfeiern meist sehr

matt oder gar nicht gesungen. Da könnte z. B. beim Liede: Schmücke dich, o liebe Seele nach der 3. und 6. Strophe eine Unterbrechung in Form eines Zwischenspieles, das auch länger ausgesponnen werden dürfte, eintreten. Richtiger wäre es wohl noch, die Orgel schwiege während der Austeilung des Heiligen Abendmahles, oder es trete ein Liedwechsel ein.

Nicht ohne Einfluß auf die Sicherheit und Lebendigkeit des Gemeindegesanges ist die Choralharmonisierung. Erstes Gesetz sei hier: edle Einfachheit, doch reiche Abwechslung kräftig klingender Akkorde. Die weich klingenden Quartsext-, Terzquart-, Sekund- und ähnliche Akkorde dürfen in der Regel auf schlechte Taktteile oder Schlußbildungen beschränkt bleiben. Ein Wechsel der Tonart innerhalb desselben Liedes soll nicht vorgenommen werden. Die 1. Strophe des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden" phrygisch, Str. 2 im lichten C-Dur, den Vers „Erkenne mich, mein Hüter" in E-Dur, „Ich will hier bei dir stehen" in As-Dur zu begleiten, ist kirchenmusikalischer Unfug. Man berufe sich hierbei nicht auf das Vorbild Bachs in seinen Passionen. Hier handelt es sich um den Dienst in der Kunst, bei uns um schlichten, ungekünstelten Gemeindegesang. Bach setzt geschulten Gesang voraus, wir haben mit Massengesang zu rechnen. Die Strophen der Passionen werden durch längere Zwischensätze getrennt; im Gottesdienst folgt ohne Unterbrechung Vers auf Vers. Selbstverständlich darf auch an der Melodie nichts geändert oder verziert werden. Bach tut dies häufig, z. B. in „Wenn ich einmal soll scheiden". Es genügt dem Meister an dieser Stelle nicht die Harmonie allein, um den tiefgründigen Inhalt musikalisch voll zu illustrieren. Zur Erreichung dieser Absicht ist bei „Liebster Jesu, wir sind hier" die 2. Strophe — Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet — nach As-Dur um eine Oktave tiefer moduliert; die Schlußstrophe — O du Glanz der Herrlichkeit — erklingt wieder im hellen A-Dur.

Will der Organist bei der Choralbegleitung seine Kunst zeigen, so lege er bei sehr bekannten Melodien den cantus firmus in eine Mittel- oder Baßstimme, nehme Bedacht auf gute Registermischungen und dynamische Schattierungen mittels der Manuale, Koppeln, Kombinationen, des Registerrades und Schwellkastens. Wirkungsvoll ist ein richtig angewandtes Crescendo bei „Ach bleib mit deiner Gnade", „Herr Jesu Christ" und bei vielen Lob- und Dankliedern, ein Decrescendo bei Passionsliedern: O Haupt voll Blut, O Traurigkeit. Andere Lieder gestatten an geeigneten Stellen eine Verstärkung oder Verlegung der Baßstimme in die tiefere Oktave. An hohen Fest- und Freudentagen kann man über die sonst übliche Vierstimmigkeit des Choralsatzes hinausgehen (Ein feste Burg ist unser Gott), und ferner die Melodie in den oberen Oktaven mitspielen. So lassen sich wahrhaft künstlerische Wirkungen auf die mannigfachste Weise unauffällig erreichen. (Triomäßiges Spiel!)

Wie die Choralbegleitung niemals als selbständige Kunstleistung ohne inneren Zusammenhang mit dem Gottesdienst sich breit machen soll, so sind auch die Vorspiele so zu behandeln, daß die Gemeinde sie verstehen und folgen kann, um nach dem Verklingen des letzten Akkordes lebendig, sicher und voll seelischer Teilnahme den Gesang zu beginnen. In die Grundstimmung des folgenden Liedes einzu-

führen, ist der Hauptzweck des Vorspieles. Einerlei, in welcher Form das Präludium auftritt, ob frei gewählte Motive, die keine formelle Beziehung zum Choral aufzeigen, es beherrschen, oder ob es sich um eigentlich strenge Choralvorspiele mit ganz oder nur teilweise benutzter Melodie handelt: stets muß, soll die Form nicht wertlos bleiben, eine ausdrucksvolle melodische Linie und echt kirchliche Harmonie das Ganze beherrschen. Das Muster edler Orgelmusik findet der Organist unserer Zeit, wo der Stil zur Sentimentalität, überraschender Modulation, äußerlichem Klangeffekt neigt und die Sucht nach Originalität auf Irrwege führt, in der polyphonen Schreibart der Bach, Händel, Krebs, Froberger, Pachelbel, Muffat, Herzog, Forchhammer u. a. Beim Vortrag hüte sich der Spieler vor dem „Aborgeln", bei welchem ohne Rücksicht auf Form und Inhalt das ganze Stück mit den anfangs gezogenen Registern seelenlos heruntergespielt wird. Da ist es nicht zu verwundern, wenn das Interesse gegen die Königin aller Instrumente sich abstumpft. Bei Vermeidung aller Künstelei suche der Organist seinen Vortrag zu zergliedern und zu beleben durch Sonderung und Abhebung der rhythmischen Gruppen eines liedförmigen Stückes; durch klaren, betonten und doch zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßten Vortrag des durch Nachahmung eines Motivs gebildeten Satzes; durch die Hervorhebung einer Hauptmelodie, eines cantus firmus; durch den gesangsmäßigen und in bezug auf Takt und Betonung mehr oder weniger dem Gefühl überlassenen Vortrag eines arienmäßig verzierten cantus firmus; bei fugenartigen Sätzen durch die energische, gleichsam chormäßige Zusammenhaltung aller Stimmen, bei möglichst freier Entwicklung derselben Sonderung der Hauptsätze von den Zwischensätzen, ohne daß dadurch dem Ganzen der Stempel der Zerstückelung aufgedrückt wird.

Das erste Präludium kann eine Dauer von etwa fünf Minuten haben und namentlich bei bekannten Liedern recht wohl allgemein kirchlichen Charakter tragen, ein melodisches Stimmungsbild sein, das in Takt und Tonart zum Eingangslied paßt und seinem Charakter nach auf die betreffende Kirchenjahreszeit hinweist. Zum Haupt- oder Predigtlied ist das streng gehaltene Choralvorspiel am geeignetsten, das sich im allgemeinen nicht länger als zwei bis vier Minuten ausdehnen sollte.

Der Schlußvers nach der Predigt braucht nicht durch ein besonderes Vorspiel eingeleitet zu werden, eine Kadenz genügt.

Der Zweck des Postludiums besteht darin, die Feierstimmung des Gottesdienstes festzuhalten und zu vertiefen. Gänzlich ausgeschlossen sind demnach Anklänge an weltliche Lieder und Weisen. Am besten eignen sich einfache und figurierte Choräle, Fugen, auch Übertragungen aus größeren Werken (das Halleluja aus dem Messias, aus Bachs Passionen), Fantasien über Choräle u. dgl. So läßt man z. B. die Totenfeststimmung ausklingen in ein Nachspiel (Fantasie) über „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", die ersten Adventsfreuden in „Tochter Zion, freue dich!" Keineswegs dient das Postludium dazu, das Geräusch der die Kirche Verlassenden zu verdecken. Vom gottesdienstlichen und künstlerischen Standpunkte aus wäre es dringend zu wünschen, daß erst nach dem Verklingen des Postludiums mit dem Segen die Gemeinde entlassen würde.

Versuchung des Heil. Antonius
(Berlin, Königl. Galerie)



D. Teniers d. J.

(Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München)

Vor der üblen Gewohnheit des Improvisierens hüte sich jeder, der nicht auf diesem Gebiete wirklich ein geborener Meister ist. Der so hochgebildete Mendelssohn sagt in seinen Reisebriefen: „Ich habe mich recht in meiner Meinung bestärkt, daß es ein Unsinn sei, öffentlich zu fantasieren. Ich werde es nicht wieder tun: es ist ein Mißbrauch und ein Unsinn zugleich."

Eine nicht zu unterschätzende Belebung erfährt der Gemeindegesang durch den Wechselgesang zwischen Gemeinde, Chor und Solisten, mit oder ohne Begleitung der Orgel oder eines Bläserchors. Nur hüte man sich vor jeder Künstelei, stelle z. B. bei einer weihnachtlichen Feier nicht die Hirten in die Ecken der Kirche. Alles muß harmonisch ineinandergreifen; den Ausführenden sind die Strophen genau zu bezeichnen, sämtliche Sänger haben den Text in Händen. Wie mächtig und beseelend alsdann seine Wirkung ist, kann man bei liturgischen Feiern beobachten. Wie tief ergreifend ein gut ausgeführter Wechselgesang ist, erkannte man von jeher. Noch zur Zeit des Pietismus wurde er eifrig gepflegt. Klopstock, der Sänger des Messias, hat sich hohe Verdienste um ihn erworben. Von 1750 ab vernachlässigen ihn die Gesangbücher, bis man erst in letzterer Zeit wieder sein Augenmerk auf ihn gerichtet hat. Es ist durchaus auch kein Mangel an passenden Liedern da, nur erwähnt sei das herrliche „Herr Gott, dich loben wir!" Der Wechselgesang könnte z. B. im allgemeinen Kirchengebet, das im Vaterunser gipfelt, trefflich zur Anwendung kommen. Zu den einzelnen Teilen, Lob- und Dank-, Bitt- und Fürbittegebet, müßte sich die Gemeinde und der Kirchenchor bekennen durch Lob- und Bittgesang. Das wäre wahrer Akt der Anbetung, der Gemeindegesang ein Stück Gottesdienst, oder wie Luther sagt, ein „sacrificium laudis et orationis", ein Glaubensbekenntnis im schönsten Sinne.

Soll der Gemeindegesang das wieder werden, was er zu seiner ersten Blütezeit gewesen ist, so gilt es noch manche andere Hindernisse zu beseitigen, manche Schwierigkeiten äußerer und innerer Art zu überwinden. Auf die große Wichtigkeit eines Kirchen- (Männer-, Frauen-, Kinder-, gemischten) Chores, der, wenn er gut geschult ist, vorbildlich wirken kann, ist schon wiederholt hingewiesen worden. Unerläßlich für einen erhebenden Kirchengesang ist regelmäßiger Besuch des Gottesdienstes. Landleute und Hausfrauen kommen oft abgehetzt ins Gotteshaus. Wo aber so die wirtschaftlichen Sorgen die ganze seelische Stimmung trüben, ist ein fröhliches Loben und Danken mit Herzen, Mund und Händen undenkbar. Andere Kirchenbesucher bringen in gleichgültiger Weise die nötige Sammlung nicht mit, stören durch Umschauen, Unterhaltung, zu langsames oder zu rasches Singen die Andacht. Wenn nötig, müßte in solchen Fällen der Kirchendiener (Küster) eingreifen. Eine äußerst leidige Unsitte ist das Zuspätkommen, wodurch das Vorspiel und der erste Gesang empfindlich gestört wird. Eine Wendung zum Besseren kann nur durch freundliches Ermahnen und Belehrung des Geistlichen, daß das Gotteshaus und jede Handlung daselbst eine heilige Sache ist, die keine Störung verträgt, erwartet werden. Oft wird infolge mangelnden Textverständnisses schlecht gesungen: die Sprache ist hoch poetisch, die Ausdrucks- und Denkweisen sind ungeläufig, ernste Lebenserfahrungen werden vorausgesetzt. Hier gilt es, bei Ansprachen, Bibel- und Gebetstunden, Gedenktagen der Kirche und Kirchen-

lieddichter (Luther, P. Gerhard, Joh. Heermann, Ph. Nicolai), Neben- und selbst Hauptgottesdiensten durch Erklärungen und Hinweise für Text und Melodie der Gesänge vorhandenes Interesse rege zu erhalten und neues zu erwecken, auf den reichen Inhalt des Gesangbuches hinzuweisen, zu zeigen, daß es ein Kirchen-, Schul- und Hausbuch ist. Naturereignisse, Todesfälle, besondere Zeiten des bürgerlichen und kirchlichen Jahres geben reichlich Gelegenheit, bestimmte Lieder und Liedgruppen erbaulich zu betrachten. Die Predigt kann sehr wohl unklare Liedstellen nachträglich oder im voraus erklären. So wird beileibe nicht bloße Literaturkunde getrieben, vielmehr Freude als Grundlage religiösen Lebens geschöpft an Text und Melodie.

Unglaublichem Mißverständnis gegenüber dem gesungenen Wort begegnet man in der Liturgie. Da wird ganz sinnlos statt „mit d e i nem Geist" mit „s e i- nem Geist" gesungen. Da erklingt matt und tonlos das „Amen", das doch die Zuversicht auf Gebetserhörung ausdrückt. Da ist beim „Halleluja", der Lobpreisung Gottes für das eben vernommene Wort kaum mehr als der Orgelton zu vernehmen. Diese und andere liturgische Sätze müssen vom Geistlichen in Konfirmandenunterricht, in Neben- und Hauptgottesdiensten genügend erklärt und zu eifriger Beteiligung der Liturgie angeregt werden. Das frische, kunstgemäße Spiel der Orgel kann allein nichts nützen.

Eine treffliche Eigenschaft guten Gemeindegesanges ist deutliche Textaussprache und schöne Tonbildung. Durch das Vorbild eines geschulten Chores kann in der Hinsicht viel Segen gestiftet werden. Im Kindergottesdienst, Konfirmandenunterricht, in der täglichen Umgangssprache ist beständig auf gute Aussprache und namentlich im Schulgesangunterricht auf edle Tonbildung sorgfältigst Bedacht zu nehmen. Zu warnen ist insbesondere vor zu lautem Singen, womit schlechte Aussprache und fehlerhafte Tonbildung untrennbar verbunden ist. Von größtem Einfluß ist ferner der häusliche Ton und die Erziehung.

Bei der Wertschätzung, die heute der Gesang an höheren und niederen Schulen allseitig erfährt, ist viel Segen und Heil zur Wiedergewinnung eines edlen Gemeindegesanges durch die Arbeit der Gesanglehrer zu erhoffen. Wesentlich ist die planvolle Verteilung des Choralpensums. Auch diejenigen Schüler, welche nicht das Ziel der Schule erreichen, müssen Bekanntschaft mit den Kernliedern der Kirche gemacht haben. Dispensationen sollten fast ganz aufhören. Schonung während der Mutation müßte in den meisten Fällen genügen. Auch außerhalb der Kirche verdient der Choral die weitestgehende Pflege: als ein- und vierstimmiger Gesang im christlichen Hause zum Advent, zu Weihnachten, Neujahr, bei Geburtstagen, Trauungen, Begräbnissen. Wie fein und sinnig stimmt der vom Turm herabgeblasene Choral zur Einkehr der Seele in sich selbst, zum Abendgebet. Sonntägliche Platzkonzerte könnten mit einem passenden Choral eingeleitet werden, darauf würden Stücke ernsteren Inhalts allmählich zur heiteren (Tanz-) Musik überleiten. Wo es keine Kurrende gibt, könnten, wenn es die örtlichen Verhältnisse erlauben, dafür ausgewählte und bezahlte Knaben Sonntags 8—9 Uhr vormittags, Samstags abends 8—9 (im Winter früher) an bestimmten Plätzen (Kirche, Kirchplatz) Morgen-, Abend-, Lob- und Dank-, Vertrauens- und andere Lieder und Motetten anstimmen, nachdem vorher die Glocken geläutet worden wären.

Erfährt so von allen Seiten der evangelische Choral Interesse und Förderung, so sind wir einer abermaligen Blütezeit nicht mehr allzufern, dann erschallt wieder wie einst ein echt kirchlicher Volksgesang voll begeisterter Stimmung, voll Seele, Leben und Wärme. Dann empfängt auch wieder wie vor Zeiten der Gemeindegesang vom Gottesdienst Innigkeit und Feuer, anderseits der Gottesdienst vom Gemeindegesang Leben und Andacht. Dann ist der Gemeindegesang nicht nur Prä- und Postludium der Predigt; er ist seiner ursprünglichen Wesenheit nach das Chorgebet der Gemeinde.



Die Nachfolge Schumanns

Vorbemerkung: Die folgenden Ausführungen bilden einen kleinen Abschnitt aus dem „Klavierbuch" unseres Mitarbeiters Dr. Walter Niemann, das soeben in zweiter Auflage im Verlage von C. F. Kahnt Nachf. in Leipzig erschienen ist. Diese zweite Auflage ist fast ein neues Buch geworden und ist das beste Hausbüchlein für alle Musikliebhaber über die Geschichte der Klaviermusik und ihrer Meister. Bei aller Knappheit ansprechend im Ausdruck, liegt sein Hauptvorzug in der lebendigen Behandlung des Stoffes: der Verfasser hat die Musik genossen, über die er schreibt, und will den Musikfreunden ein Wegweiser zum Genusse sein. Er hat ein so sicheres Gefühl für das, was unsere Hausmusik braucht, daß man sich ihm getrost anvertrauen kann. Eine Reihe von Bildern bringt nicht nur bereichernden Schmuck, sondern auch kulturgeschichtliche Farbe. (Geb. M 3.—.) K. St.

* * *

In geistiger Hinsicht viel reicher und schwerwiegender, als bei den Nachfolgern Mendelssohns, ist die künstlerische Ausbeute, wenn wir der besten Schumannianer Klavierwerke aufblättern. Fünf Überragende von charakteristischer persönlicher Eigenart: Robert Volkmann (1815—83), der bedeutende Symphoniker und Serenadenmeister, dann Woldemar Bargiel (1828—97), der herrliche Lyriker Adolf Jensen (1837—79) und endlich die beiden Poeten am Klavier, Stephen Heller (1813—88) und Theodor Kirchner (1823—1903).

Die beiden ersten Epiker; Volkmann, dessen C-Moll-Sonate, Visegrád, „Tageszeiten" und „Musikalisches Bilderbuch" Perlen der romantischen Klavierkomposition zu zwei und vier Händen sind, mit kräftigen ungarischen Akzenten seiner neuen Heimat, doch Schumannischem, ins Große gesteigertem Grundton, Bargiel ein Feuergeist, dem's nur in bewegten Sätzen eigentlich wohl ist und der als Berliner den Urgrund aller norddeutschen Tonkunst, Joh. Seb. Bach, von Zeit zu Zeit deutlich durchschimmern läßt, mit zwei- und vierhändigen Sonaten und Suiten, der Fantasie op. 19 und manchen kleineren, oft etwas trocknen Charakterstücken.

Die übrigen drei Lyriker. Jensen sinnig, ein Dichter der Natur, weich, schwärmerisch bis zur Überschwenglichkeit und stark sinnlich-erotisch, nicht ohne Wagnersche Beeinflussungen in seinen späteren Werken. Die „Wanderbilder", „Inneren Stimmen", „Romantischen Studien", „Eroticon", „Deutsche Suite", und wie sie alle heißen, die vierhändigen „Drei Stücke", „Hochzeitsmusik", „Abendmusik", „Lebensbilder", „Ländliche Festmusik", wer beklagt's nicht, sie so selten zu hören? Mit ihm bringt das seiner zarten körperlichen Veranlagung entsprechende chromatische, überaus sensitive Element am stärksten in die romantische Klavierkomposition ein; an harmonischen Kühnheiten hat er unter den Romantikern kaum seinesgleichen.

Seine Art hat, wie die beiden Niemann, Rudolph und dessen Sohn Walter (Thema und Variationen nach Fehrs' „Krieg und Hütte", Suite im alten Stil „Meißner Porzellan", Holsteinische Idyllen, Erinnerungen, Bunte Blätter und andere Zyklen mit Genrestücken, Instruktives), wie Cornelius Rübner, den wir trotz seiner Kopenhagener Heimat und ersten dänischen Schulung als von deutscher Abstammung und Geist doch zu unsren, an Amerika verlorenen süddeutschen Romantikern zählen, beweisen, wie es des durch Kiels und Dehns strenge Schule gegangenen Danzigers Richard Metzdorff „Wanderbilder" aus den siebziger Jahren mit dem hübschen Genrebildchen ihrer „Mühle" künden, auf Zeitgenossen und Nachlebende Schumannischer Wahlverwandtschaft noch bis heute nachgewirkt.

Heller ist ein Meister des poetischen Charakterstücks („Spaziergänge eines Einsamen", „Im Walde", Saltarellos, Tarantellen, feine Transkriptionen, Opernfantasien u. a.) und der poetischen Etüde, weniger er selbst in Sonaten; naturfrisch, in der graziösen Leichtigkeit, interessanten Rhythmik und dem lebensfreudigen Grundton seiner mancherlei eigenartige Züge tragenden Kunst der zweiten Heimat, Paris, stets eingedenk, im Kern aber so deutsch wie der meist tiefelegische Kirchner, vielleicht der größte Meister aller Zeiten in kleinsten Formen.

Mit dem Hellerschen verglichen ist Kirchners Klaviersatz weniger herb, ungleich intimer und die Kleinarbeit, das musikalische Goldfiligran auf engstem Raum liebend. Nach H. Wettigs feinem Wort: weniger „ein festgebautes Architekturstück, sondern mehr ein vom Zephyr durchwehter Hain, dessen Zweige in stets wehender Bewegung sind". Freilich ist Kirchner geistig viel weniger persönlich, Schumannianer bis zur gefährlichen Verleugnung seines Ichs und ungleich reflektierter, grüblerischer und innerlicher als Heller. Die figurative Ausgestaltung erreicht bei ihm die äußerste Verfeinerung, alles nur entfernt ans „Brillante" Erinnernde, alles Passagenwesen verschwindet, die häufige Anwendung von graziösen weiten Staccato-Sprüngen tritt dafür als stilistisches Merkmal an dessen Stelle. Mit Heller teilt auch Kirchner die für beide doppelt erprobte ausschließliche Beschränkung auf eine feine Klaviermusik fürs Haus, die sich dem grellen Licht des Konzertsaales scheu verschließt.

Am tiefsten schürft Kirchner, eine sinnende, tiefinnerliche und deutsch-schwerblütige Natur, der bedeutendste aller Schumannianer, am wärmsten wird's uns bei dem heißen, linden Duft Jensenscher Rosenketten, am derbsten packt Bargiel zu, und liebliche, kräftig duftende Sträußlein, die uns allen gefallen müssen, weil sie so klar und vollendet in der Form und taufrisch in der Empfindung sind, bricht uns Heller; schlichte Feld- und Waldblumen neben dem berauschenden Duft Chopinscher Wunderblumen im Salon.

Doch nun, welch reicher, bis in die Gegenwart hineinrankender Blütenkranz schlingt sich als romantische Nachblüte Schumannischen Geistes zu allen Seiten empor! Kaum ein bedeutender Komponist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Schumanns Manen nicht nachzueifern und durchaus nicht bloß, wie der alte bissige Wieck meinte, „Schumannsche Absonderlichkeiten fortzusetzen" strebte. Es war das Schöne, daß grade Schumanns bewußter, gesunder Fortschritt, seine vornehme, edle, allem Herdenwesen und Parteigezänk abholde Natur, sein unermüdlicher Kampf gegen alle Schäden und Schwächen in Kunst und Kunstübung, so lauten Widerhall fand.

Wir denken da zuerst an seine edle, schwer erkämpfte Gattin Klara, geb. Wieck, die sich auch als Komponistin nicht ohne Talent versuchte; zum Besten gehören da ein an Hummel anknüpfendes Konzert in A-Moll, Präludien und Fugen, die Soirées musicales, die zwischen dem älteren Stil und der Mendelssohn-Schumannischen Romantik stehen, und einige Kadenzen zu Klavierkonzerten von Mozart und Beethoven. Wir denken auch an Schumanns treuen, allzu früh verstorbenen Freund Ludwig Schunke mit talentvollen Sonaten, brillanten Fantasien, Rondos, Divertissements, Variationen und trefflichen Capricen.

Entsprach Mendelssohns glattere und weichere Art im großen ganzen mehr dem mitteldeutschen Wesen, so hat Schumanns tiefinnerlicher Stil bezeichnenderweise unter den Nord-

deutschen die meisten und die begeistertsten Jünger gefunden. Am weitesten nach Norden und Osten trug ihn der Schöpfer der von Bülow mit Recht verehrten und den Hellerschen als eine Art Ergänzung an die Seite gesetzten „Etudes-Poésies“, Ernst Haberbier (1813—69), in manchem noch mit älteren, an die Thalbergianische Epoche gemahnenden technischen Besonderheiten vermischt. Sehen wir uns nun zunächst nach den nördlichsten der norddeutschen Schumannianer um, so treffen wir in Hamburg auf einen knorrigen Stamm, den Rostocker Karl G. Grädener (1812—83). In seinen, in größeren Formen leicht zum Schrullenhaften und Erklügelten neigenden spröden, aber tiefinnerlichen Werken trifft sich zuerst Schumannischer Geist mit niederdeutsch-Brahmsischem. Das zeigt ihr kräftiger männlicher, durchaus Beethovenscher Grundton, der in einer C-Dur-Sonate mit tiefempfundener glockendurchtönter Trauerszene vorm Dom, in den „Phantastischen Studien und Träumereien“ ebenso Bedeutendes, Tiefsinniges und mit schwerem Unrecht so völlig Vergessenes schaffen, wie auch gelegentlich einmal in den reizenden Miniaturen der „Fliegenden Blätter und Blättchen“ dem Anmutig-Heitren zugänglich sein kann. Auch einem andren, der ein gut Teil seines Lebens in der nordischen Handelsmetropole zubrachte, Rudolf Niemann (1838—98), tat's die Romantik an. Seine C-Dur-Sonate, seine Freund Grädener gewidmeten Variationen über ein Thema von Händel gehören zu den allerbedeutendsten Werken der Nachromantik; seine zahlreichen, von Mendelssohn, Schumann, Chopin, Jensen oder Raff ausgehenden kleineren Charakterstücke (Gavotten, vornehme Charakterstücke und Salonsachen, „Fliegende Blätter“), die Konzert-Suite und die Übertragungen Jensenscher Gesänge zu ihren kostbarsten Perlen und klaviermäßigsten, mit vollem warmen Wohlklang gesättigten Schöpfungen der Kleinkunst, die das große virtuose und vornehmlich in Bülows Schule herangereifte Können ihres Autors im reichen, brillanten Arabeskenwesen nie ganz verleugnen. Auch der Lübecker Karl Grammann steht, ob er zwar in Dresden sein Leben beschloß, mit fein im Detail ausgeführten Charakterstücken und edler Kammermusik im Kreise dieser norddeutschen Schumannianer in West-, Nord- und Ostdeutschland. Seine Persönlichkeit ist nicht groß und von Mendelssohns und des mittleren Wagners Einflüssen keineswegs frei. Allein, ein lebhaftes Temperament, eine nervige und mannigfaltige Rhythmik und ein feiner Kunstgeschmack ließen ihn doch hübsche kleinere Sachen schaffen und, wie so manche Nachromantiker, das Eigenste dort sagen, wo er wie in „Aus der Kinderstube“ mit feinem Humor zu den Kleinen redet.

In Berlin schaffen in Schumanns Sinn und Geist neben Bargiel der edle Albert Dietrich, Schumanns persönlicher Schüler und Brahmsens Freund (Sonaten und Charakterstücke aus früherer Zeit), der Schlesier Konstantin Bürgel und Louis Ehlert (1825—84), einer der feinsinnigsten älteren Musikschriftsteller, dem wir zahlreiche, in ihrer zarten lyrischen Note Jensen und Kirchner verwandte, im Satz aber durchaus Schumannische Charakterstücke und Sonaten danken. In den Kreis dieser Berliner Schumannianer gehört auch der Mecklenburger und Schöpfer der Deutschen Tänze, guter Sonaten, Suiten und Charakterstücke, der Schweriner Karl Lührß. Weiter nach Osten in Danzig treffen wir den Autor der „Waldblumen“ und andrer feingestalteter Charakterstücke, Friedr. Wilhelm Markull. Und noch weiter, in der Baltenstadt Reval, wirkt der nach Lehr- und Wanderjahren durch Irland, England und Deutschland dort gelandete Lübecker Heinrich Stiehl (1829—86), ein Komponist von gediegenem Können, Feinsinn und poetischem Empfinden in einer Sonate, Kammermusik mit Klavier, zahlreichen hübschen und charakteristischen Genrestücken und Kinderszenen und -bildern (Jugendalbum, Kinderstücke), die zu den reizendsten aller kleinen Thronfolger von Schumanns Jugendalbum gehören. In den Kreis der norddeutschen Schumannianer gehören endlich Tonsetzer wie der Westfale und Meister kanonischer Suiten, Jul. Otto Grimm, sowie der bis zum äußersten Osten gewanderte Mitteldeutsche und Schüler Robert Franzens, Saran.

Der Thüringer Karl Wettig, der edle Heinrich von Sahr, der mit Fantasiestücken und Stimmen der Nacht schon äußerlich seinem Meister sich beugte, der durch seine ausgezeichneten

Arrangements bekannt gewordene Sachse August Horn eröffnen den Reigen zahlreicher mitteldeutscher Landsleute, unter denen über dem weltberühmten Musikgelehrten, Theoretiker und hochverdienten Herausgeber älterer Musik keineswegs der in seiner Frühzeit durchaus Schumanns phantastischen Bahnen folgende gediegene Komponist für Vortrag (Charakterstücke, Sonate, Kammermusik) und Unterricht (Etüden, Studien, Sonatinen, Kinderstücke), Hugo Riemann, vergessen werden darf. Auch im Süden und Westen scharte man sich rasch unter Schumanns Fahne.

Am Main und Rhein der Theaterkapellmeister Otto Dessoff und der durch Hiller auch von Mendelssohn beeinflußte Joseph Brambach (Charakterstücke), weiter nach Süden der Württemberger Wilhelm Speidel (1826—99), der Bayer Anton Deprosse, in der Schweiz der Geistesverwandte Kirchners, Jul. Karl Eschmann. Etwas Überragenderes wird man bei ihnen nicht finden. Immerhin aber manches Feine. Schumannische Einwirkungen kreuzen sich allmählich mit andren. Zu Schumannianern reinsten Wassers gehören Dietrich, Dessoff, Stiehl, von Sahr, Lührß und Bürgel. Deprosse erreicht in seinen zweiklavierigen Variationen über ein eigenes Thema eine achtbare Höhe. Dessoff kommt in seiner C-Dur-Sonate und Kammermusik mit Klavier nicht viel über formell sehr achtbare Kapellmeistermusik hinaus. Speidel verrät am deutlichsten in der schönen H-Dur-Romanze das Muster: Schumanns Fis-Dur-Romanze, gibt im übrigen das Beste in großzügiger Kammermusik mit Klavier, zeigt aber in seinen Sonaten, Suiten und Charakterstücken starke Ungleichheit und allerlei Fäden, die ihn teilweise rückwärts mit Thalberg und seinen Vorgängern, vorwärts — in so manchem Agitato — mit Brahms verbinden. Die meisten, so namentlich der weiche, talentvolle, aber ungleiche Bürgel (Sonaten, Variationen, Charakterstücke) scheitern am Salongenre und Modegeschmack der sechziger bis achtziger Jahre oder werden trocken in der Erfindung; als echte Romantiker geben sie immer da das Eigenste, wo sie lyrische Töne anschlagen. Also weniger in Sonaten und Suiten als in Charakter- und Tanzstücken.

Der Schumannianer war's kein Ende, der Mendelssohnianer noch weniger. In Leipzig, gerade der Stätte, die ihren beiden Meistern wie ihnen selbst vertraut ward, ließ sie noch einmal Karl Reinecke (1824—1910) einander freundlich die Hände reichen. Der Ludwig Richter der Musik, dessen Herz im Kinderland blieb. Also gab er, so schöne Klavierkonzerte, Suiten und Sonaten er schrieb, in der Kleinkunst und in der Literatur für zwei Klaviere sein Eigenstes, das indessen nicht schärfer ausgeprägt war. Anmut, Liebenswürdigkeit und Feinheit im Ausdruck und Ausführung füllen die Seiten seiner überaus zahlreichen Klavierwerke. Sie erweisen Reineckes klassisch-formalistische Schulung und seine Anlage für die bürgerliche Romantik einer Zeit, die in der Düsseldorfer Genremalerei, in der Gartenlauben-Literatur ihre Ideale verehrte. Alle Gattungen vom Miniatur bis zur großen Form bebauen sie; am holdesten aber sind die den Kleinen gewidmeten — der Musikalische Kindergarten, von der Wiege bis zum Grabe, die fünf Serenaden, das Notenbuch für kleine Leute, die Hausmusik und wie sie alle heißen —, überaus reizend auch die, welche uns ins Zauberland des Märchens und der Sage führen, und die, welche alte Formen in modernerem Geiste wiederauferstehen lassen. Sie erinnern uns daran, daß wir mit Reinecke den letzten großen Mozartspieler nach Hiller verloren, den letzten mit der graziösen Leichtigkeit und perlenden Feinheit Begabten aus der Mendelssohnischen Schule des Klavierspiels.





Volksschüler über Religion

„Welchen Wert hat die Religion?“ Diese Frage stellte der Mannheimer Stadtvikar Emlein, zugleich Religionslehrer an der dortigen Volksschule, am Tage vor der Schulentlassung an die von ihm unterrichteten Schüler und Schülerinnen zur schriftlichen Beantwortung. Es sollte, wie er in den „Monatsblättern für den evangelischen Religionsunterricht“ mitteilt, ein Versuch gemacht werden, festzustellen, was die Kinder nach achtjährigem Religionsunterricht mit ins Leben hinausnehmen. Das Resultat war recht bezeichnend. So begannen von 104 Knaben 66 ihren Aufsatz: „Die Religion hat überhaupt keinen Wert“. Hier vor allem zeigte sich die Art der Stellungnahme zur Religion, denn 58 fügten als Begründung hinzu: „denn für unser Geschäft können wir sie nicht gebrauchen“. 25 sehen in der Religion immerhin einen gewissen idealen Wert, der jedoch durch vielerlei Einschränkungen stark verkürzt wird, da man sie nur gebrauchen kann, „wenn man alt ist“, „wenn es einem schlecht geht“, „wenn man in der Fremde ist“ usw. Wenige nur, 13 im ganzen, fassen die Religion auf als etwas, was man „wissen muß, weil es Gottes Wort“ ist, oder weil man „ohne sie nicht in den Himmel kommt“. 11 Arbeiten behandeln den Kontrast zwischen modernem Großstadtelend und der „Religion“, die solches zuläßt, und ziehen aus dem bloßen Vorhandensein des Elends den Schluß, daß die Religion „dummes Zeug ist und den Leuten etwas verspricht, damit sie nicht an ihre Not denken; aber es wird doch nicht erfüllt.“

Der Unterschied in der „kritischen“ Stellungnahme von männlichem und weiblichem Gemüt und Empfinden zur Religion tritt deutlich zutage. Von 49 Mädchen schreiben nur zwei: „Die Religion hat keinen Wert“, alle anderen erkennen einen solchen an, können jedoch zunächst nicht angeben, worin er besteht: die Religion hat eben einen großen Wert. Weshalb? „Wenn man in Not ist . . .“, „wenn man krank ist —“. Etwa 20 meinen: „es gehört sich so“, und es folgt eine Begründung aus dem allgemeinen religiösen Gefühl heraus, man möchte sagen aus Pietät. Fragen und Zweifel aus eigener Beobachtung, wie bei den Knaben, finden sich bei den Mädchen im allgemeinen seltener. —

Wer zu lesen versteht, wird aus dieser einfachen Stichprobe mehr lesen können, als aus einem ganzen Wust von noch so gelehrten und tiefgründigen Untersuchungen über das Thema Religion und Volk. Denn wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Und was zwitschern sie zu allermeist? „Die Religion hat überhaupt keinen Wert“. „Denn —: für unser Geschäft können wir sie nicht brauchen“. — Genügt's? G.

*

Liberal?

Liberal und weitherzig — sind das nicht sich deckende Begriffe? Und sollte man von Liberalen nicht vor allem Achtung der Überzeugung des anderen erwarten? „Wer aber heute“, liest man im „Reichsboten“, „noch von der lebendigen Zuversicht erfüllt ist, daß der alte Gott noch lebt und heute noch die Geschicke unseres Volkes nach seiner Gnade und in alter Treue lenkt, der verdient

doch deswegen noch nicht beschimpft und verlacht zu werden... Mögen sie doch ihren Weg gehen, wenn sie nicht hören wollen, aber sie sollen die anderen nicht schmähen und beschimpfen, die ihrem Glauben treu bleiben. Muß denn wirklich alles Heuchelei sein, was sich nicht zu den Gottesleugnern bekennen mag? Muß alles gelogen sein, was sich nicht zu den Gottesleugnern bekennen mag? Muß alles gelogen sein, was der allgemeinen Freiheit, also auch der eigenen, weise Schranken gesetzt zu sehen wünscht, damit das Ganze besser gedeihen kann? Das sind in Wahrheit kleinliche Geister, bei denen jede andere Überzeugung sofort Verachtung und Haß auslöst ..."

*

Unsern Ästheten ins Stammbuch

Einige Sätze aus einem Aufsatz „Der Mensch und die Politik" von Heinrich Ilgenstein in der „Deutschen Montagsztg.":

„Alle wirklich großen Männer sind auch immer politisch interessierte Menschen gewesen. Wahrhafte Menschengröße ist noch nie auf dem unfruchtbaren Boden politischer Gleichgültigkeit gewachsen. Auch Künstlergröße nicht.... Das ist so selbstverständlich und so natürlich, daß derjenige, der uns diese Binsenwahrheit erst an der Hand der Geschichte beweisen wollte, vor der Fülle der Gesichter sich gar nicht retten könnte.

Man hat (um ein Beispiel zu nennen) Goethe zu einem politisch Uninteressierten stempeln wollen. Ein wahnwitziges Unternehmen! ‚Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.' — ‚Wo ein Volk zur Freiheit reif ist, kann keine Macht der Erde sie ihm rauben.' Wer mit einer bestimmten Parteibrille behaftet ist, sieht natürlich in solchen Aussprüchen des Olympiers nichts ‚Politisches', er sieht es nicht in der Menschheit größter Dichtung, dem ‚Faust', nicht im ‚Wilhelm Meister'. — ‚Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionen vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht mit den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht.' Hätte sich Goethe in seinem verständlichen Ärger über Metternich und die andern Gesinnungsgenossen, denen die Ermordung Kotzebues einst der willkommene Vorwand war, jede freie Regung des deutschen Geistes niederzudrücken, nur nicht so allgemein menschlich, sondern hübsch parteipolitisch in dem bekannten Gespräch mit dem Kanzler Müller ausgedrückt, gewisse Leute, die heute den Politiker Goethe leugnen, würden schon sagen: Ein politischer Kopf, ein eminent politischer Kopf...

Also ist es nichts mit den unpolitischen Menschengrößen. Nicht mit Goethe, nicht mit Schiller, nicht mit Hebbel, sie mögen der eigentlichen Berufs- und Parteipolitik so fernstehen, wie sie nur wollen. Es ist nichts mit dem Satz, daß Politisches und Menschliches ein Gegensatz ist. Es ist nicht nur kein Gegensatz, es gibt nicht zwei Begriffe, die von Hause aus enger miteinander verwandt wären, als die Politik und das Menschliche; es gibt nichts, was so von dem ganz allgemein Menschlichen genährt und getragen sein will, wie das, was wir so unser politisches Interesse und unsere politische Betätigung nennen ..."

*

Ein Bekenner

Professor heißt ein Bekenner sein. Auch Herrn Professor Ludwig Bernhard, den sein anregendes — nicht einwandfreies — Polenbuch und die ein wenig seltsame Berufung nach Berlin bekannt gemacht haben, erfaßte solcher Bekennerdrang. So ging er in die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung und wetterte wider den Kathedersozialismus. Oder gegen die sozialpolitische Belastung unserer Industrie. Oder auch — bei Herrn Bernhard, der nach starker Pointierung strebt, gleiten die Gedanken mitunter etwas durcheinander — gegen die Mißverständnisse und die wachsende Entfremdung zwischen Industrie und Beamtenschaft, die er den „größten Irrtum dieser Zeit" hieß. Und merkwürdig: so autoritätsbeflissen sind diese Deutschen, im Kern ihres Wesens so schier verbildet höfliche Leute, daß niemand auf die gewiß naheliegende Idee kam, dem Bekenner Bernhard einfach ins Gesicht zu lachen. Die Vorwürfe gegen die akademische National-

ökonomie waren ja an sich nicht neu; seit Jahren schwimmen sie in Presse, Parlament und Volksversammlung auf der Oberfläche der Diskussion. Dennoch ist in diesen Gefilden, da man nicht eben auf Akribie schaut und gerne übertreibt, vielleicht auch um der Wirkung willen zuweilen übertreiben muß, wohl noch keinem von uns ein Mann begegnet, der die fröhliche Behauptung gewagt hätte: der preußisch-deutsche Beamte stünde dem Unternehmertum fremd, kühl, mißtrauisch gegenüber und würde die Neigung nicht los, die Partei des Arbeiters zu nehmen. Indes schien der „Professor“ doch Respekt zu verlangen, und andächtig reichte man den Schwatz von Blatt zu Blatt. Wer aber nicht übereinstimmte, der setzte sich hin und schrieb nicht etwa gegen Herrn Bernhard — das will auch ich nicht tun —, sondern ganz ernsthaft eine Widerlegung der von ihm vorgetragenen Auffassungen.

Und gerade der Respekt, dieser unausrottbare deutsche Nimbus der Autorität vermag auch Bekenner von Bernhardschem Ausmaß gefährlich zu machen. Wer selber Nationalökonomie studiert — er mag getrost in Rostock zu Richard Ehrenbergs Füßen sitzen — dem können derlei strebsame Aperçus nicht auf die Dauer die Wahrheit verhüllen. Der lernt auch aus der flüchtigen Lektüre der ersten Semester schon erkennen, daß man den Tatsachen blutige Gewalt antut, wenn man versichert: die nationalökonomische Literatur würde der wirtschaftlichen Leistung des Unternehmers nicht gerecht und schildere seit vierzig Jahren ihn als schnöden Ausbeuter. Und jedes Kompendium belehrt ihn an englischen und deutschen Beispielen, wie den Arbeiter ungeschützt lassen zugleich auch die mitleidlose Ausnutzung von Frauen und Kindern und die Degenerierung der Nation bedeuten müßte. In der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung aber kommen auf ein paar Wochen nach der Reichshauptstadt beurlaubte Verwaltungs- und Gerichtsbeamte zusammen, um als Hanse zu lernen, was sie als Hänschen zu lernen verabsäumten. Sie hören bessere Bildungsvorträge, sie beschnüffeln die eine oder andere Fabrik und genießen nebenher — denn es sind die durchaus mannbaren Jahrgänge zwischen dreißig und fünfundvierzig — auch noch ein bißchen Berlin. Was sie dann heimbringen, ist ein buntes Vielerlei; sind — ein paar wertvolle Anregungen gerne zugegeben — jedenfalls nicht die Fähigkeit und Möglichkeit, die verba magistri in eigenen, selbständigen Studien kritisch zu sichten. Wenn sie sie behalten, schwören sie auf sie. Am ehesten sicher auf des Magister Ludwig Bernhard Lehre, die den meisten ohnehin schmeichlerisch eingehen wird: wenn ihr wieder nach Haus kommt, packt den Arbeiter noch schärfer an; stellt euch mit unverhüllter Absichtlichkeit an die Seite der Unternehmer. Ihr tut so ein nationales, ein patriotisches Werk. Denn die Industrie, die Deutschland dereinst noch die Welt erobern soll, ist in Gefahr, von der sozialethischen Gesetzgebung und der herrschenden Nationalökonomie vereinter Torheit zu Tode drangsaliert zu werden.

Eines nur möchte ich wissen: ob Herr Professor Bernhard auch so gesprochen hätte, wenn alles, was mit sozialer Reform zusammenhängt, nicht so wie so heute niedrig im Kurse stände und bei den in Staat und Gesellschaft Maßgebenden höchst unbeliebt machte. Ich habe ein starkes Mißtrauen gegen den Bekennermut, der die Avancementsaussichten verbessert. R. B.

*

Tolstois „Widersprüche“

Die Aufsehen erregende Flucht Lew Nikolajewitschs aus der Familie ins Kloster hat die verschiedenartigsten Auslegungen gefunden. Da wird dieser außerordentliche Entschluß auf der einen Seite als sieghaftes Heldentum gefeiert, auf der andern aber lediglich als pathologischer Exzeß eines gestörten Geistes gewertet. Eine Art Schlüssel zu der Weltflucht des Greises gibt uns vielleicht einer seiner besten Freunde, André Beaunier, der in den letzten zwölf Jahren sehr häufig bei ihm war. Der sagt von ihm: „... Glücklich war er nicht. Es war nicht die Tendenz seiner Lehre, die in ihm Zweifel erweckte, sondern die Unmöglichkeit,

die Konsequenzen seiner idealen Forderungen in die Wirklichkeit umzusetzen. Immer wieder versuchte er es: es scheiterte. Sein Evangelium stellt unerfüllbare Forderungen. Gewiß trug er nur dürftige Kleidung, den grauwollenen Rock, der an der Brust geöffnet war; die Lenden gürtete ein schlichter Lederriemen, und keine Ueberredungskunst konnte ihm eine passendere Kleidung aufdrängen. Er aß nur Gemüse, weil er das Gebot erfüllen wollte: ‚Du sollst nicht töten.‘ Aus demselben Grunde trug er auch keine Pelze. Er rauchte nicht, nahm weder Alkohol noch Wein. Eine Zeitlang fertigte er sich selbst die Stiefel und arbeitete auf dem Felde. Man weiß, daß er die Dichtkunst als etwas Weltliches verachtete und seine Begabung ruhen ließ. Und diese harten Prüfungen verdoppelte und verdreifachte er. Aber trotz alledem: Er lebte nicht das Leben eines wirklich Armen. In Moskau bewohnte er im Winter ein stattliches Haus, das warm geheizt war. Niemand hätte ihm daraus einen Vorwurf gemacht: außer ihm selbst und seinen Schülern. Und seine Schüler sind schwer umgängliche Leute. Sie hatten ihm sozusagen einen ‚Aufseher‘ gegeben, der ihn hindern sollte, seinen Roman ‚Auferstehung‘ zu vollenden. Aber dann benutzte Tolstoi die Abwesenheit dieser ‚Aufsichtsbehörde‘, um voll Eifer an dem mächtigen Werk zu arbeiten. So reihte sich Widerspruch an Widerspruch, und er litt darunter. Tolstois Überzeugung verbot ihm, für die Werke seines Geistes Honorare zu nehmen. Da übernahm die Gräfin die Verhandlungen, und das Ergebnis war, daß man zwar die religions-philosophischen Erbauungsschriften freigab, für wirklich einträgliche Werke aber, wie ‚Anna Karenina‘ und ‚Krieg und Frieden‘, ansehnliche Summen forderte. In ihm lebte schließlich ein Heer von Selbstvorwürfen, und er ersehnte den Tod. Ich erinnere mich noch, wie ich eines Abends in Moskau mit ihm durch die Straßen schritt. Wir gingen zu einer Komiteesitzung, in der über Unterstützung für die Duchoborzen beraten werden sollte. Die Duchoborzen erduldeten Qualen und Marter, um ihrer Überzeugung getreu den Militärdienst zu verweigern. Und ich höre noch Tolstois Stimme in jener Winternacht: ‚Das sind Leute, die in vollem Einklang mit ihren Grundsätzen leben.‘ Und dann wiederholte er: ‚In vollem Einverständnis mit ihren Grundsätzen.‘ Er bewunderte diese Fanatiker und er beneidete sie auch.“

Ach, wieviel leichter ist's doch, dem Strebenden Widersprüche nachzuweisen, als sich überhaupt in die Gefahr solcher zu begeben! Gr.

*

Wanzen

Durch viele Blätter ging die trockene Notiz, daß wegen einer Abnahme des Kohlenexports Hunderte von tschechischen Arbeiterfamilien aus Nordböhmen nach Deutschland ausgewandert seien. Diese Notiz blieb ohne Kommentar, obschon sie einen verdiente. Denn Tschechen im Deutschtum bedeuten etwas Besonderes, ungefähr so viel wie die Reblaus für den Weinbau, der Koloradokäfer für die Kartoffeln oder Wanzen für ein Bett.

Unsern unglücklichen Sprachbrüdern in Böhmen wird durch ein System perfider nationaler Schikane ihre schöne Heimat bisweilen zur Hölle gemacht. Die Tschechen selbst sagen: „Wir sind ein kleines, aber sehr lebenskräftiges Völkchen; wir brauchen Raum; den können wir nur auf Kosten unsrer Nachbarn erlangen, und nur durch Kampf. Mit Gewalt geht es nicht, dazu sind wir zu schwach. Unsre Waffe heißt Stänkerei. Andern mag sie nicht angenehm sein; aber wir finden sie höchst wirksam.“ So schleichen die Tschechen sich ein und halten sich stille, solange sie müssen, aber beginnen zu stänkern, sobald sie dürfen. Sie haben das politische wie gesellige Leben der gemischten Bezirke Böhmens in geradezu heilloser Weise vergiftet; sie werden in der Oberpfalz, im Königreich Sachsen und in Schlesien damit anfangen, sobald ihre Minoritäten in den deutschen Gemeinden, wo man sie sich einnisten ließ, stark genug dazu geworden sind. Dann beginnen die Eingaben um tschechische Schulen, um tschechische Sprache vor Gericht, denn die Gemeinde sei „zweisprachig“; beginnt ein gellendes Geschrei über Ausnahmezustände und Vergewaltigung; beginnt das

Boykottieren deutscher Läden; beginnen die tschechischen Umzüge, das Überfallen und Mißhandeln kleiner deutscher Gesellschaften oder einzelner, die man leicht bewältigen kann.

Der reichsdeutsche Bürger hört auf dergleichen nur ungeduldig oder gar nicht hin, weil es seine Phäakenruhe stört. Diejenigen, die in Prag, wo die deutsche Sprache ja als „Provokation" gilt, zufällig noch nicht angerempelt und verprügelt wurden, bestreiten, daß es überhaupt geschehe. Leider ist es zu gut beglaubigt.

Wir sind ungewarnt geblieben selbst durch die nunmehr 300 000 Polen auf der Roten Erde Westfalens und an der Saar. Als sie vor etwa fünfzehn Jahren sich lästig zu machen anfingen, hieß es bei unsern hochmögenden Verwaltungsbeamten: „Ach, die spielen keine Rolle. Wer nach sechs Monaten nicht Deutsch kann, wird wieder abgeschoben!" Mondschein! Humbug! Wenn irgendwo, so kann die preußische Verwaltung vor den westlichen Polen ihren Bankrott erklären.

Nur von einem noch höheren Gesichtspunkt glaubt man eine Art Nemesis zu bemerken. Es wirkt erfrischend, wenn z. B. deutsche katholische Priester von obstinaten Polacken in die bescheidenen Anfänge eines nationalen Empfindens hineingeprügelt werden. Sie waren oft so freudig bereit, ihr Deutschtum zu verraten; aber die Polen machten sich nichts draus.

Für solche Art von Erziehung ist ein fremder Pfahl im Fleisch zuweilen brauchbar. Aber Wanzen in unserm saubern Bett? Wozu die?? * rh.

Wie man heute in die Alpen geht

Bei Bozen in Tirol brannte kürzlich das Karerseehotel ab, worauf einzelne Gäste Schadenersatzansprüche anstrengten. Aus den zu diesem Zwecke aufgestellten Rechnungen hat nun die Würzburger „Neue Bayrische Landeszeitung" eine recht interessante Inventur aufgenommen.

Sonderbare Naturschwärmerinnen! „Die Frau eines Industriellen aus Ofen-Pest meldete einen Schaden von 17 552 Kronen 95 Heller an. Denn sie hatte eine Boa im Werte von 2000 Kronen mit, eine goldene Handtasche mit angehängter goldener Zigarettendose im Werte von 1800 Kronen. Und acht Hüte zu 1000 Kronen usw. Der Leser stutzt. Was? So geht man heute in die Alpen? Aber es kommt noch dicker. Die Frau eines Ministerialrates aus Wien (der Mann dürfte 8000 Kr. jährlich Gehalt haben) meldet an, daß sie 30 000 Kr. an Toiletten eingebüßt habe. Darunter: 1 echte Chantillyspitzentoilette 1800 Kr., 2 neue elegante Abendtoiletten 1600 Kr., 13 Kostüme, meist neu, und 2 Abendmäntel 8700 Kr., 14 Paar Lackschuhe und Lederhandschuhe 500 Kr., 8 Hüte 1250 Kr., 7 Schirme 1000 Kr. Das ist eine einzelne Dame, die Frau eines Beamten aus dem Preßbureau des Ministeriums in Wien! Ohne Schmuck, den sie gerettet zu haben scheint, beträgt ihr Inventar für einen Ausflug in die Dolomiten 30 000 Kr. Zu ihr gesellt sich eine Frau mit Tochter, die um 31 000 Kr. Effekten verloren haben. Darunter wieder eine Zobelboa zu 2000 Kr. Die Kleiderrechnung des Töchterchens allein beträgt 4829 Kr. Und dann kommen Dutzende, die bis zu 12 000 und 13 000 Kr. Rechnungen aufgestellt haben. Eine Erzieherin aus Wien berechnet ihren Verlust mit 4990 Kr. Sie hatte ein Armband mit 1000, eine Nadel mit 600, zwei Manschettenknöpfe ebenfalls mit 600 Kr. bewertet. Und mit etwa 3000 Kr. bezeichnete sie ihre Toiletten. Die Erzieherin! Wir können uns alles andere sparen, das Sittenbild ist komplett auch mit diesen wenigen Beispielen, denn sie sind typisch. So also sieht die Gesellschaft aus, für die in der Bergeinsamkeit der Gletscherwelt Hotels gebaut werden. Diese Damen nehmen all den eitlen Tand, den Plunder von Modehüten und alles, was drum und dran hängt, mit in die Alpen, auch dort konkurriert ein Luxusweibchen mit dem andern, ja dort erst recht. In der Hall des Karerseehotels, im Hotel auf dem Mendelpaß und an ähnlichen Orten geht es ganz genau so zu wie in Ostende und Monte Carlo. Wo das Modeweib hinkommt, bringt es all seinen Leichtsinn und seine Raubtiergelüste mit. Und die Gecken von Männern

bezahlen diesen sündhaften Luxus. Sie kleiden solch eine Puppe als Firmenschild ihrer Wohlhabenheit. Manche auch gehen ahnungslos nebenher, denn es zahlt ein anderer die Rechnungen ihrer Frauen. Aber das ist schon der schlimmere Fall, der Durchschnitt dürfte echt sein. Es sind größtenteils reichgewordene Leute, die mit sich und ihrer inneren Leere nichts anzufangen wissen. Frauen ohne wahre Bildung, die neben ihren echten Spitzentoiletten und ihren 30 Paar Seidenstrümpfen immer ein Dutzend schmutzige Leihbibliothekbände gepfefferten Inhalts liegen haben. Der Luxus ist das einzige, was ihnen noch Freude macht, und sie betreiben ihn weit über ihre Verhältnisse. Einst hat man Prinzessinnen und Königinnen kaum so ausgestattet wie heute die Frauen und Töchter von Handelsleuten. Und die Armut wächst überall, die allgemeine Teuerung steigt und ergreift immer weitere Schichten des Volkes. Die braven, bürgerlichen Frauen, die alle Lasten und Mühen des Haushaltes tragen, schlagen sich mit Rindfleischpreisen herum und verzetteln ihre Lebenskraft im Kampfe mit der täglichen Sorge. Und diese Frauen sind im Durchschnitt gebildeter, sie haben mehr wahre Kultur und entstammen besseren Familien als die Luxusdamen einer Oberschicht der heutigen bürgerlichen Gesellschaft, die vor Übermut nicht weiß, was sie mit dem leicht erhaschten Gelde beginnen soll. Und da wundert man sich, wenn auch die allgemeine Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit steigt, wenn Sozialismus und Anarchismus in der modernen Welt immer üppiger gedeihen."

Italienkenner

In einem römischen Café hat Dr. Simchovicz einige Fragen und Antworten aufgefangen, die er in der „Frankf. Ztg." zum besten gibt. U. a.:

„Werden Sie morgen in die sixtinische Kapelle gehen?"

„Ja natürlich."

„Ich gehe nicht hin, ich habe sie schon in Dresden gesehen."!!!

Nummer zwei:

„Wollen Sie morgen in die Katakomben mitkommen?"

Antwort (im reinsten Berlinisch): „Nee, ick danke, ick war heut uf'm Forum, da hab' ick an diese ollen Klamotten jenuch."

Ein dritter betont, daß ihn die Kunst wenig interessiere, und daß er reise, um Natur und Land kennen zu lernen. Um nun die Natur zu genießen, wohnt er eine Woche lang in Rom im Bahnhofsviertel, und behufs gründlicher Erkenntnis von Land und Leuten versteht er auch nicht ein Wort Italienisch. Derartige Gespräche ließen sich, wohlgemerkt wortgetreu, in beliebiger Anzahl wiedergeben. . . .

*

Führer-Maschinen

Nicht Maschinen, die uns auf festgelegter Bahn irgendwohin führen, meint die „Deutsche Alpenzeitung" damit, auch unsre Bergführer nicht, sondern die alteingebürgerte, größtenteils berechtigungslos gewordene Einrichtung, daß uns Führerpersonen, kraft ihres Amtes, ihrer eingelernten, immer gleichbleibenden Wissenschaft, durch die Schatzkammern der Kunstwerke aus Natur- und Menschenhand geleiten müssen. Diese altehrwürdige Institution stammt aus den Zeiten, wo es noch keine geschriebenen und gedruckten Begleiter gab, wo der menschliche Führer oft tatsächlich allein in der Lage war, die notwendigen Erklärungen und Belehrungen zu geben. Diese Zeiten sind längst vorüber. Alles, was von der großen Menge als sehenswert aufgesucht wird, ist in den vortrefflichen, vielsprachigen Führern niedergelegt, eingehender natürlich in fachlichen, wissenschaftlichen Darstellungen für die näher interessierten Kreise. Und für diejenigen Leute, die sich beispielsweise die Schätze eines großen Schlosses nur durch die ewig gleichtönende Leier eines Angestellten erklären lassen, für diese Kategorie ist — bis auf wenige Ausnahmen, die ja überall zu machen sind —, wirklich jedes Wort nutzlos in die Luft gesprochen. Es geht im Eiltempo zum einen Ohr hinein und zum anderen hinaus. Die anderen Besucher aber, die gut vorbereitet, ein menschliches Kunst-

werk mit dem Auge und nicht minder mit dem Herzen genießen wollen, die voller Andacht und Glück erstmals eine Wunderschöpfung der Natur erblicken dürfen, sie alle werden verstimmt, gestört und ernüchtert durch die trostlosen Phrasen der Führer-Maschinen....

*

Virtuosenwahn

Türmerlesern aus dem Herzen geschrieben wird sein, was in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" darüber gesagt wird: In allen Kulturstaaten spielt der reproduzierende Künstler, vor allem der Sänger und der Instrumentalvirtuose, eine Rolle in der Öffentlichkeit, die seiner geistigen Bedeutung nicht entspricht. Gewiß soll den Leistungen auf diesen Gebieten, deren (sinnliche) Wirkung ja auf den Augenblick gestellt ist, der Beifall nicht versagt werden. Aber müssen darum Orgien der Begeisterung einen Tenor umtoben, der, lediglich ein Kehlphänomen, auf der Bildungsstufe eines Rennfahrers, eines Preisringers oder ähnlicher Größen steht? Müssen sich die Damen, wie es nicht selten vorkommt, ihrer schönsten Tugend, der zarten Zurückhaltung, begeben und zu Locken und Autographen heischenden Hyänen werden? Es ist wirklich nicht verwunderlich, daß sich der so überschätzte Künstler schließlich für wichtiger hält als das Kunstwerk, daß er, wie der dreiste Tscheche Burrian in Dresden, vom Publikum als der Kanaille spricht, die lediglich zu seinem höheren Ruhm geschaffen wurde ... Der Kunstgenuß soll eine intime Angelegenheit sein, das ernste und strenge Kunstwerk will ernst und streng wiedergegeben und empfunden werden. Es ist traurig genug, daß die physischen Bedingungen zu seiner Reproduktion nur selten denen gegeben sind, die sein Wesen geistig zu erschöpfen vermögen; daß man auf der Bühne oder auf dem Podium anstatt eines ergriffenen Künstlermenschen einen eitlen Poseur mit der Schmachtlocke und dem „dämonischen" Blick sich spreizen sieht, der in erster Linie an sich, nicht an das Werk denkt, dem er doch dienen soll. Was Mittel zum Ausdruck geistig-seelischen Gehalts sein soll, löst sich los vom Kunstwerk und wird zum selbstgefällig-virtuosen Selbstzweck. Die Wertung der Persönlichkeit tritt zurück, der Personenkult muß sie ersetzen. Überhitzte Begeisterung, sinnloser Rausch verdrängen das reine Genießen, die schön bewußte Bereicherung des eigenen Wesens. Es ist Zeit, daß sich das deutsche Publikum darüber klar wird, wohin solche Wege führen.

*

Deutsches Theater

„Haben wir noch ein deutsches Theater?" fragt die „Berliner Börsen-Zeitung". „Diese Frage drängt sich jedem auf, der jetzt die Programme unserer ersten Berliner Bühnen durchliest und vernimmt, was die Herren Brahm, Reinhardt und Genossen für die beginnende Saison planen. Und mit dem Gefühl brennender Scham wird man die Antwort sagen müssen: nein, in der Heimat Lessings gibt es eine deutsche Bühne nicht mehr ..." Es wird dann das ja auch im Ausland immer bespöttelte Übergewicht nachgewiesen, das dem ausländischen Schaffen von unsern Direktoren zugewiesen wird. „Und das nennt sich Deutsches Theater nach Analogie des Théâtre français in Paris. Nur mit dem Unterschied, daß einem Direktor des Französischen Theaters, der solche Ausländerei treiben wollte, bald die Scheiben eingeworfen sein würden."

In unsern Kreisen ist diese Klage ja auch schon seit Jahren immer wieder erhoben worden. Leicht geriet man dabei in den Ruf eines engherzigen Chauvinisten. Darüber hinaus bleibt die Frage an die Börsenzeitung und viele jener Blätter, die ihren Klageruf zustimmend nachdrucken: Trägt der größte Teil der deutschen Presse nicht selber einen schweren Teil der Schuld an dieser Fremdländerei in Theater und Kunst? Wie ausführlich berichten die Pariser Korrespondenten unserer deutschen Zeitungen über jeden Schmarren, der in Paris über die Bühne geht? Wird nicht jeder welsche Kulissenklatsch herüberberichtet? Wer schämte sich nicht der Art, wie unsere deutschen Zeitungen z. B. den Rostand-Rummel mitmachten? Da war kein Telegramm zu teuer. Aber für die Uraufführungen deutscher Stücke

an kleineren deutschen Provinzbühnen haben unsere Berliner Zeitungen keinen Raum übrig. * St.

Vom Königlichen Schauspielhaus Berlin

Als erste Tat dieser Spielzeit brachte das Königliche Schauspielhaus „Die neue Sonne“ von Hermann Heijermanns zur Aufführung. Trotz der Bemühung einer vielleicht freiwilligen, aber jedenfalls gut organisierten Claque, die es dem damit wenig Selbstkritik beweisenden Verfasser ermöglichte, vor dem Vorhang zu erscheinen, erfuhr das Werk am Abend eine deutliche Ablehnung durch die Besucher und am nächsten Morgen eine Ablehnung von seltener Einstimmigkeit der gesamten Kritik. Eine Woche später war „Die neue Sonne“ auch am Himmel des Schauspielhauses endgültig untergegangen.

Solche Mißgriffe sind zu allen Zeiten vorgekommen und können jeder Theaterleitung zustoßen. Aber den vorliegenden Fall darf man doch nicht so ohne weiteres durchgehen lassen. Einmal bringt unser Königliches Schauspielhaus so wenig Neuheiten zur Aufführung, daß es nicht für sich den Entschuldigungsgrund eines häufig wiederholten Experimentierens auf gut Glück anführen kann. Wer mit so wenig Neuaufführungen aufwartet, ist zu doppelt vorsichtiger Prüfung verpflichtet. Dann aber kommt die Stelle in Betracht, an der die Aufführung stattfand. Wie kommt das Königliche Schauspielhaus dazu, dieses Werk anzunehmen? Nur ein einziges Berliner Börsenblatt versucht, eine Antwort zu geben, und meint, es sei geschehen, „um den Dichter zu ehren“. Heijermanns, ein seit einigen Jahren in Berlin lebender holländischer Jude, ist ein vor allem in kleinen Schilderungen nicht ungewandtes Talent, das gelegentlich auch einen tieferen Ton findet, wenn er sich aufs Gebiet der Ghettopoesie begibt. Irgendeine Tat, die eine „Ehrung“ dieses Dichters durch das Berliner Königliche Schauspielhaus erklärlich machen könnte, hat er bislang nicht vollführt. Man kann also wohl nur annehmen, daß Herr Paul Lindau, der zur Betrübnis aller ernsten Freunde des Königlichen Schauspielhauses zu dessen Leiter berufen wurde, hier einem ganz persönlichen dunkeln Drange gefolgt ist.

Darf man sich noch länger die Art gefallen lassen, wie das durch die Krone in so hohem Maße unterstützte Berliner Königliche Schauspielhaus seine Aufgabe nicht nur nicht erfüllt, sondern ihr geradezu entgegenarbeitet? Es gibt keine zweite Bühne von einigem Rang in Deutschland, die so wenig höhere Grundsätze in ihrer ganzen Arbeit verrät, wie eben dieses Schauspielhaus, das durch die große Zahl seiner künstlerischen Kräfte, durch die bedeutenden ihm zu Gebote stehenden Geldmittel, durch seine ganze Sonderstellung nicht nur berufen, sondern verpflichtet ist, jene dramatische Kunst zu pflegen, die durch die oft besprochenen üblen Zustände an den gewöhnlichen Geschäftstheatern nicht durchzudringen vermag. Es ist gar nicht mehr nötig, daß wir im einzelnen aufzählen, welche Dichter und Stücke wir meinen. Jeder einigermaßen belesene Literaturfreund wird mit Leichtigkeit Herrn Paul Lindau ein Dutzend und mehr in den letzten Jahren erschienener Stücke aufzählen können, die nicht nur an künstlerischem Wollen, an greifbaren künstlerischen Werten dem Werke des Herrn Heijermanns turmhoch überlegen sind, die auch viel eher das Publikum, auf das das Königliche Schauspielhaus vor allem zählen kann, befriedigen würden, die also viel bessere geschäftliche Aussichten haben, als das eben genannte Stück.

Welche Gründe vermag Herr Lindau geltend zu machen, daß er sich grundsätzlich von aller Dichtung, die im höheren Sinne national ist, — wir wollen nichts von dichterischem Hurrapatriotismus — geflissentlich fernhält? Wir wollen es den Geschäftstheatern gar nicht übelnehmen, wenn ihre Leiter aus der eigenen Art heraus und mit Rücksicht auf die Art ihres Premierenpublikums eine starke Scheu vor aller bewußt nationalen Dramatik empfinden. Um so mehr muß das Königliche Schauspielhaus

den so empfindenden Dichtern eine Heimstätte sein. Aber nein: Herr Heijermanns jedoch, der für seine neue Schöpfung offenbar bei keinem jener Geschäftstheater eine Unterkunftsstelle fand, erhält sie von Herrn Paul Lindau im Königlichen Schauspielhause.

St.

*

Dilettanten

Es hat wohl nie eine Zeit gegeben, in der so viel dilettiert wurde wie heutzutage. Während man früher in den künstlerischen Berufen nur zweierlei Menschen kannte, Künstler und Banausen, haben wir heute noch eine dritte Spezies, die Dilettanten. Sie kommen nie ganz in den Beruf hinein, sind ein Peripheriespuk. Ihre Erscheinung ist gleicherweise lächerlich wie traurig. Traurig vom allgemeinen Standpunkt aus, weil es sich nun doch einmal um vergeudetes Menschenmaterial handelt. Freilich, es ist noch nicht gesagt, daß ein schlechter Dichter vielleicht ein guter Schuster geworden wäre und eine talentlose Malerin eine gute Hausfrau. Menschen, denen völlig das Vermögen mangelt, die Grenzen ihrer Fähigkeiten kennen zu lernen, werden es in keinem Beruf und in keiner Lebensstellung wirklich weit bringen. Aber wäre es nicht möglich, durch vernünftige Erziehung auf eine gesunde Entwicklung der Selbstkritik hinzuwirken? Unser modernes Dilettantentum ist künstlich großgefüttert. In den Säuglingen, ja am liebsten schon in den Ungeborenen wittert man Talente. Im Schulkind werden sie schon ganz offenbar, und der Gymnasiast tastet sich bereits das Haupt nach dem künftigen Lorbeerkranz ab. Bald kommt das erste Produkt zutage, und dann geht das Umfragen an bei den Verwandten, bei den Bekannten, bei den Redakteuren der umliegenden Wurstblätter, aber auch ebenso bei großen Redaktionen, bei berühmten Professoren, Geheimräten, Kritikern. Und immer dieselbe naive Frage: Habe ich Talent?...

Dann die zweite Phase. Die jubelnde Talentbejahung der Verwandten und Freunde berauscht. Der Größenwahn beginnt. Man macht Kritikerbekanntschaften, fängt an, die Kritik ernstlich zu belästigen. Bald spricht man von dem Talent als von einer feststehenden Tatsache, weil man bereits weiß, daß man keines hat. Aber es ging schon so viel Geld und Zeit darauf. Die Sache muß sich rentieren.... Dann die dritte Phase. Die Sache rentiert sich nicht. Man blickt auf ein verpfuschtes Leben zurück. Die Familie hat umsonst Opfer gebracht. Vorwürfe, Enttäuschung. Das Ende: Nervenheilanstalt, zuweilen auch Selbstmord; im „besten" Falle ein verbittertes, unzufriedenes Dahinvegetieren im Schatten, während die Glücklichen, von denen man nicht begreift, wie sie es machten, um in dieser Welt vorwärts zu kommen, in der Sonne jauchzen.

Wie sie es machten? Sehr einfach. Dieselbe Zeit, die „man" über dem Nachdenken, wie man am geschwindesten berühmt werde, und über dem Herumfragen bei Hinz und Kunz, ob man Talent habe, und über dem Herumbetteln bei den Kritikern und über dem Großsprechen bei den Bekannten vergeudete, verwendeten sie darauf — zu arbeiten.

Civis

*

Ein neues Eroberungsmittel der Schundliteratur

Nr. 31 der „Ärztlichen Mitteilungen" bringt folgende Nachricht:

„Die Schundromane werden anscheinend in einer neuen Form unter das Volk gebracht. Kaufleute geben die einzelnen Heftchen jede Woche kostenlos an ihre getreuen Kunden in Gestalt von Dienstmädchen, Küchenfeen usw. ab — so eine Art Rabattgeschäft. Das Heftchen ist mit Anzeigen durchschossen, und da finden wir die folgende Reklame:

„An die Leser des Kundenromans!

Hierdurch machen wir allen unseren verehrten Freunden und Lesern bekannt, daß wir zu den bisherigen bekannten Vergünstigungen, welche der Kundenroman seinen Lesern kostenlos gewährt, eine weitere hinzugefügt haben, welche geeignet sein wird, das Band zwischen unseren Lesern und uns fester und fester zu gestalten. Wir haben uns entschlossen, allen Lesern des Kundenromans, welche durch den Besitz der letzterschienenen Nummer sich als

solche ausweisen können, für alle vorkommenden Krankheitsfälle kostenlose ärztliche Beratung zu gewähren. Jeder unserer Leser, welcher sich krank fühlt und ärztlichen Rates bedürftig zu sein glaubt, verlange von dem Kaufmann, von dem er die Hefte erhalten hat, eine auf unseren Arzt lautende Ausweisung, gegen deren Vorzeigung kostenlose ärztliche Untersuchung und Beratung erfolgt. Wir kommen unseren Lesern nun noch dadurch entgegen, daß wir dafür Sorge getragen haben, daß sie die Medikamente zu einem beträchtlich reduzierten Preis geliefert bekommen. Indem wir hoffen, daß diese unsere neue Einrichtung allseitigen Anklang und zahlreiche Benutzung findet, empfehlen wir uns mit vorzüglicher Hochachtung. Der Kundenroman-Verlag, G. m. b. H., Charlottenburg, Suarezstraße 55, Tel. Ch. 4959."

Es sollte wohl Mittel geben, diesen Ärzten das Handwerk zu legen. Wozu gibt es Ärztekammern? Auf der anderen Seite aber erhebt sich für die Bekämpfer der Schundliteratur die Frage: „Wann wird man von den Kindern der Finsternis lernen, wie man alle möglichen Wege zur Verbreitung einer guten Volksliteratur ausnutze?" Ist es der guten Literatur verwehrt, durch Aufnahme von Anzeigen die Herstellungskosten möglichst zu decken, und jeden beliebigen Kaufmann als Vertreiber in den Dienst der guten Sache zu stellen? Die Art des Vertriebes spielt eine Hauptrolle in diesem Kampfe. Solange die Vorkämpfer für gute Literatur sich dabei nur auf den ausgetretenen und für die Bezieher zum Teil unbequemen Pfaden bewegen, werden sie keinen Erfolg haben. St.

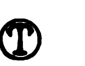


Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers,** beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen adressiere man an **Greiner & Pfeiffer, Verlag in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck. **Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Bad Oeynhausen i. Westf.** — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Teniers vor seinem Schlosse bei Perck
(London, National-Galerie)



D. Teniers d. J.



XIII. Jahrg. Dezember 1910 Heft 3

Drei Lieder
von
Jakobus Menzen

1

CHRISTKINDLEIN
(Albert Geiger)

Gräfin Nono Hoensbroech zu eigen






erzählend, ganz einfach
ri - a sitzt im Blü - ten - gar - ten, den klei-nen Je - sus tut sie
p a tempo
un poco rit.
a tempo
war - ten, er liegt im som - mer-li-chen Duft, die klei - nen
un poco rit.
a tempo
rit.
mp a tempo
Äug-lein in die Luft, die Mück - chen ihn um -
rit.
p
a tempo
ma corda
rit.
ruhiger
sum - men leis, sie schaukelt ihn und summt die Weis':
rit.
ruhiger
Anmutig wiegende Bewegung (nicht zu langsam)
mf tre corde
Ped.
* Ped.
* sempre Ped.


mp
Schlaf, Kind - lein, schlaf, auf der Wie - se gehn die Schaf,
p
wei - ße und schwar - ze durch den Klee, das tut den schö -
nen Blu - men weh;
rit.
a tempo
mf
schneeweiß ist
mf a tempo
rit.
mp
ei - nes, das ist für dich, der Va - ter schenkt es dir si - cher-
mp
p
lich, doch mußt du erst wach - sen und grö - ßer sein, dann


ruhiger
a tempo
darfst du es füh - - ren ganz al - lein.
ruhiger
a tempo
mf
mp
Darfst es füh - ren an ei - nem Sei - den - band, es
mp
frißt dir gar lieb - - lich aus der Hand,
rit.
p ein wenig ruhiger
rit.
schlaf', Kind - lein, schlaf'! auf der Wie - se gehn die Schaf,
p una corda
rit.
pp ganz ruhig
schlaf', Kin - de - lein, schlaf'!
pp
mp

2

SCHLIESSE MIR DIE AUGEN BEIDE

(Th. Storm)

24. Mai 1910




Und wie lei - se sich der Schmerz
mf
mp
p
mp
p
Well' um Wel - le schla fen le - get, wie der letz - te
p
rit.
a tempo
mp
mf
Schlag sich re - get, fül - lest du mein gan - zes Herz,
rit.
a tempo
mp tre corde
mf
mp
rit.
fül - lest du mein gan - zes Herz.
rit.
una corda
mp
pp

3

SONNENSCHEIN

KINDERLIED

(Karl Enzlin)

18. Juli 190

Frisch und munter

GESANG

PIANO

mf

Ped.

mp

Son-nen-schein, klar und rein, leuch-test in die Welt hin-ein,

p

rit.

ruhiger

machst so hell, so warm, so schön, in den Tä-lern, auf den Höhn,

die du al-le über-strahlst und so hold und lieb-lich malst.

rit.

munter
mf
mp munter
Son-nen-schein, klar und rein, kehr' auch in das Herz mir ein;
rit.
p
rit.
ruhiger
wenn ich ha-be hei-ter'n Sinn, wenn ich gut und freundlich bin,
ruhiger
mf ruhig
dann ist's in dem Her-zen mein wun-der-ba-rer Son-nenschein.
mp ruhig
munter
mf



XIII. Jahrg. Januar 1911 Heft 4

Die religiöse Bewegung der Gegenwart in Jahrhundertbeleuchtung

Von Walter Baetke

Daß unsere Rückblicke in die Vergangenheit, wie wir sie in der Gestalt von Jubiläumsfeiern alljährlich vornehmen, in erster Linie solche politischen Charakters sind, mag natürlich sein. Der Begriff des Staates, der Nation, ist nun einmal das umfassendste und handgreiflichste Band, das uns umschlingt; seine Interessen und seine Geschichte sind unmittelbar unsere eigenen und machen sich mehr als andere Faktoren unseres Lebens tagtäglich als solche fühlbar. Doch aber braucht das nicht zu hindern (und sollte es nicht tun), daß Geister, die sich noch in einer andern Gemeinschaft verbunden fühlen, sich dieser so gut als ihrer politischen zuzeiten kräftiger bewußt zu werden suchen und in der Erinnerung an große Persönlichkeiten oder Ereignisse dieses Verbandes nicht nur Nahrung für seine gegenwärtigen Tendenzen, sondern auch ein vertieftes Verständnis für seine Grundlagen und Ziele gewinnen. In diesen Jahren schweift unser Blick immer wieder zurück zu dem Preußen und Deutschland vor 100 Jahren, rückt von der Zeit politischen Verfalls allmählich zu dem Ruhmesjahre der nationalen Erhebung hinüber, aber bleibt allzu leicht immer an Siegessäulen und Kriegerdenkmalen haften und vergißt, daß der Blitz und Donner der Schlachten damals mehr als je nur die Entladung einer von hohen

geistigen und sittlichen Tendenzen erfüllten Atmosphäre war. Das sollte nicht so sein. Es sollte uns als nationale Pflicht ersten Ranges erscheinen, uns jener Tendenzen, die uns in Wahrheit groß gemacht haben, gerade heute wieder bewußt zu werden und dieses Bewußtsein so weit wie möglich in die Herzen unseres Volkes zu verpflanzen. Unsere Zeit ist doppelt dazu geeignet; denn es läßt sich nicht verkennen, daß das gegenwärtige Geschlecht mehr als irgend eins des letztverflossenen Jahrhunderts von geistigen Strömungen beherrscht wird, die sich mit der Zeit, als Fichte seine „Reden an die deutsche Nation" hielt und Schleiermacher die seinen „über die Religion" herausgab, auf das innigste berühren. Es ist der Zweck dieser Betrachtungen, einige jener Zusammenhänge aufzudecken und in ihren Ursachen zu begreifen, freilich nicht vom Standpunkt des sezierenden Historikers, sondern mit dem lebendigeren Interesse, das das Bewußtsein eingibt, mitten drin in einer Bewegung zu stehen, die zwar hoch hinauf in die Vergangenheit reicht, aber in die Zukunft hinüber weist und dort erst ihre volle Entfaltung finden wird.

Um die Hauptsache gleich vorweg zu sagen: das geistige Leben unserer Nation wird heute wie damals von einem starken religiösen Zuge beherrscht. Für die Gegenwart dürften das nur noch wenige bezweifeln. Tausend Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur wie der Öffentlichkeit (erinnert sei nur an das verständnisvolle Echo, das der vorjährige religiöse Weltkongreß in Berlin allenthalben gefunden hat) beweisen, daß bei aller scheinbaren Verflachung und Veräußerlichung der Existenzen doch die Sehnsucht nach den Quellen unseres Daseins wächst und immer mehr zu einem innerlich vertieften, persönlichen Leben führt. Häckels Welträtsel haben — außer bei unreifen Geistern, denen zur Besinnung ihrer selbst zu kommen versagt ist — ihre ruhmlose Rolle als Buch der Bücher ausgespielt. Die selbstgenügsame Allwissenheit des Zeitalters der unumschränkten Naturwissenschaft hat einer tiefen Unruhe Platz gemacht; die Kräfte des menschlichen Gemütes mit ihren Ansprüchen an ein ewiges, durch keine Schranken sinnlicher Erfahrung eingeschränktes Leben wachen mit ungeheurer Gewalt auf, nachdem man sie mit dem schrecklichen Worte Positivismus längst totgeschlagen zu haben glaubte. Dies ist Tatsache und kann durch keine Skepsis aus der Welt geschafft werden. Aber damals? Es scheint nicht, als ob die Religion vor 100 Jahren in unserem Vaterlande eine herrschende, ja nur eine bemerkenswerte Stellung eingenommen habe. Schleiermacher wandte sich in seinen Reden bekanntlich ausdrücklich „an ihre Verächter"; Fichte, der grandiose Interpret nationalen Denkens und Empfindens, wurde als Atheist verfolgt. Schiller, der wie kein anderer das Gewissen des deutschen Volkes zu Beginn des Jahrhunderts verkörperte, hat in seinen zahlreichen Schriften, die dem Volke seine Ideale vor Augen halten, von Schönheit, Würde und Tugend viel, von Religion fast nirgends gesprochen. Und doch! Gerade die Namen, die eben genannt sind, beweisen, daß damals ein solcher Schatz hohen sittlichen Empfindens, ein so starkes Bewußtsein von den Ewigkeitswerten des Lebens zum mindesten in den Besten der Nation vorhanden war, wie es sich in einem religionslosen Zeitalter niemals findet. Jene Jahre sind in unserer Geistesgeschichte eben dadurch ausgezeichnet, daß sie (im Gegensatz zu der das 18. Jahrhundert beherrschenden reinen Empirie) die innere Welt des Menschen und ihre Rechte mit schrankenlosem Nach-

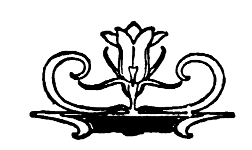
druck vertraten; sie drehten das Verhältnis von Mikrokosmus und Makrokosmus um und predigten statt der reinen, „exakten“ Hingabe des wissenschaftlichen Kopfes an die Dinge umgekehrt das Aufgehen alles dessen, was den Inhalt unseres Bewußtseins ausmacht, in dieses Bewußtsein selbst, das die letzte und schlechthin einzige Tatsache, der Träger alles Lebens und selbst das unendliche Leben ist. Damit war vor allem zweierlei ausgesprochen: nämlich einmal die Einheitlichkeit alles Seienden, das der sinnlichen Betrachtung in eine unendliche Vielfältigkeit auseinanderfällt, und andererseits das Enthaltensein alles Seins im Geiste, so daß es ein anderes Leben, ja überhaupt eine andere Form des Daseins als eine geistige nicht gab. Was den Menschen anbetraf, so war durch diese Auffassung der Körper das sinnliche Dasein des Menschen zwar nicht im Sinne der christlichen Dogmatik entwürdigt, aber doch unter seine geistig-sittliche Seite herabgedrückt; das Dasein im Geiste galt als das eigentliche und wahre, die leitenden Faktoren des Lebens waren die sittlichen Mächte, also Tatsachen des Innenlebens, seine wahren Güter die Ideale. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß eine solche Philosophie, soweit sie als lebendiges Bewußtsein vorhanden war (und sie war es bei vielen, man lese Kleists und Hardenbergs Briefe und Tagebücher), den denkbar besten Boden für wahres religiöses Leben bildete, sofern sie nicht selbst schon den Namen Religion verdiente. In der Tat verschmolz bei denen, die jene Überzeugung in sich zu vollster Klarheit ausgebildet hatten, beides, theoretische und religiöse Weltanschauung, aufs innigste und untrennlichste miteinander. Fichte hat in den „Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ das offen ausgesprochen. „Nicht das bloße Wahrnehmen, sondern das Denken aus sich selber heraus ist das erste Element der Religion. Mit dem bekannten Ausdruck der Schule: Metaphysik, zu Deutsch: Übersinnliches, ist das Element der Religion“. Daß dabei sein Religionsbegriff nicht, wie man fürchten könnte, an bloßem Schematismus litt, beweisen gerade jene Vorlesungen. Ja, wer Stellen liest wie diese: „— daß die Religion überhaupt sich gar nicht äußerlich darstelle, und den Menschen nicht treibe, irgend etwas zu tun, das er nicht ohne sie ebensowohl getan hätte, sondern daß sie ihn nur innerlich vollende zu reinem wahrhaften Sein und Dasein. — Sie ist gar kein Tun, noch Tätiges, sondern sie ist eine Ansicht; sie ist Licht, und das einige wahre Licht, welches alles Leben und alle Gestaltungen des Lebens in sich trägt und sie in ihrem innersten Kerne durchdringt“ — wer das liest, sage ich, muß sich fragen, ob er je eine reinere und vor allem auch lebendigere Auffassung von dem Kern des Christentums (Religion und Christentum sind diesem „Atheisten“ ganz gleichbedeutend) gefunden hat. Und Schiller. Man könnte eines seiner bekannten Distichen dahin variieren, daß er nicht von Religion sprach — lediglich aus Religion. Sein ganzes Denken und Streben war religiös wie nur eines. Sein großes Thema: Erziehung des Menschen zu einem Zustande freier Sittlichkeit, setzt einen Glauben an den Fortschritt des Guten, an einen Endsieg der sittlichen Lebensmächte voraus, der gar nicht anders als Religion genannt werden kann. Ihm war es vor allem um eines zu tun. Der immer stärker hervortretenden Tendenz unseres staatlich-kulturellen Lebens, an Stelle des Individuums die Masse, an Stelle der subjektiven die objektive Wertung des einzelnen zu setzen, setzte er den Ruf nach persönlicher Kultur, nach Wieder-

gewinnung der verlorenen Totalität unseres Wesens entgegen. „Es war freilich nicht zu erwarten“, schreibt er im sechsten seiner „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“, „daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte; aber anstatt zu einem höheren animalischen Leben zu steigen, sanken sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß und, wo es not tat, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser Teile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten, der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft“ ... „Und so wird denn allmählich das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Dasein friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genötigt, sich die Mannigfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizierung zu erleichtern und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Teil sie zuletzt ganz aus den Augen, indem er sie mit einem bloßen Machwerk des Verstandes vermengt; und der Regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind.“ Das Heilmittel für dieses doppelte Gebrechen, das in den beiden angeführten Stellen als ein persönliches, subjektives, und ein politisches, objektives erscheint, sah ja nun Schiller bekanntlich in der Kunst. Aber sie war ihm, das darf nicht übersehen werden, eben nur Mittel, nicht Zweck, nicht das Höchste; das „l'art pour l'art“ hat für diesen Apostel einer harmonischen Menschheitskultur nie gegolten. Die ästhetischen Probleme beschäftigten ihn, weil man, wie er (in derselben Schrift) ausdrücklich betont, durch sie hindurch muß, um die politischen (das Wort in seiner höchsten Bedeutung genommen) zu lösen, „weil es die Schönheit ist, durch die man zur Freiheit wandert“. Freiheit, im ethischen Sinne verstanden, war ihm das eine große Ziel, auf das alle geistige Entwicklung abzielte, dem alle Kultur sich dienstbar zu machen hatte. Er trennt an einer andern Stelle einmal die politische Seite der Religion von ihrer göttlichen. Jene verwirft er als Mittel zur Menschheitserziehung; von dieser redet er nicht weiter, eben weil sie nie Mittel sein kann, sondern alle Zwecke in sich faßt, und doch hoch über alle erhaben ist. Wie Fichte sagt: sie ist, soweit sie nicht ins klare Bewußtsein erhoben ist, das verborgene Prinzip aller Erscheinungen, als ruhendes, selbständiges Wesen aber d a s Bewußtsein selbst, das eine, klar erkannte Leben, das sich selbst genügt und in sich selber selig ist. In dem Hinblick auf ein großes ideales Ziel, den Zustand vollkommener sittlicher Freiheit und eines klar bewußten religiösen Lebens, treffen diese beiden Männer, der große Dichter und der große Philosoph, so verschiedene Wege sie gegangen sind, zusammen.

Wer mit einem Gefühl für das Drängen und Werden unserer Zeit Stimmen wie diesen heute Gehör schenkt, dem klingen sie nicht wie Grabesstimmen, sondern wie Rufe unmittelbarsten, gegenwärtigen Lebens. Ihre Not ist unsere Not, und ihre Sehnsucht unsere Sehnsucht. Der von Schiller beklagte Prozeß der Zerstückelung der Individuen im Interesse einer immer mehr ins Abstrakte verblassenden Gesellschaftsidee hat zweifellos im letzten Jahrhundert große, damals noch nicht abzusehende Fortschritte gemacht. Um so gewaltiger sehen wir heute den Rückschlag sich vollziehen. Von Nietzsche bis Tolstoi, um zwei Extreme moderner Lebens- und Menschheitsauffassung zu nennen, hallt der Ruf nach dem Rechte des einzelnen, nach Pflege persönlichen Lebens. Die sozialen Tendenzen unseres Kulturlebens haben sich durch eine natürliche Reaktion selbst ihren Widerstand erzeugt; das wird immer so sein, solange die Gesellschaft sich aus Individuen zusammensetzt, denn beider Interessen gehen nie restlos ineinander auf. Geltend machen aber läßt sich dieser Widerstand nur von einem Boden aus, der jenseits unseres Staats- und Gesellschaftslebens liegt und von den Faktoren, auf denen es beruht, seiner Natur nach in Ewigkeit unabhängig ist. Solcher Gebiete, die von menschlicher Konvention nicht berührt werden und sozialen Tendenzen nicht zugänglich sind, gibt es im letzten Grunde nur zwei: die Kunst und die Religion. Sie haben es stets mit dem einzelnen und seinem persönlichen Erleben, nie mit der Masse als solcher zu tun, können daher politisch in irgendwelchem Sinne nicht verwertet werden. Sie sind durch alle Zeiten die felsenfesten Horte individueller Kultur. Wo immer im politischen Leben die Sucht nach Vereinheitlichung, die subjektiv auf Vereinseitlichung und also persönliche Selbstaufgabe hinausläuft, am höchsten stieg, rief man diese beiden Lebensmächte zu Hüterinnen der bedrohten Menschheitsgüter auf. So erwuchs im bewußten Gegensatz zu den nivellierenden Tendenzen der Aufklärung, die in der französischen Revolution praktische Gestalt zu gewinnen suchten, die Romantik, als deren Vorläufer in diesem Sinne auch Schiller zu betrachten ist, und so erklärt sich auf ganz analoge Weise die religiöse Bewegung, in der wir mitten inne stehen. Auch sie ist eine Absage, einmal an die empirisch-rationalistische Naturwissenschaft (soweit diese ihre Grenzen überschritt und sich an Stelle der Religion zu setzen anmaßte), sodann an die im Gefolge materialistischer Weltanschauung von selbst marschierenden Kulturideen, die immer auf Massen-Wohlfahrt abzielen und es mit dem Menschen nur so weit zu tun haben, als er die Masse bilden hilft.

In einem freilich, das möge zum Schlusse gesagt werden, ist das, was sich heute anbahnt, von der romantischen Bewegung grundverschieden: nämlich in seiner Beziehung zum Leben. Der ganze romantische Kultus, so sehr er die Höhe und Tiefe menschlichen Bewußtseins durchmaß, so innig er auch die Volksseele verstand, verpuffte doch wie ein Blendfeuerwerk, das keine Zündkraft besitzt. Ein Stück wirklich nationalen Lebens ist er nicht geworden; dem Volke blieb die ganze Bewegung in ihrem eigentlichsten Wesen fremd. Sie wurzelte in einer Bildung, die sich dem Leben bewußt entfremdet hatte und darum kein Leben zu wecken vermochte. Wir dürfen hoffen, daß dem heute nicht so ist. Die wiedererwachte religiöse Sehnsucht ist auf dem Boden des Lebens erwachsen und läßt erwarten, daß wir Lebensfrüchte von ihr ernten. Sie hält sich nicht abseits und abgeschlossen in einer

selbstgeschaffenen mystischen Atmosphäre, die den Blick für die realen Notwendigkeiten trübt, sondern hat es mit diesen Notwendigkeiten unmittelbar selbst zu tun. Sie wird, wenn man nicht wieder versucht, sie in tote Arme abzulenken, unser ganzes Leben durchdringen und ihren Einfluß auch auf Gebieten betätigen, die sich dessen bisher nicht versehen haben. Selbstverständlich ist hier am wenigsten von kirchlichen Eingriffen die Rede. Die Religion als persönliche Lebensmacht, die sie ist, schlägt den umgekehrten Weg der staatlich-sozialen Maßnahmen ein. Sie sucht nicht dem Menschen zu helfen dadurch, daß sie seine Institutionen bessert; sie wendet sich an ihn selber und wirkt immer nur von innen nach außen. Darum aber kann ihr nichts Menschliches fremd sein, kann es wenigstens auf die Dauer nicht bleiben, wenn nur ihr wahres Wesen immer deutlicher erkannt wird. Damit hängt aufs innigste ein anderes zusammen. Die moderne religiöse Bewegung wird, je mehr sie zum Durchbruch kommt, sich dartun als Todfeind der abstrakten Intellektualität, die unser Bildungsleben bisher gekennzeichnet hat und es denen, die einen vorurteilsfreien Blick dafür besitzen, schon längst lächerlich macht. Sie ist im tiefsten Kerne eine Absage an die bisherige Vergangenheits- und Gedächtniskultur und der rückhaltlose Ruf nach Gegenwart, nach Leben. Eine praktische Geistigkeit, die allem, auch dem Materiellsten, ihren Stempel aufdrückt und alles, was Mensch heißt und menschlich ist, absorbiert — das ist es, worauf sie hinaus will, und was wäre Religion anders? Wir dürfen uns freuen, daß wir auf dem Wege dazu sind. Das verflossene Jahrhundert, so weit es von diesem Ziele abzuführen schien, hat ihm uns doch unbemerkt nahe gebracht; es hat uns aus der luftigen Höhe unfruchtbarer Spekulationen herabgezogen und zum Leben geführt. Die wirtschaftliche Entwicklung und die exakten Wissenschaften sind gute Lehrmeister gewesen. Die wahre Religion hat allen Anlaß, ihnen dankbar zu sein. Sie haben uns die Augen geöffnet für das, was uns not tut: nämlich dem Leben gerecht zu werden in allen seinen Erscheinungen. Es liegen heute mancherlei Anzeichen vor, daß wir gesunden wollen; es ist ein ganz neues Werden, das sich überall durchringen will. Vielleicht wird der Kampf, ohne den es dabei nicht abgehen kann, auf keinem Gebiet so heiß und lebhaft entbrennen wie auf dem des Schul- und Bildungswesens. Wir scheinen da am Anfang einer völligen Revolution zu stehen. Und das darf uns nach dem, was wir hier ausgeführt haben, nicht wundern. Es handelt sich heute — wie vielleicht nie zuvor mit solcher Ausschließlichkeit — um den Menschen als solchen, nicht um eine seiner Angelegenheiten. Und der Mensch fängt beim Kinde an. Gut aber kann es auch hier nur werden, wenn in Zukunft die Religion nicht, wie sie es früher tat, dem, was sich aus dem Schoße des Lebens losringen will, feindlich gegenübertritt, sondern ihm ihre Arme öffnet. Menschenbildung im reinsten Sinne, durch keine Tendenz oder Nutzanwendung getrübt, ist d e r Weg zur Religion; es gibt gar keinen andern, auf dem wir zu ihr gelangen können.





Neue Gedanken · Von Leo N. Tolstoi †

Einer der rohesten Aberglauben ist der der Gelehrten, daß man ohne Glauben leben könne.

* * *

Wer keine Kraft hat, zu brennen und Licht auszuströmen, soll wenigstens anderen nicht im Lichte stehen.

* * *

Mir ist schwer zumute, ich bitte Gott, mir zu helfen. Aber meine Sache ist doch, ihm zu dienen, und nicht seine, mir zu dienen. Daran braucht man nur zu denken, so wird einem leichter.

* * *

Bilde dir ein, das Ziel deines Lebens sei — dein Glück, so ist das Leben ein fürchterlicher Unsinn. Bekenne dich zu dem, was die Überlieferung, Vernunft und dein Herz sagen, nämlich, daß „leben" dem dienen heißt, der dich in die Welt gesandt hat, so wird das Leben vernünftig und froh.

* * *

Die ganze Geschichte der Menschheit, seit wir sie kennen, ist ein Streben zu immer engerer Vereinigung. Diese Vereinigung geschieht mit den verschiedensten Mitteln, und ihr dienen nicht nur diejenigen, die für sie arbeiten, sondern sogar diejenigen, die sich ihr widersetzen.

* * *

In einem Gebäude voller Menschen schreit jemand: „Feuer!" und die Menge stürmt hinaus und tötet Dutzende, Hunderte von Menschen.

So ist der Schaden deutlich, den ein Wort anrichtet. Dieser Schaden ist aber nicht geringer, wenn wir die Menschen, die durch unser Wort zugrunde gehen, nicht sehen.

* * *

So oft du auch fällst, ohne den Sieg über deine Leidenschaften errungen zu haben — verzage nicht: jede Kampfperiode zwischen zwei Fehltritten schwächt die Kraft der Leidenschaft und erleichtert den Sieg über sie.

* * *

Seid nicht grausam gegen den, der der Versuchung unterliegt, aber bemüht euch, ihn so zu trösten, als wünschtet ihr selbst, getröstet zu werden.

* * *

Die christliche Lehre ist so klar, daß kleine Kinder ihren richtigen Sinn verstehen. Nur Leute, die Christen zu scheinen und zu heißen wünschen, aber nicht sein wollen, können sie nicht verstehen.

* * *

Das letzte Gebot Christi drückt seine ganze Lehre aus: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe; deswegen werden alle erkennen, daß ihr meine Schüler seid, wenn ihr Liebe zueinander hegt.“ Er sagt nicht: „Wenn ihr an dieses oder jenes glaubt“, sondern: „Wenn ihr liebt.“ Der Glaube vereinigt sich mit dem, was sich entwickelt und sich gleichzeitig mit dem Fortschritt der Kenntnisse und Meinungen verändert; er ist mit der Zeit verknüpft und ändert sich mit der Zeit. Die Liebe ist nicht zeitlich; sie ist unveränderlich, ewig.

* * *

Es ist für den menschlichen Verstand weniger schädlich, gar nichts zu lernen, als zu früh und zuviel zu lernen.

* * *

Der Religionsunterricht ist die Grundlage der Erziehung. Dabei stellt man sich in unserer christlichen Welt so, als wenn man das ernsthaft lehrt, woran niemand glaubt. Die Kinder sind scharfsinnig und sehen und glauben nicht nur nicht das, was sie lernen, sondern nicht einmal an die, die sie unterrichten.

* * *

Demut ist die notwendige Vorbedingung der Vollkommenheit. „Warum soll ich mich vervollkommnen, wenn ich schon so gut bin?“

* * *

Denk an alles Böse, das du getan hast; das hilft dir, nichts Schlechtes zu tun. Wenn du aber an das Gute denkst, das du getan hast, so hindert dich das, Gutes zu tun.

* * *

Es gibt Menschen, die sich das Recht anmaßen, für andere deren Verhältnis zu Gott und zur Welt zu bestimmen, und es gibt Menschen, in ungeheurer Anzahl, die anderen dieses Recht geben und blindlings dem glauben, was sie sagen.

* * *

Liebe zu seinem tierischen Ich ist eine Verdrehung der Liebe zu Gott.

In sich den lieben, der allein in allem ist, heißt Gott lieben.

* * *

Denk daran, daß derjenige, mit dem du verkehrst, sich ebenso liebt wie du dich selbst; dann wirst du begreifen, wie du dich gegen ihn verhalten mußt.

* * *

Es gibt keinen Tod, sondern nur eine Reihe von Veränderungen, die ich schon durchlebt habe, und deren beste ich noch durchlebe.

* * *

Wer an die Unsterblichkeit denkt, darf sich nicht auf Gedanken an die Zukunft beschränken; unwillkürlich stellen sich auch Gedanken an eine geheimnisvolle Vergangenheit ein.

* * *

Die Hauptursache der schlechten Lebenseinrichtung ist der falsche Glaube.

* * *

Gelehrt ist der, der viel aus Büchern weiß; gebildet, der sich die in seiner Zeit am meisten verbreiteten Kenntnisse und Methoden angeeignet hat; aufgeklärt der, der den Sinn s e i n e s Lebens versteht.

Deutsch von Adolf Heß



Vision · Von Ernst Preczang

Es war zur Dämmerstunde, als du kamst
Mit weichen, weichen Schritten,
Und still mein Haupt in deine Hände nahmst
Mit leisem, leisem Bitten:
„Sei ruhig nun. Weit war der Weg zu dir,
Und auf der Wanderung verging der Tag.
Wie deine Seele heimlich schrie nach mir,
Verschmähte ich auch, was am Wege lag.

Sei ruhig nun. Der Abend kommt wohl bald,
Daß er den Frieden in die Brust dir sende;
Schon rinnt das Mondlicht silbern durch den Wald;
Sei ruhig nun . . .“
O, deine sanften Hände!
Auf meinen Augen dein beredter Mund,
Dein warmer Mund, der selig flüsternd bat:
„Sei ruhig nun. Und schlummre dich gesund
In meinen Armen, lieber Kamerad.“

Ich schlummerte. Schon kroch die Mitternacht
Empor an allen Wänden.
Da schrak ich auf. Und wie zum Glück erwacht
Griff ich nach deinen Händen.
Fort! Scheibenklirrend auf mein Fenster sprang.
Der Sturm schlug brüllend in das stille Haus.
Ein Seufzer ward geboren, wild und bang,
Und schrie verzweifelt in die Nacht hinaus.





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Erster Teil: Junker Rochus

(Fortsetzung)

Siebentes Kapitel: Der Gang zum blutenden Herzen Marias

Meine fromme Mutter will in diesen leuchtenden Nachsommertagen eine Wallfahrt zum blutenden Herzen der süßen Gottesmutter tun. Sie will ganz allein gehen. Nicht einmal eine Magd oder ein Knecht soll sie begleiten. Zu Fuß will sie den weiten, beschwerlichen Weg zurücklegen!

Das kleine Heiligtum liegt hoch in den Dolomiten. Die Wege, die hinaufführen, sind steil und so schlimm, wie sie auf der ganzen Welt nur in Tirol sein können, wo jeder Weg, der nicht die breite Landstraße ist, einen wahren Büßerpfad und Martersteig bedeutet, so daß dem frommen Tiroler jeder Ausgang zur Wallfahrt wird. Und diesen weiten, schändlichen Weg will meine Mutter ganz allein und zu Fuß zurücklegen. Darüber bin ich recht betrübt.

Mein Vater hielt sie von ihrem Vorhaben nicht ab. Ebensowenig der Kaplan, und ich — ach, ich vermag es nicht.

Denn es geschieht meinetwillen, daß meine Mutter zum blutenden Herzen der Gottesmutter wallfahrten will, womöglich mit bloßen Füßen über spitze Steine, durch Disteln und Dornen ... Daß sie gerade zum blutenden Mutterherzen der Himmelskönigin pilgert! Und warum?

Weil meiner Mutter Herz um ihren jüngsten Sohn blutet! Und es blutet, weil dieser nicht nach Rom gehen will; weil dieser nicht geistlich werden mag, sondern Judith Platter heiraten wird. Dieselbe Judith Platter, die, so jung sie noch ist, schon jetzt ihren eigenen Gott und eigenen Glauben besitzt.

Darum die weite, mühselige Pilgerfahrt ...

Um ihres Sohnes willen wird meine Mutter beim blutenden Herzen Marias den Himmel anrufen, wird sie eine Wachskerze opfern und ein Gelübde tun, damit ihr lieber Sohn nach Rom gehe, in Rom geistlich werde und Judith Platter fahren lasse. Aber der Himmel wird meiner frommen Mutter Gebet nicht erhören; die Jungfrau Maria wird umsonst Fürbitte tun; die Wachskerze wird vergebens geopfert und das Gelübde vergebens geleistet werden.

Alsdann wird das heilige Herz meiner süßen Mutter bluten um ihres glückseligen Sohnes willen.

* * *

Meine Mutter trat ihre Pilgerschaft an. Sie hat ihr schlechtestes Gewand angetan und nur wenig Geld mit sich genommen.

Bis Klausen durften wir, mein Vater und ich, ihr das Geleite geben. Weiter nicht! Sie schalt uns, weil wir in Sorge um sie zurückblieben; gerade, als ließen wir sie nicht in des Himmels und aller Heiligen Schutz. Sie fragte uns: was ihr wohl geschehen sollte?

Wäre sie nur nicht gar so fein und zart; wären die Wege nur nicht gar so weit und beschwerlich.

Und sie ist so mutterseelenallein . . .

Das Wetter ist föhnig. Auch das ängstigt mich. Wenn es bei dem heftigen Südwind zu regnen beginnt; wenn der heiße Föhn umspringt und eisig kalt der Nordwind sich plötzlich erhebt, gibt es Schnee.

Unten im Tale kann es um diese Jahreszeit nicht schneien, wohl aber auf den Höhen. Bereits im Mittelgebirge können Schneefall und starke Kälte eintreten: hatten wir doch schon einmal Neuschnee.

Wäre wenigstens ihr Sohn, dessentwillen sie die Pilgerfahrt unternimmt, mit ihr gegangen!

* * *

Immer noch wilder Föhn.

* * *

Im Hause ist es einsam und öde: des Hauses Seele fehlt. Ich hielt es drinnen in den leeren Räumen nicht aus, ging hinaus in den Schloßgarten, setzte mich in die Laube, dachte an meine Mutter und daran, daß sie meinetwillen —

Als fahles Dunstgewölk lagert der Föhn über der leuchtenden Welt; denn die Laubbäume tragen immer noch ihre Herbstespracht. Von der Laube im Schloßgarten aus schaue ich wie von einer Warte hinaus. Die Sonne kann den Föhndunst nicht durchdringen. Aber das goldige Herbstlaub leuchtet statt ihrer.

Wie Alpdruck legt sich der heiße Brodem auf die Brust. Es ist mühsam, Atem zu holen. Dabei ist es so still. Lautlos ist es in den Lüften.

Und meine feine, zarte Mutter wandert bei dem feurigen Föhn die schlechten Wege allein!

Wie hoch sie hinauf muß!

Hoch über das Mittelgebirge hinauf!

Wie konnte ihr mein Vater die Wallfahrt gestatten; wie der Kaplan sie nicht zurückhalten?

Wir katholische Christen können solche Fanatiker sein!

* * *

Nach Bahrn ritt ich, Judith meine Angst um meine Mutter zu klagen. Das Schwerste durfte ich ihr freilich nicht sagen; nicht, weswegen meine liebe Mutter wallfahrten ging.

In ihrer Gegenwart wurde ich gleich ruhiger. Es ist mir dann stets, als könnte

kein Leid mich treffen, als gäbe es kein Unglück auf der Welt, als müßte alles gut werden. Man fühlt sich bei ihr so sicher, so wohl aufgehoben, so geborgen. Das fühlt man schon jetzt in ihrer Gegenwart, wo sie doch noch ein halbes Kind ist.

Auf dem Heimwege erlebte ich etwas Wundersames . . . Ich ritt durch die herbstlichen Wälder wie durch lauter Gluten und Glanz. Kein Blatt regte sich. Es war so feierlich wie in einer Kirche. Plötzlich — in einem Augenblick — ein Windstoß! In eines Augenblicks Schnelle kam der Sturm.

Die Wipfel wurden geschüttelt, die Zweige gepeitscht. An den Stämmen ward wie von überirdischer Hand gerüttelt.

Goldig, rostbraun, purpurrot prasselte der Regen der Blätter auf mich herab. Ich sah nichts als goldige, rostbraune, purpurrote Flocken. Wie märchenhafte Funken und Flammen sprühte es rauschend und rasselnd durch die Lüfte.

Mein Pferd scheute. In voller Karriere ging es durch den Sturm, durch den Blätterregen.

In wenigen Minuten waren alle Bäume entlaubt. Bis zum Gipfel kahl und grau, schier leichenhaft, standen sie da.

Gleichfalls in Augenblicksschnelle legte sich der Wirbelwind. Kein Lüftchen regte sich mehr; totenstill war es plötzlich geworden. Am Boden lag das welke Laub, durch das mein Falbe dahinsprengte, fußhoch. Unter mir war es ein schier geisterhaftes Rauschen und Rascheln.

Später begann es heftig zu regnen.

Jetzt nur kein Nordwind! Um Gottes Barmherzigkeit willen —

* * *

Nordwind!

Ich reite meiner Mutter nach.

Es ist Mitternacht.

* * *

Meine Mutter ist tot.

Umgekommen im Schneesturm.

Meinetwillen.

Erfroren ist sie.

Ich fand sie.

* * *

Schon seit Wochen ist meine liebe Mutter tot; schon seit Wochen ist es in dem großen Hause einsam und öde. Es ist nicht zu sagen, wie leer es in jedem Zimmer und jedem Raume ist; nicht anders, als befände sich darin weder Stuhl noch Tisch, als wäre jedes Geräte hinausgeschafft worden, und es stünden nur noch die kahlen vier Wände.

Durch das leere Haus hallen die Schritte geisterhaft, und bei jedem lauten Wort möchte ich aufschreien: „Seid still! Sprecht leise! Meine Mutter ist ja doch tot!“

O du! Mutter, Mutter!

Schon seit Wochen breitet sich über Berg und Tal die weiße, leuchtende Decke, die mit ihrem eisigen Schimmer meine Mutter in ihrer Todesstunde ein-

gehüllt hat. Die Wiesen und jungen Saaten haben es warm darunter: die sprießende Hoffnung wird von der weißen, leuchtenden Decke gegen Frost und Tod geschützt. Meine Mutter kam um unter ihrem eisigen Glanz; sie erstarrte, starb.

Wie Kirschblüten so weiß, liegt es über Berg und Tal, wie ein Gespinst und Gewebe meiner Mutter. Wenn die Sonne scheint, ist es ein Flimmern und Funkeln, ein Glänzen und Gleißen, als wäre meiner Mutter Grabesdecke aus lauter Strahlen gewirkt.

So einsam und öde es auch in dem großen Hause ist, gehe ich doch nie hinaus. Seitdem ich meine Mutter unter dem Schnee fand — ich mußte sie mit den Händen ausgraben — seitdem reißt es an meinem Herzen, wenn ich über Schnee gehen muß. Mir ist es dann, als ob ich auf meiner Mutter Leib träte.

Ich bleibe also zu Hause, stehe und gehe umher wie verloren und verlassen, beständig meine Mutter suchend. Oder ich sitze in meinem hohen Turmgemach am Fenster, schaue hinaus, schaue auf das weiße Leichentuch, in welches der Leib von Mutter Erde eingehüllt ist.

Aber die tote Natur steht wieder auf; denn bald wird es Frühling, bald singen die Vögel, blühen die Blumen wieder. Meine tote Mutter ersteht erst nach einer Ewigkeit aus ihrem Grabe. Eine ganze Ewigkeit muß ich warten, bis ich sie wiedersehe.

Auch nach Bayrn gehe ich nicht, nicht nach dem Platterhof.

Ich kann nicht!

Mein Herz ist noch zu sehr bei meiner toten Mutter, die meinetwillen starb.

Wäre sie nur nicht darum gestorben! Wie soll ich denn weiterleben mit diesem Muttergrab in mir? Und leben will ich doch! Wieder lachen will ich, will wieder glücklich sein; auf meinem Falben, von den Rüden begleitet, wieder nach dem Platterhof traben . . .

Und wenn dann die Zeit kommt, wo Judith mich küßt — wie soll ich mich jemals von ihr küssen lassen, wo meine Mutter darum wallfahrten, darum in den Tod ging.

Aber das kann ich meiner Mutter nicht zuliebe tun! Ich kann nicht das erfüllen, um was sie bei dem blutenden Herzen der Gottesmutter für mich den Himmel anrief.

Auch meiner toten Mutter zuliebe kann ich nicht.

* * *

Da ich zu meinem Vater nicht sprechen kann, und da meine Mutter tot ist, so schreibe ich in diesem Buche, welches sie mir geschenkt hat, wohl wissend, daß das Buch ihrem Sohne ein Gefährte, ein Freund und Vertrauter sein würde. Mir ist es, als ob ich in dem Buche meiner Mutter zu ihr selbst spräche . . .

Heute nun will ich aufschreiben, wie alles geschah, nachdem es an jenem Föhntage, an welchem die leuchtende Laubflut auf mich niederströmte, gegen Abend zu regnen begann, und um Mitternacht sich der Nordwind erhob. Ich begab mich in dieser Nacht nicht zu Bette. Und kaum hörte ich den Wind vom Brenner her wehen, als ich wußte, was ich tun mußte, nicht begreifend, daß es mir erst jetzt einfiel: gleich hätte ich meiner Mutter folgen müssen!

Ohne jemand im Hause zu wecken, machte ich mich reisefertig, sattelte mein Pferd, pfiff den Hunden und sprengte davon. Es regnete in Strömen und der Wind brauste immer wilder vom Brenner herab.

Nur bis Waidbruck konnte ich reiten; von dort kam ich zu Fuß schneller vorwärts.

Als der Tag graute, sah ich das ganze Gebirge von weißlichem Dunst umbraut. Schnee! An dem jagenden Gewölk erkannte ich, daß droben der Wind noch heftiger wehte. Wenn meine Mutter sich nicht in einer sicheren Unterkunft befand, mußte sie mitten im Schneetreiben sein.

Aber sie war ja doch in der Nachtherberge, würde diese erst am Morgen verlassen. Vielmehr: sie würde bei dem Unwetter bleiben. Jedenfalls befand sie sich in Sicherheit.

Wie konnte ich nur so ganz besinnungslos sein? Sicher war auch, daß sie unterwegs andere Wallfahrer getroffen, ihnen sich angeschlossen hatte und nun mit der Pilgerschar vor dem Unwetter geborgen war.

Nach meiner Berechnung mußte sie gestern abend vor Anbruch der Nacht in einem kleinen Gasthause eingetroffen sein. Es befand sich wenige Stunden von dem Heiligtum zu dem blutenden Herzen der schmerzensreichen Mutter entfernt und diente den Wallfahrern gewöhnlich als letzte Station. Das Kirchlein selbst liegt in tiefer Dolomiteneinsamkeit, ohne eine andere Behausung in der Nähe als die Wohnung des Meßners. Bei der Zartheit meiner Mutter konnte sie die Kapelle nicht vor dem Schneetreiben erreicht haben. Ich durfte wirklich beruhigt sein. Niemals werde ich vergessen, wie heiß ich betete, wie inbrünstig ich dem Himmel dankte, daß ich beruhigt sein durfte.

Dem blutenden Herzen der Himmelskönigin gelobte ich ein silbernes Herz für das, was ich die Rettung meiner Mutter aus Todesgefahr nannte. Das silberne Herz sollte mein angstvolles und dankbares Sohnesherz vorstellen, und das Geld, welches es kosten würde, wollte ich von den Kreuzern zusammensparen, die ich von meinem Vater für Pulver und Blei zu meinem geliebten Waidwerk erhielt. Besseres fiel mir armem Jungen nicht ein. Mein Pferd stellte ich bei Tagesanbruch in einem Wirtshause ein und machte mich zu Fuß auf den Weg. Er war beschwerlich genug. Als ich die Höhe erreichte, wo der Regen zu Schnee ward, der Sturm die reichlich fallenden Flocken zu wilden Wirbeln auftrieb, hatte selbst ich in meiner Jugendkraft Mühe, vorwärts zu dringen. Nur auf dem Wege zu bleiben, kostete Anstrengung.

Wie die Botschaft eines Engels des Herrn leuchtete in meiner Seele die Vorstellung: „Deine Mutter, die deinetwillen wallfahrten ging, ist gut aufgehoben!“ Was galt mir da das Unwetter? Ich fühlte es gleich lindem Frühlingswehen.

Gegen Mittag erreichte ich das Alpenwirtshaus. Es war voller Wallfahrer, die wegen des Schneesturms nicht weiter konnten.

Meine Mutter war nicht darunter!

Ich fragte nach ihr: nach einer blassen, zarten, feinen Frau, die ganz allein gekommen war.

Meine Mutter befand sich nicht in dem Hause!

Aber sie war dort gewesen: gestern schon! Und schon gestern war sie weiter gewandert, ganz allein!

Schon gestern allein weiter auf dem steilen, mühseligen und gefahrvollen Weg zum Heiligtum . . .

Sie würde bei dem Meßner des Wildkirchleins geblieben sein. Ja, ja, ja! Noch immer durfte ich beruhigt sein, durfte ich dem Himmel heiß danken, durfte ich der Gottesmutter das silberne Herz geloben.

Ich erkundigte mich:

„Wie war die Frau? War sie sehr müde, sehr ermattet? Sah sie sehr blaß und leidend aus?"

Ja, ach ja! Sehr matt und müde war sie gewesen, sehr leidend hatte sie ausgesehen. Die Wirtsleute hatten sie aufgefordert, zu bleiben; hatten ihr dringend abgeraten, den Weg fortzusetzen; hatten sie ernstlich gewarnt. Aber sie wollte sich nicht zurückhalten lassen.

Sie hatte es eilig, weiterzukommen, um die Pilgerschaft bald zu beenden, um bald wieder zu Hause zu sein, wo ihr lieber Sohn in Sorge um sie war.

Ich fragte:

„Hat die müde Frau gegessen und getrunken?

„Ein wenig."

„Also war sie doch etwas gestärkt weitergegangen?"

Etwas . . . Ob ich nicht ausrasten und einiges genießen wolle, um gestärkt weiter zu gehen? Das Wetter sei entsetzlich und der Weg sicher tief verschneit.

Aber ich wollte sogleich weiter, meiner Mutter nach. Erst an ihrem heiligen Herzen wollte ich ausruhen . . .

Immer wüster ward der Weg, immer wilder das Wetter. Jeder Schritt vorwärts mußte erkämpft werden. Wie langsam ich weitergelangte und emporbrang! Selbst die Hunde ermatteten. Ich redete mit ihnen, sprach ihnen Mut ein. Sie antworteten mir durch klägliches Winseln. Es wurde früh Nacht. Aber der Schnee verbreitete eine fahle Dämmerung. Bei dem gespenstischen Schein drang ich vorwärts, jeden Schritt mir erobernd, beständig ankämpfend gegen die Windsbraut. Solchen Weg hatte ich noch nie gemacht! Und ich wußte doch, was böse Wege und Unwetter hießen.

Bis jetzt hatte ich mich auf dem rechten Weg befunden; plötzlich verlor ich ihn. Ich suchte und suchte und — fand ihn nicht wieder.

Bei der Sturmesnacht, im Schneetreiben mitten in den hohen Dolomiten befand ich mich in der Irre.

Von meinen Hunden blieb einer zurück. Ich suchte den Verlorenen.

Das treue Tier kam nicht wieder.

Ich ermattete.

* * *

Dicht vor mir heller Lichtschein! Gerade, als meine Kräfte mich zu verlassen drohten, als ich umsinken wollte. Taumelnd schwankte ich weiter, wo durch die fahle Finsternis plötzlich das Licht aufleuchtete. Meinen beiden Hunden, die sich

hinter mir herschleppten, rief ich mit neuem Lebensmut zu, daß wir errettet wären. Denn ohne den leuchtenden Glanz vor uns wären wir verloren gewesen.

Das Heiligtum des blutenden Herzens der schmerzensreichen Gottesmutter war es. Die Türe stand weit offen, vom Sturm aufgerissen.

Auf dem Altare brannte eine hohe, mit Gold und Silber reich verzierte Wachskerze: die Opfergabe meiner Mutter, die hier gewesen war, die hier gekniet und gebetet hatte: für mich, für ihren lieben Sohn.

Ich erkannte das Licht.

Noch viele Kerzen anderer Pilger waren auf dem kleinen Altare vor dem Bildnis der heiligen Jungfrau aufgestellt und angezündet worden. Aber alle die anderen hatte der Sturm verlöscht. Auch das ewige Lämplein in der Ampel war ausgeweht.

Nur die Wachskerze meiner Mutter brannte. Das brennende Licht meiner Mutter hatte mich vor einem fürchterlichen Tode bewahrt.

Vor dem Altar fiel ich hin. Meine Arme streckte ich auf zu dem Bildnisse der himmlischen Frau, die im Glanz der Kerze meiner Mutter über ihrem blutenden Herzen mich anlächelte. Nur einen Augenblick blieb ich liegen. Alsdann riß ich mich in die Höhe, schwankte zum Kirchlein hinaus, wiederum in den Sturm zurück, lief zum Meßnerhaus, pochte und rief.

Dabei sank ich vor Erschöpfung vor der Türe zusammen. Ich dachte jedoch: „Drinnen ist deine Mutter! Deine Mutter ist gerettet, geborgen! Bald ruhst du aus an ihrem Herzen — schon im nächsten Augenblick."

Der Meßner machte mir auf.

Meine Mutter war nicht in dem Hause.

* * *

Ich wußte es sofort: „Sie ist tot! Umgekommen ist sie im Schneesturm! Während du auf der Schwelle des Hauses stehst, in welchem du jetzt ausruhen und behaglich warm haben könntest, liegt sie irgendwo unter der weißen, eiskalten Decke und — ruht auch aus."

Vielleicht, ach vielleicht lebte sie noch, war sie noch zu retten. Wenn ich sie sogleich suchen, sogleich sie finden würde . . . Es mußte jedoch auf der Stelle sein.

Sogleich sie suchen!

Und sogleich fühlte ich alle Müdigkeit von mir fallen, fühlte ich mich ausgeruht und erfrischt. Wundersam stark fühlte ich mich.

Aber die beiden ermatteten Hunde . . . Sie mußten mir suchen helfen; denn nur sie konnten sie finden. Aber sie waren nicht imstande, sich weiter zu schleppen. Wie tot lagen sie da. Ich mußte warten, bis die Hunde sich erholt hatten.

Die Meßnersleute brachten mir Wein, ich wollte jedoch nur etwas für die völlig erschöpften Tiere. Sie bekamen Milch und Brot. Zuerst rührten sie nichts an, blieben unbeweglich liegen. Und ich stand daneben, tatenlos, hilflos. Ich mußte warten, wo meine Mutter vielleicht gerade jetzt noch zu retten gewesen wäre.

Ohne die Hunde wollte ich suchen. Die Meßnersleute mußten mich gewaltsam zurückhalten, bis die Hunde derartig gekräftigt waren, daß sie mir folgen konnten.

Ich wartete also.

Endlich genossen sie von der Milch. Ich kniete bei ihnen nieder, hielt ihnen die Schale mit der Milch vor, redete ihnen zu. Als sie sich sichtlich erholten, war ich fast glücklich, hielt ich meine Mutter fast für gerettet.

Ich trug ein Tuch bei mir, welches ihr gehörte. Ich zeigte es den Hunden, ihnen befehlend: sie sollten suchen, suchen! Sie verstanden mich, sie, meine treuen, klugen Tiere! Ein schwaches, winselndes Geheul ausstoßend, folgten sie mir.

Mir folgte auch der Meßner. Er trug eine Laterne und Schaufel und führte eine Flasche mit sich. Als seine Frau sie ihm gab, hörte ich diese leise sagen: „Ihr braucht sie ja doch nicht mehr." Fast hätte ich laut aufgeschrieen.

Wir suchten.

Durch den Sturm das Winseln und Heulen der Hunde; durch den Sturm mein Rufen, mein Angstschrei:

„Mutter! Mutter! Mutter!"

Während ich mich heiser schrie, vernahm ich in mir beständig die leisen Worte der Meßnersfrau: „Ihr braucht sie ja doch nicht mehr!" Und ich antwortete darauf beständig mit meinem verzweiflungsvollen Aufschrei:

„Mutter! Mutter! Mutter!"

Alsdann — ich weiß noch heute nicht, nach wie langem Suchen — alsdann fanden sie die Hunde.

* * *

Mit meinen Händen wühlte ich den Schnee auf. Ich wühlte schneller, als der Meßner grub, die Hunde kratzten. Immer noch hoffte ich, die eiskalte Decke könnte sie warm einhüllen. Sie möchte darunter schlummern: so sanft schlummern, daß sie noch zu erwecken war. Wenn ich sie so recht, recht innig bat, erwachte sie gewiß. Sie konnte ihrem Jungen nichts abschlagen, würde ihm einstmals auch Judith Platter zur Frau geben — wenn er sie so recht, recht innig bat.

Ich zog sie aus ihrem leuchtenden Grabe ... Gewiß, o gewiß schlief sie nur! Ihr liebes, schönes Gesicht sah so friedlich aus. Mir war es, als lächelte sie im Schlaf. Vielleicht träumte sie: sie wäre zu Hause bei den Ihren und die Frühlingssonne schiene.

Einflößen konnten wir ihr nichts mehr von dem wärmenden Trunk aus der Flasche der guten Frau. Wir konnten sie nicht mehr erwecken. Ich nahm sie in die Arme, hob sie auf, trug sie fort.

Sie war leicht wie ein Kind.

Ich ward mit meiner leichten Last in den Armen gar nicht müde. Zuletzt lief ich, so daß wir bald in dem Meßnerhause wieder anlangten, wo ich meine Mutter weich und warm betten konnte.

Aber sie erwachte nicht mehr.

* * *

Achtes Kapitel: Ich gehe meiner toten Mutter zuliebe nach Rom

Schnee und Schnee!

Dazu klare, kalte Tage. Kein Wölklein am Himmel, und dieser tiefblau über der weißen Welt. Jeden Morgen Rauhreif, so daß jeden Morgen um das Schloß ein Zauberwald ersteht. Im Garten erblühen leuchtende Wunderblumen und die Gaisblattlaube meiner Mutter wird von einem flimmernden, funkelnden Gespinst umzogen.

Nächste Woche ist Weihnacht heiliger Abend, das Fest nicht nur aller Kinder, sondern auch aller Mütter.

Meine Mutter ist tot.

* * *

Heute kam Judith. Sie trug das schwarze Kleid, darin sie gar nicht mehr wie ein Kind aussieht. Auch in ihrem Wesen ist sie seit meiner Mutter Tod noch weniger kindlich, als sie vordem schon war. Sie ist wie eine junge Matrone.

Mit tiefem Weh schreibe ich hin, daß ich Judith in der ersten Zeit, nachdem ich mit meiner toten Mutter von ihrer Wallfahrt zum blutenden Herzen Marias nach Hause zurückkehrte, nicht ohne Überwindung bei uns sehen konnte, wie ich auch nicht imstande bin, über meiner Mutter Tod mit ihr zu reden. Zwischen ihr und mir steht die gestorbene Mutter, und ich muß zusehen, wie ich über diese hinweg zu meinem Glück gelangen kann. Schwer wird es sein; aber — es wird sein!

Also heute war Judith da ... Als ich in die Halle trat, wo jetzt vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Fichtenscheite lodern, saß sie bei meinem Vater. Die Hexe vom Platterhof hat den gestrengen Schloßherrn schon längst zahm gemacht, daß es ihm so tief wohlig bei ihr ist, wie jedermann. Mit fast fröhlicher Stimme rief er mir daher zu:

„Sie will uns für die ganze Festzeit nach Vahrn haben. Was sollen wir tun? Sie will es eben; also gehorchen wir ihr."

Ohne den Namen meiner Mutter zu nennen und auszusprechen, aus welchem Grunde sie uns über Weihnachten bei sich haben will, sagte sie zu mir gewendet:

„Ihr tätet mir einen großen Gefallen, wenn Ihr kämt. Nicht wahr, Rochus, du kommst?" Dabei schaute sie mich mit ihren großen, dunklen Augen bittend an. Und wenn sie, mich anblickend, von mir verlangt hätte, ich sollte mit ihr von der Plose hinunterspringen, so hätte ich es getan — tun müssen.

Alles, was ich erwiderte, war denn auch nur:

„Aber keinen Christbaum ..." Und ich setzte leise hinzu: „Nie mehr einen Christbaum."

Darauf schwiegen wir lange.

Auch das muß ich von Judith noch berichten: daß sie bei den vielen Seelenmessen, die unser guter, alter Kaplan in der Schloßkapelle in der Gruft las, niemals anwesend war. Sie sprach darüber mit mir:

„Deiner Mutter ganzes Leben war ein Gebet und im heiligsten Gebet starb sie. Was brauchen wir da erst noch den Himmel zu bitten, daß ihre Seele keine Flammenqualen erdulden muß? Es wäre schlimm, wenn wir darum erst bitten müßten."

Ich erwiderte:

„Du wirst wohl recht haben; aber die Leute reden darüber, daß du den Seelenmessen für meine Mutter nicht beiwohnst. Die Leute verstehen es eben falsch. Wie sollten sie es auch richtig verstehen können?“

„Wenn du es nur verstehst.“

„O ich . . .“

„Jetzt kannst du an dir selber erfahren, was ein Kind dabei fühlt, wenn die Leute von seiner Mutter sagen: sie muß Höllenqualen erdulden. Und wenn man solche gute Mutter gehabt hat . . . Ach, mein armer Rochus, daß auch du es jetzt erfahren mußt!“

Dabei brach sie in Tränen aus. Ich hatte sie noch nie weinen sehen, selbst nicht an meiner und ihrer Mutter Grabe. Jetzt schluchzte sie, als ob ihr das Herz brechen wollte. Sie war in ihren Tränen — auch das geschah zum ersten Male — ganz ein Kind. Ich umschlang sie, drückte ihr weinendes Antlitz an meine Brust und fühlte bei ihren Tränen, daß wir zusammen gehörten und nichts uns zu trennen vermochte. Wie eine Offenbarung überkam es mich, das schluchzende Kind in meinen Armen. Darauf zog eine große, feierliche Ruhe in mein Herz.

* * *

Wir befinden uns auf dem Platterhofe und wissen seiner Herrin Dank, uns aus unserem verödeten Gemäuer mit sich fortgenommen zu haben in ihr heimliches Haus, darin jeder Winkel mit ihrer Gegenwart angefüllt ist. Alles in dem weiten Hause redet von ihr, und die ehrenwerte Frau Bürgermeisterin findet nicht Worte genug, sie zu rühmen. Solche Lebenswärme entströmt ihr, solche Tatkraft geht von ihr aus, daß jedermann in ihrer Nähe davon durchglüht und ergriffen wird. Beständig mit ihr zusammen zu leben, heißt, beständig zu arbeiten, zu schaffen, zu nützen; heißt, ein besserer, also ein frommerer Mensch zu werden. Das hat meine Mutter nicht bedacht, als sie ihren Sohn vom Platterhofe loszureißen und nach Rom zu führen versuchte. Selbst in der Stadt Sankt Peters und des heiligen Vaters könnte ich kein solch frommer Christ werden, wie ich es auf dem heidnischen Platterhofe bin . . .

Der heilige Abend ist glücklich vorüber. Judith bescherte uns nichts, damit wir nicht empfinden sollten, daß sie uns gab, was eine andere Hand uns nicht zu spenden vermochte. Auch wir versuchten nicht, ihr Freude zu bereiten.

Aber festlich begingen wir den Christabend auf dem Platterhofe doch, ohne Lichter und Baum freilich. Auch diese Feier war ein Gedanke Judiths, derartig im Sinne der Toten, als hätte sie meine Mutter selbst für das erste Fest bestimmt, welches wir ohne sie abhalten mußten. In der Weihnachtsfeier auf dem Platterhofe war der Geist meiner Mutter unter uns, ihr leuchtender, liebender Geist.

Judith bescherte sämtlichen Kindern von Vahrn, Kloster Neustift und Enna: sämtlichen Kindern, die mutterlos waren.

Mutter, gute Mutter, wie liebe ich dieses Kind, welches deinen wilden Rochus sanft und fromm macht, wenn auch nicht fromm in deinem Sinne.

Judith ahnte nichts von der schweren Last auf meiner jungen Seele: Sie ahnte nicht, um was meine Mutter zu dem blutenden Herzen der Himmelskönigin

wallfahrtete und weswegen sie der allerheiligsten Jungfrau eine Kerze opferte. Erführe sie es, würde sie sich augenblicklich meinen Ring vom Finger streifen, den sonst nichts von ihrer Hand zu lösen vermag. Sie wird es jedoch niemals erfahren; denn außer der Toten Sohn besitzt niemand Kenntnis davon. Und dieser wird schweigen, wie das Grab, welches die arme Pilgerin umfängt. Immerhin habe ich jetzt ein Geheimnis zu hüten, was meiner Natur so entgegengesetzt ist, als wollte ich mir auf meinem jungen Haupt eine Tonsur scheren lassen.

Mit Judith zusammen gehe ich jetzt auch wieder durch den Schnee, von dessen erstarrender Kälte fortan mein ganzes Leben lang ein Hauch durch meine Seele wehen wird. Wir machen miteinander weite Wege nach Schalders, Mühlbach und Spinnes hinauf. Eines Tages war der Schnee so fest gefroren, daß man über Abgründe hätte hinwegschreiten können. Schon beim Morgengrauen brachen wir auf, führten Eispickel, Steigeisen und Schneeschuhe mit uns und klommen zum Alphaus empor, um daselbst nach dem Rechten zu sehen. Ich hatte zum ersten Male wieder meine liebe Büchse bei mir und schoß einen Berghasen. Pulver und Blei brauche ich nicht mehr zu sparen: brauche ich doch der Gottesmutter kein silbernes Herz zu opfern.

Der Tag war herrlich, der Himmel blau, die Winterwelt voll Glanzes. Wir waren so jung, unsere Herzen schlugen so heiß, das Leben mit Judith zusammen konnte so schön sein, daß ich fröhlich ward, fast wie ich es vordem gewesen. Und ich merkte meine Freudigkeit nicht einmal sonderlich.

Es kostete einen wahren Kampf, bis wir die verschneite Alp erreichten. Ohne die Schneeschuhe wäre es trotz des hartgefrorenen Schnees nicht möglich gewesen, hinauf zu gelangen. Als wir droben standen, wo die ebenen Weideplätze liegen, faßten wir uns bei den Händen, und jetzt sausten wir nur so dahin. Es war ein wonniger Lauf, als ginge es durch die Lüfte. An dem Alpenhaus wären wir fast vorübergeglitten, so tief steckte es im Schnee. An ein Hineingelangen, ohne zuvor einen Weg auszugraben, war nicht zu denken . . .

Seit jenem Tage gestaltete sich mein Leben nach außen hin wie früher: über das Grab meiner Mutter ging es hinweg. Ich ritt und jagte wieder, hatte an Reiten und Jagen meine helle Freude. Auch nach Kloster Neustift kam ich wieder, etwas seltener als früher. Dagegen war ich auf dem Platterhofe womöglich noch häufiger als sonst: so oft ich es zu Hause gar zu öde und einsam fand. In der ersten Zeit quälte ich mich darüber, weil ich wieder Freude an meinem jungen Dasein empfand. Allmählich wurde auch das anders. Meine Selbstvorwürfe verminderten sich zugleich mit meinem Leid, und beides kam — ganz allmählich — immer seltener. Es war grausam gegen die arme Tote in ihrem dunklen Grabe; aber es war so.

Die Erkenntnis der Hinfälligkeit aller menschlichen Empfindungen — selbst die der innigsten und heiligsten — machte auf mein junges Gemüt beinahe einen ebenso erschütternden Eindruck als meiner Mutter Tod. Denn was soll auf dieser Welt bestehen, wenn es nicht die Trauer eines Kindes um den Tod der Mutter ist? Um eine solche Mutter, die in solcher Weise für ihren lieben Sohn ihr Leben ließ!

Ewig bestehen aber wird meine Liebe für Judith Platter.

Eine Mutter dagegen kann vergessen werden.

* * *

Heute habe ich eine große Sache zu berichten: ich gehe wallfahrten! Und zwar gehe ich wallfahrten nach Rom.

Wohlverstanden; nur wallfahrten gehe ich . . .

Wie kam das?

Auf eine ganz natürliche Weise.

Eine Anzahl Tiroler: Geistliche, Edelleute, Bürger, Bauern begeben sich auf eine Pilgerfahrt nach Rom, um daselbst die heiligen Ostern zu feiern. Fast alljährlich um die Osterzeit bildet sich in Tirol ein derartiger Pilgerzug. Schon in meiner glückseligen Kinderzeit sprach meine Mutter davon, daß ich in meinem siebzehnten Jahre solchen Wallfahrern mich anschließen möchte. An diesen mütterlichen Wunsch dachte ich, als ich auch dieses Jahr von der Romfahrt vernahm; und diesen frommen Wunsch meiner teueren Toten kann ich erfüllen. Ich bin glücklich, ihn erfüllen zu können, zumal ich mit innerem Grausen empfinde, wie meine Trauer um die Geliebte mehr und mehr meiner Jugendlust und Daseinsfreude — meiner Liebe zu Judith weicht. Ich werde mit größerer Ruhe meines Lebens und Liebens mich freuen können, wenn ich in Rom war, und in den sieben Pilgerkirchen meine Andacht verrichtet habe.

Rochus, o Rochus! Blickst du in dich hinein: recht tief in deine innerste Seele, so mußt du die Selbstsucht sehen, die dich nach Rom treibt. Erstrebst du redliche Erkenntnis der Menschen und Dinge, so trachte zuerst danach, dich selbst zu erkennen . . .

Als ich meinen Vorsatz: dem österlichen Pilgerzug mich anzuschließen, zu Hause mitteilte, war mein gestrenger Herr Vater tief gerührt und Kaplan Plohner segnete mich. Ich mußte mein Vorhaben auch Judith berichten. Weshalb wohl wurde es mir schwer, ihr die Mitteilung zu machen? Es war nicht anders, als blickte sie in mich: tief in mein innerstes Herz; als sähe sie mit ihren klaren, klugen Augen, um welcher Ursache willen ich nach Rom gehe. Es war, als schämte ich mich, daß sie mich erkannte.

Mein Schamgefühl Judith gegenüber brachte mich wider mich auf.

Ganz wild ward ich über mich selbst: weil ich mich diesem Kinde gegenüber fast fürchte.

Als ich nach Vahrn ritt, um es ihr zu sagen, redete ich mich daher in einen lodernden Zorn hinein. Ich nahm mir vor, mich sehr männlich zu benehmen und gegen Judith, sollte sie meinen frommen Entschluß nicht lebhaft billigen, äußerst rauh zu sein. Wie sollte es dereinst werden, wenn ich mich dem Mädchen jetzt schon unterwarf? Ich, der ich einmal Herr sein will; und der ich in mir etwas verspüre, als wäre ich so recht zum Herrschen geboren.

Ich sagte es ihr also, bereit, bei ihrem ersten Wort, welches wie leise Mißbilligung oder nur wie Verwunderung klang, sogleich heftig aufzubegehren. Aber sie gab mir keinerlei Veranlassung zu einer derartigen kraftvollen Äußerung eines mir sehr männlich erscheinenden Unwillens. Voll freundlichen Anteils hörte sie mich an, ließ sich den Weg schildern, den die Pilger nahmen, und holte selbst eine Landkarte herbei, weil sie die Straße recht anschaulich vor Augen haben wollte. Auch schrieb sie noch denselben Tag an eine Buchhandlung nach Innsbruck wegen

guter Bücher über Rom, davon sie nur wenig wußte und darüber sie sich, da ich hinging, gern belehren wollte.

Wir schieden in allem Frieden und in bester Freundschaft. Trotzdem blieb ich unwirsch, fühlte mich auch jetzt noch beschämt; und das womöglich in einem stärkeren Maße als vorhin, da ich angeritten kam. Meine schlechte Laune über mich selbst, die ich an Judith nicht auslassen konnte, mußte mein Falbe an seinem Leibe verspüren. Ich gab ihm die Sporen derartig heftig, daß er auf der glatten Straße nur so dahinflog und durch ein wahres Wunder nicht zum Sturze kam.

* * *

Jetzt bereite ich mich für die Reise vor. Wir sind unser über hundert. Auch Frauen sind darunter. Wäre doch Judith dabei! Das sollte alsdann eine Pilgerfahrt werden! An der Seite der Geliebten den weiten Weg bis Rom und in Rom von Kirche zu Kirche, von Gnadenstätte zu Gnadenstätte. Sie geht jedoch nicht nach Rom, küßt nicht dem heiligen Vater den Fuß, sondern bleibt auf dem Platterhofe und freut sich über ihre jungen, kräftig gedeihenden Marillenbäume.

Bis Verona gehen wir zu Fuß. In dieser Stadt setzen wir uns auf die Eisenbahn und fahren über Florenz bis Orvieto, von wo aus wir die letzte Strecke Wegs wiederum wandernd zurücklegen. Ich wollte, ich wäre bereits wieder daheim auf Schloß Enna am brausenden Eisackfluß, bei meinem Falben und meinen Hunden. Gewiß komme ich erst zurück, wenn der Auerhahn nicht mehr balzt. Das ganze hochheilige Rom würde ich lassen, um auf der Plose den Hahn balzen zu hören.

In Kloster Neustift erhoben die angehenden Mönchlein und Pfäfflein, alle die zukünftigen Erzpriester, Prälaten, Bischöfe und großen Kirchenlichter, ein gewaltiges Geschrei über meine Romfahrt, priesen mich deswegen schon jetzt auf Erden glückselig, fanden nicht Worte genug, um mir alle die Wunder der ewigen Stadt zu schildern, die von einer Herrlichkeit ohnegleichen sein muß, zumal für den katholischen Christen. Denn die Klosterschüler von Neustift wissen von Rom fast nur das Christliche und Heilige, und daß Rom das Grab des greulichen Heidentums sei, welches mir gar nicht so schrecklich und schauerlich erscheint, vielmehr voller Heiterkeit und Schönheit. Das sind jedoch unchristliche Gedanken, für die ich in Rom an den Grüften unserer großen Märtyrer Pönitenz tun will.

Judith liest eifrig in den Büchern, die sie sich aus Innsbruck über Rom kommen ließ. Ihrer Gewohnheit nach redet sie nicht viel davon. Da ihr jedoch alles welsche Wesen bis in den Grund der Seele verhaßt, ihr ganz und gar zuwider ist, so wird sie wohl kaum verstehen können, welche Bewandtnis es mit Rom hat. Dazu kommt, daß sie eine katholische Christin ist, die weder Roms noch sonst einer heiligen Stätte bedarf. Heute nun sprach sie in ihrer Art mit mir davon, mit großem Ernst meinend:

„Das muß eine seltsame Stadt sein."

„Weswegen seltsam?"

„Eine gefährliche Stadt."

„Gefährlich . . . Rom?!"

„Für dich wird Rom gefährlich sein."

„Inwiefern das? Und weshalb gerade für mich?"

„Das wirst du selbst sehen."

Ungeduldig rief ich:

„Sprich doch nicht so geheimnisvoll! Ich verstehe dich nicht."

„Wie eine Magie wird Rom für dich sein. Deutlicher kann ich es dir auch nicht sagen."

Sie sprach mit solchem feierlichen Ernst, daß ich laut lachen mußte. Von ganzem Herzen lachte ich das altkluge Kind aus.

Aber dieses blieb dabei, daß Rom für mich gefährlich sein würde, und daß ich mich vor Rom hüten sollte.

Ich mich hüten vor Rom ... Du seltsames Judithlein, kennst du den Junker Rochus so schlecht?

* * *

Im Tale schmilzt der Schnee. Als wären sie von Sommersgluten verbrannt, so fahl und farblos steigen die Wiesen aus dem Winterbett auf. Aber in hoffnungsvollem Grün prangt die junge Saat. An den Sonnenhängen der Berge blühen bereits Blumen: gelbe Primeln und blaue Leberblümlein. Und gestern brachte Judith für meiner Mutter Grab einen mächtigen Kranz aus großen blaßlila Anemonen, die im schönsten Silberglanz schimmern, und auf den Alpenwiesen des Platterhofes gepflückt wurden. Es sind so schöne Tage, daß sicher bald der Hahn balzt. Und ich gehe nach Rom!

Denn morgen schon geht es fort; und mich reut es jetzt, daß ich mit dabei bin. Würde ich mich nicht schämen, sagte ich noch in letzter Stunde:

„Geht Ihr nach Rom! Ich bleibe daheim! Was schert mich Rom? Geht und betet für meine arme Seele" ... Dazu macht mir Judith das Scheiden noch schwerer; denn sie sieht mich immer so sonderbar an: mit solchen seltsamen, tief in mich hineinschauenden, forschenden Augen. Nach jeden derartigen Bohrblicken ist sie überaus ernsthaft und still. Was meint sie nur damit? Denkt sie im Ernst an eine Gefahr für mich in Rom?

Genug, ich scheide betrübten Gemütes von hier, beim Abschiede bereits sehnsuchtsvoll an die Wiederkehr denkend, darauf mich freuend wie ein Kind auf Weihnachten. Das ist für solche Reise, wie ich sie antreten will, gerade nicht die rechte Stimmung; und ich möchte wohl wissen, was die weite Wallfahrt mir nützen soll?

Zur Umkehr ist es nun zu spät; aber — ich werde ja wiederkommen! Und das bald, bald.

Santa Barbara, du heilige Schutzpatronin und Fürsprecherin, geleite mich bald, bald wieder in die liebe Heimat zurück!

Amen.

(Fortsetzung folgt)





Sachverständige

Naturaufnahme · Von Fritz Sänger

Als ich in den Gerichtssaal trat, da sah ich erst auf die Anklagebank, und dann dachte ich „Aha!“, und dann nahm ich Platz bei den Zuhörern. Jetzt sah ich mir das Fräulein etwas näher an. Sie sprach eben gegen die Richter und wendete uns den Rücken und halb die Seite zu.

Ein nettes Mädchen. Sie trug eine blaue, etwas verwaschene Seidenbluse, einen einfachen, sauberen Rock und hatte ein schönes, dichtes, blondes Haar, in dem in der Mitte ein brauner Kamm saß. Es war nichts Gekünsteltes, nichts Geziertes an der ganzen Erscheinung, aber es war eine hübsche, sympathische Erscheinung.

So etwas ist selten auf der Anklagebank, und darum dachte ich: „Aha, hier gibt es etwas Pikantes.“

Ich horchte aufmerksam hin. Sie sprach angenehm, stellte alles so dar, wie es wohl gewesen sein mochte, und als sie einmal einen Blick nach uns warf, sah ich, sie war jung und hatte ein Gesichtchen, das zu der elastischen Figur paßte.

Und sie war eine Diebin.

Sie hatte nicht nur gestohlen, sondern sie hatte wieder gestohlen.

Wieder, ja zum xten Male.

„Ja, ich bin mit dem Herrn die Treppe raufgegangen, und der Herr hat sich in das Lokal gesetzt —“

Der Vorsitzende: „Das war im Europäischen Hof?“

„Ja, dort war es; und dann bin ich wieder die Treppe hinuntergegangen, und dann habe ich die Marie getroffen.“

„Wer ist die Marie?“

„Die Marie ist da angestellt. Ich kannte sie von früher, und dann habe ich gesagt, ich wünschte den Herrn Direktor zu sprechen, und dann hat die Marie gesagt, ich solle nur in das Zimmer gehen, und hat mich in das Zimmer gleich beim Flur geführt und ist dann wieder hinausgegangen, und dort war eine Pelzboa und ein schwarzer seidener Rock.“

„Und die haben Sie gestohlen?"

Jetzt wird das Zünglein ein bißchen schwerer, die Stimme ein bißchen unsicherer. „Ich hab's bloß genommen."

„Ja, ja, sozusagen; aber Sie wußten doch, daß man das nicht darf", sagte der Vorsitzende.

„Ich habe gar nicht daran gedacht."

„Das ist sehr schlimm, und die andern Leute fassen ein solches Mitnehmen eben ganz anders auf."

Jetzt wird das Stimmchen noch unsicherer, und das niedliche blonde Köpfchen verliert von seiner Elastizität.

„Ich hab's — ich hab's bloß mitgenommen."

„Was haben Sie damit gemacht?"

„Die Boa hat man wieder geholt."

„Das weiß ich ja — und den Rock?"

„Den habe ich der Elis' geschenkt."

„Wer ist die Elis'?"

„Die ist im Russischen Hof."

Der Vorsitzende fragt noch einiges über die Nebenumstände. Fräulein Klara Bädel spricht klar und deutlich, nicht wie sonst die Leute sprechen, die an ihrem jetzigen Platz stehen. Nur sobald man in die Nähe des Wortes „stehlen" kommt, ist sie empfindlich und wird sofort stiller und unsicher.

Nachdem alles ganz klar ist, ist wohl den meisten, die da sitzen, immer die Hauptsache noch nicht klar, und der Vorsitzende spricht wohl im Sinne aller dieser, wenn er fragt:

„Jetzt nimmt mich bloß das eine wunder: wie kamen Sie dazu, zu stehlen und immer wieder zu stehlen? Wissen Sie denn gar nicht, wo das hinführt?" Er nimmt die Liste zur Hand. „Jetzt sind Sie schon so oft im Gefängnis gewesen, sind im Arbeitshaus gewesen, ja, Sie kommen noch ins Zuchthaus."

Alles sieht auf das Mädchen.

Und jetzt spricht sie nicht mehr, und — es geschieht etwas ganz Merkwürdiges. Das blonde Köpfchen neigt sich ganz langsam, ruckweise nach vorn, wie wenn es von einer unsichtbaren Kraft niedergedrückt würde mit aller Gewalt; aber das blonde Köpfchen knickt ganz nach vorn über, und jetzt greifen die Hände hoch und stützen das Köpfchen, und jetzt bricht ein Schluchzen und Weinen aus, das man noch vor zwei Minuten, als die Rede so flott und wohlgesetzt floß, für unmöglich gehalten hat.

Niemand spricht, alles ist ganz still. — Das Weinen verklingt langsam.

„Was haben Sie nun zu sagen?"

Sie kann nicht sprechen.

Der Herr Sachverständige erhält das Wort.

Ein großer, breitschultriger Mann, der eine goldene Brille und einen französischen Bart trägt, tritt vor den Richtertisch.

Er hält einen langen Vortrag, einen sehr langen Vortrag. Ich glaube, es war sehr gelehrt; aber in solchen Augenblicken interessieren einen an solchen Dingen nur die Ausrufezeichen.

„Für geistesschwach kann die Angeklagte nicht gelten, sie war in der Schule eine mittlere Schülerin, sie hat auch schon da sich durch extravagante Dinge ausgezeichnet. Zum Beispiel sprang sie einmal aus einem Fenster, ohne daß gleich ein Anlaß dafür gefunden wurde. Sie hat auch periodisch wieder auffallende Gemütsaffektionen, die sich in allerlei, man könnte sagen: tollen Streichen schon in der Kindheit zeigten."

Jetzt kommen diese merkwürdigen Dinge, und dann fährt der Herr fort:

„Die Reflexbewegungen zeigen eine mittelstarke Reaktion, also liegt unfehlbar eine starke Hysterie vor. Das zeigt sich übrigens auch in dem vorliegenden Falle, denn es mußte auch der Angeklagten klar sein, daß der Diebstahl gleich entdeckt wurde. Es liegen mir dann Berichte ihrer Mutter vor, — alles dieses zusammengenommen, läßt auf eine krankhafte Anlage schließen; aber zur Anwendung für den Paragraphen so und so über Unzurechnungsfähigkeit reicht es nicht; hingegen ist die Angeklagte sicher moralisch minderwertig."

So ungefähr sprach der Herr. Natürlich nicht in so profaner Weise, wie das hier steht, sondern mit den entsprechenden Fachausdrücken ausgestattet.

Während dieser Sezierung seiner Seele ist das Mädchen mit ineinander verkniffenen Händen dagesessen. Der Herr Sachverständige sieht nicht mehr hin, er hat seine Sache gesagt, er geht.

Der Vorsitzende fragt, ob sie etwas zu erwidern hat.

„Nein."

Und der Herr Staatsanwalt erhält das Wort.

Er beantragt acht Monate Gefängnis.

Jetzt rafft das Mädchen noch einmal alle Gewalt, die es über sich hat, zusammen, sie richtet sich wieder auf.

„Was sagen Sie dazu? Sie hören, was der Herr Staatsanwalt beantragt."

Sie spricht wieder, und nicht mehr wie vorher: jetzt spricht sie nicht, wie man spricht im Kampfe, sondern in der Verzweiflung darüber, daß man umsonst kämpfen wird, und ruckweise bewegt sich der schöne Mädchenkopf.

„Ja, ja, ich habe es verstanden, alles, und ich habe es nur genommen."

„Aber warum denn? So sagen Sie doch bloß warum!"

„Ich will es gewiß nie mehr tun."

„Ja, das sind die guten Vorsätze; die haben Sie jedesmal."

„Nein, als ich aus dem Arbeitshaus kam, da hatte ich gar nichts mehr, auch keine guten Vorsätze, da ist es mir so gegangen, so, ich kann es ja gar nicht sagen —"

Die letzte Kraft droht zu versiegen.

„Und dann war es so kalt, und dann haben alle andern Pelzboas gehabt —"

Jetzt weint sie wieder, und sie kann nicht mehr sprechen. Es tritt eine kleine Pause ein.

Vielleicht hat sie noch etwas zu sagen, und die Richter wollen ihr offenbar dies armselige Recht, zu sprechen, solange sie kann, nicht kürzen; sie warten geduldig. Sie sagt nichts mehr, sie schüttelt noch einmal krampfhaft den Kopf.

„Ich kann nicht mehr."

Jetzt treten die Richter ab.

Und es ist ganz still im Saal.

Das ist immer ein großer Moment, nicht nur für den Angeklagten, für alle, die Anteil an seinem Schicksal nehmen.

Das Mädchen sitzt ruhig, nicht gebeugt und gebrochen, aufrecht, manchmal sieht es auf kurze Momente nach hinten, und man sieht, wie weh es ihr tut: da, diese Menschen alle starren in mein Unglück. Sie kann es nicht begreifen, immer noch nicht begreifen, nichts, was da vorgeht.

Ich dachte so an Verschiedenes. Da wird das Urteil gesprochen, da hinter dieser Tür, nein, das Urteil ist schon gesprochen, jener gelehrte Mann sprach es. So ist es recht, dachte ich, die Gelehrten müssen es wissen, ja, ja, es wird schon so recht sein. Oder vielleicht —? Aber der Mann ist doch sachverständig.

Wenn das eine so ist, dann ist das andere so nach bestimmten Gesetzen, zum Beispiel bei der Wage geht der Balken auf der einen Seite hoch, so muß er notwendig auf der anderen Seite heruntergehen.

Die Wissenschaft arbeitet nur mit Gesetzen, nicht mit Vermutungen; nein, das tun die gewöhnlichen Leute. Von den Reflexbewegungen hat der Herr gesprochen; er ist doch sachverständig.

Aber halt! Wer hat denn diese große, diese eine Entdeckung gemacht, daß eine Menschenseele eine Sache ist?

Wer war das? Eine verirrte, gequälte Menschenseele, geht die nach Gesetzen?

Jetzt hätte ich den gelehrten Herrn, der doch der Richter ist in Wirklichkeit, so gern gefragt: Welche Formel wendet man an, wenn jemand bloß einmal aus dem Fenster springt, und welche, wenn er zweimal herausspringt?

Aber das sind unartige Gedanken.

Warum machen die Richter auch so lange, es war doch alles klar, und man könnte nicht auf unartige Gedanken kommen.

Aber da fällt mir eine Frau ein, die so an die dreißig bis vierzig Jahre im vollen Leben gestanden. Das war auf einem kleinen Dorf weit weg von hier in den Bergen drinnen, auf einem ganz kleinen Dorf; aber sie war bekannt, die Frau, durch viele Dörfer, und wenn man ein großes Leid hatte, kam man zu ihr, oder man wartete, bis sie kam, sie kam sicher.

Und sie streichelte nicht mit zarten Händen, sie schimpfte gehörig, und dann half sie, ganz sicher half sie. Was würde die sagen hier?

Sie würde nicht vor die Richter, sondern vor das Mädchen treten, und würde sich das so ansehen, aber nicht lange.

„Du brauchst auch keine seidene Bluse anzuziehen, und wenn deine Hände auch nicht so weiß sind, braune Hände sind meist reiner als so gut gepflegte; aber die Leute verstehen nicht mit dir umzugehen.

Was, ins Gefängnis?

Das fehlt ja gerade noch, dort machst du dir dumme Gedanken, kommst mit Gesindel zusammen und lernst in deinem Leben nicht arbeiten, und du mußt arbeiten, natürlich mußt du arbeiten. Weißt du was? Komm mit mir! Schau nicht so bös, nein, komm nur mit mir! Es soll sich jemand unterstehen und sagen, du hättest gestohlen, du hast ja gar nicht gestohlen, komm nur mit! Du gehst mit auf die

Matte, das ist so gesund, und vor Schmähungen werde ich dich schon in Schutz nehmen.

Du wirst nicht mehr tun müssen, als du verträgst. Es tut mir leid um dich, du bist noch so jung, du darfst dich gar nicht fürchten. Kein Mensch darf dich bös ansehen, und du bekommst ein einfaches, schönes leichtes Kleid, du weißt dich zu geben, ich sehe das schon. Komm nur mit, Klara, ganz ruhig kannst du mitkommen, sie dürfen dich nie ins Gefängnis tun, du bist ja noch so jung, wenn man so jung ist, dann hat man noch so viel vor sich."

Aber eine Bauernfrau ist nicht sachverständig, man hört es schon an ihren Reden.

Aber wart, da ist ein alter Pfarrer. Er war schon damals fünfundzwanzig Jahre in derselben Gemeinde, und sie wollten ihn in der Stadt, aber er sagte: „Nein, man braucht mich hier."

Und es war richtig, es war wirklich richtig, und wenn der jetzt durch die Tür käme, er würde lange vor dem Mädchen stehen, und dann würde er wohl sagen:

„Du bist nicht schlecht, du darfst nie denken, daß du etwas anderes, etwas Minderes seist als die andern.

Schau, Mädchen, dir fehlt etwas, du hast nicht den festen Halt in dir, um den sich alles dreht, wovon deine Seele abhängt. Du darfst aber auch nicht Sachen machen, die andern zum Leid sind, das geht nicht, schau, das geht nicht, denke doch, du willst ja von den andern, daß sie dir nichts zuleide tun, und schau, du hast das schon so oft gemacht. Du mußt die Arbeit kennen lernen, — nein, nein, nicht im Arbeitshaus, bewahre mich Gott davor. Du hast klare Augen, die jeden Tag freie Luft und Sonnenlicht trinken müssen. Ich will jemand aufsuchen, der dich aufnimmt, ja, ich bürge dir für gute Behandlung und —"

Aber — aber — — der alte Pfarrer ist tot, er kommt nicht.

Auch die Richter kamen immer noch nicht.

Und das Mädchen macht eben eine Bewegung, eine seltsame Bewegung, wie von einem Krampf durchzuckt, richtet sich der junge Körper auf, sie schüttelt mehrmals mit dem Kopf und bricht dann in lautes Weinen aus. Noch einmal hält sie den Kopf hoch, ballt ihre Fäuste und drückt sie krampfhaft vor die Brust.

Habe ich dich recht verstanden, so wolltest du sagen: „Muß es denn sein, ja, muß es denn sein, und kann man gar nichts mehr dagegen tun?"

Ja, und da führt meine Phantasie mich weiter.

Es lebt im Volk ein Bild eines Menschen, und ein schlichter, edler Mensch ist er. Wie sagte er doch?

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid."

Und gedacht, er käme, er träte jetzt in den Saal.

Er tritt zu dem Mädchen, dessen Fäuste sich ohnmächtig ballen.

Er tritt ganz heran, und er fährt mit der Hand über ihr Blondhaar.

Und er sieht ihr freundlich in die Augen und sagt:

„Armes, verirrtes Menschenkind, du hast den guten Willen, aber du hast etwas anderes in dir, was stärker ist als der gute Wille, und du kannst nichts dafür,

und was die andern dagegen tun, das wird dir auch nicht helfen, armes, armes, verirrtes Menschenkind."

Und das Mädchen faßt die Hand und küßt sie heftig und weint dabei, aber ganz anders, als es bisher geweint hat.

* * *

Das ist ja wieder eine Phantasie, und der Mann von Nazareth ist auch nicht sachverständig.

Gottlob, es kommen die Richter.

Alles lauscht:

„Fünf Monate, mildernde Umstände und moralisch minderwertig."

„Angeklagte, haben Sie noch etwas zu bemerken?"

„Nein."

Die Würfel sind gefallen.

„Wollen Sie die Strafe annehmen?"

Sie nickt.

Der Fall ist abgetan.

Nein, noch nicht.

Sie will noch etwas sagen.

„Was meinen Sie?"

„Ich möchte bitten, ich habe noch ein paar Sachen von mir, es ist alles, was ich besitze, bei einer Freundin, ich möchte bitten, daß ich das holen dürfte; es kann ja ein Kriminalschutzmann mit mir gehen."

„Das geht nicht, aber es kann hingeschickt werden."

„Nein, ich muß dabei sein."

„Es geht nicht; aber Ihre Mutter kann Sie besuchen, dann können Sie es ihr sagen."

Die Angeklagte will noch etwas sagen. Der Richter hatte sich bereits über neue Akten gebeugt.

Er sieht nur noch einmal auf.

„Führen Sie die Angeklagte ab!"

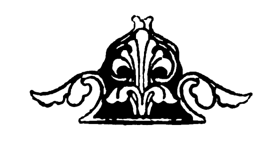
Der Schutzmann tritt näher. Sie besinnt sich. Warum? Sie zögert. Aber auf einmal fällt ihr ein: hier gibt es kein Besinnen mehr.

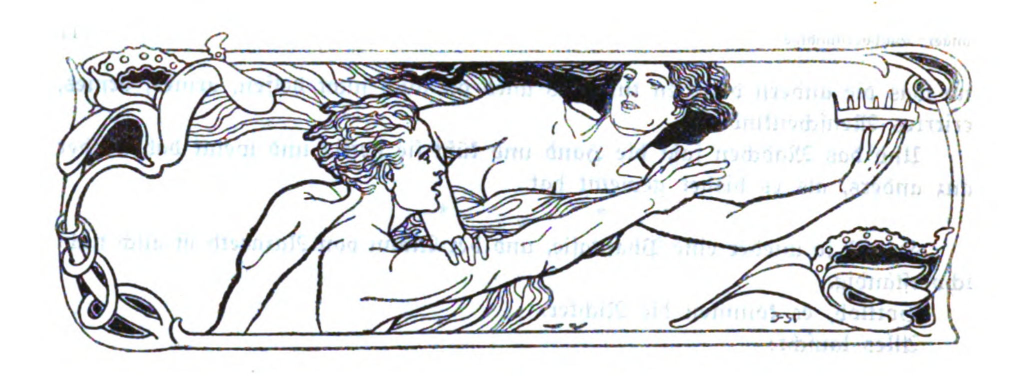
Sie geht rasch an der Rampe vorbei.

Noch einmal ballen die kleinen weißen Hände sich zu Fäusten, und krampfhaft durchzuckt es den jungen Körper.

* * *

Ihr unwissenden kleinen Fäuste, ja, was wollt ihr? Hier ist etwas, dagegen haben sich schon andere Hände zu Fäusten geballt, Hände, die ganz rein und ganz stark waren, — und es war umsonst, ganz umsonst.





Die Geschichte von der silberfarbenen Wolkensaumweise · Von Eberhard König

Schwül, warm und feuchteschwer wehte der matte Atem der lichtlosen Sommernacht. In der Ferne schwankten über den finsteren Himmel die Unruhgedanken flatternden Wettergeleuchts.

Unruhgedanken wechselten so mit farbigem Aufleuchten und zagem Erlöschen auch in der Seele des einsamen Mannes, der müden Fußes die dunkle Landstraße hinabschritt. Er war der einsamen Nachtwanderungen gewohnt, für ihn hatte es keinen Schrecken, zwischen Erd' und Himmel meilenweit das einzigwache Herz durch die Nacht zu tragen — wenn die Gnade der Sternenpracht über seiner Straße leuchtete, oder in dunklen Nächten gleich dieser; oder bei Regen, Sturmgebraus und weißem Flockentanz. Zudem — zu geschweigen, daß er ein tapferer, mannlicher Gesell — zum rechtschaffenen Fürchten bedarf's der Muße und guter Weile, wie denn alle Dummheit in einer l e e r e n Seele geil ins Kraut schießt. Leer aber war mit nichten unseres Fahrenden Seele, am wenigsten heut', in dieser schwülen Nacht: Starke Träume und ernste, leidenschaftliche Gedanken trieben sich da drinnen fieberwild durcheinander. Auf dem Rücken trug er eine dunkle Last, ihr möchtet's schwerlich in dieser sternlosen Nacht erkennen, was es ist — bei Tageslicht ist's ein grüner Leinensack, was drinnen steckt, ist sein Ein und Alles: seine Geige, und der nächtliche Wanderer ist Peter, der Fiedler, der drunten im Dorf heut' bei einer Hochzeit aufgespielt hat und nun verdrossen, müde und erregt seiner fernen Herberge zustrebt.

Es ist eine in die Maßen feine, köstliche Geige. Drunten in der großen, lustigen Kaiserstadt an der Donau der Meister mit dem blassen Gesicht, der hat's ihm bezeugt; und nicht nur mit preisender, eitler Rede! Der hatte ihn eigens in sein stattlich Haus entboten und dort in dem reichen, halbdunklen Gemach, für dessen weiche Teppiche unser Fiedler sich am liebsten seine landfahrenden Stiefel ausgezogen hätte, dort hatte der fürnehme Herr wie von ungefähr ein paar meisterliche Striche auf des demütigen Gastes Instrumente getan. Das klang — das klang, als wär's nicht von dieser Welt! Der schüchterne Gesell, dem die herrische Pracht dieser fürstlichen Räume fast die Rede verschlug, war täppisch auf den Meister,

der ihm wie ein Hexenmeister vorkommen wollt', zugefahren mit flehenden Händen: „Meister, o Meister, was war das? Um aller Gnaden willen spielt weiter, spielt noch einmal!" — Der schüttelte lächelnd das Haupt, daß die dunklen Locken sich leis um die blassen, schmalen Wangen wiegten, und sprach mit verschleierter Stimme: „Die silberfarbene Wolkensaumweise! Ist nichts für dich, guter Gesell, was willst du damit?" — Das hatt' ihn bitter gekränkt, dieses „Nichts für dich"; was wußte der fremde, hoffärtige Herr von Peters einsamen Stunden! — Dann mag er auch meine Geige wieder hergeben! — Die aber drehte der, als könnt' er sich nimmer von ihr trennen, schweigend, prüfend ohn' Ende zwischen den schlanken, weißen Händen, daß ihm die Stirnlocke wie ein schwarzes Schlänglein tief vorm Gesicht hing, endlich fragte er, ohne aufzuschaun, wie von ungefähr und als läg ihm kaum an der Antwort: „Ist sie dir feil?" Der arme Dorffiedler, wie in plötzlichem Erschrecken, riß ihm statt aller Antwort sein teures Eigen aus den liebkosenden Händen und weg damit in das grüne Säcklein; fein und artig war's just nicht. Drauf warf der andere lächelnd die Locke aus der hohen Stirn, stund auf und erschloß einen prachtvollen Schrein, in des blanken Flächen und zierlichem Metallbeschlag sich das Prasselfeuer des breiten Marmorkamins rotzitternd spiegelte, hub daraus ein schweres, eisernes Kästchen, erschloß auch dies — heut noch hört er das harte Knacken, wie's aufsprang! — und zählte daraus eine stattliche Reihe von Golddukaten auf den Tisch, daß es dem Armen vor den Augen flimmerte und das Herz ihm seltsam pochte, wie in Sündenangst. Zwei dunkle Augen glühten ihn an: „Willst du?" — Der Musikant biß sich auf die Lippe, schüttelte trotzig, wie ein dickköpfiger Bauernjunge, das Haupt und trat drei Schritte hinter sich, der Türe näher. Wär' ich nur heil heraus hier, dacht' er, in seiner Angst ging ihm was durch den Sinn von Falltüren, Häschern, Gefangennahme, unsauberen Künsten. Griff der Meister zum andern Male in das Kästchen und verlängerte die goldfunkelnde Reihe auf dem Tische um gut die halbe Länge: „Willst du?" — Da schoß dem guten Fiedler das Wasser in die Augen, und heißer Grimm stieg in ihm auf, wider den lächelnden, reichen Mann, der sich des Dinges so höhnisch sicher gebarte. Freilich wär' ich aller Not und Mühsal mit einem Schlage ledig; das weiß der Hund! In seinen Augenwinkeln zuckt was Boshaftes, als wie: „Wozu dich zieren, Geigerlein, mußt ja doch!" — „Verrat wär's, Untreue!" rief sein guter Geist darein. — „Das ist der Teufel," raunte es dunkel aus einem Schattenwinkel seines Herzens — „er will deine Seele!" — „Narrheit, ein Gauner ist's nur," klang's frisch und hell dawider, sein Stolz steifte sich: „Ich muß, meint das Herrlein, weil ich ein armes Luder bin? Oho!" Er warf den Kopf in den Nacken. Doch plötzlich fuhr's ihm durch den Sinn, zu sprechen: „Wohl, es sei — so Ihr mir jene Weise spielt, die Ihr anhubt, die Weise mit den sehnsuchtsüßen Klängen, dem sehnsuchtsüßen Namen!" Da sah er, daß jener seine Gedanken belauerte, oder meint's zu sehen, und sah Triumph in den dunklen Augen blitzen. — Narr, dacht' er, was soll dir die Weise, so deine liebe Fiedel dahin, du härmtest dich gar zu Tode! — „Gott befohlen, Meister!" — und schritt aufrecht und fest hinaus. Keiner hielt ihn, kein Diener noch Häscher, tat sich auch keine Falltür auf; froh aber war er doch, da er draußen wieder

die leichte Luft des hellen Lenzes trank, und tiefbewegt schloß er seine Geige ans Herz.

Das sind nun Jahre her. Hunger und Not, Frost und Hitze hat der fahrende Gesell gelitten, sein Nein aber hat ihn nie gereut. Doch seit jener Stunde ist ihm seine Geige gar wie eine angetraute Liebste, und hebt er sie auf einer Dorfkirchweih aus der grünen Hülle, so streichelt er erst leise die blanke, gewölbte, die klangvolle Brust, sie um Verzeihung zu bitten, weil er hier just sie nötigen müsse, ein Lied zu singen, ach, nicht immer ein Lied nach ihrem, nach seinem Herzen! „Was dudelt doch der Fiedelpeter heut' so langweilig und verschlafen daher! Was Lustiges, Peter, was Lustiges!" so schallt es oft durch den heißen, blauen Brodem der vollen Schenke aus trunkenen Kehlen zu ihm herauf, wenn seine Seele der Welt entglitt und sich mit sich selber verlor; dann schrickt er auf, runzelt die Stirn und, Scham und Not im Herzen, spielt er — was Lustiges. Ist er dann endlich allein, dann sucht und sucht er auf den Saiten die paar verlorenen Klänge der silberfarbenen Weise von dazumal, sucht und sucht, als hinge sein Heil und seines Lebens Sinn daran, und kann sie doch nicht finden. Das ist seit jener Zeit seines schweren Erdenlebens schwerster Kummer und Gram, das macht ihn trübsinnig, weltfremd und versonnen, daß die Leute oft einander stumm bedeuten, es fehle dem guten Geigerlein wohl was im Kopfe, und er gar oftmals sein selber erschrickt: Soll ich denn darob noch närrisch werden?

Was aber mit gutem Fug zum Närrischwerden ist: Was er vor Jahr und Tag drunten in der Donaustadt in jenem einsamen Prunkgemach wie ein flüsternd Geheimnis nennen hören — „silberfarbene Wolkensaumweis'" — seitdem läßt es ihn nimmer aus, spricht alle Welt davon, nächstens, scheint's, werden's die Spatzen von den Dächern pfeifen. Die Bettler und Handwerksburschen auf den Landstraßen, die Soldaten auf dem Marsche und am Lagerfeuer, die Gelehrten in den Städten und die Kaufleute, alle, alle, vom Ratsherrn mit dem Gnadenkettlein bis zum Schuhflicker — jeder weiß mit gar schlauem und andächtigem Gesicht davon zu sagen: „Die silberne Wolkensaumweise! Ja freilich, die!" Wo er auch hinkam auf seiner Fahrt, allerorten war jene Kunde und jenes Wort vor ihm da.

Und weit war er seit jener unvergessenen Stunde herumgekommen im heiligen Römischen Reich, hatt' sogar eine Zeit in der Kurmainzischen Kapelle die Fiedel gestrichen und vermeint, jetzo hätt' ihn Frau Fortuna selber am Bändel fest, er brauche nur fein nachzutappen, wie sie huldvollst ihn gängle. Gängelte ihn auch richtig hübsch verquer an eines adligen Fräuleins lichtweißen Busen allda in der üppigen Stadt; der hatte er's angetan mit seiner herzgetreuen Kunst — freilich sie ihm nicht minder mit ihrer Kunst, was so die feinen Künste schöner Weibsleute sind, die da wissen, wie sie am Leibe wohlgetan, und wie man mit Speck die Mäuse fängt. Und siehe da, auch sie hatte jener Weise Wissenschaft, deren heiliger Name in allen unheiligen Mäulern; und in einer gar lieblichen Nacht, im duftenden Garten, da hatte er, der Schlanken zu Lieb' und Ehr', und dieweil seine minnende Sehnsucht stark und kühn nach dem Höchsten griff, da hatte er gerungen, die edlen, fernen Töne vom Himmel in die irdische Liebesnacht

Der Wilde Kaiser bei Kössen in Tirol

Alfred Lüdke

(Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin

herniederzuzwingen, war auch schon, vermeint er, dicht daran gewesen — da war der Feind und Friedenstörer nicht weit: Ein welscher, dunkellockiger Kavalier, wohl auch ein Bewunderer der Frauenkünste jener Holden und ein Gimpel auf demselben Leim, der gedacht, das lumpige, deutsche Geigerlein mit Spott und Schanden fein aus dem Paradiese zu fuchteln; er wähnte, seine Hand könne nichts als den schlanken Bogen meistern. Während im Holunderbusch die Nachtigall sang, als müsse ihr die Lust die kleine Brust zersprengen, klirrten die tödlichen Klingen, eine schäumende Wut wie aus uraltem Haß lenkte dem Deutschen die Faust — gleich ward er inne, warum: als der Welsche verröchelnd auf dem Kies lag, sein dunkles Auge starr ward, seine Wangen weiß, da meinte er mit Entsetzen ein bekanntes Antlitz vor sich zu sehen, und das tote Auge schien noch immer zu fragen: „Willst du?!" und um den in Todesnot verzogenen Mund schien jenes spöttische Lächeln noch zu geistern, zu dem die Worte gehörten: „Ist nichts für dich, guter Gesell; was willst du damit?" — Peter blieb am Leibe heil und ganz, seine Seele blutete aus schweren Wunden, wovon die, so ihm das falsche Lieb geschlagen, die leichteste war; doch Hals über Kopf mußt' er aus dem Kurmainzischen verschwinden, und das rosenfarbene Bändchen, dran ihn Frau Fortuna emporführte, war jählings zerrissen.

Er war nun wieder heimatlos, spielte heut' auf Schlössern und Burgen, vor Rittern und Junkern, morgen im Stall vor den Troßknechten, ein andermal in einer leutereichen Stadt auf dem Jahrmarkt, oder gar vor eines Wunderdoktors Bude, der seine Purgenzen ausschrie, oder auch unter der Dorflinde oder in den Bauernschenken, wie's sich eben schicken mochte. Kam ihn auch nicht allzu hart an, das wildfreie Vagantenleben, war ihm gleich, wo er sein Haupt bettete, zu einem Imbiß und einem Schoppen Wein reichte es noch alleweil; auch sonst trat ihn kein Darben an, und manche schlanke Dirne schmiegte sich gern an des mannlichen Fiedlers Brust und war mit der Nadel treulich zur Hand, wenn an seinem schlichten, sturmbefahrenen Gewand gar zu arger Zergang geschehen wollte. Die Wahrheit zu sagen, war's ihm maßlos gleichgültig, wie es ihm erging, all sein Leben saß ihm nur noch tief innen. Schwer trug er an dem, was er erlebt und getan, schwerer an dem, was ihm ewig fehlte und doch über sein Dasein schicksalvoll Gewalt hatte. Sein täglich Brot aber war Not, Verdruß und Ärger über die vielbeschriene silberfarbene Wolkensaumweise: „Zum Tollwerden ist's," rief er oft, „ihrer ist die Welt voll, der wundersüße Name muß mit den Winden reisen wie das segelnde Krönchen der gelben Ringelblume; jeder Narr, arm und reich, dumm und gescheit, hoch und gering, fein und grob, Mann und Weib — alle sprechen sie davon, als wär's das gemeinste Ding dieser gemeinen Welt. Keiner hat sie je gehört, wird sie jemals hören, gehabt sich aber männiglich wie ein gewitzter Kenner, als bliesen's zu jedem Sonntagmorgen in jedem Spießbürgerneste die Stadtpfeifer vom Rathausaltan. Was sollen auch die Menschen damit? Mögen sie hökern und scharwerken die sechs Wochentage und am Sonntag zu ihrem alten Schrummdada die Beine heben!"

* * *

Warum muß er heut' just all dieser Dinge denken? Warum spukt ihm heut' nacht wieder ein quälender Kobold, der sein Haupt aus dem Dunkel streckt und ruft: „Da bin ich!" und gleich, eh man sich umschaut, verschwindet, in dem brummenden Schädel? Greifbar, als müsse er sie heut' fassen, wie die Sommerfliegen um die Nase eines Karrengauls auf schwülem Waldwege, so tanzen und taumeln ihm die verwünschten Töne um die Ohren! Es zuckt ihm wahrlich in der Hand, auf der Stelle, todmüde, wie er ist, sein Säcklein aufzubinden, die Fiedel ans Kinn zu reißen und hier mitten auf der finsteren Landstraße zu versuchen, ob er der seltsamen Tonfolge Meister werde. Wie Angst packt es ihn! Er reißt den Filz vom Kopfe, trocknet sich mit dem groben Sacktuch die Stirn. Und immer eilender schreitet er zu, immer dem Wetterleuchten entgegen. Gewiß, es liegt an der Schwere der Gewitterluft, an der feuchten Nachtschwüle, daß ihm so eigen-bang, daß ihm so wahnsinnige Unruhe in allen Gliedern zuckt. Er darf doch zufrieden sein: Er tastet nach dem Geldbeutel, brav Batzen hat's geregnet heut', auf der reichen Hochzeit drunten im üppigen Dorfe, wie lange nicht! — Was liegt daran? Schade nur, daß er heut' in seiner Herberge sich nicht mehr gütlich tun kann, hat er doch Speis' und Trank gehabt vollauf, hol's der Teufel, plumpsatt ist er; er schnallt sich den Leibriemen weiter und lacht sich selber aus: Wie manche Seelennot kommt aus dem leidigen Bauche, meist vom Zuwenig, heut' mal zur Abwechslung vom Zuviel! Er wird sich eine Pfeife anbrennen, das beruhigt das wilde Blut. Da lauscht er auf ...

Prasselnde Hufe, Singen und Johlen hinter ihm im Dunkel der Nacht. Näher kommt's und lärmt's. Peitschenknallen darein. Er unterscheidet eine grobe Bauernstimme, die ihn heut' schon redlich verdrossen hat und gequält mit: „Spiel auf, Peter; lustig, Peter!" Dabei war ihm ein harter Taler an den Kopf geflogen zu allgemeinem Lachen und Hallo. Hart hinter ihm sind sie, er weicht an den Rand des Grabens, sie vorbeizulassen. Wetterleuchten — die Gäule scheuen; im ungewissen Flammenschein sieht er ein Wimperzucken lang eine dunkle Gestalt über den Rücken der hochsteigenden Rosse langen, er springt in den Graben hinab, eine Peitsche saust und klatscht, der Wagen ächzt und kracht, wie wahnwitzig stürzen sie vorbei und von hinnen — Hufgeprassel, Angstgeschrei, Lustgekreisch, brüllendes Gelächter — ein fliegender Spuk wie die wilde Jagd. In der Ferne vertobt der wüste Lärm der letzten Hochzeitgäste.

Peter sitzt im Graben. Die Stille, die ungeheure, die den sinnlosen Tumult verschlang, legt sich wohlig an seine Schläfen, darinnen sein Blut ungestüm pocht. „Spiel auf, Peter!" klingt's in seinem Herzen. Alle Wetter, warum auch nicht? Er kann nicht anders, er nestelt mit zitternden Fingern die Schnur des Geigensacks auf und spielt seiner Seele in schwüler Nacht, allein auf weitem Felde, im Straßengraben bei zuckendem Wettergeleucht, — spielt seiner Seele eins auf! Dabei schielt er lauschend stets nach jenen flüchtigen, scheuen, edlen Klängen, nach denen sein Ohr, sein innerer Sinn zu jeder Stunde, in Wachen und Träumen fahndet, als könne er sie herbeilocken, sich dem Reigen der anderen zu gesellen, wenn diese nur recht heilig, rein und seelenvoll wären; als könne er jene in der Wilde weidenden mit seiner eigenen Herde fangen, unmerklich, leise, sie still und behutsam überlisten, herüberschmeicheln in seiner Töne Bereich — umsonst! —

„Umsonst!" spricht eine dunkle Stimme dicht neben seinem Ohr, daß er entsetzt aufspringt: „Du findest sie nicht. Was willst du auch damit?" — Wie ein eiskalter Kamm fährt's ihm über den Schopf. Man hört's dem Ton der Worte an, der Mund, der sie spricht, lächelt dabei, und den Ton kennt er und dies Lächeln auch! „Seid Ihr's?" flüstert er und möchte das Wort zurückrufen, so wahnwitzig dünkt ihn die Frage, so gräßlich. Seltsam heiser antwortet's: „Ist sie dir heut' feil?" — „Nein!" Er ist aus dem Graben gesprungen, hat die Hülle über die gefährdete Fiedel gestreift, und schreitet hurtig zu. Des andern Tritte hört er nicht, doch jetzt fragt's plötzlich zu seiner Linken: „Hundert?" „Nein!" — Jetzt mit überschnappender Lache zu seiner Rechten: „Zweihundert?!" — „Nein, bei allen Teufeln! packt Euch, Ihr seid . . ." „Ihr seid mir unheimlich", will er sagen, doch er fürchtet sich vor dem Wort. Doch der andere antwortet auf das Ungesprochene mit krächzendem Auflachen: „Bin ich? — Fünfhundert!" — Diesmal scholl es dicht vor ihm. Da nimmt der Fiedler seinen Knotenstock und tut stracks vor sich, woher soeben die häßliche Stimme kam, einen machtvollen Hieb, und hui, einen Reiterhieb rechts und hui einen links — dreimal hieb er pfeifend in die leere Luft. Dann schritt er beschleunigt zu, und schien des greulichen Geleites ledig. Leise rollte Donner in der Ferne. Doch nach kaum zwanzig Schritten klang's wieder rechts von ihm, und diesmal mit ruhigem, männlichem Wohllaut, als spräche ein anderer: „Du bist ein wackerer Bursch. Du gefällst mir." — „Du mir gar nicht", schnob Peter in Galgenlaune. Der andere fuhr fort: „Fast fang' ich jetzt an zu glauben . . ." Er verstummte. „Was denn?" fragte Peter. — „Nichts. Du verstehst mich doch nicht." — „Ihr seid ein hoffärtiger Narr!" — Das muß der Wein machen, dessen der Geiger heut' mehr, als ihm gut, getrunken, daß er sich solcher Reden erdreistet. Der andere aber spricht gelassen: „Mag sein. Also die silberfarbene Wolkensaumweise möchtest du erwischen? Weißt du, Freundchen, ich auch dereinst. Aber ist's nicht zum Tollwerden? Ihrer ist die Welt voll. Der wundersüße Name muß mit den Winden reisen wie das segelnde Federkrönchen der gelben Ringelblume; jeder Narr, arm und reich, dumm und gescheit, hoch und gering, fein und grob, Mann und Weib — alle sprechen sie davon, als wär's das gemeinste Ding dieser gemeinen Welt. Keiner hat sie je gehört, wird sie jemals hören, gehabt sich aber männiglich wie ein gewitzter Kenner, als bliesen sie zu jedem Sonntagmorgen in jedem Spießbürgerneste die Stadtpfeifer vom Rathausturm. Was sollen auch die Menschen damit? Mögen sie hökern und scharwerken die sechs Wochentage und am Sonntag zu ihrem alten Schrummdada die Beine heben!" —

Peter war starr, war wie vor den Kopf geschlagen. Seine Gedanken! Seine Worte! Kein Zweifel länger, in dem unheimlichen Fahrtgenossen steckt der Gottseibeiuns oder mindestens einer von dessen sauberer Zunft. Hat er nicht tot und kalt im Mainzer Liebesgärtlein auf dem lichten Kies gelegen? „Alles, was recht ist, lobt Gott den Herrn!" wollte er sagen, oder was der Christgläubige sonsten in ähnlicher Fährnis zuhanden hat. Doch, närrisch war's, er zuckte die Achseln und sprach nichts dergleichen, als wie: „Wozu erst? Der Teufel will auch leben!" Über Angst und Bangnis vor allem, so dem Menschen Ungrades unter

Mond und Sonne widerfahren mag, war er seltsam hinausgewachsen; stunden ihm ein wenig die Haare zu Berg und rann's ihm gänsehäutig übern Nacken, je nun, so war das halt noch aus alter Gewohnheit gleichsam. Hat aber mit dem eigentlichen Peter verdammt wenig zu tun. Das war euch ein schnurrig dickfelliger Gesell, hätt' beide Fäuste in die Hosentaschen gebohrt, sog an seiner Tabakpfeife, und wenn er ab und an mit Nachdruck ausspuckte, so galt das der Welt drum herum. Ihn grämten ganz andere Dinge und nahmen sein ganzes Gemüt ein, und die waren nicht von dieser Welt. Und so dacht' denn Peterlein ernstlich, schnell des ersten Schrecks jener vergnüglichen Gewißheit genesen: „Nun und wenn's denn schon der Teufel in Person wär' ...?" Das Ding war ihm minder bedrohsam und ängstlich denn kurios: Gespannt war er, wie's nun wohl weiter laufen möcht'! Teufel hin, Teufel her; der Teufel gehört wohl auch zum großen Ganzen, auch wo der zu Hause, wird vermutlich mit Wasser gekocht; und tät sich schon von ungefähr jetzo hier so eine Art Kellerhals höllenabwärts auf, und er selber, Ehren-Peter, käm' ins Rutschen, sein Gedanke wär: „Bin zwar neugierig, wo wir landen — immerhin! Ich purzel wohl nicht aus der Welt."

So schritt er, die Wahrheit zu gestehn, leidlich gemütruhig fürbaß und wartete der Dinge, die etwan kommen möchten. Das war denn zuvörderst das Gewitter, das näher und machtvoller heraufzog. Jetzt schlug ein hellblaugreller Blitz einen breiten Flammenfächer auf, vom Horizonte her über den halben Himmel weg. Da sah er den Nachbar! Ach du liebes Herrgöttl, was da neben ihm hertrottete, das war nicht das gepflegte Herrlein aus dem Wiener Zauberschloß, war auch mitnichten der rauflustige, verbuhlte Kavalier unseligen Mainzer Angedenkens, das war ja ein halb verhungerter Haderlump, ein ruppiger Strolch, gegen den sich unser armer Fiedler schier wie ein Hochzeiter vorkam. Welch neue Überraschung! Doch dem Geiger war jetzo schon alles recht, er war in so galgenlustig-verwegener, abenteuerlicher Laune, daß ihn nichts mehr rechtschaffen entsetzte noch verwunderte, er sprach nur: „Hm, Ihr schaut mir nicht aus wie einer, der ein halbtausend Gulden übrig hat!" Er erhielt keine Antwort — auch recht, dacht' er. Kein Tritt war hörbar in der Stille als der seine. Ein neuer Blitz erhellte die Nacht — da war freilich auch niemand, der ihm hätte antworten können; er war allein! Packte ihn doch der kalte Schauer des grassen Aberwitzes: „Gott steh mir bei, ich bin verrückt — oder gar betrunken? Hätten die Malefizbauern mir den Wein mit Tollkraut versetzt? An diese Nacht will ich denken. Jetzt aber schnell eine Pfeife Tobak, auf daß ich mein selber inne werde und wisse, ob ich träume oder wache!"

Damit stund er an einer Stelle, wo die Landstraße über einen Bach führte, er kannte den Ort wohl und wußte, daß da ein niedrig Mäuerlein die Straße gegen den Wasserlauf sicherte, und darüber ein hoher, knorriger Weidenbaum wuchs, der von jenem Bache trank. Er setzte sich also auf die Mauer — es tat ihm wohl, die Kniee krumm zu machen, — und hub an, sein Feuerzeug zu streichen. Als die Flamme aufschlug und in engem Kreise eine matte Helle ward, sah er dicht vor seiner Nase zwei mißgeschaffene Stiefel baumeln, aus deren einem ein paar Zehen lugten, eine zerfranste Hose darüber. Er sprang entsetzt auf — im Weidenbaum

hing der Kumpan von vorher, steif und kalt — richtig zum andern Male steif und kalt! „Verfluchtes Affenspiel! Stirb du meinethalben zwölfmal im Jahr!“ erboste sich Peter, da sah er unter den Füßen des Gehängten was Weißes schimmern. Es war ein beschriebenes Blatt. Er schlug wieder Feuer und las:

„Wer in Ängsten die ewige Weise sucht,
Der sei gesegnet, der sei verflucht.“

„Gott sei dir und mir gnädig“, seufzte der Spielmann und steckte kleinlaut Tabaksbeutel und Feuerzeug wieder an seinen Platz: „Warten wir bis zum nächsten Unterstand, hier ist nicht gut sein.“

Der sei gesegnet, der sei verflucht —

Ich glaub', halb und halb versteh' ich's. Herrgott im Himmel, rund geht's mit mir, drehwirbelrund! — — der sei verflucht! Holla, der Wind steht auf, jetzt wird der dicken, spukträchtigen Schwüle bald ein Ende sein! — „Dageblieben!“ Das galt seinem Hütel, das sich just mit einem heißen Windstoße empfehlen wollte, als er's noch erwischte. Er schritt jetzt zu wie gejagt, oft von Blitzen seinen einsamen Weg erhellt, denn wild und ungebärdig ward die Wetternacht. Das Toben, Krachen und Poltern droben tat ihm wohl, es klang wie Zerstörung und Zusammenbruch. „Schlüg's mich zu Boden, daß alles aus wär', alles Sehnen und Wähnen, alle Narrheit und aller täppische Spuk um uns und in uns!“ Mit breiten Sauseschwingen fegte jetzt der Wind über die finsteren Felder daher und orgelte in den Pappeln; Peter riß Rock und Hemd auf, daß der Sturm ihm den Schweiß seiner beklommenen Brust kühle, nahm den Filz ab, stopfte ihn zusammengeknüllt in die Hosentasche und ließ sich von den derben Fäusten des Gewittersturmes mit Lust den strobeligen Schopf zausen. Schwer fielen da die ersten Tropfen, er barg seinen Geigensack unterm Röcklein, und alsobald drasch es wütend hernieder, unter immerwährendem Blitzfeuer. So schritt er in Flammen und Fluten dahin, und freier und ruhiger schlug sein Herz.

Am Eingang des Dorfes, durch das er hindurchmußte, ehe sein Weg in den Wald einbog, der ihn bis zu seinem Herbergdorfe noch eine Stunde etwa begleiten sollte, stund ein leerer, halbverfallener Schuppen. Der war ihm eben recht. Stroh lag, noch leidlich trocken und dicht, darunter am Boden. Hier kroch er unter und warf sich seufzend aufs Lager, wirr und zerschlagen das Haupt, schlaftrunken und fiebrig erregt zumal. Er hörte sein Herz schlagen. Herrlich, wie das rauschte und strömte, wie Segen und wie Verschwendung. Keine zehn Schritt von ihm fuhr der Blitz knatternd und wie mit gellendem Koboldlachen in eine Eiche, daß der Boden erzitterte und ein Schwaden Schwefeldunstes unter das Schindeldach schlug. „Nur zu,“ sprach er, „nur zu! Das nächste Mal triff besser!“ Ah, das war wie Gesunden, sich wehrlos dem Ewig-Starken, dem, was überwältigend groß, dahinzugeben, die Augen zu schließen, die brennenden, und der Stimmenfülle der verzehrenden Allmacht zu lauschen. Nicht die Fürstenstimme des Donners war's, die es ihm antat mit Lust und Weh, es lebte im großen Flutrauschen himmelhernieder meilenum im Land ein wundersamer Chorgesang: ein Chor der Vernichtung, des Todes, und doch ein tausendstimmiger Sang vom ewigen

Leben, ein hehrer Lobgesang auf alle Gnaden Himmels und der Erden. Unter dem großen, schwellenden Rauschesang aber klang's fein und unmaßen lieblich wie Elfenstimmchen, wie's summende Singen der Heimchen im Berg, der Kinderseelen, die Frau Holle hütet — ein wunderherrlich Zusammenklingen war's so von Dunkel und Hell, Stark und Fein, und eine überirdische Lust, der Harmonie zu lauschen. Peter lächelte wie im Traum, lichte Sternlein kreisten im Schwarz vor seinen Augen, und sein Ohr und all seine Sinne wurden feiner und edler und lauterer, und jetzo — vernahm er gar unter diesem tiefbrausenden Strome von Licht und Dunkel, Lieblichkeit und Erhabenheit noch ein Letztes, Allerfeinstes, Allerherrlichstes, was nur den Sinnen eines Sonntagskindes zu guter Stunde einmal vernehmbar werden mag: Es war erst ein ganz lichtheller, überfeiner, langschwebender Ton, ein Ton wie ein langes, schimmerndes, zartgesponnenes Silberfädchen, wie der feinste Lichtstrahl, den wohl der Mond in der Johannisnacht zur Erde spinnt — dann hub der langfließende Silberfaden an, sich in schimmernden Wellenlinien zu schwingen, zu heben, zu beugen, zu schlingen, und nun klang's wie ein fernes Singen von Engeln und ward immer mehr Gestalt und Melodie — und war nichts anderes als die silberfarbene Wolkensaumweise, die Peters Seele jahrelang gesucht!

Von einem seligen und herzbrechenden Schluchzen erwachte er. Weiß Gott, er war eingeschlafen und hatte, unter Tausenden ein Begnadeter, Musik geträumt! Nur Musik, sonder Musikanten und Instrumente; Musik, die noch keiner ganz herniedergeholt, davon nur hier und da ein abgerissen Fädchen wie fliegendes Silbergespinst von Frau Holles Rocken einem edlen Meister der Menschen einmal ums Haupt weht, daß er es auffange mit geweihter Hand und ein wunderbar Gewebe daraus zaubere, aus dem einen Silberfaden, die Menschen zu entzücken und dahin zu entrücken, wo das erdverlorene Klingen daheim. Eine Musika hatte unser Geiger geträumt, frei schwebend und webend über silberfarbenen Wolkensäumen, alles Tönenden und Klingenden ewige Seele ohn' alle Leiblichkeit, ein Tönen und Singen ohn' Kehlen, ohn' Geigen, Zimbeln, Flöten, Hoboen und Klarinetten. Dergleichen hört nur ein Auserwählter, hört's nur mit heißen Herzenstränen, Tränen der Scham und Reue.

Er saß auf seinem Strohlager auf, das Herz wohlig entschwert und ausgeweint, wie ein Mensch, der der Mutter Schuld und Weh vertraut, ihren Kuß gefühlt, ihre Hand auf seinem Haar, — ihr Verstehen, Verzeihen und nimmer endendes Lieben.

Nur leise noch strömte der Regen. Die Luft war duftiger Reinheit und herzhafter Erquickung voll, er trank sich dran gesund. Am Pfosten des Schuppens lehnte er und dachte gerührt und friedebeglückt dem köstlichen Traumerlebnis nach. „Der sei gesegnet, der sei verflucht —" sprach's in ihm, aber da war nichts, was ihm weh tat, einen Schatten in sein erhelltes Innere warf. Stilles Wetterleuchten lichtete ab und an noch den Himmel, jetzt in der Gegend, von wannen er dahergekommen. Er reckte seinen Leib, streckte die starken Arme und atmete die gesunde Brust des Duftes der erquickten Erde voll und dachte: „Jetzo aber wird ein Pfeifchen gut tun." Vor dem Schuppen lag ein Baumstumpf, vielleicht ein-

mal als Hauklotz hier gebraucht, den rollte er mit einem Fußtritt unter den Schutz des Daches, saß darauf nieder und träumte beim Rauchen in die milde Regennacht und die dunklen Felder hinaus.

* * *

Rot glühte es in seinem Pfeifenkopf, ward blasser unter der Asche, und versank im Dunkel. Dies Spiel war seinen Augen, indes er die Erlebnisse dieser wunderlichen Nacht bedachte und ihren Sinn erwog, eine liebliche Kurzweil. Immer trat das rote Fleckchen ins Schwarz der Nacht, atmete sich glühender, und erlosch. Immer wieder — immer wieder — zuletzt wußten seine Augen nichts mehr davon, w i e w e i t es sei bis zu der Stelle des Glimmens und Leuchtens, und daß es ja eigentlich nur der glühende Tabak im Pfeifenkopf in der Hand des Träumers sei, auf Armlänge nur entfernt. Wie er darauf starrte, rückte es ferner und ferner in die Tiefe der Nacht, das glühende Fleckchen, immer tiefer und ferner, und wäre wohl zu einem rotfunkelnden Sterne im Weltall worden — wenn nicht der Peter ganz genau gewußt hätt', daß ein rüstiger Wanderer etwa eine Stunde darauf zuschreiten müsse, bis er an die Quelle dieses Aufleuchtens käme. Er wußte ebenso genau, dies Licht sei nichts als die offene Tür einer weltverlorenen Schmiede tief im dunklen Tannenwalde, wo stetig ein Blasebalg in die Feuerstatt schnob und die Glut anfachte, die immer wieder zusammensank; wußte aber auch, daß er dort heut' noch hinmüsse. Da gab's kein Verweilen, gehorsam strebte er mit kräftigen Schritten auf das rotleuchtende Ziel zu; immer durch den stockfinsteren Tannenwald — die Stunde Wegs dünkte ihn traumhaft kurz; größer und größer ward der rote Lichtschein, schon erkannte er den Rahmen der offenen Tür, schon sah er eine Lichtgarbe in das Dunkel des Waldes herauslangen, sah eine hohe Gestalt dunkel sich in der feurigen Helle regen, fing an, über Wurzeln zu stolpern und an die nassen Äste zu rennen, weil seine Augen geblendet waren, hörte es aus der Schmiede klingen, klirren und singen — „Gott zum Gruß, Meister Schmied!“ sprach er und schritt über die Schwelle.

„Bist du da?“ sprach mit dunkler Stimme der Schmied — „nun, du mußt es wissen!“ Damit tat er einen ungeheuren Hieb auf den Ambos, davon Petern das Herz im Leibe wehtat, der Schädel dröhnte und schwindelte. Dabei schaute der Gewaltige nicht auf, Peter sah nur seine braunen, muskelstarken Arme und Schultern, den festen Nacken, den herrlichen Rücken, auf dem die Muskeln spielten. Sein dunkelhaarig Haupt war über die Arbeit geneigt und blieb im Schatten. Auch was der Riese schuf, sah der Geiger nicht. Wie er sich aber jetzt zur Feuerstätte wandte, eine Eisenstange in die prasselnde Glut stieß, daß sie hoch auflohte, erblickte unser Freund, was ihm das Herz stillstehn machte.

Dicht neben der funkensprühenden Glut, rotangeglüht wie ein Schneefeld vom Abendlicht, saß auf einem Wolfsfell ein wunderherrlich Wesen, ein überirdisch schönes Mädchen, nackten Leibes. Das eine der schimmernden Kniee lag anmutig-lässig über dem andern, leichtvorgeneigten Leibes hielt sie darüber die Hände verschränkt, ließ den einen freischwebenden weißen Fuß behaglich wiegen und wippen, daß er jetzt in den roten Lichtschein, jetzt in den Schatten tauchte, und schaute mit lichtblauen, großen Augen lächelnd gradaus, wie in weite, weite

leuchtende Fernen. Man sah es den himmlischen Gliedern an, die nicht irdische Speise zu nähren und zu ründen schien, daß sie nicht etwa hier die Kleidung abgestreift hatten, sie wußten nichts von Gewand, und die seligen Augen nichts von dieses unverhüllten Leibes Wonnen. Wer war dies Weib? War es menschlicher Art? —

„Schaff zu, lieber Meister," sprach sie lächelnd; Peters schien sie gar nicht wahrzunehmen — „schaff zu!" — „Geduld, du Närrin," sprach der Riese und tat am Ambos einen letzten Schlag, daß der Boden zitterte, und immer ohne daß der menschliche Gast seines Angesichts gewahr werden konnte, huben die zwei gewaltigen Arme eine rasselnde, schleifende, klirrende Last von Ketten hoch empor, eine Last, wie sie Peters kräftige Arme nimmer halten konnten, mit der trat er vor das elfenhaft liebliche Wesen, sie neigte das anmutige Köpfchen, daß das goldige Gelock ihr über die Stirn fiel — „halt·ein!" wollte der Geiger schrein, doch lag's wie Alpdruck auf ihm, daß ihm der Schrei im Halse erstickte — da warf der Gewaltige die Wucht krachenden und klirrenden Eisens über ihre blanken, runden Schultern. Sie lachte: „Dank, Meister, Dank, nun bin ich wieder fein", und ihre schlanken Finger liebkosten ein zierlich schimmerndes Halsgeschmeid mit funkelnden Rubinen besternt, die gar köstlich auf dem weißen Busen ruhten, und zwischen den feingewölbten Brüsten hing eine große, mondlichtmilde Perle. Der Geiger atmete auf. Da schaute sie ihn strahlenaugig an und streckte ihm beide leuchtenden Arme entgegen, als begehre sie etwas von ihm. Dann hub sie mit klugem Lächeln leis an zu singen — dabei regte sie wiegend die rechte Hand, als spräche sie: „Horch, kennst du das?" — zu singen! Wo hatte der Geiger je solches Singen gehört? Es fiel ihm nicht ein, daß es jüngst erst gewesen, im Traum, hatt' auch nicht Muße, dem nachzusinnen. Ihre heischende Gebärde aber wußt' er sich nicht anders zu deuten, als daß er seine geliebte Geige aus ihrer Hülle nahm und sie dem Wunderwesen mit verehrendem Neigen darreichte. Er hatt' es wohl getroffen, sie nickte ihm gar traulich zu und hub die Geige ans Kinn.

Nun aber geschah ein Schauspiel, so wunderlieblich, daß Menschenaugen, einmal durch solchen Anblick begnadet, nie und nimmermehr danach weinen dürften. Düster ragend, ein schwarzes Riesenbild auf der rotlohenden Helle, stund am Ambos der Gewaltige, schwer auf den mächtigen Hammer gelehnt, das Haupt mit dem beschatteten Antlitz wie in dunklem Sinnen geneigt. Um den Regungslosen drehte sich die leuchtende, die blühende Frühlingsgestalt des nackten Mägdleins in schwebendem Tanze, vom wechselnden Schein des flackernden Schmiedefeuers rosig überhaucht und umschmeichelt. Und sie spielte im Tanze die Geige und sang und sang dazu; sang — die silberfarbene Sehnsuchtsweise!

Der Spielmann lag überwältigt am Boden auf den Knien und weinte, lachte und weinte, und wußte nicht: ist hier Schauens oder Lauschens Zeit? Er sah die kleinen, weißen Füße sich federnd heben, sich drehen im leichten entschwerten Anmutspiel, und da er sie sah, gab's nichts auf der Welt für ihn als das ziere Schreiten und Wiegen und Gleiten dieser silbernen Füße, dieser schlanken Schenkel. Da glitt sein ratlos, sein trunkenes Auge empor an der holdbewegten Schönheit: Neues Entzücken — der schmiegsame Leib, sanft in den Hüften gewiegt, jetzt in

seligem Hinschweben lässig hintübergeneigt wie in weltvergessener Lust: sieh, hingebend hält sie die Augen geschlossen, als dulde der blühende, schwellende Mund ersehnten Kuß. Da dreht sie sich: Sieh den Glanz des weißen Ellenbogens, den runden Arm, der kraftvoll und schwungvoll den gleitenden, tönenden Bogen anhebt — sie schwebt vorüber, ihr blaues Augenpaar schaut jetzt weit offen über die Geige her, andachternst, tiefen Dunkels vollgetrunken — wieder setzt sie den Bogen ein: welch biegsames, zartes Handgelenk, und nun sieh, seligster der Geiger, das schwellende Rund dieser Brust unter dem gehobenen Arme, der so edelbewegt den Bogen führt. Und d e i n e Geige ist's, die an den schönsten Busen sich schmiegt! Jetzt wieder ist's die goldflimmernde Flut des seidigen Haares, das im Schwung des Reigens weich über den weißen Rücken weht. Doch alle Wonnen der Augen versanken zuletzt in der Seligkeit des Lauschens, bis auf einmal, o Erfüllungsglück, b e i d e s e i n s g e w o r d e n: Die schmiegsame Anmut und holdbewegte Blüte dieses Leibes — sie schien zu klingen; und der Sinn der heiligen Klänge und das Gestaltwerden ihrer Verheißung — schien die heilige Schönheit dieses Frauenbildes zu sein. Dem Geiger war's wie zu sterben, zu erliegen in weltweitem, vernichtendem Glück, er barg das Angesicht in beiden Händen und warme Tränen quollen ohn' Ende aus seinen begnadeten Augen, als müsse so in Tränenflut sein ganzes Wesen sich wohltätig auflösen, in seligem Hinsterben.

Als er aufschaute — es gab nicht Zeit noch Dauer mehr, da Ewigkeitfülle durch Augenblicke rauschte — aufschaute, noch immer auf beiden Knien liegend, da sah er mit Staunen, daß Sang und Tanz wohl längst zu Ende seien: das süße Bild saß wieder auf dem Wolfsfell und reichte soeben des Fiedlers Geige dem Schmiede hin. „Darf er?“ fragte der — es war, als sei sie des Düsteren Herrin. Da faltete sie die Hände und sprach gar ernst und gewichtig: „Einmal. Dieser eine.“ Der Schmied ergriff die Geige, legte sie quer auf den Amboß und hub den schweren Hammer an. Peter sprang mit einem Angstschrei auf und stürzte, er wußte selbst nicht, wie's geschah — in die liebevoll geöffneten Arme des Mägdleins. Er hörte einen dröhnenden, zermalmenden Hammerschlag, es war ihm, als träfe der ihn mitten aufs Herz, er empfand Tod und Vernichtung; und einen zweiten furchtbaren, wetternden Hieb, und es war, als schrie Leben und Liebe gellend in Sterbensnot darin auf. Sein Haupt aber, sein schmerzbetäubtes, hielt die Wundersüße fest in ihren weichen Armen und preßte sein tränenfeuchtes Angesicht innig an ihren duftenden Leib. Da fühlte er an seinen Lidern ihre weichen, kühlen Brüste, hörte ihr Herz pochen, und wieder überkam ihn jener Friede, als tröste ihn Mutterliebe. „Halt aus, halt immer aus!“ flüsterte die Gütige. Dann fühlte er sein Haupt von ihren milden Händen, die auf seinen Schläfen ruhten, emporgehoben, er sah wie in ewiges Licht in den Glanz ihrer Augen, sie zog ihn näher, neigte sich näher und küßte seine Stirn; dann sprach sie: „Geh und sei getreu in Segen und Fluch.“ Sie ließ ihn frei und hielt nun seine Geige in den Händen, die geliebte — „sie lebt!“ schrie er in kindischer Freude auf. Sie lächelte: „Sie lebt! — dieselbe und eine neue doch.“ —

Da polterte etwas zu seinen Füßen — es war sein Pfeifenkopf, der ihm entfallen war. Nun war er zerschellt. Er rieb sich die Augen. Im Osten hellte

sich der Himmel, kühler Morgenwind strich über die Felder und Höhen, ihn fröstelte bis ins Mark. „Traumspuk und kein Ende!“ Er erhob sich ärgerlich, steif und zerschlagen in allen Gliedern, gähnte und gähnte und reckte sich. Fiel's ihm wie tödlich Erschrecken auf die Seele: Meine Geige! Da lag der Sack, sie war nicht darinnen! Aber wann hatte er sie denn gestern noch einmal ...? rein von Sinnen mußt' er gewesen sein! Dort hatte er sie doch wohlverwahrt geborgen! Im Stroh? Er wühlte alles durcheinander, himmelangst ward ihm: „Helf mir Gott, sie ist mir gestohlen!“ Da erblickte er sie hinter dem Baumstumpf, auf dem er, an einen Pfosten gelehnt, gesessen und geschlummert hatte.... Gottlob, sie schien unversehrt, blitzblank — ja, aus der Maßen blank und glänzend, seltsam glänzend, und was war das? Um den Steg ein Funkeln und Blinken: Zwei Rubine, rotleuchtend wie Schmiedeglut, zwischen ihnen eine große Perle, mondmilden Glanzes. Da fingen seine Hände an zu zittern — er wußte ja den lieblichen Ort, wo diese Perle geruht; er spürte noch den Duft des edelsten Leibes — und sieh, auf einmal stund alles, alles, was er erlebt, gewiß und wirklich erlebt, beglückend vor seiner Seele. Da stieg die erste Lerche trillernd empor, sein selig irrender Blick schweifte zu des Ostens Morgentoren, silberweiße Wolkensäume weiteten sich steigend über dem nachquellenden Lichte — da ward er erschauernd des heiligsten Besitzes inne, der Gnade, die über alle Gnaden ist: Er fühlte, wußte es: Er besaß sie, besaß sie ganz mit ihrem Segen und Fluch — die silberfarbene Wolkensaumweise! Da war ihm, als sei er zum Fürsten dieser Welt gekrönt und er sank in die Kniee und betete ein schluchzend Dankgebet.

(Fortsetzung folgt)



Wandel · Von Paul Quensel

Einst trug ich Unrast in dem Hirne
Und strebte weit die Welt hinaus;
Nun, da sich grau umflockt die Stirne,
Bannt immer fester mich das Haus.

Einst glaubt' ich Wunder was gewonnen,
Wenn ich mit vielen Freunden ging;
Nun sinken alle falschen Sonnen
Und immer enger wird der Ring.

Mitunter kleine Sonnenspende
Und blauer Himmel da und dort,
Ein warmer Druck getreuer Hände,
Von liebem Mund ein gutes Wort:

Das blieb von tausend Seligkeiten,
Um die ich ringend einst gebebt...
Wie macht das Leben froh-bescheiden
Den, der es ganz und recht gelebt!





Der Anwaltsstand

Von Dr. Bruno Marwitz

Unter der Überschrift „Recht und Gericht" hat Herr v. Pflugk-Harttung in dieser Zeitschrift einen Artikel veröffentlicht, der sich — und zwar ganz besonders — mit dem deutschen Anwaltstande befaßte. Wenn ich als Anwalt das Wort dazu nehme, so geschieht das nicht, weil ich den Angriffen des Verfassers gegen den Stand, dem ich seit bald 15 Jahren angehöre, eine besondere Bedeutung beimäße, sondern lediglich, um die Ausführungen des Herrn v. Pflugk-Harttung dem Leserkreise des „Türmer" gegenüber nicht unwidersprochen zu lassen. Der Verfasser hat inzwischen der Redaktion der „Juristischen Wochenschrift", des Organs des Deutschen Anwalt-Vereins, gegenüber erklärt, „er glaube als 62jähriger Mann seine Ansichten offen aussprechen zu sollen", er hat gleichzeitig hinzugefügt: „Es mag manches, vielleicht vieles darin unrichtig sein." Das Recht der freien Meinungsäußerung wird ihm niemand bestreiten wollen; der Zusatz, es möge manches, ja vieles in dem, was er gesagt habe, unrichtig sein, würde unter Umständen als Zeichen weitgehender Objektivität zu begrüßen sein; im vorliegenden Falle aber ist es das Zugeständnis des Unwerts der ausgesprochenen Ansichten für die Allgemeinheit. Der Verfasser verfügt offenbar über eine starke Persönlichkeit, über jene Persönlichkeit, die den Werken und dem Wirken eines Heinrich von Treitschke seinen bleibenden Wert verliehen hat, die aber bei dem Verfasser des Artikels eine solche Stärke erreicht, daß er zu dem subjektiven Urteil veranlaßt wird: „In Berlin kann man für einige Schnäpse Tausende von Meineiden kaufen", und weiter: „Da braucht man sich schließlich kaum noch zu wundern, wenn man glücklich neapolitanische Zustände erreicht, wo zwei oder drei Zeugen für einige Lire glattweg schwören: sie hätten gesehen, wie der Bettler X dem reichen Y eine bedeutende Summe geliehen, die er jetzt zurückfordert." Ich frage jeden, der Berliner Verhältnisse kennt: Sind die Zustände in unserem Volke wirklich so, wie sie hier geschildert sind? Leben wir wirklich unter einer Horde von Menschen, die für einige Schnäpse ihr Manneswort, ihre Ehre, ihren Eid preisgeben? Sind wir wirklich Zuständen nahe, in denen Straßenräuber auf dem Wege formellen Prozeßrechts sich der Börsen ihrer Mitbürger bemächtigen? Und ich frage weiter: Hat derjenige, der solche

unmöglichen Behauptungen aufstellt, sich damit nicht selbst das Recht aberkannt, über diese Verhältnisse öffentlich sein Urteil abzugeben?

Irren ist menschlich, und es ehrt den Verfasser, wenn er der Redaktion der „Juristischen Wochenschrift" gegenüber die Möglichkeit von Irrtümern zugestanden hat. In einem Falle aber ist der Irrtum unverzeihlich: wenn er die Grundlage bildet für einen Angriff, der einem ganzen Stande die Ehre abspricht. Wer die Ansicht vertritt, daß die Grundanschauungen in einem ganzen Stande ehrlos sind, darf diese Ansicht öffentlich nur dann vertreten, wenn er nach immer und immer wiederholter, dem ernsten Manne angemessener Prüfung stets zu demselben Endergebnisse gekommen ist; wer unmittelbar nach der Veröffentlichung die Möglichkeit von Irrtümern eingestehen muß, hat das Recht verwirkt, mit seinem Urteile gehört zu werden.

Und leider hat der Verfasser sich durch seine Persönlichkeit dazu verleiten lassen, dem deutschen Anwaltstande die ehrenhafte Gesinnung abzusprechen. Denn nicht anders ist es zu verstehen, wenn er behauptet, „für den Anwalt stehe ja nichts auf dem Spiel, und sein Gewissen sei durch Gewohnheit und Zeitbedrängnis weit geworden"; nicht anders ist es zu verstehen, wenn er das Wort eines ihm bekannten Herrn weitergibt, „er würde seinen Sohn lieber Einbrecher als Rechtsanwalt werden lassen", auch wenn er hinzusetzt, „er sei weit entfernt, sich solchen Satz aneignen zu wollen"; wenn er meint, es beruhe schwerlich auf Zufall, daß die Fälle von Unterschlagungen, Übervorteilungen, schlechte Testamentsverwaltung durch Rechtsanwälte bedenklich im Zunehmen sind". Und ich glaube kaum, daß man es anders als eine absichtliche Herabwürdigung eines ganzen Standes ansehen kann, wenn der Verfasser das Wort prägt, „der Rechtsanwaltsberuf sei eben bisweilen zum Geschäft geworden wie der Verkauf von Rosinen und Brechpulver." Und wenn der Verfasser erklärt, „er bekämpfe nur die Auswüchse", so ist es bedauerlich, daß er seine Worte so wenig gut zu wählen weiß, daß auch der unbefangene Leser sie als einen Angriff auf die ganze Institution und den ganzen Stand deuten muß. Ich nehme diese seine Erklärung natürlich als ernstgemeint an; der Verfasser hat damit zugegeben, daß seine Auslassungen eine allgemeine Bedeutung nicht haben; fühlte etwa der Verfasser sich durch einzelne Fälle in seinem Rechtsbewußtsein gekränkt, so hätte er im Interesse der Rechtspflege und der Volksgesamtheit gut daran getan, nicht durch Ausführungen, die den Anschein der Allgemeingültigkeit erwecken, die öffentliche Meinung zu verwirren. Auswüchse kommen in jedem Stande, bei jeder Art menschlicher Tätigkeit vor, und auch der Anwalt ist weit entfernt davon, jeden anderen Anwalt für einen tadellosen Ehrenmann zu halten, nur weil er sein Kollege ist. Überall schleichen sich Mißstände und Mißbräuche ein; wer es ehrlich mit seinem Berufe meint, wird dem Kritiker Dank wissen, sofern der Kritiker zunächst seine vornehmste Aufgabe erfüllt, — seine eigene Ansicht einer strengen Kritik zu unterwerfen. Der Verfasser hat diese Pflicht nicht erfüllt; so muß denn ein anderer an seiner Stelle es tun!

Daß der Anwalt nicht nur um der Ehre wegen arbeitet, daß er sich und seine Familie ernähren will und muß, nicht anders als der Arzt, der Journalist, der Historiker und ein jeder andere, ist eine Tatsache, die niemand zu bestreiten ver-

mag, und die kein Anwalt zu bestreiten willens ist. Die Tatsache schändet ihn nicht; man sollte ihm also keinen Vorwurf daraus machen, daß er durch seine Tätigkeit verdient; was also soll die Bemerkung, daß „eine ganze Gesellschaftsklasse, die der Advokaten, guten Teils weit besser lebe als diejenigen, welche sie in Anspruch nehmen müssen"? Wenn dem wirklich so wäre, so würde nichts, aber auch gar nichts daraus folgen, auch nicht „das kapitalistische Wesen unserer Jurisprudenz". Unter unseren Hochschulprofessoren befinden sich viele, die außerordentlich begütert sind, Zierden der Wissenschaft, auf die die ganze Nation stolz ist, haben sich durch die Größe der Kollegiengelder, durch die Honorare für ihre Werke, durch ihre eigentliche Praxis, durch ihre Gutachten stattliche Vermögen erworben; daß darum die Wissenschaft bei uns kapitalistisch geworden ist, das zu behaupten, ist bisher noch niemand eingefallen. In den Kreisen derjenigen, die sich aus Beruf oder Neigung mit den Mängeln unseres Rechts- und Gerichtswesens befassen, ist die Meinung weit verbreitet, daß das englische Verfahren zur Grundlage einer umfassenden Reform gemacht werden solle; und doch werden Richter und Anwälte in England mit Summen belohnt, deren Höhe uns beinahe unfaßbar dünkt. D i e Ansicht aber, daß der Anwalt nur demjenigen seinen Beistand leihen soll, der begüterter ist als er selbst, ist wohl noch niemals vertreten worden; sie würde — auch nur annäherungsweise verwirklicht — rechtlich wie sozial gleich zerstörend wirken; auch der Verfasser wird sie schwerlich im Ernst aufstellen wollen.

Aber die Behauptung, der Anwalt verdiene über Gebühr, ist auch tatsächlich falsch. Von den Tausenden von deutschen Anwälten verdienen nur einige so viel, daß sie dabei sich ein erhebliches Vermögen ersparen können; die meisten verdienen so viel, wie sie für sich und ihre Familie brauchen, eine leider nur gar zu große Minderheit verdient nicht einmal das, was sie nach ihrer Vorbildung verdienen müßte; die Anwälte, die unsere Hilfskasse verwalten, könnten nur gar zu viel von dem unverdienten Elend erzählen, das im Anwaltstande vorhanden ist. Es ist positiv unrichtig und beweist eine vollständige Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, wenn behauptet wird, „daß das ganze Verhältnis der Rechtsanwälte mit ihren fiskalischen Zielen und oft nahezu fürstlichen Einnahmen sich in einem unerfreulichen Gegensatze zu der Stellung der Richter befinde, weil diese nur Beamtengehälter beziehen, die keineswegs glänzend sind". Wer das Einkommen von Richtern und Rechtsanwälten miteinander vergleicht, der sollte billigerweise nicht die Pension vergessen, die der Richter, seine Witwe und seine Waisen erhalten, der sollte das Kapital berechnen, das der Anwalt aus seiner Tätigkeit ersparen muß, um sich für die Zeit seiner Arbeitsunfähigkeit eine gleiche Einnahme zu sichern. Freilich gibt es Anwälte mit fürstlichen Einnahmen; um wie wenige aber es sich dabei handelt, darüber täuscht sich der Fernstehende gar sehr, und er muß sich darüber täuschen; denn er hört natürlich von dem vielbegehrten Anwalt mit seiner großen Klientel hundertmal öfter, als von dem Anwalte mit der kleinen Praxis, der sich, unbeachtet von der großen Menge, kümmerlich durchs Leben schlägt.

Aber freilich: „Für den reichen Klienten, der unter Umständen Tausende bietet, arbeitet mancher Rechtsanwalt wesentlich besser, als für einen armen Schlucker." Zugegeben, aber was folgt daraus? Doch nur, daß es, wie in jedem



Stande, so auch unter den Anwälten „manche" gibt, die ihre Pflicht nicht ordnungsmäßig erfüllen. Ist diese Tatsache so bemerkenswert, daß sie mit den schärfsten Worten besonders hervorgehoben werden muß, oder ist sie nicht eine jener platten Trivialitäten, die, weil sie energisch ausgesprochen wird, den Eindruck erwecken muß, als sei ganz etwas anderes damit gemeint? Ich weiß, daß der gesamte Anwaltstand einmütig hinter mir steht, wenn ich behaupte, daß — abgesehen von Ausnahmen, die jeder pflichtgetreue Anwalt als etwas durchaus Unzulässiges ansieht, — die Höhe der Vergütung auf die Sorgfalt, mit der der Anwalt arbeitet, keinen Einfluß hat. Herr v. Pflugk-Harttung spricht in seinem Artikel wiederholt von dem Pflichtanwalt, d. i. dem Anwalt, der von Amts wegen der unbemittelten Partei zugeordnet wird und deren Prozeß unentgeltlich, selbst ohne Ersatz für die ihm entstehenden, für einen Anwalt mit kleiner Praxis oft recht erheblichen baren Auslagen führen muß; trotz seiner unfreundlichen Stellung unserem Stande gegenüber kann er dem Pflichtanwalte nicht den Vorwurf machen, daß er seine „arme Partei" um deswillen, weil er nichts erhält, schlecht vertrete; im Gegenteil, in dem Falle des Dienstmädchens, von dem er spricht, empfindet er es als eine Unbilligkeit, daß dieser „armen Partei" ein Pflichtanwalt beigeordnet wurde; damit erkennt er an, daß dieser Pflichtanwalt seine Schuldigkeit getan hat. Und ferner ist es tatsächlich unrichtig, wenn die Behauptung aufgestellt wird, der Anwalt „verlange nicht selten eine höhere, bisweilen geradezu unsinnige Summe", wobei der Verfasser, wie der Zusammenhang ergibt, die Vertretung im Zivilprozesse im Auge hat. In Zivilprozessen werden Honorare, die die gesetzliche Taxe überschreiten, nur in einer gegenüber der Gesamtheit verschwindenden Anzahl von Fällen vereinbart. Nach der Ansicht des Verfassers „ließe sich erwägen, ob nicht bewilligte Privatforderungen, die zur Leistung in keinem Verhältnis stehen, als Ausbeutung einer Notlage behandelt werden müssen." Wie in Berlin, oder in anderen Großstädten, wo jedem, der einen Prozeß führen will oder muß, Hunderte von Anwälten zur Auswahl stehen, eine Notlage bestehen kann, bleibt das Geheimnis des Verfassers; in den kleinen Städten können „wucherische" Extrahonorare überhaupt nicht vorkommen; denn das würde mit absoluter Sicherheit zum wirtschaftlichen Ruin des geldgierigen Anwalts führen. Daß das Publikum gegen derartige Auswüchse, wo sie einmal vorkommen, auch heute nicht schutzlos ist, übersieht der Verfasser; auch heute kann die durch Vertrag festgesetzte Vergütung im Prozeßwege bis auf den gesetzlich bestimmten Betrag herabgesetzt werden, sofern der Rechtsanwalt durch den Vertragsschluß die Grenze der Mäßigung überschritten hat. Auch ist dem Verfasser entgangen, daß die von ihm geschmähten Disziplinargerichte oft genug Strafen wegen Vereinbarung zu hoher Gebühren verhängt haben. Auch hier hat der Verfasser Einzelerscheinungen in durchaus unzulässiger Weise verallgemeinert.

In einem Punkte allerdings hat der Verfasser recht; auch der gewissenhafte Anwalt wird das Maß seiner Sorgfalt nach der Größe der Interessen einstellen, die in dem von ihm geführten Rechtsstreite auf dem Spiele stehen. Es kommt aber dabei nicht auf den bloßen Geldwert des im Streite befangenen Objekts an; dieselbe Summe, die unter reichen Leuten keine wesentliche Rolle

spielt, kann hinreichen, den Mann aus dem Mittelstande zu ruinieren. Führt ein Anwalt zwei Prozesse, in denen beiden es sich um gleich hohe Summen handelt, so wird niemand es ihm verargen können, wenn er dem Prozesse, bei dem die Existenz seines Vollmachtgebers gefährdet ist, eine erhöhte Sorgfalt zuwendet. Und ebensowenig wird man dem Anwalt zürnen können, wenn er nur widerwillig eine Sache vertritt, in der sein Vollmachtgeber sein angebliches Recht aus Rechthaberei, um des Prinzips willen, wie das rechtsuchende Publikum sich auszudrücken beliebt, in bogen- und bogenlangen Ausführungen, mit den gehässigsten Vorwürfen der Verdrehung gegen die Gegenpartei, des Meineids gegen die Zeugen, der Unfähigkeit und Befangenheit gegen den Richter zu vertreten sucht, obschon es sich für ihn nur um den Schatten des Esels, um eine Lappalie handelt. Für Herrn v. Pflugk-Harttung allerdings ist dieses Gefühl des Widerwillens lediglich ein Beweis von innerer Schwächlichkeit; „man sollte ihn wieder gewinnen, den edlen Zorn ums Recht: das Recht des Rechts und nicht des Nutzens wegen." Ich könnte ihn um dieses Zornes willen beneiden; denn der edle Zorn gehört zum ernsten Manne, nur muß er des Gegenstandes wert sein. Wenn aber der „Zorn ums Recht" über die Frage entbrennt, ob der Hauswirt die vermieteten Räume auf 14° oder 15° erwärmen muß, ob als Preis für ein Paar Stiefel 15 ℳ oder 20 ℳ angemessen sind, ob der Müller den Schulze bei einem Streite über die Unarten der Kinder mit dem Ausdruck „Esel" tituliert hat, dann macht der Zornige leicht weniger den Eindruck des charaktervollen Mannes als den des lächerlichen Rechthabers, obschon in allen Fällen unzweifelhaft der Streit darüber entbrannt ist, auf wessen Seite das Recht steht.

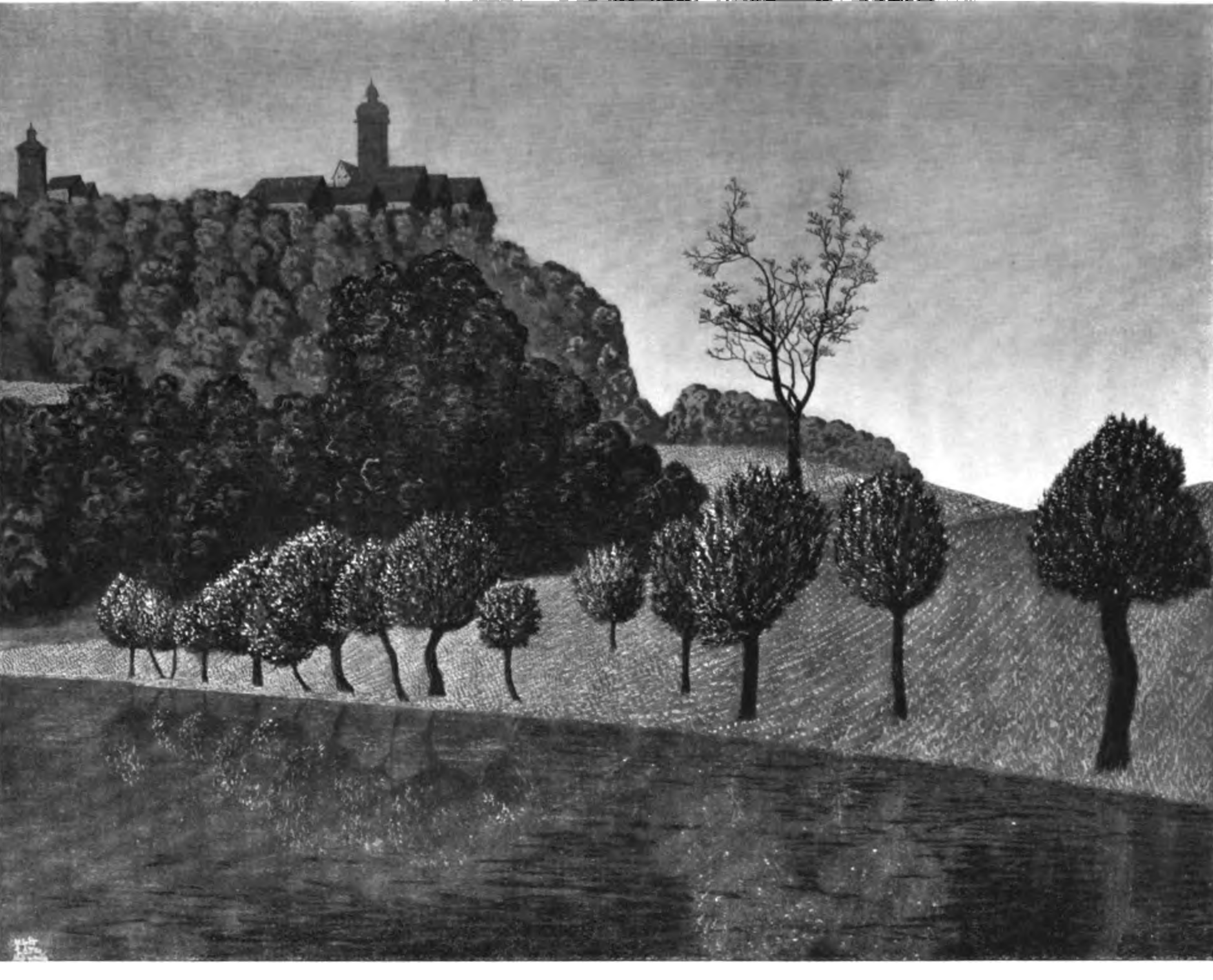
Ernsthaft gesprochen: hier sind wir an die Linie gelangt, die den gewissenhaften Anwalt unüberbrückbar von denjenigen scheidet, die im „Zorn ums Recht" kämpfen. Diese „Zornigen im Geiste" werden durch ihren Zorn geblendet; der Zorn ist ein schlechter Berater, der Zorn ist ein schlechter Urteiler. Nicht der Germane, sondern derjenige, der immer nur die *eine* Seite der Sache sieht, „empfindet menschlich unmittelbar", d. h. empfindet das, was ihn menschlich unmittelbar berührt, unter Zurückweisung alles dessen, was nicht in diesen Kreis hineinfällt, unter Hintansetzung all dessen, was den Gegner angeht und nur diesen *unmittelbar* betrifft. Nur der hoffnungslos Einseitige sieht in dem Vorbringen der Gegenpartei, das mit der eigenen Erinnerung nicht im Einklang steht, stets Lügen und Entstellungen, glaubt unbeirrt und unbelehrbar, daß das klare, unzweideutige Recht nur auf seiner Seite sein, und daß es ihm nur durch unlautere Machenschaften verkümmert werden könne. Wer näher zusieht, der merkt gar bald, wie falsch das ist. Ob man nach Gesetzesparagraphen, ob nach dem „gesunden Menschenverstand" urteilt, fast jeder Tatbestand, der den Gegenstand eines Rechtsstreits bildet, setzt sich aus einer mehr oder minder großen Zahl von Tatumständen zusammen, die einer verschiedenen Beurteilung fähig sind, je nach dem Standpunkt, von dem aus sie angesehen werden. Wenn es wirklich so wäre, wie jene „Zornigen" es glauben machen wollen, daß in jedem Rechtsstreite die eine Partei das sonnenklare Recht auf ihrer Seite hat, während auf der anderen nur Lüge und Entstellung, bestenfalls vielleicht verblendete Beschränktheit herrscht, ich glaube,

kein einigermaßen anständiger oder feinfühlender Mensch würde imstande sein, längere Zeit Anwalt zu bleiben; der Ekel würde ihn binnen kurzem aus diesem Sumpfe heraustreiben, der Ekel über die Gegenpartei, sofern er der guten, der Ekel über sich selbst, sofern er der schlechten Sache dient.

Die „Zornigen" haben niemals das rechte Bewußtsein von der Schwierigkeit des Rechtfindens. Ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit unserer Erkenntnisquellen, wo finden wir die absolute Norm für das, was Recht ist? Die „Zornigen" sagen: „in der menschlich unmittelbaren Empfindung", im „gesunden Menschenverstand". Aber wird dann so ein Zorniger gefragt: „Wer hat denn den gesunden Menschenverstand?", so gibt der zur Antwort: „Natürlich ich!" Das ist einfach, schwieriger gestaltet sich aber der Fall, wenn zwei „Zornige" einander gegenüberstehen; denn dann sind zwei gesunde Menschenverstände vorhanden, und das erschwert die Entscheidung doch schon recht beträchtlich. Wenn dem A. ohne jedes Verschulden das Pferd durchgeht, das seinen Arbeitswagen zieht, wenn das Pferd den B. dann umwirft und ihn auf ein langdauerndes, schmerzenreiches Krankenlager wirft, wer soll den Schaden tragen? Der Menschenverstand schweigt, wenn er gesund ist; denn für jede mögliche Entscheidung sprechen gleich gute Gründe; der Staat aber greift ein und entscheidet den Fall durch das Gesetz, das er gibt, durch den Paragraphen, dessen Vorhandensein dann den gesunden Menschenverstand des im Prozeß Unterliegenden verletzt.

Und weil dem so ist und immer so bleiben wird, mag die Gerichtsverfassung und die Prozeßordnung sein wie sie wolle, darum sehen wir Juristen das „juristische Denken" als eine Notwendigkeit an, darum hat der Gesetzgeber die blinden Eiferer aus dem Gerichtssaale gedrängt und an ihrer Stelle den Anwalt gesetzt, der in Wahrnehmung der Rechte seiner Partei, doch leidenschaftslos und ohne eigenes Interesse am Ausgange des Streites dem Richter den Standpunkt seines Vollmachtgebers darlegen soll. Nicht die Bequemlichkeit des Richters, nicht der Wunsch, einer Anzahl von Menschen ein Privilegium bei Gericht zu geben, hat den Anwaltszwang geschaffen, sondern die Überzeugung, daß das Recht besser und leichter gefunden wird, wenn der Zank und der Hader der Parteien nicht mit all seinen oft widerwärtigen Einzelheiten vor den Richter gebracht wird. Der Anwalt, der nach dem Wunsche des Herrn von Pflugk-Harttung die Vertretung führen, der nur die juristische Ausprägung des Klienten bilden würde, würde die Pflichten, die ihm obliegen, schlecht erfüllen; auch der prozeßführende Anwalt ist in erster Reihe Anwalt des Rechts und nicht Anwalt des Herrn Müller oder Schulze.

So stellen wir Anwälte das Ideal unseres Berufes auf, ohne Pharisäer genug zu sein, um zu behaupten, daß wir in jedem Falle das Ideal erreichen. Und darum wahren wir uns die Objektivität, auch den Standpunkt des Gegners zu begreifen — ohne dies würden wir schlechte Berater des eigenen Mandanten sein—, darum raten wir zum Vergleiche, wo wir die Zweifelhaftigkeit der Entscheidung begreifen, wo wir sehen, daß die Aufregungen und Mühen, die die Partei hat, nicht im richtigen Verhältnis stehen zu dem Erfolge, den sie haben kann, wo uns klar wird, daß der Kampf ums Recht nur geführt werden kann unter Gefährdung noch höherer Güter, wie etwa der wirtschaftlichen Existenz der ganzen



Burg Ranis — Alfred Lüdke

(Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin)

Familie. Es ist wahrlich keine angenehme Aufgabe, dem Mandanten, der dem Vergleiche in der vollen Überzeugung von seinem Rechte widerstrebt, zum Nachgeben zuzureden; der Anwalt, dem das Verdienen über alles geht, läßt es lieber ganz; denn meist verliert man mit dem Vergleich auch den Klienten.

Ich weiß, daß diese Darlegungen den Verfasser des Artikels, den ich bekämpfe, nicht überzeugen werden; es ist, als wenn wir in verschiedenen Sprachen redeten. Aber ich weiß auch, daß Männer wie er nur eine verschwindende Minderheit bilden; wohin seine Gedankengänge führen, das zeigt sein bedauernder Ausruf: „Längst hat man den Sinn verloren, welch traurigen Eindruck es macht, wenn zwei Rechtsanwälte, die eben noch über die letzte Gesellschaft plauderten und lachten, sich plötzlich als Gegner bekämpfen." Zu dem Anwalte X. kommt A. und gibt ihm den Auftrag zur Klage gegen B., der ihm ein Darlehen verschulde; B. geht zu dem X. eng befreundeten Rechtsanwalt Y. und behauptet, das Darlehen solle nach der getroffenen Vereinbarung erst nach einem Jahr zurückgezahlt werden; es kommt zur Verhandlung; wenn X. und Y. vor Gericht sich persönlich als Feinde betrachteten, sie würden sich mit Recht dem Vorwurfe entweder der Heuchelei oder der Lächerlichkeit aussetzen. Zu derartigen unmöglichen Folgen führt die Anschauung, die Herrn v. Pflugk-Harttung zu seiner Ansicht über uns Anwälte veranlaßt.

Es ist mir schwer gefallen, mich mit meinem Gegner ruhig und sachlich auseinanderzusetzen; denn er hat einem Stande die Ehre abgesprochen, dem viele von mir hochgeachtete Männer angehören, Männer, die in der Öffentlichkeit sich den Ruf eines makellosen Lebens erworben haben, Männer, die in ihrem Berufe, in der Wissenschaft, in dem öffentlichen Leben der Nation ein unangefochtenes Ansehen genießen, einem Stande, der, solange er seine Pflichten nicht so wie Herr v. Pflugk-Harttung auffaßt, sondern in dem Sinne, in dem das Gesetz sie aufgefaßt wissen will, Gutes wirken kann und wird, einem Stande, dem ich selbst mit Stolz angehöre. Aus dem Kreise meiner Standesgenossen ist der Wunsch laut geworden, man möge Herrn v. Pflugk-Harttung wegen Beleidigung verklagen; so wünschenswert es sein würde, vor einer unparteiischen Behörde und vor der breitesten Öffentlichkeit den Nachweis zu führen, wie unbegründet die erhobenen Vorwürfe sind, ich halte den Wunsch nicht für berechtigt; wer die Verhältnisse unseres deutschen Anwaltstandes auch nur annähernd kennt, weiß, was er von den erhobenen Anschuldigungen zu halten hat; den anderen aber ist doch nicht zu helfen.





Tolstoi †

Tolstoi, der greise Seher und Prophet, der seit Jahrzehnten das Gewissen Europas und der Menschheit verkörperte, ist nicht mehr. Das Herz, das bis zur letzten Lebensstunde für die Armen und Bedrückten schlug, steht still; der Mund, der noch kurz vor dem Ende von den Millionen sprach, um die sich niemand kümmere, ist auf ewig geschlossen . . .

Und wie ging Tolstoi dahin? Als heimatloser Flüchtling, fern dem ererbten Stammsitz, auf dem er ein langes, arbeitsreiches Leben hindurch gewirkt und geschaffen. Nicht gezwungen oder gedrängt, sondern auf eigenen Wunsch und Willen. Unerkannt und unberühmt, von niemandem betrauert und beweint, wie ein Bettler hinterm Zaun zu sterben — das war Tolstois aufrichtiger Wunsch. Als vor Jahren das Gespräch einst auf einen Bekannten kam, der sich von allem losgesagt und fern der Heimat verschwunden und untergegangen war, sagte Tolstoi: „Der Glückliche!" Tolstoi wußte, daß alles Große, alle echte Wohltat für andere durch eigene Qualen erkauft werden muß; und um uns dieses Große, den unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschen, wie durch sein Leben, so auch durch den Tod zu bestätigen, wählte er das Ende eines Bettlers. „Sterben so Bettler?" fragte er kurz vor seinem Ende die Lieblingstochter. „Nun muß ich doch in der Sünde sterben, von der ich mich befreien wollte."

Diese „Sünde" war keine andere, als die Tausende und Abertausende — man kann sagen: wir alle — jahraus, jahrein ohne Gewissensbisse begehen. Tolstois feines Gewissen empfand es als Sünde, zu essen, wenn andere hungern; sich warm zu kleiden, wenn andere frieren; auf dem Totenbette von drei Ärzten behandelt zu werden, während Millionen Kranker ohne ärztliche Hilfe bleiben! Tolstoi hat das alles nicht nur gelehrt und gepredigt, sondern durch sein Leben und durch seinen Tod bestätigt. Hätte Tolstoi sein Leben mit seiner Lehre *nicht* in Übereinstimmung gebracht, so hätten seine Worte und Erzählungen niemals die überzeugende Beweiskraft der Aufrichtigkeit gehabt. So aber lebte Tolstoi und starb als echter, gläubiger Christ.

Nicht als Kirchenchrist! Tolstois Glaubensbekenntnis wußte nichts von einem dreieinigen Gott, einer Jungfrau Maria, die einen Christus geboren — Tolstoi sagte: „Ich glaube an Gott, der mir der Geist, die Liebe, der Urquell aller Dinge ist. Ich glaube, daß er in mir ist, und daß ich in ihm bin. Ich glaube, daß das wahre Glück der Menschen in der Erfüllung von Gottes Willen besteht. Sein Wille aber ist, daß der Mensch seine Mitmenschen liebe und darum so handele, wie er behandelt werden möchte." Das war Tolstois Glaubensbekenntnis.

Tolstoi ist nicht deswegen groß, weil er Erzählungen und Romane geschrieben hat; das haben andere vor und neben ihm getan. Die Entwicklungsstufe des Künstlers hinter sich lassend, hat Tolstoi sich zum Prediger und Propheten hinaufgearbeitet. Prediger und Pro-

pheten nicht dessen, was ist, sondern was kommen wird. Und so erlebten wir zuletzt das Schauspiel, daß Tolstoi wie auf hohem Berge in Wolken gehüllt stand und Worte sprach, die so gar nichts Wunderbares an sich hatten. Wie der greise Evangelist Johannes sein „Kindlein, liebet einander!“ predigte Tolstoi zuletzt nur noch das Evangelium der Liebe. „Vermehrung der Liebe“ war das A und O seiner Lehre. „Liebe ist die einzige und vollständige Tätigkeit des wahren Lebens“, heißt es im „Sinn des Lebens“. Und: „Es darf nicht sein, daß es in einer Gesellschaft von Menschen, die ein Band umschlingt, den einen wohl ergeht, den anderen schlecht. Besonders aber darf es nicht sein, daß es der Mehrzahl schlecht geht.“

In den Dienst der Mehrzahl der Menschen, der kraftvollen, arbeitenden Mehrzahl, auf der die ganze Gesellschaft beruht, hatte Tolstoi seit Jahren seine Wirksamkeit gestellt. Arbeiter, Handwerker, Bauern, überhaupt die sogenannten kleinen Leute, die sich in Mühen und Sorgen um das tägliche Brot erschöpfen, waren in erster Linie sein Publikum.

Die tiefe Wirkung, die Tolstoi auf alle unbefangenen Menschen ausübte, beruhte hauptsächlich auf seiner Aufrichtigkeit. Tolstois Schreibweise durchläuft alle Skalen der Aufrichtigkeit: von der Naivität des Kindes, bis zur Brutalität des Revolutionärs, der seine Gegner mit Keulenschlägen zu Boden schmettert. Tolstoi war zuweilen recht einseitig, subjektiv, tendenziös, dabei bohrend scharfsinnig, den Dingen bis in die feinsten Adern nachgehend, sie tief ausschöpfend und ohne Scheu alle Konsequenzen ziehend. „Du sollst nicht lügen“, ist sein Leitsatz, „weder vor den Menschen noch vor dir selbst. Du sollst dich vor der Wahrheit nicht fürchten, wohin sie dich auch führen mag.“

Wohin Tolstoi dieser Grundsatz geführt hat, ist bekannt. Das Studium des Christentums ließ ihn aussprechen, daß die christliche Lehre im Laufe der Jahrtausende entstellt und verdorben sei; daß es eine Fabel sei, die die Evangelien in ihrer jetzigen Gestalt den Aposteln zuschreibt; daß Jesus nie selbst irgendein Buch geschrieben, nie seine Lehre Personen anvertraut, die des Lesens und Schreibens kundig waren, und daß man erst ein Jahrhundert später daran gegangen ist, das, was er gesagt und getan, aufzuschreiben. So sei es gekommen, daß vieles entstellt und mißdeutet wurde, daß neben der hohen christlichen Lehre eine ihr fremde, mißgestaltete hebräische Lehre entstand. Und Tolstoi machte sich daran, eine Reinigung der Lehre vorzunehmen und das sogenannte Urchristentum wiederherzustellen. Tolstoi sprach es aus, daß das Christentum „nicht nur kein Gemisch von Hohem und Niederem, nicht nur kein Aberglaube ist, sondern die allerstrengste und reinste ethische Lehre, über die hinaus der menschliche Verstand sich bis heute nicht erhoben hat“. Da Tolstoi aber den Satzungen der strenggläubigen russischen Kirche widersprach, von einer Welterschaffung nichts wissen wollte, Christus gar als großen Menschen erklärte, so stieß der heilige Synod in Rußland den Grafen Leo Tolstoi, der „in der Verblendung seines hoffärtigen Geistes sich frech erhoben gegen den Herrn“, aus der russischen Kirche aus, tat ihn in Acht und Bann und war bei seinem Begräbnis nicht zugegen.

Tolstoi hat einen weiten, beschwerlichen Lebensweg zurückgelegt. Ausgehend von sich und seiner unverrückbaren Überzeugung, wirft der gefeierte Schriftsteller in reifem Lebensalter plötzlich Ruhm, Ehre und alle Genüsse der Welt von sich, steigt (bei der Volkszählung in Moskau 1882) in die schmutzigen Quartiere der Allerärmsten und findet hier so unsägliches, grenzenloses Elend, daß ihn beinahe Verzweiflung überkommt, als er wahrnimmt, wie schwer hier zu helfen ist. Dann bringt er zunächst seine eigene Lebensweise mit seiner Überzeugung in Einklang und geht dann an die Untersuchung der Grundursachen alles Übels. Und Tolstoi findet, daß krasser Egoismus und rohe Gewalt auf allen Gebieten und im Leben des einzelnen vorherrschen; findet, daß trotz Abschaffung der Sklaverei gegenwärtig Millionen von Menschen in Zuständen leben, die weit schlimmer sind als Sklaverei, und deckt dann rückhaltlos die Ursachen dieser Zustände auf. Hierauf fragt er, wie es möglich sei, daß all die Millionen arbeitender, kräftiger Menschen sich von einem Häuflein Müßiggänger knechten lassen. Der Grund ist nach Tolstois Meinung der, daß wenige die Macht in Händen haben, und daß die Vielen ihnen

dienen. Der Staat hat seine Beamten, das Militär, Steuern ... Sich dagegen auflehnen, ist genau so zwecklos wie alle Streiks und Aufstände. Man muß das Übel beseitigen, indem man Gottes Gebot befolgt. Man muß zunächst wieder Mensch werden, muß die Schminke falscher Kultur und falscher Bildung ablegen, anspruchslos und bedürfnislos werden, zur Natur und zu einem naturgemäßen Leben zurückkehren, aus den städtischen Fabriken wieder aufs Land ziehen, an dem Kampf der Natur teilnehmen und nützliche Arbeit verrichten.

Handelt man so, dann wird einem ganz von selbst der wahre Sinn des Lebens klar, der darin besteht, daß man sich zur höchsten Vollkommenheit in der Liebe zu anderen entwickelt und dadurch die Einigkeit zwischen allen Menschen begründen hilft. —

Das etwa ist der Gedankengang Tolstois. Tolstoi selbst ist nun tot. Sein Tod bedeutet den Hingang eines der wenigen Großen, von denen noch die Welt etwas wußte. Eine Welt trauert um diesen Mann. Eine Welt freut sich aber auch, daß Tolstois Leben und Gedanken nun in der Gesamtheit aufgehen und der Zeit zur Kritik vorgelegt werden. Was vor diesem Richter standhält, bleibt in alle Ewigkeit.

Adolf Heß

Aus der Tiefe

Das Wort des Disraeli von den „two nations“, in die die modernen Völker zerfielen, ist durch allzu häufigen Gebrauch reichlich abgegriffen worden. Dennoch ist es nicht einmal richtig. Die Kluft, die Volk von Volk trennt, ist gar nicht so weit. Wer viel im Auslande gereist ist oder Gelegenheit zu international zusammengesetztem Verkehr hat, wird immer wieder beobachtet haben, wie leicht im Grunde man den Fremden versteht. Wofern es sich nämlich um Angehörige der eigenen Schicht handelt. Da sind die Brücken zur Verständigung immer verhältnismäßig mühelos geschlagen. Gewiß: die einen nehmen die Hauptmahlzeit zu Mittag und die anderen gegen Abend ein; wir fechten Schläger, und anderswo lächelt man darüber. Und auch sonst gibt es — sogar in Kleidung und Barttracht — manche volksindividuellen Unterschiede. Nur daß sie nicht eben in die Tiefe gehen. Allerorten ist es am letzten Ende derselbe Boden westeuropäischer Kultur, auf dem wir ohne viele Schwierigkeiten uns zusammenfinden. Wobei die Kultur sich nicht nur auf die geistigen Dinge beschränkt, auf Schrifttum und Künste und die durch sie vorbereitete seelische Disposition, sondern in allerlei Gemeinsamkeiten auch das äußere Leben ergreift. Man könnte sogar von einer Tendenz (die alten Nationalökonomen würden gesagt haben: von einem Gesetz) zur Abschleifung und Ausgleichung der nationalen Verschiedenheiten sprechen. Inmitten aller nationalen Bestrebungen und ihrer unerfreulichen Entartung: des Nationalismus, bahnt sich — das ist gar nicht zu verkennen — durch Reisen, literarischen und gelehrten Austausch eine Entwicklung an, die die bürgerlichen Schichten der einzelnen Völker — und je höher und umfassender die Bildung ist, um so intensiver — einander nähert. Derweil nähern sich unter der Wucht der Wirtschaftsgesetze, die hüben und drüben die gleichen sind, auch die Massen; nur hoch und niedrig im selben Volk nähern sich nicht. Wir müssen bloß uns selber einmal beobachten. An wen denken wir, wenn wir vom „Volk“ reden? An die Menschen der eigenen Sphäre. An die Leute, die mit uns in der Hauptsache Bildung, Erziehung und Lebensverhältnisse teilen. Die sind für uns „die Nation“, und auf sie und ihre Art zu empfinden gestützt dekretieren wir mit souveräner Gebärde, was als nationale und patriotische Tugenden anzusehen seien. Von dem Leben des wimmelnden Haufs, seinem Denken und Fühlen, seiner Begeisterung und seinem Schmerz dämmert uns kaum eine Ahnung. Hier und da — ganz selten — stößt man bei Philanthropen und sozialreformerischen Eiferern auf romantisch verklärte, sentimentale Vorstellungen; bisweilen — keineswegs häufiger — auch auf nüchterne Bilder, die, obschon sie auf dem Wege der Konstruktion gewonnen

wurden, dennoch der Wirklichkeit nahekommen. Aber das bleiben Ausnahmen. Der Mehrheit gilt es als ausgemacht, daß da unten unterschiedslos Roheit und Finsternis herrschen. Und wieder anderen ist die Masse, die ein üppiges Wohlleben und allerlei unverdiente Wohltat mit schnödem Undank lohnt, einfach der „innere Feind".

In diese geheimnisvoll fremde Welt hat uns Deutsche zuerst Paul Göhre in seinem Buche „Drei Monate Fabrikarbeiter" einzuführen versucht. Als Göhre, der damals noch ein nationalökonomischer Fortbildung beflissener Pfarramtskandidat war, vor siebzehn oder achtzehn Jahren ein paar Kapitel aus der eben abgeschlossenen Schrift im Berliner staatswissenschaftlichen Seminar vorlas, meinte Schmoller, in dem, wie in uns allen, der Vortrag starke Wirkungen ausgelöst hatte: vivant sequentes! Aber die Nachfolge ist spärlich geblieben. Allein die Schrift des preußischen Regierungsrats Kolb, der auf einer Studienfahrt durch die Union mit nicht alltäglicher Selbstverleugnung ein paar Monate das Leben der ungelernten nordamerikanischen Arbeiter gelebt hatte, wäre um ihrer psychologisch ungemein wertvollen Beobachtungen dem Werk von Göhre gleichzusetzen. Indes hatten diese Bücher, die von den eigenen Volksgenossen erzählten wie von Entdeckungsreisen nach fremden Ländern, den Nachteil, daß wir die uns neue Welt nicht direkt, nur immer durch die Brille des Schilderers zu sehen bekamen, der, je wärmer ihm selber dabei ums Herz wurde, um so mehr die eigenen Reflexionen hineinflocht und schon deshalb, so sehr er sich darum mühen mochte, von dem Empfindungsleben der Massen kein ganz objektives, unretuschiertes Bild geben konnte. So wirkte es wie eine Offenbarung, als derselbe Göhre vor sieben Jahren die Denkwürdigkeiten und Erinnerungen des Arbeiters Karl Fischer veröffentlichte, denen er dann bald die Lebensgeschichte eines anderen Fabrikarbeiters folgen ließ. Damit war eine neue Literaturgattung entdeckt. Seither haben Naumann („Arbeiterschicksale" von F. L. Fischer, Buchverlag der „Hilfe"), Bebel („Jugendgeschichte einer Arbeiterin", Verlag von Ernst Reinhardt in München), auch Göhre wieder („Wenzel Holek, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters", verlegt bei Eugen Diederichs in Jena) solche Publikationen patronisiert. Und ein jüngerer Schriftsteller hat sich mit einer Art Fragebogen an die Arbeiter gewandt und durch Briefe und Gegenbriefe Bekenntnisse aus ihnen herauszuholen gesucht (Adolf Levenstein, Aus der Tiefe. Morgenverlag, Berlin). Neuerdings hat es sogar einen ostpreußischen Pfarrer gereizt, eine Arbeiterfrau, wie er's selber nennt, zu „interviewen" (Moszeik, Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau. Verlag von C. Runge, Großlichterfelde). Wobei aber, da dieser Pfarrer nicht zu fragen verstand, sich auch nicht das rechte Objekt erkor und zu ihm sich verhielt wie etwa — man verzeihe mir die Trope — Wagner zum Faust, nur ein närrisches Buch herausgekommen ist. Denn schließlich hat nicht jeder Arbeiter und jede Arbeiterin uns etwas zu sagen. In diesen Stücken gleichen die aus der Tiefe den Mittelschichten wie den auf der Höhe Wandelnden.

* * *

Nicht in ihnen allein. Eines nämlich lernen wir aus diesen Bänden, von denen Göhre mit Recht meint, daß sie unersetzliches Material für die Volkskunde unserer Zeit böten: die Menschenart bleibt immer sich gleich. Die Indifferenten, die gleichmütig und gedankenlos Dahintrottenden, die Furchtsamen, die nur für ihre Atzung zittern, sind auch da unten in der Mehrheit. Die meisten leben und empfinden, was heutzutage übrigens vielfach auch schon von der Mittelschicht gilt, nur als Masse. Aber aus der Masse lösen sich da und dort doch auch ein paar Individualitäten und mitunter überraschend starke Intelligenzen. Zum Beispiel dieser Holek, der nach knapp dreijährigem, zudem wiederholt unterbrochenem Besuch einer tschechisch-katholischen Volksschule als Vierziger ein deutsches Buch von 329 Seiten schreibt, das sich liest wie ein spannender autobiographischer Roman. Dabei ist in ihm — ebenso wie in der Lebensbeschreibung des früheren Bergmanns F. L. Fischer — natürlich keine Spur von künstlerischer Komposition oder kunstgerechter Steigerung. Bei den ersten leis aus Dämmerschleiern emportauchenden Kindheitserinnerungen setzen sie ein und hören bei der Gegenwart auf, die ihre

Lebenswanderung noch nicht auf gesicherter Höh', noch keinen Ausblick auf ein in friedlichen Abendschatten gelagertes Tal zeigt. Und nur von kleinen Durchschnittsschicksalen berichten sie. Vom Verlust der Arbeitsgelegenheit und vom Suchen und Finden neuer; von dem mühevollen Auf und Ab einer ewig ungesicherten Existenz; von spärlichen Freuden und täglicher Qual. Trotzdem legt man die Bücher nicht vor der letzten Seite aus der Hand; stößt sich auch nicht an die Hilflosigkeiten und die Naivität der Erzählenden. Um so häufiger überrascht man sich bei Empfindungen ehrlichen Respekts vor der geistigen Leistung dieser schlichten Leute, die spät abends nach ermattendem Tagwerk die Feder in die von harter Arbeit schwer und ungelenk gewordene Hand nehmen, um sich von ihrem Werden und Wachsen Rechenschaft zu geben und die dornigen und struppigen Wege ihrer krausen Lebenspilgerfahrt noch einmal nachzugehen. Dabei stößt einem immer wieder das erstaunliche Gedächtnis dieser Menschen auf. Es mag wohl sein, daß bei ihnen, die weniger lernen und also auch weniger zu vergessen haben, die Eindrücke länger haften, die Farben durch Jahrzehnte noch frisch bleiben. Da werden aus den Tagen erster zarter Kindheit allerlei kleine Erlebnisse berichtet; die Väter und Mütter werden lebendig; wir hören die Gespräche, die sie bei dem einen oder andern uns unbeträchtlich scheinenden Anlaß geführt; lassen umständlich die Gefühle uns schildern, die da und dort sie beseelt haben. Wer von uns, die wir doch Literaten von Beruf sind, vermöchte das wohl; wem strömte der Fluß der Erinnerung noch so ungehemmt und ungezwungen dahin! Freilich: nicht immer sind die Erinnerungen liebenswürdig. Wie wir denn überhaupt bei den Streifzügen durch diese neue Bekenntnisliteratur mancherlei unliebenswürdigen Erscheinungen begegnen. Verbildeten und Verstiegenen, die sich im Hochmut ihres jungen Halbwissens blähen und das kaum Verstandene, nie Verdaute mit unendlicher Gespreiztheit — jedes dritte Wort ein schiefes Zitat oder ein entstelltes, falsch angewendetes Fremdwort — wieder von sich geben. Widerwärtigen Burschen, die in übelem Verismus die letzten Hüllen von ihrem und der Ihren Schicksal reißen und in ekeler Koketterie in die Welt hinausbrüllen, was selbst der unschuldig Getroffene gern ihr zu bergen sich müht. Lauten Schreiern und stillen Duldern; impotenten Prahlhänsen, die sich Genies dünken, die ein erbarmungsloses Geschick zermalmte, weil ihnen nach fremden Mustern einmal ein leidlicher Vers gelang, und innerlichen Naturen, die, obschon auch sie nie ein eigentliches Verhältnis zu der Handarbeit gewannen, die sie nährt, dennoch schlicht und unbefangen deren Reize rühmen, weil sie dem Spiel ihrer Gedanken Zeit und Raum gewährt. Allerdings gilt das nicht von allen Arbeiten. Viele packen, wenngleich sie mechanisch sind und in der Arbeiterhand nur die Hilfsmaschine sehen, den ganzen Menschen und schütteln ihn tagaus, tagein so, daß ihm zum Sinnieren alle Lust vergeht. Die Mehrheit der Indifferenten trägt auch das wohl in dumpfer Gleichmut. Um so intensiver leiden die anderen. Diese anderen, die oft ein ganz seltsamer Heißhunger nach Bildung — richtiger vielleicht: eine eigentümliche Wissensneugier — beseelt. Die Art liest in jeder Frei- und Feierstunde. Anfangs wahllos, was ihnen just in die Hände fällt; wie der richtig Ausgehungerte ja auch alles herunterschlingt, was sich ihm beut. Später doch schon mit sichtlicher Auswahl; nur daß die auf einen bestimmten Kreis von Schriften beschränkt bleibt. Haeckels „Welträtsel" und „Natürliche Schöpfungsgeschichte", Darwin, auch des unerträglichen Ludwig Büchner „Kraft und Stoff", nach dem wir als Schüler mit gierigen Händen langten, und das heute in der bürgerlichen Welt mit Recht vergessen ist. Dann auch Zola, Tolstoi, Gorki und von den Deutschen Heine, Kinkel, Freiligrath. Daneben sozialdemokratische Geschichtsklitterungen wie (er hat Besseres gekonnt) des zu früh verstorbenen, talentvollen Rosenow „Französische Revolution" und „Wider die Pfaffenherrschaft" und Bernsteins sehr viel ernsthaftere, auch für den Nichtsozialdemokraten lesenswerte „Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung". Also, wie man sieht, eine Lektüre, bei deren Auswahl das Stoffgebiet maßgebend bleibt; Anklage- und Oppositionsliteratur in Poesie und Wissenschaften (oder dem, was von den unsicher Tastenden schon für Wissenschaft gehalten wird). Aber wenn man

diese Lebensbeschreibungen und Arbeiterbriefe liest, wundert man sich kaum mehr über solche Auswahl. Es sind ja nicht durchweg Sozialdemokraten, die hier zu uns sprechen: der Naumannschützling F. L. Fischer z. B. ist es nicht, und auch zu Levensteins Briefstellern gehört der eine oder andere, den Parteipolitik und Arbeiterbewegung noch nicht streiften. Aber es sind im Durchschnitt doch wohl die feineren, reizsameren Naturen, die zuerst aus animalischen Dämmerzuständen zu einem Leben mit Bewußtsein Erwachten. Und da vielen von ihnen — nicht allen — mit durch unsere Schuld der beseligende Jenseitsglaube verloren gegangen ist, der in früheren Zeitläuften auch der gedrückten und gequälten Kreatur es bis zu einem gewissen Grade leicht machte, mit der Daseinsnot sich auszusöhnen, haben sie Mühe, in dieser entgötterten Welt sich zurechtzufinden. So ist es ihnen ein Trost, schwarz auf weiß durch das Respekt heischende gedruckte Wort bestätigt zu sehen, daß die Zustände, unter denen sie leiden, ungerecht zum Teil und zum anderen verbesserungsbedürftig und verbesserungsfähig seien. Denn sie leiden wirklich unter ihnen. Leiden unter der Länge der Arbeitszeit, unter der Roheit der Arbeitskameraden, auch schon — wenngleich nach Temperament und Anlage verschieden — unter der Monotonie der mechanischen Arbeit, die jede eigene Initiative ausschließt und zumal bei der Anfertigung billiger Massenartikel manchen, der gern ein persönliches Verhältnis zu seiner Arbeit gewönne, in leise Verzweiflung hineintreibt. Anders als in den Konstruktionen der sozialistischen Klassiker und ihrer zumeist trostlos kleinen Kommentatoren und Apologeten präsentieren sich uns hier die Schattenseiten des modernen Wirtschaftsbetriebes. Anders, weil ohne die tendenziöse Absichtlichkeit; aber in ihrer schlichten, ungewollten Einfalt um so unmittelbarer an die Herzen greifend. Wir leben die Unsicherheit der Lage mit, die den Arbeiter — häufig genug auch den gelernten — von Beruf zu Beruf hetzt, von Wohnort zu Wohnort und ihn selten bodenständig werden läßt. Wir sehen, wie, was uns nur einen Unglücksfall bedeutet, von dem kein Menschenleben verschont bleibt, ihm leicht zur alles vernichtenden Katastrophe wird, weil die Reserven fehlen, der bescheidene Rückhalt auch für schwere Tage. Was im Sommer gespart wird, geht im Winter wieder darauf, und oft reichen die sommerlichen Ersparnisse nicht einmal aus, alte Schulden zu decken. Dennoch — und das ist ein rührender und zugleich ein tröstlicher Zug — sind diese Arbeiter keine Nomaden geworden. Auch des modernen Industriearbeiters Sehnsucht bleibt ein eigen Hüsung. Jedes kleine Erbteil, ein paar hundert Mark, die Mann oder Frau gelegentlich zufallen, werden zu Grundstücksbau und Hauskauf verwandt, selbst wo das dem ökonomisch geschulten Verstande unwirtschaftlich erscheint und Hypothekenzinsen und Baulöhne den schlecht fundierten Haushalt nur noch mehr erschüttern. Aber sie wollen auf ihrem Eigenen siedeln; sie und die mit schier mathematischer Regelmäßigkeit von Jahr zu Jahr sich mehrende Kinderschar ...

* * *

Und dann kommt der Sozialismus in die enge, dürftige Welt, und wer in diesen Arbeiterschicksalen blättert, wird zu begreifen anfangen, warum die Leute sich ihm so blindlings ergeben und an ihm hängen mit klammernden Organen. Nicht daß sie deswegen die Sozialdemokratie überschätzten; manche urteilen über sie und die ihr Zugehörigen sogar mit erfreulicher Nüchternheit. Holek hat auf seinen Leidensstationen einmal einen Kramladen besessen und ein anderes Mal als Parteiangestellter ein Konsumgeschäft geleitet und in beiden Funktionen Gelegenheit gehabt, allerlei Erfahrungen mit den Genossen in der Praxis des kleinen Lebens zu sammeln. „Gerade durch meine Anstellung in diesem Konsumgeschäft“, bekennt er treuherzig, „kam ich zu der Überzeugung, daß noch viele Arbeiter trotz ihres Glaubens an den Sozialismus die alte niedrige Gesinnung von früher hatten und noch ganz dasselbe tun würden, was die bürgerliche Klasse tut, wenn sie nur die Macht besäßen. Und daß sie als Arbeitgeber in Gemeinheit, Brutalität und Rücksichtslosigkeit vielen kapitalistischen Arbeitgebern gleichen würden.“ Und an einer anderen Stelle klagt er über die inhaltslose Geschäftigkeit der sozialdemokratischen Konventikel, in denen häufig die meiste Zeit mit Kannegießereien und Gesalbader über das

Aussehen des Zukunftsstaates vergeudet würde. Es scheint also, daß auch in der sozialdemokratischen Welt — die ganz dummen Tröpfe natürlich abgerechnet — die Hurrastimmung und die kritiklose Begeisterung auf Versammlungen, Kongresse und Feste beschränkt blieben. Mehr als einem — dem Holek selber — wird die Sozialdemokratie auch geradezu zum Schicksal, das sie nirgends festen Fuß fassen läßt und sie von Stellung zu Stellung jagt. Aber die chiliastischen Elemente, die im Sozialismus stecken, packen diese Menschen. Die wirken auf sie mit der ganzen Kraft einer Offenbarung. Heute noch Not und Trübsal und wohl auch noch morgen und übermorgen und bis ans Ende der eigenen Tage. Aber einmal muß das Licht doch sieghaft durchbrechen, und das gelobte Land, das man in frommen Schauern nur erst ahnt, werden als ein glückselig Geschlecht Kinder oder Kindeskinder bewohnen. Der Sozialismus — die ungenannt gebliebene Verfasserin in dem von Bebel eingeleiteten Buch, hinter der, wie ich höre, die österreichische Arbeiterführerin Adelheid Popp sich birgt, sagt es ausdrücklich — ist ihnen zum „Glauben" geworden. An dem halten sie um so fester, je mehr sie von den anderen Bekenntnissen sich abwandten. Daneben verheißt die Sozialdemokratie ihrem kleinen alltäglichen Ehrgeiz Befriedigung. Sie hat so viele Ämter zu vergeben und verhilft dem Arbeiter zu Ansehen in seinem kleinen Kreise. Der lernt so als Kassenwart, Vorstandsmitglied, selbst als Flugblattverteiler erkennen, daß er nicht etwas unendlich Gleichgültiges, jede Stunde zu Ersetzendes in dem Räderwerk der modernen Wirtschaft ist; daß er auch als Person und Individuum etwas bedeute. Und kein Mensch kann auf die Dauer ohne gesellschaftliche Schätzung existieren. Gerade darum ist jede Arbeit gegen die Sozialdemokratie bislang am letzten Ende so erfolglos geblieben. Der Sozialismus wurzelt zu gut zwei Dritteilen im Gemüt, und was so das ganze unruhig pochende Herz erfüllt, ist durch politische Belehrung in Leitartikeln, Agitationsreden und Wahlaufrufen nicht auszutreiben.

* * *

Wie es bessern? Es mag trivial klingen, in einem Augenblick, wo Bürgertum und Arbeiterschaft — gewiß nicht ohne deren schwere Schuld — einander so feindselig gegenüberstehen wie schon seit langer Frist nicht mehr, und die deutsche Erde wieder einmal von dem Geschrei der Umsturzbekämpfer und Thronwächter erbebt, das alte kathedersozialistische Rezept von neuem anzumelden. Im Kern haben diese Männer, wenn sie auch da und dort von allzu sentimentalen Gedankenreihen sich leiten ließen, doch recht gehabt. Man mag es soziale Reform, mag's Arbeit an uns und den auf der gesellschaftlichen Stufenleiter unter uns Stehenden heißen: aber nur so, nicht durch Feuer und Schwert werden wir die two nations zueinander zu führen vermögen. Wir dürfen nicht ablassen, nach Milderungen zu suchen für die mitleidslose Härte des modernen Wirtschaftsbetriebes und sollen ernstlich uns mühen, das Kulturniveau der Leute, die in Fabrik und Werkstatt unsere Zivilisation tragen, zu erhöhen. Im Grunde steckt in diesem Emanzipationskampf des vierten Standes, wennschon hinter vielfach verwilderten und abstoßenden Formen, doch eine große und heilige Sache. Zugleich eine, die im eminenten Sinne national ist. Denn kein Volk kann auf die Dauer in innerer Gesittung und in der Geltung nach außen seinen Rang behaupten, in dem die führenden Schichten in Denken, Fühlen und Glauben nichts mehr gemein haben mit denen aus der Tiefe...

Dr. Richard Bahr

Die Rede eines deutschen Studenten

Selten verdienen Festreden — und nicht zuletzt akademische — den Tag zu überleben. Um des schönen Geistes willen, der sich darin spiegelt, und als ein erfreuliches Zeugnis, daß echter deutscher Idealismus auch heute noch in deutscher Jugend glüht, sei hier ein Stück der Festrede aufgehoben, die cand. phil. Deiters vom Verein Deutscher Studenten auf dem Festkommers zur Jahrhundertfeier der Berliner Alma mater gehalten hat:

„Unsere Universität entstand in einer Zeit des Kampfes. Gesunkene Nachfolger größerer Generationen wären wir, wenn es nicht auch uns danach verlangte, tief ergriffene Ideen kämpfend zu verwirklichen! Jene Heroenzeit errichtete aber auch die weithin ragenden Ziele, denen wir nachstreben wollen. Das deutsche Volk errang sich damals das Bewußtsein seiner Sonderart auf dröhnenden Schlachtfeldern, aber auch in der Einsamkeit des Sinnens und Forschens. Sie reckten sich heute vor uns auf, die gewaltigen Männer, denen wir die Gestaltung der nationalen Idee, die tiefere Erkenntnis von deutscher Geschichte und deutschem Wesen danken. Fichte, die Brüder Grimm, Ranke, Treitschke. Von ihnen und von den Männern, die ihr Werk unter uns fortsetzen, wollen wir lernen, was deutsch sei. Aber wie einst unsere Kommilitonen hinausgezogen, mit der Waffe zu vertreten, was sie in den Hörsälen geistig ergriffen hatten, so wollen auch wir an unserem Teil mitwirken, Deutschland nach unseren Idealen zu gestalten.

Von weltbürgerlichen Ideen waren jene Männer erfüllt, bei denen damals die harte Not der Zeit anpochte. Nun schien ihnen ihr Volk bestimmt, zu vollenden, was sie für die Menschheit erstrebt hatten. Das unbedingte Gebot der Pflicht, das Kant für jeden Menschen entdeckt hatte, stählte im Kampfe für die nationale Sonderart. So erlebte und lehrte Fichte. Dem menschlich freien Geist der Antike schuf Wilhelm v. Humboldt eine gesicherte Stätte des Wirkens. Männer von solcher Weite des Geistes, wie Schleiermacher und nachher Hegel, standen auf den Kathedern Berlins. Und wie eine harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten das Ideal der Größten war, so sollten auch die verschiedenen Gebiete der Forschung in lebendiger Wechselwirkung einander durchdringen. Heilig sei uns dies Vermächtnis: Unsere Universität möge bleiben, was sie von Anbeginn war: Eine Gesamtheit aller Wissenschaften! Mit wuchtigen Worten bekämpften Schiller und Fichte das dürre Brotstudium. Diesen Haß wollen wir uns zu eigen machen! Das bürgerliche Getriebe mit seinen kurzatmigen Zwecken soll uns nicht überwältigen! Was wir tun, das sei ein Ausdruck unserer freien und gesammelten Persönlichkeit! So wollen wir unserem Volke das Erbe jener Zeit, den Geist universaler und freier Menschlichkeit bewahren, damit es durch alle Wandlungen der Geschichte zu immer neuen Höhen emporsteige!

Für uns Berliner Studenten läge es nahe, wenn wir die Entfaltung äußerer Macht und äußeren Glanzes für das letzte Ziel des nationalen Strebens ansehen. Anders lehrt es die Zeit vor 100 Jahren, die doch das Fundament zu dem spät vollendeten Bau des Deutschen Reiches legte. Jene Männer lebten in der Wahrheit des sinnschweren Wortes: Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Kommilitonen, alle Errungenschaften der Technik, alle Fortschritte der Zivilisation, sie sind kein unverlierbarer Besitz, die Welt kann ihr Antlitz von heute auf morgen ändern, wie sie es damals tat. Ewig unzerstörbar, ganz unser Eigen ist nur, was wir in treuer Arbeit an inneren Gütern erwerben. Vermehren sollen wir dereinst den heiligsten Besitz unseres Volkes: das tief und breit ergründete Bewußtsein seiner Sonderart, die selbstlose Reinheit der Gesinnung, die ungebrochene Kraft des Entschlusses! Im Gedanken an diese Aufgaben wollen wir uns innig mit dem Geiste unserer Universität durchdringen! ... Nicht von Brot allein will unser Volk leben, es hungert nach einem höheren Leben im Geiste ..."

Auch das verdient bemerkt zu werden, daß dies Bekenntnis, das so frei von feilem Strebertum und „nationalem" Phrasengeklingel, öfter von Bravorufen und gerade auch der anwesenden Professoren unterbrochen, schließlich mit stürmischem Beifall und lange andauerndem Händeklatschen quittiert wurde. Es muß doch Frühling werden! Gr.



Des Kaisers Forschungsinstitute

Als der bedeutungsvollste Augenblick der glänzenden Hundertjahrfeier, auf die Berlins Universität jetzt zurückschauen kann, wird in Gelehrtenkreisen und in allen den Kreisen, die wissenschaftliche Interessen pflegen, wohl der angesehen, in dem der Kaiser und König Mitteilung machte von der Stiftung, aus der Forschungsinstitute gegründet werden sollen. Die Bereitstellung einer so großen Geldsumme (9—10 Millionen) aus privaten Mitteln zur Förderung rein wissenschaftlicher Zwecke ist für Deutschland etwas Neues, es ist ein Stück Amerikanismus; so sehr wir die in Deutschland einreißende amerikanische Geldjagd ablehnen, so sehr können wir wünschen, daß der Zug im deutschen Leben sich verstärken möge, der das Verpflichtende des großen Besitzes betont. Möchte dieses Beispiel viele Nachfolger finden! Es wird Nachfolger finden, denn wer es weiß, wie leicht es dem Kaiser wird, kraft seines persönlichen Einflusses bei den Großkapitalisten Summen für öffentliche Zwecke locker zu machen, kann nicht glauben, daß es bei dieser Zehnmillionenstiftung sein Bewenden haben wird. Und die deutsche Wissenschaft in ihrer Gesamtheit wird dem Kaiser dafür zu danken haben. Denn es steht wohl außer Frage, daß diese Forschungsinstitute nicht auf die Naturwissenschaften beschränkt bleiben, sondern daß der ganze Kreis der Wissenschaften an dem zu erwartenden Aufschwung teilnehmen wird. Ob man die Institute in zwei große Gruppen, etwa in naturwissenschaftliche und in historisch-soziologische gliedert, oder wie man sonst verfährt, um allen Wissenschaften Förderung angedeihen zu lassen, — das sind curae posteriores.

Die Tatsache der Stiftung selbst bedeutet einen Schritt in unerforschtes Land, aber in ein Land, das nachgerade so dicht an unsere Grenzen gerückt ist, daß seine Erschließung nur noch eine Frage der Zeit war. Daß es Aufgaben in der Wissenschaft gibt, deren Lösung dem begrenzten Leben und der begrenzten Arbeitskraft des einzelnen Forschers nicht gelingt, war bekannt, und ihnen trug man auch schon bisher Rechnung, indem man von seiten der Akademien oder durch freie Vereinigung Organisationen schuf, in denen die Tätigkeit vieler das zustande bringen sollte, was der einzelne — zumal wenn er beruflich mit einem Teil seiner Kraft gefesselt war — nicht schaffen konnte. Die Neigung zu solchen Zusammenschlüssen ist in der Gegenwart sogar vielleicht manchmal größer, als es die Aufgaben erfordern und als es für das zu Erreichende nützlich ist. Denn auch die beste Organisation verbraucht als solche durch die organisatorische Arbeit und die Reibung zwischen den einzelnen Gliedern eine größere Energiemenge, als man glauben möchte. Und die doch nicht auszuschaltende Verschiedenheit der Individualitäten macht sich in den Resultaten oft in geradezu störender Weise geltend, in um so höherem Grade, je weniger der Leiter der Unternehmung den Mitarbeitern gegenüber Autorität ist. Auf geisteswissenschaftlichem Gebiete wenigstens hätte man hier und da selbst eine einseitige und unvollständige Behandlung des Stoffes gern in Kauf genommen, wenn er im Spiegel einer einzigen individuellen Auffassung dargestellt worden wäre. Beispiele für diese Behauptung wird nicht weit suchen, wer die durch Zusammenschluß vieler Autoren in den letzten Jahrzehnten entstandenen Sammelwerke kennt. Aber wie gesagt, die Neigung zum Zusammenschluß ist da, sie ist eine Kulturerscheinung der Gegenwart, überall wird die Massenorganisation erstrebt und durch sie gewirkt, in der wirtschaftlichen, sozialen, wie in der wissenschaftlichen und selbst in der künstlerischen Welt. Auf diese Erscheinung, die zur Nivellierung, zur Ausschaltung des Persönlichen führen muß, einmal wieder entschieden hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst, das sich kürzlich der Greifswalder Historiker Ernst Bernheim erworben hat („Internationale Wochenschrift“ vom 30. Juli 1910). Wenn also bei der Gründung der Forschungsinstitute die Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntnis nach bestimmten Richtungen durch die Zusammenarbeit vieler als Ziel in Aussicht genommen werden sollte, so mögen sich die Organisatoren dieses Bedenken vor Augen halten; dann werden sie den Mitgliedern der neuen Institute doch die

persönliche Freiheit der Forschung nach Neigung und Wesensrichtung der einzelnen gewähren und ihnen nicht mit der Mitgliedschaft die Pflicht des Zusammenarbeitens mit anderen nach vorher aufgestelltem Programm auferlegen.

Denn die freie Auswirkung der einzelnen wissenschaftlichen Persönlichkeit in jeder Weise zu fördern, das erscheint mir gerade als das Hauptverdienst, das sich die neuen Institute erwerben können. Hier war bisher eine Lücke. Der Universitätsprofessor als Vertreter der Wissenschaft κατ' ἐξοχήν hat zwei amtliche Aufgaben: einmal muß er die Fortschritte seiner Wissenschaft verfolgen und nachprüfen, und dann die Tatsachen und die Methoden seiner Wissenschaft lehren. Bei dem ungeheuren Umfang, den auf diesem Gebiete die Produktion angenommen hat, bei der Spezialisierung aller Gebiete sind diese Leistungen schon so bedeutend, daß bald die eine, bald die andere notgedrungen leiden muß. Ist der Hochschullehrer daneben noch selbst Forscher — und das ist doch die Regel —, so kann der Fall eintreten, daß die Forschung die amtlichen Tätigkeiten etwas in den Hintergrund drängt; oder der Professor sieht sich bald am Ende seiner Nervenkraft. Dazu kommt, daß viele Gelehrte ihrer Naturanlage nach mehr Lehrer, andere mehr Forscher sind; den letzteren ist das Lehren und die zugehörige Vorbereitung auf einem von ihren augenblicklichen Interessen vielleicht abseits gelegenen Gebiete eine Last, sie leben der Forschung und fühlen sich durch die Verpflichtungen ihres Lehrberufes an allen Ecken gehemmt. Für solche Leute — für die auch W. Ostwald in seinem Buche „Große Männer" (Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig) mit Recht warm eintritt — sind die neuen Institute die gegebenen Wirkungskreise. Dorthin beurlaube man auch zu einem geistigen Stahlbad in reiner Forschertätigkeit die vom Lehramt ermüdeten Professoren. Es wird ihnen dort ein Dasein gewährt, das sie frei von den Sorgen des Alltags und von täglichen Berufspflichten der Wissenschaft leben läßt. In den Persönlichkeiten muß natürlich die Gewähr dagegen liegen, daß diese Stellen zu Sinekuren werden; sonst mag man auf Maßstäbe denken, nach denen die zum „Abverdienen" des Gehalts erforderlichen Leistungen gemessen werden.

Was folgt daraus für das Verhältnis der Forschungsinstitute zu den Universitäten? Daß sie von ihnen ganz getrennt zu halten sind! Hier gilt es, klar zu unterscheiden, was die neuen Institute werden sollen, und was sie nicht werden dürfen, soll nicht ihr Zweck verfehlt werden. In der „Woche" vom 22. Oktober 1910 hat eine Autorität wie Karl Lamprecht zur vorliegenden Frage seine Stimme erhoben. Er gibt zu verstehen, daß die Forschungsinstitute einen von ihm in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Althoff zuerst erwogenen Gedanken verwirklichen. Das Leipziger „Institut für Kultur- und Universalgeschichte", seine Schöpfung, möchte Lamprecht als Musterbeispiel dafür betrachtet wissen, wie ein solches Forschungsinstitut für Geisteswissenschaften eingerichtet werden müsse. Er will es also in Verbindung mit der Universität halten, will, daß „ein kontinuierlicher Übergang aus den bestehenden Seminaren und Universitätsinstituten hinüberführt, der namentlich auch geeignet sein müßte, den Forschungsinstituten geeignete Kräfte aus dem studentischen Material der Seminarien und Universitätsinstitute zuzuführen." Wer den Tätigkeitsplan des Leipziger Instituts näher kennt — er ist z. B. abgedruckt im diesjährigen Bande von Steinhausens „Archiv für Kulturgeschichte", Seite 227—229 —, der weiß, daß es sich dort tatsächlich nur um Lehrkurse, teils für Anfänger, teils für Vorgeschrittene handelt, in denen nach Lamprechts Methode und in der von ihm gezeigten Richtung die verschiedenen zur „Kultur- und Universalgeschichte" gehörigen Disziplinen behandelt werden; der Stoff wird in Vorlesungen und Übungen mit den Mitgliedern durchgearbeitet, um diese methodisch und sachlich zu schulen. Es ist also kein Forschungsinstitut, sondern eine Lehranstalt, der nach bestimmtem Plane ausgebaute historische Zweig des Universitätsunterrichts. Kann das ein Vorbild für die neuen Forschungsinstitute sein? Nein, denn Lehranstalten sollten, so meine ich, die neuen, vom Kaiser ins Leben gerufenen Institute nicht oder doch nicht in erster Linie sein. — Die Universität ist der Platz, wo der angehende Forscher sich die Fachkenntnisse und die Methoden aneignet, die er dann in eigener Forschung



anzuwenden und nötigenfalls auszugestalten hat. Denn was bleibt der Universität, wenn sie nicht mehr Bildungsanstalt für künftige Mehrer der Wissenschaft sein darf, wenn die Schulung für die gelehrte Forschung in besondere Institute verlegt wird? Aus der Universität würde eine Fachschule für die künftigen Beamten, Geistlichen, Ärzte, Lehrer, eine Stätte, wo den Zöglingen die Menge Wissen beigebracht wird, die für ihre künftige Karriere nötig ist. Will einer mehr, ist er nicht — wie Schiller sagen würde — ein Brotgelehrter, sondern ein philosophischer Kopf, so muß er ein Forschungsinstitut aufsuchen; da es deren aber nur wenige geben dürfte, so muß er wohl oft verzichten. Welche Aussicht für die Universitätsprofessoren, die nicht an einem Forschungsinstitut zu lehren haben, denen also das beste Schülermaterial entzogen wird! Welche Aussicht für diejenigen Universitäten, mit denen kein Forschungsinstitut verbunden wird! Ihnen bliebe jahraus, jahrein die Aufgabe, die wissenschaftlich anspruchslose akademische Jugend zu unterrichten. Lamprecht meint nämlich, nur die Universitäten Berlin, Leipzig, München, Wien und Bonn solle man mit Forschungsinstituten versehen, wobei wohl für die eine Gruppe dieser, für die andere jener Wissenskomplex in den Instituten vertreten sein könnte. Diese Universitäten werden hierdurch freilich zu Universitäten erster Klasse ernannt, denen die anderen, wie erwähnt, als minderwertig gegenüberstehen würden. Die kleineren Universitäten waren schon bisher gegenüber den großen durch Mangel an Instituten, an Spezialprofessuren usw. im Nachteil; jetzt werden sie — immer vorausgesetzt, daß Lamprechts Plan durchgeführt wird — nichts mehr bedeuten als Berufsschulen, denn die hohe Wissenschaft erschließt sich nur noch den Studenten an den erstklassigen Universitäten in den Forschungsinstituten. An geistigem Hochmut würde es ja auch nicht fehlen bei den Besuchern der Institute gegenüber den Studenten einer nicht bevorzugten Universität. Und daß — nebenbei — die großen Hochschulen sich nach Maßgabe ihrer Forschungsinstitute in mehr naturwissenschaftlich gerichtete und mehr historisch usw. gerichtete Universitäten mit der Zeit umwandeln würden, ist ja wohl auch zu erwarten. Kurz — das alte Ideal, das heute noch an allen, auch den kleinsten Universitäten verwirklichte Ideal der Universitas literarum kommt bei dem Lamprechtschen Projekt nach allen Richtungen ins Wanken, es droht einem Treibhausspezialistentum zu weichen.

Deshalb sollten die maßgebenden Faktoren wohl bedenken, was sie aus den Forschungsinstituten machen wollen. Das einfachste wäre, das aus ihnen zu machen, was ihr Name schon sagt, Arbeitsstätten für bewährte Forscher, sei es dauernd, sei es zur Lösung gewisser Aufgaben auf bestimmte Zeit, aber gewiß nicht in erster Linie Lehranstalten. Natürlich könnte es den Mitgliedern freistehen, sich zur Ausführung minder wichtiger Teiluntersuchungen Assistenten, Famuli usw. aus der Zahl der fähigeren jüngeren Gelehrten zu wählen, die ihr Universitätsstudium bereits hinter sich haben; sie könnten auf diese Art nebenbei an der Ausbildung der künftigen Gelehrtengeneration mitwirken. Aber unter keinen Umständen sollte diese ausbildende Tätigkeit überwiegen.

Wir dürfen wohl hoffen, daß die entscheidenden Männer, vor allem der Kaiser selbst, eine Umwandlung des Gründungsplanes, wie wir sie hier in einigen Konsequenzen dargestellt haben, nicht zulassen werden. Daß die neuen Anstalten „unbeeinträchtigt durch Unterrichtszwecke ... lediglich der Forschung dienen“ sollen, hat der Kaiser selbst gesagt. Und wenn dieses Programm erhalten bleibt und man nicht von außen und oben in die Entwicklung eingreift, können wir das Vertrauen zu den Trägern der deutschen Wissenschaft haben, daß etwas Tüchtiges wird. Aber nur nichts überstürzen! — Wie man im einzelnen verfahren soll? Das Geheimnis hat Wilhelm von Humboldt schon vor hundert Jahren verraten: „Man beruft eben tüchtige Männer und läßt das Ganze allmählich sich ankandieren.“

Dr. W. M. Becker



Deutschtum in Brasilien

Ein Seitenstück zu der hübschen Stelle aus dem brasilianischen „Urwaldboten", die neulich im „Türmer" (Nov., S. 325) mitgeteilt war, finden wir in der „Deutschen Zeitung" aus Porto Alegre im Staate Rio Grande do Sul. Auch in dieser Tageszeitung der brasilianischen Deutschen wird in Anknüpfung an gastierende Theatertruppen von den Kulturaufgaben der Bühne schön und energisch gesprochen.

„Die deutsche Bühnenkunst", heißt es in der Nummer vom 23. August 1910, „ist berufen, in unserem Kontinent nach verschiedenen Richtungen hin eine nicht zu unterschätzende Kulturarbeit zu leisten. Noch ein paar Jahre diesen Boden so weiter beackert und bebaut, und die ausgestreuten Samenkörner werden aufgehen, das Interesse an deutscher Sprache, deutschen Schrift- und Musikwerken wird in weiteren Kreisen der Bevölkerung lateinischer Zunge immer mehr erwachen, sich verstärken und vertiefen. Damit werden zugleich manche Schiefheiten und Irrtümer in der Beurteilung deutschen Geisteslebens verschwinden oder Berichtigung erfahren. Dem Deutschtum als kulturellem Begriff wird damit ein erheblicher Dienst geleistet, dessen Wirkungen nicht nur der deutschen Sprach- und Stammesgenossenschaft in Südamerika, sondern auch den Beziehungen der südamerikanischen Länder zu Deutschland selbst zugute kommen müssen."

Die Leistungen der dort gastierenden Künstler, fährt der Verfasser fort, werden zwar vom aufnahmefreudigen Publikum leicht überschätzt; aber dies ist nicht erheblich. „Für die Südamerikaner kommen eben nicht nur die Leistungen als solche in Betracht, sondern auch in ihrer Bedeutung als Marksteine, welche den Beginn eines neuen Abschnittes in unsrem Geistesleben bezeichnen: eines Abschnittes, welcher bedeutet, daß wir reif und willens sind, nunmehr auch die idealeren Forderungen eingehender zu berücksichtigen, als dies im ersten Abschnitt deutschen Siedlerlebens in Südamerika der Fall sein konnte." Er warnt mit Recht vor der Überfütterung mit Operetten „mit ihrer oft niedrig-komischen, von logischen Verstößen und Unwahrscheinlichkeiten strotzenden Handlung, zu der in modernster Zeit noch das stark dekadente, faulige Element hinzutritt"; ja, er erblickt in diesem „wochenlang niederprasselnden Operettensegen" geradezu eine Gefahr. Der Kunstgeschmack, sagt er, ist hierzulande „noch nicht gefestigt, sondern noch modellier-, bildungsfähig — auch verbildungsfähig. Wenn man wochenlang ein teils schwerverdauliches, teils gepfeffertes Ragout schlucken muß, dann wird der Geschmacksinn abgestumpft."

Und dieser deutsche Südamerikaner, den wir beglückwünschen, sagt es klar heraus: „Für uns hier gilt Schillers Forderung, daß die Schaubühne eine moralische Anstalt sein soll, mit besonderem Nachdruck." Unsere Stammesgemeinde will und soll ihr Volkstum bewahren mit all seinen Kulturgütern. Zur Lösung dieser Aufgabe aber bedarf sie in hohem Maße der ethischen und intellektuellen Unterstützung der alten Stammesheimat; und was diese uns an solcher Beihilfe herüberschickt, sollte immer möglichst das Beste sein, etwas, das uns innerlich hebt und fördert, geistig freier macht, Denken und Empfinden auf eine höhere Stufe hebt." — Bravo!

Die „Deutsche Zeitung" in Porto Alegre feiert übrigens am 31. Dezember ihr fünfzigjähriges Bestehen. „Was sie in diesem Zeitraum", lesen wir in einer privaten Zuschrift, „für Pflege deutscher Kulturgüter geleistet hat, inmitten einer stammesfremden Umgebung und unter Schwierigkeiten, von denen nur der eine Vorstellung haben kann, der selber in solchen Kämpfen steht — das ist gewiß nicht wenig. Das unablässige Eintretenmüssen für deutsche Sprache, Schule, Literatur, die Notwendigkeit, sich immer von neuem dem Abbröckeln des Deutschtums entgegenstemmen zu müssen, das erfordert zähe Kämpfernaturen, über die ja die deutsch-brasilianischen Journalisten zum überwiegenden Teile verfügen."

Diese Vorkämpfer sollen spüren, daß wir in der Heimat teilnehmend ihrer gedenken. Der Staat Rio Grande do Sul hat ungefähr 350 000 Deutsche. Ihnen allen und ihren Führern wünschen wir eine kräftige Weiterentwicklung im Sinne der oben mitgeteilten Worte. L.



Gefährdung des Plattdeutschen

Unter dem Titel „Gefahr im Verzuge!" ruft Dr. R. Dohse seine niederdeutschen Landsleute zur Wachsamkeit auf: die plattdeutsche Sprache ist in Gefahr (Von deutscher Art und Sprache, 2. Heft, Leipziger Verlags- und Kommissions-Buchhandlung). „Selbst auf dem platten Lande, wo der treueste Hort und Sitz des Plattdeutschen von jeher gewesen ist, beginnt der Boden zu schwanken. Die wachsende Macht der Industrie zieht mit Riesenarmen die Landbevölkerung in die Städte. Überhaupt übt die Stadt an sich schon einen seltsam faszinierenden Reiz aus. Man glaubt dort bessere und leichtere Lebensbedingungen zu finden; das geräuschvolle Treiben der Stadt mit ihren zahlreichen Gelegenheiten, sich zu vergnügen, zieht und lockt den Landbewohner fort von der heimischen Scholle. Und seltsam: Mit dem Aufgeben der ländlichen Heimat wird zugleich auch das abgelegt, was irgendwie noch an den früheren Aufenthaltsort erinnern könnte, gleichsam, als ob man sich seiner Herkunft und seiner früheren Seßhaftigkeit beim Bauern schäme. Am empfindlichsten wird bei diesem Wechsel die heimatliche Sprache, das Plattdeutsche, betroffen. In der Stadt mit ihrem ausschließlich hochdeutschen Charakter, in den Fabriken und anderen großen Betrieben ist es natürlich schwierig, wenn nicht unmöglich, plattdeutsch zu reden. Bald kommt auch eine gewisse falsche Scham hinzu, daß man selber in der Kultur zurück sei, der begreifliche Wunsch, hinter den andern Fabrikarbeitern auch in der Sprache nicht mehr zurückzustehen. Man verleugnet seine Muttersprache, schimpft womöglich weidlich mit über die von den Genossen kurzfertig als vulgär und unfein gestempelte Sprache, fängt an, hochdeutsch zu radebrechen; und nicht lange währt es, so ist das fürchterlichste Kauderwelsch, das grauenhafteste Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch mit grammatischen und noch viel mehr orthographischen Scheußlichkeiten schlimmster Art da.

Und nicht genug damit: der zum Besuch in sein Dörfchen Heimkehrende brüstet sich dann meistens noch, wie mit seinem modischen Zeug, so auch mit seiner ‚verfeinerten' Sprache, und ahnt nicht, in welch komische Figur er sich gewandelt hat. Im Gegenteil, er wird womöglich noch durch die Bewunderung seiner Freunde und Freundinnen zu einem verderblichen Dünkel gebracht und gewinnt schließlich noch durch seine Aufgeblasenheit weitere ‚Städter' unter seinen Dorfgenossen. Wie recht hat da Klaus Groth, wenn er über diese betrüblichen Dinge in seinen Briefen über Hoch- und Plattdeutsch sagt: ‚Ein Bauer, der seine Sprache spricht, frei und sicher, ist ein Mann; er bringt uns den Lebenshauch einer eigenen Welt und Weltanschauung mit; so eng, so borniert, so hart sie sein mag, er kommt nie an uns heran, ohne irgendeine Erfrischung der Seele. Ein Hochdeutsch stammelnder Bauer wird eine Karikatur von uns, ein schaler Abdruck unser selbst; er wird, was Kellner und Wirte schon lange geworden, seit die guten alten Gasthäuser verschwunden sind' ..."

Diese Gefahr droht nicht nur dem Plattdeutschen; überall beobachten wir diese Enteignung angeborener Natürlichkeit und Echtheit des Wesens durch den verflachenden Zeitgeist, mit dem wir uns gleichwohl auseinandersetzen müssen, ohne Ausweichen und Weltflucht. Man stärke also das heimatliche und das persönliche Bewußtsein, fordert der Verfasser mit Recht.

„Eine Tatsache bietet uns Trost: das ist der gute Kern, der im Niederdeutschen steckt,

und die fast störrische Bedächtigkeit und Beharrlichkeit, kraft deren er fremden Einflüssen doch weit schwerer zugänglich ist als der Oberdeutsche. Noch ist dieser gute Kern vorhanden. Daß er aber auch auf die künftige Generation verpflanzt werde, darauf kommt es an. Und da setzt vor allem neben der Arbeit in den Vereinen und neben anderen Bestrebungen ... die stille Arbeit im niederdeutschen Hause ein, an der jeder, hoch und niedrig, vornehm und gering, mitwirken kann und mitwirken sollte. Nur wer die Jugend hat, hat auch die Zukunft, und darum ist die vornehmste Arbeit an der Erhaltung der Muttersprache in die Hände der Eltern gelegt. Sie sollten die Kinder wieder abends um den Tisch versammeln und beim traulichen Schein der Lampe einführen in die Herrlichkeiten und die Schätze der plattdeutschen Sprache und Literatur ..."



Moderne Theosophie

Abseits von den wissenschaftlichen Methoden hat sich eine umfangreiche okkultistische Literatur entwickelt. Die deutsche Wissenschaft geht fast durchweg an diesen Erscheinungen des Spiritismus und der Theosophie vorüber oder sucht sie rationalistisch zu erklären und als Verworrenheiten zu entkräften. Es ist eine Ausnahme, wenn sich einmal in einer ernsten Zeitschrift wie „Hochland" (Oktober 1910) ein Universitätsprofessor (Lutoslawski) in seiner Art mit Dr. Rudolf Steiner, dem Hauptvertreter deutscher Theosophie, sachlich auseinanderzusetzen sucht. Auch hier aber geht es leider nicht ganz ohne Erregung ab; aus der sachlichen Darlegung knistert immer wieder etwas wie Ärger über diesen unmethodischen Steiner empor, dem schließlich der Rat erteilt wird, er möge sich der Wissenschaft als eine Art Hellseher zur Verfügung stellen.

Man müßte doch wohl etwas weiter ausgreifen, wenn man diese sonderbare Geistesbewegung psychologisch und zeitgeschichtlich würdigen wollte. Gibt es keine andren Zugänge zur Wahrheit als die kritischen Methoden moderner Universitäts-Wissenschaft?

Es ist hier nicht der Ort, auf diese Fragen einzugehen. Die folgende Plauderei will nur auf einige Bücher hinweisen, die dem fernerstehenden Leser einen Einblick in diese sehr behutsam zu betretenden Regionen gewähren können. Wer nicht über klaren Kopf und feste Gangart verfügt, der halte sich von diesen umstrittenen Grenzbezirken fern.

Man muß hierbei zwei Strömungen unterscheiden: den Spiritismus und die Theosophie. Beide haben Berührungspunkte und manches miteinander gemein; sie suchen das Übersinnliche und sind geistig und sittlich Reaktionen gegen den Materialismus. Aber der Spiritismus wendet seine Aufmerksamkeit wesentlich den phänomenalen Wirkungen zu; die Theosophie legt das Schwergewicht auf die geistige Erkenntnis.

Oft ist der Spiritismus, mit seinen überraschenden Kundgebungen aus einer unsichtbaren Welt, die Vorstufe zur Theosophie. So betont das lesenswerte Buch von Helene von Schewitsch „Wie ich mein Selbst fand" (Leipzig, Max Altmann, geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—) unter Erzählung abenteuerlicher Erlebnisse grade diese Entwicklung vom tischklopfenden Spiritismus zur Theosophie der Frau H. P Blavatsky, über deren Persönlichkeit übrigens von der Verfasserin Interessantes berichtet wird. Andere wiederum kommen durch eine andere Pforte in diese magischen Bezirke. So die Engländerin Frau Annie Besant, die gegenwärtige Präsidentin der theosophischen Gesellschaft. Ihre Biographie (Annie Besant. Eine Lebensbeschreibung von Chr. J. Schuver. Aus dem Holländischen von H. Schouten-Deetz. Leipzig, Altmann, geheftet 2.50 ℳ, geb. 3.50 ℳ.) gehört zu dem Fesselndsten, was man lesen kann. Ein vornehm-feines, kluges und gutes Gesicht! Von einer orthodoxen Pfarrfrau zur Sozialistin und Atheistin, dann zur Theosophie — es ist kein gewöhnlicher Weg. Die Dame ist eine Red-



nerin ersten Ranges, wie man allgemein hört; ihre zahlreichen Bücher und Aufsätze, meist ins Deutsche übersetzt, haben große Verbreitung gefunden.

In einer ganz kleinen Schrift (Zwei Vorträge über die Meister, Leipzig, Theosophisches Verlagshaus Dr. Hugo Vollrath, Kurze Straße 2; Preis 60 ₰) erzählt Frau Besant von der Gründerin der theosophischen Gesellschaft, Frau H. P. Blavatsky, und den tibetanischen Meistern („Mahatmas"), die als Inspiratoren hinter der Bewegung stehen sollen, wie berichtet wird; und zwar sind diese Wesen selten im Körper sichtbar, meist nur im Geiste oder „im Astrallicht" wirkend. Das sind höchst seltsame Dinge für unser schlichtes europäisches Vorstellungsvermögen. Die beigegebenen Bilder dieser Mahatmas Kut Humi und Morya stellen zwei prachtvolle, imponierende Köpfe dar. Dieselben Bilder finden sich in Franz Hartmanns „Unter den Adepten" (Vertrauliche Mitteilungen aus den Kreisen der indischen Adepten und christlichen Mystiker. Leipzig, Altmann; geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—). Auch Hartmann, gleichfalls Verfasser zahlreicher Schriften und Aufsätze, gehört zu den hervorragenden Vertretern der theosophischen Gesellschaft und erzählt in diesem Buche erstaunliche Dinge, worunter eine Begegnung mit „Rosenkreuzern" in Neapel nebst allerlei Aphorismen rosenkreuzerischer Weisheit. Weiterhin wäre unter den modernen Theosophen von schriftstellerischer Wirkungsweite etwa noch der Engländer Leadbeater zu nennen; auch von ihm sind Bücher von ruhiger und sorgsamer Vortragsart, aber seltsamsten Inhaltes, ins Deutsche übersetzt, so etwa das kleine Heft „Unsere unsichtbaren Helfer" (Leipzig, Altmann, ℳ 1.—), das einen reizvollen Grundgedanken in merkwürdiges Licht setzt, oder „Hellsehen" (Leipzig, Vollrath, geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—) oder die beiden größeren, durch farbige Bildtafeln anschaulich unterstützten Werke „Die Gedankenformen" (Leipzig, Vollrath, geh. ℳ 10.—, geb. ℳ 12.—) und „Der sichtbare und der unsichtbare Mensch" (ebendort, geh. ℳ 14.—, geb. ℳ 16.—).

Wessen Gedanken durch die Lektüre der bisher genannten Werke noch nicht in eine gewisse chaotische Bewegung geraten sind, der wage sich, wenn er die Theosophie wirklich von Grund aus studieren will, an die Riesenwerke der Frau H. P. Blavatsky. Da käme dann vor allem in Betracht „Die entschleierte Isis" (Leipzig, Theosophisches Verlagshaus Dr. Hugo Vollrath, Kurze Straße 2; 2 Bände, geh. ℳ 42.—, geb. ℳ 48.—). Es sind zwei Lexikonbände mit dem Untertitel: „Ein Meisterschlüssel zu den alten und modernen Mysterien, alter und neuer Wissenschaft und Theologie". Die Belesenheit dieser abenteuerlich durch die Welt fahrenden internationalen Russin grenzt an das Fabelhafte; noch fabelhafter ist die Mitteilung, daß sie die zahllos zitierten Bücher gar nicht in Wirklichkeit gelesen, daß sie die notwendigen Zitate vielmehr „im Astrallicht" aus den oft weit entfernten und unzugänglichen Werken erschaut und abgeschrieben haben soll. Die Zeiträume, mit denen sie hantiert (was wiegen ihr ein paar hunderttausend Jahre!), die Sprungweite, mit der sie zwischen den verschiedenen Religionen Vergleiche anstellt, Zeit und Raum für nichts achtend, Heterogenstes zusammenwerfend, ohne Methode und kritische Sichtung — — kurz, dieser Wirbel von Worten, Gesichten, Gedanken würde bedenklich an die uferlosen Schreibereien mancher willenlosen Medien erinnern (wie z. B. auch Hans Freimark in seinem etwas unruhigen Buche über Blavatsky hervorhebt, Leipzig, Th. Griebens Verlag), wenn nicht immer wieder dazwischen wahrhaft bedeutende Gesichtspunkte aufblitzen würden. Man hat denn auch versucht (Ludwig Deinhard, Die Geheimlehre, Leipzig, Max Altmann, ℳ 1.—), den wesentlichen Inhalt des zweiten Hauptwerkes dieser phantastisch-genialen Frau in einem Destillat wiederzugeben. Dieses zweite Werk besteht wieder aus zwei Lexikonbänden (Leipzig, Altmann, geh. ℳ 51.—, geb. ℳ 57 —) und hat den Untertitel: „Die Vereinigung von Wissenschaft, Religion und Philosophie". Man lasse sich von den betreffenden Verlagsbuchhandlungen die Spezialkataloge über diese Werke senden, wenn man sich von der chaotischen oder kosmischen Fülle des Inhalts einen ungefähren Begriff verschaffen will.

Von dem eben genannten Münchener Theosophen Ludwig Deinhard, der ver-

Weiher bei Tölz




Alfred Lüdke

(Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin)



schiedenes aus dem Englischen übersetzt hat, ist kürzlich ein sehr lesenswertes Einführungsbuch erschienen: „Das Mysterium des Menschen“ (Berlin, Reichl & Co., geh. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.50). Wer diesen Dingen noch fernsteht, wird vielleicht am besten mit einem solchen sachlichen und klaren Buche sein Studium beginnen. Es bietet für den Laien wie für den wissenschaftlichen Mann einen vortrefflichen Überblick. Besonders beschäftigt sich der erste Teil mit den Ergebnissen und der gediegenen Forschungsweise der englischen psychischen Gesellschaft („Society for Psychical Research“); und das Buch endet schließlich beim „Christusproblem“ im Lichte der Steinerschen Betrachtungsweise.

Von einem anderen Gesichtspunkt aus, an den Spiritismus und ähnliche experimentelle Versuche anknüpfend, erhofft ein pseudonymer „Praecursor“ die „Wiedergeburt der Religion aus der Naturwissenschaft“ (Leipzig, Max Altmann, geh. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—). Das Buch behandelt lebhaft und mit warmer Anschaulichkeit seine ungewöhnlichen Gegenstände und eignet sich gleichfalls vortrefflich zur Einführung, besonders auch in die Betrachtungsweise des Spiritismus.

In der deutschen Theosophie kommt aber vor allem Dr. Rudolf Steiner in Betracht. Nicht nur durch seine Bücher wirkt er, sondern in ausgedehntem Maße und mit zäher Spannkraft durch seine Vorträge. Sein neuestes Werk ist „Die Geheimwissenschaft“ (zu beziehen vom theosophischen Verlag, Berlin W., Motzstr. 17, geh. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—); früher erschien u. a. „Theosophie“ (Leipzig, Altmann, geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—). Steiner scheint durch besondere Schulung, wie sie von alters her schon in Indien oder in ägyptischen und hellenischen Geheimschulen geübt worden ist, eine Art Hellsehen in sich ausgebildet zu haben. Und so stellt er, obwohl die deutsche Abteilung an die englisch-indische und internationale Gesamt-Gesellschaft der Theosophen angegliedert ist, einen eigenartig selbständigen Typus vor. Mit ihm befreundet ist der Franzose Ed. Schuré, ein geborener Elsässer, der gleichfalls wichtige Werke zu dieser Geistesbewegung beigesteuert hat, darunter z. B. „Die großen Eingeweihten“ (deutsch bei Altmann, Leipzig, geh. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—): es sind Charakterbilder von Krischna, Rama, Pythagoras, Plato, Orpheus, Hermes, Moses, Christus.

Unter den neueren Monatsschriften, die sich der Bewegung widmen, verdient genannt zu werden: „Theosophie“ (Leipzig, Vollrath, jährlich ℳ 6.—), mit häufiger Übersetzung interessanter Aufsätze aus dem Englischen. Mehr dem Phänomenalen und dem Spiritismus nahe steht das „Zentralblatt für Okkultismus“ (Leipzig, Altmann, jährlich ℳ 6.—). Die Menge der andren Zeitschriften dieses Gebietes („Prana“, „Weg zum Licht“, „Metaphysische Rundschau“ usw.) ist mir nicht bekannt genug.

Alles in allem: dieser Rundblick sollte nur kurz orientieren. Vorerst ist hier überall noch Gärung. Sind es die Wehen eines neuen Zeitgeistes? L.





Ist Nietzsche wirklich tot?

In seinem Artikel „Weltanschauungen und Nietzsche" (Novemberheft 1910 des „Türmer") hat F. Heman einen mitleidigen Nachruf für Nietzsche und die Nietzschebewegung gegeben, der, wie mir scheint, nicht unwidersprochen bleiben darf, da er in mehrfacher Hinsicht die Wirklichkeit nicht trifft. „Der große Geistesheros der Zukunft", sagt er, „ist tot, ganz tot, unwiderruflich tot" ... „zumeist von den eigenen Verehrern langsam aber gründlich kalt gemacht." Worauf beruht diese Behauptung? Doch wohl nur auf einem etwas vorschnellen Schluß nach äußerem Anschein; der laute Lärm um Nietzsche allerdings und die unerquicklichen Streitereien haben nachgelassen. Aber ist das ein Zeichen dafür, daß er überhaupt aus dem Geistes- und Kulturleben unserer Zeit zurückgetreten ist? Sehen wir zunächst einmal zu, was die Statistik lehrt. Ich gebe eine nach Möglichkeit genaue Übersicht über die in Buchform oder als Zeitschriftenartikel seit 1901 erschienenen deutschen Nietzscheveröffentlichungen:

1901	Bücher	24,	größere Artikel	55	(im Jahr nach Nietzsches Tod)
1902	„	20,	„ „	38	
1903	„	13,	„ „	46	
1904	„	22,	„ „	25	
1905	„	8,	„ „	21	
1906	„	17,	„ „	23	
1907	„	15,	„ „	33	
1908	„	12,	„ „	39	
1909	„	10,	„ „	30	

Erstes Halbjahr 1910 Bücher 11, wichtigere Zeitungsartikel bis September 1910: 17.

Die Zeitschriftenliteratur für das erste Halbjahr 1910 läßt sich statistisch noch nicht exakt nachweisen.

Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß die Zahl der Veröffentlichungen über Nietzsche hin und her schwankt; 1905 ist ein auffallender Tiefstand eingetreten; seitdem aber geht es im ganzen wieder aufwärts, keinesfalls kann man von einem Rückgang sprechen; im Gegenteil: das erste Halbjahr 1910 hat allein 11 Bücher hervorgebracht (vgl. dagegen die geringe Anzahl von 8 in dem ganzen Jahr 1905), darunter Werke von 106, 190, 224, 236 und 319 Seiten.

Ferner hatte ich gerade in letzter Zeit Gelegenheit, eine Tatsache zu beobachten, die gleichfalls für eine Zunahme anstatt für ein Sinken des Interesses an Nietzsche spricht. Auf

einer großen Buchversteigerung eines der bedeutendsten Antiquare von Berlin erzielten kürzlich Nietzsches Erstausgaben recht hohe Preise: „Menschliches, Allzumenschliches“ kam auf 42 ℳ, die „Morgenröte“ auf 60 ℳ, die „Genealogie der Moral“ auf 62 ℳ. Belehrend ist hier ein Vergleich mit Erstausgaben z. B. Schopenhauers: „Über den Willen in der Natur“ erreichte nur 15 ℳ, „Parerga und Paralipomena“ nur 20 ℳ. Sapienti sat!

Maßgebend aber für Leben oder Tod eines Autors ist vor allem der Absatz seiner Werke. Feste Zahlenangaben für diesen Punkt zu machen, bin ich leider nicht ermächtigt. Immerhin vermag ich auf Grund meiner Erkundigungen an maßgebender Stelle die Versicherung zu geben, daß der Absatz von Nietzsches Werken im letzten Jahr gegen das Vorjahr im Inland sowohl wie im Ausland wieder bedeutend zugenommen hat. Mit Nietzsches Wirkungen ist es also gewiß nicht zu Ende, die fangen jetzt erst an, sie vollziehen sich nur mehr als bisher in der Stille, sie gehen in die Tiefe.

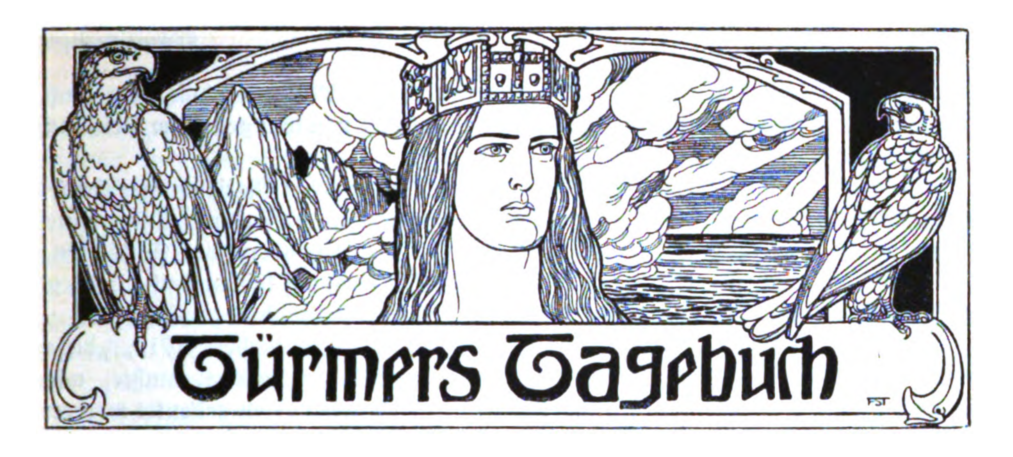
Am wenigsten verständlich ist die Behauptung Hemans, die „eigenen Verehrer“ hätten Nietzsche „kalt gemacht“. Ich stehe seit etwa 10 Jahren in enger Fühlung mit zahlreichen Nietzscheverehrern, insonderheit mit den Kreisen, die mit dem Nietzsche-Archiv in Weimar in Berührung kommen. Ich kann auch da nur feststellen: die Nietzschebewegung im besten Sinne des Wortes, die nachhaltige Wirkung auf einzelne Persönlichkeiten, ist stetig im Wachsen begriffen. In allen Berufszweigen finden sich Menschen, die bewußt unter der Einwirkung dieser Welt- und Lebensanschauung stehen; es gibt gegenwärtig Ärzte, die täglich Kraft und Liebe zu ihrem schweren Beruf im Dienste der leidenden Menschheit aus der Begeisterung für Nietzsches Gedankenwelt schöpfen, es gibt Juristen, die seine allgemeinen Grundsätze in der Praxis des Rechtsprechens anzuwenden suchen, es gibt Offiziere, die ihr tätiges Handeln durch diese Lebensauffassung vertiefen, es gibt Pädagogen, die Nietzsches zahlreichen Fingerzeigen für elementare und höhere Erziehung nachgehen, es gibt Gelehrte, die durch ihn fruchtbare Impulse zu neuen Forschungen mit neuen Methoden erhalten haben, es gibt Künstler, die sich zu ihren Gestaltungen durch Nietzsche inspirieren lassen, es gibt auch Theologen, die sich hier Freudigkeit und Wucht zur Verkündigung ihres Glaubens holen. Hier ist alles andere als Tod, hier ist blühendes Leben, frisches, vorwärtsdrängendes Leben!

Ungerechtfertigt, weil der Wirklichkeit nicht entsprechend, ist auch der Vorwurf, Frau Förster-Nietzsche habe ihren Bruder „gewinnsüchtig“ ausgebeutet; er wird allerdings mit der Reserve „wie einige behaupten“ gegeben. Da er indessen des öfteren auftaucht, sollen ihm zur allgemeinen Aufklärung ein paar schlichte Tatsachen entgegengestellt werden. Frau Förster-Nietzsche hat zur Begründung des Nietzsche-Archivs in Weimar, d. h. einer dauernden Stätte zur Ansammlung und Aufbewahrung der Manuskripte Nietzsches, zur Herausgabe seines Nachlasses, zur Sammlung und Ordnung der Nietzsche-Literatur, zunächst den ganzen Rest ihres Vermögens verbraucht. Was dann an Honorar für die Werke ihres Bruders einkam, wurde größtenteils zum Ankauf von Briefen und Manuskripten, zur weiteren Einrichtung des Archivs und zur Bestreitung der Gehälter für Herausgeber und Mitarbeiter verwandt; für derartige Zwecke ist bis jetzt die beträchtliche Summe von etwa 200 000 ℳ verausgabt worden. Außerdem hat Frau Förster-Nietzsche dauernd talentvolle aber bedürftige Schriftsteller aus den laufenden Honorareinnahmen im stillen unterstützt, in der richtigen Erkenntnis, daß dies ganz im Sinne ihres Bruders sei, der es schwer ertragen konnte, wertvolle Kräfte verkümmern zu sehen, und der, wenn ihn jemand um 50 ℳ ansprach, zu sagen pflegte: „Wollen Sie nicht lieber 100 haben?“ Und schließlich hat sie vor etwa drei Jahren in völlig uneigennütziger Weise unter Verzichtleistung auf ihre Eigentumsrechte bereits bei Lebzeiten das Archiv umgewandelt in eine staatliche Stiftung, deren Hauptzweck nächst der dauernden Erhaltung des Archivs mit seinem Inhalt an Handschriften, Kunstwerken und Büchern die Verteilung von Erholungsstipendien an tüchtige Männer verschiedenster Berufe sein soll. Wie Frau Förster-Nietzsche gelegentlich einer Erläuterung der Stiftungsurkunde sagt, soll „Männern, die mitten im Leben

stehen, im Alter von 26—46 Jahren . . ., welche vielleicht mit Glücksgütern nicht allzu reichlich bedacht sind“, die Möglichkeit geboten werden, sich einmal „auf sich selbst zu besinnen, an südlichen oder nördlichen Gestaden, auf hohen Bergen oder in tiefen Wäldern sich auszuruhen und ihren Gedanken nachzuhängen, oder jene Länder aufzusuchen mit den herrlichsten Werken alter Kunst, wonach sich ihre Seele seit langen Jahren gesehnt hat.“ „In diesem Alterszeitraum ergreift gerade die Begabtesten in der Monotonie ihres Berufes, in dem täglichen Trott der gleichen Ansprüche Ungeduld und Mißmut, sodaß ihnen eine Erquickung und Aufmunterung so notwendig wie möglich ist. Man sorgt für die frühe Jugend und auch für das Alter, aber das tätige Mannesalter mit all seinen schweren Verantwortungen und Lasten ist bis jetzt wenig bedacht worden.“ Dieser schöne und edle Gedanke ist von Frau Förster-Nietzsche in diesem Jahre zur Erinnerung an den zehnjährigen Todestag ihres Bruders zum erstenmal verwirklicht worden. Also auch hier ist kein Tod, sondern blüht erfreuliches Leben! Ein vornehm denkendes, schwedisches Ehepaar, Herr Ernest und Frau Signe Thiel, hat dem Archiv für seine dauernde Sicherstellung und zu den angegebenen Zwecken ein wesentliches Kapital testamentarisch vermacht. Es wäre zu hoffen und zu wünschen, daß diese edle Handlungsweise von Ausländern bei uns in Deutschland Nachahmung fände, damit bald ein derartiges Stiftungskapital zusammenkommt, daß die Stipendienverteilung schon jetzt regelmäßig zur Ausführung gelangen kann.

Dr. Richard Oehler





1908—1910 · Von Gottes Gnaden · Staatsretter? · Stimmungen

Wenn's ja noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß unser politisches Leben von rein parteipolitischen Interessen und Machtinstinkten beherrscht wird, so wäre dieser Beweis durch die Interpellations-Aktion in der Königsberger Kaiserrede erbracht worden. Wie die Interpellation selbst, so war deren Beantwortung durch die maßgebenden Parteien nur vom nackten politischen Geschäftsinteresse aus zu verstehen.

Ich muß hier auf die Vorgeschichte der Sache und meine eigene Stellung zu ihr zurückgreifen.

Im August 1910 hatte der Kaiser in Königsberg die Gottesgnadentum-Rede gehalten, die dann durch eine recht unglückliche Erläuterung in der „Nordd. Allgem. Ztg.“ weiteren Kreisen mundgerecht gemacht werden sollte. Als habe nun der Kaiser selbst das Peinliche der Lage und der norddeutschen „Rettung“ im besonderen empfunden, erklärte er alsbald in Marienburg:

„... Durch feierliches Gelöbnis waren sich die Ordensbrüder zugetan und stellten ihr Werk *unter die Obhut eines Höheren*... Das soll uns ein Vorbild sein! Das Kreuz auf dem Gewande bedeutet die Unterordnung unter des Himmels Willen, bedeutet, daß Deutschtum und Christentum untrennbar voneinander sind. Was sollen wir lernen? *Daß dies eine Illustration für das Wort ist, was ich neulich in Königsberg gesprochen* habe: *So* wie mein seliger Großvater und wie ich uns *unter der höchsten Obhut und dem höchsten Auftrage unseres Herrn und Gottes* arbeitend dargestellt haben, *so nehme ich das* von einem *jeden* ehrlichen Christen an, wer es auch sei.“

Man wird ehrlicherweise zugeben müssen: Nur böser Wille konnte diese *direkte* und *geflissentliche* Interpretation noch mißverstehen. Mag immerhin ein objektiver Widerspruch bestehen bleiben zwischen dieser Marienburger Auslegung und jenem Königsberger Bekenntnis, so gehört es doch zu den Gepflogenheiten der guten Gesellschaft, daß man in Fällen, wo jemand sich ge-

drungen fühlt, ein durch seine Worte hervorgerufenes Mißverständnis oder auch nur eine solche Mißstimmung wegzuräumen, einfach die von ihm gegebene Deutung gelten läßt.

Durfte der Kaiser nicht mit Recht glauben, durch seine Marienburger Erklärung allen weiteren Auslegungen die Spitze abgebrochen zu haben? Und mußte nicht danach jede weitere „Verfolgung" der Sache den Eindruck des Forcierten, Krampfhaften machen? Des Geschäfts, das man sich eben auf keinen Fall entgehen lassen will, obwohl die andere Partei längst vielmals dankend abgewinkt hat?

„Nichts ändert ja freilich", so schrieb ich im Oktoberheft 1910, „diese zweite Rede an der Tatsache, daß die erste so gedeutet werden mußte, wie sie von allen nur einigermaßen Unbefangenen und Unabhängigen gedeutet worden ist, als ein Bekenntnis zum Absolutismus, eine schroffe Absage an die Gegner solcher Staats- und Weltanschauung. Deshalb bleibt auch bestehen, was darüber gesagt worden ist. Theoretisch. Denn praktisch haben wir mit den beanstandeten Äußerungen der ersten Rede nicht mehr zu rechnen. Der Kaiser hat keinen Zweifel gelassen, wie er sie verstanden haben will, und darauf allein kommt's an. Nicht mehr und nicht weniger ‚unter der höchsten Obhut und dem höchsten Auftrage unseres Herrn und Gottes', nicht mehr und nicht weniger ‚Instrument des Himmels' will sich der Kaiser fühlen, als er das ‚von einem jeden ehrlichen Christen' annimmt, ‚wer es auch sei'. . .

Es ist leichter, an Wilhelm II. Kritik, auch scharfe Kritik zu üben, als sich in seine Vorstellungswelt, den ganzen Anschauungskreis, in dem er lebt, und der ihm heilig ist, hineinzuversetzen und um Verständnis für die einmal gegebene Persönlichkeit zu werben. Damit aber, meine ich, täte man dem Kaiser einen weit besseren Dienst, als daß man sich mit jedem von ihm, vielleicht nur in der Wallung des Augenblicks gesprochenen Worte identifiziert, ihn womöglich auf jede solche Augenblicksäußerung festlegen und sie zu politischen oder dergleichen Dogmen stempeln will. . ."

Es ist nun so ziemlich alles so gekommen, wie es nicht kommen sollte. Die Interpellation war für die Herren Interpellanten ein recht gefährliches, ein Schwert mit zwei Schneiden. Waren Reichskanzler und Mehrheitsparteien auf der Höhe, so konnte die Aktion eine kalte Abfuhr für die Sozialdemokratie bedeuten. Besagte Faktoren brauchten nur das Gegenteil von dem zu tun, was sie zu tun beliebten, sie brauchten die Errungenschaften von 1908 nur zu unterstreichen, statt sie auszustreichen, und die ganze Aktion wäre als das erschienen, was sie an sich auch gewesen war: ein Bedürfnis lediglich ihrer Unternehmer, sonst eine unnötige Provokation. So aber beeilten sich die Maßgebenden, für das an sich unberechtigte Vorgehen den Berechtigungsnachweis noch hinterher höchsteigenhändig nachzuliefern. Wie sie sich dem außerhalb des Parteigeschäfts Stehenden zeigten, konnte man fast den Eindruck gewinnen, als seien sie von den gerissenen Genossen aufs Glatteis gelockt worden, um so auf der einen Seite ihre naive konstitutionelle Treulosigkeit, auf der anderen aber die Unentbehrlichkeit der tapferen Genossen als der vereideten Wächter über den Rechten und Freiheiten des Volkes auf das eklatanteste darzutun.

Im November 1908 erklärte der Reichskanzler Fürst Bülow im Reichstage: „Die Einsicht, daß die Veröffentlichung dieser Gespräche in England große Mißstimmung, in unserem Lande schmerzliche Erregung und tiefes Bedauern hervorgerufen hat, wird den Kaiser dahin führen, fernerhin auch in Privatgesprächen jene Zurückhaltung zu beobachten, die im Interesse einer einheitlichen Politik und für die Autorität der Krone unentbehrlich ist. (Bravo! rechts.) Wäre dem nicht so, so könnte weder ich, noch einer meiner Nachfolger die Verantwortung tragen. (Bravo! rechts und bei den Nationalliberalen.) Als der Artikel erschienen war, dessen verhängnisvolle Wirkungen mir nicht einen Augenblick zweifelhaft waren, habe ich mein Abschiedsgesuch eingereicht. ..."

Daß Fürst Bülow diese Erklärung nur im Einverständnis mit dem Kaiser abgeben konnte, geht schon aus ihrem Wortlaut hervor, wird aber weiter durch die Veröffentlichung im „Reichsanzeiger" vom Dezember bestätigt. Darin wurde erklärt, „daß der Kaiser unbeirrt durch die Übertreibungen seine vornehmste Aufgabe darin erblickt, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern." Und weiter: Demgemäß billigte der Kaiser die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage und versicherte den Fürsten Bülow seines fortdauernden Vertrauens."

Und heute? Die Mehrheit des Reichstags, stellt die „Frankfurter Zeitung" fest, „ist einfach ungehalten, hat verleugnet, was sie vorher selbst vertreten und gefordert hatte, und stellt die ganze Kritik als revolutionäre Hetzereien hin, gegen die sie Gewaltmaßnahmen fordert. Und der Reichskanzler? Der Nachfolger des Fürsten Bülow unterstreicht noch die Worte des Kaisers, er sieht darin nur eine berechtigte starke Betonung des monarchischen Prinzips, der Stetigkeit und Ursprünglichkeit des monarchischen Rechts und der persönlichen Unverantwortlichkeit. Von der Notwendigkeit einer persönlichen Zurückhaltung des Kaisers, auch im Interesse der Krone, ist aber bei ihm nicht mehr die Rede, und Fürst Bülow hat sich geirrt, wenn er meinte: ‚Wäre dem nicht so, so könnte weder ich, noch einer meiner Nachfolger die Verantwortung tragen.' Herr v. Bethmann-Hollweg trägt die Verantwortung, unbeschadet durch konstitutionelle Bedenken.

Aber freilich, die jetzigen Ritter des Kaisers fechten nicht ohne Gründe. Der konservative Führer v. Heydebrand macht es sich am einfachsten. Er leugnet einfach, daß vom Kaiser ein Versprechen verlangt oder gegeben worden sei. Für ihn gilt nicht der Satz, daß man an eines Kaisers Wort nicht deuteln solle. Die andern sind wenigstens etwas vorsichtiger; sie sagen bloß, es handle sich um etwas anderes, als was 1908 gefordert war, nicht um auswärtige, sondern um innerpolitische Fragen, und nur um ein persönliches Bekenntnis. Als ob nicht damals die Summe solcher ‚persönlichen Bekenntnisse' die große Erregung ausgelöst hätte. Und wenn Bülow sagte, der Kaiser werde ‚auch in Privatgesprächen' Zurückhaltung beobachten, so galt das für andere Gelegenheiten und namentlich für öffentliche Reden erst recht. Den jetzigen Verteidigern des Kaisers wollen wir doch einmal ihre frühere Stellungnahme ins Gedächtnis zurückrufen. Schon lange

vor den Ereignissen des Jahres 1908 waren auch von konservativer Seite Stimmen gegen die Erscheinungen eines persönlichen Regiments laut geworden. So hieß es in einem Artikel der freikonservativen ‚Post‘ vom 5. November 1906, es bestehe eine weitgehende Beunruhigung darüber, daß sich ein persönliches Regiment und absolutistische Velleitäten in der äußeren und inneren Politik bemerkbar machten, und es hieß weiter: ‚Das heutige Preußen wie das Deutsche Reich können sich nur als Verfassungsstaaten im vollen Sinne des Wortes gedeihlich weiter entwickeln ... Es ist ein Gebot der Staatsklugheit, darüber zu wachen, daß alles vermieden wird, was die Befürchtung eines persönlichen Regiments in mehr absolutistischem Sinne nähren könnte. Das wird vor allem auch die Aufgabe der parlamentarischen Körperschaften im Reich wie in Preußen sein müssen.‘ Sind das nicht Ausführungen, die genau so nach der Königsberger Rede gemacht sein könnten, und angesichts deren das Verhalten der konservativen und freikonservativen Redner als eine Selbstdesavouierung erscheinen muß? Denn genau so wie das freikonservative Blatt im Jahre 1906 sprachen die Redner der Rechten im November 1908. Da waren die Dinge so bedenklich geworden, die Stimmung in allen Schichten der Bevölkerung so erregt, daß niemand es hätte wagen dürfen, von einer künstlich gemachten Stimmung zu sprechen. Und bei der Besprechung der damaligen Interpellationen über das persönliche Hervortreten des Kaisers erklärte sogar der konservative Führer v. Heydebrand, es handle sich um einen Unmut, der sich seit Jahren aufgespeichert habe, auch in Kreisen, an deren Treue zu Kaiser und Reich niemand gezweifelt habe. Und ebenso sprach die ‚Kreuzzeitung‘, die heute von einer Beschränkung des Kaisers nichts wissen will, den Wunsch aus, daß der Kaiser sich in der Betätigung der eigenen Persönlichkeit Schranken auferlegen möge. Und der Zentrumsredner Freiherr v. Hertling, der heute den Kaiser vorbehaltlos in Schutz nimmt, sagte in jener Sitzung, auch der Träger der höchsten Macht müsse es sich gefallen lassen, der Kritik der Volksvertretung unterzogen zu werden, wenn er durch seine Handlungen Anlaß dazu gegeben habe, und er sprach die bestimmte Erwartung aus, daß der Reichskanzler den Willen und die Kraft besitze, die verfassungsmäßigen Bestimmungen einzuhalten. Alles das soll heute vergessen sein ...“

Ja, es ist erstaunlich, es grenzt schon ans Pathologische, wie vergänglich das Gedächtnis mancher Zeitgenossen ist. Man würdige die folgende Gegenüberstellung der „Berliner Morgenzeitung“ —: erinnert sie nicht an eine jener medizinisch-anatomischen Tafeln für den populärwissenschaftlichen Anschauungsunterricht?

Herr v. Heydebrand am 10. November 1908:

Die Erregung, die die Vorgänge, die da geschildert worden sind, auch in den Kreisen meiner politischen Freunde hervorgerufen haben, ist

Herr v. Heydebrand am 26. November 1910:

Wir empfinden es geradezu als eine Herausforderung des monarchischen und religiösen Willens in unserem Volke, daß der Reichskanzler hier

groß und ist nachhaltig. (Sehr richtig! rechts.) Man würde dieser Erregung nicht gerecht werden, wenn man sie lediglich an die letzten Veröffentlichungen und an die letzten Erscheinungen anknüpfen wollte. (Sehr richtig! rechts und links.) Man muß es ganz offen aussprechen, daß es sich hier um eine Summe von Sorgen, von Bedenken und, man kann wohl auch sagen, von Unmut handelt, der sich seit Jahren angesammelt hat, angesammelt hat auch in Kreisen, an deren Treue zu Kaiser und Reich bisher noch niemand gezweifelt hat. (Sehr richtig rechts.)

Freiherr v. Hertling am 10. November 1908:

Die Tage des französischen Sonnenkönigs und die Tage der englischen Stuarts liegen hinter uns, und heute muß auch der Träger der höchsten Macht es sich dann gefallen lassen, der Kritik der Volksvertretung unterzogen zu werden, wenn er durch seine Handlungen dazu Anlaß gegeben hat . . . Die Ministerverantwortlichkeit hat den Sinn, die Perspektive zu eröffnen, daß ein Monarch, der keinen Minister mehr findet, weil er sich dauernd vom Empfinden seines Volkes oder von den wirklich begründeten Zielen der Staatsräson entfernt, genötigt wäre, andere Bahnen einzuschlagen. Das deutsche Volk muß verlangen, daß der Reichskanzler dem Kaiser gegenüber denjenigen Einfluß zur Geltung bringt, ohne welchen seine staatsrechtliche Verantwortlichkeit jede Bedeutung verliert.

vor die Frage gestellt werden kann, ob er es für falsch hält, und ob er es verurteilt, daß der Kaiser innerhalb der Grenzen seines verfassungsmäßigen Rechtes sich als Mann zu einer eigenen selbständigen Überzeugung bekennt . . . Daß das hier angefochten werden kann, daß ein Teil dieses Hauses, die Sozialdemokraten es wagen können, eine solche Stelle vor ihr Forum zu ziehen, das empfindet ein Teil des Volkes als Herausforderung. (Lebhafter Beifall rechts.) Die Mehrheit unseres Volkes harmoniert vollkommen mit dem Kaiser. (Lebhafter Beifall rechts.)

Freiherr v. Hertling am 26. November 1910:

Wir haben nicht den Wunsch gehabt, die Debatten vom November 1908 zu erneuern. Wir haben sie schon damals als einen sehr beklagenswerten Vorgang bezeichnet. Je länger diese Tage in der Vergangenheit zurückliegen, nach alledem, was wir seit dieser Zeit erfahren oder nicht erfahren haben, bin ich um so mehr der Meinung, daß es keine glücklichen Tage in der Geschichte des deutschen Volkes gewesen sind. Ich gehe noch weiter: Ich behaupte, daß für diese Interpellation jeder berechtigte Anlaß gefehlt hat. (Sehr richtig! im Zentrum.) Wir lesen aus der Rede des Kaisers heraus, daß er uns aufgefordert hat, alle zusammenzutreten gegen die destruktive, verhetzende Kritik, die an dem hohen Amte und der Person des Kaisers geübt wird. (Beifall rechts.)

Liebermann v. Sonnenberg am 10. November 1908:

Das ist ja das Traurige, daß die überzeugtesten Monarchisten zugeben müssen, daß es so arg bei uns steht, das Vertrauen des Volkes ist auf dem Nullpunkt angelangt... Eine feierliche Botschaft an den Kaiser muß im Anschluß an diese Interpellation erfolgen ... Jetzt besteht eine große Kluft zwischen dem Kaiser und seinem Volke. Hoffentlich finden sich entschlossene Männer, die in diese Kluft springen.

Liebermann v. Sonnenberg am 26. November 1910:

Ich habe eine ganz kurze Erklärung im Namen meiner politischen Freunde abzugeben, die ihre Ansicht über die heutige Interpellation zum Ausdruck bringt. Wir erachten den Reichstag nicht für zuständig, in eine Erörterung oder Kritik dieser Kaiserreden einzutreten, und wir würden es uns aus diesen Gründen auch versagen, derartige persönliche Auslassungen anderer Bundesfürsten vor den Reichstag zu ziehen.

„Welch ein Schranzengewimmel in diesem Reichstag, welch eine Gier, den Saum des Purpurmantels zu küssen und um Himmels willen nicht weniger untertänig zu sein als der Nebenmann oder die Nebenpartei!" ruft das „B. T." „Wie auf Makarts ‚Einzug Karls des Fünften' die entblößte Weiberschar das Pferd des Fürsten umdrängt, mit feuchtem Augenaufschlag und mit quellender Busenpracht, so drängten sich die Redner des schwarzblauen Blocks, drängten sich diese ‚Stützen des Thrones' heran, und jeder bettelte und bat: ‚Nimm mich!' Hätten sie nur die Königsberger Rede als eine Harmlosigkeit hingestellt, man käme darüber hinweg, aber sie haben sich nicht damit begnügt und haben im Übermaß ihrer Dienstbereitschaft alles, was die Novembertage gebracht, zu leugnen und zu vernichten versucht. Der Kaiser hat nichts versprochen und nichts gewährt, versicherte Herr v. Hertling mit nach oben blinzelndem Blick, und der ganze Chor stimmte hingebungsvoll ein: ‚nichts versprochen und nichts gewährt!' Wer jetzt noch behaupten will, Wilhelm II. habe damals weise Zurückhaltung zugesagt, der wird antimonarchischer Gesinnung angeklagt, und wer diese Meinung noch ausspricht, bekommt es mit Bethmann, Hertling und Heydebrand zu tun. Antimonarchisch? — Niemand, von der Sozialdemokratie abgesehn, ist von solchen Gefühlen beseelt, wenn er die dunstige Weihrauchwolke des Gottesgnadentums zu vertreiben wünscht, die den Thron den Blicken entzieht, ihn von den Empfindungen des Volkes trennt. Antimonarchisch? — niemand trägt sich mit solchen Ideen, wenn er statt eines byzantinischen, von Rittern und Scharlatanen bewachten Gebildes einen modernen, volkstümlichen Thron zu sehen begehrt. Antimonarchisch sind nur die Hofjesuiten, deren Mund Süßes redet und deren Auge nach dem ersehnten Vorteil schielt. Antimonarchisch ist die Gilde der Schmeichler und falschen Ratgeber, die dem Thron seine wirklichen Stützen nimmt.

Wenn das Volk beim Lesen der schwarz-blauen Schleimrhetorik nicht eine schwere Übelkeit verspürt, dann besitzt sein Magen eine gewaltige Widerstandsfähigkeit. Aber man möchte auch annehmen, daß Wilhelm II. selbst nur mit

einer heimlichen Verachtung auf diese Helden blicken kann, die das schlecht sitzende Posakostüm so schnell mit dem Höflingsmäntelchen vertauscht. Eine lange Erfahrung muß ihn doch gelehrt haben, daß hinter der Unterwürfigkeit die Herrschsucht lauert und hinter der Schmeichelei die Begehrlichkeit ..."

Platt auf den Bauch vor Herrn von Bethmann-Hollweg, mit der Stirne in den Staub, wirft sich die vom Zentrums-Abgeordneten Marcour geleitete „Koblenzer Volkszeitung". Ein „eigener Drahtbericht" stammelt wonnetrunken:

„Es war ein reizendes Bildchen, das man heute vor Beginn der Reichstagsverhandlung in der Nähe des Brandenburger Tores beobachten konnte. In flottem Trab fuhr ein Kupee, bespannt mit einem Paar Rappen, dem Reichstagsgebäude zu. Den Insassen des Wagens verriet der im Morgenwind wehende Federbusch des Leibjägers. Ehrerbietig lüfteten die Passanten den Hut; der Gruß galt dem Reichskanzler. Hinter dem Wagen ein Mann in eilendem Schritt; er ist nicht gut zu Fuß, denn sein Gang verrät, daß er mit einem Bein lahmt. An ihm geht die Menge achtlos vorüber, weil sie seine Größe nicht ahnt; es ist Ledebour von der sozialdemokratischen Partei, der heute über den hohen Beamten im Wagen und seinen kaiserlichen Herrn wegen sotaner unstatthafter Reden bei vielerlei Anlaß zu Gericht sitzen will. Es ist schon 11 Uhr durch und gleich beginnt die Sitzung. Keuchend unter der Last seiner Aktenmappe und seines kaiserlich-republikanischen Anklagematerials folgt er eilend der Spur des Rappenpaares."

In der Tat: „ein reizendes Bildchen" — von der Bedientenhaftigkeit unserer Tage. Selbst das körperliche Gebrechen eines Menschen wird in den Dienst dieser sich preisgebenden Brunst gestellt. Man sollte nun meinen: „höher geht's nimmer", aber weit gefehlt: wozu haben wir denn unser Christentum? Mit keinem anderen als Christus vergleicht der fromme Bethmannbekenner diesen und den Herrn von Heydebrand:

„Wie einst das alte Heidentum in Pilatus und Christus sich gegenüberstanden und wie damals das Christentum siegreich blieb, so hat auch heute die christliche Weltanschauung den Sieg davongetragen. Es war ein weltgeschichtlicher Moment, als heute im Reichstag der Reichskanzler v. Bethmann und der konservative v. Heydebrand gegenüber dem modernen Atheismus und den Umsturzbestrebungen öffentlich das Bekenntnis zum Christentum ablegten und der in ihr wurzelnden Monarchie. Selten haben wir einem derartig erhebenden Moment im Reichstag beigewohnt. Es war das Aufeinanderplatzen zweier Weltanschauungen, von denen die eine frech und rücksichtslos mit Füßen tritt, was der andern heilig ist, und von denen die andere, tief verletzt dadurch, sich mit elementarer Gewalt gegen eine solche Vergewaltigung aufbäumt. Bethmann hat heute gezeigt, daß er nicht der trockene Philosoph ist, als den man ihn gern hinstellt. Er hat gezeigt, daß er in der Verteidigung seines kaiserlichen Herrn turmhoch über seinem Vorgänger Bülow steht, und daß die Causerien eines politischen Zwitters nicht standhalten vor der ritterlichen Gesinnung seines geraden Charakters. Was auch aus Bethmanns Mund kam, es waren Keulenschläge für die Sozialdemokraten und einen Teil des Liberalismus."

Nun muß doch die Sozialdemokratie mausetot am Boden liegen, denn solchen Keulenschlägen kann Lebendes nie und nimmer widerstehn. Siegfried der Drachentöter! Wenn nur Schalksknechte durch solche Reizungen nicht verleitet werden, sich das Märchen vom „tapferen Schneiderlein“ ins Gedächtnis zu rufen, der bekanntlich auch „sieben auf einen Streich“ erlegte.

Dann aber — ist's die Möglichkeit? — geht's noch einen Ruck höher: Freiherr von Hertling „hält eine staatsrechtliche Rede, so großzügig und so wirkungsvoll, daß er nicht nur den Reichskanzler, sondern sich selbst übertrifft!“ Bums!

* * *

... Es kann ja auch kein zeitgemäßeres Thema für die Öffentlichkeit des 20. Jahrhunderts ergründet werden, als ausgerechnet das „Gottesgnadentum“. Freilich hat es seit der Verfassung von 1848 eigentlich nur noch einen Stimmungswert. Damals, in der Sitzung der preußischen Nationalversammlung vom 12. Oktober wurde diese Formel sogar in namentlicher Abstimmung mit 217 gegen 134 Stimmen aus der Verfassung gestrichen. Was aber im Jahre 1848 der Abgeordnete Schneider ausführte, das bringt auf ganz eigene Gedanken über die „Entwicklung“, die wir in den letzten sechzig Jahren durchgemacht haben:

„Der Begriff der Worte ‚von Gottes Gnaden‘ gehört dem gestürzten absolutistisch-patriarchalischen Regierungssystem an, einer Zeit, wo man die absolute Monarchie als von Gott eingesetzt sich dachte, oder sich denken sollte; wo es ein Verbrechen war, eine auf Vertrag zwischen Fürst und Volk beruhende Verfassung zu begehren. Meine Herren! das war die Zeit, wo die Regierung nur ‚weise‘ und ihre Handlungen ‚unfehlbar‘ waren, wo es nicht erlaubt war, ein Urteil über die Regierung zu fällen, weil man der Weisheit der Regierung gegenübergestellt hatte den beschränkten Untertanenverstand. Es war die Zeit, wo der Fürst seine Krone und seine Macht von der Gnade Gottes unmittelbar empfangen hatte, und wo deshalb wiederum von seiner Gnade allein das Wohl des Volkes abhing. Es war die Zeit, wo der Fürst von Gottes Gnaden die Sonne des Volkes war; wo sie war und wohin sie kam, war Glück und Überfluß, und wohin sie nicht schien, mußte das Volk verkümmern. Es war die Zeit, wo der Fürst als Allerhöchster noch eine Stufe über dem Höchsten stand, wo er allein Herr und die übrigen Staatsbürger seine Untertanen, seine Sklaven waren! (Bravo!)

Meine Herren! Diese Zeit der politischen Finsternis ist vorüber. Es war ein preußischer König, welcher den ersten Lichtstrahl in diese Finsternis warf. Friedrichs des Großen berühmter Ausspruch: ‚Der erste Diener des Staats zu sein‘, erschien als Blitzstrahl in dieser Finsternis; der aber in Preußen damals so wenig entzündete, daß derselbe große Fürst vor seinem Ende die denkwürdigen Worte ausrufen mußte: ‚Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen‘.

Aber wenige Jahre nach seinem Tode zerbrach ein intelligentes, lebendiges Nachbarvolk seine Ketten. Meine Herren! Die Revolutionen haben bewiesen, daß auch das Volk ‚von Gottes Gnaden‘ ist. (Bravo!)

Meine Herren! Vindizieren Sie diese Gnade Gottes dem Volke auch äußerlich dadurch wieder, daß Sie das ausschließliche Recht darauf den Fürsten nehmen.

Ich weiß, meine Herren, es gibt viele, die diese Worte beibehalten wissen wollen; — man kann sie in vier Kategorien teilen.

Zur ersten gehören die Ultrareaktionären. Das sind diejenigen, die sich unter dem Absolutismus so wohl fühlen; diejenigen, die unmittelbar oder mittelbar einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Staatsmaschine ausübten. Sie waren unter dem unfehlbaren Regenten selbst unfehlbar; sie gediehen unter der Sonne des Absolutismus. Diese wünschen die frühere Zeit um jeden Preis zurück. Da sie aber vorläufig darauf verzichten müssen, daß die frühere Zeit wieder zurückkehre, so wollen sie wenigstens die alte Devise des Absolutismus beibehalten wissen, um an diese ihre Hoffnungen und Intrigen knüpfen zu können. (Bravo!)

Die zweite Partei ist eine sehr ehrenwerte, aber politisch kurzsichtige und in weltlichen Dingen überhaupt unpraktische. Sie betrachtet diese Worte aus dem religiösen Gesichtspunkte. Sie meint, daß durch ihre Hinwegnahme dem Fürsten das größte Kleinod genommen werde; sie will jedenfalls diese Worte beibehalten wissen wegen des heiligen Gebrauchs.

Meine Herren! Es handelt sich aber hier nicht um das innere Wesen der Gnade Gottes; es handelt sich nicht um die Gnade Gottes, ohne die weder Fürst noch Tagelöhner bestehen, die weder diskretiert noch abdekretiert werden kann; sondern es handelt sich lediglich um das äußere Vorzugsrecht, um den Titel des Absolutismus. Und gerade von dem religiösen Standpunkte aus muß ich erklären, daß diese Worte gestrichen werden müssen, damit auch äußerlich alle Menschen vor Gott wieder gleich sind. Was aber den heiligen Gebrauch betrifft, so erkläre ich ihn für einen unheiligen, wie denn überhaupt der Absolutismus nichts Heiliges, sondern stets etwas Verwerfliches hat.

Die dritte Partei betrachtet diese Frage nur obenhin; sie verkennt ihre große Bedeutung. Sie ist darin einverstanden, daß der alte Begriff der Worte: ‚von Gottes Gnaden', geschwunden sei; aber sie meint, weil sie eben deshalb zu einer bloßen Form herabgesunken wären, so bliebe es sich gleich, ob man diese beibehalte oder nicht. Dieser Partei erwidere ich: daß in einer Verfassung jedes Wort erwogen werden soll, daß jedes Wort, was überflüssig ist, auch unnütz ist, und daß eine Form ohne Sinn und Bedeutung zertrümmert werden muß. Und aus dem religiösen Gesichtspunkte der oben erwähnten zweiten Partei möchte ich dieser Partei zurufen: ‚In Anbetracht des zweiten Gebotes hütet euch, den Namen Gottes als Formel zu mißbrauchen!' (Bravo!)

Meine Herren! Gerade von dem religiösen Gesichtspunkte aus erkläre ich diese Formel nicht nur für unnütz, sondern für unwürdig.

Die vierte Partei bestreitet die Kompetenz dieser hohen Versammlung zu dieser Frage; sie meint, daß wir wohl die einzelnen Paragraphen des Verfassungsentwurfs zu beraten hätten, aber nicht den Titel des Königs. Aber, meine Herren, der Eingang zum Verfassungsentwurf gehört auch zur Verfassung, und ebensowenig, wie sich die Krone gefallen lassen könnte und würde, wenn das Volk sich einen inkonstitutionellen Titel beilegen wollte, ebensowenig könnten wir es dulden, daß der Fürst einen solchen führe."

[Zur Jahrhundertwende gab die „Illustrierte Zeitung" ein „Goldnes Buch des deutschen Volkes" heraus. Kaiser Wilhelm II. schrieb hinein: „Von Gottes Gnaden ist der König, daher ist er auch nur dem Herrn allein verantwortlich. Er darf seinen Weg und sein Wirken nur unter diesem Gesichtspunkte wählen. Diese furchtbar schwere Verantwortung, die der König für sein Volk trägt, gibt ihm auch das Anrecht auf treue Mitwirkung seiner Untertanen."

Das eben ist die Sprache, die von der andern Seite überhaupt nicht mehr *verstanden* wird. Sie können zusammen nicht kommen, das Wasser ist viel zu tief! Mit Emphase protestierte denn auch der sozialdemokratische Abgeordnete David gegen diese Kaiserworte, an die er vorher selbst erinnert hatte: „Wir sind keine Untertanen, sondern freie Staatsbürger. Wenn man von der Auffassung ausgeht, daß die Staatsbürger Untertanen sind, dann allerdings gibt es keine koordinierte Instanz, dann steht *das Parlament im Subordinationsverhältnis zum Kaiser*, und dagegen haben wir die ernste Pflicht, uns mit aller Energie zu wehren. Man hat dann darüber gestritten, ob die preußische Königskrone aus eigener Macht stammt, oder unter Mitwirkung der Volksvertreter zustande gekommen ist. Nun, jedenfalls hat das preußische Volk einmal die Krone aufgerichtet, als sie zu Boden lag. Das war in den sogenannten Befreiungskriegen, und damals wurde dem Volk von der Krone ihre Verfassung versprochen, auf die das Volk allerdings lange warten mußte. Für das *Reich* aber liegt die Sache einwandfrei klar, die *Kaiserkrone* ist *nicht aus eigener Machtvollkommenheit* genommen worden, sondern sie ist *vom Parlament verliehen* worden. Sie beruht auf einem *Vertrag zwischen den deutschen Fürsten*, und dieser Vertrag wurde *ratifiziert von sämtlichen deutschen Landesvertretungen*. Auch der *Norddeutsche Reichstag* hat damals seine *verfassungsmäßige Zustimmung zu dem Vertrage* gegeben. Wenn man aber unter Gottesgnadentum nur versteht, daß man das, was man von Macht hat, der göttlichen Macht verdankt, so ist von dem Standpunkt auch der Reichstag von Gottes Gnaden da. Ja von dem Standpunkt aus sind auch wir Sozialdemokraten hier von Gottes Gnaden. (Heiterkeit bei den Sozialdemokraten.) Bei der Eröffnungsfeier dieses Reichstages betonte ja auch ein Oberhofprediger, daß die letzte Reichstagswahl ein Werk Gottes sei. Nun dann müssen Sie aber auch die Resultate der Nachwahlen als das Werk Gottes anerkennen und müssen sich sagen: Wir müssen uns schwer versündigt haben, daß bei jeder Nachwahl die sozialdemokratischen Stimmen so zunehmen. (Heiterkeit und sehr gut! bei den Sozialdemokraten.)

Wir dürfen nicht dulden, daß die Bedeutung des Reichstages herabgedrückt wird, auch nicht in den Vorstellungen der maßgebenden Personen, denn diese können sich zu Handlungen verdichten. Wir sind als Reichstag die unmittelbaren Beauftragten des Volkes, *eine souveräne Instanz neben dem Bundesrat, neben dem Kaiser, nicht unter dem Kaiser*. Die Minister sind die Funktionäre der Volksvertretung, wenn sie auch der Form nach vom Kaiser ernannt werden. Diese Anschauung weist den Ministern eine viel würdigere Stellung zu, als die ist, die sie heute haben. Ich erinnere an die Stel-

lung der englischen Minister ihrem König gegenüber. Wenn ein deutscher Minister dem Kaiser gegenübertritt, so fühlt er sich vollkommen als Beamter, der durch die Ungnade seines Herrn gestürzt werden kann; ein englischer Minister aber tritt als Beauftragter der großen Mehrheit des englischen Volkes dem König von England gegenüber. Auch die Stellung, die wir dem Kaiser zuweisen, ist im Grunde genommen weit würdiger, als die auf Grund des Gottesgnadenprinzips. Wenn auch der Fürst erklärt, er sei nur verantwortlich vor dem himmlischen Herrn, so ist er natürlich doch nicht in der Lage, durch seine Sachkenntnis und Arbeitsfähigkeit etwa wirklich sachlich zu herrschen. Er ist abhängig von der Giftatmosphäre des höfischen Byzantinismus, wie es Herr v. Zedlitz einmal nannte. Wir erkennen dem Kaiser gern den Einfluß zu, den er durch das gewinnt, was er wirklich leistet, aber wir weisen den Anspruch scharf zurück, daß er über alles gebieten könne, lediglich auf Grund eines erblich formalistischen Rechts, was nur dazu führt, daß das Instrument des Himmels schließlich das Instrument irgendwelcher Herren ist, die man als ungekrönte Könige von Preußen bezeichnet ..."

Nun bildet sich wohl der Kaiser schwerlich ein, „auf Grund eines formalistischen Rechtes über alles gebieten zu können". Sonst aber sollte man die Darlegungen des sozialdemokratischen Redners nicht so ohne weiteres unter den Tisch fallen lassen. Gegen die Logik z. B., daß wenn „die letzte Reichstagswahl ein Werk Gottes" sei, die Nachwahlen mit den sozialdemokratischen Stimmen dies auch sein müßten, läßt sich nicht gut ankämpfen. Man möchte überhaupt den allzu Eifrigen öfter zurufen: Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen. Und vollends ist von keinem Standpunkte zu leugnen, daß wer sich stets als „Instrument des Himmels" fühlt, der gar oft Gefahr läuft, „Instrument irgend welcher Herren" zu werden, die man dann vielleicht als „ungekrönte Könige" bezeichnet ...

* * *

„Während der Rede des Herrn von Heydebrandt," sagte der selbe Herr David unter stürmischer Heiterkeit des ganzen Hauses, „hätte ich gern einen Kinematographen hier gehabt. Herr v. Heydebrandt richtete seine Rede an den Kanzler, als ob er an einen Untergebenen Befehle erteile, so als ob er etwa zu ihm sagen wollte: Du bist mein Instrument."

Ja, es war ein historischer Augenblick: „Wir stellen die Frage an die Regierung, wie lange sie noch warten und zusehen will, daß die Staats- und Gesellschaftsordnung unterminiert wird. Wir wollen der Regierung keine bestimmten Vorschläge machen. Es ist aber Pflicht und Aufgabe der Staatsleitung, zu geeigneter Zeit mit geeigneten Mitteln zum Schutze der bürgerlichen Gesellschaft vorzugehen. Wir erwarten, daß die Mittel ergriffen werden, die der Ernst der Lage fordert. (Lebhafter Beifall rechts.)"

Auch die „Post" war ganz hin: Von bedeutender Wirkung sei es gewesen, „als der kleine Führer der Konservativen mit einer fast befehlenden Handbewegung den Reichskanzler verantwortlich machte für ein baldiges Eingreifen zum Schutz der bürgerlichen Gesellschaft gegen den Terrorismus der Sozialdemokratie. Unstreitig der Höhepunkt der Verhandlung (!) und der politisch bedeutsamste Augenblick des Tages."

Brauchte sich erst der „ungekrönte König" zu bemühen? Der Januschauer tut's ja auch. Die Hände an der Hosennaht, nahm die „Nordd. Allgem." am 20. Oktober ganz gehorsamst seine Befehle entgegen: „Der Abgeordnete v. Oldenburg hat sich bei Vorträgen in seinem Wahlkreise darüber geäußert, wie ein Programm des Reichskanzler aussehen müßte, und mit besonderem Nachdruck die Notwendigkeit einer scharfen Bekämpfung der Sozialdemokratie betont. Der Reichskanzler hat es nie im Zweifel gelassen, daß er hierin eine der Hauptaufgaben der Regierung und der Parteien sieht."

Die Erklärung des Regierungsblattes, bemerkt hiezu die „Frankf. Ztg.", führt Herrn v. Bethmann-Hollweg Arm in Arm mit dem Abgeordneten v. Oldenburg vor. „Wer hätte es in den Anfängen der Bethmannschen Ministerschaft für möglich gehalten, daß der ministerielle Philosoph dereinst als Reichskanzler in seiner Politik auf das Niveau des Januschauers herabsinken werde, dessen öffentliche Tätigkeit ein fortgesetztes Kraftmeiertum ödester Art ist. Eben die Rede des Herrn v. Oldenburg, der jetzt — mit einem schüchternen Vorbehalt — die offiziöse Verkündigung ihren Segen gibt, war wieder ein Dokument Oldenburgischer Simplizität: ‚Das Programm eines mutigen Staatsmannes muß sein: Los gegen die Sozialdemokratie! ... Also los auf die Schanzen, — wenn nicht so haltlose Zustände wie in Portugal hier eintreten sollen, wenn noch geschützt werden sollen Vaterland und Besitz!' Das Vaterland des Herrn v. Oldenburg ist Ostelbien, und der Besitz, den er schützen will, ist das gegen jede Reichsbesitzsteuer zu verteidigende Portemonnaie der Großagrarier. Es ist die alte, abgegriffene Formel der Umsturzbekämpfung, die Herr v. Oldenburg hier vertritt, eine Formel, zu deren Anwendung ein Staatsmann, der etwas auf sich hält, sich nicht mehr herbeilassen dürfte."

Aber, aber — als eine so schätzenswerte Kraft der Herr v. Oldenburg auf und zu Januschau auch anerkannt wird, — allzulange wollen ihn seine Parteigenossen doch nicht auf freier Flur herumgrasen lassen. Am Ende muß ihn doch Herr v. Heydebrand an die Kandare nehmen und in den Stall verbringen. Daß gerade die sozialdemokratische Interpellation Herrn v. Heydebrand Gelegenheit gab, sein Sprüchlein gegen den Umsturz zu sagen, das hatte er freilich ausschließlich dem völlig überflüssigen Bekenntnis des sozialdemokratischen Redners Ledebour zur „Republik" zu danken. „Herrn v. Heydebrand", führt auch die „Frankf. Ztg." aus, „ist dieser republikanische Exkurs des sozialdemokratischen Redners gelegen gekommen, wie ein bestelltes Stichwort, denn es wäre ihm sonst wirklich nicht leicht geworden, im Rahmen dieser Verhandlungen aus patriotisch beklommenem Herzen heraus an den Reichskanzler den Appell zu staatsrettenden Taten zu richten. Und obwohl diese Idee der Konservativen, die Folgen des politischen Fehlers, den sie bei der Reichsfinanzreform auf sich geladen haben, durch Umsturzgeschrei zu verhüllen, älteren Datums ist, so knüpfen ihre Organe doch an jene Rede Ledebours an, als ob sie den Abgrund, an dem das Deutsche Reich steht, erst enthüllt hätte. So verfährt auch die ‚Kreuzzeitung', die ein scharfes Zugreifen gegen die auf den Umsturz der bestehenden Staatsordnung gerichteten Bestrebungen verlangt und das von Herrn v. Heydebrand



Hügellandschaft bei Tölz




Alfred Lüdke

nur in seinen allgemeinen Zielen gekennzeichnete Programm der Konservativen erläutert. Kein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie, keine Wiederholung des Sozialistengesetzes sei gemeint, so versichert das konservative Blatt, und es hätte eigentlich hinzufügen müssen, schon aus dem Grunde nicht, weil kein solches Gesetz Aussicht auf Annahme im Reichstage hat. Nein, ein solches Ausnahmegesetz, eine einseitige Maßnahme genüge nicht. Herr v. Heydebrand und seine Partei verlangen mehr und Umfassenderes."

Nämlich (nach der „Kreuzzeitung"):

„Es ist erforderlich, das ganze öffentliche Leben daraufhin nachzuprüfen, ob und wieweit durch eine Fortbildung des gemeinen Rechtes auf den verschiedensten Gebieten die hervorgetretenen Mißstände zu beseitigen sind. Dabei sind zwei Gesichtspunkte nebeneinander zu beachten. Einmal kann die Staatsverwaltung nicht dulden, daß die Massen des Volkes immer mehr mit Mißachtung und Haß gegen die bewährten staatlichen und gesellschaftlichen Grundlagen unseres öffentlichen Lebens erfüllt werden. Das muß verhindert werden, damit nicht schließlich durch die rohe Gewalt mißleiteter Massen an diesen Grundlagen gerüttelt wird; solchem Treiben muß aber auch deshalb entgegengetreten werden, weil die große Mehrheit des Volkes einen Anspruch darauf hat, in ihren ernstesten und heiligsten Empfindungen nicht täglich aufs neue verletzt zu werden. Auf der andern Seite ist es die höchste Zeit, daß großen Teilen unsrer Bevölkerung die Freiheit gesichert wird, im religiösen, politischen, gesellschaftlichen und besonders auch im wirtschaftlichen Leben ihren eigenen Anschauungen zu folgen und nach ihrer eigenen Auffassung innerhalb von Recht und Gesetz zu leben. Diese Freiheit ist durch die sozialdemokratische Partei aufs äußerste gefährdet, zum großen Teil vernichtet, denn die sozialdemokratische Partei versteht unter der Freiheit, die sie auf ihre Fahne zu schreiben vorgibt, zwar die Loslösung von jeder Art von Gesetz, Recht, Ordnung und Autorität; aber sie verbindet diese Loslösung mit dem unerbittlichen Zwange, in allen Lebensverhältnissen nur dasjenige zu tun und zu lassen, was die gewerkschaftliche und sozialdemokratische Leitung den Interessen der handarbeitenden Klassen für förderlich erachtet ...

Eine der ersten und wichtigsten Aufgaben ist: Unser Beamtentum in Reich, Staat und Gemeinde auf dem richtigen Wege zu erhalten. Der Beamte hat nicht nur seine Amtspflichten im engeren Sinne zu erfüllen, sondern er übernimmt nach geltendem Staatsrecht die durch seinen Eid bekräftigte besondere Treu und Gehorsamspflicht gegen das Staatsoberhaupt. Ist er nicht strenger, bedingungsloser Monarchist, so verliert er den Boden unter den Füßen, auf dem seine ganze Stellung ruht; daraus ergibt sich die unüberbrückbare Kluft, die jeden Beamten, vom Minister bis zum letzten Unterbeamten, von der republikanischen Sozialdemokratie trennt. Auch eine theoretische Zuneigung zu dieser Umsturzpartei verträgt sich nicht mit der rechten Auffassung von den Beamtenpflichten, und es kann nur verwirrend wirken, wenn vom Ministersessel Töne einer akademischen Würdigung für deren Bestrebungen erklingen. Die Aufgabe der leitenden Stellen ist es vielmehr, das Pflichtgefühl der Beamten jeder Art auch auf diesem Gebiet lebendig zu erhalten; selbst eine

Wahlenthaltung widerspricht da, wo ein bürgerlicher Kandidat einem Sozialdemokraten gegenübersteht, der beschworenen Treupflicht des Beamten."

Die Frankfurterin vermutet, mancher Reichs- und Staatsbeamte, der diese erste konservative Programmforderung liest, wird die in ihr enthaltenen Anspielungen verstehen. „Auch auf manchen süddeutschen Ministersesseln und auf manchen Lehrstühlen wird man wissen, wohin sie zielen. Schwer ist nur zu sagen, mit welchen Mitteln denn das Pflichtgefühl der Beamten jeder Art nach der ‚Kreuzzeitung' lebendig erhalten werden soll, nur auf dem Wege der Verwaltung, besonders bei der Auswahl der Ernennungen, oder auch durch eine Änderung der Beamtengesetze, durch Schaffung einer Wahlpflicht für alle Beamten?

Als zweites verlangt das erläuterte Programm des Herrn v. Heydebrand schärfere Verfolgung der Majestätsbeleidigung, durch die nicht nur die Majestät, sondern auch das monarchische Volk auf das schwerste gekränkt und verletzt werde, daher entweder eine schärfere Handhabung oder, wenn diese nicht ausreicht, eine Verschärfung der Bestimmungen über Majestätsbeleidigungen, und zwar mit Rücksicht auf die auswärtigen Verhältnisse auch Maßregeln gegen die Beleidigung und Beschimpfung auswärtiger Monarchen. Dann folgt als Drittes: eine weniger klar umschriebene Forderung, die man ungefähr als Schutz gegen sozialdemokratische Agitationen und Terrorismus bezeichnen könnte. Angriffe gegen die staatlichen Machtbefugnisse und die, die sie ausüben, sollen strenger geahndet werden, und unter Hinweis auf das, was sich zur Zeit in Moabit abspielt, werden Änderungen der Strafprozeßordnung und des Verfahrens verlangt zum Zwecke der schnelleren Aburteilung von Aufrührern und gegen den Boykott von Kaufleuten und Handwerkern, auch gegen die Verhetzung der Jugend gegen den Militärdienst.

‚Kann denn', so heißt es dann weiter, ‚verbrecherischen Elementen nicht das Handwerk gelegt werden, die es wagen, in Heer und Marine selbst den Geist der Widersetzlichkeit hineinzutragen? Reicht denn die Staatsgewalt nicht dazu aus, der verbissenen und engherzigen Intoleranz entgegenzutreten, mit der die Sozialdemokratie jede Hervorkehrung christlicher Gesinnung und christlichen Empfindens da, wo sie keine Machtmittel hat, mit Hohn und Spott überschüttet, da aber, wo sie die wirtschaftliche Macht in Händen hat, mit brutaler Gewalt darniederhält?'

Auf wirtschaftlichem Gebiete wird das verlangt, was man kurz Schutz der Arbeitswilligen nennt, und zwar nicht nur gegen strafbare Handlungen, die dabei begangen werden, sondern auch gegen Einschüchterungen, die schon durch das Streikpostenstehen ausgeübt werden. Dann heißt es weiter:

‚Entspricht es denn einem gesunden Rechtsempfinden, daß, soweit es sich um den rechtswidrigen Bruch des Arbeitsvertrages handelt, nicht wenigstens die öffentliche Aufforderung oder gar der Zwang zu solch rechtswidrigem Verhalten verhindert werden muß? Und endlich ist es wohl kaum nötig, noch Worte über all die Zwangsmittel zu verlieren, die gegen die Arbeiter angewendet werden, um sie in die sozialdemokratische Organisation hineinzuzwängen, und sogar gegen die Unternehmer, damit sie nur organisierte Arbeiter beschäftigen.'

Gedanken, sogar republikanische, sollen zwar noch straffrei bleiben, oder, wie die ‚Kreuzzeitung‘ so schön schreibt, es sollen gesetzgeberische Zwangsmaßnahmen gegen sie nicht ergriffen werden. Aber wenn diese Gedanken werbend sich hervorwagen und Haß und Erbitterung erzeugen, dann ist gesetzgeberisches Einschreiten geboten. Es lohnt sich wirklich, diese stärkste Leistung des konservativen Programms der Staatsrettung wörtlich zu lesen. Es wird da einleitend gesagt, das gegenwärtige Recht würde schon ausreichen, wenn es nur energisch gehandhabt würde; aber ganz reiche es nicht aus, denn die Lücke der Gesetzgebung auf den verschiedensten Gebieten, die hier hervortritt, dürfte darin bestehen, daß die Mittel nur, wenn sie an sich den Charakter einer auch sonst strafbaren Handlung haben, zum Gegenstande des Einschreitens gemacht sind. Es heißt dann weiter:

‚Unseres Erachtens wird der Gesetzgeber auf die Dauer unter keinen Umständen darauf verzichten können, die Verfolgung bestimmter Zwecke und Ziele selbst zum Gegenstand des gesetzgeberischen Einschreitens zu machen. Gegen die Gedanken, auch gegen denjenigen der republikanischen Staatsform, und gegen ihre Äußerung als solche sollen auch nach unserer Auffassung gesetzgeberische Zwangsmaßnahmen nicht ergriffen werden. Aber sobald es sich darum handelt, die Grundlagen unserer Staatsordnung, man möchte sagen gewerbsmäßig mit Hohn und Spott zu übergießen, soweit fortgesetzt Haß und Erbitterung gegen alles Bestehende genährt wird, soweit vor allen Dingen der Zwang gegen die persönliche Freiheit zum Prinzip erhoben wird, ist das gesetzgeberische Einschreiten geboten.‘

Dieses Programm zu erfüllen, ist, wie die ‚Kreuzzeitung‘ wiederholt, Aufgabe der Regierung, denn sie allein sei in der Lage, die gesetzgeberisch und rechtlich schwierigen Fragen, um die es sich hier handelt, zu klären. Das gehe nicht von heute auf morgen, aber einmal in nicht zu ferner Zeit müsse der Weg gefunden und auch gegen einen widerstrebenden Reichstag bis zu Ende gegangen werden.

Es liegt auf der Hand, daß diese konservativen Wünsche, die nach dem Satze aufgestellt zu sein scheinen, ‚Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen‘ eine Art Sammlungsprogramm für die bevorstehenden Wahlen bedeuten ... Es sind zumeist Fragen, über die sich herrlich streiten läßt, solange sie auf dem Gebiete der patriotischen Phantasie liegen. Wenn die harte Wirklichkeit in Gestalt formulierter Gesetzesparagraphen eintritt, sieht die Sache anders aus.“

Denn was sei der nächstliegende Zweck der Übung?

Bange machen. Dem Publikum werde nach bekanntem Muster erzählt, daß es in der größten Gefahr sei, soweit es noch ein paar Mark in der Tasche hat und Religion und Monarchie nicht ohne weiteres für abgestandenen Unsinn hält, denn die modernen Barbaren seien auf dem Marsche. Diese Methode, Angst zu machen, um die Aufmerksamkeit von den eigenen Sünden abzulenken, sei in der internationalen und nationalen Politik schon so oft praktiziert worden, und habe manchmal schon so gute Dienste getan, daß die Konservativen sie ja wirklich wieder mal versuchen könnten.

„Man muß freilich unterscheiden. Es gibt in manchen Kreisen, und nicht nur

in konservativen, allerdings Leute, die ein gewisses Grauen vor der Sozialdemokratie und vor denen empfinden, die in ihren Augen auch nicht anders sind. Es sind einfache Leute, nämlich geistig einfache Leute, denn sie finden sich besonders häufig in höheren Kreisen — Personen, die in den Ansichten der altväterlichen Autorität aufgewachsen sind, die von der Welt, wenigstens von der, in der man sich auch langweilt, nicht viel gesehen haben, und die es nur auf bodenlose Schlechtigkeit zurückführen können, wenn aus manchen Kreisen ganz andere Töne erklingen als die, die sie gewohnt sind. Ihre Leibblätter bestärken sie jahraus, jahrein in dieser Auffassung, und man muß ja leider zugeben, daß ihnen das die Sozialdemokratie oder doch ein Teil von ihr recht leicht macht. Es gibt ja schätzenswerte Ausnahmen, aber im allgemeinen ist es nicht zu bestreiten, daß die Sozialdemokratie fast nur in Superlativen redet und schreibt. Sie könnte zwar all das, was sie vorbringt, auch in besseren Formen ausdrücken und würde damit nicht weniger, sondern mehr erzielen. Aber sie tut es eben nicht und spielt, besonders im Norden, mit Vorliebe den Wauwau. Auf Leute von einigem Geschmack wirkt das entweder gar nicht, oder wenn es Leute von der eben geschilderten Art sind, einigermaßen beunruhigend. Aber gerade von den meisten derjenigen Personen, die die Rufer vor der sozialdemokratischen Gefahr sind, kann man, ohne ihnen unrecht zu tun, gewiß sagen, daß sie nicht im geringsten beunruhigt sind. Ein Mann wie der konservative Führer Herr v. Heydebrand ist viel zu gescheit und erfahren, um wirklich die Umsturzgefahr tragisch zu nehmen. Man darf es gewiß glauben, daß ihm, der ‚Kreuzzeitung' und manchen anderen gewisse sozialdemokratische Methoden und etliche Kulturdummheiten nicht sympathisch sind; man braucht gar kein Konservativer zu sein, um ähnliche Gefühle zu hegen. Aber jene Herren sind doch viel zu gut über die realen Machtverhältnisse unterrichtet, um ernstlich zu glauben, daß man dem Staate gegenüber bereits die Funktion der Rettung übernehmen müsse. Der Staat ist wirklich soweit gesund, und die Konservativen brauchten ihn nur in Ruhe zu lassen, daß er noch gesünder würde. An der Sozialdemokratie wird er nicht zugrunde gehen, denn schließlich kommt es nicht auf die großen Worte an, sondern auf das, was getan wird, und im Handeln ist ein immer größerer Teil der Sozialdemokratie vernünftig geworden. Es liegt kein Grund vor, daß diese Entwicklung keine weiteren Fortschritte machte. Es ist nur banal, das immer wieder zu sagen; aber man ist ja dazu gezwungen.

Dem Programm, das die ‚Kreuzzeitung' zur Bekämpfung der Umsturzgefahr aufstellt, ist leicht anzusehen, daß es hauptsächlich der Agitation dienen soll. Man darf zwar nicht bezweifeln, daß die Konservativen all das, was die ‚Kreuzzeitung' verlangt, gerne verwirklichen möchten, aber sie werden sich wohl selber keiner Illusion darüber hingeben, daß die Dinge härter sind als ihre Wünsche. Die ‚Kreuzzeitung' verlangt gesetzgeberische Maßnahmen gegen fortgesetzte hämische Kritik der Grundlagen unserer Staatsordnung. Sie will es zwar noch gelten lassen, daß man Gedanken wie den der republikanischen Staatsform aussprechen dürfe. Aber wenn fortgesetzt Haß und Erbitterung gegen alles Bestehende genährt werde, dann sei gesetzliches Einschreiten geboten. Das glauben wir, daß den Konservativen gesetzliche Bestimmungen passen würden, die schon

die Kritik mit Strafe bedrohten. Soweit solche Kritik eine auch sonst strafbare Handlung darstellt, steht sie ja bereits unter Strafe. Aber die Konservativen gingen gerne weiter und möchten die Kritik überhaupt so weit wie möglich unterbinden. Es ist freilich davon die Rede, daß es sich nur um die Fälle handle, wo sozusagen gewerbsmäßig Hohn und Spott vergossen und Haß und Erbitterung genährt werde. Aber wo gibt es da eine Grenze, die gesetzlich formuliert werden könnte? Ein Mann wie Nietzsche taucht nicht alle Tage auf, aber immerhin, er war da. So viel Hohn und Spott wie er haben wenige über das vergossen, was die Konservativen zu den Grundlagen des Staates rechnen; würde man einen Nietzsche einsperren müssen? Wenn ein Jurist wie Anton Menger darlegt, daß das Bürgerliche Gesetzbuch ein Gesetzbuch der besitzenden Klassen sei, ein Klassenrecht, und wenn er dadurch auf hundert und mehr Seiten fortgesetzt vielleicht — wer kann es wissen? — Haß und Erbitterung nährt, soll er konfisziert und bestraft werden? Die einfachste Überlegung zeigt, daß es keine Grenze mehr gibt, wenn man erst mit dem anfängt, was die ‚Kreuzzeitung' will, und die Herren wissen recht gut, daß es im Reichstag doch noch genug Vernunft gibt, die das sieht und auf solche Forderungen nicht einginge. Man begnügt sich daher, der Regierung zu sagen, daß sie Mittel und Wege zu ergreifen habe. Der Rest ist Agitationsmaterial.

Ähnlich verhält es sich mit den übrigen Punkten des Programms der ‚Kreuzzeitung'. Sie wird wissen, daß im Reichstag keine Majorität für Ausnahmegesetze zu haben ist, daß er den Majestätsbeleidigungs-Paragraphen nicht neuerlich verschärfen wird, nachdem er erst vor kurzer Zeit aus guten Gründen gemildert wurde, und daß die Beamten wahrhaftig heute schon ‚auf dem richtigen Wege' erhalten werden. Das einzige, was sie zu dem letzten Punkte anführen kann, ist die Tatsache, daß in Süddeutschland einige Minister eine Beurteilung der Sozialdemokratie bekundet haben, die von der konservativen Auffassung allerdings abweicht. Für einsichtige Leute ist es klar, daß in diesem Süddeutschland eine Wechselwirkung vorliegt. Die Beamten sind nicht so preußisch, und die Sozialdemokratie ist verständig, das eine Mal geht die Wirkung herüber, das andere Mal hinüber, und das Ergebnis ist ein Zustand, der eine gute Entwicklung ohne allzugroße Schwierigkeiten verspricht. Einsichtige Leute meinen daher, man sollte es in Norddeutschland ebenso machen. Aber die Interessen der Konservativen kämen dabei freilich zu kurz, darum das Programm der Schneidigkeit. Ach, wie oft ist auch das schon gesagt worden! Immer wieder hat man darauf hingewiesen, daß schon aus psychologischen Gründen mit strengen Gesetzen nichts getan ist. Aber eins kann allerdings damit erzielt werden: man kann damit die Klassen der Bevölkerung immer weiter auseinanderreißen, so weit, daß sie sich gar nimmer finden können, auch nicht zur — gemeinsamen Bekämpfung der Konservativen. In der Tat, es liegt System darin. Aber es kommt nur darauf an, daß man es durchschaue."

Vorderhand geht's auf ein weiteres Auseinanderreißen aus. Wenn das Zentrum auch von einem Ausnahmegesetz nichts wissen will, so fordert doch sein größtes Organ, die „Kölnische Volkszeitung", eine „entschiedene, unzweideutige Haltung der Regierung und ihrer Organe der Sozialdemokratie gegenüber". Man

fragt sich zunächst einigermaßen befremdet, ob denn die Regierung nicht schon heute eine solche Haltung mit aller Beflissenheit einnehme, soweit Gesetz und Verfassung das bei weitherziger Auslegung nur immer zulassen. Aber dann liest man weiter: „Vielleicht zielten Heydebrands Worte nicht allein nach dem Ministertische in Berlin, sondern noch mehr nach Karlsruhe (!) hin. Vielleicht dachte er auch an ein Quos ego gegen Beamte und Reserveoffiziere, Kriegervereine und andere sogenannte nationale Vereine, die bei Wahlen ungeschminkt für die Sozialdemokratie Partei ergreifen."

Daß dies „Programm", in die Praxis übertragen, gröbliche Wahlbeeinflussung durch die Regierung, Maßregelung von Beamten, Reserveoffizieren, Kriegervereinen und sonst irgend erreichbaren Kreisen voraussetzt, liegt auf der Hand. Das also wird von der Regierung, vom Reichskanzler „erwartet".

Nun, Herr von Bethmann-Hollweg ist kein Unmensch. Einen so groben Faden freilich, wie er ihm in die Hand gedrückt werden soll, spinnt er nicht. Als Philosoph mit der ihm von der „Kreuzzeitung" attestierten „nicht genug zu rühmenden Ruhe" ist er immerhin von des Gedankens Blässe angekränkelt und verfügt daher auch nicht über den robusten grobschlächtigen Zynismus derer um Oldenburg. Sogar Herrn von Heydebrand gegenüber hat er in der Reichstagssitzung vom 10. Dezember Selbständigkeit markiert. Es war eine schöne, es war eine großartige Geste, mit der er sich dagegen „verwahrte", daß ihm seine „Pflichten vorgehalten" würden. Mancher mag wohl im ersten Schreck an eine tatsächliche Aufsässigkeit gegen den „ungekrönten König" geglaubt, Fürchterliches mag ihm geschwant haben. Es gibt eben immer noch gute Menschen auf der Welt. Die schlimmen erwarteten in ihrer Arglist nur eine um so tiefere Reverenz vor dem Hut, und sie kamen denn auch nicht nur durchaus auf ihre Kosten, sie erlebten auch noch ein anderes Schauspiel, eine — mit Herrn von Bethmann zu reden — „Singularität". „Man weiß bei uns allmählich," so legt das „B. T." den Kern der Bethmannschen Rede bloß, „daß schlechte Gesetze schöne Namen und gefährliche Bestimmungen harmlose Etiketten bekommen. Nach Herrn v. Bethmanns Rede kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die angekündigten Maßnahmen Ausnahmebestimmungen gegen die Sozialdemokraten und gegen jede lästige Opposition werden sollen, und daß seine Rede ein Avis sein soll, wie diese Bestimmungen zu handhaben seien, falls sie Gesetz werden. Wenn etwas geeignet sein kann, das Zutrauen in eine unparteiische Rechtspflege noch mehr zu erschüttern, als das leider Gottes schon heute der Fall ist, so ist es die neueste Kanzlerrede. Der Kanzler des schwarzblauen Blocks kündigt eine Tendenzgesetzgebung gefährlichster Art an. Er scheut sich aber auch nicht, in ein schwebendes Verfahren einzugreifen. Zwar meinte Herr v. Bethmann-Hollweg, er spreche von den Moabiter Exzessen nur, weil sie der sozialdemokratische Abgeordnete Scheidemann angeschnitten. Abgesehen davon, daß das eine objektive Unrichtigkeit ist — denn es waren die Konservativen v. Westarp und v. Dirksen, die bei der Beratung des Arbeitskammergesetzes die Moabiter Ereignisse in die Debatte zerrten, und ihnen antwortete lediglich Herr Scheidemann — besteht doch ein wesentlicher Unterschied darin, ob ein simpler Abgeordneter oder der oberste Beamte des

Reiches, dem schließlich auch die Richter von Moabit unterstehen, über die Angelegenheit spricht. Herr v. Bethmann-Hollweg ist aber noch weiter gegangen. Es unterliegt in Moabit noch der richterlichen Feststellung, inwieweit durch das Auftreten der Polizei die Unruhen verschärft worden sind. Da präjudiziert der Kanzler diese Feststellungen, und noch dazu in einer Form, die aufs schärfste mißbilligt werden muß! Er präjudiziert sie in einer Allgemeinheit, die alle diejenigen, die, wie beispielsweise die ausländischen Journalisten, unschuldige Opfer des blinden Draufgehens der Polizei geworden, aufs empfindlichste verletzen muß ..."

Wie sehr können sich doch Philosophen über sich selbst täuschen! Herr von Bethmann verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß er von irgendeiner Partei Direktiven annehme, irgendeiner Partei Dienste leiste. Und dabei ist diese selbe Rede, in der er solches versichert, derart, daß man sie von dem einseitigen Vertreter einer extremen Interessenpartei viel eher erwarten durfte als von einem über den Parteien stehenden obersten Staatsbeamten ...

* * *

Auch der Appell des deutschen Kaisers an die römische Kirche am 13. November in der Benediktinerabtei zu Beuron wurde in die Debatte gezogen. In Beuron, schreibt Th. Butz im Frankfurter „Freien Wort", „hat der Kaiser in feierlicher Ansprache, die formell an die Benediktiner, in Wirklichkeit an ein größeres Publikum gerichtet war, ganz offen erklärt, daß er seine Krone bedroht sehe durch Strömungen, wie sie das zwanzigste Jahrhundert erzeugt habe, und daß er die Kirche bitte, ihn zu unterstützen, um die Ehrfurcht vor Thron und Altar, die zusammengehören, zu vermehren. Von ganzem Herzen werde er dafür auch die Bestrebungen unterstützen, welche die Kirche verfolgt ...

Als ein Symbol der Freiheit und Einheit der deutschen Nation wurde im Jahre 1870 das neue Kaisertum geschaffen, und keine Kirche hat ihm den Segen erteilt. Die Gründung des Deutschen Reiches war ein rein politischer Vorgang ohne jeden Einschlag von Konfessionalität. So hat es der Gründer des Reichs verstanden und nicht anders hat es das deutsche Volk bis auf den heutigen Tag gewußt. Aber der jetzige Inhaber des Kaisertums glaubt schon nach 40 Jahren diese Ideale verleugnen zu müssen, um die Krone zu erhalten.

Wenn es nun wahr wäre, daß diese Krone nur zu erhalten ist, wenn sie den Schutz der Kirche genießt und ihr dafür Gegenleistungen gewährt, und wenn das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit auf Grund der bittersten geschichtlichen Erfahrungen zu der Überzeugung gekommen ist, daß bei dem gegenwärtigen Stand der Kirche ein noch größerer Einfluß derselben auf die staatlichen Vorgänge im Deutschen Reiche für dieses Reich mit den größten Gefahren verbunden ist, was hätte dann das deutsche Volk noch für ein Interesse an dieser Krone? Das deutsche Volk ist doch nicht dieser Krone wegen da, sondern diese Krone wurde geschaffen für das deutsche Volk, daß sie ihm zum Heile diene!

Es ist aber gar nicht richtig, daß der deutschen Kaiserkrone Gefahr drohe, welche nur durch den Beistand der Kirche abgewendet werden kann. Und es wäre die erste Aufgabe des höchsten Beamten des Reiches, derartige Irrtümer zu zer-



stören, anstatt in ganz dilettantischer Ausführung seiner politischen Aufgabe noch großzuziehen.

Diese Krone allerdings, welche sich der Kaiser als Ideal erträumt, können andere Faktoren, als die Kirche, nicht stützen. Aber die Kirche kann das auch nicht, wenigstens nicht auf die Dauer. Es ist ein falscher Idealismus, wenn man, besonders in der Welt des 20. Jahrhunderts, den Glanz einer Krone nur durch Entfaltung äußeren Prunkes und in der Verwirklichung absolutistischer Machtansprüche oder deren Spiegelbilder gewahrt sieht. Leider ist dieser falsche Idealismus nicht neu in Deutschland.

Der Glanz der alten deutschen Kaiserkrone, wie sie Wilhelm II. vorschwebt, konnte niemals rein erstrahlen und mußte so früh erblassen, weil es ihren Trägern für ein höheres Ziel galt, den inhaltslosen, theoretischen Anspruch auf den orbis terrarum zu erheben und sich in Rom salben zu lassen, als wie das deutsche Land für das deutsche Volk zu verwalten. Deshalb mußten sie deutsches Land den Herzögen und Bischöfen zu Lehen geben, anstatt es durch freie Bauern pflügen zu lassen. — Die Herzöge und die Bischöfe sind stark geworden, Kaiser und Bauer wurden ihre Sklaven, das Reich zerfiel. Es kam die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands.

Erst als der Bauer wieder frei, als der Egoismus der weltlichen und geistlichen Herren durch eine starke und ‚gottlose' Hand von außen gebrochen war, ging es wieder aufwärts. Es kam die Zeit des neuen Reiches. Und es kam wieder ein Kaiser.

Und schon ist auch ihm wieder die Rolle zu gering, Kaiser der Bauern, oder wie man heutzutage sagen muß, der Bauern und Arbeiter zu sein. Als das höchste Ziel erscheint ihm ein Thron, um welchen mächtige Vasallen stehen. Mächtig kann aber nur der Vasall sein, der über andere herrscht. Deshalb werden wieder deutsche Lande zu Lehen gegeben an Herzöge und Bischöfe. Nicht mehr in der Form der alten, sondern in der der neuen Wirtschaft: Die Freundschaft der Junker wird erkauft durch Agrarzölle und Steuerprivilegien, die der geistlichen Vasallen durch Auslieferung der Schule an die Kirche. Und jetzt bittet sogar der Kaiser des mächtigen Deutschen Reiches die Kirche, seinen Thron zu stützen dadurch, daß sie dem Volke die Religion erhalte. Dazu ist die Kirche freilich gerne bereit. Aber das verstehen diejenigen, welche in der Kirche zurzeit am Ruder sind, in ganz anderem Sinne als der Kaiser."

In einer Zuschrift an das „B. T." macht Dr. Georg Lomer interessante Mitteilungen über — sagen wir einmal — das „Milieu" des Klosters Beuron. Seit dem Vatikanischen Konzil (1870) habe unter Führung der Jesuiten in der offiziellen katholischen Welt eine Bewegung eingesetzt, die darauf hinarbeite, die frühere Selbständigkeit der verschiedenen Orden aufzuheben und sie, unter zentralistischer Leitung des Papstes, in die große Kampflinie einzureihen, die der Ultramontanismus gegen die moderne Kultur und die sie hauptsächlich vertretenden Länder heute ins Feld sende. „Auch der älteste abendländische Orden, der Benediktinerorden, ist diesem Schicksal der Verjesuitisierung endlich verfallen, und dies unter Vermittelung seiner jüngsten und rührigsten Organisation, der Kongregation

von Beuron. Gleich zu Anfang französisch-internationalisierenden Einflüssen unterworfen, hat sich diese Kongregation heute zu einem der fanatischsten Gegner alles nichtkatholischen, vor allem protestantischen und altkatholischen Wesens entwickelt. Bemerkenswert ist dabei der äußere Erfolg, den das Beuroner Mutterkloster allerorten in der Neubegründung von Tochterniederlassungen bis heute gehabt hat. Ich nenne nur die großen Klöster von Maredsous in Belgien, Erdington in England, Emaus-Prag, Seckau in der Steiermark, Maria-Laach im Rheinland. Dazu kommen eine ganze Reihe weniger wichtiger Niederlassungen und auch mehrere Nonnenklöster.

Um den unduldsamen Geist der ganzen Kongregation zu kennzeichnen, sei erwähnt, daß es das Kloster Emaus ist, von dem aus man die stark agitatorische Gegenbewegung gegen die Los-von-Rom-Bestrebungen organisiert hat. Dort erscheinen auch die ‚Bonifaziusstimmen', die während der Diskussion über die vielberedete Borromäusenzyklika eine bezeichnende Rolle — natürlich keineswegs eine versöhnende! — gespielt haben. Das Blatt erklärte es geradezu für eine ‚Unverfrorenheit', daß sich die deutschen Protestanten durch eine ‚Charakteristik' der Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts beleidigt fühlen wollten. Ein Benediktiner von Emaus, Graf Galen, war es auch, der sich seinerzeit in Wien an der Verteilung einer deutschen Übersetzung der Enzyklika unter die Massen beteiligt hat. Der durch die berüchtigten Kirchhofsskandale bekannt gewordene Bischof Benzler von Metz, den kaiserliches Vertrauen auf diesen Posten rief, ist gleichfalls Beuroner Mönch. Auch Kardinal Fischer ist Schüler von Erzabt Maurus Wolter.

Jener Graf Galen ist übrigens nicht der einzige Hochadlige, der in den Orden eingetreten ist. Beuron scheint von Anfang an Wert darauf gelegt zu haben, daß die Fühlung mit adligen Kreisen eine möglichst enge würde. Wir finden eine ganze Reihe bekannter adliger Namen in dieser Kongregation. Von großer Bedeutung ist auch die Förderung, die das katholische Fürstenhaus Hohenzollern, auf dessen Gebiet Beuron bekanntlich liegt, dem jungen Orden von Anbeginn hat zuteil werden lassen. Diese jetzt bereits fünf Jahrzehnte bestehende Verbindung ist sicher auch für die späteren Beziehungen zum Hohenzollernschen Kaiserhause nicht ohne Einfluß geblieben. Es sind das sehr interessante Beziehungen; um so interessanter, als die Tätigkeit des Ordens sich nicht auf das eigentlich religiöse Gebiet beschränkte, sondern sehr bald auf politische Verhältnisse übergriff. Oder war es kein politischer Akt von vielleicht sehr weittragender Bedeutung, daß der Kaiser seinerzeit, bei der Ausweisung französischer Ordensleute aus Frankreich, dem Bischof Benzler die Erlaubnis erteilte, in seiner Diözese eine ganze Reihe von Ordensschwestern in gemeinsamer Siedelung zu übernehmen?

Das erste Zusammentreffen eines Beuroner Mönches mit den protestantischen Hohenzollern fand 1866 gelegentlich einer Bettelreise des späteren Erzabtes Placidus Wolter in Berlin statt. In der ihm bewilligten Audienz stiftete die Königin Augusta einen namhaften Betrag für die Beuroner Bücherei und ließ ihm bei einer wiederholten Unterredung ein geschnitztes Kruzifix aushändigen. Bei der Königin-Witwe Elisabeth wurde er durch Fürst Boguslaus



Radziwill eingeführt, dessen Verwandter, der damalige Subdiakon Prinz Edmund Radziwill, später — 1887 — gleichfalls in den Orden eintrat und ihm durch seine vornehme Verwandtschaft manchen wertvollen Dienst geleistet hat.

Am 30. August 1892 wurde Erzabt Placidus zum erstenmal durch den Kaiser empfangen. Es handelte sich damals um die von dem Orden erstrebte Überlassung der Abteikirche in Maria-Laach. Am 19. Dezember erteilte der Kaiser die hierzu erforderliche Genehmigung und zeigte dies dem Erzabt persönlich durch eine Depesche an. Überhaupt hat er sich stets, seit jener ersten Audienz, als wohlwollender Freund des Ordens erwiesen. So schrieb er am 16. Oktober 1893: ‚Aus Ihrem Schreiben vom 1. dieses habe ich mit Befriedigung entnommen, daß die in Maria-Laach gegründete Niederlassung der Benediktinerkongregation bereits eine segensreiche Tätigkeit zur Ehre Gottes entfaltet. Ich werde gern die Gelegenheit meiner Anwesenheit in der Rheinprovinz dazu benutzen, auch Ihre Niederlassung zu besuchen und die altehrwürdige Abtei in Augenschein zu nehmen. Um dann auch die Freude zu genießen, Sie dort begrüßen zu können, werde ich dafür Sorge tragen, daß Sie von meinem Besuch rechtzeitig in Kenntnis gesetzt werden. Meines königlichen Schutzes und meines Wohlwollens dürfen Sie und die Genossenschaft von St. Benedikt sich allezeit versichert halten.‘

So schreibt man nur an einen Mann, den man als seinen Freund betrachtet. Es ist denn auch Tatsache, daß der Kaiser, wenn er einmal jemandem Grüße an den Erzabt auftrug, von ihm als seinem ‚Freunde‘ sprach. Der Besuch, von dem oben die Rede ist, kam allerdings erst am 19. Juni 1897 zur Ausführung. Kaiser und Kaiserin weilten mit großem Gefolge mehrere Stunden in Kloster und Kirche. Das dem Erzabt damals erzeigte Wohlwollen übertrug der Herrscher in der Folgezeit auch auf Laach und dessen Abt, — eben jenen obengenannten Benzler. Er hat das Kloster, in dessen Kirche er den Hochaltar gestiftet hat, seitdem noch mehrfach besucht. Die letzte den Benediktinern gewidmete größere Stiftung war bekanntlich die ‚Dormition‘ auf dem Sion in Jerusalem; und es war wiederum Beuron, dem die Sonne der kaiserlichen Gunst am hellsten strahlte. Die Einweihung des Hauptaltars auf dem Sion wurde vom Erzabt Schober-Beuron vollzogen, drei andere Altäre wurden von anderen Benediktineräbten geweiht.

Kurz vor der Borromäusenzyklika stiftete Wilhelm II. dann noch, wie aus der Presse zur Genüge bekannt ist, dem Beuroner Erzabt ein kostbares Kruzifix. Nach alledem kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Kaiser von dem eigentlichen treibenden Geiste der jungen Kongregation nur ungenügend unterrichtet ist. Sonst würde es gewiß sein ausgesprochenes Ehrgefühl nicht zugelassen haben, daß er — das höchste Oberhaupt des deutschen oder wenigstens preußischen Protestantismus — einem Orden seine besondere Gunst zuwandte, zu dessen vornehmsten Zielen die Bekämpfung eben dieses Protestantismus gehört.

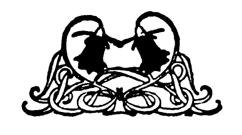
Die zurzeit in Preußen regierenden Kreise haben, scheint es, ein Interesse daran, daß der Klerikalismus fest im Sattel sitze, und legen Wert darauf, daß dem Herrscher diese wohltuende Unkenntnis über Wesen und Art des Ultramontanismus erhalten bleibe. Wie weit diese Unkenntnis geht, zeigt unter anderem das Telegramm, das der Kaiser zum Ableben des Erzabtes Placidus Wolter nach

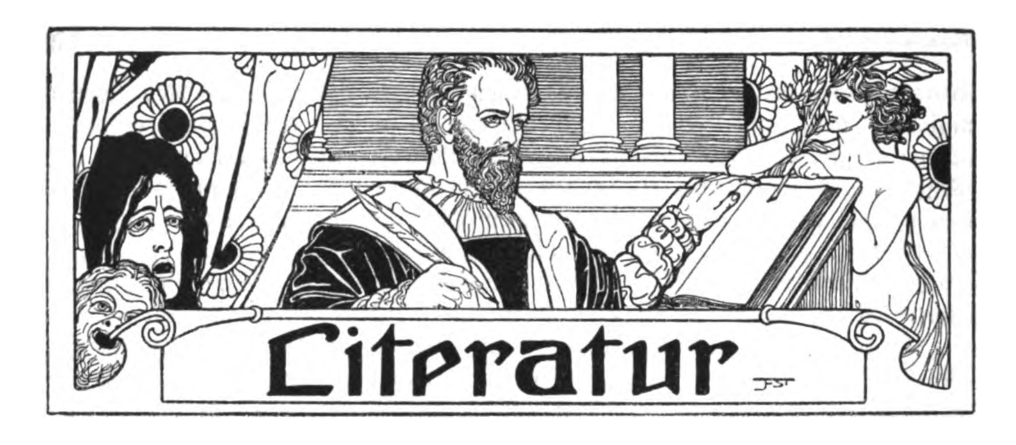
Beuron sandte. Es ist darin von dem ‚treuen bewährten Freunde‘ die Rede, ‚dessen nationale Gesinnung über jeden Zweifel erhaben war‘. Weiter heißt es dann: ‚Seine großen Verdienste als Haupt der Benidiktinergenossenschaft um Kunst und Wissenschaft, seine nahen Beziehungen zu dem Fürstenhans in Sigmaringen, seine treuen, mir und dem gesamten deutschen Vaterland geleisteten Dienste sichern ihm über das Grab hinaus ein freundliches und dankbares Andenken.‘ Man fragt sich hier unwillkürlich: Welche Dienste sind das, die das Oberhaupt der evangelischen Kirche besonders hervorheben zu müssen glaubt? Etwa die fortschreitende Verklösterung Preußen-Deutschlands? Und was die Verdienste um ‚Kunst und Wissenschaft‘ anlangt, so hat Erzabt Placidus zwar ein großes Psalmenwerk verfaßt, das seinen Wert haben mag; ein Verdienst aber, das eine ausdrückliche kaiserliche Belobigung beanspruchen dürfte, ist unseres Wissens nicht in die Öffentlichkeit gedrungen.

Man hat diese ganze kaiserliche Bevorzugung Beurons als Ausfluß einer weitgehenden Toleranz des protestantischen Kaisertums für alle unter seinem Zepter vereinigten Konfessionen zu deuten versucht. Wie es ja auch kein Geheimnis ist, daß der Kaiser an dem persönlichen Umgang mit klugen jüdischen Persönlichkeiten seinen Gefallen findet. Aber ist es das wohl allein? Sollte nicht sein neuerdings wieder so scharf betontes Gottesgnadenbewußtsein, dem gerade die Kirche die wirksamste Folie bietet, mit im Spiele sein? In jedem Falle wäre es die Pflicht der kaiserlichen Ratgeber, den Mund aufzutun und vor einer Gefahr zu warnen, die näher vor den Toren steht, als viele wissen. Diese Gefahr ist die Einführung des Klerikalismus als politischer Vormacht in die gesamtdeutsche Verwaltung, wie sie bereits in Bayern zur vollendeten Tatsache geworden ist.“

Gewiß, Bayern sei katholisch, Preußen evangelisch. Aber die evangelische Kirche sei allen Ableugnungen zum Trotz in der Abbröckelung; die katholische stehe in kampfgewohnter Phalanx und habe sich heute bereits mit den norddeutschen Regierungen auf Du und Du gestellt. Die kirchliche Orthodoxie in Preußen aber, das wisse jeder, paktiere tausendmal lieber mit dem Papsttum, als daß sie einen Fuß breit den Fortschrittlern nachgäbe. Die jüngste kaiserliche Ansprache an den Erzabt in Beuron (14. November) zeige, welche Einflüsse heute auch am Berliner Hofe am Werke sind.

Stimmungen ... All Instrument will gestimmt sein ...





Die Tragik des Religiösen
Zu Gerhart Hauptmanns Roman
Von Dr. Karl Storck

Es ist unendlich viel Not und Schmerz in der Welt und nur gar wenig Liebe. Aus der Not und dem Schmerze erwacht die Sehnsucht nach Glück, aus der Liebe das Verlangen, zu beglücken.

Gerade wer in harter leiblicher Not gefangen lebt, erwartet sich am wenigsten vom materiellen Glücke. Man gewöhnt sich an das körperliche Elend, an die Armut, ja sogar an die körperlichen Schmerzen. Man hat es von Kindheit ab von andern zum Troste gehört und sich gesagt, daß auch der Reichtum nicht schütze gegen dieses Leid. So erwacht im Menschen die Sehnsucht nach einem anderen Glücke, das unabhängig ist von den irdischen Zufällen des Lebens. Darum ist der Glaube an den Himmel zu einem Trost für die Menschheit geworden. Viele tragen geduldig die Leiden der Erde, weil sie gerade durch sie eine Art Anrecht zu gewinnen glauben auf die Seligkeit des Himmels. Das Gleichnis vom reichen Prasser und dem armen Lazarus, deren Glücksverhältnis in der Ewigkeit dem zeitlichen genau entgegengesetzt ist, wird zum Angelpunkt des Denkens dieser Armen. Das sind die einfältigen, mehr, die oberflächlichen unter den Armen. Sie waren so lange bequem zu regieren, als in ihnen dieser Glaube unerschüttert feststand.

Kirche und Staat haben jahrhundertelang auf diesen Glauben hin gesündigt. Gesündigt an ihrer vertrauensseligsten Herde. Sie sind dafür bitter gestraft worden. Den in Oberflächlichkeit belassenen Massen, die man durch eine möglichst oberflächliche Auffassung des Verhältnisses zum Jenseits in Schach hielt, war das Denken über den Körper hinaus zu keinem inneren Lebenswerte geworden, ihr Glaube an den Himmel und an die ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits war ein ganz äußerliches Rechenexempel geblieben, das seine Überzeugungskraft verlieren mußte, sobald einer kam und zeigte, daß die Werte, mit denen hier gerechnet wurde, nicht zutrafen. Ein äußerlicher Glaube verlangt äußerliche Beweise. Wo die ihm nicht gegeben werden, bricht er zusammen. Kirche und Staat erkennen mit Schrecken,

wie die Massen der Bedürftigen und Geknechteten des Lebens von ihnen abfallen. Noch bewirkt die Überlieferung von Jahrhunderten, daß der Abfall vielfach nach außen verhüllt wird. Tausende und Abertausende gestehen sich auch selber diesen Abfall nicht ein, weil in ihnen dann eine noch größere Leere entstände, die sie nicht auszufüllen wissen. Aber Tatsache ist diese Entfremdung, und sie erscheint dem tiefer Zusehenden um so furchtbarer und verhängnisvoller, als sie nur durch Heuchelei und Feigheit verschleiert wird. Die Massen haben die religiöse Heuchelei und Äußerlichkeit von den sie Beherrschenden gelernt.

Wenn es wahr ist, und wer könnte es bestreiten, daß zu gleicher Zeit mit der Entfremdung gegen die Kirche eine große religiöse Sehnsucht durch das Volk geht, so liegt darin der schwerste Vorwurf, der gegen die Kirchen erhoben werden kann: nämlich daß sie nur für eine mehr oder weniger reiche Blüte des Kirchentums gearbeitet haben und darüber vergaßen, daß es ein geistiges und seelisches Hungern gibt, das nur durch geistige und seelische Nahrung zu sättigen ist.

Aber nicht alle die Armen des materiellen Lebens sind auch arm im Geiste. Der Hunger nach dem Seelischen und Geistigen kehrt sich nicht an Güter und Besitz. Dieser seelische Hunger, diese geistige Sehnsucht, denen die Menschheit ihre tiefsten und heiligsten Offenbarungen verdankt, ist eine Begabung, die im Menschen liegt, wie etwa die Begabung für Musik. Sie kann wohl durch Pflege entwickelt und gesteigert, aber sie kann nicht anerzogen werden. Wo sie vorhanden ist, findet sie Wege zur Betätigung. Wie sich die musikalische Veranlagung im Vortrag eines einfachen Volksliedes genau so gut betätigen kann, wie in dem einer Beethovenschen Sonate; wie ein Volkskind im Vortrag eines schlichten Liedes viel mehr wahrhaft musikalisches Empfinden bekunden kann, als ein Fingervirtuose mit dem technisch tadellosen Herunterspielen einer Sonate Beethovens, so ist es mit jenem Hunger nach dem Seelischen und Geistigen, den wir als die Veranlagung zum Religiösen bezeichnen können. Die Inbrunst dieser Religiosität macht dem wissensarmen einfältigen Manne das von Millionen abgeleierte Vaterunser zu einem ebenso vertrauten Gespräche mit dem Göttlichen, wie es die gelehrtesten Mystiker in ihren tiefsinnigsten Traktaten führten. Und andererseits kann die gelehrteste theologische Schulung und schärfste dogmatische Dialektik neben der erbarmungswürdigsten religiösen Armut bestehen. Darum hat Jesus jene selig gepriesen, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit.

Die nun arm sind und enterbt an allem Irdischen, werden schon auf Erden teilhaftig dieser verheißenen Seligkeit, weil sie erkennen, daß diese geistigen und seelischen Güter unabhängig sind von allem anderen, was die Erde schätzt als materiellen und geistigen Besitz. Sie erfühlen, daß des Heilands andere Seligpreisung derer, die „geistlich arm" sind, nicht bedeutet, daß jene selig wären, denen dieser Drang nach dem Geistlichen überhaupt fehlt, sondern im Gegenteil jene, die die geistliche Armut fühlen und darum nach Bereicherung trachten, die also den Hunger nach dem Geistlichen haben.

Vielleicht hat es Kirchen gegeben, seitdem der Mensch ins erste Bewußtsein der Kultur eingetreten ist, wie es Religion gegeben hat, seitdem der Mensch sich als Mensch fühlt. Sicher aber hat es auch immer Sekten gegeben,

solange es Kirchen gegeben hat. Und diese Sekten, mag nachher aus ihnen ganz anderes geworden sein, sind immer entstanden aus geistlichem Hunger, der in der Kirche nicht satt werden konnte. Warum sind es nun immer gerade die Armen und Bedrückten, unter denen die Sekten entstehen? Wohl deshalb, weil gerade die materielle Armut den Menschen dazu drängt, sich mit anderen zusammenzuschließen, Gemeinschaften und Gemeinden zu bilden, denn in dieser Gemeinschaft liegt für den Hilflosen eine Stärkung. Nur „der Starke ist am mächtigsten allein". Das gilt auch vom Geistigen und Religiösen. Dieser Starke kann sich auch allein fühlen bei äußerer Zugehörigkeit zur größten Gemeinschaft. Es gibt zu denken, daß auch in der riesigen Heiligenschar der katholischen Kirche die Eigenartigen, die Sondernaturen, die Seltsamen überwiegen. Die katholische Kirche hat überhaupt dem mystischen, dem religiösen Gefühlsleben des einzelnen eine solche Fülle von Möglichkeiten offen gelassen, daß religiöse Gefühlsnaturen — nicht Denker und Grübler — unschwer ohne Konflikt mit der Kirche durchs Leben gehen. Viel näher liegen diese Konflikte in der evangelischen Kirche, die das Geistige so viel stärker betont. Sehen wir nicht in allen armen evangelischen Gegenden Deutschlands gerade unter den Bedürftigen die verschiedensten pietistischen Sekten blühen?

So einer von diesen seelisch Hungernden für sich das himmlische Manna gefunden hat, selber in aller Not und Drangsal der Erde ein Glücklicher geworden ist und nun in sich die große Liebe trägt, jene Liebe, für die das Leid der Mitmenschen eine immer blutende Wunde ist, so muß es ihn drängen, seinen Nächsten am eigenen Glücke teilhaftig zu machen. Er wird also ein Bekenner und Verkünder seines eigenen religiösen Lebens, und damit ein Sektenbilder. Denn wenn er auch für sich selber ganz allein den Weg zum Heile gefunden hat, er vermochte das nur, weil er in all seiner Hilflosigkeit ein Starker war. Die aber, zu denen er nun hingeht, seine eigene Glückseligkeit mit ihnen zu teilen, sind zu schwach dazu, den Weg allein zu finden; sie schließen sich zusammen, sie brauchen die Gemeinde: es zwingt sie zur Religiosität eines Kirchentums. Darin liegt die Tragik für den einzelnen Heilsverkünder, darin die Tragik derer, die ihm anhangen, darin die Tragik des Religiösen selber.

Solch ein Heilsverkünder ist Emanuel Quint, der Narr in Christo, von dem Gerhart Hauptmann berichtet. Von der Tragik seines Lebens, seiner Getreuen berichten die Ereignisse des Buches, dessen tiefstliegender, leider längst nicht ausgeschöpfter Inhalt die Tragik des Religiösen selbst ist.

* * *

„Emanuel war unter dem Drucke der ausgesuchten Verachtung seiner Umwelt herangewachsen. Verachtung schien ihm das natürliche Erbe des Menschen zu sein." Sie hatte ihn zunächst zu einer Art Selbstverachtung geführt, in der er bereits als Knabe den Tod als Erlösung herbeisehnte. In diesem Zustande hatte ihn die Gestalt des Heilandes berührt und war ihm zum Troste geworden. Der in der Welt so furchtbar Geknechtete und Verachtete flüchtete in den innigen Verkehr mit dem göttlichen Menschensohne, so daß ihm die Evangelien ganz in Fleisch und Blut übergingen, daß er stündlich das Leben des Heilandes gewissermaßen mit-

erlebte. Er hielt dieses halbe Träumerdasein vor der Umwelt geheim, und nur bisweilen brach es in merkwürdigen Worten aus, so daß seine Mutter oftmals fürchtete, ihr Sorgen- und Schmerzenskind, das sie aus einem Fehltritt in die Ehe mitgebracht hatte, möchte dem Wahnsinn verfallen.

Wenn er so der Mutter Sorgen und Schmerzen bereitete, so vergalt sie ihm das doch keineswegs nach echter Mütter Art mit Liebe. Er war ihr in ihrem elenden Leben mit einem arbeitsscheuen, dem Trunke ergebenen Manne nur eine schwere Last gewesen. Wie seinem Vater, erschien er den anderen Menschen im Orte in seinem heimlichen und verheimlichten Umgange mit den Vorstellungen von Gott, von Jesu Erdengange und seiner Lehre als ein Tagedieb und arbeitsscheuer Mensch. Es mußte sich auf diese Weise aber in ihm herausbilden, daß er die Verfolgungen, die er um des Heilandes willen litt, als himmlische Prüfungen ansah und so alles, was gegen seinen Hang unternommen wurde, ihn nur fester an den Herrn schmiedete. Sein ganzes Denken und Empfinden kristallisierte sich um diesen einen Punkt. Er versenkte sich in die heiligen Bücher über des Heilandes Erdenleben und gewann sich aus ihnen heraus den lebendigen Gottessohn und eine durchaus das ganze Leben und Fühlen erfüllende Auffassung seiner Worte und Lehren. Auf diese Weise erblühte in ihm eine innere Seligkeit, die er zuletzt nicht mehr bei sich behalten konnte. Groß wie diese Seligkeit war das Leid um alle jene, die er sich mühen und quälen sah, und doch nur deshalb, weil sie nicht gleich ihm den Weg zur Quelle des Glückes fanden. So überwältigten ihn schließlich diese Gefühle, daß er aus seinem persönlichen stillen Versonnensein hinaustreten mußte vor die Welt und dieser verkünden, was in ihm lebte, um ihr zu helfen.

An diesem Zeitpunkte setzt das Buch Gerhart Hauptmanns ein, das zu unrecht als „Roman" bezeichnet wird, und viel eher eine Art von Chronik ist über diese letzten Lebensjahre Emanuel Quints, der der Welt als ein „Narr in Christo" erschien.

An einem Sonntagmorgen im Mai geht Emanuel, nachdem er sich von früh an in den Feldern aufgehalten, nach der nahen Kreisstadt Reichenbach. Der Marktplatz ist gerade belebt von den Kirchgängern, die aus dem protestantischen Gottesdienste kommen. Da schwingt sich Emanuel auf einen Stein und beginnt den Menschen von der Nähe des Himmelreiches zu predigen. Es entsteht bald ein Gedränge um ihn. Schier alle halten diesen schmächtigen, von Begeisterung trunkenen Menschen für einen Narren. Die meisten lachen über ihn, andere ärgern sich und schelten, bis die Faust eines Gendarms ihn packt und vor den Amtsvorsteher führt, bei dem ein Pfarrer aus der Nachbarschaft zu Gast sitzt. Auf den Rat des Pfarrers ergeht es Emanuel glimpflich. Nach einer salbungsvollen Ermahnung durch den Pfarrer, einer scharfen Zurechtweisung vom Amtsvorsteher läßt man ihn laufen. Als der Schwärmer nun auf der Straße vom Gejohle der Müßigen empfangen wird, ist ihm wohl zumute. „Durch sein ganzes Wesen verbreitete sich ein stolzes Gefühl der Genugtuung darüber, daß er nun ernstlich gewürdigt wäre, für das Evangelium Jesu Christi zu leiden." Da nahen sich ihm zwei Männer, zwei junge ehrsame Leineweber, die seiner Predigt auf dem Marktplatze beigewohnt hatten, und laden ihn in ihr Haus ein, auf daß er ihnen womöglich ihren schwerkranken Vater gesund



mache. Emanuel geht mit ihnen, und der bis dahin tobsüchtige Alte beruhigt sich allmählich unter seinem Zuspruch und dem Einfluß seines milden, von innerer Glückseligkeit durchsonnten Wesens.

Diese beiden Weberbrüder sind Träumer und voll glühender Sehnsucht nach dem Heile; der eine ein milder Schwärmer, der andere ein leidenschaftlicher Fanatiker. Die Art, wie Emanuel ihnen vom Evangelium spricht, bedeutet für sie eine Offenbarung, ihre hungrigen Seelen fühlen seinen inneren Glücksreichtum und so erscheint er ihnen, als sei er geradezu aus dem Bibelbuch herausgestiegen, wie ein Prophet, wie ein Gottgesandter, wenn nicht gar wie der Messias selber. Auf Emanuel Quint wirken die Ereignisse dieses Tages überwältigend. Sein ganzes Innere drängt ihn dazu, in diesen Geschehnissen eine Bestätigung dafür zu sehen, daß er zum Apostel des Herrn erkoren sei. So wandert er von dannen. Es drängt ihn in die Einsamkeit. An des nächsten Tages Abend gerät er in ein kleines Dörfchen und schließt sich vielen Männern und Weibern an, die nach dem Schulhause ziehen, wo sie ihres Predigers harren. Es ist Bruder Nathanael, ein bekannter und verehrter Laienprediger, der in starker Leidenschaft die Schrecken des ewigen Gerichtes für die Unbußfertigen, die Seligkeiten des Jenseits für die wahren Anhänger Jesu schildert. Nach Schluß der Predigt drängt Quint sich an den Laienbruder heran und fragt ihn: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?" Der zieht sich mit dem seltsamen Fragesteller zurück zu einem langen Gespräche. Und auch Bruder Nathanael wird aufs tiefste erschüttert von der Liebe und Barmherzigkeit, von der heiligen Glaubensglut des jungen Mannes. Am nächsten Tag wandern die beiden weiter, und unter freiem Himmel kommt es dahin, daß Nathanael durch seines Wandergenossen Rede und Art so tief erschüttert wird, daß er in der Ekstase der Versenkung ins Göttliche dahin gelangt, sich als eine Art Vorläufer des wahren Gottverkünders zu fühlen. Ein neuer Johannes gibt er Emanuel Quint die Taufe, weil „nur der erwachsene Mensch nach ernsthafter Prüfung seiner selbst auf dem Wege der Buße und Läuterung aus klarem, freiem Entschlusse des Sakramentes wahrhaft teilhaftig werden könne".

Dem Tischlersohne Emanuel ist diese Wiedertaufe aufs neue eine Bestätigung; die tiefe Ergriffenheit und das seltsame Gebaren des Wanderpredigers, von dem er seit seiner Kindheit gehört, hat auf ihn einen starken Eindruck gemacht. In der übervollen Seele Quints wallen und wogen die Gefühle des Glückes und des Dranges nach Beglückung, daß er mit inbrünstiger Liebe die ganze Welt umfängt, eins wird mit der Natur, die ihm nur der Ausfluß Gottes ist. Von dem Drange getrieben, ganz einzudringen in die Gottheit, wandert er weiter und weiter, bis in die ödesten Teile des Gebirges. Seine Gedankenwelt ist so eingebannt in die der Evangelien, daß er nicht von den Vorstellungen wegkommt, sein eigenes Werden als Parallele zur Entwicklung Jesu Christi selber zu sehen. In der Einsamkeit kämpft und ringt Emanuel in sich selbst und mit sich selbst sich durch zu der heiligen Überzeugung, daß er durch den Zwang des Göttlichen, das in ihm mit dem biblischen Worte einheimisch geworden ist, von den Menschen fort und in die Versenkung ins Heilige geführt worden ist. Und hier in der Einsamkeit gehen Quint die letzten Maßstäbe und Einschränkungen der wirklichen Welt verloren. Er verliert den Zu-



Aus dem Inntal bei Oberaudorf (Bleistiftstudie) Alfred Lüdke

sammenhang mit ihr, er wird frei von ihren Forderungen, von den Bedürfnissen des Lebens, und gerät so in steigendem Maße ins Abstrakte hinein, daß er sich „kaum noch als Mensch empfindet“. Es ist eine Art Erdentrücktheit, ein Sich-freimachen vom Körperlichen, so daß ihm von nun ab alles körperlich Materielle gleichgültig und wertlos wird.

Im Verlaufe dieser einsamen Tage, in denen er die bescheidene Nahrung bei einem Hirten findet, vertieft sich sein ganzes Wesen, und er gelangt aus dem Reiche bloßer Empfindung in das der Erkenntnis. „Gott wurde Mensch, sagte er sich; das war das Mysterium. Er wurde ganz Mensch; dies war das größte unter den Wundern. Warum wurde er Mensch? Damit er dem Menschen ein menschliches und zugleich auch göttliches Beispiel sein könne! Denn nur das Menschliche ist es, drin der Mensch das Göttliche fassen kann. Was folgt nun daraus? erwog er weiter: daß wir mit Glauben und vollem Vertrauen das Menschliche in dem Leben des Heilands zunächst erfassen und immer tiefer begreifen sollen: ihn menschlich lieben, ihm menschlich nacheifern. Dies wurde sein Vorsatz, dies wollte er tun.“ Durch diese tiefe Vermenschlichung wird er für seine Person frei von all dem Verlangen, im Über- und Außermenschlichen, in Wunder und Zeichen den Beweis der göttlichen Wirkung zu sehen. Er erkennt den Zwiespalt, der einst zwischen dem Heiland und den Jüngern war, welch letztere nach diesen Zeichen und Wundern verlangten, welch letztere auch einen Lohn erwarteten für ihren Anschluß an den Heiland. So ersetzt in dieser Zeit Quint für seine Person das rein Schwärmerische durch eine Art von geistigem System.

Da stehen eines Tages vor ihm jene beiden Brüder Scharf, die sich ihm infolge seiner Marktpredigt angeschlossen hatten. Ihr Vater war gestorben, sanft und ruhig im Herrn entschlafen. Diese Wirkung schoben sie auf Emanuel und seither hatten sie ihn gesucht, weil sie in ihm ein wunderbares Werkzeug des Himmels sahen. Überhaupt hatte inzwischen das Auftreten Quints viel stärker weitergewirkt, als dieser sich denken konnte. Die vielen einzelnen, die in Unruhe und Angst in der Welt stehen, greifen ja nach jeder in sich gefestigten und sicheren Erscheinung, als könne diese ihnen den fehlenden Halt im Sturme des Lebens bieten. In diesen Brüdern, deren heißes Sehnen Emanuel für Stunden erfüllt hatte, für die seine ganze Art eine Bestätigung ihres geheimsten Verlangens gewesen war, hatte inzwischen auch ihr Erlebnis weitergearbeitet. Es hatte sich in ihnen die Überzeugung gefestigt, daß Quint „der Gesalbte des Vaters“ sei. Umsonst wehrt Quint entsetzt ab. Denn er vermag nicht, sich von ihnen loszusagen, infolge seiner Liebe; fühlt er doch, wieviel er diesen beiden Menschen zu ihrem Glücke gibt. Und so folgt er ihnen denn und wird von ihnen in eine Hütte gebracht, die die Behausung des Elends selber zu sein scheint. Not, Krankheit, die fast bis zum Wahnsinn sich gesteigert hat, lasten auf den Bewohnern. Dieses furchtbare Elend wirft sich auf die liebevolle Seele Quints und verleiht ihm die Kraft zur Ausstrahlung seines ganzen inneren Glücksreichtums, so daß er diesen armen Menschen wirklich eine Art von Heiland wird.

Und so drängt sich das Elend, die Not der Welt von allen Seiten an ihn heran. Es ist, als ob instinktmäßig all die Beladenen, Enterbten des Lebens fühlten,

daß in der Seele dieses Mannes der Quell der Liebe lebendig sei. Sie drängen sich heran, um an ihm zu trinken. Und da sie selber in ihrem armseligen Menschentum diese Liebe nicht als menschlich begreifen können, da sie deren göttlichen Ursprung auch fühlen, wird ihnen das Gefühl dieser Liebe göttlich.

In einer langen, vielfachen Entwicklung zeigt nun das Buch, wie auf Emanuel selber alle diese Erlebnisse einwirken. Es kommt dann eines hinzu. Im Polizeigewahrsam, in den man ihn als Ruhestörer und Landstreicher wieder einmal eingesperrt hat, erlebt er jene Vermählung mit Christus, von der uns die Mystiker, von der uns auch ein Jakob Böhme als persönlichem Erlebnis berichten. Quint hatte geträumt in dieser Nacht, der Heiland selber sei in sein Gefängnis zu ihm gekommen. Dieser Traum wurde für ihn zu reiner Realität, ebenso wahr wie irgendwelche Ereignisse des sogenannten wachen und wirklichen Lebens sind. „So hatte Quint den leisen Tritt des Heilands gehört. Er hatte ihn mit leicht gebeugtem Kopfe durch das knarrende Pförtchen eintreten sehen ... Er wußte, so und nicht anders sah der Heiland, der Menschensohn aus ...“ Dieser Heiland frägt ihn: „Bruder Emanuel, hast du mich lieb?“ „Ja,“ sagt Emanuel, „mehr wie mich selber.“ Und als die Liebesbeteuerung wiederholt worden, sagt die Stimme weiter: „Emanuel Quint, so will ich für immer bei dir bleiben.“ Da erhob sich Quint und breitete seine Arme aus. Nun „geschah das, was seinem Traum für ihn die Weihe des Wunders gab, nämlich, indem Quint und die Gestalt des Heilands wie Brüder, die sich lieben und lange vermißt haben, mit geöffneten Armen einander entgegenkamen, schritten sie ganz buchstäblich einer in den anderen hinein, derart zwar, daß Quint den Körper des Heilands, das ganze Wesen des Heilands in sich eintreten und in sich aufgehen fühlte. Dieses Erlebnis war zugleich so unbegreiflich und wunderbar durch seine vollkommene Realität: denn es schien nicht anders, als daß wirklich fühlbar in jedem Nerven, jedem Pulsschlag, jedem Blutstropfen zu innerst und innigst die mystische Hochzeit stattfand und Jesus in seinen Jünger einging und in ihm sich auflöste.“

Dieser Traum ist das entscheidende Erlebnis für die weitere Entwicklung Emanuel Quints. Denn jetzt ist Christus so in ihm und er so eins mit Christus, daß er sich nicht mehr von Christus zu trennen vermag. Für Emanuel ist seine irdische Körperlichkeit damit völlig gleichgültig geworden; er ist, da er sich nur mehr rein geistig aufzufassen vermag, für sich selber Christus und kann sich nicht mehr Christus von sich selbst getrennt denken. Die äußeren Ereignisse müssen für ihn nun gleichgültig sein.

Man denkt zunächst daran, da man keinen Grund hat, ihn in einem Gefängnisse zu halten, ihn in eine Irrenanstalt zu bringen. Aber die Psychiater müssen von ihrem Standpunkte aus erklären, daß der Mann gewiß nicht ganz normal, aber doch so harmlos sei, daß er in Freiheit belassen werden könne und nur unter Aufsicht gestellt zu werden brauche. Es kommt die furchtbarste Leidensperiode für Quint dadurch, daß er nun gezwungen wird, in seinem Heimatdorfe im Hause des Vaters zu leben. Fürchterliche Quälereien, eine Unmasse von Hohn, die niedrigste Schande und Schmach entladen sich über des Armen Haupt, der in alledem nur Prüfungen des Himmels, nur das notwendige Schicksal des Heilands unter den Menschen

sieht. Inzwischen aber hat sich die Zahl derer gemehrt, die in ihm den Erlöser von ihren Leiden, den Erfüller ihrer Sehnsüchte sehen. Sie drängen ihm nach in die Heimat. Und immer wieder ist es bei Quint nur die Liebe, die es ihm nicht erlaubt, den Armen und Bedrückten etwas zu versagen, die ihn auch jetzt wieder zwingt, sich vor den ihn Rufenden nicht zu verbergen, sich ihnen hinzugeben. Es kann ihm aber unmöglich gelingen, sie zu jener Geistigkeit zu erziehen, zu der er selber durch sein wunderbares Erleben gelangt ist, und je reiner er von seinem geistigen Einswerden mit Christus spricht, um so mehr wird er für die ihn Aufsuchenden zum Christus selber. Für Quint selbst ist ja auch kein Unterschied zwischen ihm und Christus, nur daß er von einer ganz anderen Welt her zu dieser Auffassung gelangte.

Der Pöbel überfällt ihn mit seinen Anhängern. Der schwer Verletzte erhält durch eine adlige Dame, die auch zu den „Stillen im Lande" gehört, im Krankenhause sorgsame Pflege und nachher Aufnahme in der Gärtnerfamilie ihres Schlosses. Hier führt er ein ruhiges, stilles Leben, für ihn eine glückliche Zeit, in der er selber voll den Frieden auskostet, zu dem ihn seine Vereinigung mit Gott gebracht hat.

Aber seine Wirkung auf die Menschen ist ganz anders. Die ungeheure geistige Macht, die jede Vergeistigung ausüben muß, wirkt bei den anderen auch körperlich. Am schlimmsten entwickelt sich inzwischen das Schicksal seiner engeren Anhänger, die ein Gemeindeleben, gegen das er sich dauernd gesträubt hat, entwickeln, wie es sich in ihren Köpfen als das wahre Reich Christi spiegelt. Und auch da zwingt ihn die Not dieser Menschen aufs neue, ihre körperliche Gemeinschaft aufzusuchen, wo er doch geistig gar nichts mehr mit ihnen gemein hat. Er kann ihnen nicht auf andere Weise mehr etwas sein, als indem er ihnen den Glauben an sein Christustum so läßt, wie sie es infolge ihrer eigenen Schwäche nur zu erfassen vermögen. Die Tochter der Gärtnerfamilie schleicht ihm in der Nacht nach, er führt sie schuldlos und rein wieder ihren Eltern zu. Aber damit haben die vielen Feinde des seltsamen Schwärmers das Mittel in die Hand bekommen, ihn aus diesem Asyl mit Schimpf und Schande zu vertreiben. Er wird schier zu Tode gesteinigt, aber doch noch gerettet. Seine Jünger finden sich wieder zu ihm und nun zieht er mit ihnen nach der Hauptstadt der Provinz, nach Breslau.

In einer armseligen Gegend quartiert er sich hier mit seinen Anhängern ein. Eine verrufene, aber von Bohémienkreisen stark aufgesuchte Wirtschaft wird zu einer Art Stammlokal für ihn und seine Getreuen, zu denen sich jetzt auch einige feinere Menschen finden. Dafür werden seine früheren Jünger allmählich an ihm irre, weil er immer stärker das rein Geistige betont und ihnen die verlangten Zeichen und Wunder nicht wirkt. Das Schicksal geht seinen raschen Gang. Eines Abends wird er verhaftet; jene Gärtnerstochter, die ihm einst gefolgt, ist ermordet aufgefunden worden. Emanuel Quint verteidigt sich nicht gegen die furchtbare Anklage, ja er bezichtigt sich sogar selber am Ende der Schuld. Doch ist inzwischen der wirklich Schuldige — er ist einer von seinen Jüngern, der Verräter unter ihnen — aufgegriffen worden. So muß er aus dem Gefängnis entlassen werden. Er meidet ein erneutes Zusammentreffen mit seinen Freunden. Von jetzt ab hört man aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, daß ein Mann gelegentlich an die Türen der Häuser klopfe, Nahrung verlange und auf die Frage, wer da sei, antworte: Christus.

Als der neue Frühling ins Land zieht, findet man oberhalb des Gotthardhospizes nach der Schneeschmelze einen Leichnam. Auf einem Briefbogen, den man in seiner Tasche fand, waren die Worte noch deutlich zu lesen: „Das Geheimnis des Reiches?“ — Als Frage, nicht als Antwort.

* * *

Wenn des Dichters sicherstes Merkmal die Kraft zu gestalten ist, so legt dieses Buch kein beredtes Zeugnis für Gerhart Hauptmanns Dichtertum ab. In der gedrängten Inhaltsangabe, die ich versuchte, wird man die seelische Entwicklung Quints überzeugender nachempfinden können, als in dem mehr als ein halbes Tausend Seiten füllenden Buche. Und wenn es von schier unüberwindbarer Schwierigkeit sein muß, diese rein seelischen Entwicklungsgänge in der kaum zureichenden Sprache auszudrücken, so wäre dem Dichter als Mittel der Verdeutlichung geblieben die Schilderung der Ausstrahlung, die von diesem einen Menschen ausgeht, die klare Herausbildung des Geschehens, die lebhafte Verdeutlichung der Menschen und Orte, der Umstände und Geschehnisse, in denen dieser Träger der geistigen Entwicklung sich bewegt. Es ist schmerzlich überraschend, wie sehr hier der Dichter der „Weber“ versagt. Man wird zu dem Urteil kommen müssen, daß es sich hier um ein mühsam ergrübeltes, nicht um ein aus der Überfülle heraus gestaltetes Buch handelt. Darum versagt die gestaltende Hand auch dort, wo nur Leben ist und nichts von Gedankenhaftigkeit. Jedenfalls ist es seltsam, daß alles hierher Gehörige sich in früheren Werken Hauptmanns viel stärker findet, als hier. Der Dichter in ihm ist eben nicht frei geworden; der Denker, ich möchte lieber sagen, der Grübler, ließ ihn nicht los.

So ist es viel weniger Hauptmanns eigentliches Streben gewesen, die Entwicklung eines merkwürdigen Menschen zu schildern, der aus einer eigentümlichen Anlage und seltsamen Erlebnissen heraus zum Narren in Christo wird, als eine Antwort auf jene Frage zu geben, die sich jedem aufdrängt: W i e w ü r d e e s C h r i s t u s w o h l e r g e h e n, w e n n e r h e u t e a u f d i e E r d e k ä m e? Es war der Dichter in Hauptmann, der ihn verhinderte, dieses Problem so nackt aufzustellen; sein Dichtertum zwang ihn, aus dem heutigen Leben heraus ohne Allegorie und Symbolik zu arbeiten. Aber da es nicht stark genug war, um über jene schier abstrakte Spekulation den Sieg davonzutragen, ist nun etwas bös Zwiespältiges herausgekommen. Es wirkt nun äußerlich und schädigend für die Überzeugungskraft selbst in der Entwicklung des einen Emanuel Quint, daß doch in den Geschehnissen eine Parallele zum Lebensgang Jesu geschaffen wird; wirkt um so schädlicher, weil der Mut zur deutlichen Aussprache und Durchführung dieser Absicht fehlt. Daher mag das Verschwommene und Unklare im Gestalten zum Teil herrühren. Zum anderen liegt es in einer ganz merkwürdigen Zwitterstellung des Verfassers, der eigentlich einen Ich-Roman schreibt, und doch als unparteiischer objektiver Chronist sich neben sich selber stellen möchte. Die Bezeichnung Ich-Roman gilt natürlich nur für die Darstellung der rein religiösen Auffassung von Christentum, Kirche usw. Störend schiebt sich nun von Anfang bis zu Ende immer wieder ein Jemand ein, der hier Bemerkungen macht, Urteile abgibt über die Entwicklung Quints, über sein Narrentum, und dieser Jemand ist nicht greifbar. Er ist nicht

der Dichter, der seinen Quint gar nicht als im Irrtum befangen ansehen kann. Er ist aber auch nicht ein Vertreter einer der Kirchen, die er in viel beschränkterer und äußerlicherer Weise ihre Auffassung uns aufdrängen läßt.

Das tiefste Problem aber, das in seinem Roman liegt, hat Gerhart Hauptmann nicht erkannt oder jedenfalls gar nicht herausgearbeitet: die Tatsache eben, daß das eigentlich Religiöse nur persönliches Erlebnis sein kann, nicht mitteilbar ist und der begrifflichen Festlegung widerspricht. Da jedoch zum Wesen des Religiösen die Liebe gehört, also die Überwindung aller Selbstsucht und das unzähmbare Verlangen zu beglücken, sieht sich der wahrhaft religiöse Mensch gezwungen, seinen Nächsten zu helfen, ihr Leid zu lindern. Das aber kann er nur durch die Erschließung der Glücksquelle, die in seinem Innern ist. Für einzelne Augenblicke des Lebens wird dazu die Suggestionskraft, die von der eigenen starken seelischen Hochspannung ausgeht, ausreichen. In allem übrigen bedarf es der Mitteilung. Diese Mitteilung erheischt begriffliche Festlegung; diese begriffliche Festlegung bedeutet eine Materialisierung eines rein Geistigen, — sagen wir mit einem Worte: die Verkirchlichung der Religion.

Das ist eine große Tragik, die auch im Leben Emanuel Quints die Entscheidung herbeiführt, ohne daß der Dichter gerade diese für die Menschheit wichtigste Erkenntnis deutlich herausgearbeitet hätte. Es kommt hinzu, daß Gerhart Hauptmann kein tiefdringender und noch weniger ein scharfer religiöser Denker ist. Nur ein Beispiel: Emanuel Quint lehnt den biblischen Bericht, daß Christus den toten Lazarus, Jairi Töchterlein oder den Jüngling von Naim wieder zum irdischen Leben erweckt habe, mit der Begründung als Tatsache ab, daß Christus sie dann nur zu einem nochmaligen Tode erweckt hätte, wenn er sie aus dem Leben, in das sie mit dem Tode eingegangen seien, wieder zurückgerufen hätte. Das trifft im kirchlichen Sinne nicht zu, denn dieses ewige Leben wird der Menschheit erst durch den Erlösungstod Christi erschlossen, ist also in dem Augenblicke den Menschen noch unzugänglich, in dem die Erweckung dieser Toten zum nochmaligen irdischen Leben erfolgt. Vielmehr wird durch die Erweckung diesen Menschen Gelegenheit gegeben, nun erst Nachfolger Christi zu werden. Wie hier eine kirchliche Lehre sehr oberflächlich bestritten wird, ist überhaupt die Art, wie die Vertreter der Kirche Emanuel Quint gegenübertreten, denkbar äußerlich und kurzsichtig, von einem doch etwas kleinlichen Haß gegen das Kirchentum diktiert.

Ich füge zur Kritik des Buches nur noch hinzu, daß es, wo es doch in seinem geistigen und eigentlich auch im menschlichen Gehalte ganz von Gnaden der Evangelien lebt, doppelt so lang ist, als die vier Evangelien zusammengenommen. Die Verbreiterung bringt hier keine Vertiefung — diese dürfte ja kaum im Bereich der Möglichkeit liegen —, aber auch nicht einmal eine Verdeutlichung und Verlebendigung der Umwelt, aus der heraus die ganze Erscheinung Christi viel tiefer zu verstehen wäre. Was uns trotzdem das Werk mit einer tiefen Ergriffenheit aus der Hand legen läßt, ist abgesehen davon, daß jedes ernste und schwere Ringen um diese Probleme uns packt, das Menschentum des Dichters, dessen großes Mitleid mit den Mühseligen und Beladenen auch aus diesen Seiten überzeugend heraustönt.



Berliner Theater-Chronik

Unsere Bühnen werben wieder einmal um das Drama der Griechen. Und Max Reinhardt, semper novarum rerum cupidus, zog zu dieser Werbung aus den enggebundenen Räumen des gewohnten Theaters in die Arena des Zirkus Schumann und führte hier in einer Vorstellung, die mit einem beispiellosen Erfolg viele Wiederholungen fand, den König Ödipus auf. Von der Arena war ein Segment abgeschnitten, in ihm baute sich über der Freitreppe mit ragenden Säulenportikus der Königspalast auf. Der riesige Rundraum, von einem Velarium in halber Höhe abgedeckt, lag in Dämmerlicht, über den Kreis unten spielte das geisterhafte Licht der Scheinwerfer. Von weitem braust und brandet's von einem Orkan der Stimmen; es wälzt sich heran, und nun stürzen und fluten entfesselte Menschenscharen herein; von allen Seiten schwemmt es heran, und ein Schrei gellt zum Himmel, der Notschrei des geängsteten Volkes, das von der Geißel der Pest gejagt, hilfeheischend voll Ungestüm zum Sitze seines Herrschers stürmt.

Die Menschenströme ergießen sich ineinander, und jetzt ist es ein geballtes Mauerwerk der Leiber, und unzählige Arme fahren empor, verzweiflungsstarrende, aufgereckte Arme, wie die Arme Ertrinkender. Und da erscheint, über den Massen aufragend, als Hochgestalt, ob den Stufen, Ödipus, der König.

In solcher Rhythmisierung der Fülle, solchem Gegen- und Zueinander-Einstellen des Einzelnen zur Masse, — etwa wie der Solist im Konzert mit und gegen das Orchester spielt — lag das Charakteristische dieser Inszenierung, die eine aufwühlende Nervenwirkung übte.

Durchaus unterschieden sich dabei die Volks- und Chorszenen. Die Volksszenen waren voll Flackerjähe, eruptiv wallende Lavaströme, die aus dem chaotischen Gewühl zusammenwuchsen, dichtgedrängt, gleichsam ein Leib in seiner einen allen gemeinsamen Not.

Man konnte manchmal, wenn die Hunderte aus den verschiedenen Mündungen der Arena-Zugänge sich zu einem Keil andrängend zusammenschoben, an dessen Spitze dann erhöht der König ragte, an Figuren eines Vogelflugs denken. Und so innerlich war die Disziplinierung, daß völlig die Illusion der Unwillkürlichkeit gewahrt blieb.

Den Chören blieb im Gegensatz eine feierliche Metrik vorbehalten. Sie waren immer in ihrer Gruppierung, in Halbrund oder reihenweise priesterlich, ein ruhevolles Raum-Ornament. Und gleich einem Schicksalslied klang ihr raunender, auf abgestuften Stimmklang schattierter Sprechgesang. Diese Ruhe ward dann wieder variiert durch den Reigen fackelschwingender Läufer. Zu besonderer Wirkung kam die Komposition der Stellung des Einzelnen zu den Massen. So die Disposition des Teiresias und später des Hirten in weitem, freiem Rund auf dem Hintergrund des Chores. Der Chor, an einem Portal der Arena tief im Halbdunkel stehend und diese Boten und Verkündiger unbarmherziger Wahrheit im Mittelpunkt, im hellen Lichtschein. Und in die bestrahlte Fläche fielen lang hinein bläuliche Schatten, die Schatten der Gestalten und ihrer Stäbe, des Seherstabs und des Hirtensteckens mit dem Ölzweig.

Jokaste stand, orange gewandet, mit dickem Goldkranz im Haar über maskenhaft starrem Antlitz, im Kreis ihrer Dienerinnen, in weißen Faltenkleidern, am flammenden Opferaltar.

Und Tragik, schon allein durch das Bild vermittelt, kam aus einer der Schlußszenen: die Arena leer, auf der Freitreppe der König und ihm gegenüber, weit drüben in der Ausgangsschlucht, grau verdämmernd der Chor. Der König, verflucht und seinem Falle nah, schreit über die klaffende Öde und Einsamkeit hinüber zu den Menschen. Doch ihr fernes Summen tönt dem Gezeichneten, bald Lichtberaubten, schon wie aus einer anderen Welt.

Wenn diese großzügige dramaturgische Architektur auch durch ihren amphitheatralischen Rahmen an das antike Theater denken ließ, so verzichtete Reinhardt doch ganz auf alles Historisch-Experimentelle. Die Frauenrollen wurden nicht von Männern dargestellt, es gab keine Kothurne und keine Masken.

In antiquarischer Richtung bewegte sich eine andere Sophoklesaufführung, veranstaltet von dem Theater, das der jetzt in Berlin stattfindenden Theaterausstellung angegliedert ist.

Große Anstrengungen zur Echtheit machte man. Auf der Bühne wurden links und rechts die Seitenflügel eines illusionistischen Amphitheaters aufgebaut, auf dessen Sitzen Statisten das athenische Publikum markieren sollten. Dahinter breitete sich die Bühne schulgerecht mit dem Weihaltar und der Orchestra für den Chor, als Hintergrund der primitive Prospekt einer Zypressenlandschaft mit der aufragenden Akropolis. Und in diesem Rahmen auf Kothurnen die maskierten Schauspieler, nur Männer.

Dieser Versuch mißlang nun durch das Mißverhältnis zwischen Raum und Inhalt. Der Raum war nur ein Saal von mittlerer Größe, und verzeichnet wirkten darin die gesteigerten Figuren mit den hier der Wahrnehmung viel zu nah gerückten und dadurch grotesk erscheinenden Masken mit Wergperücken und den Grimassen der Mundschall-Öffnungen.

Mittel, bestimmt, in weitem Raum die Persönlichkeit zu erhöhen und sie stilisierend über die menschliche Zufälligkeit hinauszuheben, waren hier recht mißverstanden angewendet.

Doppelt schade war das, weil dadurch ein selten gehörtes hohes Gedicht in seiner reinen Wirkung geschwächt wurde. Das war der Ödipus auf Kolonos.

Nach dem Grauen des Königsdramas, in dem tragische Unschuld das Martyrium auf sich nimmt, und wir weniger erschüttert als schauererfüllt vor den rings umlauernden Abgründen und der ewigen Unsicherheit des Daseins werden, klingt hier ein Schicksalsrequiem mit großem, feierlichem Friedenston.

„Was ihr meine Taten nennt, das ward ja mehr erlitten als getan von mir,“ sagt der blinde Einsiedler auf Kolonos, der einst König von Theben war, voll Einkehr und Gefaßtheit. Dies geblendete Königshaupt, das uns voll Blut und Wunden mit Entsetzen traf, kommt hier unter stillem Leuchten eratmend zur Ruhe. Und Erkenntnis schimmert auf: am tiefsten mußte ein Menschensohn aus erhabener Fallhöhe abstürzen, um an ihm zu zeigen, wie auch die schwersten Leiden überlebt werden und zur Ruhe kommen. Ein hymnischer Preis des Sorgenlösers, des Todes, „wie ihn die Alten gebildet“, klingt hier. Wer aber lebt, muß leiden; während Ödipus sein Geschick überwunden und scheiden darf als ein Erlöster, müssen seine Kinder in ihre unabwendbaren Prüfungen, Polyneikes, ein Moriturus, des Untergangs gewiß in den Bruderkrieg, „wohl droht der Spruch mir, aber weichen darf ich nicht“; und Antigone zu ihrer Berufung, ein Opfer frommen Totendienstes für ihren Bruder zu werden.

Und voll tiefen Sinnes ist es dabei noch, daß die Entsühnung und die Todesweihe des Ödipus gerade im Haine der Eumeniden vor sich geht. Sie sind für diesen Schmerzvollendeten, den kein Gräßliches mehr schreckt, nicht die schlangenhaarigen Furien, sondern ernste Schicksalspriesterinnen. Da der Götter Ratschluß sich erfüllte, haben sie diesen müden Pilger und Büßer nur noch sanft zu entrücken. Den Todesweg geht er sicher und gottbewußt und „schlummert im Dunkel von Treue beweint“.

In diesem Eumenidenhain grünen — A. W. Schlegel erhebt dies zum Sinnbild der sophokleischen Poesie — „Lorbeer, Ölbäume und Weinreben, und es tönen darin die Lieder der Nachtigallen“. Und nicht so weltenfern ist diesem Leidensausgang das christliche Symbolum: Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg?

* * *

Das Ausstellungstheater brachte weiter eine Legende im modernen Gewande, den „Fremden“ des Engländers Jerome K. Jerome. Sie läßt in ähnlicher Mischung, wie es Maeterlincks Spiel vom heiligen Antonius versuchte, Christus wiederkehren in unsere alltäglichste Gegenwart und in einem gewöhnlichen Boardinghouse Londons Wohnung nehmen. Der Heiland ist hier wie einst „zu Judäa im heiligen Land“ unter Zöllnern und Sündern, und es ergeht ihm wie damals, „als noch verkannt und sehr gering unser Herr auf der Erde ging“. Er ist in seiner Sanftmut den schlimmen Weltkindern, die eine Revue menschlicher Schwächen

und Torheiten darstellen — ähnlich den alten Narrenzünften oder den Allegorien der Todsünden in den Mysterien — ein Ärgernis und eine Torheit.

Schließlich aber bekehren sich alle und ziehen einen neuen Menschen an. Das ist mit einem gewollt und gesucht primitiven Holzschnittstil gemacht, dem die rechte überzeugende Kraft fehlt. Die gläubige Einfalt mangelt, und andererseits ist das Gebilde künstlerisch nicht stark genug, um uns zu zwingen. Das Spiel der Bekehrung wirkt zu automatisch, zu figürlich, drehbühnenhaft. Und unerweckt blieb jene brennende Gemütsgewalt unter und bei den Worten, die in den christianischen Alltagsbildern Uhdes z. B. so erfüllend schwingt.

* * *

An der Arena-Inszenierung des Ödipus durch Reinhardt erschien, wie schon betont wurde, nicht der experimentelle Versuch historischer Neubelebung als Hauptmotiv, vielmehr merkte man hier als Haupttrieb, daß ein großer Regie-Stratege sein Manöverfeld erweitern, daß er in freieren Bewegungsmotiven sich ausleben und damit neue Verhältnisse und Distanzen zwischen Zuschauern und Darstellern finden wollte. Auf gleicher Linie liegt Reinhardts jüngste Hamlet-Gestaltung. Hier wurde der Rampe eine Vorderbühne, eine Orchestra vorgelegt, ein Proszeniumpodium vor dem Vorhang, das in den Zuschauerraum hinein sich streckt, durch eine Schranke gegen das Publikum abgegrenzt, mit abwärts führenden Stufen. Das ergibt reichere Verteilungs- und Auf- und Abgangsmöglichkeiten. So kommen die Gesandten Norwegs und die Schauspieler, die Fremden, wie von fern, aus einem anderen Land, hier heraufgestiegen an den dänischen Hof. Das Schauspiel im Schauspiel begibt sich auf dieser Vorderbühne gleichsam auf der Grenzscheide zwischen dem Theater und dem Publikum und bekommt dadurch eine ganz eigene Bedeutung. Auch die Monologe Hamlets an dieser Stätte, wie aus seiner Umgebung flüchtend in den weiten Raum, erhalten etwas Entmaterialisiertes, ins Geistige Entrückte. Solch Klima zu treffen, war auch das Ziel der dekorativen Inszenierung. Man verzichtete auf die Ausstattung und gab der „Vie intérieure“ dieses Seelendramas nur einen andeutenden Stimmungsrahmen, statt ängstlich vortäuschender Wirklichkeitsbilder. Meist dienten als Prospekte, wie es Gordon Craigh, Beerboom-Tree anwendet, wallende, farbige Faltenvorhänge, dazu in sparsamster Auslese wenige Requisiten, Thron, Gestühl, Betpult. Und die Terrasse von Helsingör wird lediglich durch die freie, in Nebelgrau liegende Bühne gebildet, fahlrötliches Wachtfeuer flackert vorn, rückwärts ragt abschließend Bollwerkbrüstung, dahinter wogt unendlich, sternendurchblinkt die Atmosphäre, eine Illusion von Himmel und Meer in grenzenloser Weite.

Mit solchen Mitteln ward das Gefühlsklima der Dichtung rein und voll gebannt.

* * *

Es bleibt noch von einem neuen dramatischen Werk zu berichten, dem Joachim von Brandt Moritz Heimanns.

„Ein Menschenkind, mit allen Engeln und Spinnen, die ihm über die Seele kriechen“, dies Mörike-Wort kann einem vor dieser Gestalt einfallen.

Joachim von Brandt, Rittmeister a. D., auf seiner Scholle sitzend, ist der Philisterschreck des Dorfes; er tobt seinen Wesensüberschuß und seine Menschenverachtung in tollen Streichen, vor allem einer nach jung-bismärckischem Vorbild betriebenen Fenstereinschießerei aus.

Ein verstörtes Gemüt, das in sinnloser Wildheit donquixotisch Beschwichtigung sucht, liegt dem zugrunde. Dieser wilde Junker hat ein Mädchen geliebt und mußte, von dem geriebenen Filou von Vater in eine schlau gestellte — wohl nicht alkoholfreie — Falle gelockt, die Schwester heiraten. Die andere aber sitzt ihm quälend im Blut und hetzt ihn in Betäubung.

Sein Wähnen gelangt am Ausgang zum Frieden dadurch, daß ihm von seiner Frau, der ungeliebten Frau, ein Kind geboren wird, ein Kind, das seiner Irrlicht-Existenz mit einemmal Ziel und Zweck gibt und ihn sicherer in den Bezug des Lebens einstellt. Klug gedacht

ist das Motiv; doch vollmenschlich ausgestaltet ward es nicht. Heimanns Kopf weiß mehr, als er dichterisch aussprechen kann.

Dieser kluge, menschenkennerische und lebenswissende Kopf hat aber außer diesen Gefühlspartien noch mehr zu bieten, und dem ist er gewachsen.

Das ist vor allem der rabiate Kleinkrieg, den Brandt aus seiner Vertrotztheit heraus mit seinem Gemeinwesen führt. Durch einen seiner gewohnten Streiche ist er in einen schärferen Konflikt mit der Behörde geraten. Ihn reizt der Kampf — er braucht allmählich stärkere Stimulantien als die Spießeranulkereien — er will einmal „hart gegen hart" etwas ausfechten und durchhalten. Er brüskiert die „Staats"-Gewalt, folgt keiner Vorladung, verschanzt sich in seinem Hof. Nun ist der Schicksalswitz, daß ihm sein eigener Widerstand vereitelt wird, nicht mit Gewalt, sondern durch verschmitzt tückisches Nachgeben der Gegner. Der diplomatische Schachzug kommt von Berlin. „Man" will an den maßgebenden Stellen keine Skandal- und Gerichtsaffären gegen einen Offizier und Gutsherrn an der polnischen Grenze. Und da er nicht nachgibt, muß eben einfach das, wogegen er „frondiert" — „wir revolutionieren nicht, wir frondieren", sagt Brandt — sich verflüchtigen, damit der Widerstand gegenstandslos verpufft.

Ein Regierungsrat erscheint, glänzende Bülowschule, voll bezaubernder Dialektik; er massiert die hölzernen Behörden windelweich, und schließlich ist die ganze Verhaftungsgeschichte ein allseitiges Mißverständnis, und Polizei und Bürgermeister machen dem grimmen Feind ihre Liebeserklärung. Er hat, da ihm der Gegner geschmeidig entschlüpfte, einmal wieder mit voller Wucht in die leere Luft geschlagen, und er könnte sich wieder als ein rechter Narr vorkommen, wenn nicht just als deus ex machina das Kind auf die Welt käme und seinen Gedanken eine Richtung gebe und ein Bejahen.

Man vermag das nur als eine Augenblickslösung für diesen Charakter zu empfinden; an seine wirkliche Harmonisierung glaubt man nicht.

Das Gefühlsdeuterische ist eben hier nicht unzweifelhaft zum Ausdruck gebracht. Das Politische hingegen delektiert als eine ganz feine Belustigung des Verstandes und des Witzes.

Felix Poppenberg



Ebba Hüsing

Der Romanschriftsteller von Fach gleicht dem Manne, der ein Haus baut, den Kostenanschlag im voraus sichert, die nötigen Streichungen vornimmt, Grundriß und Aufriß den feststehenden Erfahrungen entnimmt, sie mit einer persönlichen Note von Temperament und Geschmack durchdringt, dann ans Werk geht und auf Seite 320, was er unwillkürlich im Griff hat, unverkürzt und richtig unter Dach und Fach gelangt. Dem Dichter dagegen, der das Haus seines ersten Romans baut, stehen vor der Seele die Schönheiten, womit er es schmücken will. In die Wände des einfach weißgetünchten, aber schöngewölbten Flurs wird er edle Reliefs einlassen, altgriechische Herrlichkeiten oder herbe Donatellos oder auch liebliche Robbien, je nachdem, was ihn am stärksten zu sich zieht. Die Haustür wird er persönlich in Schnitzarbeit ausmeißeln, nach einem kunstreichen, alten Renaissanceschrank, den er irgendwo entdeckte, und neben dem altväterischen grünen Kachelofen wird um die Ecke herum eine heimelige Ofenbank als der stimmungsvolle Lese- und Plauderplatz der Liebe, die dieses Haus bewohnt, entstehen. Einen vorläufigen Aufriß hat er auch so ungefähr im Kopf, und vor allem wird der Bauplatz hoch über den Tälern auf dem Hügel sein.

Dann beginnt er die Erdarbeiten, und täglich steht er persönlich auf seinem Bau, ordnend, bestimmend, und aus dem, was ihn seine Maurer und Handwerker fragen, hört und erlernt er unzähliges Große und Kleine zum erstenmal. Auch das ist neue, beinahe jetzt die

größte Lust, dieses richtige Bauenlernen, dieses prüfende Überlegen auf Zusammenhang, Zusammenhalt, dieses tapfere Zurechtkommen trotz der erschreckenden Erkenntnis eines Tages, daß er, falls er noch ein Dach haben will, jetzt aufhören muß. Auf die vollendende Krönung, auf manche noch so schönen Einfälle muß er verzichten oder sie zur Andeutung einschrumpfen lassen, wenn ihm nicht das ganze feste Werk zusammenfallen soll. Aber die in Eichenholz geschnitzte Tür mit ihrem schönen Steinmetzenwerk als Rahmen, die Reliefs im balkengedeckten Flur, die Ofenbank, die großen hellen Fenster mit den wundervollen Ausblicken ins Land, den seelisch weiten Raum der freilich in der Zahl beknappten Zimmer, und das Gewissen des Mannes, der nirgends unechtes Material verbaut hat, erobert er sich doch. Der rückgratvolle Stolz, womit aus der Front sich der zuletzt erdachte Giebel reckt, rettet Bild und Aufriß. Es sieht so ziemlich niemand, daß auf diesem Hause ein einst so nicht gedachtes frühes Dach der Resignationen liegt.

Mir fielen derlei Gleichnisse ein bei dem Buche Ebba Hüsing. (Leipzig, L. Staackmann. 4 M, geb. 5 M). Sein Verfasser ist ein junger Bonner Dichter, gebürtig aus der Marschen- und Deichwelt Frieslands, Willrath Dreesen. Er erzählt die Jugend eines mit einer starken und reinen Schönheit erschaffenen friesischen Mädchens, einer Autodidaktin des Lebens, welches sie ihre selbsteigenen Wege, in sehr wenig Berührung mit den Konventionen, führt. Und er selber, der Dichter, erzählt als von seinem Werke lernender Autodidakt. Den Stil und die Schönheit hatte er, und Ebba Hüsings Weg war Aufriß genug. So setzte er mit ihrer Kindheit, wo das Leben angeht, die Erdarbeiten ein.

Ich hatte wenig freie Zeit, als ich zu lesen begann, und legte das Buch vorläufig wieder weg. Es war kein treibender, spannender Zwang, es durchzupeitschen, der Autor hatte nicht den technischen Vogelleim der Neugierde darangestrichen, woran auch unsereins bisweilen hastend, weiterblätternd kleben bleibt. Dafür wäre es aber auch viel zu schade gewesen, das sagten die ersten Seiten schon.

Dann aber kam das Buch von selbst und holte den vertagenden Leser zu sich zurück. Was er schon gelesen hatte, war eigentümlich in ihm stehen geblieben und in Konturen und Farben nicht wieder verblaßt. Farben von einer ruhig stillen Stärke, die die Fabrikation nicht herzustellen vermag. Ein Nachverlangen entstand, das Buch wieder herzunehmen und es nunmehr stetig zu Ende zu lesen. Das geschah mit dem, was besseres als Spannung ist, mit Anteilnehmen, das bis zum Dreinreden lebendig ward, ein Mitverantworten für Ebba Hüsing, ein Hadern um dieses Mädchens Schicksal mit ihrem Dichter, der über sie verfügt.

Aber wir lösen ihn dann aus seiner Schöpfung, den Dichter, und stellen uns die Fragen über ihn. Enttäuscht er, den wir als einen männlichen, frischen und feinen Lyriker kannten, in diesem Roman, wo er sich nun als Bildner erschaffener Menschen, erdachter Verhältnisse versuchen soll? Durchaus nicht. Eben dadurch, wie plastisch alles ist, übte das Buch seinen Zwang, es zu lesen. Es ist voll Noblesse und voller Einzelschönheiten und es wird uns eines jener Bücher bleiben, worin man, wenn man sie einmal kennt, gerne wieder, wie in einem Band voll Poesien, liest. Dem Autor gelang es, seinen Roman regelrecht zu zimmern, sein Haus zu bauen und es mit feinem Kunstwerk harmonisch auszufüllen. Die Sachverständigen werden voll Hochachtung, die Frauen und Männer unserer Zeit werden überzeugt, ergriffen sein von seinem Schluß. Er opfert Ebba Hüsing dem Willen, das Höchste von ihr zu sagen und Furcht und Mitleid erweckend, vorwurfsfrei, ganz groß und schwer, sein Thema durchzuführen. Nichts Banales darf an sie kommen, nichts, wovon ein Hämischer spötteln könnte, das sei ja auch — nämlich das Heiraten eines gleich gesunden, kraftvollen Mannes — das Richtige für sie. Zwischen der Scylla von gestern, daß die Mädchen der Romane sich verloben, und der Charybdis von heute, daß das Erwachen des jungen Weibes sie ungehegt hinunterstrudelt, gibt es nur die eine bange Wahl. Seine Ebba Hüsing, die von jedem gymnasiastenküssenden modernen Backfisch als unwissende Kleinstadtunschuld und deutsche Jung-

frau belacht werden würde, sie muß als schuldig gerichtet werden und darf kein weibliches Glück gewinnen. Oder vielmehr so: auch sie muß sich zu dieser bestimmten Art von Glück hindurchringen, die unsere Zeit in ihrem Platzmangel für das natürliche Glück nun schon richtig konventionell zurecht gewertet hat, Entsagerglück. Heroismus der Resignation, des überwindungsvollen Opferbringertums.

Da steht Ebbas Dichter, im Hochgefühl, sie zu erschaffen, sein großes, edles, starkes Menschenkind, sein Gebild. Auf einsam nackter Klippe erblicken wir ihn, vor ihm, unter ihm wogend des großen, dunklen, freien Lebens wild erregte See. Frei steht er da, das Haupt und die Brust umflattert vom sausenden Sturm, jauchzend hebt er die Arme in den kalten Sturmwind, durch seine Sehnen zuckt's in schier zerdehnender, gesunder Kraft und Lust, noch eine Sekunde, dann wirft er sich schnellend hinaus — — Nein, es geschieht nicht, unterbleibt. War's ein Anschein nur, ein Renommieren, ein flüchtiges Sotun? Das nicht. Im Gegenteil. Eine feinere Scham. Es gibt so wenig starke, frohe Hoffnung, jubelnde Kraft zum Glück. Man verletzt durch solche Eigenschaften. — Er hat obendrein studiert. Das macht so viel schwerer noch, Dichter zu sein. Unsere unverzagten Dichter heute sind vorher Buchhändler, Kaufleute, Leutnants, Unterlehrer gewesen, oder sie sind Frauen. Die Wissenschaft, die Methode der Philologen ist einmal die Ziege, die die obersten aufrechten Schößlinge von den jungen starken Bäumen frißt. Da ist unausrottbar diese Angst vor dem geringsten Anschein der Willkür, — die „methodische" Gewohnheit, an die tückische Dummheit des verehrten Fachkollegen zu denken — sie vernichten den Eigensinn, das kühne Selbstvertrauen im wichtigsten Moment. Schon seinen Balladen gab Dreesen die beweisenden Chronikenauszüge bei. In Ebba Hüsing stehen die modegewordenen Fußnoten, die das Dialektische noch einmal hochdeutsch geben. Wenn der Dialekt den unbemühten Genuß eines schriftdeutschen Kunstwerkes stört, dann hat er eben nichts darin zu tun. (Was auch aus anderen Gründen meine Meinung ist.)

Und nun das Mädchen des Buches. Keinen Knopf ihres Kleides auch nur sekundenlang lüftet der, der aus seinem jungen Mannesdichten ihre Jugend vor uns schildert und erzählt. Und trotzdem in der Pracht und Plastik ihres ganzen Wesens, ihrer ganzen Natur steht sie da; hindurch durch ihre sauberen, festen Hüllen um Leib und Seele kennen wir sie, welch vollwüchsig straffes, herbes, großes Menschenkind sie ist. Aus dem, was uns das flutend dunkle, große Leben von Menschenkraft und Glück zu wissen und besitzen schenkte, kommen wir dazu, sie lieb zu haben, kommen dazu, um Ebba Hüsing mitzusorgen und Besitz an ihr zu haben. Ihr warmes Blut in ihren Wangen glüht uns an, aus ihren jungen, starken Lungen weht ihr Atem gegen unsern Mund, um ihre zuverlässige Schulter legt sich unser Arm; das ist der Kamerad, um mit ihr hinzustürmen, wenn vor dem Föhnsturm der Frühling erwacht, über die freie Heide, wo tiefhangend die blauschwarzen Wolken jagen, durch den Wald im Krachen der Geäste; die schöne, feine Gefährtin, um die Stimmen zu erlauschen, die in des Lebens lichtesten Höhen und über den Tiefen sind, das Weib, um ihre ganze Seele zu entfesseln, ihre starke, stolze Mädchenbrust voll Reichtum und voll drängender, reiner Güte und voll Ungestüm —

Ach, nein, diese Ebba Hüsing, dieses Mädchen voll jungfräulich brünhildischer Pracht und Jugend wird kein seliger Mann umschlingen, der im Emporschreiten höher und höher mit ihr, herrlicher von Morgen zu Morgen sie sich täglich zu erobern hat. Das Reich ihrer Bestimmung ist nicht von einer Welt, wo die Skrupellosigkeit das Wohlergehen und die Degeneration die Kinder zeugt. Ebba Hüsing, in der nichts Krankes, nichts rechtfertigend Kompliziertes, nichts „Gehirndamen"-haftes, mit Möbius zu reden, ist, muß altjüngferlich verdorren, als sie ahnend es zum erstenmal erfahren, was das ist, die Arme um einen Mann legen und Mund auf Mund ihn küssen. Sie wird so etwas wie freiwillige Kindergärtnerin, die sich mit der Liebeswollust einer mittelalterlichen Heiligen über die Ungewaschensten erbarmt. Ums Haar wäre sie Wehmutter, Hebamme geworden, um ihrem Herzen voll Liebesfülle einen Ausweg zu finden, der symbolisch etwas der Mutterbestimmung Verwandtes noch hat.

Und nichts anderes auch, als diese dunkle, heimliche Mütterlichkeit in dem noch ganz verschlossenen Mädchen war es, was sie in ihre erste Mädchenliebe geführt. Zu einem jungen Schulmeister voll sensitiver Empfindlichkeit und Kinderliebe und voll zarter Poesie. In seinen feinen Lebensängsten und Leiden, seinem Geigenspiel auf der Heide erhorchte sie zuerst die ihm verwandten oder korrelaten Saiten der eigenen Natur und — hielt sie da für diese selbst. Ein feines, süßes, banges Adagio, von dem wir ohne weiteres verstehen, daß es nur Präludium sein kann. Und indem kommt auch schon der Andere hinzu, der Kühne, der sie ohne viel zu fragen zu sich reißt, der Mann für solch ein Weib, der Rechte — oder in dem mindestens das Zeug zu sein scheint, mit ihr, durch sie, der ganz Rechte zu werden. Und in wundervollen Akkorden wogt die Symphonie ihrer Jugend in das machtvolle Dur hinüber, das die herbe Knospe ganz nun auftun und das junge Weib zu seiner Vollendung führen wird. So starken, kühnen Mann würde die wirkliche, lebende Ebba Hüsing sich erkämpfen, auch wenn er sie gar nicht liebte. Sie wird ihn, wenn er sie vergäße, ganz einfach suchen und ihn sich zurückholen, ganz gleich, wo er wäre, wo er seine Fortuna sich erobern will, ob er in die weite Welt gegangen wäre, Ebba Hüsing ginge ihm nach. So denken wir und dürfen gar nicht anders, auch wenn wir merken, daß uns schon längst das Buch widersprechen will. Es nimmt seinen Weg für sich. Der junge Lehrer wird darüber wahnsinnig, daß Ebba in der Hast ihres sturmgeborenen neuen Liebens ihm ohne unehrliche Vorbereitung abschreibt. Daß Dispositionen zur Geisteskrankheit vorhanden sein müssen, damit eine Verstörung, wie diese, sie auslösen kann, sagt sich der Leser. Es fehlt aber die Hindeutung darauf, und bei Dreesens weit vor dem Allessagen Halt machender Art können wir nicht wissen, ob er daran eigentlich gedacht. Hier wäre es wichtig, dies zu wissen, um zu beurteilen, wie er seine Ebba führt. Im Wahnsinn und Tod des Jünglings auf der Heide, dem zuerst sie in hingerissener ideenhafter Teilnahme sich angelobt hat, bricht auch — in seelischen, nicht äußeren Motivierungen — Ebbas zweite, wirklichere Liebe und ihr Lebensglück in Scherben.

Und der andere, der Sieger, der Welteroberer, der Starke, der auch noch nie ein Weib geherzt hat, außer ihr, und in dessen gestauter Jugend die reife Leidenschaft der ersten männlichen Liebe wie ein entfesselt hinabbrausender Bergstrom erwacht ist, der nimmt Ebbas Absage für uns spurlos hin. Er ist ja — auch — „stark“.

Gewiß, ich setze mich mit sehenden Augen in den Verdacht der Heiratskuppelei, der Trivialität, des Nichtverstehens. Und erkenne doch ganz gut die feinen Gefühls- und Gedankengänge, womit es Dreesen von so langer Hand so hinausführen will. Er geht sorgfältig vor, hat sehr viel Ungesagtes bedacht, läßt uns manches à discrétion verstehen. Er will nichts übersehen, auch nicht, daß eine Ebba sich im Städtchen kompromittiert — wozu eigentlich ihre Existenz schon hinreicht —, und so kommt auch noch hinein, was hier vollkommen gleichgültig und nicht richtig ist.

Und das Wort unrichtig gilt nun von diesem ganzen Abschluß — nicht des Unterganges, sondern des Überwindertums. Ich deutete schon an, dies ist ja jetzt die Art geworden, den Besten unserer Zeit genug zu tun. Neu ist sie zwar längst nicht mehr. Wohin wir sehen, Gräfin Dohna bei Selma Lagerlöf und überall. Das auf den Mann verzichtende und höher, edler oder „freier“ sich vollendende Weib. Das ist nicht nur aufgebracht worden von den Frauenrechtlerinnen bestimmter Gattung, sondern auch von sehr trefflichen Schriftstellerinnen. Es sind darunter ganz famose Frauen, denen Sachlagen oder Beobachtungen noch anderer Art als die nicht immer erreichbare Heirat den Rock und die Hose zugleich angezogen haben und die auch so noch das frauliche Herz auf dem rechten Fleck zu behalten wußten.

Es ist menschlich und erst recht weiblich, nicht merklich entbehren zu wollen, was man entbehrt. Man macht aus dem Muß die Tugend und erhöht noch den verbleibenden Stolz des Dienens „nach des Weibes Bestimmung“, den Leidenden dienen, den minder Starken, und den Kindern. Und wenn man instinktiv auch nicht vergißt, es ist und bleibt Entbehren,

so will man das nun nicht wahr haben, man müht sich um die suggestive Überzeugung, daß man das Größere tut, und setzt alles an die Idealisierung. Aus diesen Psychologien stammt infolge der tausendfach ungleichen und ungerechten Verhältnisse, wie sie heute sind, der vielbeflissene Zeitkultus des Überwinder- und des stillen Heldentums. Aber nur ein Selbsttrug vermag diese überwindende Willenskraft für eine der naturgewollten gleichstehende, ja überlegene auszugeben. Sie streut, was man auch sagen mag, Bazillen der Lähmung aus und wird nur dadurch wieder aufbauend, daß Wollende, Wirkende, Herrschende sich dieser Selbstabtötungskräfte bemächtigen und sie, wie auch im Mittelalter und von je in der hierarchischen Kirche geschah, in positive Dienstleistungen hinüberleiten, praktisch oder ethisierend. Notideale und Unfreiheiten bleiben es immer, darüber sollten wir uns klar sein. — Es geht jetzt ohne sie nicht. Das wirkliche Leben opfert tüchtige, prächtige, liebevolle, edle Mädchen genug in die Vergeblichkeit ihrer Bestimmung. Sie gehen dahin, wie die Sophokleische Antigone klagt, fruchtlos, vergeblich, ohne Segen gelebt, unvermählt, ohne daß ihr Schoß ein Kind empfangen hat, ein seliger Mutterarm es an die Brust gelegt. Das Leben tut genug so, es sollte nicht auch noch der Dichter kommen und seine feinen Fäden so zu legen suchen, daß die Verkehrung des Schicksals in Fällen, wo es nicht not wäre, Recht bekommt. Dagegen sollen wir Widerspruch einlegen, wir als Männer, die eine freiwillige Gedankenbeugung in den Verzichtsheroismus als eine Naturwidrigkeit und Zurückdemütigung ins Mittelalter empfinden, ob auch die gemeinsame Kultur in unzähligen Fällen die unfreiwillige Beugung auferlegen mag. Aber auch dann noch bleibt sie das, wogegen eine ungebrochene Lebensenergie, solange diese selbst besteht, sich unversöhnt auflehnen muß, — und wenn dies letzten Endes die Forderung sozialer und ethischer Revolutionen, die die Wege wieder freier machen, in sich trüge.

Um dieses allgemeinen Protestes willen bin ich so ausführlich und gegenständlich geworden. Unsere Ästheten halten zwar das Stoffliche für das Allergleichgültigste. Aber ein Kunstwerk ist nicht vollkommen, dem der Kopf in die falsche Richtung gesetzt ist, mag noch so subtile Kunst alles Einzelne modelliert haben. — Es fehlt in Ebba Hüsing am Schluß ein einziges verhaltenes Sätzlein: ‚dies ging vorher, und jetzt ist Ebba soweit, den richtigen Weg ihres Lebens zu gehen'. Solcher Ausblick erschien dem Dichter wohl als künstlerische Vernichtung. Sein Schweigen aber wird auch zum Fehler, denn wir dürfen sein Werk nicht anrühren, und so baut er mit dem darauf gelegten Resignationsdach ihre Zukunft dauernd zu.

Prof. Dr. Ed. Heyck



Der neue Sensationsroman

Es ist erreicht! Wir haben wieder die literarische Sensation für diese Saison. Das heißt, wenn man die Kritiken der Tageszeitungen liest, möchte man denken, unser literarisches Heil oder Unglück hänge an dem neuen Buche, das uns Einblicke in ungeahnte Tiefen der Menschenseele gewähre und fürs Menschenleben entscheidende Eindrücke hinterlasse. Wer freilich erlebte, wie kleinlaut kritische Propheten des hehren „Tagebuchs einer Verlorenen" sich heute an dieses „Werk voll heiliger Liebe und lauterster Poesie" erinnern, wie schon heute niemand mehr Lust verspürt, dem „heiligen Skarabäus" auf seinen Mistkäferforschungen zu folgen, hört mit lächelnder Gelassenheit diese Taumelreden von Leuten ohne literarisches Rückgrat und ohne künstlerische Maßstäbe, die außer ihrer edlen Dreistigkeit nichts für den verantwortungsvollen Posten des Kritikers mitbringen, am allerwenigsten jene Menschlichkeit, die für die Kunstkritik noch unentbehrlicher ist als für die Kunstübung selbst.

Die Leute haben offenbar gar keine Ahnung, welch schwere Verantwortung sie auf sich laden, wenn durch ihre in Superlativen gehaltenen Besprechungen, ihre möglichst sensatio-

nell aufgebauschten Inhaltsangaben Tausende und aber Tausende dazu veranlaßt werden, ein durch innere Unreife, krankhafte Einstellung und haltlose Gesinnung verderbliches Buch zu kaufen oder doch zu lesen. Es handelt sich in diesen Fällen regelmäßig um Werke, die zu keiner Klärung der aufgeworfenen Fragen führen können, ja es nicht einmal wollen, weil ja gerade diese Zerrissenheit, die Aufreizung und Aufpeitschung des Empfindens und Denkens ein wesentliches Erfordernis solcher Bücher sind. Diese Literaten, für die „Aufgeregtheit" und „Ergriffenheit" Handwerkskniffe sind, die aber in Wirklichkeit an dem so „leidenschaftlich" bewerteten Buch nicht viel länger zu verdauen haben als an ihrem Mittagessen, haben keine Ahnung, in welche ernsten Wirrungen und Zweifel jene vielen geraten, die ein neues Buch als ein Erlebnis aufzunehmen gewohnt sind, und die nun gänzlich unvorbereitet vor Probleme hingezerrt werden, die nur in ruhiger Erwägung, nicht aber durch einen in unverantwortlicher subjektiver Herrlichkeit schwelgenden Roman ersprießlich behandelt werden können.

Da halte ich nun den neuesten Sensationsroman in der Hand. Ich habe diese Tagebuchaufzeichnungen gelesen, die Karin Michaëlis unter dem Titel „Das gefährliche Alter" herausgegeben hat, und frage mich umsonst, wie man den Absatz von fünfzigtausend Exemplaren in wenigen Wochen anders denn als ein Unglück bezeichnen soll.

In literarischer Hinsicht erhebt sich das Buch nirgends über den Durchschnitt. Es strebt auch gar nicht danach. Die Komposition ist lose, was die Tagebuchform ja begünstigt. Aber es ist auch gar nicht der Versuch nach sprachlicher Schönheit oder geistiger Steigerung gemacht. Ja das Buch hat sogar einen schweren Kompositionsfehler, gerade weil es sich um Tagebuchaufzeichnungen handelt. Diese Bekenntnisse sind nur dann richtig aufzufassen, wenn man die Beichtende richtig einschätzt. Dazu kommt man aber erst dreißig Seiten vor dem Schluß. Das wird auch zum künstlerischen Fehler, weil der einzige Wert, den das Buch haben kann, in den Bekenntnissen liegt.

Dieser geistige Inhalt kristallisiert sich in dem Satz: „Wenn Männer [sollte wohl heißen „die Männer"] ahnten, wie es in uns Frauen aussieht, wenn wir über die Vierzig hinaus sind, sie würden uns fliehen wie die Pest oder uns niederschlagen wie tolle Hunde."

Diesen Satz hat die Schreiberin des Tagebuches im Briefe einer andern gelesen. Das „gefährliche Alter" sind die Jahre, in denen die Frau infolge eines physiologischen Vorgangs aufhört, zu neuer Mutterschaft fähig zu sein. „Es wäre der Frau besser, mit nackten Füßen auf Glasscherben zu gehen, denn der Schmerz wäre nichts gegen den, den sie empfindet, wenn sie lächelnd aus ihrer eigenen Jugend in die Verzweiflung hineingeht, die Altern und Alter heißt."

Dieser Satz kennzeichnet übrigens die papierene Phraseologie des Buches, in dessen Sprache, Bilderwahl auch nicht die Spur von der tiefen Erregung, der Aufgewühltheit und tragischen Leidenschaft des Erlebens liegt, von der dauernd geredet wird.

Es wird nun an verschiedenen Beispielen, die die Bekennerin in die Darstellung ihres eigenen Empfindens hineinzieht, gezeigt, daß jene physiologische Umwandlung eher ein gesteigertes geschlechtliches Verlangen im Gefolge habe, als dessen Abschwächung, die man erwarten sollte, und die geheuchelt werde. Ja es wird eigentlich behauptet, daß die Frau im Grunde überhaupt eine Dirnennatur habe. Für die Bekennerin trifft das fraglos zu. Der Leser wird nur durch die Unwahrhaftigkeit und Komödianterei der Beichte darüber zu lange im Zweifel gehalten. Und hier liegt gleichzeitig die schwere künstlerische Unwahrheit des Buches. Das erste, was diese Bekennerin doch ihrem Buche anvertrauen müßte, wäre ein Aufschrei, daß nun endlich — wo sie nach zwanzigjähriger Ehe ihren Mann verlassen hat — die Zeit der Heuchelei vorbei sei; daß sie nicht länger sich dem Reichtum zu opfern brauche, dem sie sich einst verkauft hat. Nun aber wird lange die falsche Vorstellung festgehalten, daß die zwanzigjährige Ehe eine gute gewesen und nur eben durch den Eintritt ins gefährliche Alter die Katastrophe erfolgt sei. In Wirklichkeit aber war die Ehe von vornherein von der Frau nur des Geldes wegen mit einer anderen Liebe im Herzen geschlossen worden. Das verschiebt doch völlig den Sehpunkt; wir erfahren es aber erst im letzten Sechstel des Buches.

Es ist unmöglich, auf die Einzelheiten dieses Bekenntnisses einzugehen, das sich in der Häufung verallgemeinernder Behauptungen gefällt, so daß es nirgends, aber auch nicht an einer einzigen Stelle, als der von innerer Not erzwungene Aufschrei einer gepeinigten Seele wirkt, sondern überall als die reichlich selbstgefällige, geistreich tuende und obendrein bewußt unwahrhaftige, weil eitle Schreiberei einer Nichtstuerin ohne geistigen, sittlichen und beruflichen Lebensinhalt. Eine Frau von überreizter Sinnlichkeit spricht hier, von innerer Herzensroheit und kaltem Egoismus, die sich in Paradoxen gefällt, weil sie vor ihrem Tagebuch sitzt, wie eine Kokette vor ihrem Spiegel, und bei jedem Worte überlegt: Was wird das wohl für einen Effekt machen?

Die Verfasserin des Buches wird sich dahinter verschanzen, daß sie, künstlerisch ganz frei, gerade einen solchen Charakter habe schildern wollen. Wir sind das ja nachgerade gewohnt, daß die „kühnen“ Damen von der Feder „kneifen“, sobald man aus ihren Schriften Schlüsse auf sie selber zieht. Dann wäre es aber künstlerische Pflicht gewesen, eine Form zu finden, die diese Tagebuchaufzeichnungen einem neben dem Schriftsteller greifbaren Individuum zugeteilt hätte, oder sonst irgendwie Gegenwerte zu schaffen. Aber, wie gesagt, als künstlerische Leistung kommt das Buch überhaupt nicht in Betracht, sondern höchstens als „document humain“ für die Psychologie und Psychiatrie der Frau. —

Woher nun der Erfolg?

Er ist ein recht trauriges Zeichen der Zeit. Weil sich so leicht pikante Feuilletons an das Buch knüpfen lassen, wird überall so viel darüber geschrieben. Diese Feuilletons erwecken aber die Erwartung auf eine erotische Lektüre. Und da freilich gibt's keinen Widerstand. Die einzige Freude, die ich an dem Buche habe, ist die Schadenfreude über die enttäuschten Erwartungen der Leser und Leserinnen dieses Schlages.

Ist es nicht merkwürdig, daß es just immer Frauen sind, die uns in den letzten Jahren mit solchen Büchern aufwarten? Da heißt es an einer Stelle: „Es gibt anständige Frauen. Oder wir glauben daran, daß es solche gibt. Es ist uns ein Bedürfnis, daran zu glauben. Wer glaubt nicht gut von seiner Mutter oder Schwester? Aber wer glaubt g a n z an seine Mutter oder Schwester?“

Ich habe nie eine Schwester gehabt, und so kann ich dieses Glaubensbekenntnis nur für meine Mutter ablegen. Und ich weiß, daß Tausende deutscher Männer in gleicher Gesinnung neben mich treten. Und auch Tausende deutscher Frauen. Daran hindert uns nicht das ruhige Zugeständnis, daß die geschilderten Lebensjahre, wie jeder einschneidende physiologische Vorgang, auch voller psychischer Erschwerungen sind. Aber mag es für die Frauen ein „gefährliches Alter“ geben! G e f a h r e n sind dazu da, ü b e r w u n d e n zu werden. Nur wer sich leichtsinnig in Gefahr begibt, geht darin unter. Für die von der Natur ihnen aufgezwungenen Kämpfe hat die Natur den Menschen auch die Verteidigungswaffen gegeben. Sonst müßte man an der Natur verzweifeln, wozu trotz etlicher hysterischer Frauenzimmer noch immer kein Grund vorhanden ist.

Karl Storck



Zwei Kritiker des Naturalismus

Joseph H o f m i l l e r ist durch geistvolle Essays in den „Süddeutschen Monatsheften“ bekannt geworden; Paul G o l d m a n n hat als Berliner Theaterreferent der „Neuen Freien Presse“ die jetzige Lage der deutschen Bühne oft als recht unerfreulich ins Licht gesetzt. Unter dem Titel „Zeitgenossen“ liegt ein Sammelband Hofmillerscher Aufsätze vor (München, Süddeutsche Monatshefte); und zu früheren Sammlungen seiner Kritiken („Aus dem dramatischen Irrgarten“ usw.) hat Goldmann eine neue hinzugefügt: „Lite-

ratenstücke und Ausstattungsregie" (Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten & Loening), besonders anziehend durch eine glänzende Einleitung über die „große Revolution" von 1889 und ihre künstlerischen Folgen.

Beide Kritiker sind einig in der Ablehnung Hauptmanns. Hofmiller wird mehrmals von Goldmann zustimmend zitiert (S. 114 über Wedekind, S. 183 ff. über Hauptmann). Und in der Tat, die Prägungen des süddeutschen Essayisten verdienen Beachtung, gleichviel, wie man sich zu seinem Standpunkt stellen mag. „Deutschland sollte und mußte um jeden Preis einen führenden Dramatiker haben," schreibt Hofmiller (Zeitgenossen, S. 84 f.), „und so zerrte man Hauptmann auf den Triumphwagen, obgleich er weder ein Führender noch ein Dramatiker war. Werk auf Werk erschien, enttäuschte, wurde zum Erfolg gefälscht. Jedes neue ließ die früheren in einem fataleren Lichte erscheinen. Er aber ging seinen Weg mit der Unbeirrbarkeit des Nachtwandlers, unempfänglich für jede Kritik, taub für jeden anderen als bewundernden Zuruf. Sehr empfänglich, nicht taub leider, für allerhand Reportergeschmeiß. Er ward zum Objekt literarhistorischer Untersuchungen, da die neueste philologisch-kritische Richtung nur Quellen und Anlehnungen, Anklänge und Verwandtschaften aufspüren konnte, nicht aber ein Werturteil sich zu fällen getraute; Hauptmanns Unselbständigkeit machte ihn zum prädestinierten Dissertationsthema für fleißige Germanisten. Mit der Zeit wird sogar das rein Technische, das Handwerk im alleräußerlichsten Sinne immer nachlässiger ... Wenn der Dichter noch einen Funken Selbstkritik hat, so lasse er doch endlich ein paar Jahre ins Land gehen, ohne etwas zu veröffentlichen."

Und Hofmiller fügt hinzu: „Es wäre interessant, einmal zu zeigen, wie die ganze Überschätzung von Modekünstlern nur möglich ist, weil wir nicht nur die guten außerdeutschen Werke, sondern auch unsre eigenen besten Sachen nicht kennen." In der Tat, da liegt der Grund dieses Mangels an Perspektive. Wer sich wirklich an unsren Großen den Blick geübt hat, wird mit einer anderen Optik auf die Zeitgenossen schauen, die mit Hilfe von Gruppen, Cliquen, Richtungen, Schlagworten verfrühte Lorbeeren austeilen — während Künstler wie Raabe, Thoma, Böcklin, Anselm Feuerbach erst alt werden oder sterben mußten, um Beachtung zu finden. Wie schwer hat sich Richard Wagners Kunstwerk durchgesetzt! Auch Hebbel und Mörike sind erst in den letzten Jahren zu lebendiger Wirksamkeit gelangt; nur langsam drang seinerzeit der Dichter des „Grünen Heinrich" vor; die Droste-Hülshoff mußte lange auf die zweite Auflage ihrer Gedichte warten; spät begann C. F. Meyer.

Und so verarge man uns nicht, wenn wir diesen ganzen Lärm des Berliner Naturalismus — der jetzt durch Reinhardts Ausstattungseffekte abgelöst wird — als eine Vergewaltigung empfinden, als eine ungesunde Vergewaltigung des Besten, was grade den deutschen Geist ehedem auszeichnete: seelische Sammlung und geistige Würde.

Hofmiller bespricht u. a. Hauptmanns Elga, Roten Hahn, Rose Bernd, Und Pippa tanzt, Gesammelte Werke, Griselda, Griech. Frühling. Und zwar durchweg mit Bedenken. Sein Buch setzt gleich mit den Worten ein: „Der Grillparzer-Preis besteht seit dreißig Jahren und ist bis jetzt achtmal vergeben worden. Gesamtsumme: 32 800 Kronen. Gerhart Hauptmann hat ihn dreimal erhalten: 14 600 Kronen. Fast die Hälfte der Gesamtsumme." Ein anschaulich Beispiel in der Tat, wie mit Hilfe der Berliner Germanistenschule und eines Berliner Theaters der Hauptvertreter der naturalistischen Richtung durchgesetzt wurde, in Unterdrückung aller Elemente, die nicht dem Sensualismus dienten.

Mit dieser Richtung geht dann Goldmann lebhaft ins Gericht. „Wenn wir auf das deutsche Theater vor 1889 zurückblicken, so sehen wir durchaus nicht jenen Zustand des Verfalls, auf den Otto Brahms Worte hindeuten." (Brahm hatte zum Jubiläum der Freien Bühne im Berliner Tageblatt einen Festartikel veröffentlicht, der mit den Worten einsetzte: „1889, das Geburtsjahr der Freien Bühne, ist das Jahr der deutschen Theaterrevolution gewesen, gleichwie 1789 das Jahr der Revolution der Menschheit war.") „Vor allem kannten die älteren

Adagio

Alfred Lüdke

(Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin)

Dramatiker ihr Handwerk, sie waren tüchtige Bühnentechniker, sie hatten vielfach Witz und Humor, und es gab recht hübsche Ansätze zum feinen, deutschen Lustspiel, dem lang ersehnten das noch immer nicht geschrieben ist. Das Repertoire entbehrte nicht der Abwechslung und war sicherlich weit reichhaltiger als das der großen Theater unserer Zeit. Die Folge von alledem war, daß die Leute damals gern ins Theater gingen, während man heute immer deutlicher die bedenkliche Erscheinung beobachten kann, daß das Publikum beginnt, sich vom Theater abzuwenden ... Aber jetzt betrachte man sich einmal, was, seit Ibsen für Deutschland entdeckt wurde, der Theaterdirektor Brahm aus ihm gemacht hat! Da diesem Theaterdirektor die Fähigkeit, neue Autoren zu finden, fast gänzlich abging, beschränkte er sich, diejenigen zu spielen und immer wieder zu spielen, die er mitgebracht hatte, als er Direktor wurde ..." So gestaltete sich das Brahm-Theater zum Ibsen- und Hauptmann-Theater; Ibsens ernste, schwere Kunst wird dort zyklenweise verabreicht. „Auf der Liste, die Brahm von den positiven Leistungen der modernen Bewegung aufstellt, erscheinen dann alle die Autoren, deren Stücke die Freie Bühne zuerst aufgeführt hat: Holz, Schlaf, Hartleben, Hirschfeld, Rosmer, Hofmannsthal, Keyserling — und ‚das Genie Hauptmann'. Ja wohl, so schreibt Brahm, und danach hat man sich zu richten: Hauptmann ist ein Genie. Es ist nun keine Frage, daß die damals neuen und jungen deutschen Dramatiker, auch diejenigen, die zu den eigentlichen Autoren der Freien Bühne noch hinzukommen (Halbe, Dreyer) große Hoffnungen erweckten. Es ist aber leider auch keine Frage, daß keiner, auch nicht ein einziger von ihnen, diese Hoffnungen erfüllt hat. Alle haben sie sich als „Einstücke-Männer" gezeigt; alle haben sie e i n Stück geschrieben, das die Aufmerksamkeit auf sie lenkte und dessen Niveau sie dann nicht mehr zu erreichen vermochten. Einige haben den Kampf ganz aufgegeben; einige streben erfolglos weiter. Zu den letzteren gehört Gerhart Hauptmann."

Und nun berührt Goldmann den springenden Punkt. „Vor allem: eine Schilderung nach der Wirklichkeit, selbst die getreueste, ist noch immer n i c h t d a s L e b e n. In den meisten Milieuschilderungen der deutschen Naturalisten war wohl die Wirklichkeit Punkt für Punkt kopiert; aber diese Schilderungen waren eine rein äußerliche Sammlung realistischer Einzelheiten, der jede wirkliche Lebendigkeit, der eben das L e b e n fehlte ... Und so bildete sich eine n a t u r a l i s t i s c h e R o u t i n e heraus, eine naturalistische Konvention, die um kein Haar besser waren als die Routine und Konvention, welche die Revolutionäre weggefegt zu haben sich rühmten und heute noch rühmen."

Auch das folgende Wort trifft ins Schwarze. „Charakteristisch für die letzten Jahre sind die Literatenstücke ... Unter Literatenstücken werden hier solche verstanden, welche von Autoren geschrieben wurden, die n u r L i t e r a t e n sind und k e i n e D i c h t e r. Denn alle Dichtung ist wohl Literatur, aber bei weitem nicht alle Literatur ist Dichtung. Die Dichter waren zu allen Zeiten selten, die Literaten häufiger; und die Signatur unserer Zeit ist, daß es besonders wenig Dichter und besonders viel Literaten gibt."

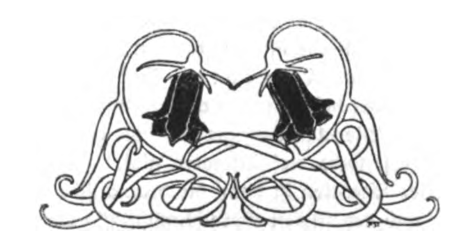
Unter den Händen dieser Literaten ist dann die dramatische Kunst zur „Wortkünstelei", das Drama zum „seelenlosen und gehaltlosen Sprachkunststück" entartet. „Diese neueste Richtung", fährt Goldmann fort, „hat vor einiger Zeit ihren höchsten Erfolg erreicht, indem mit den beiden Schillerpreisen, mit dem offiziellen wie mit dem Schillerpreis des deutschen Volkes, der mit dem deutschen Volke nichts gemeinsam hat als den Namen, Ernst Hardts Drama ‚Tantris der Narr' gekrönt worden ist, ein typisches Literatenstück, dem poetische und dramatische Qualitäten fast gänzlich mangeln, das aber dafür in Manieriertheit und Schwulst der Sprache das Äußerste leistet."

Aber — die Richtung ist nun einmal Mode. Und so spielt Brahm „in seinem Theater fast nur die Autoren, die zu seiner ‚Richtung' gehören, und spielt s e l b s t i h r e s c h l e c h t e s t e n S t ü c k e; Autoren von anderer Art, sie mögen noch so Gutes bringen, bewerben sich in der Regel vergebens um die Zulassung ..."

Diese Proben mögen den Geist der beiden Bücher kennzeichnen. Auch dem Gesamturteil über Wedekind (Goldmann S. 103 ff., Hofmiller S. 109 usw.) darf man beistimmen. Und überhaupt sind solche Bücher als Proteste wider eine einseitige Literaturstimmung bemerkenswert.

Und doch kann ich ein Bedenken nicht verschweigen. Es gilt besonders Hofmiller. Wenn man nach so viel scharfer Ablehnung vernimmt, w a s denn nun eigentlich nach Hofmillers Meinung wahre Kunst und Dichtung sei, so erstaunt man, die Namen Hofmannsthal und Schröder nachdrücklich betont zu hören. Der letztere ist mir zu wenig bekannt; ich will auch gegen Hofmannsthals Sprachkunst nichts einwenden; und würde überhaupt jene ganze Bewegung weit gelassener beurteilen, so weit ihre hochentwickelte Ausdruckskunst — auch bei Hauptmann — in Frage kommt. Aber der Hofmillersche Intellektualismus, der an Nietzsche und den Franzosen geschult scheint, strömt eine gewisse verstandesmäßige Kühle aus, von der ich fürchte, daß sie auf das Wunder und die Magie der Dichtung ebensowenig eingestellt ist, wie unsere klugen Zeitgenossen insgesamt. Er und Goldmann heben zu wenig hervor, daß diese ganze sensualistische Kunst eng mit der W e l t a n s c h a u u n g d e s M a t e r i a l i s m u s zusammenhängt — und daß dem Hofmannsthalschen Dichten die ebenso unfreie Weltanschauung des S k e p t i z i s m u s entspricht. Also gilt es, durch die technischen Formen h i n d u r c h z u s c h a u e n und das Übel unsres jetzigen Literaturzustandes t i e f e r zu suchen. Und da spür' ich in diesen geistvollen und belebten Aufsätzen nicht jenes Geheime, das zwischen den Zeilen in eine höhere, wahrhaft großzügige und poesievolle Weltanschauung von echtem Idealismus emporwiese.

Goldmann berührt es einmal: im L e b e n s b e g r i f f trennen sich Materialismus und Idealismus. Die Vorstellung vom Leben, die uns der Sensualismus gibt, ist zu dürftig, entbehrt der Horizonte, entbehrt der metaphysischen Tiefe, entbehrt der Wunder und der Gläubigkeit an das Hinter-den-Dingen, wo für die Augen des Idealisten die wahre Wirklichkeit leuchtet. „Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht! Ihr habt V e r s t a n d!“ ruft Hölderlin. Schlimm, wenn ein Dichter „Verstand“ hat, nur Verstand. Es wäre mir lieber, er hätte märchenhafte Frommheit, Herzlichkeit, Schelmerei, Phantasie und eine unbegrenzte Menge von Liebe zu allen Kreaturen — vor allem aber Einfalt und Einfachheit eines reinen Herzens und reiner Augen. F. L.





Künstlernot · Von Dr. Karl Storck

Daß die künstlerische Tätigkeit keine eigentliche rechte Arbeit darstellen und darum auch nicht wohlbegründete Ansprüche auf eine würdige Entlohnung erheben könne, ist eine Anschauung, die doch wohl weniger auf Kulturlosigkeit beruht, als auf der Tatsache, daß für das materielle Leben, um das jener Daseinskampf, der die stärkste Triebfeder des menschlichen Handelns ist, im wesentlichen geführt wird, die Kunst in der Tat überflüssig ist. Es hat Zeitalter gegeben, in denen auch die Wissenschaft in weiten Kreisen als dafür überflüssig angesehen wurde. Man hat — bei Bauern dürfte das heute auch noch nicht ganz selten sein — darum in den Gelehrten im Grunde auch nur Müßiggänger gesehen. Allmählich hat sich das gewandelt. Von der Tatsache, daß gewisse Zweige der Wissenschaft zu Entdeckungen und Errungenschaften geführt haben, die von hohem Nutzen für das praktisch-materielle Leben geworden sind, haben auch die reinen Geisteswissenschaften in der Wertschätzung dieser Philisterkreise — da ein zusammenfassendes Wort dafür fehlt, wollen wir dieses wählen — gewonnen. Der Umstand, daß Staat und Kirche wissenschaftlich gebildete Leute brauchten, Ämter für sie einrichteten, hat natürlich diese Achtung noch gesteigert. Die Kunst aber, darin dürfen wir uns durch das unendlich viele Gerede und Geschreibe über sie, durch all die öffentlichen Einrichtungen von Museen, Theatern usw. nicht irremachen lassen, — die Kunst wird im innersten Grunde auch heute noch von der überwiegenden Mehrheit der Menschen für etwas durchaus Überflüssiges, vielleicht sagen wir besser: für einen Luxus angesehen. Es ist sehr schön, wenn man sie sich leisten kann; aber notwendig zum Leben ist sie nicht. Deshalb wird die Kunst von der großen Mehrzahl auch als ein Luxusgegenstand aufgenommen; man leistet sie sich als einen Luxus, als ein Amüsement, am allerliebsten in Verbindung mit materiellen Genüssen. Alle jene, und wie gesagt, es sind erschrecklich viele, weitaus die meisten, die im tiefsten Grunde so denken und fühlen, mögen sie auch ein anderes Verhältnis zur Kunst heucheln, sind naturgemäß für die Erkenntnis der hohen Bedeutung und des tiefgreifenden Nutzens, den die Künste für unser Gesamtdasein, also auch für das materielle haben, nicht zu gewinnen. Denn dieser Nutzen ist ein geistiger und seelischer, nur indirekt auf das materielle Leben

wirkender, darum materiell nicht zu beweisen; und nur für solche rechnerischen Beweise wäre die geschilderte Gattung von Menschen zugänglich.

Die allgemeine Kulturentwicklung hat dahin geführt, daß dieses rohe Verhältnis zur Kunst heute den meisten nicht mehr zum Bewußtsein kommt und öffentlich auch nicht mehr besteht. Die Staaten und auch die kleineren Gemeinwesen haben die Pflege der Künste als eine offizielle Pflicht anerkannt. Freilich doch eigentlich nur als eine Anstandspflicht, also im Grunde auch als einen Luxus, nicht als eine Notwendigkeit. Sobald zwischen den verschiedenen Gebieten ein Wettstreit entsteht, welchem von ihnen die etwa nur in beschränktem Maße vorhandenen Mittel zugewendet werden sollen, so wird es immer zuallererst die Kunst sein, der sie entzogen werden.

Mit voller Wucht aber lastet diese alte rohe Anschauung noch auf dem Künstler. Der Pastetenbäcker, der Koch, alle jene Handwerker und Gewerbetreibenden, die für den Luxus des Bauches und der übrigen Teile unseres Leichnams bemüht sind, erfreuen sich der Einschätzung als strebsame Arbeiter und nützliche Glieder der Gesellschaft. Der Künstler, der — sei es drum! — für den Luxus des Geistes und der Seele tätig ist, wirkt selber als ein Verschwender seines Daseins, als einer, dem das Leben selber Luxus ist. Seine Arbeitsleistung als solche ist nicht berechenbar, und ihr Wert ist ein Liebhaberwert. So wollen alle Verhältnisse des sonstigen ökonomischen Lebens nicht auf ihn passen.

In dieser Hinsicht, also in der Fähigkeit, die künstlerische Tätigkeit rein als Arbeit einzuschätzen, stehen wir heute tiefer, als frühere Zeiten. Wenn man z. B. die Briefe Dürers liest, wird man bei seinen Preisberechnungen für seine Auftraggeber fast immer finden, daß er dafür die Arbeitsleistung als solche in Anschlag bringt: er habe das Bild so und so oft untermalt, und ähnliche Begründungen. In anderen Künstlerbriefen findet man die Zahl der Köpfe aufgezählt, die auf dem Bilde stehen; kurz und gut, man hatte damals doch gewisse Kriterien, an denen man dem auftraggebenden Laien klarzumachen vermochte, daß die und die Arbeitsleistung in dem Bilde vorhanden war. Man verlangte also von den Auftraggebern für sein Werk nicht einen Liebhaber-, sondern einen Arbeitswert. Ich höre den Einwurf eines Kunstbegeisterten: „Aber das ist ja nicht Kunst, sondern Handwerk!" Allerdings ist diese Auffassung handwerklich, wenigstens vom Handwerk hergenommen. Aus jeder Kunstgeschichte ist zu erfahren, daß die deutsche, aber auch die italienische und französische Kunstblüte vom 14. bis übers 16. Jahrhundert hinaus eine wesentliche Ursache in dieser handwerklichen Grundlage der Kunstarbeit hatte. Und seit einigen Jahren — wir haben im Türmer des öfteren darauf hingewiesen — ist es der Ruf jener, die um eine Besserung unserer künstlerischen Verhältnisse besorgt sind, daß etwas Ähnliches, wenn natürlich auch der Zeitentwicklung entsprechend verändert, wieder Platz greifen müsse.

Das waren bisher zumeist Vorschläge einzelner, in der Regel verbunden mit Angriffen auf unsere Künstlerheranbildung, auf die Akademien. Sicher liegt hier der tiefste Schaden, und ohne eine gründliche Umwandlung dieser ganzen Verhältnisse wird es niemals gelingen, eine durchgreifende Besserung zu schaffen. Es kann nicht die Aufgabe der sogenannten Kunstschulen sein,

zur K u n st heranzuziehen, denn das ist nicht möglich. Kunst läßt sich nicht lehren und nicht lernen. Was unterrichtet und gelernt werden kann, ist nur das Handwerkliche, oder wenn man es lieber hört, das Technische an der Kunst. Dieses Technische darf aber keineswegs, wie es heute geschieht, als eine Art Spezialität unterrichtet werden. Diese technische Grundlage kann nicht breit und vielseitig genug sein, und sie muß wie alles Wissen, denn das ist die Technik für die Kunst, aus den e l e m e n t a r st e n Grundlagen heraus entwickelt werden. Diese elementaren Grundlagen sind für die höchstentwickelte Kunst dieselben wie für das ihr jeweils verwandte Handwerk. Die Arbeitsleistung des Künstlers am Kunstwerke ist nur feiner als die des Handwerkers, obwohl auch für diesen häufig Aufgaben kommen, die die gleiche feine technische Behandlung erheischen wie das Kunstwerk. Wir haben aber heute in allen Künsten, zumeist aber in der bildenden, den Fall, daß die Künstler gerade die Elementarkenntnisse ihrer Technik nicht besitzen. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß die allerwenigsten Bildhauer imstande sind, ihre Werke selber in dem edlen Material, für das sie bestimmt sind, zu arbeiten.

Doch nicht diese Frage der i n n e r e n Not unserer Künstler soll uns heute beschäftigen, sondern die um die ä u ß e r e N o t l a g e. Daß diese Notlage vorhanden sei, wußten jene, die sich um das Leben dieser Kreise kümmern, schon lange. Daß sie so schreiend sei, war wohl nur wenigen bekannt. O es gibt eine ganze Reihe von Künstlern, die für ihre Leistungen ganz hervorragend bezahlt werden, und die auch so viel kaufmännisches Talent besitzen, daß sie es zu öffentlich bekanntem Reichtum bringen. Es sind das dabei nicht bloß Leute, die dem modischen Geschmack der geldkräftigen Kreise entgegenkommen; es sind auch einzelne Künstler darunter, die diesen Ehrennamen wirklich verdienen, sich nicht verkaufen, sondern sich eben den Markt unterjocht haben. Aber das sind einzelne wenige. Und auch die Zahl jener, denen es gelingt, ein ihrer gesamten Lebensstellung würdiges bürgerliches Auskommen zu finden, ist doch nur erschreckend gering im Verhältnis zu den vielen, die wirklich mit der Not kämpfen.

Sicher gibt es in keinem der besseren Stände so viel verschämte Armut wie bei den Künstlern. Allerdings wird sie nirgendwo so leicht durch einen gewissen Frohmut, manche sagen Leichtsinn, getragen, wie hier. Die Kunst müßte nicht die edelste Kristallisation der Lebenskraft sein, wenn nicht der mit ihr Begabte in jenem Sinne Lebenskünstler wäre, daß er eine hohe Genußfähigkeit besitzt, deren schönste Form darin beruht, die Lichtblicke (auch die materiellen) des Lebens so stark auszunutzen, daß davon ein leiser Schimmer auch noch in die dunklen Zeiten hineinscheint und diese erträglicher macht. Nimmt man dazu den glücklicherweise noch immer nicht erstorbenen Stolz des Künstlers, seine Scham, gerade dem ihm so feindlichen Philistertum die Schwächen seines materiellen Daseins zu offenbaren, so kann man ermessen, was dazu gehört, wenn Hunderte von Künstlern sich zusammentun und ihre Notlage geradezu in die Öffentlichkeit hinausschreien und vor aller Öffentlichkeit beraten, wie zu helfen sei.

Die Künstler haben ja nicht das jetzt so beliebte Mittel des Streikes. Bedürfte es noch eines Beweises, wie unnötig unserem von der Kunst so viel Aufhebens machenden Leben die Kunst in Wirklichkeit ist, so gibt ihn die Überlegung,

wie wenig die Gesamtheit sich schließlich darum kümmern würde, wenn die bildenden Künstler den Generalstreik über sie verhängten. Auch die Ewigkeits- oder doch Dauerwerte der Kunst werden hier zum Fluch für den Kunstverbrauch. Immerhin, wenn unsere Kultur so weit vorgeschritten wäre, daß wir auch von den Gebrauchsgegenständen unseres Lebens eine künstlerische Formgebung verlangten; wenn wir das Bedürfnis hätten, alles das, was sich vor der Öffentlichkeit zur Schau stellt, auch in schöner Form zu sehen; wenn wir öffentliche Mächte hätten, die in gleichem Maße, wie früher die Kirche und doch auch die Gemeinde, Kunst verbrauchten, — es wäre ohne eine stets tätige, ohne eine dauernd Neues schaffende Kunst nicht auszukommen. Wieviel geringer ist hier unser Kulturverhältnis zur bildenden Kunst, als das zur Literatur oder Musik! Auf diesen beiden Gebieten können wir uns doch nicht denken, daß die Einstellung des Gesamtschaffens nicht alsbald als schwere Störung und Verarmung empfunden würde. Wie ist das möglich? Die Antwort lautet: Weil unsere bildende Kunst heute zu wenig im Leben steht, zu wenig mit diesem verwachsen ist.

Diese Darlegungen über die Ursachen der Künstlernot geben mit der Erkenntnis der Ursachen auch die Wege zur Besserung an. Jene Ursachen müssen eben einfach beseitigt werden. Solange die Künstler nicht stärker im Leben stehen, nicht stärker von den Problemen und Nöten unseres Lebens erfüllt werden; solange sie nicht den im geheimen schlummernden Wünschen, der Sehnsucht der Menschheit Erfüllung bringen, indem sie diese Sehnsucht besonders stark fühlen; solange sie sich im Gegenteil, wie das in steigendem Maße geschehen ist, zumeist in technische Probleme verrennen, in ein welt- und lebensfremdes L'art pour l'art versteigen, — so lange wird ihre Kunst tatsächlich für die im Leben Stehenden weiter nichts als ein Luxus sein und leicht entbehrt werden können. Das ist das eine, durchaus das Innenleben unserer Kunst Treffende und darum auch nur durch eine innerliche, also langsame Wandlung zu Bessernde.

Das andere trifft doch mehr mit den äußeren Kulturerscheinungen des Lebens zusammen und tritt daher stärker in den Bereich des Berechenbaren. In der Tat wird denn auch immer, wurde auch in den von den Berliner Künstlern einberufenen Versammlungen den Künstlern der Rat gegeben, sich in höherem Maße am Kunstgewerbe zu beteiligen.

In dieser Form ausgesprochen, ist der Rat sehr äußerlich. Das Kunstgewerbe, die sachliche Kunstgestaltung der den Lebensbedürfnissen dienenden Gegenstände ist eine viel zu wichtige und zu eigenartige Aufgabe, als daß sie so nebenher gelöst werden könnte. Sie erheischt den ganzen Mann und wird sowohl dem sie ergreifenden Künstler nur volle Befriedigung gewähren, wie sie auch nur eine gute Lösung dann finden kann, wenn dieser Künstler jede einzelne Aufgabe mit seinen ganzen Kräften ergreift und sie mit höchstem Ernste und ganzem Können zu lösen strebt. Der Fall liegt denn doch nicht so, daß derjenige, dessen Talent zur freien Kunst nicht ausreicht, immer noch für das Kunstgewerbe genügt. Aber allerdings würde, wenn das in der Tat sich steigernde Verlangen unseres Volkes nach einer schönen Form seines Gesamtlebens — das ist die natürlichste Form der Kultur — sorgsam ausgenutzt und noch weiter gesteigert würde, eine riesige Masse

von Arbeit für Künstler geschaffen werden, von einer Arbeit, die man auch ökonomisch zu bewerten weiß, weil sie eben bereits zu einem Kulturbedürfnis geworden ist und wir gewohnt und gewillt sind, für die Befriedigung unserer Bedürfnisse zu bezahlen.

Es ist auch unverkennbar, daß hier die Entwicklung bereits eingesetzt hat. Wir sehen, daß immer zahlreichere Künstler zur Einsicht gelangen, daß sie sich nichts vergeben, wenn sie für Gebrauchsgegenstände, wenn sie für die zahllosen kleinen Aufgaben, die das Leben bringt (Buchdruck, Schriftenaufdruck, Anfertigung von Etiketten, aber auch Schaufensterordnung, Aufmachung und Verpackung von Gebrauchsgegenständen usw.) sich mit ganzen Kräften einsetzen. Wenn nun erst die Kreise der Industrie, vor allen Dingen auch der Staat, einsehen, welch riesige ökonomische Bedeutung das alles für den Vertrieb der Ware nicht nur im Inlande, sondern auch draußen hat, so wird sich hier ein riesiges Arbeitsgebiet eröffnen. Noch sind wir nicht so weit; denn sonst würden die Siege, die das deutsche Kunstgewerbe in den letzten Jahren im Ausland (z. B. auf den Ausstellungen von Nancy, Brüssel und Paris) erfochten hat, einen ganz anderen Widerhall gefunden haben. Noch sind wir nicht so weit, — sonst würde die bereits erwähnte Notversammlung der Berliner Künstler, die vor einigen Wochen tagte, nicht diese Frage verhältnismäßig kurz abgetan haben. Begreiflich ist es freilich, denn diesen Leuten kam es vor allem auf schnelle Hilfe an. Und alle die Dinge, die wir eben schilderten, sind Entwicklungsfragen, die Zeit brauchen.

Lauten Widerhall fand die Klage von der Überfüllung der künstlerischen Berufe. Sie ist in der Tat erschrecklich. Wenn eine Stadt wie Berlin tausend Männer zählt, die Malerei und Plastik als ihre Berufstätigkeit, also auch die Tätigkeit, von der sie leben wollen, angeben; wenn für Düsseldorf 250, für Frankfurt a. M. 150 Maler aufgezählt werden, so kann man leicht herausrechnen, daß eine Überschwemmung des Markts eintreten muß, gegen die auch eine weit gesteigerte Kauflust nichts ausrichten könnte. Hier bleibt nur das eine, daß die Öffentlichkeit — die Presse, die Schule — vor dem Ergreifen des Künstlerberufes warnt, so wie sie es doch nicht ohne Erfolg schon oft für die akademischen Berufe getan haben.

Die Mittel, dieser Überfüllung abzuhelfen, sind nicht ganz so schwer, wie es beim ersten Blick scheinen möchte. Wenn unsere Kunstschulen andere Bedingungen für die Aufnahme stellten, wenn sie z. B. eine höhere geistige Vorbildung verlangten, so wäre schon viel geholfen. Noch weit mehr würde helfen, wenn die Ausbildung auf diesen Akademien eine stärkere handwerkliche und technische Grundlage gäbe. Denn wenn heute solch ein Kunstjünger nach einigen Studienjahren einsieht, daß er sich über die Größe seines Talentes getäuscht hat, so ist es für ihn meistens bereits zu spät, einen andern Beruf zu wählen, zu spät, weil er die Vorbedingungen für diesen anderen Beruf nicht erfüllt hat, weil er nichts anderes gelernt hat, nichts anderes kann, als eben diese allzu geringe technische Vorbildung für seinen Künstlerberuf. Ich habe es z. B. für den Musikerberuf, auf dem die Verhältnisse ja ähnlich liegen, nun doch schon wiederholt erlebt, daß der Rat, den ich Eltern gab, bei ihren Söhnen, die diesen Beruf zum Musiker in sich

fühlten und die nun mitten aus der Gymnasiallaufbahn herauslaufen wollten, zunächst auf der Ablegung des Abiturientenexamens zu bestehen, diese jungen Menschen vor dem Scheitern bewahrt hat. Zuweilen hatten sie bereits wenige Jahre später eingesehen, daß nicht jede künstlerische Begabung bereits eine Anwartschaft auf Erfolg in der gleichen künstlerischen Berufstätigkeit gewähre; oder sie konnten, wenn sich diese Erkenntnis erst später einstellte, immer noch zu einem anderen Berufe übergehen. Und wenn das alles nicht der Fall war, so hatte ihnen die geistige und moralische Zucht, die mit der Ablegung dieser Prüfung verbunden war, die überhaupt in solchem Zwange zu einer Pflicht liegt, auch für ihre künstlerische Tätigkeit eine viel wertvollere Grundlage gegeben.

Kein anderer Beruf wird heute so leichtsinnig ergriffen wie der des Künstlers. Zu keinem anderen stehen die Tore so sperrweit auf. Nirgendwo bleibt man — das hängt mit der „Freiheit" der Kunst zusammen — so lange im unklaren über seine wirkliche Leistungsfähigkeit, wie hier. Nicht nur der Staat müßte hier in seinen öffentlichen Schulen eingreifen, die Künstler selber müßten zur Selbsthilfe schreiten durch ihre Organisationen, ihre Künstlervereine. Diese Vereine dürften nicht jedem offen stehen. Eine Art Neubelebung des alten Gildenprinzips tut dringend not. Natürlich sollen alle diese Prüfungen u. dgl. sich nicht auf die Kunst selber beziehen — das wäre ein Unglück —, sondern nur auf das Kunsttechnische. Dieses aber fällt in den Bereich des zu Beurteilenden. Auch der Führer der Berliner Sezession hat vor Jahresfrist den Rückgang des handwerklichen Könnens bei den Künstlern öffentlich beklagt. Wohlan, man wage hier energische Maßnahmen gegen die Pfuscher! Man wirft ein, daß darin noch lange kein Mittel liege, dem Pfuschertum seine Tätigkeit zu unterbinden; auch heute schon gründeten die Abgewiesenen einfach neue Vereine und Sezessionen. Gewiß, weil die Abweisung immer auf sogenannte künstlerische Gründe zurückgeführt wird. Aber wenn da wirklich einmal mehrere Jahre hindurch das rein handwerkliche Können als unumgängliche Voraussetzung erhoben wird, ohne die die Künstlervereine, die öffentlichen und wenn möglich auch die privaten Kunstausstellungen keine Aufnahme gewähren, so würden sich bald segensreiche Folgen zeigen. Man befürchte nicht, daß dadurch auch echte Kunsttalente geschädigt würden. Sie und die Genies vorab sind die ersten, die die Notwendigkeit des handwerklichen Könnens einsehen und sich darum bemühen. Wenn es jetzt in einzelnen Fällen anders scheint, so sind diese Fälle nur die üblen Folgen der ganz verfehlten Kunsterziehung, mit der unbedingt gebrochen werden muß.

Hierher gehört auch eine schärfere Beaufsichtigung unserer privaten Kunstschulen. Es müssen Mittel geschaffen werden, auf daß nicht jeder, der selber nichts kann, andere unterrichten darf.

Unsere Künstler suchen bislang die Abhilfe niemals in diesen wirklich tief einschneidenden Mitteln. Sie verfallen immer wieder dem Irrtum, der einzig Schuldige sei das Publikum, weil es zu wenig kaufe. Gewiß könnte und müßte viel mehr gekauft werden. Sicher gibt es auch Mittel, diese Kauflust zu steigern; eine Reform unseres Ausstellungswesens gehört dazu, und ein anderes Mal soll dargelegt werden, wie ich mir sie denke. Aber man darf es nicht vergessen: alles

das sind doch nur die kleinen Mittel. Die wichtigen Reformen liegen auf der Seite der Künstler. Auch für die Künstlernot gilt das Wort: Helft euch selbst, so wird euch geholfen werden.



Der Maler der Romantik

(Vgl. die Bilder im Dezemberheft)

„Dein Künstlerwerk, es schien ein zierlich Spiel;
Es rankte blumig auf, und betend vor der Sonne
Bringst fromme Kindlein du in süßer Kelche Wonne.
Doch, wie im Frühlingstaumel froh ein Herz
Das Siegsgepräng des ew'gen Gottes liest,
Wie in des Lebens ernstem Blumenscherz
Dem Schauenden die Tiefe sich erschließt,
So steht die Schwester dieser sündentrunknen Zeit
Vor deinen Bildern glaubend, hoffend, liebend, die Beschaulichkeit."

Clemens Brentano, die reinste Verkörperung des Romantischen unter den deutschen Dichtern, hat am stärksten gefühlt und am sinnigsten ausgesprochen, wieviel dieser Romantik Ph. O. Runge bedeutete. Wir haben uns seit etwa einem Jahrzehnt wieder daran gewöhnt, ihn den Maler der Romantik zu nennen, und in ihm, wenn auch keine der starken Erfüllungen, so doch eine der größten Hoffnungen der deutschen Kunst zu sehen. Um ihr bereits ein Erfüller zu werden, starb er zu jung. Nicht einmal als Anreger vermochte er lange Wirkungen zu üben, einmal weil andere künstlerische Zeitströmungen dadurch zu stark wurden, daß die von ihm vertretene wegfiel, sodann weil seine Anregungen auch zu neuartig waren, so daß der Künstler selber erst in einer längeren Entwicklung, als sie ihm beschieden gewesen, überzeugende Gestaltungen hätte schaffen können.

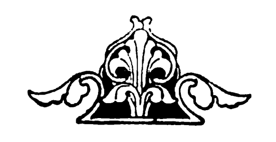
Ph. O. Runge war am 23. Juli 1777 zu Wolgast geboren und wurde, trotzdem die künstlerische Veranlagung schon im Knaben ganz deutlich war, für den Kaufmannsstand bestimmt. Der Dichter Ludwig Theobul Kosegarten war sein Lehrer. Seine idyllische, auf die intimen Schönheiten der deutschen Landschaft gerichtete Art hat befruchtend auf Runge gewirkt, dem danach auf der Insel Rügen die Romantik der deutschen Landschaft aufging. Während seiner Lehrzeit im Speditionsgeschäft eines Bruders in Hamburg suchte er im Verkehr mit Dichtern und Künstlern Trost und erreichte es dann endlich 1799, daß er sich dem Künstlerberuf widmen durfte. Er suchte die Ausbildung an der Akademie in Kopenhagen, zu seinem Glücke, denn die Dänen hatten sich von dem allherrschenden Klassizismus freigehalten. Zwei Jahre später finden wir Runge in Dresden im Verkehr mit Ludwig Tieck, der sieben Jahre zuvor mit Wackenroder das alte Nürnberg entdeckt hatte und für die christlich-deutsche Kunst des Mittelalters schwärmte, die vom Klassizismus verachtet wurde. Im Umgang mit diesem Romantiker und dem jungen, ähnlich eingestimmten Maler Kaspar David Friedrich, mit dem er sich wechselseitig anregte und befruchtete, gelangte der junge Runge zur völligen Absage an den Klassizismus, an der ihn sogar seine Verehrung für Goethe nicht hinderte. Ganz gab er sich der Romantik hin. Nur wenige Romantiker hatten so stark wie er das Gefühl, daß eine neue Zeit angebrochen sei, die eine neue Kunst bedinge. Und Runge war es, der die Erlösung für die Kunst in der Landschaft sah. Man habe sich bislang ausschließlich mit dem Menschen befaßt, und diese Linie der Kunstentwicklung sei schon von den Alten, vor allem aber von Michelangelo zu einer unüberbietbaren Höhe geführt worden. Die Landschaft werde das sicherste Mittel sein gegen unfrucht-

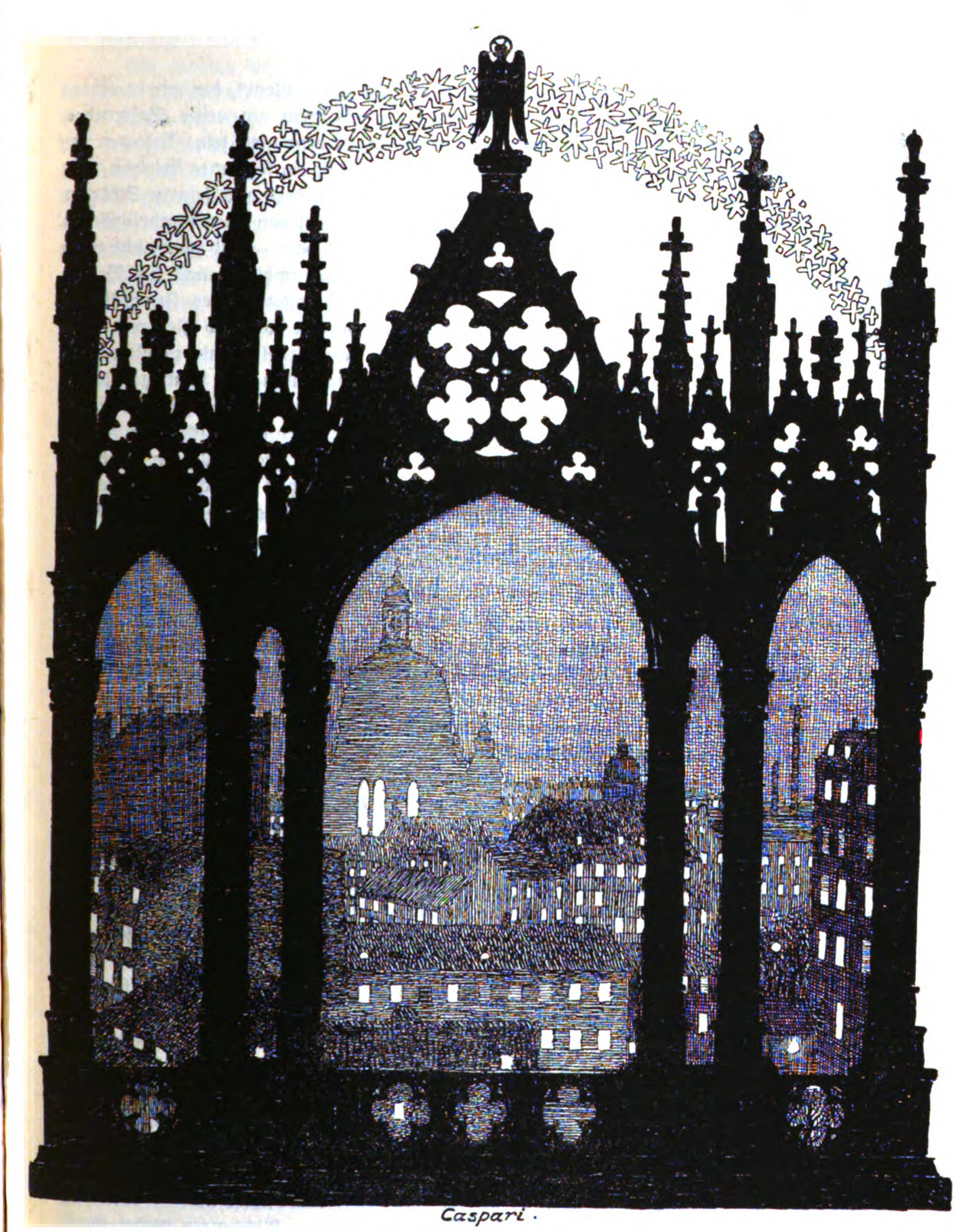
bare Abstraktionen. Licht und Farbe seien die Mittel, das ihr innewohnende Leben festzuhalten. In ihren Stimmungen vermöge sich ein wahrhaft poetisches Gefühl auszuleben.

Runge versenkte sich tief in die Natur. Jeder Grashalm, jedes Blatt war eine Offenbarung, die er sich in gründlichstem Studium der Einzelheit zu eigen machte. Und doch unterordnete er wieder alle diese Einzelheiten einem großen Ganzen. Dieses Gefühl für die Landschaft, die Erkenntnis der Bedeutung von Licht und Farbe machen Runge zu einem Vorahner der modernen Kunst, wenn es auch gerade seinen vollendeten Werken gegenüber nicht angeht, von einem Vorläufer des Impressionismus zu sprechen, wie es Muther getan hat. Wenn die Romantiker so außerordentlich viel von ihm hielten, in ihm das kommende Genie sahen, so waren es mehr die von Runge entwickelten Pläne, die dazu den Anlaß gaben. Da war vor allen Dingen der Zyklus „Tageszeiten", „Ideale Wandmalereien eines geträumten Domes". In immer erneuten Entwürfen hatte er seine Studien zu diesen Werken niedergelegt. Genien, Blumen finden sich darin zu einem seltsamen, aber groß monumentalen Aufbau vereinigt. Es ist ein wunderbares Spiel von Formen und Stimmungen, das Ganze durchbebt von geheimnisvollen, nirgendwo zur bestimmten Klarheit geformten, aber doch jedes empfängliche Herz und jedes sinnliche Auge tief berührenden Ahnungen. Erst die Farbe, die für Runge eine Art von Musik war mit einer geradezu symbolischen Bedeutung jedes einzelnen Farbentones, hätte ganz die Absichten des Künstlers enthüllt. Dazu ist es nicht mehr gekommen, denn Runge ist nur dreiunddreißig Jahre alt am 2. Dezember 1810 gestorben. Daß er kein bloßer Schwärmer war, sondern mit scharfen Augen auch das Lebendige sicher erfaßte, zeigen seine großen Freilichtbildnisse, in denen er die Gestalten in die freie Natur hinausstellt, ohne sie doch, und darin sehe ich einen Vorzug, dieser Natur völlig unterzuordnen, vielmehr erkennt er hier auch beim Bildnis, worauf es ankommt, und gestaltet in sicherer, fester Charakteristik die Eigenart des Menschen. Das Bildnis seiner Eltern ist dafür ein beredtes Zeugnis.

Reizvolles hat Runge auch in der Buchkunst geschaffen, und darin weit seiner Zeit voraus ein Gefühl für die besonderen Anforderungen des Buches bewiesen. Er war eben bei aller reichen Phantasie ein denkender Künstler, den es auch zu theoretischen Auseinandersetzungen über seine Kunst drängte. Eine Auslese aus seinen in zwei Bänden gesammelten Schriften und Briefen wäre wertvoll. Seine Untersuchungen über das Wesen der Farbe haben auch Goethes Beifall gefunden, der einen Teil derselben in seine Farbenlehre aufnahm. Ebenso ist die Farbenkugel, mit Hilfe derer die Technik noch heute die Mischung und Stärke der Farben sphärisch darstellt, eine Erfindung Runges. Kurz wie sein Leben währte auch nur sein Einfluß. In Hamburg, wo er die letzten Jahre verbracht hatte, hat er in glücklichster Weise auf die Bildnismalerei eingewirkt. Kaspar David Friedrichs Landschaftskunst hat viel von ihm gewonnen. Aber leider sind ja dann diese Strömungen in unserer deutschen Kunst von der großen Historienmalerei überflutet worden. Es war keines der hierher gehörigen Talente stark genug, um gegen die große und überdies durch die Vergangenheit gestützte Kunst eines Peter Cornelius eine andere, zum wenigsten nicht minderberechtigte Richtung durchzuhalten. Clemens Brentano mag das gefühlt haben, als er dem toten Künstler nachrief:

„Er lebte nicht, er war ein Morgenrot,
Das in der Zeiten trauriger Verwirrung
Zu früh uns guter Tage Hoffnung bot."





Neujahrsnacht (Aus dem bei Fritz Heyder in Berlin erschienenen Abreißkalender „Kunst und Leben“)

Alfred Lüdke

Man muß erst lange in Lüdkes Bild „Gottes Auge über allem", das wir in einem großen Farbendrucke darbieten, hineinsehen, bis man ein erstes Befremden überwindet. Es geschieht in dem Augenblicke, in dem man seine Ursachen erkennt. Daß damit jenes Befremden nicht noch gesteigert wird, ist ein seltsames Erlebnis, das nicht nur für dieses Werk eine hohe Anerkennung in sich schließt, sondern auch seinem Schöpfer die Stellung einer eigenartigen Persönlichkeit einräumt. In einem von allen mythologischen und allegorischen Bestandteilen freien Bilde zu erkennen: das und das — und zwar nicht etwa verschwindende Einzelheiten — ist unwirklich und unmöglich und trotzdem nicht zur Verurteilung des Ganzen gelangen müssen, — darin liegt ein ganz selten starkes Zugeständnis der Tatsache, daß die Welt der Kunst ihre ganz eigenen Lebensgesetze hat. So leicht wir durch geistige und künstlerische Überlieferung von Jahrtausenden dazu geneigt sind, physiologische Wunder in der Tier- und Menschenwelt hinzunehmen, bei der Darstellung der Landschaft lassen wir die Verleugnung der Wirklichkeit nur als Primitivität, d. i. Unvermögen, es besser zu machen, gelten. Hier dagegen stehen wir vor dem Falle, daß ein Künstler von offenbar schärfster Naturbeobachtung, in einem Werke, von dem jede Einzelheit gerade in ihrer Stilisierung höchste Naturtreue wahrt, für die Gesamthaltung auf jene Naturwahrheit verzichtet, ja gerade auf das In-, Mit- und Nebeneinander des Unmöglichen die Idee seines Bildes stellt. Darin liegt viel mehr, als ein seltsamer Bildvorwurf; darin liegt, vor allem für den, der erfahren hat, wie viel dem Künstler selber dieses Bild bedeutet, das Problem einer seltsamen und eigenartigen Künstlerpersönlichkeit. Dem, der da meint, zu dieser Persönlichkeit kein rechtes Verhältnis gewinnen zu können, kann ich versichern, daß sie beim Ringen um den Besitz zwar nicht einfacher, aber doch immer köstlicher wird. Eben darum habe ich gerade dieses merkwürdigste der Bilder des Künstlers für die größte Wiedergabe in der lebendigen Farbe gewählt und nicht eine seiner zahlreichen Naturschilderungen, die für sich selbst die Rolle des Fürsprechs übernehmen, wo ein solcher gegen die naturalistischen und impressionistischen Stimmungen, die unser heutiges Empfinden gerade gegenüber der Landschaft viel stärker beherrschen, als man vielfach glaubt, nötig werden sollte. (Der Türmer-Verlag hat von diesem Bilde eine Anzahl Sonderdrucke auf Karton mit breitem Papierrande hergestellt, die zum Preise von 1 ℳ 50 ₰ käuflich sind.)

Mit Sehen und Schauen kann man die beiden Endpunkte der künstlerischen Weltgewinnung durch den Maler bezeichnen. „Alle Kunst steckt in der Natur, wer sie daraus mag reißen, der hat sie." Im Kampf um und mit der Natur gewinnt der Künstler nach Dürers Meinung seine Welt. Die einfachste Form ist der Kampf um die Natur. Das Künstlerauge sieht schärfer und mehr, als das unkünstlerische. Dieses G e s e h e n e mit den Mitteln seiner Kunst, also in einer Übertragung in die Kunst, wiederzugeben, ist die ursprünglichste Aufgabe der Malerei. Ganz untergeordnet ist die Technik, in der dies geschieht. Die verschiedenen Techniken, um die in unserer Ästhetik so viele Worte gemacht werden, sind für das eigentlich Künstlerische völlig belanglos; sie stellen nur die Mittel dar, mit Hilfe derer der Künstler versuchte, die in ihr steckende Kunst aus der Natur herauszureißen. Wirklich stark schöpferische Zeitalter sahen in der künstlerischen Technik niemals mehr, als Handwerk, dessen denkbar vollkommenste Beherrschung selbstverständliche Voraussetzung war. Man unternahm Reisen, um einzelne Handwerksmittel in den Besitz zu bekommen, oder man teilte sie sich (vgl. Bellini und Dürer) in aller Heimlichkeit als Zeichen der Verehrung und Freundschaft mit, — eben weil man darin „nur" Handwerk sah, nicht das eigentlich Künstlerische. Richtungen in der Kunst, Entwicklungsgänge nach solchen technischen Eigentümlichkeiten zu bezeichnen, ist diesen Zeitaltern niemals eingefallen, nicht trotzdem, sondern weil sie in so herrlichem Maße die Kunsttechnik beherrschten. Das Technische in den Vordergrund der Betrachtung zu schieben, ist das

Zeichen einer wissenschaftlichen oder auch rein verstandesmäßigen Betrachtungsweise; mit der eigentlichen Kunst — ob schaffend oder empfangend — hat sie eigentlich gar nichts zu tun.

Ein anderes freilich ist es, in der Technik bereits eine Ausdrucksform der künstlerischen Persönlichkeit zu sehen. Fühlen wir uns bei einem Künstler dazu gedrängt, so liegt darin bereits die Anerkennung, es mit einer „Persönlichkeit" zu tun zu haben, mit einem nämlich, der mit der Natur kämpft, um die Kunst aus ihr herauszureißen. Bei weitaus der größten Zahl der sich Künstler nennenden Maler haben wir das sichere Gefühl, daß sie diese oder jene Technik einfach übernommen oder angewendet haben, wie der Schneider den Hosenschnitt aus einer für ihn maßgebenden Modenzeitung; häufig sogar aus demselben Grunde, weil nämlich die betreffende Technik gerade Mode ist. Diese Vielzuvielen, die unsere Ausstellungen überfüllen, und mit ihrem äußerlichen Kunstgezänk die Aufmerksamkeit ungebührlich in Anspruch nehmen, sind daran schuld, daß heute auch die Kunstempfangenden so stark von technischen Dingen beeinflußt werden. Diese Vielzuvielen haben nämlich sonst überhaupt keinen Inhalt, und darum ist das „Wie" in ihren Werken alles. Bei den wirklich Starken ist der Weg ein ganz anderer. Da kommen wir auf die Frage nach dem Wie meistens erst lange, nachdem wir durch das Was so tief gepackt worden sind. Überhaupt kommt dann auf die Frage nach dem Wie eigentlich nur der geschulte Kunstkenner, der sich nicht an dem naiven Kunstgenuß genügen läßt, sondern in den bewußten Besitz gelangen will. Die Frage lautet dann aber so: Worauf beruht es, d. h. wie ist es gemacht, daß das Was mich so stark ergreift, daß das Was so gewaltig erfüllt ist? Man könnte aus der Briefliteratur der großen Künstler, aber auch aus den Schriften der großen Kunstgenießer diese Art des Kunstverhältnisses, das dem unserer heutigen Kunstkritik, aber auch der Art unserer Künstlerstreite grundsätzlich entgegengesetzt ist, hundertfältig belegen.

Es kann also gar keine Kunsttechnik geben, die an sich unberechtigt wäre, ebensowenig, wie man irgendeine Technik als die einzig richtige bezeichnen kann. Alles das gilt jeweils nur für einen bestimmten Fall. Wie die großen Feldherren dadurch ihre Schlachten gewannen, daß sie nicht nach einer eingelernten Strategie arbeiteten, sondern aus den jeweiligen Verhältnissen unter höchster Ausnützung der gegebenen Bedingungen ihren Plan gestalteten, so haben die großen Künstler als einziges Gesetz ihrer Technik anerkannt, des jeweiligen Problems Herr zu werden. Deshalb sind nicht die großen Virtuosen, sondern die Inhaltsreichen auch hinsichtlich des Technischen die eigentlichen Schöpfer und Fortschrittler. (Ein sehr lehrhaftes Beispiel ist die Art, wie Segantini zu seiner Zwirntechnik kam.)

Wenn nun, trotzdem so die künstlerische Technik nur zu der künstlerischen Aufgabe im Rechenschaftsverhältnis steht, einzelne Malweisen von uns als ausgesprochen deutsch, andere als „fremd" empfunden werden, so offenbart sich darin über das Persönliche hinweg das Nationale. Wenn bei einem urdeutschen (und nur als Deutscher denkbaren) Manne wie Goethe zahlreiche Werke stehen, die für seine Persönlichkeit sehr wertvoll, an nationalem Gehalt aber äußerst gering, wo nicht gar ihm entgegen sind, so erkennen wir daraus, daß diese Eigenschaften mit dem Kunstwerte an sich nichts zu tun haben. Wer wollte aber darum der Nation ihr Persönlichkeitsrecht und damit die Berechtigung ihres Verlangens nach bestimmten künstlerischen Eigenschaften bestreiten?!

Das Wesentlichste deutscher Kunstart ist lyrisch; darin liegt ihr Reichtum und ihre Begrenzung. Da Lyrik höchste Ausbildung des Subjektiven ist, muß ihre Begrenzung sich in der Schwäche gegen das Objekt offenbaren. Mit andern Worten: unsere Aufnahmefähigkeit gegen die Außenwelt ist begrenzt, weil wir nicht dazu gelangen, dieser Außenwelt so naiv gegenüberzutreten, daß sie an und für sich uns wichtig und wertvoll ist. Wir stehen ihr sentimentalisch gegenüber und empfangen sie nur stark, wenn sie mit unserem Innenleben zusammenkommt, wenn wir sie also lyrisch (etwa seelisch) und nicht bloß sinnlich genießen können. Schiller hat diesen Unterschied stark gefühlt; Goethes Einzigartigkeit beruht darin,

daß er diese sinnliche Weltaufnahme so herrlich stark neben der seelischen besaß, sie freilich nicht so sehr als Dichter denn als Mensch bekundete. Darum ist auch der Mensch Goethe viel universaler, als der Dichter Goethe. (Umgekehrt etwa Dante, der als Dichter viel universaler ist wie als Mensch, als welcher er nur als Italiener einer eng umgrenzten Zeitspanne voll zu würdigen ist.)

Aus alledem ergibt sich, weshalb der deutsche Geist seinen für die Gesamtwelt bedeutsamsten Ausdruck in der Innenkunst der Musik gefunden hat, während die deutsche bildende Kunst innerhalb der Weltkunst am ehesten entbehrt werden könnte. Freilich stark und eigenartig genug ist sie auch da, vor allem als Kunst des Schauens, als Gestaltung innerlicher Gesichte. Als Kunst des Sehens aber ist die deutsche Kunst dort am eigenständigsten, wo sie sich das Gesehene dadurch zum geradezu innerlichen, seelischen Besitz zu machen strebt, daß sie es sich gewissermaßen aus seinen Atomen und Molekülen neuschafft. Man denke daran, wie unsere stark phantastischen, also innerlich schauenden altdeutschen Maler das Detail der Naturerscheinung nachbildeten, wie der Schauer Dürer einen Hasen oder einen Krähenflügel nachbildete. Es wird seine inneren Gründe haben, daß der deutsche Geist sich zu der Zeit am eigenartigsten in der bildenden Kunst betätigte, als die Musik noch nicht weit genug entwickelt war, um als Ausdrucksmittel einer lyrischen Natur dienen zu können,

Nun erkennen wir wohl leicht, warum eine gewisse Landschaftsmalerei uns als ausgesprochen deutsch anmutet. Es ist die Landschaft, die nicht als ein gesehenes, sondern als ein gefühltes Stück Natur vor uns hintritt. Die Arbeit des Sehens ist darum nicht geringer, als bei der schärfsten französischen Lichtstudie, sie ist nur ganz anders: sie ist nicht selbst Ausdruck, sondern nur Ausdrucksmittel. Darum tritt sie aber auch nicht so für sich stehend und darum nicht so augenfällig auf, sondern verbindet sich mit vielen andern Naturbeobachtungen, die alle sich gleichzeitig und insoweit einstellen, als sie zum Ausdruck des innerlich Geschauten dienen. —

Ich liebe es nicht, vor einzelnen Bildern andern meine Eindrücke vorzuempfinden und sie dadurch zu einer bestimmten Aufnahmeweise zu beeinflussen. Ich brauche wohl jetzt auch nicht mehr auf die einzelnen Bilder von Alfred Lüdke einzugehen.

Wir haben kaum einen zweiten Künstler, für den die Landschaft so durchaus Ausdrucksmittel im oben entwickelten deutschen Sinne ist.

Nach Schauen und Sehen. Auch im Sehen! Die Bemühung um die sinnliche Welteroberung im oben geschilderten Sinne durch Aufnahme bis ins einzelne ist so stark, daß sie zuweilen mit dem Schauen nicht zur harmonischen Auflösung gelangt, so daß beides unverbunden nebeneinander liegt. Bei diesen Bildern drängt sich einem dann das technische Problem dieser Bilder besonders stark auf. (Eine sehr interessante Wachstechnik übrigens von stärksten handwerklichen Werten.) Das ist aber nur ein Durchgangsstadium für den Künstler, dem dieses Technische nur deshalb da so bedeutsam wurde, weil er fühlte, wie er in ihm nach langem Ringen die Mittel sich zum Ausdruck gefügig macht. Aber freilich, es ist nicht bloß Technik; darin liegt der große Wert, aber auch die hohe Schwierigkeit für den Künstler. In dieser Technik, die jeden einzelnen Grashalm, jedes Blatt gewinnen möchte, offenbart sich des Künstlers pantheistische Seele, für die jedes Ding ein individuelles Lebewesen ist: Nicht nur Gottes Auge über allem, auch Gottes Odem in allem. Dieses starke Gottempfinden wird ihm helfen, dennoch aus den tausendfältigen Einzelerscheinungen die große Einheitlichkeit nicht nur herauszufühlen — das ist schon jetzt fast überall erreicht —, sondern auch künstlerisch herauszuarbeiten. In Bildern wie dem „Weiher bei Tölz“ ist die Aufgabe für die Wiedergabe des Naturausschnittes voll gelöst; daß der Künstler sein hohes Ziel auch für die vom geistigen Schauen eingegebenen Werke erreichen wird, ist sicher zu hoffen. Denn er steht in der Vollkraft des Lebens und im sicheren Besitz der selbst errungenen Kunstmittel.

Karl Storck



Geschichte und Bau des Klaviers

Von Dr. Karl Storck

1. Die Bedeutung des Klaviers

Ums Jahr 1820 schrieb der Musikästhetiker Wilh. Chr. Müller in einem seiner „Briefe an deutsche Freunde“ voller Freude über das Wiener Musikleben: „Unglaublich ist's, wie weit die Liebhaberei für Musik und besonders für Fertigkeit auf dem Fortepiano geht. In jedem Hause ist ein gutes Instrument, besonders spielen die Frauenzimmer viel.“ Was hier der Enthusiasmus wohl etwas voreilig behauptete, ist inzwischen zur Tatsache geworden: es gibt heute wenigstens in den Städten wohl kaum noch Häuser, in denen kein Klavier steht. Wir finden im fürstlichen Palast den kostbaren Flügel mit kunstvoller Schnitzerei und reicher Bemalung; in der armseligen Mietkaserne das in rascher Fabrikarbeit zusammengefügte Klavier „auf Abzahlung“. Es steht im Prunkraum des feinsten Hotels, im strahlend hellen Konzertsaal, im rauchigen Tingeltangel und in der dumpfen Animierkneipe. Wir finden es als Heiligtum des gewaltigsten Tonschöpfers, der auf ihm seine kühnsten Träume zu kräftigem Leben erblühen sieht; es ist das geduldige Hackbrett für die stundenlangen Übungen der Konservatoristen; es verträgt das Pauken der Studentenkneipe, das Klimpern der höheren Tochter und die tintenklexigen Finger des Schuljungen, der in ohnmächtigem Ingrimm die verwünschten Tonleitern hinauf- und hinuntertappt. Dem einsamen Dichter, der mit zagen Händen leise darüber hinstreicht, hilft es eine Stimmung bannen, und erduldet die jongleurhaften Kunststücke sogenannter Klavierhumoristen. Das Klavier ist in der Tat heute das Universalinstrument, das Instrument aller und das Instrument für alles geworden.

Ein Menschenalter, nachdem sich der zu Eingang erwähnte Ästhetiker noch so sehr über die Verbreitung des Klaviers freute, schildert Berlioz mit sarkastischem Humor, wie ein armer Konservatoriumsflügel verrückt geworden, weil er an einem Tage dreißigmal das Mendelssohnsche Konzert hat aushalten müssen. Und

heute gibt es immer mehr Leute, die der übermäßigen Pflege des Klavierspiels gegenüber nicht nur die Freude, sondern auch den Humor verloren haben; sie rufen wohl gar nach der Polizei oder doch der Steuerbehörde, und ernsthafte Musiker sinnen darüber nach, wie der herrschenden Klavierseuche, der Klavierpest oder wie die freundlichen Bezeichnungen sonst noch heißen, am besten entgegenzutreten sei.

Die Pflege des Klavierspiels hat heute allerdings eine Ausdehnung angenommen, mit der sich die keiner anderen Kunstübung, auch nicht die eines Sportes, vergleichen läßt. Der Vorwurf aber, daß es deshalb an der Verflachung unseres heutigen Musiklebens schuld sei, ist wenigstens einseitig. Es kann nicht geleugnet werden, daß, da im Hause wie im Konzertsaal fast alle Instrumente, von der Geige abgesehen, als Solo-Instrumente vom Klavier verdrängt worden sind, unser öffentliches und privates Musizieren einförmiger geworden ist, als es früher war. Schlimmer noch ist, daß durch diese einseitige Pflege eines Instrumentes für Dilettantenkreise die Ausübung des edlen Kammermusikspiels fast unmöglich geworden ist. Aber andererseits hat das Klavier unendlich große Kreise der Musikpflege überhaupt erst gewonnen, und wenn es das Zusammenspiel vielfach verdrängt hat — was übrigens aus der Natur des Instrumentes durchaus nicht zu begründen ist —, so ermöglicht es umgekehrt dem Einzelnen eine so eindringliche Musikpflege, wie kein anderes Instrument.

Gewiß wird viel zu viel geklimpert. Es ist immer ein Unglück, wenn eine Kunstübung Mode wird; und zwar nicht nur für jene Zahlreichen, die ohne besondere Begabung der Mode halber zu dieser Kunst hingetrieben werden, sondern auch für den ganzen Kunstgeschmack. Und wenn man die zahllosen unnützen Stunden, die heute über unfruchtbarem Klavierspiel hingebracht werden, zusammenzählen würde, so käme eine Unsumme von vergeudeter Zeit heraus, die einen für die Wohlfahrt der Menschheit besorgten Arbeitsstatistiker wohl zum Klavierhaß hinreißen kann. Aber selbst wenn ich zu alledem noch hinzugebe, daß die Überschwemmung des musikalischen Marktes mit wertloser Schlagerware, die Überhebung und Überfüllung des Konzertlebens mit dieser Verbreitung des Klavierspiels gleichmäßig zugenommen hat, so bleibt es doch Tatsache, daß die große Bevorzugung des Klaviers durchaus nicht die eigentliche Ursache dieser Erscheinung ist. Sie ist vielmehr gerade in jenem Teil, der uns als Schaden erscheint, auch eine Folge des unglückseligen Zeitgeistes: des Obenhinauswollens und der Prahlsucht, des Lebens nach außen auf Kosten des Lebens nach innen.

Daß gerade das Klavier, dieses höchste Ausdrucksmittel musikalischer Intimität, von der Veräußerlichung des Musiklebens den größten Zulauf bekommen hat, beruht auf seiner unvergleichlichen instrumentalen Fähigkeit zur Musikübung überhaupt; darauf nämlich, daß es schon bei verhältnismäßig geringer technischer Beherrschung eine umfangreichere und vielseitigere musikalische Aussprache gestattet, als andere Instrumente bei vollkommener Meisterschaft. Es widerspräche aber allem gesunden Willen, diese außerordentliche technische Überlegenheit deshalb zu schmähen, weil sie nicht nur für ein schnelleres Hingelangen zu hohem geistigen Gestalten benutzt, sondern auch zur Oberflächlichkeit mißbraucht wird.

Das wäre ebenso, wie wenn man die Verbreitung der Fähigkeit des Lesenkönnens dafür verantwortlich machen wollte, daß nun so viel Schund gelesen wird. Man muß überhaupt, zumal auf dem Gebiete der Kunst, einen Gegenstand danach einschätzen, was sich mit ihm im Guten erreichen läßt, nicht aber nach dem Mißbrauch, der damit getrieben werden kann.

Da erweist sich die Tatsache, daß das Klavier das ganze Tonmaterial umfaßt, als unvergleichlicher und unschätzbarer Vorzug. Dem Geschichtsforscher ersteht auf seinem Klavier die Musik aller Zeiten, aller Meister; dem Symphoniker ist es ein Orchester, dem Sänger die köstlichste Begleitung seines Gesanges; der Organist versetzt sich auf ihm in die Kirche, der Kapellmeister ins Theater, der Musiker schlechthin in den Himmel der ganzen Tonwelt. Und was bedeutet es erst dem Musiker draußen in abgelegenen Orten, wo nie ein Orchester zu hören, nie eine Oper zu sehen ist! Erwachsen mir nicht unter meinen zehn Fingern die Riesensinfonien Beethovens? Vermag ich nicht vor meinem Klavier die ungeheure Tat des Nibelungenrings zu erleben? So ist das Klavier nicht nur das Instrument aller, sondern auch das Instrument für alles. Für Leid und Freud', für Größe und Kleinheit: für die Titanenwelt Beethovens und die ausgelassene Lustigkeit des Tanzes; für die Erhabenheit Bachs, die göttliche Laune Mozarts, den Tiefsinn Schumanns, die Sonnigkeit Haydns, die Harmonienseligkeit Schuberts, die Schmerzenswollust Chopins, die glänzende Großartigkeit Liszts, die ernste Strenge Brahms'. Die Götterwelt Wagners ersteht auf ihm, wie das Kleinleben des Volksliedes. Kann es etwas Herrlicheres geben, als vor sich die ganze unendliche Welt der Töne zu haben und nun hineinzugreifen mit seinen zehn Fingern, herauszuholen mit den eigenen Händen, was in ihnen liegt?! Als sei es eine elastische Masse, so paßt es sich an; jetzt riesenhaft in der Gewalt des Donners, dann leise säuselnd wie Südwind im Lenze; nun eines himmelstürmenden Prometheus Stimme, danach das Lallen des Kindes. Gewiß, der Ton der Geige ist singender, das Cello träumerischer, das Waldhorn poetischer, die Posaune gewaltiger — aber im Klavier habe ich alles das vereinigt, die ganze Ausdruckswelt aller Instrumente, und der Phantasie fällt es nicht schwer, die einzelnen Farben ergänzend zu schauen.

Keiner hat diese Vorzüge begeisterter gefeiert, als sein größter Beherrscher: Franz Liszt. In einem seiner Aufsätze in der „Gazette musical" von 1837 antwortet er auf die Vorwürfe, daß er sich nur dem Klavier widme: „Mein Klavier ist für mich, was dem Seemann seine Fregatte, dem Araber sein Pferd — mehr noch, es war ja bis jetzt mein Ich, meine Sprache, mein Leben .... Seine Saiten erbebten unter meinen Leidenschaften und seine gefügigen Tasten haben jeder Laune gehorcht; vielleicht täuscht mich der geheimnisvolle Zug, der mich so sehr daran fesselt, aber ich halte das Klavier für sehr wichtig. Es nimmt meiner Ansicht nach die erste Stelle in der Hierarchie der Instrumente ein; es wird am häufigsten gepflegt und ist am weitesten verbreitet .... Im Umfang seiner sieben Oktaven umschließt es den ganzen Umfang des Orchesters, und die zehn Finger eines Menschen genügen, um die Harmonien wiederzugeben, die durch die Vereinigung von Hunderten von Musikern hervorgebracht werden .... Wir machen gebrochene

Akkorde, wie die Harfe; lang ausgehaltene Töne, wie die Blasinstrumente; Staccati und tausenderlei Passagen, welche vormals nur auf diesem oder jenem Instrument hervorzubringen möglich schienen .... Das Klavier hat einerseits die Fähigkeit der Aneignung, die Fähigkeit, das Leben aller in sich aufzunehmen, andererseits hat es sein eigenes Leben, sein eigenes Wachstum, seine individuelle Entwicklung ... Mikrokosmos und Mikrodeus." —

Um so seltsamer berührt es, daß weitaus die meisten Klavierspieler vom Virtuosen bis zum Schüler von ihrem Instrument nichts wissen, ihm durchaus fremd gegenüberstehen. Sie haben eine nur sehr unvollkommene Vorstellung vom Bau, von der Einrichtung des heutigen Instrumentes, geschweige denn von der Entwicklung, die es vorher durchgemacht hat. Das kommt daher, daß wir dem Klavier, das doch dem Musiker alles ist, fremd gegenüberstehen, nicht mit dem einzelnen Instrument verwachsen. Der Virtuose spielt nicht *sein* Klavier, wie etwa der Geiger seine Violine; das einzelne Klavier ist keine Individualität. Wir treten ihm als etwas Fertigem gegenüber. Wir brauchen nicht erst zu stimmen, wie der Streicher, nicht durch unseren Hauch gewissermaßen erst Fühlung zu bekommen, wie der Bläser; wir halten das Instrument nicht im Arm, es kann nicht mit uns eins werden; man klappt den Deckel auf, spielt, klappt zu — alles fertig. Zu dankbaren Liebkosungen eignet sich der gewaltige Kasten nicht, höchstens, daß die gnädige Frau ihn als Aufhängegelegenheit für eine kostbare Decke — wenn möglich eigene Handarbeit — benutzt. Kurz, das Instrument der musikalischen Intimität wird mit seinem Spieler nie intim.

Trotzdem, oder vielmehr deshalb, will ich an dieser Stelle den Musikliebhabern von Geschichte und Bau des Klaviers erzählen, und hege die zuversichtliche Hoffnung, daß sie gern davon hören werden. Denn wen sollte es nicht reizen, ein Wesen, mit dem man so viel Umgang pflegt, näher kennen zu lernen? Dazu kommt die Tatsache, daß nur aus der Kenntnis des jeweiligen Zustandes des Instrumentes, für das sie geschaffen wurden, die Klavierwerke der großen Meister der Vergangenheit richtig gespielt und erfaßt werden können.

2. Klavichord und Klavizimbel

Den heute so scharf umgrenzten Begriff „Klavier" muß der Geschichtsforscher, der bis auf dreihundert Jahre zurückgeht, bedeutend erweitern, wie aus des gelehrten Martin Agricola (1486 bis 1556) Reimsprüchlein von der Unterscheidung der Instrumente hervorgeht:

Des andern Geschlechts sind ungelogen
Alle Instrument mit Seyten bezogen.
Auch sind *etliche mit Clavirn gemacht*,
Durch welche yhre Melodey wird vorbracht,
Als sind Clavichorden, Clavicymbal,
Symphonei, Schlüsselfidel, Virginal,
Claviciterium, Leirn, mein ich auch
Und alle, die yhn gleich sind ym gebrauch.

„Mit Clavirn gemacht!" — Das ganze Instrument hat den Namen desjenigen seiner Teile erhalten, der es charakteristisch von den Instrumenten derselben Gattung unterscheidet: des claviarium, des Klaviers, — nach der heutigen Bezeichnungsweise — der Klaviatur. Denn das Klavier gehört zunächst zur großen Gruppe der Saiteninstrumente; unter diesen nicht zu den „gestrichenen", sondern wie Laute, Harfe und Hackbrett zu den geschlagenen. Aus dieser Abteilung aber hebt es sich ab durch die Klaviatur, die es von der Orgel übernommen hat. Nun haben wir auch die Erklärung des Wortes claviarium, das die Gesamtheit der claves bezeichnet, jener „Schlüssel" in Gestalt von Hebeln (Tasten), welche beim Niederdrücken das sonst verschlossene Ventil in der Windlade der Orgel öffnen, durch das die Luft in diejenige Pfeife dringen kann, deren Ton der betreffende Clavis anzugeben hat. Für unser Instrument paßt der Name clavis, wenn man die technische Erzeugung des Tones ansieht, nicht, er ist ja auch durch Taste verdrängt worden. Für die geistige Ansicht der Tonerzeugung ist dagegen die Bezeichnung „Schlüssel" (clavis) viel ausdrucksvoller, als das lediglich „Berührungsfläche" bedeutende „Taste". Denn es liegt darin das Empfinden für jene Eigenart, durch die auch hinsichtlich der Tonbildung alle Instrumente, die „mit Klaviern gemacht" sind, von den übrigen charakteristisch unterschieden werden. In den Klavierinstrumenten sind alle Töne fix und fertig eingeschlossen; die Taste ist tatsächlich ein Schlüssel, der dem mit ihr in Zusammenhang stehenden Ton den Weg ins Freie aufschließt. Der Geiger, der Bläser muß erst jeden Ton auf seinem Instrumente bilden; er hat darum auch Einfluß auf den Ton. In den Tasteninstrumenten sind die Töne auf den Saiten, oder bei der Orgel in den Pfeifen, fertig da, und der Spieler kann nichts anderes tun, als diesen fertigen Ton aus dem Instrument herauszulassen, indem er die Taste niederdrückt. Dadurch schlägt ein Hammer gegen die Saite, ein Haken reißt sie oder ein Luftstrom jagt durch die Pfeife. Das bringt ein Metallplättchen ins Schwingen. Auf den Ton selber hat der Spieler keinen Einfluß.

Während die Bezeichnung „clavis" durch die der Taste verdrängt wurde, hat sich der Name Klavier dauernd erhalten. Bis etwa 1750 wurde er gemeinsam für alle mit Claviren versehenen Instrumente gebraucht, so daß sogar gelegentlich die Orgel darunter mit einbegriffen wurde. Nachher vollzog sich eine Scheidung in die Bezeichnungen Flügel und Klavier. Das war, als das Klavichord als Hausinstrument so beliebt wurde, daß es hier die kleine Form des Klavizimbels verdrängte, so daß von diesem nur die große, im Konzertsaal übliche Flügelform übrig blieb. Da wurde die Bezeichnung „Klavier" fast ganz auf das Klavichord übertragen, wogegen das neu aufkommende Hammerklavier wegen seiner Fähigkeit des Stark- und Schwachspielens als Forte piano bezeichnet wurde. Erst als nun das Hammerklavier siegreich alle anderen Wettbewerber aus dem Felde schlug, ging der Name „Klavier" darauf über und bezeichnet heute im engsten Sinne das aufrecht stehende Pianoforte gegenüber dem die gleiche Hammermechanik besitzenden Flügel.

Fassen wir sämtliche den eigentlichen Klavierinstrumentengruppen gemeinsamen Merkmale zusammen, so erhalten wir folgende Bestimmung des Klaviers:

„Es ist der gemeinsame Name für alle die verschiedenen Arten von Tonwerkzeugen, in deren wagerecht liegendem oder aufrecht stehendem Körper dreieckiger, viereckiger oder noch anders gewählter Form Saiten dergestalt über einen Resonanzboden gespannt sind, daß sie durch Wirbel, um welche das eine ihrer Enden geschlungen ist, gestimmt und durch eine Reihe von Hebeln, Tasten oder Claves genannt, in Schwingung gesetzt werden können.“ (Weitzmann, Geschichte der Klaviermusik, S. 220.) Die Art, wie diese Schwingung erreicht wird, ist das, was die verschiedenen Arten von Klavieren am wesentlichsten voneinander unterscheidet. Allen gemeinsam ist, daß der Schwingungserreger am hinteren Ende der Taste angebracht ist. Nach der Art des Erregers aber sind zu unterscheiden: 1. Tangentklaviere, bei denen eine einfache Tangente aus Holz oder Metall die Saite berührt und in Schwingung setzt: das Klavichord; 2. Dockenklaviere, bei denen auf dem Ende des Tastenhebels lose ein flaches Holzstäbchen, Docke (d. i. Puppe) genannt, liegt, an dessen Oberteil ein Stiftchen so befestigt ist, daß es die Saite anreißt: Klavizimbel, mit zahlreichen, durch die Bauform unterschiedlichen Abarten; 3. Hammerklaviere, bei denen die Tasten beim Anschlagen einen Hammer gegen die Saiten werfen und diese so zum tönenden Schwingen bringen. Heute ist — von einigen neueren Liebhaberströmungen abgesehen — nur noch das letztere im Gebrauch. Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts haben dieser jüngsten Gestaltung des Klaviers Klavichord und Klavizimbel, die vorher jahrhundertelang nebeneinander hergegangen sind, den Vorrang streitig gemacht.

* * *

„Wer der sey gewesen, der das erfunden oder erdacht hab, das man nach derselben Mensur vff ietlichen punckten, eyn schlüssel gemacht, — der dye saite eben gerad vff demselben zil oder punctur anschlagen tut — das mocht ich nye erfaren; wer auch das instrument nach denselben Schlüsseln, also clavicordium hab getaufft, oder genennet, waiß ich nit.“

Wir müssen eigentlich auch heute noch uns zu diesen Worten bekennen, mit denen der gelehrte Sebastian Virdung in seiner „Musica getutscht“ seine geschichtlich sehr wertvollen Darlegungen über das Klavier schließt. Über den Erfinder des Klaviers wissen wir nichts Genaues, ja nicht einmal über den Ursprung und die Erfindezeit. Wir sind hier auf Indizienbeweise angewiesen, wie sie von Oscar Paul, C. F. Weitzmann, am ausgiebigsten und mit der reichsten Sachkenntnis von dem Engländer Hipkins und am scharfsinnigsten von Karl Krebs geführt worden sind.

Wenn sich schon der Erforschung der mittelalterlichen Musik große Schwierigkeiten entgegenstellen, so gilt das im höchsten Maße von dem Gebiet der Instrumentenkunde. Da vor dem 16. Jahrhundert die Instrumentalmusik kaum als Kunstmusik bezeichnet werden kann, dennoch aber viel geübt wurde, herrschte auf diesem Gebiet die größte Willkür. Man strebte nicht nach einheitlichen Typen für die verschiedenen Instrumentalgattungen, sondern gab allen Zufälligkeiten des vorhandenen Materials, allen Eingebungen einer beweglichen Phantasie nach. Ebenso willkürlich ist die Benennung der Instrumente, so daß sich vielfach nachweisen läßt, wie für die verschiedenen Instrumente dieselben Bezeichnungen, aber

auch umgekehrt für das gleiche Instrument die verschiedensten Namen gebräuchlich waren. Es reicht also nicht aus, daß man nach dem ersten urkundlich zu belegenden Auftauchen der Bezeichnungen „Klavichord“ und „Klavizimbel“ sucht, sondern man muß damit rechnen, daß unter ganz anderen Namen Urformen dieses Instrumentes versteckt sein können. Was die Ausführungen der älteren Musikschriftsteller betrifft, so haben diese eigentlich nur insoweit recht, als sie über die eigenen Erfahrungen der Betreffenden berichten. Ihre Ausführungen über die Vergangenheit des Instruments dagegen sind phantastisch, wie das ja auch indirekt aus dem zu Eingang mitgeteilten Eingeständnis Virdungs hervorgeht.

Natürlich hat man auch diese Entwicklung wieder Guido von Arezzo (995 bis 1050) zugeschrieben, dessen zweifellos geniale Persönlichkeit aus dem mehr handwerksmäßigen Musikbetriebe des Mittelalters so hervorleuchtete, daß man später alle Fortschritte der musikalischen Kunst mit ihm in Verbindung gebracht hat. Andere wollten gar die Erfindung des Klaviers gleich in die ersten Jahrhunderte nach Christus versetzen, weil es zu der Zeit bereits Orgeln gab. Aber man hätte sich sicher nicht im 11. Jahrhundert bei allen theoretischen Untersuchungen und beim Unterricht mit der mühseligen Monochordeinteilung abgequält, wenn man das dafür viel bequemere Klavier gehabt hätte. Andererseits sind am Ende des 14. Jahrhunderts bereits vier verschiedenartig besaitete Klavierinstrumente urkundlich bezeugt. So kommt Krebs in seiner Untersuchung etwa auf das Jahr 1300 als Erfindungszeit für das Klavier. Eines der ältesten Zeugnisse weist nach dem für die Musikgeschichte noch nicht genug erforschten Spanien hin, dessen König Johann I. in einem Briefe aus dem Jahre 1387 sich ein Exaquir bestellt, das in einem anderen Briefe als ein Instrument bezeichnet wird, das der Orgel gleicht, aber wie von Saiten tönt. Für den auffälligen Namen Exaquir — an anderen Stellen Eschaquel oder Eschiquier, d. i. Schachbrett — liegt wohl die natürlichste Erklärung darin, daß das kleine Instrument zum Spielen auf den Schachbretttisch gestellt wurde. Vielleicht liegt aber in diesem der englischen Sprache entnommenen Namen gleichzeitig ein bedeutsamer Hinweis dafür, daß man die Heimat dieser besaiteten Klavierinstrumente nicht wie bisher in Italien, sondern eher in England zu suchen hat, was durch die Tatsache unterstützt würde, daß die erste Blüte der Klaviermusik im Inselreiche aufging. Das würde nur zu der überhaupt immer mehr Kraft gewinnenden Vermutung stimmen, daß der ganze Betrieb der Instrumentalmusik mehr vom Norden aus Nahrung fand. In der Tat bedeuten sowohl die Vielstimmigkeit der Musik, wie auch die Instrumentalmusik gegenüber allem in der Antike üblichen Musiktreiben eine ganz andere Welt, so daß der Gedanke naheliegt, daß für diese völlig veränderte Art der Musikpflege die neu in die Geschichte eingetretenen germanischen Völker die treibende Kraft gewesen.

Es liegt im Wesen des Instrumentes als des Vermittlungswerkzeuges für künstlerisch Geschaffenes, daß es nicht wie ein geradezu plötzlich erfaßtes Kunstwerk von genialer Schöpfungskraft hingestellt wird, sondern langsam aus der mehr handwerksmäßigen Arbeit praktischer Geister heranreift. In Übereinstimmung mit den Berichten der ältesten Schriftsteller kann die Forschung das Monochord



als Urform annehmen. Monochord heißt Einsaiter. Man mag es sich als einen hohen Kasten vorstellen, über den eine Saite gespannt war, an der nun der Theoretiker nachweisen konnte, wie durch Teilung des in Schwingung versetzbaren Teiles der Saite verschiedene Töne entstehen. Aus den Längenmaßen des jeweils benutzten Saitenstückes ergibt sich eine augenfällige Darlegung für das theoretisch erkannte Schwingungsverhältnis der Töne zueinander (für die höhere Oktave die Hälfte der Saitenlänge der darunter liegenden Oktave, Quinten $^2/_3$ des Grundtones und dergleichen).

Man kann sich von dieser denkbar einfachsten Form eines Saiteninstrumentes die Entwicklung bis zum Klavier unschwer vorstellen, wenn wir auch natürlich weder über die Zeit, noch die Reihenfolge, in der sie vor sich gegangen, Genaueres wissen. Das Bespannen mit mehreren gleich gestimmten Saiten lag schon deshalb nahe, weil man dann die Töne, die man miteinander vergleichen wollte, gleichzeitig zum Erklingen bringen konnte. So wird denn auch in der Tat bereits im zweiten Jahrhundert nach Christus von Aristides Quintilian das H e l i k o n erwähnt, das ein viersaitiges Monochord darstellt. Ebenso nahe lag es, daß man nicht jedesmal von neuem die zu teilenden Saitenstücke abmaß, sondern an den wichtigen Stellen, also Mitte, $^1/_3$ der Länge, ¼, die die Hauptintervalle enthaltenden Zeichen anbrachte, so daß man nun mit den beweglichen Stegen immer sofort die richtige Stelle traf.

Statt dieses beweglichen Steges kamen dann an den wichtigen Stellen festgelegte Querrippen, gegen die die Saite niedergedrückt wurde (wie etwa bei der Zither). Der naheliegende, aber entscheidende Schritt beruhte nun darin, daß man diese Stege hebbar machte, wozu sich das Mittel in den von der Orgel übernommenen claves bot, wie sie die alte Bauernleier bereits im 8. und 9. Jahrhundert aufweist. Hatten diese Tasten anfangs nur zum Heben der Stege und damit zum Treffen der Saite gedient, die zum Tönen dann noch besonders angerissen werden mußte, so versah man später einfach das Ende dieser Hebel mit Metallzungen, wodurch dann die Saite nicht nur geteilt, sondern auch gleichzeitig zum Schwingen und Tönen gebracht wurde. Die weitere Entwicklung ist dann zunächst lediglich Vergrößerung dieses einfachen Apparates, bis er so weit war, daß man dasselbe chromatische Tastenbild hatte, wie es die Orgel schon aufwies.

Für diese Art der Entwicklung aus dem alten einfachen Einsaiter sprechen zwei Umstände. Einmal die Beibehaltung des Namens „Monochord“, der noch zu einer Zeit im Gebrauch blieb, als das Instrument schon drei volle Oktaven umfaßte und in seiner Vielchörigkeit also einen Bezug von fast hundert Saiten hatte. Die alten Theoretiker haben sich natürlich um die Erklärung dieses auffälligen Namens sehr abgemüht, und Virdung z. B. half sich damit, daß er sagte: „Daran liegt nichts, daß der Saiten viele sind, aber daran liegt alles, es seien nun viel oder wenig Saiten auf dem Instrument, so schau, daß sie allesamt ein unisonum haben, oder eine gleiche Stimmung, keine höher noch niederer denn die andere.“ Das naiver denkende Volk dagegen paßte einfach das ältere, nicht mehr verständliche Wort einem neueren an und bildete aus „Monochordio“ ein „Manichordio“,

also ein Instrument, das mit der Hand gespielt wurde. Freilich kam ja die Hand mit den Saiten gar nicht mehr in Berührung.

Ebenso zäh wie der Name hat sich dann eine eigentümliche Konstruktion beim Instrumente behauptet. Bei der ursprünglichen Aufgabe des Monochords zur Unterstützung theoretischer Untersuchungen war es das natürlichste gewesen, daß man mehrere Saiten gleichlang nahm und auf den gleichen Ton einstimmte; denn nur so wurden die verschiedenen Längenverhältnisse der Töne zueinander sofort anschaulich. Wie schon aus der oben mitgeteilten Erklärung Virdungs hervorgeht, behielt nun auch das Klavichord, für das diese Zwecke gar nicht mehr vorhanden waren, die gleiche Länge aller Saiten und deren Einstimmigkeit bei. Die verschiedene Tonhöhe der Saiten wurde also in jedem Fall erst durch die Berührung mit den Tasten hervorgerufen, indem diese gleichzeitig die Saite teilten und anschlugen. Dabei ließ man noch durch Jahrhunderte, genau wie es das Monochord gezeigt hatte, mehrere Hebel auf dieselbe Saite laufen, so daß also jede Saite für verschiedene Töne ausreichen mußte, die nun natürlich nicht gleichzeitig gebraucht werden konnten, da ja immer nur der höchste Ton geklungen hätte. Man nannte diese Instrumente infolgedessen „gebunden", von der Laute her, bei der auch jede Saite durch verschiedene Bünde (d. i. Stege) für mehrere Töne diente. Zu Virdungs Zeit hatte das Instrument meistens 38 Tasten und umfaßte die chromatische Halbtonleiter vom großen F bis zum zweigestrichenen g, also ungefähr den Umfang der menschlichen Stimme. Über die häufigste Verteilung der Tasten und Saiten berichtet er: „Gemeinlich macht man jetzt drei Saiten auf ein Chor, damit, wenn einmal eine Saite springt, man nicht mit Spielen aufhören müsse. Jeder Chor hat gewöhnlich drei Tasten, die an denselben anschlagen, so daß nur diejenigen beiden Tasten (Töne) nicht zusammen angeschlagen werden können, welche dissoniern würden. Man macht auch etliche leere Chöre, an die gar keine Taste anschlägt — der Resonanz wegen. Messing lautet von Natur grob, Stahl aber ‚cleyn' (d. i. fein), deshalb bezieht man die unteren Chöre mit messingenen, die oberen mit stählernen Saiten."

Die Verminderung des Gebundenseins, die Vermehrung der Saiten also, gehen parallel der musikalischen Entwicklung in der freieren Behandlung der Dissonanz. In der Berliner Instrumentensammlung sind z. B. drei Klavichorde aus dem 16. Jahrhundert mit je 45 Tasten, von denen das erste 26, das folgende 28, das dritte 29 Saiten hat. Aber es bleibt eine sehr auffällige Erscheinung, daß diese so nahe liegende Verbesserung nur so sehr langsame Fortschritte machte, so daß noch um 1725 ein völlig bundfreies Klavichord, d. h. also ein Instrument, das für jeden Ton eine eigene Saite besaß, als besondere Merkwürdigkeit erwähnt wird. Die oben erwähnte Mehrchörigkeit dagegen war ein Mittel zur Erhöhung der Klangfülle, wie auch die Beziehung mit Saiten aus verschiedenem Metall. Auch einen Resonanzboden hat man schon frühzeitig hinzugefügt. Leichter erklärlich ist es, daß man die gleiche Länge und damit die Einstimmigkeit der Saiten beibehielt, denn dadurch war es leicht in die Hand des Spielers gegeben, sein Instrument immer in reiner Stimmung zu bewahren. Man muß dabei doch bedenken, daß die Widerstandskraft des Schraubwerkes bei diesen alten Instrumenten



keinen Vergleich mit dem der heutigen Instrumente aushält, so daß also eine Verstimmung noch viel leichter eintrat als heute. Da war es dann natürlich für den Spieler verhältnismäßig leicht, den ganzen Saitenchor rein zusammen zu stimmen. Alles übrige lag dann nur an der richtigen Anbringung der Bünde durch den Tischler. Ja, durch den Tischler. Man höre Virdung: „Das Clavicordium und andere instrument, wie man dye machen soll, das wil ich nit beschreiben, dann das trifft mer dye architectur oder das hantwerch der schreyner an, dann dye musicam".

Natürlich wurde für die oberen Töne ein immer geringerer Bruchteil der Saite zur schwingenden Tonerzeugung gebraucht. Der Rest wurde durch Umwicklung mit Tuch gedämpft, so daß auch bei den „läufflin" die Saiten nicht nachhallten. Später wurde dann vom Klavizimbel der Gebrauch, die Saiten nur in der notwendigen Länge aufzuspannen und gleich auf den ihnen zukommenden Ton einzustimmen, auch für das Klavichord übernommen.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts war das Klavichord ein kleiner vier- oder sechseckiger Kasten, über dessen Hohlraum der Länge nach die Saiten gespannt waren. Im rechten Winkel darin liegen die an der einen Längsseite angebrachten Tasten. Bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts hat sich der Tonumfang des Klavichords kaum über vier Oktaven ausgedehnt. Für die Breite der Tasten herrschte keine Einheitlichkeit, so daß die Spannweite der Oktaven bei den verschiedenen Instrumenten um fast vier Zentimeter schwankt (zwischen 14,4 und 18 Zentimeter). Gewöhnlich arbeitete man die helleren Tasten aus Buchsbaum, die schwarzen aus Ebenholz. Dagegen hat das Verhältnis zwischen Schwarz und Hell für Ober- und Untertasten vielfach gewechselt.

Es waren zunächst sehr kleine Kästen, die man zum Spielen auf einen Tisch stellte. Später, als sie größer wurden, mußte man sie natürlich auf eigene Beine stellen, doch blieben sie noch lange so handlich, daß der Spieler mit seinem eigenen Klavier herumreisen konnte. Vielfach sind sie sehr liebevoll ausgeziert und mit großer Sorgfalt geschmückt.

Der Ton des Klavichords, schon durch die Art der Berührung sehr leise, wurde noch im ganzen durch die große Masse des dämpfenden Tuches verringert. Als Gesellschaftsinstrument hat es deshalb zu Anfang sogar gegenüber der Gitarre und vor allem gegenüber der Laute einen schweren Stand gehabt. Der Ton ist nicht bestimmt und klar, weil die Tonhöhe erst durch das Niederdrücken der Tasten bestimmt wird. Je stärker die Taste niedergedrückt wird, um so mehr hebt die Tangente die Saite, und der Ton geht also um ein geringes in die Höhe. Man hat diesen Umstand zur Erzeugung vielfacher musikalischer Effekte gebraucht, unter denen die Bebung, aber auch mannigfache Verzierungen von der Musik des 17. und 18. Jahrhunderts vielfach ausgenutzt worden sind. Es ist jedenfalls unter den Tasteninstrumenten dasjenige, das das innigste Verhältnis zwischen der Hand des Spielers und der Art der Tonerzeugung besitzt. Die Spielart selbst ist außerordentlich leicht, weil der Fall der Tasten nur gering ist.

* * *

Der zweite Haupttypus sind die Dockenklaviere (Klavizimbel, Spinett), die sich hinsichtlich der Tonerzeugung wesentlich von den Klavichorden oder Tangentklavieren unterscheiden, weil der Ton nicht durch Berühren, sondern durch Anreißen der Saite erzeugt wird. Am Ende des Tastenhebels ruht ein flaches Holzstäbchen, Docke genannt, aus dessen beweglichem Oberteil ein kleiner, spitzer, elastischer Stift seitlich heraussteht. Beim Niederdrücken der Taste schiebt sich die Docke an den Saiten vorbei, reißt mit dem Kiele die Saiten an und bringt sie so zum Tönen. Um diese Tonerzeugung zu ermöglichen, muß im Gegensatz zum Klavichord 1. jede Saite von vornherein auf den ihr bestimmten Ton eingestimmt sein, 2. muß für jeden Ton eine besondere Saite vorhanden sein. Es ergeben sich also auch für den Saitenbezug zwei wesentliche Unterschiede gegenüber dem Klavichord, und wir werden nicht umhin können, diese beiden Unterschiede als Vorzüge zu bezeichnen, wie denn auch beide später vom Klavichord übernommen worden sind. Aus diesem Grunde hat man wohl gelegentlich sogar die Dockenklaviere als eine Entwicklung aus den Tangentklavieren betrachtet. So meint z. B. der gelehrte Philologe J. C. Scaliger (1484 bis 1556), daß man den Plektren des Klavichords spitzige Rabenfedern eingeklemmt habe, um so durch das Reißen der Saiten schärfere und bestimmtere Töne zu erzielen. Diese Auffassung dürfte aber kaum stimmen, vielmehr haben wir im Klavizimbel einen zweiten, selbständig entwickelten Klaviertypus zu erblicken.

Virdung führt diese Gattung auf das Psalterium zurück, ein meist dreieckiges, harfenähnliches Instrument, das an einem Bande um den Hals getragen oder auch auf ein Möbel gestellt wurde. Seine von vornherein eingestimmten und deshalb nach oben zu immer kürzer werdenden Saiten wurden vom Spieler mit einem Finger, einem Stifte oder auch mit Federkielen, die in Ringen befestigt waren, angerissen. Der wichtigste Name für diese Instrumente, Klavizimbel, weist aber andererseits auch auf das Cymbal oder Hackbrett als Vorgänger zurück. Das ist jenes alte Saiteninstrument von wahrscheinlich deutscher Abstammung, das wir noch heute als charakteristisches Merkmal des Zigeunerorchesters finden. Die über einen platten, trapezförmigen Schallkasten gezogenen Saiten werden mit zwei Hämmerchen geschlagen und geben einen rauschenden, verschwimmenden Ton. Es ist bereits um 1400 eine Art Hackbrett mit Klaviatur unter dem Namen „dulce melos“ bezeugt.

Auf eines dieser beiden, oder auch auf beide Instrumente wurde nun auch, wie es der mittelalterliche Instrumentenbauer ja so sehr liebte, die Klaviatur übertragen. Wann das geschehen ist, ist nicht festzustellen. Die Bezeichnung „Cembalo“ ist alt und wird z. B. bei Boccaccio für ein Instrument gebraucht, das wohl dem heutigen Tamburin entspricht. Das Charakteristische liegt natürlich in der Bezeichnung „Klavicembalo“, wodurch festgelegt ist, daß auch dieses Instrument durch Tasten bearbeitet wurde. Dieser Ausdruck findet sich um 1400, und so früh wird man ja die Erfindung auch wenigstens ansetzen müssen, da in Virdungs bereits oft zitiertem, 1511 erschienenem Buche es als etwas allgemein Bekanntes angeführt ist. „Clavicymbalum oder Gravecymbalum ist ein lenglicht Instrument, wird von etlichen Flügel, weil es also formirt ist, von etlichen, sed male, ein Schweins-

kopf genennet, weil so spitzig wie ein wilder Schweinskopf fornen an zugehet. Es ist von starkem, hellem, fast lieblichem Resonnantz und Laut, mehr als die andern, wegn der doppelten, dreifachen, ja auch vierfältigen Saiten.“ Also berichtet Michael Prätorius im ersten Bande seines für die Geschichte der Instrumente außerordentlich wichtigen Syntagma musicum (1614).

Man hat also auch das Klavizimbel mehrchörig gebaut, wobei dann für jede einzelne Saite jedes Chors eine besondere Docke vorhanden sein mußte. Das wurde nach zwei Richtungen hin ausgenutzt; einmal für die Stimmung, indem man gern eine Saite um eine Oktave höher stimmte, — ja schon Prätorius berichtet von einem vierchörigen Instrument, bei dem nur zwei Saiten auf den Grundton, die beiden anderen auf Quint und Oktave eingestimmt waren. Dann hat man diese Mehrchörigkeit auch zur Charakterisierung des Tones benutzt, indem man durch „Züge“ es so einzurichten wußte, daß man nach Belieben eine oder mehrere Saiten jedes Chores zum Klingen bringen konnte. Das hatte nicht nur auf die Tonstärke Einfluß, sondern infolge der verschiedenen Einstimmungen der Saiten auch auf die Tonfarbe. Die von Prätorius angeführten Bezeichnungen, zu denen für Deutschland noch Kielflügel (von den die Saiten reißenden Kielen) und Steertstück kommen, zeigen, daß man die äußere Form, das ist den Kasten des Klavizimbels dem harfenähnlichen Saitenbezug anschloß, so daß also die Grundform des heutigen Flügels entstand. Dabei brachte man dann nicht mehr wie beim Klavichord die Tasten rechtwinklig gegen die Saiten an, sondern so, daß sie in gerader Linie auf diese hinliefen. Im 17. Jahrhundert war diese Form so gebräuchlich, daß man in Frankreich unter „Clavecin“ immer Flügel verstand.

Auch von diesem Klavizimbel, das in Italien wegen seines großen Umfanges auch Gravecembalo oder einfach Cembalo genannt wurde, wurden nun verschiedene Abarten gebaut. Dem Namen nach eine der bekanntesten ist das Spinett. Jedenfalls so nach seinem Erfinder, dem Klavierbauer Giovanni Spinetti aus Venedig (1503) benannt. Prätorius schildert das „Spinetta als ein klein vierecktigt Instrument, das um eine Oktav oder Quint höher gestimmt ist, als der recht Thon, und die man über oder in die großen Instrumente zu setzen pflegt. Die große vierecketе sowol als die kleine werden in Italia Spinetto, in England Virginal, in Frankreich Espinette genennet.“

Es scheint ursprünglich Spinett das vierkantige Dockenklavier im Gegensatz zum flügelförmigen Klavizimbel bezeichnet zu haben. Erst später hat man das Wort als Sammelnamen für die kleinen, nur einchörigen Kielklaviere mit einer rechtwinklig gegen die Saiten stehenden Klaviatur angewendet. Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts hat sich dann die Vorstellung völlig verschoben, indem zwar der Name Spinett an den kleinen Instrumenten haften blieb, für diese aber nun erst recht die flügelförmige Bauart gewählt wurde, so daß neuerdings fälschlich vielfach gerade diese dreieckige Form als charakteristisch für das Spinett angesehen worden ist. Die in England beliebte Bezeichnung Virginal hat man früher vielfach als eine Huldigung an die „jungfräuliche Königin“ Elisabeth betrachtet, die das Instrument gern spielte. Der Name ist aber viel älter und rührt jedenfalls vom Klange her, weil diese kleinen Kielklaviere nur einen geringeren Umfang nach der

Tiefe hatten, so daß die Mittellage etwa eine Oktave höher stand, als die der großen Klaviere, — so wie dem Jungfernregal der Orgel. Andere Bezeichnungen waren auch Harpichord, Symphonia und Clavicyterium. Dieses letztere zeigt senkrechten Saitenbezug in einem hinter der Klaviatur aufrecht stehenden dreieckigen Kasten. Seine Eigenart beruhte in der Bespannung mit Darmsaiten, während es die senkrechte Stellung der Saiten mit manchen Klavichorden teilte, die beide der Form nach als Vorläufer unseres Pianos zu gelten haben.



Theodor Kirchners Hausmusik

Blicken wir in die Runde unter den Jüngern Robert Schumanns, des Meisters, dessen 100. Geburtstag wir dieses Jahr mit dem Chopins als der beiden größten Klavierkomponisten der Romantik feierten, so sehen wir viele Schatten und nur noch wenig Leben. Die ihm am treuesten folgten, die Bargiel, Lührß, Dessoff, Ehlert, Bürgel, Markull, von Sahr, Saran, Brambach und wie sie alle heißen, sind tot. Beklagenswert, bedenken wir, welch feine Geister wie Ehlert, der Dichter der Lyrischen Skizzen und der Phantasie op. 17, und von Sahr darunter waren. Andre scheinen wieder zu erwachen, aber, ich fürchte, es ist nur ein Schein, der einige Zeit durch ihr „Freiwerden" aufleuchtet. Wer wünschte nicht, daß Jensen, daß Heinrich Stiehls köstliche Jugendmusik, daß Karl Grädeners tiefinnerliche, von Beethovenschem Geist durchglühte besten Werke, die „Phantastischen Studien und Träumereien", die „Fliegenden Blätter", wieder auferstehen? Wer nicht als sein Sohn, daß Rudolph Niemanns edel-virtuose, klangvolle echte Klaviermusik, aus der die C-Dur-Sonate, die Händel-Variationen mit den reizenden „Fliegenden Blättern" und der damals berühmt gewordenen Gavotte op. 16 als Perlen deutscher Nachromantik funkeln, Bürgerrecht im deutschen Hause gewänne? Wer weiß in ihm noch genügend von vortrefflichen Tonsetzern Schumann-Jensenscher Allianz wie Cornelius Rübner oder Metzdorff? Wer entzückt sich noch an Haberbiers, einst von Bülow hochverehrten und wahrhaft klassischen „Études-Poésies", an Grammanns reizenden Kinderstücken?

Es scheint nach diesen pessimistischen Betrachtungen ein einigermaßen vergebliches Unterfangen, für Theodor Kirchners Hausmusik zu werben. Wenn Komponisten wie Speidel, Grimm, Dietrich, Deprosse und noch so viele andre, die zu jenem nachromantisch-Schumannischen Kreise gehörten, ins Schattenreich bloßer Namen gegangen sind, wenn von Karl Reinecke für spätere Generationen wohl nur ein kleiner Teil seines reichen Werkes leben wird, so ist das ein uns unverdient hart, aber gerecht erscheinendes Gericht der Richterin Zeit. Wenn aber die Klaviermusik von so eigengearteten Komponisten wie Stephen Heller, Volkmann und Jensen heut arg vernachlässigt erscheint, so ist das nur ein Zeichen, wie schwer unsre deutsche Hausmusik daniederliegt.

Und da soll ich noch den Mut haben, für Theodor Kirchners ganz und gar innerliche und so gar nicht rasch „entgegenkommende" Hausmusik einzutreten, die da wohl heute noch zum großen Teile „liegt" wie nichts Gutes? Nicht nur den Mut, sondern die begeisterungsvolle Überzeugung, etwas Gutes und Erreichbares damit zu stiften, habe ich aber, und so bitte ich für kurze Zeit ums Wort.

Keine Furcht! Mit biographischen und historischen Daten will ich dich nicht erdrücken, freundlicher Leser! Kirchner war Sachse, lebte dreißig Jahre in der Schweiz und starb in

Hamburg. Auch mit langen Katalogen Kirchnerscher Werke möchte ich dich nicht langweilen. Beides bleibt tote Nomenklatur, und, da bei Kirchner der Künstler den Menschen an sympathischer Bedeutung allzeit hoch überragte, würde sie vielleicht eher abschreckend als anziehend wirken. Fürchte auch nicht weitschweifige Analysen jedes einzelnen Werkes, nach deren Studium du meist so klug bist wie vorher.

Wir wollen dir, um das Interesse für den grade im kleinsten so großen Meister wieder im deutschen Hause zu wecken, ein scharfgezeichnetes Charakterbild des Komponisten Theodor Kirchner (1824—1903) zeichnen und dabei uns ganz auf das Kirchnersche Klavierstück beschränken. Denn nur dies behält wohl von seinem Lebenswerk, das ja auch noch zahlreiche einst vielgesungene Lieder und Balladen, kleine Klaviertrios (Ein Gedenkblatt op. 15, Trio-Novelletten op. 59, Kindertrios op. 58, Bunte Blätter op. 83) zum Unterricht und Vortrag im Hause, das Streichquartett op. 20, kleine Charakterstücke für Violine oder Cello und Klavier, das Klavierquartett op. 84, gemischte und Männerchöre, Stücke für Orgel und Violine und für Orgel allein (Lyrische Stücke) umfaßt, dauernde Bedeutung.

Wie du Kirchner am besten und praktischsten kennen lernst? Das muß dir ja zuerst gesagt werden, denn Kirchner hat eine lange, lange Reihe, weit über 100 kleiner Sammlungen mit oft je ein Dutzend kurzen Klavierstücken veröffentlicht — das meiste davon, und leider nicht immer das Frischeste, im reifen Alter, als das harte „Muß" dazutrat —, und ganz von selbst werden wir da zuerst auf die vorhandenen Kirchner-Albums als Auswahlen aus dem Besten und Charakteristischesten seiner Klaviermusik gelenkt. Es sind: ein Theod. Kirchner-Album, 13 ausgewählte Klavierstücke aus op. 2, 7, 9, 24, 34, 42 (Otto Klauwell) bei Rieter-Biedermann, Leipzig (ℳ 1.50); eine Kirchner-Auswahl in 20 Einzelheften aus op. 39, 44, 46, 56 (Heinrich Germer) bei Julius Hainauer, Breslau (à ℳ —.60 bis —.80); endlich eine dankenswert wohlfeile Auswahl aus Theod. Kirchners Werken aus op. 26, 30, 35, 36, 51, 62, 74, 76 usw. mit einer fein durchdachten, wertvollen Einführung (Anna Morsch) bei Friedr. Hofmeister, Leipzig 3 Folgen zu je 2 Heften à ℳ —.60 bis 1.—). Alle drei sind wärmstens zu empfehlen. Klauwell gibt sehr guten Fingersatz, wahrt aber im übrigen Kirchners Phrasierung. Dagegen suchen die beiden andren Herausgeber neben gleich gewissenhafter Revision und Befingerung, im weitestgehenden Maße Germer, die gewählten Stücke im Sinne gemäßigter Riemannscher Phrasierungstheorie bis ins einzelne auszudeuten. Daß gerade ein Meister der Klavierminiatur wie Kirchner seine Ausleger in hohem Grade dazu locken — mancher wird sagen: verlocken — muß, ist ja klar. Wähle nun jeder die ihm zusagende dieser drei durchweg gediegenen Auswahlen, die sich ja auch nach verschiedenartiger Berücksichtigung der Schaffensperioden Kirchners recht glücklich ergänzen.

Den meisten wird ihr Inhalt vollauf genügen. Wer noch tiefer in Kirchner eindringen will, wird sich an die zahlreichen Einzelausgaben halten. Vor allem muß ihm geraten werden, wenigstens die „Albumblätter" op. 7 und die prächtigen „Präludien" op. 9 (zwei Hefte) sich zu erwerben. Im übrigen werden ihm die Verlagskataloge, namentlich aber Ruthardt (Wegweiser durch die Klavier-Literatur, 7. Aufl., Leipzig 1910 [Hug], S. 109, 121) und Prosniz (Handbuch der Klavier-Literatur 1830—1904, Wien 1907 [Doblinger], S. 46 ff.) alles sagen. Hofmeister und Rieter-Biedermann besitzen das meiste, daneben die Edition Peters — die herrlichen „Aquarellen", Romanzen, Walzer (op. 21—23) und die vierhändigen Stücke op. 57, das meiste zu zwei Heften, aus Kirchners bester Zeit —, Senff, Hainauer, Hug, Breitkopf & Härtel, Kistner, Forberg, Augener, Simrock, Siegel, Leuckart u. a. Der „instruktive Kirchner", 100 kleine Studien, die Rhythmisch-melodischen Etüden, die Vorbereitungsstudien, Lieblinge der Jugend und andre Kleinigkeiten bei Breitkopf & Härtel (Volksausgaben), Simrock, Cranz und eine vortreffliche Neuausgabe seiner So-

natinen (Heinrich Vetter), die freilich nur von sehr musikalischen Schülern und erst nach den klassischen Sonatinenmeistern in Angriff zu nehmen sind, bei Hofmeister.

Den Schumannianer Kirchner erkennt man zunächst schon äußerlich aus manchem Titel seiner Hefte. Da treffen wir Phantasiestücke, Neue Davidsbündlertänze, Nachtbilder, Florestan und Eusebius, Neue Kinderszenen, Romantische Geschichten. Widmungen grüßen Klara Schumann, Mendelssohn, Stephen Heller (An Stephen Heller op. 51), Brahms, die Meister des Leipziger Konservatoriums (Gedenkblätter op. 82); Aquarelle huldigen Gades Geist. Dazwischen schatten viel, fast zu viel schwermütige und graue Stimmungen: Aus trüben Tagen, Elegien, Verwehte Blätter, Alte Erinnerungen, Erinnerungsblätter, Aus der Jugendzeit. Immer aber ist es der jugendliche, der echteste und beste Schumann, dem Kirchner folgt. Und immer ist es der Romantiker. Schumann liebte kleine poetische Mottos als Richtweiser für die Stimmungswelt seiner Stücke ihnen voranzusetzen. Kirchner überträgt diesen romantischen Zug lieber auf die Titel. Sie sind so romantisch wie intim. Eine bunte Welt schließt sich da vor uns auf: Fantasien am Klavier, Reflexe, Spielsachen, Die Jahreszeiten, Bunte Blätter, Federzeichnungen, Still und bewegt, In stillen Stunden, Blumen zum Strauß, Dorfgeschichten usf. Es sind Kenn- und Sammeltitel, die nicht allzu wörtlich auf den Inhalt dieser kleinen Zyklen angewandt und geprüft werden wollen.

Mit diesen wenigen äußeren Merkmalen ist zugleich schon die Grundfarbe zur Nachzeichnung eines künstlerischen Porträts angelegt. Kirchner umsteht Schumann als der Treuesten einer mit Jensen, Volkmann und Stephen Heller. Als Genre- und Kleinmaler tritt er am ungezwungensten Heller ergänzend zur Seite. Aber er ist doch viel verschiedener von ihm, als man gemeinhin annimmt. Kirchner strömte alles Edle, dessen er fähig war, in seine Musik aus. Sie ist kerndeutsch, schwerblütig und tiefinnerlich. Wie Gluck da am echtesten wirkt, wo er hohes Pathos, Leiden, Schrecken, Klage und Verzweiflung besingen soll, so Kirchner in der Elegie, im Ernst, in der wehmütigen Süße alter Erinnerungen. Beide versagen im Fröhlichen, in der harmlos-lustigen Tanzform. Geistig weniger persönlich und viel mehr Schumannianer als Heller, besitzt er weder dessen temperamentvolle, bis zur Skizzenhaftigkeit leichtbewegliche Frische noch dessen pariserische Grazie. Aber er übertrifft ihn weit in der Intimität, in der starken Geschlossenheit seiner Schöpfungen. Sein Klavierminiatur ist die vollendetste musikalische Goldschmiedearbeit, die sich denken läßt. Alles auch nur entfernt an die Brillanz der Konzertmusik, an Passagenwesen und pianistische Fernwirkung großgespannter Formen Erinnernde ist ausgeschieden. Die figurative Ausgestaltung hat ihre höchste Verfeinerung erreicht. Der Klaviersatz ist in allen wesentlichen und namentlich melodischen Zügen, im Rhythmus, in der mit graziösen aber prekären Stakkato-Sprüngen durchsetzten Weitgriffigkeit, im Klang, in der Farbe durchaus Schumannisch. Aber er löst die eigentümliche freistimmige Vielstimmigkeit Schumanns mit ihren versteckten Melodien und nervigen Unterrhythmen in ein durchbrochenes Filigran seines Klaviersatzes auf, den Hermann Wettig in seinem fleißigen, aber unkritischen und mittlerweile veralteten „Führer durch die Klavier-Unterrichts-Literatur“ (Bernburg 1884) in feiner Weise „weniger ein festgebautes Architekturstück, sondern mehr wie ein vom Zephir durchwehter Hain, dessen Zweige in stets wehender Bewegung sind“, nennt.

Bei dem Edelgehalt des Besten Kirchnerscher Klaviermusik — denn es muß ja hier leider gesagt werden, daß jenes obenerwähnte harte „Muß“ manch schwächeres und wirklich schwaches Heft, namentlich aus seiner späteren und letzten Zeit mit unterlaufen ließ — wird man nun verwundert fragen: warum ist dieser Schatz an idealer Hausmusik nie vom deutschen Volk richtig genutzt worden? Denn technisch scheidet doch alles Brillante und für den durchschnittlichen Musikliebhaber Erschwerende aus. Der Hauptgrund liegt einmal in dem, keinerlei Gefälligkeitskonzessionen machenden Ernst der Kirchnerschen Musik, dann in der Eigenart ihres Klaviersatzes. Er ist die Schumannsche „Kniffligkeit“ in Potenz und verlangt feinmusikalische Spieler, ohne aber wie bei Schumann immer die technischen Mühen mit äußerer und sinnlich warmer klang-

licher Wirkung zu lohnen. Die unendliche Feinheit der durchbrochenen Zeichnung überwiegt die übrigens keineswegs in so hohem Maße wie z. B. bei dem edlen Norweger Kjerulf mangelnde und Heller oft noch übertreffende Farbe. In weit höherem Grade als J. C. Eschmann (1825—82) haben die neben Grieg größte norwegische Meisterin des Klavierminiatur, Agathe Backer-Gröndahl (1847—1907) und der Schwede J. A. Hägg (* 1850), diesen Teil des Kirchnerschen Erbes in ihrer sinnigen und poetischen Art weitergeführt. Namentlich einer Eigenheit Kirchnerschen Klaviersatzes: den beiden in- und übereinandergreifenden Händen anvertraute Akkordlagen und Akkordbrechungen in enger Lage, begegnet man in ihren Miniaturen auf Schritt und Tritt. Wieder wie bei den alten Klaviermeistern erhebt sich bei Kirchner für seine Interpreten die Schwierigkeit der scheinbar mühelosen Bewältigung eines oft unbequemen, ungemein durchsichtigen Klaviersatzes. Die Ausbeutung thematischer, motivischer und metrischer Feinheiten erscheint restlos gelungen und zugleich bewundernswert natürlich. Die einzelnen, wundervoll geführten Stimmen sprechen, lösen sich oft auf kleinstem Raume ab, verschlingen sich zu anmutigen kleinen kanonischen Zwiegesprächen. Der in sich gekehrte, bald ernste, bald leise und still heitergestimmte, aber beileibe nicht grüblerische Kirchner ist mir der liebste und echteste. In Tönen wildbewegter Leidenschaft, kräftigen Humors, lebhafter Phantastik, wo nervige Rhythmen und große Flächen musikalischer Architektur erfordert werden, verliert er zugunsten Schumanns oder Mendelssohns leicht und in oft gefährlichem Maße seine Selbständigkeit. Er besaß das Theodor Stormsche Element der Brahmsischen Gefühlsnatur in sehr hohem Maße. Aber verwunderlich gering sind doch verhältnismäßig die Spuren Brahmsischen Einflusses bei Kirchner und noch geringer die des träumerischen Slawen Chopin. Es ist leicht zu erraten, daß erstere in getragenen, intermezzoartigen Stücken eines wehmütigen Erinnerungstones, letztere in so manchem Valse lente am deutlichsten wahrnehmbar sind.

Aus alledem ergibt sich, daß ein Kirchnersches Klavierstück, um voll nach seinen Schönheiten gewürdigt zu werden, erst erkämpft werden muß. Das ist bei ihm, da ja die technische Widerhaarigkeit hier nicht so große Virtuosität und Ausdauer voraussetzt, keinesfalls so schwer wie bei Brahms. Aber die notwendige Voraussetzung eines fein entwickelten Musiksinnes ist doch hier wie dort dieselbe. Gefühl und Stimmung eines Kirchnerschen Klavierstückes teilt sich uns, haben wir nur Herz und Empfinden auf dem rechten Fleck, bald mit. Ihre kostbare Fassung dagegen kann sich uns erst nach liebevollstem Studium aller so vielsagenden Einzelheiten bei sorglichst abgewogenem und aufs feinste durchgebildetem, bei lebensvollstem und poetischem Vortrag erschließen. Das ist grade bei Kirchner schließlich so herrlich lohnend wie zu Anfang schwierig, und daraus mag sich's erklären, daß dieser lyrische Klavierpoet allerersten Ranges (Literatur über ihn: A. Niggli, Theodor Kirchner. Leipzig und Zürich 1880) auch noch nicht annähernd seinem vollen Wert entsprechend für die deutsche Hausmusik erkannt und gewürdigt wurde.

Für die deutsche Hausmusik — denn da ist Kirchners Platz; im Konzertsaal bleibt er wie Heller und so viele der nachromantischen Kleinmeister mehr oder weniger wirkungslos, da ihm in noch weit höherem Grade als dem Deutsch-Pariser Meister jede, hier für den großen glänzenden Raum nun einmal notwendige Fernwirkung und jegliche virtuose Brillanz abgeht. Unsrer Hausmusik aber bedeutet seine Kunst ein kostbarer Schatz. Wir alle wissen und fühlen, welche Werte mit dem Niedergang, der Verflachung und schauderhaften Mechanisierung unsres häuslichen Musiktreibens dahinschwinden. Man lächle heute ruhig über die ehrliche Begeisterung, mit der unsre Voreltern in der „guten alten", der ausklingenden Biedermeierzeit sich an Onslow, Pixis, Reissiger und Himmel abmühten. Was haben wir denn heute dieser zweifellos formell und inhaltlich leichter wiegenden, aber durchaus anständigen Hausmusik für ein kleines kunstfrohes Ensemble guter Dilettanten von zeitgenössischer Musik entgegenzusetzen?

Anna Morsch betont mit Recht in der Einführung zu ihrer Kirchner-Ausgabe, daß heute bei der Kompliziertheit unsrer modernsten Musik „jegliche Brücke zwischen der Musik des

Konzertsaales und der des Hauses fehlt“. Das vierhändige Spiel modernster Kammermusik und Symphonie ist nach Satz und Technik im Gegensatz zur klassischen und romantischen Musik längst aus dem für die Hausmusik Erreichbaren zum größten Teile unbedingt ausgeschieden. Die durch die musikalische Renaissancebewegung unsrer Zeit wieder auf den Musikalienmarkt geworfene alte Musik krankt an dem Mangel an genügend zahlreichen, wohlfeilen und stilvollen praktischen Ausgaben fürs Haus und füllt selbstverständlich in dem häuslichen Musikbedürfen nur einen ganz kleinen Herzens- und Sinneswinkel aus. Unsre Zeitgenossen sind durch die ungünstige Lage unsres Musikverlegermarktes gezwungen, ihre Talente mehr für den Unterricht, für die Etüde, das leichte Vorspielstückchen als für die Hausmusik auszumünzen. Da muß die Zeit, die den größten Reichtum an Hausmusik erstehen ließ und verbrauchte, die Romantik und Nachromantik, einstweilen aushelfen, und hier gebührt unsrem Kirchner einer der ersten Plätze.

Man genieße seine Kunst wie alle Kleinkunst nicht in allzu großen Dosen, doch mit dem Bewußtsein und Empfinden ihres Edelgehaltes, und man wird die warmherzigen Worte der obengenannten verdienten Leiterin des „Klavierlehrer“ und tapferen Kämpferin für die geistige und soziale Hebung des Musiklehrerstandes unterschreiben: „Kirchners Schöpfungen wenden sich an die intimen Kreise, in denen abseits vom geräuschvollen Konzerttreiben die Musik noch als Hüterin alles Schönen, Wahren und Edlen geliebt und verehrt wird. Hier ist ihre Stätte: und sie in diese Kreise einzuführen, ist die Aufgabe unserer Tage. Die Mitlebenden blieben dem Tondichter den Tribut für die kostbaren dargebotenen Schätze schuldig, sie ließen sie unbeachtet am Wege liegen; an uns ist es, das Versäumte nachzuholen.“

Dr. Walter Niemann



Neue Bücher

Dr. Julius Kapp, dem wir bereits zwei schöne „Liszt“-Bücher — eine Darstellung seines Freundschaftsverhältnisses mit Wagner und eine größere Biographie — verdanken, fährt fort in dem hohe Anerkennung verdienenden Bestreben, den großen Meister Liszt zu einem der wichtigen Werte im Geistesleben des deutschen Volkes zu erheben. Für die Besitzer der Gesammelten literarischen Werke Liszts wird Kapps kürzlich erschienenes „Generalregister“ eine hochwillkommene Gabe sein. Es ist auch für andere Leser nicht uninteressant, da es ihnen eine allgemeine Inhaltsübersicht bietet, nicht nur über die Themata, die Liszt vornimmt, sondern auch über die Art und Weise seiner Behandlung. Nun hat Dr. Kapp bei Breitkopf & Härtel noch ein kleines Liszt-Brevier erscheinen lassen, das wohl dazu angelegt ist, Interessenten und Freunde auch für des großen Meisters schriftstellerische Tätigkeit zu gewinnen. Eine kurze Einleitung klärt den Leser über den Umfang und die Bedeutung dieser Tätigkeit auf. Sehr treffend wird einiges nicht ganz so Ansprechende im Stil Liszts mit dem Hinweis erklärt, daß er literarisch ja noch in die Zeit der Romantiker gehört, was man leicht vergißt über die noch heute lebendige Modernität des Menschen. Die Aussprüche selbst sind glücklich geordnet unter den sechs Gesichtspunkten Kunst und Künstler, Musik, Publikum und Kritik, einzelne Musiker und ihre Werke, Liszt als Mensch und Künstler, Welt und Leben. Eigentlich entbehren solche Sammlungen recht sehr des Harmonischen. Aus ihrer Umgebung herausgerissen, gewinnen die angeführten Stellen so leicht einen etwas pathetischen, gespreizten Charakter, was sie ursprünglich gerade bei diesem Meister sicher am allerwenigsten an sich gehabt haben. Am besten wirken die zwei letzten Abschnitte. Selbst in dieser fragmentarischen Darstellung leuchtet die wunderbare Seele dieses Menschen hindurch und reizt einen dazu, mehr über ihn erfahren zu wollen. Hat das „Brevier“ dies erreicht, so hat es ja in der besten Weise seinen Zweck erfüllt.

Prof. Dr. Hans W. Singer

Auf der Warte

Welchen Wert hat die Religion?

Die kürzlich von Herrn Stadtvikar Emlein den Mannheimer Volksschülern gestellte Frage nach dem Werte der Religion [vgl. Türmer Heft 3, S 478] hat ein Ergebnis erzielt, das wohl in allen Lagern verblüffte. Von 104 Knaben erklärten 66, Religion habe überhaupt keinen Wert, und 58 begründeten ihre „Ansicht“ mit dem famosen Zusatz: „Für unser Geschäft können wir sie nicht brauchen.“ (!!!)

Es ist ja wahr, Mannheim ist eine Industriestadt; da stehen Geschäft und Erwerb im Vordergrunde; aber daß es dort in den Kinderseelen so trostlos nüchtern aussieht, sollte man doch kaum für möglich halten. Hier gilt, was Richard Wagner vor Jahrzehnten im höchsten Zorn von unserer Kultur gesagt hat: „Unser Gott ist das Geld, unsere Religion der Gelderwerb.“ Aber Richard Wagner sprach zu Erwachsenen; an die Möglichkeit, daß sein Urteil einst Kinder treffen könnte, dachte er gewiß nicht! Das Resultat, das der Herr Stadtvikar in Mannheim mit seiner Umfrage erzielte, zeigt uns die dunkelsten Seiten der modernen Erziehung. Unsere Kinder — besonders im deutschen Westen — werden mehr oder minder alle auf den Geldsport trainiert. In allen Kreisen. Kaum daß die Kinder laufen können, erhalten sie schon Geld in die Hand. Lange noch, ehe sie den Geldwert kennen, suchen sie zu taxieren. „Ich habe eine Puppe bekommen, die 100 000 ℳ kostet“, hörte ich kürzlich ein kleines Mädchen sagen, worauf ein anderes erwiderte: „O, meine Puppe ist viel besser, sie hat auch 16 000 ℳ gekostet.“ Ein andermal fragte mich ein kleiner Knabe: „Ist 80 ℳ mehr als 75? Dann hat meine Lokomotive 80 ℳ gekostet.“ Solche Gespräche sind an der Tagesordnung. Nach Weihnachten, nach Ostern, nach dem Geburtstag hört man die Kinder von nichts anderem sprechen als von den Preisen ihrer Geschenke. Früher freuten sich Kinder, für eine kleine Dienstleistung mit einem Apfel oder einem Spielzeug belohnt zu werden. Heute erhält man sehr häufig die aus Kindermund so frostig klingende Bitte: „Ach, geben Sie mir lieber Geld!“

Geld! Geld! Alle Dinge werden nach dem Preis, alle Bekannten nach dem Vermögen beurteilt. Die Kinder hören nichts andres von den Eltern, und darum ist es kein Wunder, wenn sie selbst immer mehr in diese Lebensauffassung hineinwachsen. Die Zeiten, wo Kinder sich an irgendeinem wertlosen bunten Fetzchen oder Steinchen oder Hölzchen freuten und es eifersüchtig als einen Schatz hüteten, den kein profanes Auge sehen durfte, scheinen vorüber zu sein. Sie denken nur mehr an Geld, Gelderwerb. Hier ist für Ideale kein Raum mehr und somit auch nicht für die Religion — „denn für unser Geschäft können wir sie nicht brauchen“.

Diese Jugend hat sich nie mit Religion beschäftigt. Sie hat keine Ahnung von religiöser Kultur. Die Religion ging als ein leerer Schall und Wortschwall an ihr vorüber. Eine überflüssige Stunde mehr im Lehrplan, weiter nichts. Aber — müssen wir uns fragen — liegt denn wirklich die Schuld an den Kindern? Ist denn nicht gerade die

Kindheit die Zeit der Empfänglichkeit? Und trifft denn nicht gerade da, wo das Elternhaus versagt, die Schule und allein die Schule die höchste Verpflichtung? Was für eine Qualität von Religionsunterricht muß das sein, die nicht einen Funken von Interesse zu erwecken vermag! Was für ein Lehrer muß das sein, dem mehr als 50 % seiner Schüler zurufen: Was du uns vorschwätzest, hat gar keinen Wert! Ja, derartigem Religionsunterricht gegenüber kann man allerdings nur sagen: Fort damit! Und zwar so schnell wie möglich. Es spricht für die Kinder, wenn sie einen Unterricht ablehnen, der keine Begeisterung erweckt. Den Lehrer also trifft alle Schuld. Oder — etwa doch nicht? Wie? Wenn wir in unsere moderne Lehrerschaft hineinschauen, welch frisches Leben regt sich da, welcher Bildungsdrang, welche geistigen Energien! Nein, der Lehrerschaft im allgemeinen ist nicht vorzuwerfen, daß in ihr ein flauer Buchstabengeist lebt. Woran also liegt die Schuld? Sie kann nur in dem Systemdes Religionsbetriebes liegen, einem System, unter dem die Lehrer und Schüler gemeinsam leiden. Überbürdung im Lehrplan, Überfüllung in den Klassen und so manches andre noch, was den unerläßlichen Kontakt zwischen Lehrer und Schüler immer wieder zerstört.

In der traurigen Mannheimer Angelegenheit ist schließlich doch noch ein erfreuliches Ergebnis festzustellen, nämlich die Ehrlichkeit, zu der die Kinder dort erzogen sind. Denn nur die vollste Offenheit zwischen Lehrern und Kindern erschließt für die Zukunft die Möglichkeit einer Verständigung. Aber jedenfalls lehrt uns der „Fall", daß es mehr und dringender als je nötig ist, in der Schule religiöse Kultur zu pflegen. Und zwar mit allem Nachdruck vom ersten Schuljahr an. Gleichviel, welcher Konfession ein Kind angehören mag — das bestimmte sichere Gefühl, daß die Religion der Mittelpunkt aller Kultur und aller geistigen Entwicklung überhaupt ist, kann nie früh genug in die jungen Seelen gepflanzt werden. Ein Unglück, wo die elterliche Erziehung über diesen Punkt gleichgültig hinweggeht. Aber um so ernster die Aufgabe für die Schule. Grundlagen schaffen — das müssen unsere Lehrer ungehindert können und dann erst das Thema stellen: Welchen Wert hat die Religion? Dann werden auch andere Antworten kommen. Civis

*

Das „einfache" Vaterunser

Auf die Gefahr hin, zu den „Nörglern" gerechnet zu werden, frage ich: Ist's Fortschritt oder Rückgang oder — Unsinn? Lesen Sie, bitte, in der „Gartenlaube" 1910, Nr. 38, S. 810 im Roman „Familie Lorenz" von W. Heimburg; da steht geschrieben: „Heute sprach der alte Mann im Talar kein einfaches Vaterunser, heute fand er andere Worte." Da hat Jesus also doch nicht an spätere Jahrhunderte gedacht, als er den ganzen Inhalt des Menschenlebens in seiner Beziehung zu Gott und zum Nächsten im Vaterunser in meisterhafter Kürze in Worte faßte. Schade, daß der „alte Mann im Talar" bzw. die „berühmte" Verfasserin nicht damals gelebt hat. Gewiß hätte der Herr Jesus dank ihrer Anregung manche Mängel in seinen Worten beseitigt oder verbessert, besonders deren „Einfachheit". Er hätte z. B. nicht gesagt: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern usw.", sondern etwa: „Machet viele und schöne ‚ergreifende' Worte, dann werdet ihr auch euern Lohn bekommen." — Auch ein Zeichen der Zeit! Wer hilft den Schutt wegräumen, wer hat den Mut, sich dem Strom entgegenzustellen? Jesus und seine Apostel waren allerdings keine „Wirklichen, Geheim- oder Oberräte 1., 2., 3. Klasse, Professoren, Lic., D. Dr., P. prim., Hof- oder Oberhofprediger, Oberpfarrer" (man denkt dabei unwillkürlich an andere „Ober") usw. usw., sondern sie nannten sich „Knechte und Diener Gottes", auch in ihren Schriften! Haben alle Lehrer und Prediger des Evangeliums den Mut, zu verzichten, zu entsagen? Nur solche werden dann, geschart um den „einfachen" Jesus, mit gutem Gewissen wagen können, auch den andern Schutt wegzuräumen.

P.

*

Kadavergehorsam

In einer Berliner Demonstrationsversammlung gegen die Art und Weise, wie in den letzten Septembertagen 1910 im Berliner Stadtviertel Moabit durch Janhagel, aber später auch durch Polizei „Straßenkrawalle“ provoziert und blutig unterdrückt worden waren, schilderte ein Augenzeuge jener Vorgänge auch von ihm miterlebte Szenen eines Straßenaufruhrs in Konstantinopel während des verrufenen hamidischen Regimes. Es seien wirkliche Tataren gewesen, die da auf die aufständische Menge losgelassen wurden. Wer aber europäisch gekleidet war, sei ohne weiteres mit unfehlbarer Sicherheit geschont worden, und als beispielsweise ein alter, hinfälliger Grieche, den seine Füße nicht schnell genug fortzuschleppen vermochten, händeringend stehen blieb, und von den Säbelhieben der „Bluthunde“ Abdul-Hamids getroffen zu werden drohte, da habe ein Offizier noch rechtzeitig gerufen: „Halt, nicht schlagen; der Mann ist krank“, und den Greis persönlich an einen sicheren Ort geleitet. In Moabit dagegen wurde auf fliehende Bürger, die sich ganz ruhig verhalten hatten, Attacke geritten, wurden weder Krüppel, schwangere Frauen, Greise noch Kinder geschont, ward, wie ein Zeuge in der Gerichtsverhandlung, übrigens ein alter Gegner der Sozialdemokratie, erklärte, der friedliche Bürger „wie ein Hund niedergeschlagen“, ward z. B. laut der Beweisaufnahme ein Mann, der ruhigen Schrittes und ohne sich umzusehen daherkam, von einem Schutzmann geschlagen, „daß er wie vom Blitz getroffen zu Boden sank“, bekam ein altes Mütterchen, als es in eine Straße einbiegen wollte, einen Säbelhieb, worunter es zusammenbrach, ward ein ältlicher Mann, der allein des Weges ging, zusammengehauen und noch geschlagen, als er schon auf dem Boden lag, obschon er seine Unschuld beteuerte. Eine Unmenge gleich haarsträubender Fälle hat der Krawallprozeß zutage gefördert, während man die Delikte der angeklagten, aufs Geratewohl aus der Menge herausgegriffenen „Aufrührer“ meist, wenn nicht in nichts zerrinnen, so doch zu Harmlosigkeiten zusammenschrumpfen sah. Der selbe blinde Kadavergehorsam, der in grell beleuchteter Straße, abseits vom eigentlichen „Kriegsschauplatz“, zu der Attacke auf die einsam im Automobil haltenden englischen Journalisten führte, er ließ auch in Dutzenden anderer Fälle ohne jeden zwingenden Grund einen Schutzmannssäbel oder den Gummiknüppel eines „Geheimen“ auf harmlose Bürger jeden Alters und Geschlechts niedersausen, oft begleitet von den rohesten Schimpfworten. Von den sinnlosen Revolverszenen auf Häuser, aus deren oberen Etagen Blumentöpfe herabgefallen waren, ganz zu schweigen.

Ein Tatar aber bleibt noch ein Mensch, selbst wenn er zu der bewaffneten Macht eines Despoten gehört.

Gibt es nicht überhaupt zu denken, daß bisher noch alle Versuche, den im europäischen, besonders im russischen und preußischen Militarismus verkörperten Kadavergehorsam auf orientalische Verhältnisse zu übertragen, an dem Temperament orientalischer Völker kläglich gescheitert sind? Die jungtürkische Revolution wäre nie möglich gewesen, wenn türkische Soldaten so blinde Werkzeuge ihrer Vorgesetzten wären, wie etwa preußische. China hat heute einige hunderttausend europäisch gedrillte Truppen, aber mit dem europäischen Drill ist doch kein europäischer Kadavergehorsam in das chinesische Heer eingezogen. Ein großer, wenn nicht der größte Teil dieser Truppen hält zur Reformbewegung und würde, wie es in einzelnen Fällen schon geschehen ist, versagen, wenn die chinesische Regierung ihn gegen das eigene Volk mobil machen wollte. Tatsächlich war es auch hauptsächlich die Unzuverlässigkeit des Heeres, was den Prinzregenten Tschun neuerdings bewog, den ihn bestürmenden Vertretern der Provinziallandtage nach langem Zögern nachzugeben und durch Eröffnung eines „Vorparlaments“ China den ersten Schritt auf dem Wege zum Verfassungsstaat tun zu lassen.

Gerade bei den Vorgängen in Moabit zeigte sich im übrigen, daß es in Preußen auch außerhalb des Heeres und der Polizei viel Kadavergehorsam gibt. Kadavergehor-

sam war es, was die Redakteure und Mitarbeiter liberaler Blätter auf einen Wink ihrer Brotgeber hin, die es plötzlich mit der Angst vor einer großen Proletarierrevolution bekamen, ihre Federn dem Ruhme des Herrn von Jagow und der Schmähung der Moabiter Bevölkerung weihen ließ. Und Kadavergehorsam war es, was die „nationalen" Bürger Berlins zu einer einseitigen Protestversammlung gegen die „Ausschreitungen" der Moabiter Bevölkerung und zu einer ebenso einseitigen Sympathiekundgebung für die Mannen des Herrn von Jagow auf die Beine brachte. Ist es nicht eine Schande für den deutschen Journalistenstand, daß keine seiner Berufsorganisationen den Mut fand, gegen die Attacke auf die fremden Kollegen und die ihnen zuteil gewordene mangelhafte Genugtuung öffentlich zu protestieren? Eine dieser Gruppen hat allerdings „getagt", um über einen solchen Protest zu beraten; man kam aber zu dem Ergebnis, daß man als eingetragener Verein nicht kompetent sei, sich in eine solche „politische" Angelegenheit einzumischen. Haben sich deutsche Journalisten jemals kläglicher selbst karikiert?

Deutschland, zum mindesten Preußen, ist eine große Kaserne. Wer den Militarismus nicht am Leibe trägt, trägt ihn doch auch im Kopfe und im Herzen; jeder hat ihn mit der Muttermilch eingesogen.

Das ist die traurigste Lehre, die aus den Moabiter Vorgängen mit allem Drum und Dran zu ziehen ist. * O. C.

Wir und die Chinesen

Die Blätter meldeten neulich die Ankunft eines amerikanischen Unternehmers in Europa, der verschiedene Hauptstädte, darunter Berlin, mit einem merkwürdigen Fortschritt beglücken will: Er sucht Interessenten, um chinesische Wäschereien auf europäischem Boden heimisch zu machen. Als Vorbild sollen dabei die bekannten chinesischen Waschanstalten in Neuyork und San Franzisko dienen. Es wird kaum schwer halten, solche Interessenten zu finden. Berlin hat ja bereits seit einiger Zeit am Schlesischen Bahnhofe eine kleine chinesische Kolonie, deren Mitglieder sich mit dem Verkauf von allerhand exotischem Kram befassen. Vielleicht taucht nun auch bald ein Unternehmer auf, der dem Dienstbotenmangel in unseren Großstädten durch Einführung chinesischer „Boys", die zu allem gut sind, wozu ein „Mädchen für alles" zu gut ist, abzuhelfen sucht. Selbst der Gedanke, allgemein chinesische Arbeitskräfte in größeren Mengen in Europa einzuführen, ist schon mehrmals angeregt worden. Schon im Jahre 1906 traten Agrarier in der Provinz Posen allen Ernstes mit dem Gesuch an die preußische Regierung heran, ihnen zu gestatten, chinesische Kulis in Deutschland einzuführen, und einige Monate später faßten im ungarischen Komitate Békécs madjarische Großgrundbesitzer den Beschluß, 15- bis 20 000 Kulis aus China kommen zu lassen, falls die Lohnstreitigkeiten mit ihren Arbeitern sich nicht zu ihrer Zufriedenheit schlichten lassen würden. Aus beiden Absichten wurde damals nichts, aber warum sollten derartige Versuche nicht doch demnächst ernsthaft gemacht werden können?

Europäische Schiffahrtslinien haben ja längst begonnen, chinesische Arbeitskräfte zu beschäftigen. Interessant waren seinerzeit die Bekundungen des Londoner Board of Trade über das rasche Umsichgreifen gelber Arbeit auf englischen Schiffen. Mehr als zwanzig Schiffahrtsgesellschaften versicherten übereinstimmend, daß ihnen die Beschäftigung chinesischer Seeleute beim einzelnen noch etwas teurer zu stehen komme, als die weißer Mannschaft. Der Vorzug gelber Arbeit liege in der Wirkung. Ein Schiffseigner nach dem andern versicherte, wenn man einmal mit einer chinesischen Kraft für einen bestimmten Posten einen Versuch angestellt habe, könne einen nichts mehr bewegen, wieder einen Weißen dahin zu setzen. Chinesische Heizer steigerten durch ihre besseren Leistungen die Fahrgeschwindigkeit der Dampfer, während sie gleichzeitig durch ihre Friedfertigkeit und Mäßigkeit das Leben an Bord angenehmer gestalteten. Diese Beobachtung hatte schon viele Schiffahrtsgesellschaften veranlaßt, auch an Deck chinesische Mannschaft zu verwenden. Die Kapitäne selbst forderten hierzu auf. Sie

klagten über die Trunksucht und den Ungehorsam englischer Seeleute, über häufiges Ausreißen und allerhand Scherereien durch das Betragen der Leute in den Hafenstädten. Seitdem versucht die englische Regierung der Gefahr einer Verdrängung weißer Arbeiter auf englischen Schiffen durch gesetzgeberische Mittel Einhalt zu tun.

„Völker Europas!“ . . . O. C.

*

Die Geberlaune

Eine offenbar vom Ostmarkenverein ausgehende Notiz macht die Runde durch die Zeitungen. Sie lautet:

„Für die polnische Grunwaldspende waren bis Ende Oktober 1½ Millionen gezeichnet, von denen 467 149 Kronen bisher bar eingezahlt sind. Allein von einem polnischen Bürger in Warschau wurde kürzlich der Betrag von 25 000 Rubel = 51 250 ℳ nach Posen überwiesen, eine Summe, die dem bisherigen Gesamtbetrag der vom ‚Ostmarkenverein‘ gesammelten Tannenbergspende entspricht. Die Gegenüberstellung dieser Zahlen sollte die Geberlaune auf deutscher Seite neu anregen. Spenden sind mit der Bezeichnung ‚Tannenbergspende‘ einzusenden an den Deutschen Ostmarkenverein, Postscheckkonto 4696.“

Da vernimmt man doch wieder einmal Herzenstöne in dieser kahlen Zeit! Wenn ein Weckruf von solcher sittlichen nationalen Gewalt das deutsche Volk nicht mitreißt, so ist ihm nicht zu helfen. Ich hatte den ganzen Morgen, nachdem ich's gelesen, eine wundersame Laune, viel höher als die Geberlaune, Rhythmen vom Landsturm standen auf in mir, die Rückertschen und Arndtschen waren's zwar nicht, aber die mit dem anstrengungssatten Vers:

Er, Tambour, strapzier Er die Trommel nicht so sehr,
Alleweil sind die Kalbfell so wohlfeil nicht mehr.

Die Gegenüberstellung der Zahlen allein ist es nicht, was zu sehr seltsamen Gefühlen und Vergleichungen „anregt“. Ed. H.

*

Um die Ideale!

In Königsberg hatte die Polizei die Aufführung von Wedekinds „Frühlings Erwachen“ untersagt, in Berlin die von ekelhaften Boxerkämpfen. Darob ein heißer Kampf um die bedrohten „Ideale“. „Allemal,“ bemerkt dazu Jenensis in der „Standarte“, „wenn die Polizei etwas verbietet, entsteht im ‚Blätterwalde‘ und an den Stammtischen, in den Vereinskränzchen und bei den Goethebünden eine gewaltige Entrüstung. Daß die Polizei manchmal daneben haut, soll gar nicht bestritten werden; wer hätte nicht einmal daneben gehauen? Aber mit dem Verbot der Boxerkämpfe hat sie unzweifelhaft das Richtige getroffen. Man mag auf dem Standpunkt stehen, daß es nicht Sache eines Dritten, auch nicht des Staates und seiner Gewalten sei, zwei erwachsene, im Besitz ihrer Geisteskräfte und freien Willensbestimmung befindliche Menschen daran zu verhindern, daß sie aufeinander losprügeln, einander die Kinnladen zu zerschmettern suchen und sich in ähnlicher Weise praktisch betätigen. Wenn sie das für sich, im trauten Kämmerlein miteinander abmachen wollen, so ist es ohne Zweifel ihre eigene, eigenste Angelegenheit; nicht aber, wenn daraus eine Schaustellung gemacht wird. Wir befinden uns zurzeit in einem Zustande fortschreitender Geschmacksverrohung. Die Sache begann mit den Ringkämpfen, die ebenfalls ein ekelhaftes, aller Ästhetik bares Schauspiel bildeten; ein roher, sinnloser Sport einer Gruppe Menschen, denen es an jeder inneren Berechtigung fehlte, ihre aufgeschwemmten, feisten Athletenkörper vor einem Publikum zur Schau zu stellen. Es war ein mehr oder minder degoutanter Anblick, diese keuchenden, pustenden und schwitzenden ‚Schwergewichte‘ einander mit ihren plumpen Händen bearbeiten zu sehen, ihre massigen, schwerfälligen Bewegungen zu verfolgen. Immerhin war der Ringersport nicht ganz so roh wie der Boxersport. Die Menschensorte ist bei beiden ungefähr die gleiche, aber das Ringen selbst ist kein ganz so rohes Vergnügen wie das Boxen, das planmäßige, systematische Aufeinanderlosprügeln bis zur Abfuhr. Dann hatten wir die kaum minder geschmacklosen Dauerrennen; sechs Tage lang fast ununterbrochen im Kreise zu fahren, ist allenfalls ein zweckmäßiges Torturmittel; aber daß

Menschen sich freiwillig dazu hergeben, und daß andere hohe Preise zahlen, um diesem widerwärtigen Schauspiel beizuwohnen, ist kaum minder abstoßend als die Ring- und Boxkämpfe. Es wird immer wieder von weltfremden Phantasten behauptet, die Polizei sei in all diesen Fällen unnötig; das Publikum selbst übe eine Zensur des guten Geschmacks, die zweckmäßiger sei als alle Polizeiverbote. Glaube solchen Unsinn, wer mag. Aber wenn wir keine Polizeiverbote hätten, so würden wir heute in Berlin nicht nur Ringkämpfe, Boxkämpfe und Sechstagerennen haben, sondern auch Hahnenkämpfe und Stiergefechte, das steht fraglos fest, und wenn die Behörden wenigstens einen Teil der allerrohesten und empörendsten Schaustellungen verbieten, so tun sie ohne Zweifel recht daran.

Und ist es mit dem Verbot von Wedekinds ‚Frühlings-Erwachen' anders? Man braucht durchaus nicht den Standpunkt einzunehmen, das Verbot der Aufführung, wie es in Königsberg erfolgte, sei unbedingt notwendig oder nur wünschenswert gewesen. Gewiß nicht; es hätte der Tugend der braven Königsberger auch nichts geschadet, wenn sie den verlogenen Schmarren zu sehen bekommen hätten. Lächerlich wirkt nur der feierliche Protest der Goethebünde gegen den Verbotserlaß; als habe man an ein Heiligtum gerührt! Die Zensur ist eine durchaus notwendige Einrichtung. Bestände sie nicht, wir würden recht ungeheuerliche Dinge auf der Bühne zu sehen bekommen, Dinge, die auch kein Goethebündler gutheißen könnte, und diese Bühnen würden bei dem hervorragenden Geschmack der Mehrzahl der Bevölkerung glänzende Geschäfte machen. In Wirklichkeit dürften selbst die enragiertesten Bündler vor den Konsequenzen gänzlicher Zensurlosigkeit, der Gestattung aller Vorführungen ohne Ausnahme auf der Bühne, zurückschrecken. Es handelt sich also um nichts anderes als um die Frage: was soll verboten werden? ... In Königsberg hat der polizeiliche Zensor die Ansicht, ‚Frühlings-Erwachen' läge jenseits der Grenzlinie; das ist Geschmackssache. Man kann auch anderer Meinung sein; ganz gewiß. Aber wozu in aller Welt der Entrüstungsrummel, der flammende Protest gegen diese immerhin verfechtbare Ansicht? Wozu dieser Lärm der Goethebündler, als sei ihr Palladium von frevler Hand angetastet worden, als habe eine rohe Faust sich am Heiligtum vergriffen? Wenn nun selbst der Schmarren nicht zur öffentlichen Aufführung in Königsberg gelangt! Leidet etwa unsere Kultur darunter? Wird irgend jemand benachteiligt? Man legt der Sache eine Bedeutung bei, die sie nicht besitzt; der Zensor mag unrecht haben, der Goethebund aber hat mit seinem Protest doppelt unrecht."

*

Herr Professor Meyer

... Raabe —? — So im allgemeinen, anerkennt auch Ludwig Thoma im „März", so im allgemeinen sprechen sich die maßgebenden Herren ja recht lobend über den guten Raabe aus. Wenn auch natürlich nicht so, wie etwa über einen neuesten Hofmannsthal oder Hirschfeld oder Hauptmann. Herr Professor Meyer sagt uns denn auch, warum er ihm nicht Note I erteilen kann. Herr Professor Doktor Richard M. Meyer hat zu seinem stirnrunzelnden Bedauern feststellen müssen, daß der Dichter „nicht das Höchste erreicht hat, was er hätte erreichen können".

„Leider fügt er nicht bei, ob dieses bei ‚größerem Fleiße' oder bei ‚strengerer Sammlung' möglich gewesen wäre, aber jedenfalls gibt er ihm die Note ‚kaum I—II, eher noch II—I'.

‚Setzen Sie sich, Raabe! Vielmehr gehen Sie und legen Sie das Zeugnis dem lieben Gott vor und sagen Sie ihm, daß der Herr Professor Meyer im allgemeinen nicht unzufrieden ist mit dem Talente, was er Ihnen verliehen hat. Der Nächste!'

Ja, das ist nun einmal so.

Das Leben bleibt eine Schule, und auch wer neunundsiebzig Jahre alt und Wilhelm Raabe geworden ist, findet seinen Oberlehrer, der ihm milde, aber gerecht die Hand aufs Haupt legt und indes er dem Prüfling forschend ins Auge blickt, die Fragen aufstellt:

‚Welches und wie groß ist dein Talent? Und hast du auch das erreicht, was du bei voller Ausnützung deiner Gaben hättest erreichen können?‘

‚Nein!‘ sagt er dann zu Wilhelm Raabe. ‚Leider nein!‘

Bei größerem Fleiße — oder bei strengerer Sammlung? — hätten ‚Sie uns den Don Quijote des neunzehnten Jahrhunderts liefern können. Sie haben ihn nicht geliefert!‘ ‚Sie haben niemals einen Menschen gezeichnet, der gut und zugleich stark im weltlichen Sinne gewesen wäre. Der hätte der Held jenes neuen Don Quijote sein müssen.‘

Warum haben Sie das unterlassen, Raabe?

Da haben Sie nun geschrieben und geschrieben, und ich bin überzeugt, Sie haben nicht einmal gewußt, welche Aufgabe Ihnen eigentlich gestellt war.

Das kommt davon, wenn man sich nicht bei seinem Professor Meyer genau und eingehend nach dem Pensum erkundigt.

Er wollte nun gerade den Don Quijote des neunzehnten Jahrhunderts, und Sie lieferten statt dessen Hagebucher und Stopfkuchen und Eckerbusche! ...

Wenn der nächste deutsche Humorist dieses Thema wieder nicht berücksichtigt und statt dessen Allotria schreibt, dann soll man den Professor Meyer aber kennen lernen.

Und Ihnen, Wilhelm Raabe, Ihnen sollte man doch lieber II—I geben, denn bei Licht betrachtet, hat Ihnen wirklich allerlei gefehlt. Zum Beispiel: ‚ein wenig Roheit, welche Fr. Th. Vischer verlangt, und die Wilhelm Busch ebenso besaß wie Artur Schopenhauer, während Sie und Jakob Burckhardt sie nicht besaßen.‘

Sie sind imstande zu fragen, was Sie in drei Teufels Namen mit Vischer und Busch und Schopenhauer und überhaupt mit einem Krautfaß voll professoraler Gescheitheit zu tun haben.

Sie dürften sogar, wenn ich mich recht erinnere, mit Ihrem lieben Lächeln um den Mund ein bißchen despektierlich von weisen Oberlehrern geschrieben haben, als deren Prachtexemplar Sie Herrn Doktor Neubauer, den Dichter der Sechsundsechzigias, hinstellten. Sie haben sich lustig gemacht über ‚das inhaltvolle Stillsitzen des grübelnden Denkers‘, und darum ist es gerecht, daß ein solcher Denker seinen Inhalt, seinen ganzen Inhalt über Sie ausleert.

Weil er auch zu viele lustige Schnörkel in Ihren alten Heften entdeckt hat, muß er notgedrungen feststellen, daß Sie eben nicht erreicht haben, was Sie hätten erreichen können.

Ich aber halte es in dieser Schule nicht länger aus; mich überkommt es wie in der Zwetschgenzeit, und indem ich den Finger erhebe, rufe ich dringend: ‚Herr Professor Meyer, ich bitte um die Erlaubnis, hinausgehen zu dürfen‘.“ *

Die Kunst als Ware

Im „Musiksaal“ eines Warenhauses. — Durch die hohen Kirchenfenster, ein paar verfehlte Kopien Melchior Lechterscher Stimmungskunst, bringt mattes Licht. Die schweren Stühle, die Ebenholz- und Nußbaumtäfelung, der chorartige Anbau hinter uns, alles stimmt den Raum auf eine ernste Note, die aber durch eine Anzahl recht willkürlich zusammengestellter Musikinstrumente wieder aufgehoben wird. In der Mitte steht eine Orgel, mit dem Bilde der heiligen Cäcilie als Krönung, rechts und links daneben Klaviere, ein Harmonium und, o Schrecken, auch ein Grammophon streckt uns drohend seinen blanken Schalltrichter entgegen. Jetzt füllt sich die Kapelle mit einem bunten Publikum. Madame hat eben ihre Einkäufe erledigt. Ehe sie den Heimweg antritt, möchte sie sich hier noch ein wenig erbauen. Darum läßt sie sich schnaufend mit Sack und Pack, mit Kind und Kinderfräulein dicht vor der Orgel nieder. Auch feinere Damen erscheinen, Botticelli-Gestalten in Tüll, Mousseline, Brokat und Seide, mit ein paar blendend schönen Reiherfedern am flott geschwungenen Rembrandthut. Sie kommen vom „Shopping“, oder nein, sie haben sich eben in der Kunstabteilung eine „Toteninsel“ gekauft und möchten sich hier noch ein dazu passendes Harmonium aussuchen. Der Chauffeur soll noch warten. Oben auf der Empore, wo aus den benachbarten Nahrungsmittelabteilungen Fisch- und Konfitürengerüche zu

sammenschlagen, haben sich ebenfalls Zuhörer eingefunden: Käufer und Käuferinnen aus Stadt und Provinz, Müßiggänger, halbwüchsiges Volk und kleine Kinder, die noch nicht über die Rampe sehen können. — „Rêverie von Schumann!“ ruft jetzt der Geschäftsführer. An dem automatischen Harmonium zur Rechten der Orgel flammen zwei elektrische Lichter auf. Und inmitten des rauschenden Warenhaustrubels, zwischen Hut- und Seifenlager, zwischen Pfefferkuchen und Hammelrücken lösen sich die lieben und vertrauten Klänge der „Träumerei“ los . . .

An dieses Großstadtbild muß ich immer denken, wenn ich in den Zeitungen von der Verbürgerlichung der Kunst und des Kunstgewerbes lese und in geschriebenen oder gesprochenen Feuilletons die wachsende Kunstempfänglichkeit unseres Volkes rühmen höre.

Der Kreis der Menschen, die sich mit mehr oder weniger Bewußtsein am Kulturleben beteiligen, wird immer größer, heißt es. Ganz recht. Aber als Resultat ergibt sich vorläufig ein ähnliches Bild wie das eben skizzierte Warenhausidyll.

Oder, um es in den etwas weitergreifenden Worten des österreichischen Hauptmanns Viktor Hueber (aus seiner in Prag erschienenen Broschüre „Organisierung der Intelligenz“) auszudrücken: „Die kapitalistische Auffassung von der lukrativen Ausbeutungsmöglichkeit, die von der Käseerzeugung und der Paraffingewinnung auf die Erzeugung von Dramen, Melodien, auf unsere Literatur, Kunst, auf Schönheit, Religion, Liebe, kurz, auf alles übergreift, was im Hirn und Herzen der Menschen sich regt und nach Ausdruck sucht, ist es, die unserer Zeit den unendlich widerwärtigen Charakter gibt . . .“ F. A. L.

*

Premierenpublikum

Über das Berliner Premierenpublikum bringt die „Tägliche Rundschau“ (Nr. 495) eine recht zutreffende Plauderei, die oft schon Gesagtes nicht ohne Anmut bestätigt.

„Das Berliner Premierenpublikum spricht vor, während und nach der Aufführung von dem Dichter und den Schauspielern, über die es zu Gericht sitzt, mit einer an Grausamkeit streifenden Offenheit. Die rührendste Szene entlockt ihm höchstens das anerkennende Wort ‚nett jemacht‘, wenn es sie nicht ‚scheußlich sentimental‘ findet. Und rast auf den weltbedeutenden Brettern ein Mime in leidenschaftlicher Wildheit, so stellt es wohlwollend fest, daß der X. oder Y. offenbar recht günstig aufgelegt und bei guter Stimme sei. Nur eines erträgt der Berliner Premierenbesucher gar nicht oder nur sehr ungern: daß die Vorstellung sich allzu tief in die Nacht hineinzieht. Länger als bis elf Uhr ist er für Kunst nicht zu haben. Er bekommt Hunger und Durst, spendet matteren Beifall und zieht den Wert der ihm verursachten Unbequemlichkeit von der Summe des Vergnügens ab. Im Berliner Premierenpublikum haben die Kreise, die im Berliner Westen die gesellschaftliche Führung beanspruchen, die Mehrheit: Finanziers, Industrielle, gesuchte Rechtsanwälte, bekannte Ärzte und deren Frauen, für die eine Premiere in ganz letzter Linie — wenn überhaupt — ein künstlerisches, vor allem aber ein g e s e l l s c h a f t l i c h e s Ereignis ist, eine Gelegenheit, sich in einem neuen Kleide zu zeigen und die Kleider von Freunden und Bekannten kritischen Auges zu mustern.“

Aber dies ist nur der e r s t e Teil des Abends.

„Man lebt im Berliner Westen längst nach amerikanischer Tageseinteilung. Man nimmt das zweite Frühstück um 1 Uhr und das Mittagessen frühestens um 7 Uhr, wenn der Herr des Hauses aus der Stadt zurückgekehrt ist, zu sich. Geht man ins Theater, so muß man also auf die Hauptmahlzeit gänzlich verzichten oder sich mit einem kleinen Imbiß begnügen. Darum ist es entschuldbar, daß dem Berliner Theaterbesucher um 10 Uhr der Magen zu knurren beginnt und er es wie eine Freiheitsberaubung empfindet, wenn der Dichter sein Drama oder Lustspiel nicht um diese Zeit herum zu einem traurigen oder glücklichen Abschlusse bringt. Sowie der Vorhang zum letzten Male gefallen ist, eilt man nach der Garderobe, die in beinahe allen Berliner Theatern auf das mangelhafteste eingerichtet ist, setzt sich nicht ohne Kampf in den

Besitz seiner Hüllen, und fort geht es im Auto nach einem jener vielen Speisehäuser und Gasthöfe, wo Berlin bei Musik speist. Und da beginnt der zweite Teil des Abends, der für viele der durchaus wichtigere ist. Hier, in taghell erleuchteten Sälen, kommen die Kleider denn doch ganz anders zur Geltung als hinter den dunklen Logenbrüstungen und den engen Stuhlreihen des Parketts. Des Stückes wird nur noch ganz flüchtig gedacht, die Speisekarte ist wichtiger als das Theaterprogramm."

Und der Dichter?

„Wenn die Erstaufführung ein Erfolg war und der Dichter kein Bohémien, sondern aus wohlhabendem Hause ist, so trifft man auch ihn hier, umgeben von guten Freunden, Künstlern und Schriftstellern. Der Poet von Gottes Gnaden empfindet ebensosehr, wie der berufsmäßige Schwankfabrikant, das Bedürfnis, zu hören, welchen Eindruck sein Werk hervorbrachte, welche Stellen am stärksten wirkten, den lautesten Beifall hervorbrachten, und wie die gestrengen Herren von der Kritik sich äußerten. Es gibt Anfänger, die die Nacht um die Ohren schlagen, bis sie die ersten Morgenzeitungen holen lassen können. Die ‚ganz Großen' vereinigen ihre ‚Gemeinde' und ihre Darsteller zu einem vorher, ohne Rücksicht auf Erfolg oder Mißerfolg, bestellten Bankett, um einem jeden für seinen Anteil und seine Mühe zu danken. Den ‚Hauptmann-Premieren' der letzten Jahre pflegte ein solches Bankett in einem der ersten Hotels am Potsdamer Platz zu folgen. Andere ziehen die kleineren und anspruchsloseren Räume gemütlicher Weinstuben vor, wo sie bekannte und geschätzte Stammgäste sind. Man erzählt sich zu diesem Kapitel eine hübsche Anekdote, deren Helden wir nicht nennen wollen, weil man sagt, daß sie wahr ist. Ein Dichter, der von seinem Schaffen mehr hielt als der Rest der Menschheit, gab seinen Freunden die Parole aus: ‚Wenn mein Stück durchfällt, treffen wir uns um 11 Uhr bei Kempinski. Wird es ein Erfolg, so lade ich euch zu Dressel ein.' Pünktlich um 11 Uhr waren alle bei Kempinski. Nur er saß, ganz allein, bei Dressel ..."

L.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T.**, beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6**, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen" des „Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung **ist nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand und Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner und Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten**, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck. **Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Bad Oeynhausen i. Westf.** — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIII. Jahrg. Januar 1911 Heft 4

Zwei Klavierstücke

von

Theodor Kirchner *)

1

Alte Erinnerungen, Op. 74 No. 7

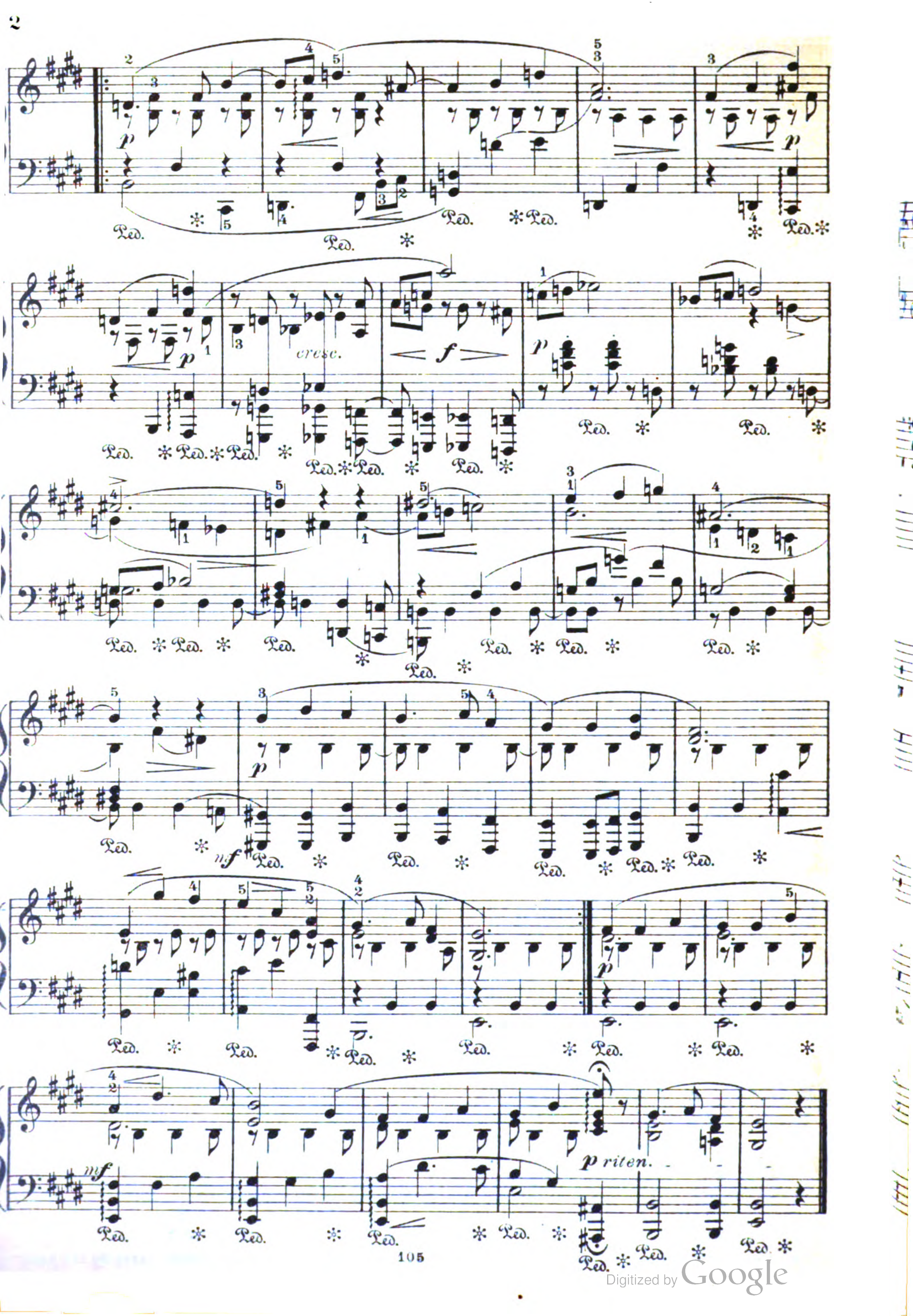
Cantabile

PIANO

p dolce

rit.

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Originalverlegers Friedrich Hofmeister, Leipzig, dessen „Auswahl aus Theodor Kirchners Werken" (Anna Morsch) entnommen.



cresc.
f
p riten.

2




a tempo
p
p rit.
fp
Ped.
f
poco rit.
sf a tempo



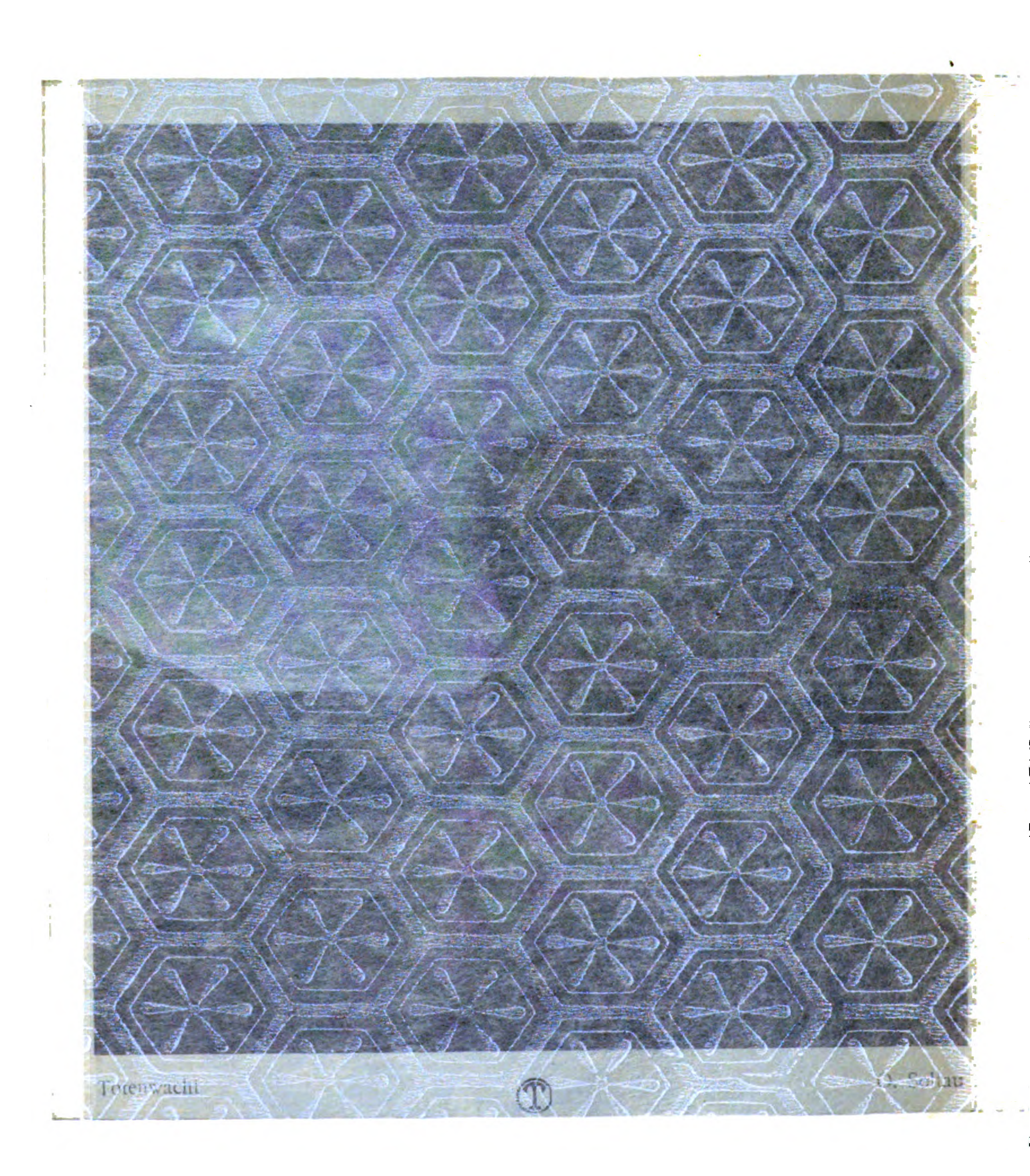
Totenwacht O. Soltau



XIII. Jahrg. Februar 1911 Heft 5

Das Schwinden der monarchischen Gesinnung · Von Professor Dr. Ed. Heyck

Für den gebildeten Nichtdeutschen war das Ereignis von 1870 die neue Republik in Frankreich. Seit drei Menschenaltern war die Nation, die die ganze Weltgeschichte modernisiert hatte, um die eigenen Früchte fortgesetzt betrogen worden, von Minderheiten des terreur und der Phrase, vom Cäsarismus, von aufgedrungenen Restaurationen; so oder so von Regierungen, denen die Macht Zweck und Mittel sein mußte, nicht die endliche Verwirklichung der großen Willensbekundungen von 1789. Endlich, indem durch Sedan der schon vorher wankende Thron des Dezembermannes umstürzte, erschien das wirkliche Franzosenvolk als Herr seiner Geschichte, unter Führung des heldenmütigen freiheitlichen Patriotismus, wie ihn Gambetta verkörperte; die Machtsucht dagegen und die Bejubelung der Macht ausgewandert zu dem ehemaligen Volke der Denker und Dichter, das sich nach bald verrauchtem Zorn und Konflikt dem preußischen Militärkönig und seinem [illegible] überließ. Die gutsinnigen Hoffnungen humanitärer [illegible] zum Volke [illegible] zu den Menschenrechten verharrten auf der Ge[illegible] wandten sich lebhafter ihr zurück; Männer wie Jakob Burckhardt [illegible] für jede Staatsform bis zur Tyrannis, erwarteten von dem 4. September [illegible] Form einer großen und einheitlichen Nation, die [illegible]



Totenwacht



XIII. Jahrg. Februar 1911 Heft 5

Das Schwinden der monarchischen Gesinnung · Von Professor Dr. Ed. Heyck

Für den gebildeten Nichtdeutschen war das Ereignis von 1870 die neue Republik in Frankreich. Seit drei Menschenaltern war die Nation, die die ganze Weltgeschichte modernisiert hatte, um die eigenen Früchte fortgesetzt betrogen worden, von Minderheiten des terreur und der Phrase, vom Cäsarismus, von aufgedrungenen Restaurationen; so oder so von Regierungen, denen die Macht Zweck und Mittel sein mußte, nicht die endliche Verwirklichung der großen Willensbekundungen von 1789. Endlich, indem durch Sedan der schon vorher wankende Thron des Dezembermannes umstürzte, erschien das wirkliche Franzosenvolk als Herr seiner Geschicke, unter Führung des heldenmütigen freiheitlichen Patriotismus, wie ihn Gambetta verkörperte; die Machtsucht dagegen und die Bejubelung der Macht ausgewandert zu dem ehemaligen Volke der Denker und Dichter, das sich nach bald verrauchtem Zorn und Konflikt dem preußischen Militärkönig und seinem ihn meisternden Bismarck überließ. Die gutsinnigen Hoffnungen humanitärer Entwicklung zum Völkerglück und zu den Menschenrechten verharrten auf der Gegenseite Deutschlands oder wandten sich lebhafter ihr zurück; Männer wie Jakob Burckhardt, objektiv für jede Staatsform bis zur Tyrannis, erwarteten von dem 4. September nun endlich, im Format einer großen und einheitlichen Nation, die vorbildliche Republik.

Dann aber kam so vieles anders, und von hier wie dort wurden Erwartungen, Prophezeiungen, Respekt und Abneigung ins Gegenteil gedrängt. Enttäuschung über Enttäuschung durch Frankreich, Unsicherheit der Republik, sinkender Zukunftsmut, Skandale, die die des letzten Kaiserreiches überboten, vervollkommnete Vorteilswirtschaft von Politikmachern, Geldleuten, Deputierten, Advokaten, Lieferanten, Journalisten. Hingegen wachsende Aufmerksamkeit für die Wohlfahrtsbedeutung des monarchischen Zustandes in Deutschland, der sachlichen Bemühung dieser Regierungsform um Modernität, Bildung, Gewissensfreiheit, Fürsorge, bürgerliches Vorankommen und allgemeine Volkserziehung zu pünktlicher, straffer Tüchtigkeit. Nicht in Frankreich, sondern in Deutschland ward die wahre Zeitlogik, der politische Fortschritt eines ganzen Volkes erfüllt; was bei uns 1866 angebahnt war, ward nun seit den siebziger Jahren allmählich von der Welt begriffen. Durch die Pickelhauben hindurch erkannte man mit Staunen, der angebliche Gewaltmensch Bismarck hatte es verstanden, die Gegensätze vom 18. Jahrhundert her zu versöhnen und sie durch eine höhere Einheit, die Freudigkeit für „Kaiser und Reich", aufzuheben. Nicht staatsrechtlich allein, was ewig unzulänglich bleibt, sondern in feinkundiger historischer Volkspsychologie stellte er die durch ihn zu neuer Zukunft geführte Monarchie auf einen Umguß ihrer ältesten Fundamente, auf die germanischen Eigenschaften, Freiheitlichkeit, männliche Gefolgstreue, Verständnis für sinnbildliche Herrscherhoheit und für pflichtbewußte, verantwortliche Autorität.

So unvermutet es bis vor kurzem gewesen war, gewann die Monarchie, außer der lebhaften Zuwendung des Gefühls, in einem Maße wie nie zuvor die Bundesgenossenschaft der geistigen Überzeugungen. Zunächst in Deutschland selbst. 1848 war nun erst endgültig überwunden, die Ideologien von damals wurden abgetan bis zur Ungerechtigkeit und Verspottung. In den seelisch unabhängigsten Männern entstanden dem sieghaften militärischen Deutschland seine Herolde und Dichter, erstanden der Monarchie preußischen Musters ihre überzeugtesten Theoretiker. Über Treitschke hinaus, der, obwohl am lebhaftesten von der Sittlichkeit des Zorns und der Begeisterung getragen, doch immer die Bedingungen von Zeit und Völkern abwog, erwiesen andere Historiker die einzigartige Auserwähltheit und Vollkommenheit der preußischen Geschichte, legten die Lehrer der Staatswissenschaft mit geradezu trockener Bestimmtheit die Formel aus: Republik ist Klassenherrschaft und Oligarchie, Monarchie der wahre Rechtsstaat und die wahre Freiheit. Schopenhauers weltmännisch-ketzerisches Wort, die monarchische Regierungsform sei für die Gattung homo sapiens natürlich, die republikanische dem Menschen widernatürlich und der Entfaltung seiner höchsten Fähigkeiten ungünstig, wurde Jahrzehnte nach seinem Tode — umschrieben, generalisiert und im Feinsten, Letzten unverstanden — zum Gemeingut.

Allerdings nicht mit für die Sozialdemokratie. Sie hatte, anders als das alte schwarzrotgoldene bürgerlich-nationale Demokratentum im Stil der Gartenlaube, die Entwicklung von 1866 nicht mitmachen können — von beiden Seiten her nicht, worüber ein Buch für sich zu schreiben wäre —, und über sie erlangten mehr und mehr das Prinzip der bedingungslosen Feindseligkeit und das alleinseligmachende Dogma der Internationalität die Oberhand. Das allgemeine Wahl-



recht, obwohl sozialistische Forderung, war nicht für die Arbeiter, sondern für die weniger reichen und dafür selbstloser patriotischen Schichten des tiers état bestimmt; der soziale Begriff „Arbeiterstand“, zu wenig überhaupt beachtet, ward von beiden Seiten durch den Begriff „Sozialdemokrat“ verwirrt. An die Stelle des hinlänglich veralteten Gegensatzes Despotismus und Männerwürde trat nun speziell in Deutschland der neue mit seiner Leichtverständlichkeit, aber auch mit seiner Beschränktheit, daß man entweder monarchisch und „staatserhaltend“ (konservativ, liberal, klerikal) oder „Sozialdemokrat“ sei. Indem seine Anerkennung zum Glaubens- und Anstandsartikel, wiederum von beiden Seiten, gemacht wurde, blieb ein gutes Stück herausgebrochen aus der großen These, daß die Monarchie die Form sei, Klassenherrschaft und Klassenkämpfe zu überwinden.

Inzwischen wurden, ungestört durch diese erst keimhaften Dinge, Deutschland und seine Einrichtungen die in der Welt meistbeachteten. Wie im 18. Jahrhundert das parlaments-konstitutionelle England die politischen Lehrmeinungen, voran in Frankreich, beeinflußt und gebildet hatte, so geschah dies nun allgemein durch das konstitutionell-monarchisch-militärische Deutschland. Ringsum gewannen die aus europäischen Konferenzen und Kongressen, aus Plebiszit und aus politisch bankerotten Republiken entstandenen Dynastien gesundere Gesichtsfarben; die neuen unabhängigen Staaten, noch zuletzt das sehr freiheitliche Norwegen, wurden monarchisch eingerichtet; die Faserwirkungen des Ansehens der Monarchie, der Beneidung um das *εἷς κοίρανος* spürte man bis in die Republiken diesseits und jenseits des Ozeans.

Es wäre, trotz manchem, wahrscheinlich falsch, erkennen zu wollen, daß diese Phase sich nach einem Menschenalter schon wieder zum Ende neige. Zumal inzwischen aus europäischer Lage Weltlage geworden ist. Seit der gleichen Epoche wie Bismarcks Werk (1868) übt das monarchisch geklärte und modernisierte Japan vom fernen Aufgang her noch gar nicht zu übersehende Wirkung auf entlegene Völker, und die verjüngenden Vorgänge in der lange als hoffnungslos betrachteten Türkei haben anscheinend Analoges zu bedeuten. Dazu in nächster Nähe (England) beobachteten wir erst kürzlich, wie selbst diese friedlich hors loi gesetzte, zum notariellen Signieren der Staatsaktionen gebrauchte Monarchie durch den klugen und geräuschlos handelnden Eduard VII. sich als ein einleuchtend nützlicher Faktor der nationalen Politik geltend zu machen verstand, wie seit dem oranischen Wilhelm III. nicht mehr.

Auch die portugiesische Revolution bedeutet noch kein Mene-Tekel an der europäischen Wand. Nicht einmal, wenn man ihr gute Miene machte und kein Wort laut wurde vom verletzten monarchischen Prinzip. Die Talleyrandsche Legitimität war schon länger tot, schon seit 1866, ja 1848; das Lebendige ist der durch realpolitische und psychisch-soziale Bedingungen gegebene Vorzug der Monarchie. Immerhin zeigen auch Republik und Demokratie erst auf die lange Dauer die Eigenschaft, an die Schopenhauer mit streift, daß sie nicht die besten, höchsten Fähigkeiten energisch zu entfalten pflegen, sondern so leicht zu privater Vorsicht, Scheu und Zurückgezogenheit der „anständigen Leute“ führen; dafür wirken sie rascher nationalisierend und national selbstbewußt machend, als die Monarchie,

vollends als der Absolutismus, und in der Regel höchst begeisternd, indem sie entstehen. Gegen die Revolution in Lissabon war schlechterdings nicht viel einzuwenden. Eine Dynastie, die ihr recht gab, indem sie sich feige davonmachte; sechs Dutzend Tote, keine Anarchie, im Gegenteil das Beispiel, daß der zerlumpte arme Schlucker, vom heiligen Gefühl ergriffen, vor den Gitterportalen der Bankherren auf Wachtposten stand; als Ziel die Befreiung von jesuitischem Klerikalismus und mit ihm verbündeter Ausbeutung und Korruption, der die monarchische Regierungsform eher Vorschub als Widerstand geleistet; im übrigen der hauptsächliche Leidtragende England, welches den Hebel wiederzusuchen hat, durch den es seit dem Methuen-Vertrage von 1703 Portugal wie einen Vasallenstaat regiert.

Bei alledem kann dieser glatte moralische Sieg der Revolution und des Willens zur Republik nicht von nur lokaler Wichtigkeit bleiben in einer Zeit, da die negierenden Lehren jeder Schattierung große Ausbreitung gefunden haben, keineswegs am bemerkenswertesten in den untersten Schichten; da von Spanien bis Rußland Verhältnisse aller Art, materielle und ideelle, denkende Menschen der Revolutionierung ihrer Wünsche zutreiben, und da selbst Deutschland, das Hauptland der Monarchie, Symptome genug zeigt, daß sich von dieser das freiwillige Gefühl schon wieder zurückzuziehen begonnen hat. Ich spreche nicht von mehr, noch nicht von der Überzeugung, den letzten Entschlüssen, wenn es drauf ankommt; wohl aber von der richtigen monarchischen Gefühlsgesinnung, und mehr als die naive Loyalität meine ich die eigentlich freiwillige, freiheitliche und selbstachtungsvolle. Daß es so ist, spricht sich ja auch schon teils vergnügt, teils gleichgültig gelassen, teils sehr ernsthaft und sorgenvoll aus. Für solche Leute, deren Trick gegen das, was sie nicht wissen wollen, die forsch gestellte Frage nach den Beweisen zu sein pflegt, nehme ich, ohne erst zu suchen, zwei Hefte aus den letzten Tagen zur Hand. Nr. 42 der jedenfalls doch überwiegend national gerichteten „Jugend“, wo auf S. 1007 von „unserer Zeit des schwindenden monarchischen Gefühls“ gesprochen wird, in einer Gelegenheitswendung der Redaktion, die einfach bezugnehmend, nicht als These, in den Zusammenhang läuft; und für die, die es lächerlich finden, auf die lustige Person zu hören, was sie unwillkürlich denkt, zitiere ich die Nr. 43 der größte Aufmerksamkeit verdienenden „Grenzboten“, wo auf S. 183 vor dem „Jena der Monarchie“ gewarnt wird: „Das Erbe Friedrichs des Großen wurde in kaum zwanzig Jahren vertan“. Beide Zeitschriften hatten zu ihrer Bemerkung keinen akuten und engeren Anlaß, und dadurch werden sie zu Belegen von allgemeinem Bestätigungswert. Die Jugend geht aus von einer Münchner Schweifwedelei, der Grenzbotenaufsatz vom Bund der Landwirte.

Das „Jena der Monarchie“ geht nicht auf die Prophezeiung eines plötzlichen Entscheidungstages. Vorbedingung, daß eine mögliche jähe Niederlage der Monarchie vermieden wird, ist es allerdings, daß sie nicht am Tage sich akut zeigender Gefahr in jene Selbstlähmung durch verspätete einseitige Einsichten nach einseitigem Optimismus verfällt, der die Revolutionen überraschendste Siege verdanken. Die Plötzlichkeit der Erkenntnis verursacht es ja, daß über den Fäusten vor dem Fenster und über dem herandringenden Beifall der Trübfischer die ganze große breite Peripherie vergessen wird, die freilich nie von selbst aktiv werden kann und

die auch erst mutig wird, wenn sie Mut und gutes Gewissen sieht. Das Zagen der Könige in der Gefahr, ihre Ohnmachtsanfälle, in die sie dann absolutistisch ihr Amt mitreißen, liegen in ihrem Geburtsstande begründet. Republikanische und cäsaristische Machthaber, die es werden wollen, haben den energetischen Vorsprung, unverwöhnt vom Paradejubel zu sein, keine Volksgeliebtheit vorauszusetzen und demnach auch nicht im falschen Moment wie Ikarus aus der Sonnenhöhe mit zerschmolzenen Flügeln herabzustürzen. Ihnen fällt die Volksgeliebtheit zu, wenn die Vendémiaires vorüber sind. Die Massenkindlichkeit will genau so, wie sie gerne recht aufregende Freibeuterromane liest, Helden, die ihr aus scharfer, kühner, stummer Willensschroffheit imponieren. Wirkliche Demokratie setzt lange, lange Entwicklungen und Übergänge voraus, bis sie, im Altertum wie in der Neuzeit, einigermaßen sichtbar wird — und dennoch so oft noch wieder im Cäsarismus endet. Die Menge vergöttert, ehrlicher als das Schranzentum, die Friedrichs, die ihre „Lumpenhunde" anwettern, wenn sie Anlaß haben, sie gewinnt zu den „Papa Wrangel", die den gestiefelten Fuß auf die schal gewordene Revolution setzen, noch ein Gemütsverhältnis, aber das Schönste ist freilich der verwegene, aus dem Nichts aufstehende Revolutionär. So ein neuer Alcibiades, wie der reiche Ferdinand Lassal, fein französisiert Lassalle, der auf Satisfaktionsfähigkeit hielt, der wie ein deklassierter Spielhagenscher Hauslehrer Aristokratinnen und Gräfinnen zum Verhältnis haben mußte, und der, wenn nicht hoffte, so doch davon träumte, an der Spitze der Arbeiterbataillone eines Tages der Napoleon von Deutschland zu sein. Der Deutsche überhaupt hat den Trieb, fortwährend auf den Schild zu heben, Monarchien seines Sinnes und seiner Überzeugungen zu gründen, Höfe zu erschaffen für seine Bewunderung. Er naht dem Hause Wahnfried mit höfischem Herzklopfen, weil das Haus Wahnfried aber auch zu regieren versteht; er sendet Schriftstücke aus, wo vor den Kohlen- und Industriekönigen nahe dem Rhein eine ehrfürchtige naive Devotion gezeigt wird, wie wirkliche Männer sie nicht vor den Fürsten aufbringen. Die Gründe für das Schwinden der so ungemein bereiten „Gesinnung nach oben" gegenüber der Monarchie liegen zu gewissem Teil in einer Empfindung ihrer Entzauberung, ihrer Trivialisierung, in einer Verringerung der Möglichkeit, ihr den bedingungslosen Menschen darzubringen. Diese Verringerung entsteht natürlich in verschiedenen Geistern und Gemütern qualitativ verschieden und bei den einen durch dies, den anderen durch das; gemeinsam in dem Durcheinander ist aber die Zusammenwirkung. —

Über den März 1890 mußten und wollten wir hinwegkommen, wenn auch das unvergleichliche Imponderabilienerbe der Zweieinheit der Krone und Bismarcks beklagenswert zersägt und die nationale freiwillige Gesinnung in ein Meer von leidvollen Widersprüchen und spaltenden Entscheidungen gestürzt wurde. Unter den damaligen Suggestionen hatte insbesondere auch die mitgewirkt, die Popularität des „nationalen Heros" bedeute entsprechende Einbuße am Nimbus der Monarchie. Indem man diesen Nimbus zu wahren suchte, wurde ihm gerade der schwerste Schade zugefügt. So wenig zu den Befähigungen des Deutschen leider die politische gehört, war es doch zu spät für eine Umbelehrung seit 1890, Wilhelm der Große aus seiner Weisheit habe die großen geschichtlichen Ereignisse und Er-

füllungen vollbracht. Des alten Kaisers Wilhelm Weisheit lag in der ruhigen, hoheitsvollen Gelassenheit, womit er es verstand, der alles überragende und zuletzt entscheidende geborene Monarch zu sein, auch noch über seinen großen Staatsmann hinweg, den „Herbeiführer der mächtigen Ereignisse", wie er mit monarchischem Vorbehalt sagte. — Jener Schade konnte gut gemacht werden; wir alle haben uns bemüht, bei der Treue und Dankbarkeit, die wir Bismarck hielten, in seinem Sinne dem hohen Führer der Deutschen zu geben, was des Kaisers ist.

Das war nicht das Schwere. Aber schlimm und schlimmer beelendend — es ist besser seitdem geworden — wurde die Kameradschaft im Gliede, die die freie Loyalität auf einmal neben sich erblickte. Jene automatenhafte Schmiegsamkeit, die jetzt geschwindestens auch Wilhelm den Großen entdeckt hatte; jener Affenmonarchismus, der den Schnurrbart ums Eck aufstrich und, mit seinen geistigen Bedürfnissen sonst ans „Weiße Rößl" reichend, sich nun bis zum Übelmachen außer für Haby auch noch für Hammurabi oder auf was der kaiserliche Scheinwerfer just gedreht war, interessierte. Letzten Endes rührte diese monarchistische Aftererscheinung her aus der subalternen Neigung des Deutschen, die Allüren „feinerer" Stände anzunehmen; durch die überaus regsame, unmittelbare, das Publikum in Atem haltende Persönlichkeit des neuen Herrschers fand dieses weit mehr, als unter dem zugeknöpften, ruhigen alten Kaiser, die Gelegenheit, sich quasi herangezogen, angesprochen zu fühlen und daher nun auch die reglementierte Höfischheit und Parole-Aufmerksamkeit von Erbadel, Militär und Beamtentum zur Schau zu tragen.

Das alles war wenigstens noch spontan und brachte nichts ein, als ein befriedigtes Gefühl der feineren Korrektheit. Aber nun kroch gleichzeitig noch ein ausgebildeter Byzantinismus hoch, wie ihn sonst das 18. Jahrhundert, doch nicht in solchem zentrischen Umfang, erzeugt hatte. Streberei und Geschäftsbehendigkeit spannten sich vor den Zeitomnibus und fuhren mit der loyalen Urteilslosigkeit und Modebildung, wohin sie wollten. Und gleichzeitig knabberte ihr Mäusefraß an den sichernden Voraussetzungen und Bedingungen der so glücklich im Gefühl befestigten Monarchie, an ihrer verfassungsmäßigen und sachlichen Autoritätsbegrenzung. Zeigte der interessen- und wünschereiche Monarch seine lebhafte Aufmerksamkeit für geistige und ästhetische Gebiete, so hörte man mit Lakaienmännlichkeit seine allerhöchste Sachverständigkeit heraus (während er doch ganz gut die — ach, wie seltenen! — offenen Darlegungen schon vertragen hat, weshalb etwas nicht ganz so gehe, wie er zu ändern anregen wollte). In der Angst um sein mächtiges Wohlgefallen absolutisierte man ihn als Kenner. Alles mögliche, was seiner Sanktion gar nicht bedurfte, mußte erst „Seiner Majestät vorgelegt werden", wurde abhängig von ihm gemacht; man schmeichelte, bat, schob, drängte ihn in die Rolle, möglicherweise in die Überzeugung hinein, daß ohne ihn nichts Richtiges werde.

Zuweilen hatte er übrigens auch mit Kritik und Urteil unzweifelhaft recht — und dann widersprach man beiseite aus dem Korpsgeist der Unzulänglichen. Leider hatte das wirkliche Können, das auf so relativ wenigen Augen stand, auch noch besonderes Unglück. Messel starb, als der das Beste suchende Monarch sich endlich



zu ihm hindurchentdeckte; andere leben, bauen, restaurieren weiter. Im ganzen blieben die Tüchtigen ungesehen zwischen dem Byzantinismus des Vorteils, der Vordrängung, der Reklame einerseits, die den Förderungssinn des Kaisers zum ehrlichen Makler zu gewinnen trachteten, und andererseits dem höhnenden Widerspruch der Nichtbegünstigten, der durch die Qualität seiner meistausgeschrienen Gegengötter zum mindesten ebenso unfruchtbar für ein gutsinniges Zurechtfinden blieb. Sachlichkeit, Besonnenheit, Stetigkeit, wirkliches Verstehen und Wollen in Kulturdingen sahen ihre Position nur verschlechtert im so noch nie entfesselten und überschwemmenden Kulturdrang der Zeit. Nicht bloß in gustibus. Schwierigste Materien, wie die Schulreform, flogen wie leere Pappschachteln ein Stück in die Luft, weil der oberste Herr an sie rührte, worauf sie wieder Ruhe hatten. Kurzfertige Einfälle, wie der Professorenaustausch, ebenso amüsant wie auf den Nutzen zu prüfen, erzeugten flugs eine chronische Einrichtung. Während man sich über jede scheinbar absolutistische Wendung in einer kaiserlichen Rede aufregte, wo man doch genau wußte, daß sie keinen Staatsstreich ankündige, monopolisierte man tatsächlich in der vielgestaltigen Praxis des Staatslebens alle motorische Kraft auf den Herrscher. Es war ganz logisch, daß man auf dem Wege der Bilderzeitungen dem breiten Publikum die Meinung anerzog, die Zeitgeschichte bestehe vornehmlich aus höfischen Vorgängen, also erschöpfe sich in jenen Aktualitäten der Eröffnungen, Besichtigungen, Jubiläen, Enthüllungen, Festereien, des Sports usw., bei denen man hohe Personen oder wenigstens ihre Dackel und Kutschen und Radmäntel im Klischee erblickt.

Zu unglaublicher Genügsamkeit des Domestikenverständnisses und der gedankenlosen Neugier hat man durch diese Methoden die zeitgeschichtliche Teilnahme der breiten Bourgeoisie — des einstigen deutschen Bürgertums aus der Zeit Ludwig Richters, Gustav Freytags, Fritz Reuters — verflacht. Da aber diese Einerleikost auf die Länge kein Mensch aushält, ohne daß sich das Bedürfnis nach Witzelei und Paprika einstellt und sich an deren Verschärfung dann von Grad zu Grad gewöhnt, so ist von allem das Ende doch nur der immer gewaltigere, ernster zu nehmende Erfolg des Simplizissimus. Für den ja von allen möglichen Stützen und Kreisen der Gesellschaft mit Einschluß der obersten gesorgt wird, daß er fast immer auch sehr Zutreffendes mit dem lediglich Perfiden in denselben würzigen Blumenstrauß zu binden hat. Subalterne Neugier, klatschende Witzelei und böswillige Verdrehung sind einmal die innigsten Geschwister; wer mit der ersten anfängt, sitzt bald allen dreien im Schoß und entdeckt sich nun auf einmal als ein rechter Held.

Der Simplizissimus ist Bourgeoisieblatt, von der Sozialdemokratie würde er nicht existieren. Zu dieser, so zweifelhaft auch für sie gekocht wird, ist immerhin der einstige Wissensdrang geflüchtet, jene Sehnsucht nach Wahrheit, nach Kenntnissen, nach der Bildung, die frei macht, welche einst das Zeichen unseres liberalen Bürgertums gewesen. Allerdings mit einem stofflichen Unterschied, der bezeichnend ist. Was da heute im Souterrain der Gesellschaft verschlungen wird, das handelt „aufklärend" über Liebe, Ehe, Triebe, Geschlecht, Befruchtung, überhaupt von der Identität des Menschlichen mit dem Zoo- und Biologischen,

und im übrigen stellt es die Tatsachen der Weltgeschichte auf den Kopf. Die ehemalige breite Familien- und Volkslektüre trug das deutsche Volk empor zu den großen Seelenerhebungen des 19. Jahrhunderts, ohne daß man damals Danaiden-Gesellschaften für gute Volkslektüre zu gründen brauchte. Die heutige ist großenteils, sei es mittelbar oder unmittelbar, das wirksamste Organ geworden für die beständig fortschreitende — fahrlässige, profitliche oder vollbewußt negierende — Aushöhlung des nationalen und des nach unsern deutschen Verhältnissen eng damit verketteten ethisch-monarchischen Sinnes.

Von den eigentlich Gebildeten ist bisher noch nicht gesprochen. Hier steht noch jener Heerbann in machtvollen Regimentern aufrecht, bei dem sich Charakter, kategorischer Imperativ und geistige Ernstlichkeit mit gesund nationalem Pulsschlag vereinen. Oberlehrer, Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Architekten, Schriftsteller, denkende Landwirte, Beamte, Offiziere, Männer der Industrie, Gewerbe, des Handwerks, des Handels, des Verlags u. a. m. Niemals gehören sie alle dazu, aber mehr oder minder große Teile je von ihnen. Sie sind die am wenigsten Zugänglichen für solcherlei Suggestionen, die nicht mit ihrem sicheren Gefühl und ihrer Selbstrechenschaft übereinstimmen. Und daher sind sie die Ausschlaggebenden, solange sie noch unverzagt und noch Bekenner sind.

Zusehends dagegen weicht die Bekenntnisfreude schon einer Genierlichkeit in dem Stockwerk darüber, in der Welt der akademischen Erzieher, wo man das Erbe der Männer verwaltet, die die Herzensflammen von 1813 angezündet haben, und die von 1848 und von 1870. Viele sicherlich halten diese Tradition fest und wissen sie zu verjüngen. Andererseits fühlt man aber auch hemmende Besorgnis von dem Anschein des Byzantinismus und der Banausie. Daß dies möglich geworden, verdankt man jenen besprochenen Erscheinungen, die ein Alb auf dem monarchischen Gefühl geworden sind, worunter es kaum noch ganz frei aufkommt. Außerdem haben dann noch Fermente der Dekomposition, um einen Ausdruck Mommsens zu übertragen, es ja in erster Linie auf die Universitäten abgesehen und schon einen ganz hübschen Stoffwechsel bewirkt; trotzdem die Empfänglichkeit für Auszeichnungen, Titel, staatliche Förderungen, Orden usw. in einer Steigerung andauert, die den Zeiten der E. M. Arndt, Uhland, Dahlmann, Schlosser, Treitschke wie ein nicht schönes Märchen geklungen haben würde. Im Nationalen und Monarchischen ist man vielfach geniert, auch untereinander, teils aus genanntem Anlaß und teils aus Vorsicht. Fallen doch stets gewisse Zeitungen über solche Professoren als beschränkt und „taktlos“ — womit immer die meiste Bangemacherei erreicht wird — her, die vom Nationalen ausgehend, ein männliches Wort zu der akademischen Jugend bei allgemeiner Kommersgelegenheit zu sprechen sich erlauben. Es kann jemand sehr wohl jegliche Tüchtigkeit, die vollen Wert haben soll, aus der Freiheit ableiten und die Unabhängigkeit der Wissenschaft als selbstverständlich verlangen, und kann es doch recht nichtssagend und eng finden, daß bei der Jubelfeier der Berliner Universität die Rede des Rektors schließen mußte mit einem nicht aus dem lebendigen Impuls, sondern zitatisch künstlich aus dem Götz von Berlichingen herausgezogenen, zweiseitig delfischen: Es lebe die Freiheit! Es lebe der Kaiser!

Dann ist da noch eine geistige Schicht, das sind jene bei uns so hochmütig gewordenen Leute, denen mit nichts beizukommen ist. Sie verwerfen das Gefühl überhaupt, indem sie die „Intellektualität“ betonend für sich in Anspruch nehmen; für das, was man nicht erwerben kann, gibt man auch nichts; sie haben eine gewisse Objektivität, die die Blutleere ihres Herzschlags ist. Ihre geistige Lieblingsnahrung sucht den Akzent des Preziösen, Internationalen — nicht des aufrichtigen, internationalen Interesses, das zur Weltbildung gehört, sondern des Koketten, Antinationalen —, des Mondänen, Hypermodernen, im besten Falle Ästhetenhaften, wozu sie die Pikanterien gesellen, die man jetzt als Crême der kostspieligen Bücherliebhaberei bei uns aus allen Nationen und Zeitaltern zusammen übersetzt. (Die Ritter vom internationalisierenden Intellekt sind nämlich sonderbarerweise große Liebhaber von bequemen Übersetzungen ins Deutsche.) Der Zusammenhang von Intellektuellen dieser Art und Finanzwelt nebst entsprechend abgestimmter Presse ist einfach und deutlich. Sie würden weniger zu bedeuten haben, täuschte man nicht von den Großstädten aus dem harmlosen Deutschland vor, hier erblicke es in Raffinade die eigentliche geistige Oberschicht. Gegen die Monarchie kämpfen sie nicht mehr, wie einst die Herweghs. Sie haben ein mitleidig blasses Lächeln für nationale wie monarchistische Äußerungen, aber man verscherzt ihre Gesellschaft durch solche. Sie finden ihrerseits eine oberflächlich gütige Zeile für Ludwig XIV. und Napoleon, um einen uns werten Namen herabzusetzen, oder für Ludwig XV., weil sie seine Stühle anerkennen. —

Pour une monarchie il faut un roi. Damit kommen wir zu dem politischen Problem, an welchem uns die Ära Wilhelms II. am schwierigsten mit ja und nein herumzurätseln gibt. Es kann nur darauf hingedeutet werden, daß hier der Angelpunkt aller Fragen liegt. Hier wirken pro und kontra vielgestaltig durcheinander, und erst die Zukunft kann übersehen, was dabei aus der Monarchie geworden sein wird.

In älteren und neueren Zeiten ist es der Monarchie verhängnisvoll geworden, wenn sie sich mit den tyrannisch empfundenen Mächten solidarisch zeigte, mit privilegierter Ausbeutung, Generalpächterwesen, Hierarchie. Heute ist ihre Entente mit dem Großkapitalismus für jedermann sichtbar. Nur beruht diese nicht auf solcher Solidarität, im Gegenteil, mit wahrer Selbstlosigkeit sucht die Führung des Reiches den Mächten, die sie als die modernsten und wesentlichsten für den Nationalwohlstand erachtet, die erste Dienerin zu sein. Dies hinzugesetzt ist es kein übles Wort, wenn der belgische Sozialist Vandevelde den Kaiser als den Cäsar der Financiers bezeichnete; unsere heimische Sozialdemokratie, die gegen nichts so wenig kämpft, als gegen den nackten Kapitalismus, hätte wohl diese Bezeichnung nicht gefunden. Auch von Amerika aus wies man öfter — neuestens wieder durch den Handelskammerpräsidenten Heyburn — auf die glänzende Entwicklung des deutschen Großgeschäfts durch die Förderung des Kaisers hin, hier nicht kritisch, sondern anerkennend. Aber in allen solchen Verdiensten dürfen jeweils auch nicht die Kehrseiten unbeachtet bleiben. Zur Yankeesierung der Nation, so daß alles business wird und die business alles, zu dieser Materialisierung, welche sonst nach bekanntem Gesetz am ehesten von geschichtsarmen

republikanischen Verfassungen vorgenommen wird, hilft in unserem Falle die Monarchie. Sie stellt sie anscheinend vor das Übrige. Das machtvolle und geachtete Deutsche Reich begnügt sich mit der Wahrung der deutschen Handelsinteressen, der offenen Tür usw., wo andere Reiche, die uns fürchten, oder die soeben erst, wie Rußland, jämmerlich geschlagen sind, energisch fortfahren, durch ihre aktive Politik die Völkererde aufzuteilen. Bei dieser Handelsfürsorge wird eher ermutigt als verhindert, daß heimische Geldmächte, die sich heute an das Reich wenden, morgen sich wieder irgendwo in Dollar- oder Pfund-Sterling-Währung mit Amerikanern, Engländern, Franzosen vertrusten. Eine echt nationale, volkliche Politik tritt sehr wenig heraus, sie ist unserer Diplomatie nebensächlich, unbequem, zu kompliziert und schwierig. Den volklich-nationalen Zukunftsinteressen fehlt freilich auch die verkörpernde Persönlichkeit, die wie der Bank-Großherr im Auswärtigen Amt vorspricht, Gesichtspunkte darlegt, welche leicht verständlich sind, und die auch wieder Gegendienste leisten kann. Jene deutscheren Wünsche und Hoffnungen haben wieder nur die Hoffnung auf den Kaiser; der Konstitutionalismus hat ihnen keine Führer hervorgebracht, keine Großanwälte der Nation, sondern nur Parteigrößen.

Der Deutsche aber im allgemeinen, der die Steuerlasten für die Reichsmacht trägt, erfährt von der glücklichen Nationalbilanz nichts als die unglückliche Verteuerung der allgemeinen Lebenshaltung, er sieht allmählich auch sein Vaterland den englischen Statistiken zutreiben, wo einige Zehntausend ungesund zu viel und die übrigen ungesund zu wenig haben. Wir geben uns so ungeheuer viel kunstgewerbliche und literarische Mühe um Wiedererweckung tüchtiger Kulturqualitäten, die mit den alten gedeihlichen Bürgerzeiten verbunden waren, aber wir vergessen die Vorbedingungen, nämlich ein gleichmäßig lebensfähiges und wohlhabendes Bürgertum und Handwerk. Das erfolgreiche Unternehmer- und Spekulantentum, auch der mittleren Sorte, ersetzt uns dieses nicht.

Nochmals, unsere Monarchie handelt hier nur aus Pflichtgefühl, bis zur Selbstaufopferung. Denn schließlich wird es der sie überholende Geldmensch sein, der ihren Glanz am leichtesten zerstört, wenn beide noch mehr in das vergleichende Gesichtsfeld für den gänzlich erkalteten Beschauer geraten. Aus Einseitigkeit tut sie es nicht, sie sucht auch wieder die deutschen Imponderabilien zu pflegen, sucht auch entgegengesetzten Interessen gerecht zu werden, insbesondere der Landwirtschaft. Praktisch gesehen bedeutet das aber, so wie die Dinge liegen: sie fängt mit ihrem adeligen Leibe den Haß sowohl gegen die einen wie gegen die anderen, Kapitalismus und Agrariertum, auf. Das würde nicht verderblich sein, hätten wir Zeiten von einer Bildung, wie die Renaissance, die den tätigen „Principe“ als den wichtigsten Faktor der Selbstbehauptung des Ganzen betrachtete und ihm daraufhin weitgehend Rechnung zu tragen und zu verzeihen bereit war. Oder wenn noch die Zeit des rechtsbeständigen Autokratismus wäre, der sich um nichts, als um das eigene Gewissen, wenn er es hatte, zu kümmern brauchte, und Verhetzern mit dem Krückstock aufspielen konnte. — Ich sage deswegen nicht, daß besser heute nur noch die dekorative Monarchie wäre, die dem Volke überläßt, untereinander die Zeitkämpfe auszutragen, und dadurch einen archimedischen Punkt, wie in Eng-

land, gewinnt, wo man sie aus Spiel und Haß der Parteiung herausläßt. England hat nicht die doktrinär revolutionären Bestrebungen, die zugleich dem Nationalen als solchem feind sind. Sind revolutionäre Tendenzen im Volke, deren Ausgangspunkt eine gewisse unbestreitbare Berechtigung zur Selbsthilfe ist, so trägt wiederum die Monarchie zu allererst den Schaden, wenn sie, wie unter dem bourbonischen ancien régime oder wie seit Pombals Sturz in Portugal, sich zum entschlossenen, aber auch logischen Eingreifen unfähig zeigt.

Das soll wiederum am wenigsten heißen, daß sie schnellfertig und einseitig an die Spitze der modernsten Bestrebungen treten solle, um sie der Führung der Revolutionäre zu entwinden. Die Monarchie am wenigsten darf den Satz vergessen, daß alle Dinge erhalten werden durch das, wodurch sie erschaffen und tüchtig geworden sind. Sie darf sich niemals dem Gefühl und der Bereitschaft derer entfremden, die mit ihr historisch verwachsen und schicksalverbunden sind. Von da aus zu versuchen, allausgleichend allgerecht über dem Ganzen zu walten, das ist die gewaltige Aufgabe, aber auch die gewaltige problematische Schwierigkeit. Etwas eingeschränkt wird die Weite und die Schwierigkeit der Aufgabe dadurch, daß das Ganze der von ihr lebendig zu meisternden Interessen seine Begrenzung und natürlichste Wiederversöhnung findet in der nationalen Auffassung und Hoffnung auf die Zukunft. Darin dürfen nicht Sozialdemokratie, nicht antinationaler Kapitalismus die Monarchie beirren, hier muß sie den Willen der Nation — und das Weltgefühl der Nation als solcher — diesen Zerstörerkräften aufzwingen.

Noch eins. Man kann auch Modernität und lebendiges Pflichtgefühl vereinigen mit der zurückhaltenden Distanz, mit dem geschichtlichen Nimbus, der die Majestät am sichersten stark und bewundert und herrscherhaft macht. Wie sehr dies ohne alles Zutun der Fall ist, bewies wieder einmal der Jubel, womit das doch extra aufgehetzte und wahrlich nicht von sonderlichen monarchischen Imponderabilien erzogene belgische Volk in Brüssel den hohen Kaiser des aus allen Ecken verdächtigten Deutschland empfing. Nicht die verringerte menschliche Entfernung nähert der Vorstellung des Volkes und seiner Hingabe den Herrscher. Seine feinverstandene Exklusivität und Undurchdringlichkeit ist nicht die geringste unter den Kräften, womit die Monarchie emporgekommen und groß geworden ist. Hier tritt sonst, wenn es anders steht, wenn sie allem zu nahe kommt, wieder die Analogie von dem Kammerdiener und dem Helden in ihr Recht. Es steigert nicht das freiwillige Gefühl für den Monarchen, sondern schwächt dieses ab, wenn man allzu häufig und distanzlos seine Meinungen, Vorsätze, Parteilichkeiten, Geschmäcker, Urteile erfährt, so und so, ob er sie nun sich selbst verdanken will oder dem Gottesgnadentum, das sich doch schwer mit solcher lebens- und wechselvollen Menschlichkeit vereinigen läßt.

Daß darin eine Art von Tragik ist, ist sicher, aber kein Grund, sie nicht zu beachten. Man exemplifiziere nicht mit den Unmittelbarkeiten Friedrichs des Großen. Die Zeit war sehr anders bedingt, und er in Wirklichkeit ein Einziger; er stand auch skeptisch frei über den Äußerlichkeiten und dem Gnadenschatz, die andere für unerschöpflich halten; er hatte den empfindlichsten Instinkt für Mittelmäßigkeit, Unsachlichkeit, Streberei, und wie er mit Voltairischem Vergnügen

einen titelsüchtigen Trompeter zum Geheimen Stabstrompeter erhob, so richtete er sich auch in allem Wichtigen so ein, die Zustimmung und die Lacher auf seiner Seite zu finden. Daß bei uns das Umgekehrte der Fall ist, bald gerecht, bald ungerecht, und in dieser Mischung die Ungerechtigkeit das Generalisierende und Triumphierende geworden ist, von der sich Unzählige begierig horchend schon ihre Meinung vorsagen lassen, das macht so bedrückt und so kleinlaut, auch wenn der einzelne durch all das Dekorative, Oratorische, Similimäßige und Überflüssige den schön und hoch gewillten Menschen hindurchsieht. Erfolgverwöhnte Kritik und böswilliges Nichtverstehen haben durch nichts so sehr wie durch diese Dinge die Oberhand gewinnen können. Sie tyrannisieren Deutschland schon und legen alles aus und haben die Mehrheit der Nation am Leitseil; wird ein noch so gutes Wort aus hohenzollerischem Munde gesprochen, wie vom Kronprinzen in Königsberg, einwandfrei, sofern es überhaupt noch erlaubt ist, deutsch zu sein, so läßt es sich auch da das redenmüde Deutschland matt und zornlos gefallen, daß der papierene Terrorismus das redlich natürliche Wort nach seinem Sinne unschädlich macht und es uns wieder entwindet. Die Reden über Reden sind das Gefährlichste gewesen, sie haben sich selbst und vieles noch entwertet. Auch wenn sie treffend geistvoll und ernst zu nehmen und gewinnend, ja ergreifend waren, was nicht stets der Fall war, so war ihr Eindruck darum noch kein Hinzugewinn für die Monarchie, der man das Höchste und Klügste und Schönste viel lieber und leichter von selbst zutraut. Vom Geraschel unzähliger Worte und weiterwuchernder Kommentare sind die Tatsächlichkeiten übertäubt worden. Nicht zum wenigsten die Tatsache, daß das wirkliche verantwortliche Handeln des Kaisers, seit er allein entscheidet, in nichts die Böswilligkeiten gegen ihn rechtfertigt, und daß wir durch die Gesamtwirkung seiner monarchischen Person, vollends nach auswärts, wo man die uns fehlende Distanz hat und Deutschland hinter ihm stehen sieht, ein beträchtliches Stück in der Welt vorangekommen sind.

Es gibt ein Wort, um das ewige Gehöhne mit einem verlogenen sentimentalen Schimmer zu umkleiden: man müsse lachen, um nicht zu weinen. Das Wort ist aus französischen Dekadenzstimmungen entlehnt; zu uns paßt es, trotz aller hier in Auswahl besprochener Symptome, noch lange nicht. Es ist mancherlei Schädliches eingesickert und eingetröpfelt in die Fundamente der Monarchie — die bei uns aus realpolitischen, historischen und volkspsychologischen Gründen auch die nationale Hoffnung tragen, — aber so ohne weiteres weichen sie noch davon nicht auf. Diese Einflüsse sind auch noch wieder herauszuspülen, es müssen nur alle, die es angeht, den gesunden Willen dazu haben. Wir müssen unbedingt aus der eingerissenen und geduldeten schlechten Manier wieder heraus, die monarchische Haltung der Deutschen muß wieder bestimmt werden durch Selbstbesinnung und Mannestum, größere Selbstachtung und auch freiere Mutigkeit. Die inneren Probleme hangen wie schwere Gewitter über uns. Aber wer je mit Nutzen ein Geschichtsbuch gelesen hat, der weiß, sie haben das immer getan; es haben immer beste und treueste Männer Deutschland skrofulös oder „totkrank" gesehen, und es ist doch wieder gesund geworden. „Zu bau'n, zu bilden, zu versöhnen" gilt es, wie einst Em. Geibel als der einzige Dichter seiner Tage, der noch an diese Mög-



lichkeit glaubte, dem Geiste des Hohnes und der Nichtverantwortung, der durch die Brandfackel entscheiden wollte, entgegenrief. Und Geibel, der von Anfang — wie posthum noch wieder — Verlachte und Unterdrückte, er und nicht das Junge Deutschland, hat geschichtlich recht behalten. Daß das „Bauen, Bilden, Versöhnen“ auch fernerhin den Sieg behalte, das gilt es; so schwierig es ist, so notwendig unerläßlich ist es auch. Und der hieran beteiligten Kräfte Vereinigung und Halt ist mehr denn je die Monarchie: eine solche, die in ungetrübter Freude der Hingabe, des Vertrauens und der Ermutigung als das hohe Sinnbild der Nation geachtet werden kann und die den Werte schaffenden, arbeitenden Deutschen aller Schichten unentfremdet ist, oder ihnen noch wieder gewonnen wird. Das ist notwendig. Und hoffnungslos ist es auch nicht, die lebendigen großen Fragen fressen sich schließlich immer durch die „prinzipiellen“ Verneinungen hindurch, wenn auch nicht ins Schlaraffenland, so doch zur Gesundung.



Heimkehr · Von Grete Massé

Noch spüre ich den Druck der lieben Hände
Und eurer guten Augen warmen Schein,
Doch nur ein Schritt noch, bis ich ab mich wende
Und in das Dunkel muß ich ganz allein.

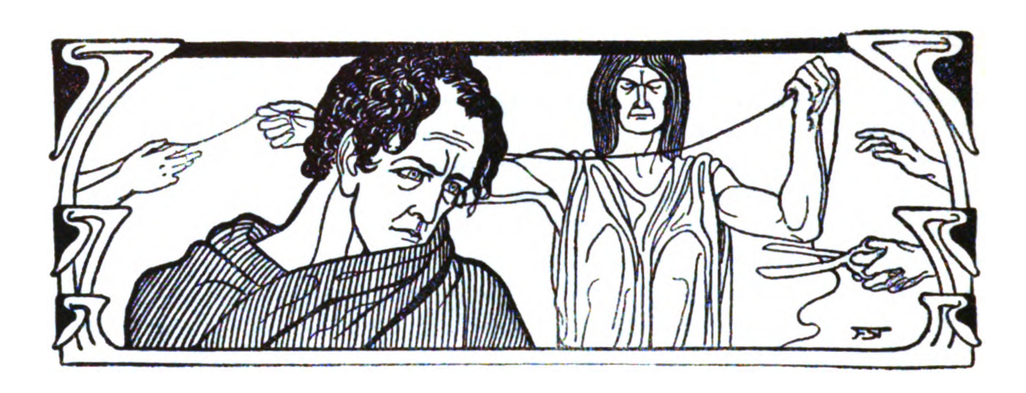
Zürnt nicht, Geliebte, daß ich lächelnd scheide.
Jetzt, da ich lasse allen Erdenglanz
Und heimwärts geh' im schlichten Pilgerkleide,
Sag ich's: Ach, euer war ich niemals ganz!

Mein Blut hat nie im Lichte eurer Sonnen
Hellrot geflammt und niemals jauchzend trug
Zum Quell der Freude, zu den glühenden Bronnen
Des heißen Lebensrausches ich den Krug.

Es war mein Fuß zu schwer für euren Reigen,
Mein Herz schied freiheitsdurstig sich von Herd
Und Heim. Der großen Nacht, dem großen Schweigen
War meiner Seele Sehnsucht zugekehrt.

Nun geh' ich heim und schüttle von den Füßen
Den bunten Staub. Zu mir herauf schon schwirrt
Der ewigen Heimat Ruf und treues Grüßen:
„Nimm auf dein Kind, das sich so weit verirrt!“





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Erster Teil: Junker Rochus

(Fortsetzung)

Neuntes Kapitel: Wie aus Junker Rochus in Rom Pater Paulus ward

Rom, im Kloster des heil. Augustinus auf dem Aventin, am 15. Mai 18...

Unter verschiedenen Dingen, die mein persönliches Eigentum sind, sandte mir mein Vater aus Schloß Enna auch dieses Buch, das Geschenk meiner seligen Mutter.

Heute, an meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, öffne ich es wieder. Seit acht Jahren zum erstenmal —

Als ich vor acht Jahren zu Ostern mit der Tiroler Pilgerschar nach Rom ging, nahm ich das Buch nicht mit mir. War ich doch des festen Glaubens: ich würde rechtzeitig zurück sein, um auf der Plose den Hahn balzen zu hören.

Weshalb hätte ich also das Heft mitführen sollen auf der Wallfahrt zu dem Grabe des Apostelfürsten? Aufzuschreiben hätte ich — so glaubte ich damals — ja doch nichts darüber.

Denn was galt mir Rom?

Aber ich bin nach Schloß Enna nicht zurückgekehrt; ich habe mein schönes Heimatland Tirol nicht wiedergesehen. Den wilden Eisack hörte ich seither nicht mehr rauschen. Mein Falbe trägt keinen Junker Rochus mehr über die Fluren des Brixener Tals, die grünen Hänge nach Vahrn hinauf. Meine Rüden kennen den Herrn nicht mehr, wenn sie noch am Leben sein sollten, was ich nicht weiß, wonach ich nicht frage.

Ich bin in Rom geblieben.

Geistlich bin ich in Rom geworden.

Meiner toten Mutter zuliebe.

Damit sie aus den Qualen des Fegefeuers erlöst werde.

Weshalb sie die Wallfahrt zum blutenden Herzen der süßen Gottesmutter getan; weshalb sie in dem kleinen Dolomitenheiligtum die Kerze angezündet;

weshalb sie in dem Schneesturm der grausen Herbstnacht ihr Leben gelassen hat — ich habe es für sie zu Rom erfüllt.

Damit ich den heißen Wunsch ihres Mutterherzens erfüllen konnte, mußte sie sterben, mußte ich meiner toten Mutter zuliebe nach Rom wallfahrten, mußte in Rom das Große an mir sich vollziehen:

Die Erkenntnis meiner Sohnespflicht.

Da mir mein Vater zu meinem Geburtstag, der zugleich der Tag meiner Priesterweihe ist, dieses Buch gewissermaßen als kostbares Vermächtnis meiner verstorbenen Mutter sandte, so will ich in dem Buche weiterschreiben.

Ich werde fortan größere Dinge zu berichten haben als die Leiden und Freuden eines wilden Junkers und unverständigen Knaben.

* * *

Obgleich alles weit hinter mir liegt; obgleich alles von mir längst abgetan ward und ich ein anderer, ganz neuer Mensch geworden bin: ein stärkerer, seines Ziels sich bewußter Mensch, so empfinde ich doch den Gegensatz zwischen damals und heute. Ich empfinde ihn mit stiller Verwunderung, mit einer Art dumpfen Staunens. Es ist Staunen darüber, daß es mit mir so hat kommen können. Bisweilen habe ich Stunden, in denen es mich packt — nicht Schmerz, Trauer und Reue; wohl aber Zorn, Ingrimm, Wut. Dann kämpfe ich mit meinem früheren Selbst wie mit einem Todfeind. Als stünde ich hoch droben auf dem Gipfel des Schlern am Rand des Abgrunds, so kämpfe ich mit meinem Ich von damals. Ich halte es umklammert, versuche es niederzuwerfen, versuche es in die bodenlose Tiefe zu schleudern . . .

Bisweilen droht mein Ich von heute von dem anderen bezwungen zu werden. Bisweilen fühle ich mich ermatten, unterliegen. Alsdann werde ich wie rasend. Einen Aufschrei erstickend, bohre ich die Zähne in mein eigenes Fleisch. Aber immer wieder gelingt es mir, über meinen früheren Menschen zu siegen, diesen gewaltsam niederzuzwingen. An dem Abgrund, in den hinab ich mein vergangenes Selbst warf, stehe ich alsdann wie an einem offenen Grabe und triumphiere über meinen eigenen Untergang.

Wenn andere junge Geistliche, die der Welt entsagen müssen, derartige Kämpfe zu bestehen haben, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den gewaltigen Hilfsmitteln der Kirche: zu Gebet und Fasten, zu Bußgürtel und Geißelstrang.

Solche Sünder vor dem Herrn haben es leicht.

Ich mache es mir schwer. Nur durch mich selbst darf ich mir Hilfe verschaffen gegen mich selbst.

Und so kämpfe ich denn.

* * *

Jeden Tag meines Lebens empfinde ich den Unterschied von damals und heute. Meine Tage haben viele Stunden, da ein Kleriker auch zur Nachtzeit dem Herrn dienen, wachen und beten muß. Und jede wache Stunde fühle ich mich vergehen vor Heimweh und Sehnsucht. Jede Stunde muß ich kämpfen.

Anders ist es geworden.

Ich brauche vom Schreiben nur aufzublicken, um zu sehen, wie anders es ward.



Anstatt meines hohen, freien Turmgemachs auf Schloß Enna eine Klosterzelle; anstatt des fröhlichen Durcheinanders von Dingen, die ein reitender, vogelstellender, jagender Junker braucht, die spärlichen Gerätschaften eines Geistlichen.

Auch zu Hause, auf Schloß Enna, lernte ich beten und Kniee beugen. Was jedoch damals fromme Gewohnheit war, wurde nun Lebensberuf.

Wenn ich weiter Umschau halte; wenn ich zwischen den kahlen Mauern, deren einziger Schmuck ein großes, schwarzes Kruzifix ist, mich selber erblicke in dem feierlichen Gewande Sankt Augustins; wenn ich mein Haupt befühle — fort ist das dichte Lockengewirr! Mit aszetischer Kunst ist mein Haar säuberlich zu einem Kranz geschoren, welcher ein kleines kahles Rund umschließt: die Tonsur.

Mein Haupt eine Tonsur! Und mein Haupt ist noch immer so jung . . .

Oft in den Stunden grimmigen Kämpfens und Leidens fasse ich mit beiden Händen nach meinem noch immer so jungen Haupte, als müßte ich etwas herabreißen, das mich blutiger drückt als eine Dornenkrone, das auf mir zermalmender lastet als ein Felsenstück.

Und es ist doch nur eine kleine, kahle Stelle auf meinem noch immer so jungen Haupt!

* * *

Ich habe eine sonderbare Gewohnheit angenommen. Jedem jungen Kleriker spähe ich ins Gesicht, darin nach der Veränderung suchend, die mit dem jungen Antlitz sich allmählich vollzieht, auf jede Veränderung wartend, jede Veränderung belauernd.

Denn unweigerlich verändern sich die Züge des werdenden Gottesmannes — unerbittlich.

Bereits im Kloster Neustift und in der Bischofsstadt Brixen begann ich auf die Wandlung der Züge eines jungen Geistlichen zu achten. Sie kam allmählich, kaum merklich; aber — sie kam. Ich sah junge Gesichter, auf denen das Leben seinen Sang von Glauben, von Hoffnung und Lebensfreude gedichtet, unter meinen erschrockenen Knabenaugen sich verändern; sah die Inschrift glückseliger Jugend allmählich, kaum merklich, blaß und immer blasser werden; sah sie schwinden, verlöschen. Lachende, in Jugendkraft und Jugendlust leuchtende Angesichter wurden bleich unter den brechenden Augen des gekreuzigten Heilands, wurden traurig und trostlos, bekamen einen Zug von Aszese, der sie verzerrte, entstellte — unweigerlich, unerbittlich.

Nicht die Tonsur ist das Mal, welches uns zeichnet, sondern es ist jener mystische Zug in unseren lebendigen Menschengesichtern. Er stempelt uns zu Gottesdienern, welche die Welt, die sie verachten sollen, zu beherrschen streben.

Ob auch in meinem Antlitz die Veränderung bereits begann?

In dem kleinen Spiegelscherben, den ich besitze, spähe ich in mein Gesicht. Ich warte, lauere darauf, daß die Veränderung auch auf meinem Gesicht sich zeige — unweigerlich, unerbittlich. Mir scheint, als dauere es bei mir länger als bei anderen; als vollzöge sich bei mir die Wandlung langsamer und weniger merklich.

Es scheint mir, als wäre in meinem Gesicht immer noch etwas, das der Erde angehört, das Leben vom Leben ist. Immer noch trage ich mein Haupt hoch.

Mein Blick ist noch immer undemütig; mein Gang noch immer zu aufrecht und zu wenig priesterlich.

Wenn ich beten will, murmeln meine Lippen oft Worte, die den Himmel nicht anrufen; wenn ich meine Hand nach Rosenkranz und Brevier ausstrecke, macht sie oft eine Bewegung, als ob sie nach etwas anderem, ganz anderem greifen wollte.

Wenn ich in meiner Zelle — wie ist sie doch so eng! — an das Fenster trete, so ist das Bild vor mir nicht weniger verschieden von dem meiner Heimat, als mein geschlechtsloses, feierliches Mönchsgewand von meinem junkerlichen Jagdkleid verschieden ist. Ist es denn nur möglich, daß dort oben, am Fuß der Alpen, der junge wilde Eisack immer noch an Schloß Enna vorüberrauscht; daß in Tirol Plose und Schlern immer noch gegen den Himmel aufragen; daß im Schaldererbach die Forellen immer noch hin und her schießen und auf den Alpenwiesen der Auerhahn balzt?

Ist es denn nur möglich, daß in dem grünen, grünen Vahrn auf dem Platterhof —

Aber diesen Namen schreibe ich nicht.

* * *

Was erblicke ich von dem Fenster meiner Zelle aus durch das dicke Eisengitter, welches mich von der Welt scheidet, als wäre ich, der ich der Freieste der Freien war, ein Gefangener?

Ich sehe Kirchen und Klöster auf dem Berge Aventin; ich sehe antike Ruinen. Immer wieder Ruinen! Zwischen Kirchen und Klöstern und Ruinen trauern Einsamkeit, Verlassenheit, Wildnis.

Die Paläste, die Basiliken, die Landhäuser und Prachtbauten der Heiden sanken zu Schutt, wurden Trümmer; die Kirchen und Klöster erhoben sich. Ihrer wurden mehr und mehr und mehr. Aus den schwarzen Gründen der Erde, aus dem großen Reiche des Todes stiegen sie empor.

Ringsum: unter dem ganzen Berg Aventin, unter allen angrenzenden Gebieten der Campagna ziehen sich die Katakomben der ersten Christen hin.

Von unserer Klosterkirche aus führt ein schmaler Gang in die Tiefe. Wenn der alte Rochus in mir wieder aufleben will, so gehe ich, zünde eine Wachskerze an, öffne die schmale Pforte, steige hinunter — tiefer, immer tiefer.

Nichts als Gräber! Zu beiden Seiten des schmalen Ganges in der braunen Tufferde lauter Begrabene: Grab neben Grab. Die Gänge sind endlos. Sie kreuzen sich, verwirren sich. Drei Totenreiche liegen übereinander, und jedes hat die Ausdehnung von Meilen. Ich wandere, wandere, wandere. Tote christliche Bischöfe; tote christliche Märtyrer! Mein Wachslicht brennt trübe in der dicken Luft. Es flackert. Sein zuckender Schein fällt auf alle die Zeichen des frühesten Christentums, fällt auf Inschriften und Namen. Oft droht der schwache Schimmer zu verlöschen. Wenn ich meine Kerze einmal ausgehen ließe, wenn ich das Zündlicht fortwürfe ... Oder wenn ich in dem schauervollen Labyrinth mich verlöre ... Ich würde im Dunkeln wandern und wandern, irren und irren, unter all den Legionen von Toten, bis ich zu Tode ermattet hinsänke. Dann würde ich einen Namen rufen. Ich würde diesen Namen so lange rufen,

als meine Stimme noch einen Laut hat. Mit sterbender Stimme würde ich immer nur den einen Namen rufen. Es ist nicht dein geheiligter Name, du mein Heiland und Herr; nicht der deine, o süße Gottesgebärerin. Es ist auch nicht der Name meiner lieben Mutter, derentwillen ich wurde, was ich bin. Der Name ist es, den auszusprechen für mich Todsünde wäre; denn ich würde ihn nur rufen können mit lautem Jauchzen und lautem Jammer, mit inbrünstiger Liebe und inbrünstiger Leidenschaft. Nein! Nur als Sterbender darf ich deinen Namen nennen, du Geliebte meiner glückseligen Jugendzeit.

Aber wie konnte es nur geschehen, daß ich von meiner österlichen Pilgerfahrt vor Jahren und Jahren nicht zurückkehrte nach Schloß Enna, ins Brixener Tal und nach dem Platterhof in den grünen Bahrn? Wie konnte es selbst meiner toten Mutter zuliebe kommen, wie es gekommen ist?

* * *

Also vor acht Jahren zur heiligen Osterzeit bin ich mit vielen Landsleuten aus dem Brixener Tal nach Rom gewallfahrtet meiner toten Mutter zuliebe. Wohl sämtliche Pilger waren viel frommere Christen und daher bessere Menschen als meines Vaters jüngster Sohn. Wohl viele gingen nach Rom, ohne gleich beim Fortziehen sehnsuchtsvoll einer baldigen Rückkehr zu gedenken und alle trieb ein heißer Wunsch vorwärts, der Stadt des Apostelfürsten zu. Der eine mochte schwere Schuld zu sühnen haben, der andere wollte im Petri-Dom ein Gelübde leisten. Aber jeder trachtete danach, sein beladenes Herz in Rom mit dem Hauche des Himmlischen zu erfüllen und seine Seele von der Gottheit emporziehen zu lassen. Ich allein kam als rechtes Kind der Welt, welches ich auch für alle Zeit zu bleiben gedachte.

Nach frommer Pilgerweise wurde laut gebetet und psalmiert. Ich tat, wie alle taten; mein Herz wußte jedoch wenig davon. Es schlug zu jung und zu heiß in der Brust, und meine Augen hatten zuviel zu schauen und zu bestaunen; denn — wie groß war die Welt, an Herrlichkeiten reich. Vollends war sie das, als wir weiter vordrangen in das glückselige Italien hinein. Da erschien mir die Erde als ein einziger mit Blumen geschmückter, von Klängen durchrauschter, unendlicher Festsaal, und die Menschen nur geschaffen, um sich in heller Lust des Lebens zu freuen. Immerfort zu jubeln und zu jubilieren däuchte mich daher christlicher als fromme Hymnen abzusingen. Schön war für mich auch die Vorstellung, daß mein liebes Heimatland Tirol mit seinen stolzen Alpen, seinen grünen Wäldern und blumigen Fluren gleich einem bekränzten, gewaltigen Wächter vor dem Felsentore stand, durch das es in das Sonnenland führte, Einlaß gewährend oder verweigernd. Das lombardische Gartenland durchziehend, schaute ich häufig rückwärts, wo die Alpen als mächtige Mauer aufstiegen; und ich grüßte hinüber, wo Heimat und Elternhaus lagen, mit allem, was ich besaß und liebte. Jetzt ist meine Heimat die Welt, mein Elternhaus die Kirche Christi; und meine Liebe darf allein dem angehören, was nicht von dieser Erde ist . . .

Gleich bei meinem Eintritt in Italien fiel mir eines auf: waren die Ortschaften, durch die wir zogen, auch noch so armselig, so war doch das Haus des Herrn ein hochragender Palast. Das Machtvolle, Triumphierende, Herrschende

der Kirche stand für mich, der ich eine Herrn-Seele in mir trug, an dem Himmel Italiens gleich einem leuchtenden Zeichen; es schien geradewegs nach Rom zu führen, wo der demütige Vertreter Christi als weltlicher Machthaber thronte.

Wir langten an.

Kaum angelangt, ergriff es meine Seele wie ein Rausch, wie ein Taumel. „Ich bin die Herrscherin, die Königin, die Majestät auf Erden" — predigten Roms Steine. „Ich mache meine armseligen Knechte zu Herren, meine demütigsten Diener zu Fürsten", rief es mir aus der Pracht der Basiliken und den Himmeln der Dome, dem goldenen Glanz der Altäre tausendstimmig mit Posaunentönen entgegen. Bischöfe und Prälaten schienen die Bürgerschaft von Rom, Priester und Mönche Roms Plebs zu sein. In schimmernden Prunkwagen durchfuhren die Kardinäle die Stadt. Als ich den Papst sah auf seinen Umzügen zu den sieben großen Pilgerkirchen, verstand ich plötzlich die Worte von der „triumphierenden" Kirche. Aber am gewaltigsten offenbarte sich mir die Macht und Herrlichkeit der Kirche, als ich das alte Rom durchwanderte: Forum und Kolosseum; als ich die Ruinen der untergegangenen Welt bestaunte, die das Christentum in Trümmer zerschlagen und zu Staub zermalmt hatte.

Gleich bei unserer Ankunft in Rom wurden wir Leute aus dem Eisack-Tale getrennt. Rom wimmelte von Pilgerscharen aus aller Herren Ländern, so daß es in den Herbergen, wie viele ihrer auch waren, keine Unterkunft gab und die Wallfahrer in Klöstern und bei einzelnen Geistlichen untergebracht werden mußten. Letzteres geschah auch mir, und war es mir wohl vom Himmel bestimmt, so daß ich mich dagegen nicht auflehnen durfte. Es Zufall zu schelten, käme daher einer Lästerung des höchsten Willens gleich: göttliche Fügung war es, Vorsehung.

Der Mann, dem ich als Gast zugeteilt wurde, und der Großes an mir vollbringen sollte, war ein deutscher Priester, hieß Sebastian Schwarz und wohnte, wie man mir sagte, jenseits vom Tiberfluß. Name und Wohnung standen auf einem Zettel verzeichnet. Diesen gab man mir und ließ mich sodann meinen Weg selbst suchen.

Ganz Junker Rochus, also ganz frohe, starke Jugend, stürzte ich mich in das Gewühl der Stadt Pius IX. Mir war zumute, als bade sich meine neunzehnjährige Seele in Hoffnung und Tatendrang, die nun einmal des Menschen Leben sind. Dabei hielt ich meine Augen weit offen. Das tat freilich not; denn Rom war kein kleines Tiroler Städtlein, und ich mußte von Rom alles schauen, um zu Hause davon erzählen zu können: in Schloß Enna und — und auf dem Platterhof!

In prachtvollen Karossen fuhren an mir die vornehmen Römerinnen vorüber. Sie waren sehr schön. Und schön waren viele Frauen und Töchter von Bürgern und sonst aus dem Volk, die mir zu Fuß begegneten. Die meisten hatten etwas überaus Stolzes, schritten einher, als ob sie Königinnen wären. Ich schaute allen keck ins Gesicht, weil ich sehen wollte, ob unter allen Eine wäre, so schön wie die Herrin vom Platterhof. Es war jedoch keine wie sie. Im Brixener Tal gibt es genug Welsche. Wir Tiroler mögen sie nicht leiden; aber wir nehmen sie zu Knechten, weil sie geringeren Lohn fordern als unser Volk, und weil sie nicht solche Fresser und Säufer sind. Den geringeren Lohn sparen sie mühselig zusammen; und

mancher sitzt jetzt als Herr auf dem Hofe, wo er einst gedient hat. Mein Vater sagte oft: Tirol würde noch einmal welsches Land, ohne daß es den Fremden einen Schwertstreich und eine Kugel zu kosten brauchte. Freilich sind wir Söhne vom Kaiserland Österreich jetzt die Herren der Meereskönigin Venetia und des schönen Trento. Also wird mein kluger Vater wohl falsch prophezeit haben.

Durch die vielen Welschen in Tirol — auf Schloß Enna wird keiner geduldet — wußte ich schon als Kind einiges von ihrer Sprache, so daß ich mich jetzt in Rom ganz gut durchfragen konnte. Man sagte mir, ich sollte dorthingehen, wohin das größte Gewühl drängte, sei es von Fußgängern oder von Wagen. Der Menschenstrom würde mich zuerst nach dem Flusse führen, alsdann über den Fluß und weiter bis zum Petersplatz und dem Vatikan. Ganz nahe von beiden Orten würde ich den Mann finden, den ich suchte. Jedes Kind könnte mich von dort zu ihm weisen. Wie mir geraten war, so tat ich, trieb wohlgemut mit den lebendigen Fluten meinem Schicksal entgegen, schaute voll frohen Staunens zugleich auf Menschen und Dinge, bei jedem denkend: „Was würde Judith dazu sagen? Wäre doch Judith hier! Du mußt wiederkommen — mit Judith!"

Nun habe ich doch den Namen ausgesprochen . . . Da mein Herz an jedem Tage, zu jeder Stunde ihn ruft, ihn aufschreit, so mag er auch auf diesem Papier, in diesem Hefte meiner schmerzensreichen Mutter gerufen werden — aufgeschrien. Ich habe den Namen in meinem Herzen so heilig gemacht, daß ich ihn im Gebet an die allerheiligste Jungfrau nennen und mich dabei reinen Herzens fühlen könnte . . .

* * *

Judith vom Platterhof beständig in meiner Seele und an meiner Seite fühlend, durchschritt ich Rom. Ich kam an den Tiberstrom, von dem ich schon als Knabe vernommen hatte, als ich in der Klosterschule zu Neustift den Livius las. Der Fluß der alten Römer hätte mir Ehrfurcht einflößen sollen, all der großen Taten und Ereignisse wegen, die sich an seinen Ufern zugetragen hatten; aber — mein grüner, wilder Eisack ist tausendmal schöner als dieses gelbe, lehmige Wasser. Das nämliche meint auch Judith. Deutlich höre ich sie sagen: sie fände den Tiber abscheulich . . .

Sieh doch, Judith! Der gewaltige, runde Turm dort ist kein Turm und keine Festung, sondern ein Grab, ein Kaisergrab, Judith! Nicht wahr — das ist stolz? Und du und ich wir lieben alles, was stolz ist. Ich liebe dich, Judith, die du eine Königsseele hast; und du liebst mich, Judith, der ich meine stolze Seele einzig vor Gott beuge, meiner toten Mutter zuliebe. Du freilich würdest dein Gemüt nicht vor dem Herrn demütigen können, Menschen zuliebe! Ich kenne dich!

Was habe ich geschrieben? Daß ich dich liebe . . . Wie durfte ich das schreiben in meinem Mönchsgewande? Dich zu lieben, ist Todsünde. Auch wollte ich schreiben: „I c h h a b e d i c h g e l i e b t!" Und du — ich weiß es — d u v e r a c h t e s t m i c h! Du verachtest mich, weil ich dich nicht mehr lieben darf, weil ich mich mit Leib und Seele dem Herrn ergab, weil ich dieses heilige Gewand anzog. Nicht einmal weshalb ich es tat, kann deine Verachtung mildern.

Ich kenne dich, Judith, ach Judith!

* * *

Dann sah ich den Petersdom und das Haus des heiligen Vaters ... Hadrian war ein großer Kaiser. Sein Grab am Tiber ist wie ein Felsenberg. Aber der Apostel Petrus, der zu Rom gekreuzigt ward, hat ein Grab, zweimal gewaltiger als die Imperatorengruft am Tiberstrand. Armselig erscheint das herrliche Heidentum neben dem, was von Nazareth aus über die Welt kam; denn der Vatikan ist ein Herrscherschloß, wie es auf Erden kein zweites gibt.

„Herrschen, herrschen, herrschen!"

Schon damals, als ich das erste Mal auf den Petersplatz trat, fühlte ich die Herrschermacht der katholischen Kirche als eine Macht von oben herab; und ist mir jetzt oft zu Sinn, als ob ich nicht meiner toten Mutter zuliebe Geistlicher geworden wäre, sondern, weil meine Herrschernatur ... Aber das läßt sich nicht ausdenken. Es würde auch eine zehnfach ärgere Sünde wider den heiligen Geist sein, als meine Liebe zu einem jungen, schönen und stolzen Weibe, welches meiner voller Verachtung gedenkt. Denn, Judith — mich vergessen kannst du nicht ...

Man hatte mir gesagt, jedes Kind könnte mich zu dem hochwürdigen Herrn Sebastian Schwarz weisen. Es mußte also ein in ganz Rom bekannter und angesehener Mann sein. Ein solcher schien mir für den Junker Rochus auf Schloß Enna in Rom gerade der richtige Wirt. Um zu seiner Wohnung zu gelangen, mußte ich über den Petersplatz gehen und linker Hand durch den gewaltigen Säulengang. Gleich goldbraunen Felswänden stiegen die Mauern der Kirche neben mir auf, zu einer Höhe, daß ich meinen Kopf in den Nacken werfen mußte, um emporzuschauen. Dann erst merkte ich, wie seltsam das war: aus dem Gewühle und Getöse war ich plötzlich in tiefe Einsamkeit und Stille geraten. Rechts das St. Petergemäuer, links kleine Kirchen und Häuser und ansteigende Gärten und große Waldungen von Pfirsichbäumen. Diese standen gerade in voller Blüte, so daß rosige Haine in den Himmel aufstiegen, der so blau und strahlend war, wie ich zuvor nie etwas so Blaues und Strahlendes gesehen hatte. In den Gärten herrschte ein bunter Wirrwarr von Rosen, Schwertlilien und vielen anderen Blumen, die es bei uns erst zur Sommerszeit gibt. Heißer Sonnenschein brannte auf mich herab. Alles leuchtete, daß mich die Augen schmerzten. Die Straße, die ich schritt, und die kleinen Plätze vor den kleinen Kirchen und Häusern waren dicht mit Gras bewachsen, daß darauf eine Herde hätte weiden können; und in dem tiefen Schweigen tönte aus den Gärten das Summen der Insekten herüber. Es war Klosterstille und Klosterfrieden. Beides ist bisweilen gleich Grabesruhe.

Ich sah jedoch kein Kind, welches ich hätte fragen können, wo der hochwürdige Herr Sebastian Schwarz wohnte? Keine Seele sah ich um die heiße Mittagszeit in dieser verwunschenen Stadt. Alsdann fand ich den kleinen grasgrünen Platz, der auf meinem Zettel aufgeschrieben stand. Es befa d sich hier ein einziges Häuslein. Goldgelb angestrichen, lag es inmitten von bunten Blumen und rosigen Blütenbäumen, durch deren schimmernde Zweige schwarze Amseln schlüpften. Die lieben Vögel flöteten mir Willkommen entgegen.

So süß singen die Amseln im Schloßgarten von Enna. Aber bei uns singen sie erst im Mai.

Alle Fenster des kleinen Hauses standen weit offen, die Tür war geschlossen.

Ein eiserner Klopfer war daran befestigt, den ich kräftig bewegte. In einem der Fenster erschien die Gestalt eines geistlichen Herrn. Der Hochwürdige sah ganz anders aus, als ich mir vorgestellt hatte. Höchst unscheinbar, klein und schmal wie ein Schulknabe mit einem alten, verwelkten Gesicht. Ich hielt meinen Zettel zu ihm in die Höhe, nahm meinen Tiroler Hut ab und rief hinauf: ich hieße Rochus von Enna, käme aus dem Eisack-Tale und sollte bei ihm wohnen. —

„Warten Sie, die Christiane wird Ihnen gleich öffnen."

Damit verschwand der hochwürdige Herr Sebastian Schwarz von dem Fenster, und ich wartete in dem heißen Mittagsschweigen auf die Christiane. Mir gegenüber die Felsenwand der Peterskirche im Sonnenschein wie ein goldener Berg strahlend; vor mir das kleine gelbe Haus; gegenüber blühende Pfirsiche, rote und weiße Rosen und blaue Schwertlilien.

Plötzlich begann hoch in Lüften ein Hallen, ein Klingen, ein Brausen von metallenen Tönen, als ob sämtliche Kirchenglocken der Christenheit in e i n e gewaltige Schallwoge zusammenflössen, die von St. Peter her als eine Sturmflut von Klängen sich ergoß. Die Gewalt der feierlichen Töne hätte mich fast zu Boden gezogen, nieder auf meine Kniee, wo ich damals doch noch der lustige Junker war.

In diesem Augenblick wurde die Tür des kleinen gelben Hauses aufgetan. Eine alte Frau mit blassem, feinem Gesicht öffnete mir, sah mich aus hellen, sanften Augen forschend an, nickte mir darauf liebreich zu und sagte mit einer zarten Stimme:

„Sei benvenuto, figlio mio!"

Die Frau, die mich so mütterlich grüßte, glich meiner toten Mutter . . .

Als ich über die Schwelle in das stille Haus schritt, überlief es mich. Es war das Schicksal, welches meine Seele anhauchte, diese Jünglingsseele, die mit allen Fasern an Gottes schöner Erde und ihren Geschöpfen hing, daran angekettet war, gleichsam angeschmiedet, und die von der Erde losgerissen und dem Himmel zugeführt werden sollte.

Losgerissen von dir, Judith, o Judith!

* * *

Ohne mich waren die Rompilger aus dem Eisack-Tal in die Heimat zurückgekehrt. Der hochwürdige Herr Sebastian hatte an meinen Vater geschrieben und den Herrn von Schloß Enna gebeten: „Er möge seinen jüngsten Sohn für eine kleine Weile bei ihm lassen — nur für eine kleine Weile! Rom und die katholisch-christliche Kirche wirkten mächtig auf seinen jüngsten Sohn! Es käme schier einem Wunder gleich. Binnen einer kleinen Weile würde es sich entscheiden, ob der Himmel mit seinem Sohne Großes vorhätte. Auf diese himmlische Entscheidung wollte man warten — bitten wollte man, daß sie erfolgte: zu seines Sohnes ewigem Heil und Gottes Ruhm."

Dem Schreiben des hochwürdigen Herrn Sebastian Schwarz an meinen Vater fügte ich ein Brieflein bei: „Auf der Plose möge der Auerhahn balzen, ohne daß Junker Rochus seinen Liebesgesang durch eine gut gezielte Kugel beende; mein Falbe möge auf den Eisackwiesen das junge Gras sich schmecken lassen, ohne daß sein Herr ihm den schlanken Rücken drücke; meine Rüden mögen den Weg nach Bahrn und zum Platterhof ohne mich finden und das Judithlein von mir grüßen:

ich bliebe noch für eine kurze Weile in Rom — nur noch für eine kurze Weile! Rom sei eine gar zu wundersame Stadt. Rom sei das Wundersamste auf Erden. Davon könne ich mich nicht so schnell trennen. In Rom verkünden selbst die Steine die Größe, die Herrlichkeit und Allmacht der Kirche. Fern von der lieben Heimat fühle ich in Rom die Grenzen der Welt zu eng, um sie zu meiner Heimat zu machen; getrennt von meinem guten Vater fühle ich meine tote Mutter leben in meinem Herzen; getrennt von meiner allerliebsten Judith fühle ich die süße Madonna mir zulächeln. Aber — im Sommer käme ich nach Schloß Enna zurück! Spätestens im Sommer, wenn auf dem Platterhofe die Stockrosen blühen, die Himbeeren reifen, die Kastanien dichten Schatten spenden. Dann wird meines Falben gute Futterzeit aus sein; dann können meine Rüden unter freudigem Geheul zu dem Reiter aufspringen; dann ziehe ich mit Judith auf die Almen zum Besuch ihrer Herden; dann willkommen Heimat, willkommen Land Tirol!

Du einziges, du wundersames Rom, wenn ich zu dir wiederkehre, bringe ich Judith mit und Judith ist mein! Dann ziehen zwei Glückliche ein in die ewige Stadt, um den Petersdom zu grüßen. Einstweilen grüße ich das Judithlein und dieses soll mich wieder grüßen lassen“ . . .

So schrieb ich aus Rom und dem Hause des hochwürdigen Herrn Sebastian Schwarz an meinen Vater. Dieser schrieb zurück: „Er gäbe mir bis zum Sommer Urlaub. Aber dann bedürfe er meiner; denn seit dem Tode meiner Mutter sei es einsam geworden auf Schloß Enna“ . . . Vom Judithlein kein Wort. Nicht ein einziges Wort, geschweige denn einen Gruß . . .

Der Abend ging zu Ende. Im weiten, wilden Lande, welches rings um die Tore Roms sich erstreckt, weinte ich in tiefer Einsamkeit bittere Tränen, weil das Judithlein mich nicht hatte grüßen lassen.

* * *

In der Osterwoche war ich vor lauter Schauen und Staunen gar nicht zu mir selbst gekommen. Schauer der Ehrfurcht hatten mich ergriffen. Gibt es etwas Unfaßlicheres, Größeres, Höheres; etwas Mystischeres, Heiligeres als Ostern in Rom! Es versetzte mich in einen Zustand, als hätte ich einen Zaubertrunk geschlürft.

Den Papst hatte ich das erste Mal auf seinem Zuge nach den sieben heiligen Kirchen gesehen. Ein Heer von Kardinälen und Bischöfen hatte ihn begleitet, und eine wahre Völkerschaft von Prälaten, Diakonen und Geistlichen aller Kongregationen befand sich in seinem Gefolge. Wohin er kam, sank die Menge auf die Kniee wie gewaltsam niedergezogen. Er spendete seinen apostolischen Segen und erschien mir in Wahrheit als ein Gottgesalbter und Stellvertreter Christi auf Erden. Auch das ergriff mich mächtig, daß er in Gold gehüllt dahinwandelte, daß sein Gewand strahlte von Perlen und Edelsteinen, daß sein Haupt die dreifache Krone trug und daß *sein* war die irdische Macht und Herrlichkeit . . .

Aber erst, als die Wunder der heiligen Osterzeit an meiner Seele vorübergerauscht waren; als meine Landsleute ohne mich Rom verlassen hatten; als ich in dem kleinen, gelben, von einer Blumenwildnis umblühten Hause gegenüber den Mauernmassen von St. Peter allein zurückgeblieben war — dann erst sollte

die tiefste Erschütterung über mich kommen. Demütig und armselig war mir, dem menschenunkundigen und weltfremden Knaben, der hochwürdige Herr Sebastian Schwarz zuerst erschienen. In meinem Jugendübermut und meiner Jünglingskraft hatte ich mich zuerst über ihn erhaben gedünkt, auf die schmächtige, verkümmerte Gestalt mit dem Mitleid des Starken herabblickend. Dabei besaß er solche leise, fast frauenhafte Art, die mich heimlich lächeln machte. Ich merkte wohl, daß er mich beständig beobachtete, um zu ergründen, wes Geistes Kind er unter seinem frommen Dache beherberge; und ich dachte:

„Beobachte du nur, sieh mich nur an! So bin ich! Ich bin der wilde Junker Rochus, der das Judithlein vom Platterhof lieb hat; und das mehr als sein Leben. Ich habe vor dir nichts zu verheimlichen und zu verbergen. Und wie ich bin, so bleibe ich. Basta!“

Mit leiser, feiner Stimme sprach er zu mir. Er ließ sich von mir erzählen: von meiner Heimat, meinen Eltern, vom grünen Vahrn. Jawohl — auch von dem Platterhof und dem Judithlein! Zuerst wollte ich ihm nichts sagen, zuletzt sagte ich ihm alles. Ich wollte nicht und mußte doch. Wenn er mit seiner leisen, feinen Stimme nach diesem und jenem fragte und mich dabei mit seinen sanften, stillen Blicken ansah, so mußte ich.

Jetzt weiß ich, daß dieser demütige und armselige Priester eine Gewalt über die Herzen der Menschen besitzt, die wie ein Zauber wirkt; ich weiß, daß er die Herzen der Menschen sich unterwirft, daß er eine große, heiße Seele, eine Herrschernatur hat, wie ich sie in meinem tiefsten Innern fühle.

Der demütige, armselige Priester stand vor mir als neuer Mensch. Sein Gesicht blieb blaß und unbeweglich; aber aus seinen Augen brach eine Glut, als wäre in seiner Seele ein heiliges Feuer entzündet worden. Aus seiner flammenden Seele schlug die Lohe über in die meine. Und er sagte mir:

Es wäre meiner Mutter sehnlichster Wunsch gewesen, daß ihr jüngster Sohn Geistlicher werde. Damit der Himmel ihren sehnlichsten Wunsch erfüllte, hätte sie die Wallfahrt zu dem blutenden Herzen der Mutter Gottes in dem hohen Dolomiten-Tale gemacht. Dabei wäre sie zugrunde gegangen. Ohne letztes Sakrament, ohne ein letztes Vergeben ihrer Sünden, wäre sie eines jähen Todes gestorben. Meiner verstorbenen Mutter Seele brannte im Fegfeuer und — sie brannte meinetwillen! Alle Messen, die wir für ihre Seele hatten lesen lassen. löschten die Flammen nicht, die ihre Seele verzehrten . . .

Meiner toten Mutter zuliebe war ich nach Rom gewallfahrtet. Das war jedoch nicht genug. Auch ihres Sohnes Rom-Wallfahrt löschte die Flammen nicht.

Mit fanatischer Glut in seinen Augen, schilderte mir der Priester, was meine Mutter litt. Er schilderte mir ihre Flammenqualen so lange und so gräßlich, bis ich vor Entsetzen laut aufschrie, vor Jammer besinnungslos niedersank. So tat er an meiner armen, jungen Seele Tag für Tag, wochenlang.

* * *

Was konnte meiner Mutter Qual lindern? Was die Flammen löschen? Eines, nur ein Einziges!

Ihr Sohn mußte ihren heißen Wunsch erfüllen; ihr Sohn mußte das tun, um was sie für ihn die schmerzensreiche Gottesmutter in dem Dolomiten-Heiligtume anflehen wollte. Deßhalb mußte ich leben — geistlich mußte ich werden!

Wiederum schrie ich gräßlich auf; wiederum sank ich zerschmettert hin. Aber Tag für Tag wurde mir das nämliche mit furchtbarer Gewalt gepredigt, mit Flammenschrift mir in die Seele gebohrt — wochenlang, Tag für Tag!

Ich wollte nicht, konnte nicht!

Also wollte ich meiner Mutter Seele Flammenqualen erdulden lassen? Flammenqualen bis in alle Ewigkeit!

Wie ich litt! Judith, Judith, wie ich litt! Meine Qualen mußten zu dir hinüberdringen mit einem Schmerzensschrei, einem Sterbelaut.

* * *

Als ich vor Qual nicht mehr ich selbst war, da — was geschah da mit mir? . . . Da wurde mir mit Engelszungen verkündet, welche Wonnen meiner Mutter harrten, wenn ihr Sohn ihren sehnlichsten Wunsch erfüllte. Es waren Paradieseswonnen für meine Mutter, ihr geschenkt durch ihren Sohn!

Um sie für meine Mutter zu erlangen, mußte ich Höllenpein erdulden, mußte ich auf Tod und Leben kämpfen: mit meiner Jugend, meiner Kraft, meinen Hoffnungen; kämpfen mußte ich mit meinem Daseinsdrang, meinem Lebenstrieb, meinem Glücksbedürfnis, meinem Hunger nach Liebe, Leben . . . Jahrelange Qual, jahrelanger Kampf standen mir bevor, wenn ich meiner Mutter Seele aus den Martern des Fegefeuers fort und den Wonnen des Paradieses zuführte . . . Er ersparte mir nichts, verschonte mich mit nichts, war grausam, ganz mitleidslos.

Denn er nannte auch deinen Namen, Judith, o Judith, für die ich dies alles aufschreibe — da ich es dir nicht sagen kann. Seit langem weiß ich nämlich: nur für dich schreibe ich in diesem Hefte meiner jetzt seligen Mutter, einzig und allein für dich, Geliebte!

Meiner „seligen" Mutter . . . Denn — Judith, o Judith! — meine Mutter wurde durch mich von ihren Qualen erlöst; meiner Mutter Seele ist durch ihres Sohnes Liebe aus den Flammen des Fegefeuers hervor in die himmlische Seligkeit eingegangen! . . . Ich erfüllte ihren sehnlichsten Wunsch; ich tat, um was sie die Madonna anflehen wollte: ich blieb in Rom, wurde in Rom Geistlicher.

* * *

Sein letztes Mittel, wodurch er mich völlig bezwang, war das eines Dämons. Er hatte in meiner Seele gelesen, in ihrem tiefsten, verborgensten, dunkelsten Wesen.

Denn, nachdem er den Kampf und die Qual, die mir bevorstand, eindringlich geschildert hatte, malte er mir den Sieg, der diesen Kämpfen, die Wonnen, die diesen Qualen folgen würden:

Ein demütiger, armseliger Priester würde ich sein und — herrschen würde ich: herrschen über die Seelen der Menschen!

Ein Herrscherdasein, ein königliches Dasein war es, das er mir beredten Mundes verkündete. War er doch selbst ein demütiger, armseliger Priester, zugleich aber ein Herrscher, ein „Königsmensch!"

Ich war der Sohn des Grafen von Enna, ein Sproß aus uraltem, edlem Geschlecht. Wohl! Söhne von Tagelöhnern und Bauern waren Priester, wurden Bischöfe, Kardinäle . . . Das war von allen Wundern der katholischen Kirche das größte: eines Fischers Sohn konnte Stellvertreter Christi auf Erden werden.

Wie ein Dämon packte es meine ehrgeizige, herrschsüchtige Seele.

* * *

Das Große, das Ungeheure, was des Priesters Werk an mir vollendete, begab sich folgendermaßen:

Eines Tags in aller Frühe war's. In aller Frühe, der großen Sonnenhitze willen, verließ der Papst Rom, um sein Landhaus im Albaner Gebirge zu beziehen. Gleich nach dem Abhalten des Hochamtes sollte dahin aufgebrochen werden.

Als Herr Sebastian Schwarz mit mir in den Vatikan ging, war es noch dämmerig. Wir nahmen die Straße, die zu den vatikanischen Gärten führt, und traten durch das Tor der Schweizer Wache in den Palast.

Seitdem ich wußte, daß meine Mutter meinetwillen Flammenqualen erduldete, befand ich mich in einem Zustand, in welchem das Leben für mich kein Leben mehr war. So fühlte ich denn auch an diesem Morgen alles, was ich sah und erfuhr, gleichsam als nicht von dieser Welt. Wir begaben uns in den Vatikan, der kein Haus, auch kein Palast, sondern eine Stadt ist, an welcher viele Jahrhunderte bauten, und welche länger über dem Erdboden bleiben wird, als alle Herrscherschlösser der Erde.

Zugleich mit uns kamen viele Mächtige der Kirche, römische Große und vornehme Damen, so daß es auf den Höfen, den Treppen und in den Gängen ein arges Gedränge gab. Durch eine enge Tür gelangten wir in einen sehr hohen, sehr langen und nicht sehr breiten Raum, darin es fast dunkel war. Auf dem Altar, der an einer der schmalen Wände über einem Podest stand, brannten sechs gewaltige Wachskerzen. Sie flackerten mit rötlichem Schein, der über ein Wirrsal von dunklen titanischen Gestalten hinflammte. Diese Gestalten, von denen ich kaum Umrisse und Farben erkennen konnte, bedeckten die ganze hohe Mauer über dem Altare bis zu den Wölbungen der Decke empor. An dieser, wie an den anderen drei Wänden, war alles Gestalt und Farbe, so daß ein Gewimmel von Leibern von allen Seiten herbeizudrängen schien, um den heiligen Vater die Messe lesen zu hören. Erhellt war jedoch nur der Altar durch die brennenden Kerzen; alles andere war wie von düsteren Schleiern umwoben, denn es herrschte noch tiefe Dämmerung in der Kapelle, und nur von einer Seite flutete von hoch oben her fahles Morgenlicht herein.

Hinter einer hohen Marmorschranke hatte ich neben Herrn Sebastian Schwarz Platz gefunden. Ich stand von dem Altar ziemlich entfernt, ihm jedoch gerade gegenüber. Also gerade gegenüber jener Legion von Gestalten, von denen viele aus der Tiefe zu kommen, aus dem schwarzen Abgrund aufzusteigen, aufzustürmen schienen. Meine Augen, an das Dämmerlicht allmählich gewöhnt, erkannten — immer noch als schattenhafte Gebilde — wie links vom Altar die Erde sich öffnete und wie die schwarze Scholle die Gestorbenen ausspie: Leichname und Gerippe! Die Auferstandenen strebten empor in den unendlichen Raum, und wurden von

anderen Auferstandenen, die bereits eine höhere Sphäre erreicht hatten, nachgezogen. Ein dichter Kreis von Leibern umdrängte mit Gebärden höchster Furcht und höchsten Hoffens, von Entzücken erfüllt und von Verzweiflung gepackt, einen Gewaltigen, der wie ein nackter Titan den Arm richtend emporstreckte. Eine bebende Frau schmiegte sich mit über der Brust gekreuzten Armen an des Fürchterlichen Kniee, Gnade bittend, angstvoll flehend. Aber die emporgestreckte Hand schien nur Verdammnis zu spenden ... Unter dem erbarmungslosen Richter, gleich einem lebendigen Gewölk, eine Schar Engel, die mit Posaunentönen zu Gericht riefen; und von hoch oben her Cherubine, wie auf Sturmesfittigen brausend niederfahrend.

Wer durch die Fürbitte der Mutter von dem schrecklichen Gott selig gesprochen ward, der fühlte himmlische Wonnen; während der, für den es keine Verzeihung gab — für den die Mutter nicht bat —, in die ewige Tiefe zurückstürzte . . .

Schattenvoll und schemenhaft sah ich bei dem ungewissen Schein des langsam aufdämmernden Tages den ungeheuren Vorgang des Jüngsten Gerichtes. Um so mystischer und furchtbarer wirkte er auf mein völlig zerrüttetes Gemüt.

Meiner Mutter gedachte ich. Mir war es, als sähe ich sie. Sie war dort vor mir auf der Wand, über dem Altare, linker Hand. In Leichentücher gehüllt, beide Arme jammernd ausgestreckt, das Haupt wie in Verzweiflung in den Nacken geworfen, sah ich sie mutterseeleneinsam durch die Unendlichkeit irren, den Sohn suchend, dessentwillen sie gestorben war, dessentwillen sie die Flammenqualen des Fegefeuers erlitt. Sie suchte mich. Fand sie mich unter den Millionen, so wollte sie mich bei der Hand fassen und mit mir empordringen: dorthin, wo die zitternde Mutter an ihres richtenden Sohnes Kniee sich schmiegte. Die Mutter wollte flehen für ihren Sohn, daß ihr Sohn nicht verdammt werde, weil er seiner Mutter Seele im Fegefeuer hatte schmachten lassen.

Unverwandt starrte ich auf die einsam irrende, einsam suchende Frauengestalt in der Unendlichkeit. Fast hätte ich laut aufgeschrien:

„Mutter! Mutter! Mutter! Hier bin ich! Vergib mir! Ich will es tun — deinetwillen!“ In meiner fiebernden Phantasie merkte ich nicht, daß der Papst eingetreten und zu dem Altar vorgeschritten war. Gesang eines Knabenchors schwebte plötzlich wie Geisterstimmen durch den hohen Raum. Es war, als hätte die Schar der schwebenden Cherubime des Jüngsten Gerichts zu singen begonnen, so unirdisch erklang der Gesang, wie aus offenen Himmeln hernieder. Ich sah den Papst. Im weißen Gewande stand er vor dem Altar. Er hob beide Arme, als geböte er den Toten aufzustehen und zu dem Herrn und Heiland zu drängen — zu dem Richter und Rächer: besaß doch auch er Macht auf Erden zu binden und zu lösen, zu verdammen und selig zu sprechen.

Da geschah etwas Wundersames.

Die Sonne ging auf. Ihre ersten Strahlen fielen durch die Fenster in die Kapelle und auf die Darstellung des Jüngsten Gerichts. Von Glanz überflutet die weiße Gestalt des heiligen Vaters vor dem Altar; von Glanz überflutet die Gestalt des göttlichen Rächers; von Glanz überflutet das Gewimmel der Seligen,

von Glanz umflutet die zum Gericht rufenden Engel und Cherubime, die triumphierend Christi Märtyrer-Werkzeuge mit sich führten: Strick und Kreuz, Dornenkrone und Speer, Nägel und Geißelstrang. Es war eine Verklärung; eine Glorie war's!

Der goldene Schein des großen Himmelslichtes brach so plötzlich herein; der Eindruck war von solcher überwältigenden Gewalt, daß in der Kapelle eine allgemeine Bewegung entstand.

Und unter dem Jubelgesang des Knabenchors erteilte Pius IX. den Segen.

* * *

Als ich von den Knien mich erhob, schaute ich auf. Da gewahrte ich, hoch über mir schwebend, Gott den Vater und Schöpfer, wie er die Dämmerung auseinanderriß; wie er seinen soeben geschaffenen Welten das erste Licht gab; wie er davonstürmte und, von Purpurwolken getragen, den ersten Menschen schuf — das erste Menschenpaar.

Auch die göttliche Schönheit des ersten Menschenpaares empfand ich in jener großen Stunde, in welcher ich die auf Michel Angelos Jüngstem Gericht einsam irrende Gestalt für den Geist meiner gestorbenen Mutter hielt, deren in Feuerqualen schmachtende Seele nicht eher Erlösung fand, als bis ihr jüngster und liebster Sohn ihren seligsten Wunsch erfüllt hatte und ein armseliger Diener des Herrn, ein demütiger Knecht der Kirche — ein königlicher Herrscher über die Gemüter der Menschen geworden war.

So geschah es, daß aus dem Junker Rochus in Rom Pater Paulus ward.

* * *

Zehntes Kapitel: Noch immer: „Wie aus dem Junker Rochus Pater Paulus wurde"

Zwei Jahre später . . .

Nein, noch immer nicht auf meinem Gesicht eine Wandlung der Züge, des Ausdrucks, des Blicks, der mir aufprägt, was ich bin: ein armseliger Diener des höchsten Herrn, ein demütiger Knecht der allein seligmachenden Kirche. Noch immer trage ich mein Haupt zu hoch, ist mein Gang zu aufrecht und stolz. Und ich habe doch gebetet, wie der Mensch nur beten kann, habe meiner Mutter Seele aus dem Fegfeuer losgebetet! Gekämpft habe ich mit Gott um meiner Mutter Seele, habe mit ihm gerungen. Bezwungen habe ich ihn: er hat mir meiner Mutter Seele lassen müssen, kraft meines Betens und Ringens.

Du bist selig geworden durch deines Sohnes Liebe, o Mutter. Selig lächelnd schaust du auf mich herab . . .

Und doch — was ist es nur, daß ich dennoch kein guter Christ bin, dennoch kein getreuer Diener des Herrn, kein frommer Knecht der katholischen Kirche?

Etwas ist in mir, das noch nicht ganz abgetötet ist, noch nicht ganz Geist geworden: etwas vom Menschen ist immer noch in mir! Es ist Sehnsucht der Kreatur. Sehnsucht wonach? Herr, du gewaltiger Herr im Himmel und auf Erden, wonach sehnt sich mein junges Herz? Nach Weltfreude, nach Daseinslust, nach Glück des Geschöpfes, nach — Leben!

Ich darf mich nicht sehnen; ich muß jede Sehnsucht der Kreatur in mir ersticken, bis auf die leiseste Regung ausrotten: die leiseste Regung ist Todsünde.

Was habe ich sonst noch zu berichten? Ich meine von den Veränderungen, die seit jenem Sommermorgen in der Capella Sixtina mit mir vorgingen . . .

Am nächsten Tage warf mich ein hitziges Fieber darnieder.

Ich krank? Junker Rochus krank? Konnte das möglich sein? Konnte ein junger Baum mitten in wonniger Frühlingszeit plötzlich verdorren? Ein fröhliches Tier der Berge plötzlich niederfallen, ohne von einer Kugel getroffen zu sein? Ein zu den Wolken sich aufschwingender, über Gipfeln kreisender Adler aus Sonnennähe plötzlich mit gelähmten Fittigen zur Erde herabsinken?

Ich lag in dem kleinen gelben Hause, dessen Blütengarten der Sonnenbrand längst versengt hatte, und wußte nichts mehr vom Leben. Wochenlang lag ich bewußtlos in Fiebergluten. Ich wäre gern gestorben, konnte nicht sterben, mußte im Gegenteil auf Tod und Leben ringen mit dem Knochenmann, der den Junker Rochus holen wollte, bevor dieser noch so recht der Junker Rochus gewesen.

Der hochwürdige Herr Sebastian Schwarz hat es mir nicht gesagt; ich weiß es jedoch: ich weiß, daß ich in meinen Phantasien nicht im heiligen Rom am gelben Tiber, sondern auf Schloß Enna am grünen Eisack war; daß ich in Vahrn unter den Kastanienbäumen weilte, unter der Kuppel ihres Domes dahinritt auf meinem Falben, von meinen Rüden umsprungen. Wir kamen an auf dem Platterhof.

„Judith! Judith!"

Ich jauchzte den Namen und um mich jauchzten Berg und Tal, Baum und Strauch, Himmel und Erde:

„Judith! Judith!"

Da war sie! Fein und schlank, mit dem hellen Antlitz, darin die schwarzen Augen so seltsam gedankentief in die mit mir jauchzende Welt hinausschauten. Sie trug ihr dunkles Gewand. Ihre Tiere waren mit ihr: der Edelmarder und der Reiher, der Silberfasan und das Pfauenpaar . . .

„Hast du deine ganze Menagerie glücklich beisammen, Zauberin, Hexe?" jubelte ich ihr zu, sprang vom Pferde, stürzte zu ihr, wollte sie umfassen, wollte weinen und lachen, wollte an ihr hinsinken, mit beiden Armen sie umfangen, wollte sie küssen . . .

Was war es nur? Ich konnte sie nicht anrühren! Regungslos stand ich, fühlte, daß mir das Herz zerspringen müßte, wenn ich sie nicht in meine Arme riß, sie nicht küßte; fühlte, daß ich mich nicht zu regen vermochte: sie war unberührbar für mich geworden! Das Judithlein vom Platterhof unberührbar für den Junker Rochus, der sie doch so herzinniglich — nein: so leidenschaftlich, so verzehrend, so ewig liebte.

Sie schritt an mir vorüber: mit weit weit offenen großen Augen dicht an mir vorüber, ohne mich anzuschauen, ohne mich überhaupt zu sehen. Ihre Tiere folgten ihr. Nicht einmal Judiths Tiere kümmerten sich um mich! Sie schritt durch den Blumengarten, schritt über die Wiese, in den Kastanienwald. Tief und tiefer schritt sie hinein. Ich wußte, daß der Wald sie verschlingen, daß ich sie verlieren würde, wenn ich mich nicht regen, ihr nicht nacheilen konnte . . .

Und ich konnte kein Glied rühren! Hätte nicht nur mein Leben, sondern auch Judiths Leben davon abgehangen — ich konnte nicht!

Sie entschwand meinem Blick. Nicht ein einziges Mal war sie stehen geblieben, nicht ein einziges Mal hatte sie zurückgeschaut . . .

Der hochwürdige Herr Sebastian Schwarz sagte mir nichts von solchen Phantasien; ich weiß jedoch, daß ich sie hatte, und erinnere mich ihrer wie eines langen, bangen Traums.

* * *

Ich befand mich im tiefen Dunkel, schien in den Lüften zu schweben, schien zu sinken und in Abgründe zu stürzen.

Das war das erste, was ich vom Leben — nicht empfand, sondern ahnte. Die nächtliche Finsternis, die mich umfing, durchglühten unirdische Strahlen, in denen ich die Gestalten von Michel Angelos Jüngstem Gericht erblickte: den richtenden Titanen, an dessen Kniee die um Erbarmen flehende, zitternde Mutter sich drängte. Und ich erblickte jene in Leichentücher gewickelte, einsam irrende, die Unendlichkeit durchsuchende Frau, darin ich meine Mutter zu erkennen geglaubt hatte. Auch das erste Menschenpaar sah ich, wie es geschaffen ward, wie es im Paradiese selig miteinander ruhte, wie es in Schuld verfiel und vertrieben wurde.

Durch Schuld war Eva an Adam gekettet, mehr noch als durch Liebe: ihre Schuld machte sie unlöslich von dem Manne, den sie zur Schuld verführt hatte.

Wie schwach dieses erste Weib war! Und dieses erste, schwache, schuldig gewordene, der Sünde verfallene Weib ward die Mutter des Menschengeschlechts . . . Um die schuldig gewordene Menschheit in seine Gewalt zu bekommen, um sie zu richten, zu strafen, zu verdammen, ward es geschaffen.

Des ersten Menschenpaares Schuld überlieferte die Menschheit dem Herrn!

Aber das sind Gedanken, die an Gottes Thron rütteln . . .

Von Gottes Diener gedacht, sind sie Todsünde.

* * *

Weshalb denke ich an das erste Weib? . . . Weil ich Judiths gedenken muß. Immer wieder Judiths!

S i e wäre nicht schwach gewesen; s i e wäre nicht in Schuld verfallen, also nicht verfallen der Reue und Strafe. Über Judiths Seele hätte Gott keine Gewalt gehabt — nicht Gewalt durch den Sündenfall.

Nur durch die Liebe.

Immer wieder muß ich es denken.

* * *

Mit meinem mehr und mehr aufdämmernden Bewußtsein lichtete sich allmählich die Finsternis in mir und um mich. Aber immer noch schien ich nicht auf dieser Erde zu sein; denn der Mutter Antlitz neigte sich über mich, blaß und zart wie der Kelch einer weißen Blüte und mit seltsam stillem Blick. Und ich sagte meiner lieben Mutter:

„Also fandest du mich doch in der Unendlichkeit? Deine arme Seele ward also doch erlöst aus dem Fegfeuer? Deines Sohnes Liebe erlöste dich! Jetzt wollen wir miteinander eingehen in das Paradies: Judith wartet auf uns.“



Dann kam die Zeit, wo ich anfing, zu begreifen, daß ich auf Erden lebte, daß das über mich geneigte, stille, blasse Antlitz mit dem mütterlichen Blick das gute Gesicht der alten Cristina war.

Man sagte mir: ich sei schwerkrank gewesen, dem Tode nahe; ich sei vom Tode errettet: deshalb errettet, weil Gott mich ausgewählt hatte, sein Diener zu werden.

Ferner vernahm ich: der hochwürdige Herr Sebastian Schwarz hätte das Wunder, welches sich mit mir begeben, meinem Vater berichtet, und mein Vater schickte mir seinen Segen zu meinem frommen Entschluß, der meiner toten Mutter sehnlichsten Wunsch erfüllte, daß ihr lieber Jüngster dem Herrn sich weihte. Ich fragte: ob mein Vater mir geschrieben hätte? . . . Nein. Nur dem hochwürdigen Herrn Sebastian Schwarz . . . Ob kein anderer Brief für mich eingetroffen wäre? . . . Was für ein anderer Brief?

Ich wollte dem hochwürdigen Herrn Sebastian Schwarz antworten:

„Aus dem grünen, grünen Vahrn, vom Judithlein!“ fühlte jedoch von neuem meine große Schwäche; fühlte, wie ein gleich Sturmwind aufziehendes Dunkel mich einhüllte, wilde Wirbel mich in die Höhe trieben — mich in Abgründe niederrissen.

* * *

Allmählich genese ich.

Tagtäglich warte ich auf den Brief.

Der Brief muß kommen!

Der hochwürdige Herr Sebastian Schwarz trug während meiner schweren Erkrankung viel Sorge um mich. Ein vortrefflicher Arzt behandelte mich, eine barmherzige Schwester pflegte mich. Ich hatte das römische Fieber. Das Fieber haben in Rom viele, und viele sterben daran. Ich blieb leben. Und ich blieb leben, weil ich zu großen Dingen auserwählt bin; blieb leben, damit aus dem Junker Rochus ein Pater Paulus werde.

Der erwartete Brief aus Vahrn trifft nicht ein.

Ich warte trotzdem.

Denn — der Brief muß kommen!

* * *

Der hochwürdige Herr Sebastian Schwarz ist nicht in Rom, sondern befindet sich beim heiligen Vater in Castel Gandolfo. Jede Woche kommt er jedoch in die Stadt, um nach mir zu sehen. Er erscheint mir demütiger und armseliger als je, sein Gesicht welker als je. Aber ich weiß jetzt, welche Gewalt dieser armselige, welke Priester über die Gemüter hat; selbst über ein junges, ungestümes, heißes Herz voller Träume, Hoffnungen, Wünsche.

Auch ich soll dermaleinst über die Seelen der Menschen Gewalt erlangen. Dafür ward ich auserwählt und berufen.

Der heilige Vater weiß von mir. An dem Tage, an dem ich Priester werde, wird mir der heilige Vater seinen apostolischen Segen spenden: bin ich doch ein Graf von Enna, ein Sohn aus uraltem, edlem Geschlecht! Im Geiste sehe ich Pius IX. Er steht unter Michel Angelos Jüngstem Gericht vor dem Altar. Die

ersten Sonnenstrahlen treffen die Lichtgestalt, die mit emporgestreckten Armen den katholischen Erdkreis segnet.

Und mich durchschauert die Gewalt des Mysteriums.

* * *

Der erwartete Brief trifft nicht ein.

Es kommt die Zeit, wo ich nicht mehr darauf warte.

Ich weiß: Judith hält mich für treulos; Judith wendet sich von mir; Judith verachtet mich.

Ich will über deine Seele Gewalt bekommen! Deine Seele soll mir untertan werden!

Und dann —

* * *

Jenem ersten römischen Sommer folgten viele römische Jahre. Es waren Jahre beständigen Kampfes, beständiger Qual. Jahre waren es harter Vorbereitung, scharfer Selbstzucht und strenger, schier grausamer Aszese. Trotzdem war es nicht Selbstzucht und Aszese genug.

Ich entschloß mich, dem Orden des Sankt Augustinus beizutreten. Weshalb, gerade dem dieses Heiligen? Es ist kein besonders mächtiger Orden und — ich strebe doch nach Macht! Meine junge Seele strebt danach, meinen Willen stark und unbezwinglich zu machen. Diesem Zweck gilt meine scharfe Selbstzucht, meine leidenschaftliche Aszese.

Um zu Macht zu gelangen, um eine große Gewalt über die Gemüter auszuüben, hätte ich dem Orden des heiligen Ignatius beitreten sollen. Der hochwürdige Herr Sebastian Schwarz riet mir dazu; denn unter dem neunten Pius bilden die Söhne Loyolas die Macht der Kirche. Es ist eine Gewaltmacht. Sie beherrschen Könige und Kaiser; sie beherrschen den Papst, beherrschen das katholische Universum. Und — ich will herrschen!

Zum Herrschen bin ich geboren, herrschen ist mein wahrer Beruf — das hat der hochwürdige Herr Sebastian Schwarz in mir erkannt; das fühle ich in mir als jene dunkle Gewalt, die mich lenkt.

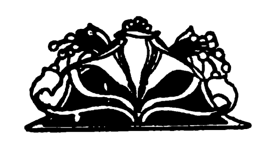
Trotzdem wurde ich Augustiner.

Heute weiß ich weshalb: erst seit heute!

Im Kloster Neustift sitzen Augustiner; das Kloster Neustift liegt bei Vahrn; in Vahrn ist der Platterhof.

Vielleicht, daß einmal der Tag kommt . . .

(Fortsetzung folgt)





Abend

O. Soltau



Unbekümmert · Von H. Scharrelmann

Der Föhn braust von den Bergen herunter über das Wasser. In der Ferne hört man dann und wann die Lawinen donnern. Man sieht die Berge so klar, als ob sie nur hundert Meter von hier entfernt wären. Der See wütet gegen die Ufermauern, da spritzt der Gischt bis in den Garten. Tausende von Ästen und Zweigen wirft er ans Land, Genist und Röhricht in Unmengen. Die Wolken eilen im Fluge vor dem Sturme her. Was nicht niet- und nagelfest ist, zittert. Mit jedem Windstoß streift auffällig warme Luft das Gesicht. Ein Dampfer ringt mit den Wellen. „Es rast der See und will ein Opfer haben." Das Dampfboot möchte landen und kann doch nicht. Einsam und verlassen kämpft der Riese gegen das Zwergenvolk der Wellen. Wehre dich tapfer und lasse dich nicht unterkriegen von den Pygmäen! Schließlich siegt die Intelligenz doch über die stumpfe, blinde Naturgewalt. Ist es im Leben nicht geradeso? — Ja, wer da immer seinen Kurs steuern könnte ohne Zagen, wenn die Massen sich feindlich gegen ihn erheben: Da ist dann das Landen auch ein schwieriges Ding. Lieber draußen bleiben, mitten auf dem See sich schaukeln lassen von den wilden Gesellen, mögen sie sich auch emporrecken und den Einsamen hin und her zerren, bald genug läßt ihr Toben nach. Man muß die Masse sich ausrasen lassen. Fest stehen in Sturm und Streit, unbekümmert um die blind wütenden Gegner seinen Weg gehen, vom Sturme der Meinungen hin und her gezerrt werden und doch sich selber getreu bleiben, das ist ein köstlich Ding. Viel Feind', viel Ehr': Man kann zuzeiten nicht Feinde genug haben. Man hat so lange nicht genug davon, bis man gelernt hat, über die ärgsten Schmähungen zu lächeln —. Dann ist man endlich wetterfest geworden und lernt gering schätzen, was uns umtobt. Und ein tiefes Mitleid mit der Kraftverschwendung der törichten Masse, die durch Einigung die Kraft des Riesen vergeblich zu erlangen sucht, erfüllt uns. So ist es ja von jeher gewesen, ein einziger Starker schreitet lächelnd über die Köpfe von Millionen hinweg.

Zu solcher gigantischen Stärke möchte ich alle, die das Zeug dazu in sich tragen, erzogen sehen. Zeigt an immer neuen Beispielen den zukünftigen Helden die Ohnmacht jener Meute, die alles Hohe und Edle von jeher in die eigene Tiefe zu ziehen versuchte. Es ist ja immer die alte Geschichte: Erst veracht', dann verlacht, dann gemacht!

Jedes Neue findet seine Widersacher, Menschen, die sich nicht mehr hineinfinden können, die Zeter und Mordio schreien, sowie jemand es unternimmt, ihnen lieb gewordenes, aber unbrauchbar gewordenes Altes zu entreißen. Es sind die Menschen, die nicht mehr mitkönnen, deren Hirn und Herz schon so verkalkt sind, daß nur längst Gewohntes, alt Getanes noch in ihnen ein kümmerliches Dasein zu fristen vermag.

Lerne dich erheben über solch törichte Meinungen der Menschen und gehe deinen Weg, wenn du des Gottes voll bist. Die Weltgeschichte ist reich an den Tragödien der Helden. Hebe das heraus, immer wieder heraus in deinem Geschichtsunterricht, dann werden die Sklavenseelen unter deinen Schülern sich schämen und vorsichtiger werden im Verurteilen des Ungewohnten, das ihre Zeit bringen wird dereinst, wenn sie erwachsen sind, und die Helden unter ihnen wirst du stürzen durch Einsicht in das herkömmliche Weltgetriebe und wirkst so segenstiftend nach beiden Seiten. Und, solches Tun ist wichtiger, als die Weisheit der Geschichtsleitfädchen zu verzapfen.



Die Tafel · Von Reinhard Volker

Im Stadtparke, an dem zugefrorenen kleinen Weiher, hatte man sie angebracht und mit sauberen Lettern daran geschrieben: „Das Betreten des Eises ist bei Strafe verboten!“ Da hing sie gebieterisch am Pfahle und leuchtete in der Wintersonne.

Es war nämlich neulich beinahe ein Schneiderlein ums Leben gekommen, als es voreilig aufs Eis tanzen gegangen war, und seitdem hing sie am Ufer und scheuchte die Buben, die mit den Schlittschuhen herauskamen. Zwar war das Eis inzwischen schön dick geworden, so daß selbst der Herr Stadtpfarrer es ohne Gefahr hätte betreten können, aber die Tafel stand nun einmal am Platze, und so blieb sie, ob auch männiglich sich verwunderte. Aber man mußte höheren Ortes ja schließlich wissen, warum!

Der Lenz war gekommen und das Eis war zergangen. Am Ufer prangten die Dotterblumen, und der Wind wehte Schlehenblüten ins Wasser. Aber die Tafel stand noch immer am Platze, obwohl männiglich sich verwunderte, und verkündete mit ernsthaftem Gesicht: „Das Betreten des Eises ist bei Strafe verboten!“ Die hohe Obrigkeit mußte ja schließlich wissen, warum.

In den Hundstagen stand sie immer noch da. — Um sie zu sehen, brauchst du nicht erst nach Schilda zu reisen.





Die Geschichte von der silberfarbenen Wolkensaumweise · Von Eberhard König

(Fortsetzung)

Frau Brigitt, die wohlbeleibte Rautenkranzwirtin, war außer sich. Längst hatten Knechte und Mägde ihre Speislöffel, fein abgeleckt, in die Tischlade getan, jeglicher an seinen Platz, ihr Ehewirt hatte sein „Gesegn's Gott" gesprochen und war stöhnend und, mit Verlaub, rülpsend, weil ganz außer Geschick gefressen, mit Mannsen und Weibsen hinaus aufs Feld getrottet, in den leidigen, so gar nicht verdausamen Sonnenbrand — da stund sie, die Frau des Hauses mit dem Rautenkranze, schon eine geraume Weile verzweifelt und ratlos am Bett ihres Schlafgastes, der bei ihr seit Monatfrist sein Losament hatte, Peters, des Geigers, und seufzte, die Hände auf dem Bauche gefaltet, den runden Kopf mit den kleinen, fettversunkenen Blinzeläuglein kläglich aus dem Lot, einen langen, knickbeinigen Gesellen an, den sie die engen, klapprigen Stiegen nach ihrer Bodenkammer um Jesu willen mit heraufklettern heißen, auf daß er dort oben mit Leibesaugen mal das Elend mit anseh und männiglich erzählen könne, was sie, die herzensgute Rautenkranzwirtin, sich mit diesem fiedelnden Haderlumpen und Nachtvogel quälen und herumschlagen müsse. Es war ein Bursch aus Hinter-Pframpfingen, einem Nachbardorfe, Barthel geheißen, ein Jüngling nicht gar weisen Geschaus; und solchermaßen seufzte sie dieser Hinter-Pframpfinger Seele was vor: „Nun schau dir dies Unglück an, Barthel, ich sag' nur immer, schau dir's recht an, und sag mir dann, ob's nicht 'ne Sünde und 'ne Schande ist!" Barthel kratzte sich lange hinter einem seiner beiden ausführlichen Ohren und brummelte dann unschlüssig: „Das soll wohl sein" — offenbar nannt' er's im verschämten Gemüte weniger eine Sünde und Schande, denn eine gar beneidenswerte Himmelsgnade, so wie der Geigenpeter bis in die hohe Mittagsonne den Strohsack drücken zu dürfen, und dieses in so urgesundem, unerschütterlichem, wangenrotem Schlaf! Peter lag wie ein schwerer Sack, rückte und rührte sich nicht. Im Nußbaum vorm offenen Fensterlein jagten und lärmten die Spatzen, goldene Lichtflecke tupfte durchs leisbewegte Laub hindurch die heiße Mittagssonne auf

das blaukarrierte grobe Bett, einer hupfte gar auf des Schläfers entblößte Brust, vermochte ihn aber nicht wachzukitzeln. Er lag und schlief wie ein Landsknecht im ersten Heimatquartier nach der großen, großen Schlacht, oder als hätt' er zwanzig durchwachte Nächte nachzuholen. Wir, die wir wissen, daß er durch Hölle und Himmel gewandert, begreifen gar wohl, wie gut es Mutter Natur mit ihm gemeint, da sie ihn in so tiefen, tiefen, traumlosen Schlaf gebettet; doch davon ahnte Mutter Brigitte nichts, ach, die dacht' sich ganz was anderes von ihrem Schlafburschen! „Barthel, du kannst mir's glauben," klagte sie, „ich bin wie 'ne leibliche Mutter zu ihm gewesen, mein Mann hat mir's verdacht, kannst ihn drum fragen — wie 'ne leibliche Mutter; aber guck, er bessert sich nicht! Gott verzeih mir's, wenn ich ihn so anseh' — man muß ihm halt immer wieder gut sein, dem heillosen Strick; schau ihn dir an, Barthel, liegt er nicht da wie die liebe Unschuld, wie ein Milchkindl? Ob er denn wirklich so'n ausbündig gutes Gewissen hat? Ein Mensch, Barthel, der keine Nacht heimkommt! Der sich bis auf den nächsten Abend schier, wo das Lumpen wieder mit neuen Kräften anhebt, ausschlafen muß?" — „Er wird halt zum Tanze aufgespielt haben, bei der Hochzeit drüben in Knallprotzenhausen!" wandte Barthel ein. „Krrr!" machte Peter, er war wohl an einen Ast geraten. „Schon gut," winkte Mutter Brigitte ab, „du bist wohl auch so einer, und eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus." Barthel schaute dummgeschmeichelt. „Guck, ich bin, gottlob, 'ne alte Frau, und weiß ja doch, wie's zugeht in dieser nichtsnutzigen Welt! Betrunken kann er nicht gewesen sein: Säuberlich hat er all sein bißchen Gewand auf den Schemel gebreitet, da über seinem Kopf hangt fein sorglich seine Geige; das kenn' ich von meinem Alten, du! Dann schaut's anders aus in der Schlafkammer, na — Gott besser's! — Aber schau mir eins: S t r o h h a t e r a m K i t t e l! So ein Luderzeug, das schämt sich nicht: Im Stroh haben sie gelegen!" Sie seufzte tief auf und schüttelte bekümmert ihr mütterlich Haupt. Barthel aber leckte sich das Maul, grinste wie ein alter, in Unehren ergrauter Sünder, und meinte billigend: „Jungvieh, Mutter Brigitt, Jungvieh!" Ihr Blick, der vorwurfsvoll auf des Schläfers friedlichem Angesicht ruhte, ward immer weicher und zärtlicher. Sie seufzte wieder. Sie war eine alte Frau, jedennoch, s o alt war sie doch noch nicht . . . !

Plötzlich ward sie falsch — aus welcher Gedankenfolge heraus? Wer kennt das Herz einer Frau in gesetzten Jahren? Sie packte ihn ohn' Erbarmen an der Schulter: „Peter, he, Peter! Schäm er sich doch!" Peter dachte nicht daran, sich zu schämen. „Barthel," rief die Mütterliche grimmig, „Barthel, so hilf mir doch, den Faulpelz aus diesem Brunnenschacht zu seilen." Uf! Der half und schüttelte mit und peterte und zeterte mit, daß es eine Art hatte. „Mein Gott, er wird doch nicht tot sein, der gute Junge?" schrie Brigitte. Da schlug endlich der Peter zwei maßlos blöde, verdutzte und fragende Augen auf, starrte die Balken der niederen Decke an, starrte die beiden an und sagte, sichtlich enttäuscht: „Ach so . . ." Dann setzte er sich auf und gähnte. „Ist denn schon Aufstehenszeit?" Lachten die zwei: „Eins hat's geschlagen, so er nichts dagegen hat, der halbe Tag ist hin!" — „Donnerwetter!" meinte Peter, es klang aber weniger nach Beschämung denn wie 'ne Anerkennung der eigenen Leistung.

Er legte sich in das Kopfpfühl zurück, gähnte wieder und meinte gelassen: „Was soll denn ich dagegen haben, daß es Eins sei? Sie hätt' mir's nur eher sagen sollen." — „Schau! D a w a r ' s doch noch nicht Eins." — „Ja, richtig," gähnte er nochmals, „da war's ja noch nicht . . . Hu jah! Nun sieht sie, so ist ja alles in schönster Ordnung." Die Mütterliche schaute den Hinter-Pframpfinger Jüngling bedeutend an, als wie: Was sagst du zu d e r Dickfelligkeit? Peter aber blickte mit hellen Augen zur Decke empor: Klar wie ein weites, besonntes Gelände, sonntäglich heiter lag all sein großes Erleben, sein unermeßlicher Besitz und seines begnadeten Daseins neuer Inhalt, Wert und Sinn vor seiner dankerfüllten Seele. Er fuhr schnell mit dem Kopfe herum: Richtig, da hing sie zu seinen Häupten, da blinkte es in Rubinen- und Perlenschein! „Jawohl," knurrte die Pflegemutter, „sie ist noch alleweile da!" Er bekam einen roten Kopf. Sie sah's und dacht' ihr Teil. Das Richtige tat sie weder sehen, noch denken. „Na, ist wohl hübsch übereck gangen heint, mit Weingeschlamp und liederlichen Weibsleuten, he? Daß er solche Heidenangst hat, seine Fiedel könnt' ihm abhanden kommen sein, was freilich kein Wunder nicht wär'? Er hat halt mehr Glück als Tugend." —

Der solchermaßen Angeklagte oder Ausgeholte lag wiederum mit reinem Lächeln in den Kissen, vernahm und verstund kein Wort. Er fand sich just beglückt in seiner neuen Welt zurecht. Ihm war, als habe er erwachend eine Krone, eine traumbescherte, auf seinem Deckbett gefunden. Welch eine Morgenwanderung war das gewesen! An den Hängen und Höhen stiegen die Nebel empor, immer tiefer ward der blaßblaue Himmel, in den Gräsern und Blumen zitterte funkelnder Tau, doch nichts blinkte köstlicher denn die Kleinode auf seiner glänzenden Geige Brust, dicht vor seinen Augen: Er mußte sein neugewonnen Lied dem jungen Tage zum Gruße aufspielen, und spielte und schritt, und sein Schreiten war wie ein leichtes Reigentreten; und die silberfarbene Weise war wie die tönende Seele dieses wonnigen Morgens, dieser weiten, leuchtenden Welt. Er wußte, sie werde sich w a n d e l n, allezeit und allerorten, mit dem Antlitz der Welt und der Stunde — sie werde in der Mondnacht mondennächtig erklingen; am Meere weit und unendlich, als sei sie der Sang der ewig anrollenden Wogen; an grauen Wintertagen wie die geheime Kunde vom ewig wachen Leben unter dem weißen Tode; über Gräbern wie ewige Totenklage und ewiger Auferstehungstrost. Freuet euch, Menschenbrüder, wo ihr glücklich seid und wo ihr klagt, wo ihr in Dumpfheit front und in Gemeinheit versunken seid, wo ihr in Liebe geht und in Verstocktheit Haß tragt und Neid: Ich will euch erheben, erhellen, trösten, besser und freier machen. Der Priester und Pfaffen sollt ihr lachen und meiner Geige lauschen und mit mir den Herrn des Lebens preisen!

Frau Brigitte war erbost ob seines dickköpfigen Schweigens, wie eine Närrin kam sie sich vor! „Ich bin's jetzt satt, Freund Peter, das sag' ich Ihm. Und ich geh jetzt, und meinetwegen lieg Er und schmor Er, bis es wieder Nacht wird, und steh Er mit dem Nachtwächter auf! Und da steht der Barthel aus Hinter-Pframpfingen, und der w i l l sein was von Ihm. Frag Er ihn selber. Schämen sollt' Er sich, so jung ist Er nicht mehr. Ein Luderleben ist's, ein Luderleben, sag' ich!" — „Still jetzt!" herrschte sie Peter an, im Bette aufgerichtet, seine Stirn rötete sich:

„Hirnlos Gewäsch! Was weiß denn Sie?“ — Sie erschrak und faßte beklommen auf ihren Busen, unter dem, o, tief unten, gar weit entfernt von der üppiggerundeten Oberfläche, das treue, mütterliche Herz in gekränkter Liebe pochte: Das hatte er noch nie gewagt, sie so anzufahren, Gott erbarm dich! — „W e r ist das? Barthel? Aus Pframpfingen? Kenn' ich nicht.“ — „Aber, Peter“, polterte betreten der Abgesandte des nahrhaften Nachbardorfes — weiß der Kuckuck, der Geiger hatte heut' so was! So was — hm, wie'n feiner Herr! — „Herr Peter,“ stammelte er, „Er kennt mich doch? Ich bin doch dem Knödelstopfbauern Seiner, drüben in Pframpfingen, bin doch fein der, wo auf der letzten Kirmeß so besoffen gewesen ist“ — grinste er stolz — „und so arge Prügel kriegt hat, und nausgeschmissen haben sie mich auch! Ei freilich, Er wird schon noch wissen, Er hat ja doch aufgespielt dazu! Na, daß ich's also sag': Beim Schellenkönigswirt, was der kropfete Wendel ist, mein lieber Ohm, da hat's doch heut' großes Vogelschießen; und hernach da kommen doch die Weiberleut, na, und dann wollen sie tanzen — nu, das ist schon nicht anders! Und daß ich's sag': Da soll halt der Geigenpeter wie damals — wieder aufspielen soll er, der Geigenpeter, hat der kropfete Wendel gesagt, soll er den Pframpfingern; aufspielen! Und es blieb bei dem alten Satz wie damals, meint der Wendel, der Geigenpeter wüßt' schon, und frei Schnaps und Bier gäb's drein. Denn er ließe sich nicht lumpen, der Wendel, da gäb's nix. Na, und so wär's denn wohl abgemacht, gelt, Geigenpeter? und gelt ja? so in der siebten Stund, und behüt Gott derweil, und nun muß ich heim, unsere Bläß hat gekalbt.“ —

Das war nun zwar eine lange und für die schwachen Kräfte Barthels gar wohlgesetzte Rede, aber der Eindruck war wider alle menschliche Berechnung, und schwer ist's zu sagen, wer ob der Wirkung verblüffter und entsetzter war: die mütterliche Brigitt oder der verständige Jüngling aus Pframpfingen.

„Was!“ schrie der Peter, der schreckliche Peter, und fuhr mit beiden nackten und gar wohlansehnlichen Beinen aus dem Bette: „Was? Vogelschießen? Pframpfingen? Wendel? Bier und Schnaps? Bist du ganz und gar von Sinnen, du dummes, gottverlassenes Bauernluder? Meinst du, ich sei ein Bierfiedler? Meinst du ... Hahaha!“ Er brach in ein lautes, langes Gelächter aus — zuerst klang's wütend und zornig — dann heiter und frei — zuletzt gar bitter und weh — bitter und weh; dann ward er stille, seltsam still, und — „schon gut, Barthel, 's war nicht bös gemeint, du kannst nicht dafür — ich auch nicht!“ schrie er sich selber zornig darein, der schlimme Peter — „geh nur, sag deinen — deinen Leuten, ich — ich — sag ihnen, was du magst, in drei Teufelsnamen: ich sei anderweit gebeten; nein, das sagst du nicht!“ — „Das sag ich nicht,“ nickte der Barthel. — „Sag, ich sei krank, sei tot — heiliges Gewitter, mach nicht so ein blitzdummes Gesicht, dabei kann einem freilich nichts Gescheites einfallen. Sag halt, i c h k ä m n i c h t! Und, hörst du, sag's jedem, der's hören mag: mit dem Geigenpeter in den Schenken, auf den Hochzeiten und Kirchweihn, beim Vogelschießen, Schweineschlachten, Kalbauskegeln sei's aus, aus und gar!“ — Frau Brigitt schlug die Hände überm Kopfe zusammen, soweit ihr solches bei ihrer umständlichen Leibesbeschaffenheit vergönnt war: „Aus und gar? O du grundgütiger Gott! Aus und gar mit dem Geld-

verdienen!" — „Ja, Mutter Brigitte, damit ist's aus. Warum — das begreift sie vielleicht später mal, vielleicht auch am Nimmermehrstage, mir soll's gleich sein. Gehabt euch also wohl, Mutter Brigitt und Freund Barthel: ist kein Most zu holen beim Peter; ich aber muß schaun, daß ich in die Hosen komm." — Da zog die mütterlich Fühlende heulend ihre blaue Schürze vor die Augen und eilte wehüberwältigt, an Gottes Gnade verzweifelnd, aus der Kammer, der verdutzte Pframpfinger torkelte hinterdrein.

Mit dem In-die-Hosen-kommen schien's der Peter nicht eben eilig zu haben; denn er saß noch lange, lange nacktbeinig auf dem Bettrande, kratzte sich den ungekämmten Schopf und starrte vergrübelt ins Leere. Bannten ihn die hüpfenden, flimmernden, goldgelben Sonnenflecke auf der rissigen Diele und auf seinen Waden? Ach nein. — Das war doch a u c h ein Erlebnis, eben das alberne mit dem Sendboten vom Pframpfinger Vogelschießen, und er durft sich's nicht verhehlen: 's war mehr als albern, ein recht bedeutsam und besinnlich Erlebnis war's! Da klopfte was leis und schüchtern, doch immer beharrlicher an die Lebenstür, das hatt' die Stirn gar faltig emporgezogen und starrte mit großen Sorgen- und Notaugen drein! Ja, scheint denn die liebe Sonne dunkler mit eins? ist die Luft kühler worden, die Welt ärmer und öder? Ihn fröstelte. Er raffte sich auf. Da gab's nur eins: Er riß die Fiedel von der Wand und spielte, barbeinig und im Hemde, wie er war — was konnt' er jetzo anderes spielen als die silberfarbene Wolkensaumweise! Sie klang gar ernst aus dieser Stunde heraus, wie uralter Schmerz, uralter, edler Trotz und mannlich Erkühnen, heldisches Steigen zu Freiheit und Licht, stolzes, seliges Flügelspreiten und sieghaft-herrlich Dahinziehn in hohen, lichten Kreisen, hoch über Ängste und Not, über silberfarbenen Wolken. Des ward sein Herz wieder stark und frei, davon erwuchs ihm aufs neue lachender Mut!

Er trat ans Fenster. Unten saß auf der Bank vorm Holzstall der alte, lahme Heinz, der klopfte einen neuen Stiel, den er zurechtgehaun und geschnitzt hatte, in eine Axt. So Bastelwerk, das war sein Geschäft, er war zu rechtem Schaffen nicht mehr nütz. D e r m u ß t e s e i n S p i e l g e h ö r t h a b e n! — Tat aber gar nicht dergleichen. Schaute ja nicht mal auf! Das verwunderte unsern Peter. „Heinz," rief er hinunter, „hast mich geigen hören?" — „Guten Tag auch, Geigenpeter! Hallo, schon so früh auf den Beinen?" — „Hast du mich geigen hören?" — „Meinst, ich wär' taub? Du, der Barthel aus Pframpfingen ist da, der Depp, sollst drüben aufspielen zum Vogelschießen."

Tief betroffen trat Peter in sein Kämmerlein zurück und hängte still seine Geige, die geweihte, kleinodiengezierte, an die kahle Wand.

* * *

Drunten in der großen leeren Wirtsstube, wo die vielen Fliegen die kleinen, engen Scheiben auf und nieder schnurrten, gab's Zank und Herzeleid. Frau Brigitt, nachdem sie sich die Tränen getrocknet und umständlich die kleine, runde Nase geschneuzt hatte, war in ein tiefes Nachdenken verfallen; drauf so hatte sie ihrem bockbeinigen Pflegekinde einen Palmsonntags- und Ehrenbesuchskaffee gebraut, gesonnen, ihn durch ein Übermaß von Liebe und Mütterlichkeit und verzeihende

Milde zu rühren und seinen erschrecklichen Koller zu heilen. Er war doch ein fügsamer Junge, mit dem noch allweil fertig zu werden war, ein guter Kerl bei aller Querköpfigkeit, der sich zuguterletzt doch um den Finger wickeln ließ! Und dieser Kaffee! Ihr Eheliebster, der ein sotanes Staatsgebräu niemalen vorgesetzt bekommen, ei, der hätt' nicht hereinriechen dürfen! Dazu hatte sie ihm ein Butterbrot gestrichen, wie nur treuste Mutterliebe eins zu streichen versteht. Da saßen sie soweit recht behaglich, ihm schmeckte es offensichtlich, wie er denn nach so vielen Erlebnissen redlich ausgehungert war; und sie, sie freute sich, wie er, nach ihrer Rede: „die Backen schmiß“, und wie ausbündig gescheit sie doch einmal wieder das Ding angefaßt habe. Hub drauf mit Behutsamkeit an, ihm liebevoll Vernunft zu predigen. Scheinbar ganz zahm und erbaut hörte er zu — heißt das, so lang als das Butterbrot reichte; als der letzte Bissen ihm noch die Backe polsterte, krauste der Undankbare bereits die Stirn. Flugs strich sie ihm ein neues. Doch auch das ging zu Ende, und schließlich war gar der Kaffee, der Trunk der Seelenmilde, versiegt, da fing er an, darwider zu reden. War natürlich alles weder gehaun noch gestochen, was er vorbrachte, ihr klang's wie Welsch und Sarazenisch — nein, was denn? schlechthin verrückt war's! Oho, Bürschchen, jetzt faßt sie derber und streitbarer zu, jetzt geht's an ein Kopfwaschen: bare Bockbeinigkeit war's und dummdreiste Geheimtuerei! Sie kennt sich aus: da steckt wieder ein liederlich Weibsbild dahinter! Nun herzhaft alle Register gezogen, tapfere Brigitt: Bierfiedler! Was heißt Bierfiedler? Den wackren Bauern heißen sie Knollfinken und Miststiefel, den redlichen Schulmeister Hosenstrammer — und ich will nicht sagen, was für 'nen Pauker, den Schneider 'nen Geisbock, den Soldaten Kriegsgurgel und Schwartenhals; so hängt die Niedertracht der Welt jeglichem ehrlichen Gewerb seinen Schimpf an. O du großer Gott im Himmel droben, wovon er denn leben wollt, der Herr Haderlump, so er des Bierfiedelns sich entschlagen tät? Zuletzt sei's doch ewig schade um ihn, der doch ein so schmucker und gut zu leidender Bursch, sie, als alte Frau, dürfe so was ja sagen! Mit sachtem käm' er doch in die gesetzten Jahre; o du großer Gott im Himmel droben, was sollt' nur aus ihm werden! — und was der trefflichen Lehren mehr waren. Und das muß wahr sein: recht hatte die gute Alte, so gewißlich recht, wie ein Viergroschenbrot vier Groschen kostet, da beißt die Maus keinen Faden ab. Das ist ja eben das Heillose, daß die Menschen hüben und drüben beiderseits recht haben; was Betrüblichers gibt's eigentlich nicht unter der Sonne! So recht die Gute hatte — Petern ging das ganze Gesalbadre nichts an, aber auch gar nichts; er konnt' sich nur verzweifelt in die Haare fahren und beten: „Herr, gib, daß sie endlich aufhöre!“ Sie hörte aber mit nichten auf, und da — da lüpfete er noch einmal den Deckel von der Kaffeekanne: Hol's der Teufel, sie war und blieb leer! Was soll er, um aller Heiligen willen, der dicken, dummen Alten sagen — was?! Soll er ihr etwa ...? Der wundersüße Name fänd wohl nimmer den Weg über seine Lippen, hier, angesichts der feisten, zitternden Backen dieser schrecklich guten Frau, die eigentlich recht lächerlich aussah — Gott verzeih mir's, eigentlich recht gemein. Oder sollte er vom düsteren, bitteren Schmiede im schwarzen Irrwalde künden, mit dem Angesicht und den Augen, die noch kein Sterblicher sah — warum wohl nicht? Was war's eigentlich mit dem? War's

über Menschenkraft, dem Bittren ins Auge zu schaun? — Hart schlug die Alte auf den Tisch und schreckte ihn auf: ach richtig! er lächelte: oder sollt' er gar von den edlen, kühlen Brüsten der Unnennbaren sprechen, zwischen denen die milde Perle gehangen, die jetzo seine Geige ziert und heiliget? — Da schluchzte sie auf. Er stund auf, himmelanflehend die Augen, und trat ans Fenster. Da flogen ihm die Fliegen um die Nase. Er setzte sich wieder. Rack! machte die alte Uhr an der Wand, und im wurmstichigen Gehäuse tackte es hart. Sie ergoß sich in Klagen gekränkter Liebe. Er sei ein herz- und gefühlloser Bursche! Da schlug er wütend auf den Tisch, daß die grellbeblümte Kaffeeschale in der Untertasse hüpfte und erklirrte. Sie schob das gefährdete Gut aus seiner Nähe und sagte, er sei ein Rupp-sack und ein ... da hielt er sich die Ohren zu.

Da schlug die alte Wanduhr just nach langem Räuspern und Rasseln drei, und Frau Brigitte war noch im besten Zuge und schimpfte just so maßlos wie ländlich drauf los. „Heiliges Kanonenrohr!“ schrie er, „halt Sie endlich Ihr Maul und laß Sie mir meine Ruh! Was hab' ich mit Ihr zu schaffen? Nichts! Nichts! Nichts!“ — Kam zum kläglichen Beschluß eine lange Liste all ihrer Wohltaten und Liebesopfer, immer mit dem Kehrreim: „Und das ist nun der Lohn!“ Sogar ihres Mannes Eifersucht habe sie dulden müssen, und sie sei ein ehrbar Weib, oder ob etwa er, der Peter, anderes von ihr dächte? „Kann ich dafür, wenn Ihr Alter ein Esel und Sie... was weiß ich! Meine Ruh' will ich haben!!“ — „O du großer Gott im Himmel droben!“ — „Närrisch ist sie, närrisch!“ — „Und er ein schlechter Kerl!“ — „So sollt Sie ihn doch in Satans Namen laufen lassen!“ — „Das tu' ich auch, tu' ich auch! Aber das laß Er sich gesagt sein, und Er soll an mich denken einst auf dem Elendstroh: Ein stinkend Ende wird's mit Ihm nehmen!“ — „Sela — Punktum — Streusand! Gottlob, das klang doch wie 'ne Schlußfigur! Und somit — Gott befohlen, Frau Wirtin!“

Als der grundschlechte Kerl, zum Auszug und Valet fertig, zum letzten Male die steile Bodentreppe herunterpolterte, seine Siebensachen schlecht und recht zusammengebündelt, da stund drunten am Fuße der Bodenstiege mit versteinter Leidensmiene noch einmal Mutter Brigitt und streckte ihm, den Entsagungsblick abgewandt, eine Geldkatze dar: „Hier“ — sie schluckte — „Sein Reisepfennig“. — Peter hub abwehrend die Hände: „Frau, was denkt Sie von mir?“ — „Nehm Er's getrost,“ knurrte sie, „'s ist Sein wohlverdientes Eigen. Ich hab's Ihm nach und nach gestohlen — Er macht's einem ja leicht, wie Er sein Sach in Ordnung hält. Ist kein Heller drin, der nicht sein. Gedacht's Ihm an einem Tage wie dem heutigen auszuhändigen. Denn Er denkt doch an kein Sparen!“ Plötzlich erhub sich ihre Stimme wieder im Bußpredigerton, es lief halt mit ihr davon: „Peter, Er muß und muß ein besserer Wirt werden ...!“ sie wischte sich erschrocken übern Mund: „Nein doch, ich schweig schon still! Was geht's auch mich an? Doch — es schaut Ihm schon gleich, daß Er nichts gemerkt hat all die Wochen vom Abgang an Seinem Gut!“ — Peter wägte gerührt den Beutel in seiner Hand, und der Gedanken waren zwei, die er dabei dachte — der erste: Ist eigentlich ein kreuzbraves, altes Tier, die Mutter Brigitt — der zweite: Schau einer, was ich für'n Kerl bin! Solch einen Berg Geldes hab' ich verdient! Er drückte der Alten fest die Hand: „Vergelt's Gott,

Mutter Brigitt, wie Sie's alleweil treu mit mir gemeint hat. Will's Ihr nimmer vergessen." — Da strömten der guten Frau schon wieder die bitteren Tränen ... „... und den Beutel hab' ich auch gewirkt. Nehm Er ihn zum Gedenkemein." — „Dank, Mutter, will ihn in Ehren halten. Gott mit Ihr, und grüß Sie mir ihren Ehewirt."

Nicht lang stund's an, zog unser Spielmann, kräftig den Wanderstab aufsetzend, zum Dorfe hinaus. Hinter ihm bellten ein paar Hunde, zischten etliche Gänse, tuschelten ein paar junge Dirnen, weinte eine untröstliche, dicke Frau, und sprachen in den Schenken die Leute: „Er war ein Drehstrumpf". — „Ein kreuzverdrehtes Luder," bestätigte der Nachbar und trank aus — „Wirt, noch einen!"

Er aber zog von hinnen, hohen Sinnes, stolze Zuversicht im Herzen: Wem ward seines Wertes hinieden je höhere Gewähr? Was er besaß, wie unmittelbar aus Gottes Hand, es erhob ihn über Tausende! Des müßte selbst des Kleinmütigsten Herz getrost sein! Hinter seiner lichten Freude stund in Wehr und Waffen straffe Entschlossenheit, der harte, herbe Ernst des Mannes, der da weiß, daß zu einer hohen Gnadengabe heldenstarke Schultern gehören wie zur Bürde schwersten Leids, der weiß, daß Gnade empfahen — Pflicht empfahen bedeutet, und der treu und redlich zu kämpfen gewillt ist.

* * *

„Holla, guter Gesell, nehmt mich fein mit!" Der Angerufene wandte sich und stund. Die Abendsonne färbte sein braunes, schwarzumlocktes, kühnes Gesicht, daß es wie erzgegossen erschien in scharfer, strenger Schöne; ihr Goldlicht fing sich im blanken Rund einer Laute, die ihm an einem perlgestickten Bande zur Seite hing. Schlank und hochgereckt, die langen Beine gespreizt, stund er und musterte mit hochmütig prüfendem, halboffenem Auge den Nachkommenden. Peter hatte ihn mit kräftigen Schritten eingeholt, rückte seinen Filz höflich und sprach: „Gott grüß die Kunst!" —

„Danke. Welche Kunst meint ihr?" sprach mit steifnackiger Würde und seltsamem Vollton der Fremde, und schon war's unserm Freunde leid, ihn angerufen zu haben. Wenn der kein fahrender Komödiant ist, ist er ein Geck, dachte er. — „Welche Kunst?" fuhr der mit der schönen Nase und dem gefällig-weitentblößten, sehnenkräftigen, bronzebraunen Halse fort: „Gedenk' ich doch über Jahr und Tag der sieben freien Künste Magister zu heißen. Bracht's bis heute erst zum Bakkalaureus. Wüßt übrigens, wenn's verlangt würde, allenfalls noch mit einer achten aufzuwarten." — „Nun, der nimmt's Maul voll," dachte Peter und lachte: „Gott sei mir gnädig, sieben wären mir zu viel, und die achte könnt' höchstens die vermaledeite Passauer sein. Nichts für ungut — ich meint' eben nur d i e," und er griff auf des andern Laute einen schwirrenden Akkord. „Und somit", sprach der Fremde stolzen, unbewegten Angesichts, „tragt Ihr kein Ferkel da oben in Eurem Leinensack. Wenn's eine Geige ist, so könnten wir zwei heut' nacht einer Schönen in dem Nest da drunten eine Serenade bringen. Hierzuland heißt man's Ständchen, in Bologna sagten wir Serenata. —

Siehe, die Frühlingswelt
Dehnt sich im Mondenlicht;
Fühlt ihres Lebens quellende Fülle
Atmet beseligt und stille —
Schläft aber nicht.

Ist wie ein bräutlich Weib
Vor ihrem Hochzeittag,
Das ihres Blutes rauschendem Sange
Schämig lauschet und bange —
Schlafen nicht mag.

Komm doch, Schleier und Kranz
Segnend der Mond dir flicht,
Silbern erglänzt deines Haares Seide,
Nachttau dein Perlengeschmeide!
O schlafe nicht! —"

Das war freilich mit meisterlicher Kunst und weichem, dunklem Wohllaut gesungen, und verklang gar sehnsüchtig und zärtlich hinter den Hecken und Mauern der ersten Gärten der Stadt, also daß es dem Singer bei seinem Einzuge voraufgehn mußte wie ein lüstern-neugierig Fragen aller liebwarmen Weiblein: „Wer kommt denn da?" Auf den duftwehenden Wiesen, in den Gemüsefeldern und Würzgärtlein legten die Frauen die Hand über die Augen wider das blendende Abendlicht, den schlanken Burschen genauer zu sehn, der, solchen Aufsehens gewohnt, nicht rechts noch links blickte; und in den Häuschen und Sommerlauben fuhr manch blonder Scheitel aus Tür und Fenster. Peter sprach bescheiden still: „Wer auch so singen könnt!" Als er aber des Gefährten hochmütige Gebärde sah, der dreinschaute, als säß' er zu Pferde, ward er wortkarg und der Gesellschaft unlustig. Guck einer das Weibervolk! Ja, ja, ist ein rechter Rattenfänger! Nun, und allzusehr quälen brauchst du den nimmer, daß er singen soll. Er stellt sein Licht nicht untern Scheffel. Das kann lustig werden. Die Bursche seines Schlags kramen nach dem ersten Grüß Gott allsogleich alles aus, was sie haben. Darfst aber zuletzt drauf schwören: was sie auskramen, ist halt auch ihr ein und alles, mehr besitzen sie nicht." Schwieg der Geiger, so ließ sich jetzt der Begleiter zu leutseliger Gesprächigkeit herbei, mit erschrecklich vielen Sacrebleu und Santo Dio, wovon das eine die Hochschule in Frankreich, die er besucht, das andre die im schönen Italien bedeuten sollte. Er sprach eine Weile nur von sich und seinen Vorzügen, Wissenschaften und Fertigkeiten; seiner Liebschaften in Wien, Ingolstadt und Krakau, Orléans und Bologna, sowie auch seiner Bekanntschaft mit hochgelahrten, hochmögenden, auch fürstlichen Männern in aller Herren Ländern nicht zu vergessen. Dann gedacht' er gnädig, daß der Nachbar zur Linken auch noch da sei: „Also ein Geiger! Hm — ist freilich wenig, so man sonst nichts ist." — „Ihr redet, wie Ihr's versteht, Herr Bakkalaureus," wies ihn der andre, mit roter Stirn, zurecht: „Das ist viel! Ist mehr, denn all euer ‚sonst was', mehr denn ein Magister der sieben freien Künste, mein' ich — so man nämlich ein rechter Geiger ist!" — „Cospetto! Hör einer! Ihr tragt hohen Mut, Herr Musikant." — „Ich weiß, warum." Der Student lachte: „Was, mit Verlaub, nennt ihr einen rechten Geiger?" — „Das mag ich dem nicht beantworten, der bei dieser Frage lacht. Man soll über sein Bestes nicht mit den Leuten auf der Straße reden und sich nicht gemein machen." Der Student hatte weder der Zurechtweisung noch der obwaltenden Verstimmung sonderlich acht, plauderte frischweg, als seien sie die besten Freunde, darauf los

von seinen Fahrten, Abenteuern und Erlebnissen. Mit halbem Ohr nur hörte der tiefverdrossene Geiger hin — bis ihn mählich doch die bunten, fremdartigen Mären, dergleichen er, sie seien nun wahr oder gelogen, über alles liebte, fleißig lauschen machten. Und wie sein Ohr feiner ward und schärfer, erlauschte er unter all der lärmenden Lustigkeit noch etwas — was diesem Menschen zutiefst eigen sein mußte: etwas wie eine Unrast und Unseligkeit, einen dunklen Abgrund, über den sein Schwatzen und Possenreißen hinweg tanzte; schien dem Schwätzer aber selbst nicht wohl zu sein dabei, er schien nicht ganz bei der Sache. Er ward ihm unheimlich.

In währendem Fabulieren und Zuhören gelangten die zwei durch Straßen stattlicher Giebelhäuser, für deren Reiz der Erzähler kein Auge hatte, am stattlichen Rathaus, stolzen Zunfthäusern vorbei, über den Markt hin bis zu ihrer Herberge, es war der Güldene Anker; Peter trottete mit dem ortskundigen Studenten mit, als müßt's so sein, und eh er sich's versah, saßen sie in der Gaststube beim Schoppen Roten. Aber nicht mehr selbander! Um den unermüdlichen Erzähler rudelten sich, neuer Zeitung und munterer Unterhaltung froh, der Wirt und seine Gäste allzumal, sogar der Küper hinterm Faß und der Kellner hinterm Schanktisch reckten ein langes Ohr herüber, nichts von den vergnüglichen Geschichten und Possen durchwischen zu lassen. Die braunen Wände hallten wider, und durch die Gläser und Zinnkrüge der funkelnden Kredenz rann ein Klirren von dem unbändigen Gelächter und Hallo der entzückten Trinker. Der Bakkalaureus mußt' seinen großen Tag haben, aber seinen ganz großen!

Noch nie war unserm Musikus ein Mensch so zuwider und so anziehend zugleich gewesen, wie dieser Hansdampf, dieser unheimliche Teufelskerl. Es warnte ihn dauernd vor ihm wie ein Gefühl: der kann mehr denn Brot essen! — und doch war ihm, als dürft' er sich nimmer von ihm trennen; dabei wußt' er gewiß, daß der Kumpan gar kalten, engen und ungütigen Herzens sei, und daß all seines schillernden Wesens Sinn und Seele nichts als freche Hoffahrt und Eitelkeit. Solchen Hansen aber läuft die Welt getreulich nach, und ob sie noch älter werde und es dreiviertel auf Jüngsten Tag schlage; sie sind einmal so was wie Gottes Lieblinge. Sie geben sich nicht zufrieden, die närrischen Menschen, sie fänden sich denn bis an ihr selig End' immer aufs neue betrogen und hätten Ursach, über schnöden Undank und Lieblosigkeit zu klagen; und hat doch zu heilsamer Warnung Mutter Natur einem jeglichen auf die Stirn geschrieben, wes man sich zu ihm zu versehen hab'!

Hei und Hallo! Solchen Gast wie den witzigen, unterhaltsamen Herrn aus Wien, Ingolstadt, Krakau, Orléans und Bologna, und wer weiß, wo sonst noch her, den wünschte sich der Ankerwirt traun Tag für Tag in seiner Schenkstube! Und was der Kerl saufen konnt', Blitz, wie 'n Reitersmann oder Landsknecht, und immer ohn' Zieren bis auf den blanken Grund, und schmiß allemal die andren mit raus, da half kein Zinnkauen, sie mußten Bescheid tun, durften sich nicht lumpen lassen, und umgestülpt Humpen und Becher und fein die Nagelprobe gemacht. Der Wetterkerl hatte d r e i Leben! Da dachte keiner ans Heimgehn, und manchem mag die Eheliebste schlimmen Willkomm entboten, sicherlich aber den Gutenachtkuß geweigert haben — wenn sie klug war, schlief sie und sah und hörte nichts. —

Unser Freund saß derweilen schier unbemerkt an der Seite des volltönenden, anmutreichen Schwätzers, an dem aller Augen lachend hingen, hätt' keiner des stillen, ernsten Gastes recht acht. Der bedachte die Welt und die Menschen, wie sie so dumm und gemein, wie sie gleich Kindern mit Flitter zu ködern, dem Bauern gleich auf dem Tandelmarkt in der witzigen Stadt; bedacht' auch sich selbst neben jenem, und was in der Welt Wirkung schaffe und große Augen, wie dort das Plumpste, Rohste und Durchsichtigste noch immer nicht roh und plump und beleidigend genug — und dachte da seiner keuschen Kunst und der heiligen Weise, deren er Herr war. Wann und wo — ja, wann und wo wird einmal seine — ihre Stunde kommen, da es an der Zeit, das Göttliche zu enthüllen, das Ewige zu den Menschen reden zu lassen? Zu den Menschen? Zu welchen denn? Solchen wie diesen hier, die sich eben wiehernd und tobend über eine Zote des Possenreißers da wider die Stuhllehnen bäumen, daß diese knacken und krachen? Ihm ward gar bang und weh und angst ums Herz, und so einsam, so hundeeinsam!

Plötzlich horchte er auf. Der Student erzählte, zwischen zweien Schnurren, von fürtrefflicher Musika, so er in allen Landen deutscher und welscher Zunge genossen — das Schönste und Herzbeweglichste aber, das sei in Rom zur Ostermesse in der Sixtinischen Kapelle der päpstliche Sängerchor gewesen: „Das war euch, ihr Herren, als vernehme man mit Leibesohren die silberfarbene Wolkensaumweise!" — „Was wisset Ihr von der?" fuhr eratmend Peter dazwischen, und alles blickte unwillig auf den Störer. Der Bakkalaureus zuckte die Achseln: „Vermutlich just so viel wie Ihr, Freund Geiger. Man sagt das so. Hab auch die Englein im Himmel noch nicht singen hören. Ist das Wort hierlands nicht im Schwang, ihr Herren, von der silberfarbenen Wolkensaumweise?" — „Freilich, das kennt hier jedes Kind," meinten lachend die Gäste. „Ergo — Geigerlein, kommt erst mehr herum in der Welt, so hört Ihr's auch öfter." — „Jawohl, Fiedelmännlein," lachte, prustete, schnaufte und hustete ein schwerer Sattlermeister von doppelter Mannsbreite, der in Jugendtagen, da ihm die Luft noch leichter ein und aus ging, auf und ab im Reiche und in Welschland draußen das Handwerk gegrüßt hatte und in der kleinen Frankenstadt nun als Ausbund von Weltbefahrenheit geachtet ward: „Kommt erst mal herum, hoho!" — „Woher wißt Ihr, Meister, ob und wie weit ich herumgekommen? Jeder trägt nicht alles, was er hat, weiß und kann, im offenen Kasten quer durch die Leute, als wollt er's feilbieten." — „Da hat jetzt der Geiger recht," sprach der Schulmeister, „nein, da hat er recht." Der hatte sich längst im geheimen ob der Großmäuligkeit des Fremden geärgert, heißt das: weil inzwischen seine eigenen Weisheitsprüche arg im Preise fallen mußten. Er stund hoch und lang auf, nahm seinen Hut vom Riegel und stelzte verdrossen hinaus. Draußen schwenkte er erst noch mal zur Küche, der Ankerwirtin seine Meinung zu sagen über das leidige Raspelmaul: Sie solle ja auf den ein wachsam Auge haben. Mit dem sei's nicht geheuer — ein Leutebetrüger, Bauernfänger und wer weiß, was Schlimmes noch!

Drinnen aber hatte Peter zu seinem Nachbarn halblaut gesprochen: „Herr Bakkalaureus, hernach, wenn wir auf unserer Kammer allein, dann laßt uns zwei, so's Euch genehm, noch etliches über die Sache reden." — „Wüßt nicht, was da lang und breit zu reden sei; wird wohl nicht mehr dabei herauskommen als meinem

mehlsuppenblassen Meister in der Wienerstadt herausgesprungen ist, nämlich plus und minus nichts. Der arme Kerl ist ob der silbernen Weise närrisch worden, behauptete wider alle Welt, ihresgleichen gäb's, gäb's so gewiß wie Not und Pein, er könnt's am Altar beschwören. Er wollte sogar mal einen Zipfel davon erwischt haben, hat mir die paar Töne auch mit großer Feierlichkeit vorgegeigt. Dann rang er die blassen Hände, klagte sich selber an, daß er sein Heil verscherzt, gebarte sich wie ein Tollhäusler, zuletzt besoff er sich ganz ungeheuer in rotem Ungarwein und lumpte wie ein Türke mit losen Weibern herum. Er soll sich rite dem Satan verschrieben haben, der ihn auch richtig geholt hat. Das war der Fluch der silberfarbenen Weise. Er ist gar elendiglich verdorben und gestorben."

„Dreimal," fuhr's Petern wider seinen Willen heraus. Alle lachten. Der Student sah ihn an, als hielte er ihn für übergeschnappt. „Kanntet Ihr ihn?" Der Geiger nickte, ohne aufzusehn. „Hernach davon, hernach!" flüsterte er hastig. „Erzählen, erzählen!" schrien die Gäste. Peter zauderte geraume Weile. Von seines Herzens Ernst konnt' und wollt' er hier nicht reden, vor diesen wahrlich nicht, sein Tiefstes, Eigenstes zur Kurzweil preisgeben! „Ist nicht gar viel zu berichten," sprach er stockend und widerwillig — „genug, ich kannt' ihn, war bei ihm in seinem düstren Gemach, ist mir nicht heimlich gewesen in der schweren Pracht dazumal. Es war meiner Geige wegen, daß er mich berufen, er wollt' sie kaufen, als wüßt er ... als säß es in der G e i g e, was doch ... genug, er bot mir Geldes die schwere Menge — — was dann weiter noch gewesen ...? Der bleiche Mann hat an jenem Tage seltsam Gewalt gewonnen über mein Dasein ..." Er verstummte.

Pfiff der Bakkalaureus durch die Zähne, mit einem raschen Blick den Nachbarn ins Auge fassend: „Sapristi! Damit kann viel gesagt sein! Schau, schau, so einer seid Ihr?" — Wieder der lauernde Blick. Der Geiger blieb stumm und hatt' es kein Arg. — „Ging's im Ernst um die Silberfarbene? Seid mir da in vermaledeite Zirkel hineingeraten, Freundchen — hm — guckt, die Herren schauen ganz dumm und rücken fein ab, haha! Wollen wirklich unter vier Augen noch eins davon sprechen nachher. Doch weiter nur, weiter!"

„Was weiter?" fuhr Peter auf, ihm war's leid, daß er die Mär begonnen, die er nun nicht mit rechter Art hinauszuführen wußte, sintemalen ihm des Bakkalaurei feine Kunst, zu lügen und ins Blaue hinein zu fabulieren, nicht handlich war. „Daß wir zu Ende kommen — später dann — hm — in Mainz war das — da sah ich ihn — in seinem Blute. Von einem Nebenbuhler war er in ehrlichem Waffengange zu Tode gefällt." — „Ein verliebter Kater w a r er," meinte der Student. — „Er trug sich freilich dermalen als ein wallonischer Kavalier ... hm —" — „und war's überhaupt gar nicht," witzelte der Student dazwischen. Peter sprang auf, ihm ward heiß unterm Wams: „Wozu erzähl' ich euch alles dieses hier!" ... „Und das dritte Mal?" schrie der Bakkalaureus darein. — „Laßt mich in Ruh'! Was mir das Herz im Leibe gewendet hat, ist mir zu teuer für Kurzweil am Zechertisch. Nichts für ungut, ihr Herren, und gebt euch zufrieden. Bakkalaureus, 's ist wieder an Euch, laßt Eure Schnurren, Schwänke und Possen weiterlaufen, wie's der späten Stunde und dem Roten, von dem der Eichentisch schwimmt, baß geziemt. Eure Spule, acht' ich, ist wohl noch lange nicht leer?"

„Jawohl," schrie ein Gelbgießer vorlaut, „erzählt Ihr und laßt den Duckmäuser, 's war eh ein Gehacktes, was der vorgebracht, und hatt' nicht hinten noch vorn!" — „Nein, Doktor, jetzo singt uns eins!" rief ein zweiter. „Bravo, herrlich!" ging's im betrunkenen Kreise: „Wozu führt er die Laute an so zierlich gewirktem Bande? Gesteht's nur, Ihr Schlecker, ein Angebind von trauter Hand?" — „Was sonst?" sprach fürnehm gelassen der Bakkalaureus zu den lüstern-vertraulich wiehernden Tröpfen, zog das linke Bein hoch und stimmte die Laute.

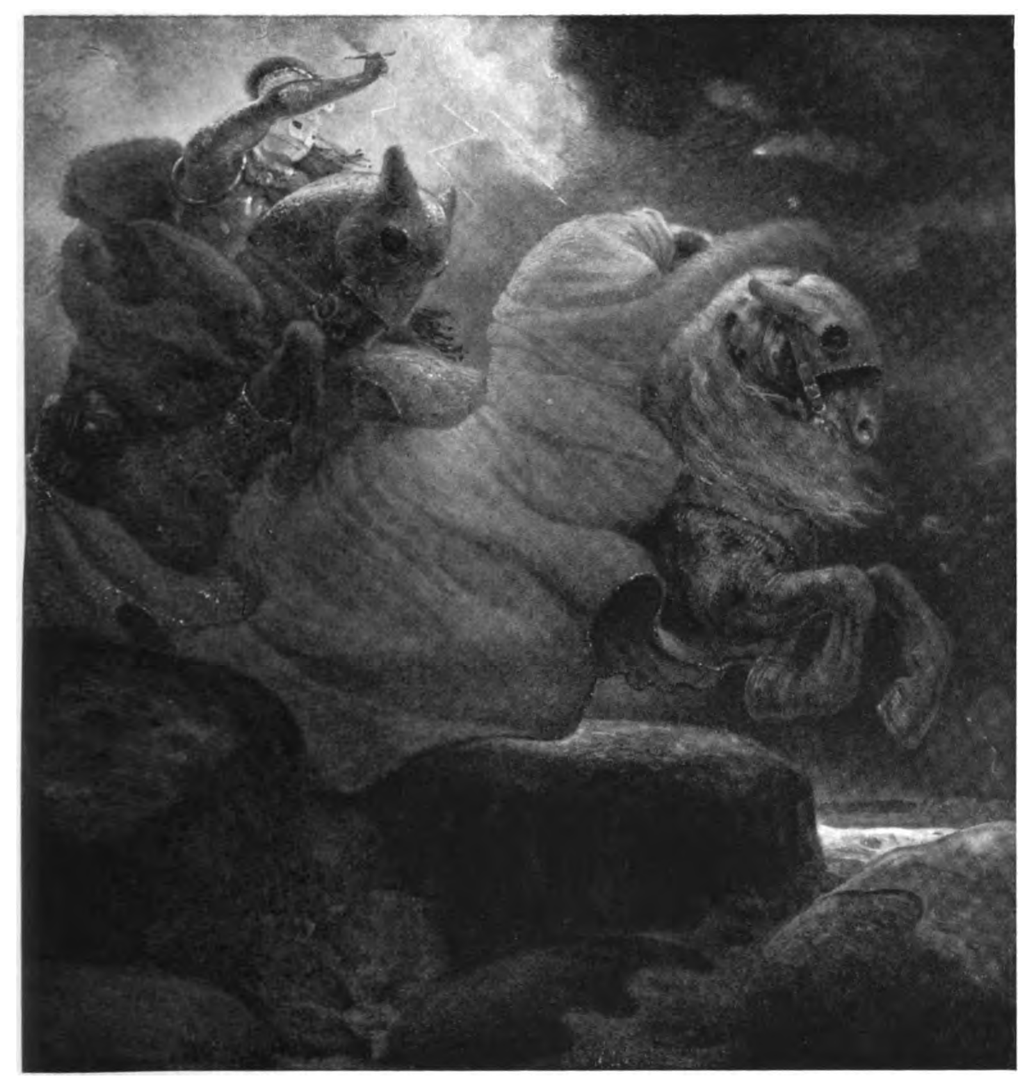
Stunde um Stunde rief draußen der Nachtwächter ab, der unverwüstliche Bakkalaureus schwelgte und plätscherte im eitlen Behagen seiner lustig-frechen Kunst, sang Scherz-, Schimpf- und Spottlieder, Buhlweisen, welsche wie deutsche, feine wie unflätige, dazwischen Kriegs- und Landsknechtslieder, die neuste Zeitung von Kriegstaten, von Fürsten und Herren nach alten Weisen, wie sie just als fliegend Blatt durch die Christenheit flatterte, dabei auch manch keckes Stücklein, das aufs Haar einer groben Verhöhnung der Zuhörer glich, gleichwohl von den ehrbaren Bürgersleuten am wildesten bejubelt ward. — Wohl war es kennlich und offenbar, wie der feine Sänger die immer betrunkener sich gebärdenden Zuhörer recht von Grund seines üppigen Herzens aus verachtete als greuliche Spießbürger, Nachtwächter, Kümmerlinge und lächerliche Tröpfe, doch schnurrig — derselben Tröpfe grobes Beifallsgebrüll deucht' ihn himmlische Musik! Als wär' ein Bravo eben ein Bravo, vollgewichtig, wie ein Gulden eben einen Gulden gilt. Und den hab' ich guter Narr erst für meinesgleichen genommen! dacht Peter und schüttelte den Kopf.

Als zwischen zwo Weisen der Student die flinken Finger über die Saiten klimpern ließ, mit lustig schweifenden Augen erwägend, was nun wohl an der Zeit wär', da hatte einer Peters Geigensack hergenommen und legte ihm den vom Rücken her vor die Nase auf den Tisch: „Spielt Ihr nun auch eins, Freund, was der Laute recht, ist der Fiedel billig!" — „Optime!" rief der Bakkalaureus, „zeigt Ihr uns nun auch, was Ihr könnt. Rühmtet Euch ja, ein r e c h t e r G e i g e r zu sein. Hic Rhodus! Allons!" — Ach du heilige Cäcilia, was nun? Unser guter Fiedler wär am liebsten gleich auf und davon gelaufen wie der, der dem Schlangenkönig das Krönlein gestohlen, nichts konnt' ihm zur Stund' mehr verquer und zuwider sein. „Was Lustiges, Peter!" wie er's zum Überdruß jahrelang hören müssen, klang's wieder in seinem Ohr — sein ganzes Innere schrie Nein darwider! Ihm war am Beifall oder an der Meinung des sauberen Konvivchens hier verdammt wenig gelegen. Wußt' er gleich manch artig Stücklein, des sich auch ein edler Meister nicht zu schämen brauchte, und hätt' er bis zum Morgen spielen können, ohne in Ton und Art des Bierfiedlers zurückzufallen — seltsam, seit jene drei Kleinode auf seinem Geigenholz blinkten und im Spiel seine Blicke bannten, gab's für ihn nichts mehr auf der Welt als die heilige Weise, die ihn ja zu jeder Stunde neu überraschte, neu beschenkte und segnete, dieweil sie zu jeder Stunde anders, immer neu und immer machtvoller, die ewige Offenbarung von dem, was über Welt und Leben dauert und wahr und wert ist, zur Menschenseele zu sprechen wußte. Nicht minder aber war's ihm wider sein Gefühl, hier seine Geige zu enthüllen, vor den stumpfen, stieren, dummen und frechen Augen die heiligen Zierate strahlen zu lassen, bei deren Anblick ihm immer das süßeste und keuscheste Bild erstund. Wie Schändung und

Verrat an dem reinsten Wesen wär's ihm. Die Fragen dann: woher? wozu? Des Bakkalaureus kalte, schlaue Augen, seine Witterung für Unsauberes — nie!

Er knüpfte die Schnur an der grünen Hülle fester und sprach entschieden: „Mir steht der Sinn nicht danach, laßt mich. Ich bin auch müde." — „Hoho! Das nenne ich 'nen Spielverderber und Sauertopf!" ging's da über ihn her — „was müde! Wir lassen's nicht gelten!" — „Faule Fische, faule Fische; nichts da! Raus mit dem Seufzerkasten!!" — „Haha, das Herrlein scheut nur den Nebenbuhler hier; da mag er freilich schweren Stand haben!" — „Nehmt's immer an, ihr Herren", sprach Peter kalt. — „Ist wohl nicht weit her mit Eurer ganzen Fiedelei, he?" — „Müde! Was ein Kerl ist, geht überhaupt nicht zu Bett!" brüllte und schnob die doppelte Mannsbreite. Der Student sprach nichts. Er trommelte mit niederträchtigem, mit hinterhaltigem Lächeln leis auf dem Schallkasten der Laute und summte dabei kaum hörbar was zwischen den zusammengekniffenen Lippen. Peter sah's und es machte doch sein Blut brennen; und all diese Blicke sah er, darinnen Spott, Mißtrauen, Geringschätzung, gedankenlose Lüsternheit, Weinseligkeit und Tollheit flimmerten, nur leider so gar nichts Edleres, Sauberes, menschlich Gutes zu ihm sprach, und sieh, eine Not wie eines Versinkenden, Ertrinkenden befiel ihn: das sind die Menschen, die ich meine, zu denen ich mich gesandt weiß! Mein Gott, mein Gott! Bin ich denn, gesegnet wie ich mich wähnte, der überflüssigste, untauglichste Wicht auf der weiten Welt zusamt meiner Weise, meinem ein und alles? Ist's denn zu denken, der neidische Satan hätt', nur mir das Herz im Leib zu enthoffen und verzagt zu machen, mit sonderlichem Fleiß just die schäbigsten Probstücke der Menschenart hier zu dieser Saufrunde ausgelesen und zusammengeschleppt? Nein, nein! 's ist 'ne ehrliche Stichprobe aus dem großen Faß: so sind sie allerenden, bis auf die paar, die einsam weiden, darum sie denen da Narren und Querköpfe heißen. Wo — wann — finde ich je und je hienieden die Menschenbrüder, für die ich mein Bestes, Eigenstes in mir trage, denen ich's offenbaren darf und mag? Ich kann's doch nicht vergraben, verhehlen vor der Welt, mein heilig Gut! Bin ich denn genarrt, der ich mich reich wie ein Fürst über alle Seelen deuchte, und mich als Bettler finden muß? Bin ich grausam getäuscht, der ich einen Hort in geprägter Münze gewann, und nun sagen die Leute: die Prägung kennen wir nicht, deine Münze ist nicht gültig hiezuland, dafür gibt dir kein Bäcker eine Weizensemmel. „Der sei gesegnet, der sei verflucht!" War's so gemeint? Wie sie grinsen, feindselig schielen, die ewigen Feinde des Göttlichen, am feindlichsten er, mit seinem stummen Hohn, der ewige Judas am Göttlichen, der Verräter, der eitle, am Heiligen! — Trotz, Zorn, Empörung, Kampflaune lohte durch sein Blut, er hätt' kein wehrhafter Mann sein müssen! Doch noch einmal überbrandete alles Ermannen trostlose Verzweiflung: wie soll das werden? Wofür leb' ich? —

Da erglühte er plötzlich im Rausch und Taumel gewaltsamen Erkühnens, als sei ein zündender Blitz in sein Gemüt gefallen, ein „Ich wag's!" riß ihn wild und jählings empor. Nicht hochmütige Vermessenheit war's, die der eigenen Seelenkraft das Unmögliche zutraut, es war mehr der fromme, eifernde Glaube, die edle Gewißheit von der hinreißenden Sieghaftigkeit und Unwiderstehlichkeit dessen, was er wie eine erhabene Lehre, Heilswahrheit, wie ein Evangelium empfand,



Im Wettersturm O. Soltau

und war der jugendreine Glaube an hohe Wunder, des Geistes Wunder, dem adligen Gemüte eingeboren und unverlierbar. — Was aber Menschen mehr denn Geburt, Hab und Gut, Wissen und Ehr', leibliche Gier und Gewand trennt und fremd einander macht, das ist die Gabe der Ergriffenheit, die ihnen gar verschieden zugemessen ward: da sind nur wenige, in denen lebt sie stark und rein und unbedingt; bei den vielen aber kümmert und siecht sie dahin, erstickt in staubiger Armseligkeit des Denkens und Strebens, verkrüppelt und verzwergt durch Gemeinheit, Dumpfheit und Erdstoffschwere. Das bedacht' unser Geiger nicht, das bedacht' er nicht!

Da stund er schon, zuhanden die Geige, weitab vom weinüberschwemmten Tische und dem Zecherkreise, im Schatten der dämmertiefen Wirtsstube, darin nur der Tisch mit den späten Gästen in dunstiger Helle lag; da stund er gar mannlich und kampflich, daß der naseweise Gelbgießer erstaunt loskrähte: „Hallo, unser Geigerlein kriegt ja ordentlich ein Gesicht!" Seltsam hell und scharf leuchtete sein Antlitz aus der Dunkelheit. Ihm war wie einem Rittersmann, der den Helm aufgebunden, in den Steigbügeln sich aufstellt und seiner Dame gedenkt; den Fiedelbogen hielt er in der Rechten wie ein nacktes Schwert. Da hub er in Andacht die Geige zur Brust, im Halbdunkel glühten die Kleinode und bannten seinen Blick, und — die Silberwolke der heiligen Einsamkeit sank auf ihn und um ihn und nahm ihn von hinnen.

Er war allein, war ganz für sich, und sah und vernahm nichts mehr, was ihn hätt' kränken können. Links von ihm, hinterm Faß, lag mehr denn er saß der Küper mit dem grünen Schurz über den lang ausgestreckten Beinen, die Schultern wider die braune Wand gelehnt, das kahle Haupt tief über der Brust baumelnd, weit vorgestülpt die dicke Unterlippe, und schlief den Schlaf des Gerechten. Das Bild der edlen Zecherrunde im dunstigen Lichtkreis der müde blinzelnden und schwelenden Unschlittkerzen war auch nicht das reiner Andacht und frommer Sammlung. Sie räkelten auf den Ellenbogen mitten in den Weinpfützen; einer lag gar an der Wand auf der langen Bank, man sah von ihm nur das grobbeschuhte rechte Bein, behaglich über dem Knie des hochgestellten linken wippend; einer hatte beide Arme auf dem nassen Tische liegen, den schweren Kopf darauf, und hub eben an zu schnarchen. Ihm tröpfelte ein neckischer Nachbar seine Weinneige in den Nacken. Zwei steckten just grinsend und schwatzend die roten Köpfe zusammen, andere glotzten gläsern ins Blaue, unwissend und ahnunglos dessen, was vorgehn sollte; der gähnte jaulend bis zum Kinnbackenkrampf; die zwei dort stießen klirrend mit den zitternden, überschwappenden Bechern an. Der Bakkalaureus aber thronte hochgerichtet in der Mitte, die Arme über der Brust gekreuzt, die dunklen, großen Augen kalt und prüfend gradaus gerichtet auf den Spieler drüben im Halbdunkel, scharf und dräuend wie zween eingelegte Speere, als wolle er ihn durch seinen Blick verwirren, und noch immer niederträchtig und überlegen lächelnd.

Nichts von dem allen nahm er wahr, der Weltentrückte. Er sah in die rote Lohe der Waldschmiede. Um den düster-starren Todes- und Schicksalsernst des Riesen am Ambos schwang sich mit Wiegen und Drehen die morgenlichte, die nackte Huldgestalt, im Tanz der Erlösten auf himmlischen Blumenaun, führte den klingen-

den Bogen und sang und sang. Jede Anmutgebärde, jede flüchtige Linie, jede Regung der weißen Glieder, jeden Leuchteblick des blauen Augenpaars — jeden Zauber jener höchsten Lebensstunde erlebte er neu. Und Singen und Sagen von dieser Stunde war sein Geigenspiel, und ein Danken dafür und ein Jubeln darob, und dann war's ein machtvoll Verkünden, ein inbrünstig Werben und stürmisch und schmeichelnd und beschwörend Überreden im Sang seiner Saiten, ein Aufsteigen ohnegleichen wie auf lichtflutender Sonnenbahn; und hell, und in alle Weiten und Tiefen erhellt war die Welt des Lebens und Sterbens, und drüberher in hohen silbernen Wolken zog's schwingenbreitend wie singende Schwäne vom Aufgang gen Niedergang, und die Schwingenrauschenden, die Silberleuchtenden, sie waren die Herolde eines gewaltigen Heilandrufes, der alle Räume füllend hinter ihrem Weltfluge herjauchzte: Glaubet, glaubet! Ich bin ewig, es ist kein Sterben und keine Not! — —

Der Bakkalaureus schaute dem geistbeschwingten Entschweben nach mit gerunzelten Brauen, wie ein flügelloser, ewig an den Boden Verhafteter: er empfand nur zu deutlich, daß da sich etwas offenbare, stärker, geistiger, reicher und reiner denn sein enges Wesen, aber er empfand's wie einen Widersacher, der gekommen, ihm obzusiegen, ihn zu beschämen, ihn zu zwingen, daß er, die Stirn im Staube, bekenne: ich bin gemein! Und immer voller sog sich seine Seele, die bewundern wollte, der schwarzen Finsternis von Haß und Neid, dem alten, schlimmen Neide von seinesgleichen auf jenesgleichen. Seht, weil ihm die Liebe versagt war, und der Liebe hingegebenes Glück, darum erkannt und verstund sie der Kluge, der Künstereiche nicht, die silberfarbene Weise, er ahnte ihrer nur so viel, um sie zu fürchten!

Die andern aber? „Kinder, Kinder, das überleb' ich nicht," schnob der Sattler los — „der fiedelt ja, bis wir alle Viere von uns strecken! Die Hähne krähen, wir müssen heim." — „Er fiedelt uns tot," meinte der Gelbgießer, der eine Stimme wie ein Hämmling hatte, „er hat einen endlosen Faden im Leib, wie 'ne Kreuzspinne, der reicht von hier bis an den Mond. Bis er den abgehaspelt, hat mein Weib einen andern genommen, und ich komm heim wie der Ritter auf dem Löwen; Bakkalaureus, da gibt's 'nen schnurrigen Singsang drüber, den müßt Ihr Euch zulegen!" — „Ui je, meine Alte!", schrie ein anderer, ein dritter hub an zu trällern:

„Das macht der Muskateller,
Den's in der Schenke hat,
Drum blieb daheim mein Bettchen
Fein schier und glatt."

Dazwischen schrien andere: „Aufhören, Geiger, Erbarmen! Hier sind auch noch Menschen." — „Trinkt mal eins, stärkt Euch! Seid wohl in Schwitz geraten, he?" — „Brav, brav, Geigerlein," prustete der doppelte Sattler, „bloß viel zu lang — und zu waschlappig, alter Freund! Damit lockt Ihr keinen Hund hinterm Ofen vor. Da kann sich kein Christenmensch nix dabei denken, ist nix, um die Beine zu heben und mitzusingen. Na trinkt mal. Donnerwetter, Doktor, da bist du doch ein anderer Kerl, sollst leben, Bruder Doktor!" — „Ihr habt was gelernt, Geiger", sprach der Student kalt, und alle horchten zu der Meinung des Kundigen auf, „ich

muß es rühmen, versteht Euer Handwerk wohl und habt fleißig geübt. Ich tu Euch Bescheid." Alle tranken voll Hochachtung dem also Ausgezeichneten zu Ehr' ihren Schoppen aus.

Peter stund wie aus hohen Wolken gestürzt, erwacht, erwacht! Stund taumelnd wie vor einem Abgrund, draus erstarrende Todeskälte emporhauchte, seine Knie zitterten, vor seinen Augen kreisten flammende Ringe, seine Faust ballte sich — „Schweine" ... hauchte er heiser und tonlos — „Schweine!" ... Da tat sich der schwarze Abgrund klaffender auf, er stürzte hinein. Lang schlug er auf den Boden.

Hallo, gab's da einen Aufstand! „Bringt ihn zu Bette, der Kerl ist besoffen, so einem dürft ihr nichts übel nehmen." — „Haha! Kann nichts vertragen, der arme Schlucker!" — Sie waren aufgesprungen zumal, der Küfer taumelte empor, gähnte, reckte sich. Indes er und der Bakkalaureus den ohnmächtigen Geiger die Stiegen hinaufschleppten, brachen die trunkenen Gesellen auf, tauschten ihre mehrfach verwechselten Hüte und Mützen unter dröhnendem Lachen aus und torkelten lärmend und randalierend in den bleichen Morgen hinaus.

(Fortsetzung folgt)



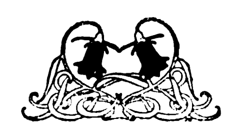
Idyll · Von Alfred Schmidt

Der Lehrer am Katheder, tief geneigt
Ins Buch, doziert: De Bello Gallico.
Und dreißig Knaben lauschen, tief geneigt
Ins Buch, der Römerweisheit wenig froh.

Des Lehrers Stimme nur. Die Klasse schweigt.
Da horch! Ein Rascheln wie in dürrem Stroh.
Die Knaben wachen auf. Ihr Finger zeigt
Verstohlen: Eine Maus! Und Flüstern: Wo?

Dahin Stillsitzens Zwang. Der Schule Joch
Vergessen ganz. Im Auge froher Schein.
Der Lehrer vorn am Pult doziert Latein.

Was kümmert jetzt die kleinen Schelme noch
Endloser Perioden Rätselgraus?
Dort unterm Schranke knistert eine Maus!





Die Hausfrau und das Bürgerliche Gesetzbuch · Von Justizrat Dr. Korn

Wenn in fast allen älteren Rechten die Familie einer absoluten Monarchie glich, in der allein der Wille des Mannes galt, so gleicht sie nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch mehr einem konstitutionellen Staate. Auch der Frau sind ihre Rechte verbürgt. Zwar steht dem Manne die Entscheidung zu in allen Angelegenheiten des gemeinschaftlichen ehelichen Lebens, z. B. über Wohnung, Dienstpersonal, Gesellschaften, Reisen. Aber wenn er sein Recht mißbraucht, so ist die Frau nicht verpflichtet, seiner Entscheidung Folge zu leisten; z. B. er verweigert eine aus Gesundheitsrücksichten notwendige Reise, er bietet der Frau eine nicht ausreichende und nicht standesgemäße Wohnung an. In solchen Fällen darf die Hausfrau von ihrem eigenen Rechte Gebrauch machen, und der Mann muß für die Kosten aufkommen.

Außer den gemeinschaftlichen Angelegenheiten gibt es viele persönliche, nur die Frau angehende. Sie kann z. B. ihre Korrespondenz, ihre Besuche selbst bestimmen, ihre Lektüre, ihre geistige Fortbildung selbst wählen, ohne daß dem Mann eine Aufsicht oder ein Verbot zusteht. Er ist z. B. nicht befugt, Briefe der Frau heimlich zu öffnen, Bücher fortzunehmen, Ausgänge zu hindern.

Den Haushalt zu leiten ist das Recht und die Pflicht der Ehefrau. Sie braucht sich z. B. nicht gefallen zu lassen, daß der Mann ihr die Haushaltung entzieht und einer anderen weiblichen Person, sei es auch eine Verwandte, überträgt. Sie hat die Wirtschaftskasse zu führen. Andrerseits darf sie sich nicht weigern, die Haushaltungspflichten zu erledigen, also für Essen und Trinken, Ordnung und Reinlichkeit im Hause zu sorgen. Grobe Pflichtverletzungen können genügenden Grund zur Scheidung bieten.

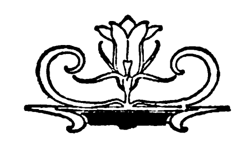
Zur Beschaffung der notwendigen Haushaltungskosten und zur Bestreitung des standesgemäßen Aufwandes an Garderobe, Wäsche, Heizung, Feuerung, Beleuchtung, Nahrung und Getränk usw. ist in erster Linie der Ehemann selbst verpflichtet. Aber kommt er seinen Pflichten nicht rechtzeitig oder nicht genügend nach, so steht der Frau die Schlüsselgewalt zu, das heißt sie darf alles Nötige für den Haushalt bestellen, und der Mann muß bezahlen. Nur wenn sie ihre Gewalt durch

verschwenderische Wirtschaft mißbraucht, kann ihr die Schlüsselgewalt vom Manne entzogen werden.

Was die Hausfrau in der Hauswirtschaft oder im Geschäft des Mannes erwirbt, z. B. an Wirtschaftsgeld erspart, durch eigene Tätigkeit an fremden Hilfskräften ihm spart, gehört dem Manne. Erspartes Wirtschaftsgeld kann dieser also für sich beanspruchen. Die eigene Mitarbeit der Frau im Geschäft und in der Wirtschaft des Mannes wird ihr nicht vergütet, auch wenn sie für den Ertrag sehr wesentlich ist, z. B. bei Gastwirten, Friseuren, Konditoreien. Eine Pflicht, selbst mitzuarbeiten, hat die Frau nur, soweit es nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten leben, üblich ist, also in der Regel nicht in den höheren Ständen.

Wenn die Hausfrau, um ihr Einkommen zu vermehren, selbst einen Erwerb anfängt, so kann der Mann es nicht hindern. Sie kann ein Gewerbe oder Handelsgeschäft beginnen oder auch in fremde Dienste treten. Nur in letzterem Falle kann der Mann, wenn seine ehelichen Interessen durch die Dienste der Frau für andere leiden, den Dienstvertrag mit Ermächtigung des Vormundschaftsgerichts kündigen. Dies gilt nicht nur für niedere Dienste, sondern ebenso für höhere, z. B. als Bühnenkünstlerin, Zeichnerin, Musikerin. — Was die Frau durch ihre Arbeit oder ihr Erwerbsgeschäft verdient, ist ihr freies Eigentum; dem Manne gebührt weder Besitz noch Verwaltung davon.

Damit ist in den Grundzügen das Recht der Hausfrau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch umschrieben. Es ist klar, daß sie nicht rechtlos dasteht, aber in mancher Hinsicht dennoch benachteiligt ist. Eine treffende Kritik des gegenwärtigen gesetzlichen Zustandes ist in dem großen Werk des Berliner Rechtsanwalts Dr. Neustadt über das Eherecht (Kritische Studien zum Familienrecht, erster Band: Eherecht, Berlin 1910, Verlag Curtius) zu finden. Neustadt hebt insbesondere folgendes hervor: Es gibt zahlreiche Frauen, die durch ihre Arbeit die ganze Familie, auch den Mann, ernähren. Weshalb sollen solche Frauen von der Entscheidung des Mannes abhängig sein, der meist nur ihr Gehilfe ist? — Ferner: Warum erhält die Frau, die vielleicht die besten Jahre ihres Lebens für die Wirtschaft und das Geschäft des Mannes schwer gearbeitet hat, bei Trennung der Ehe (durch Tod oder Scheidung) nicht das geringste für ihr Opfer an Arbeit und Mühe? Warum soll der Mann alles behalten, auch wenn der Unterhalt der Frau nur einen geringen Teil der Errungenschaft verzehrt hat? — Auf diese Fragen, die Neustadt mit Recht aufwirft, muß erst eine künftige Gesetzgebung befriedigende Antwort geben.





„Das namenlose Fräulein“

Ueberall das Fräulein, das namenlose Fräulein, das gar keinen Namen zu haben scheint, das aus Besorgnis, es könne eben nicht für ‚das Fräulein‘ gehalten werden, klaglos auf den Namen verzichtet.“

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich — sagt ein Volkssprüchlein und meint damit: Wenn jemand durchaus etwas will und darin sein Glück zu finden meint, so solle man's ihm lassen. Es muß unbedingt in dem Wort „Fräulein“ etwas liegen, was einen bezaubernden Klang hat, seit 100 Jahren wird um dies „Fräulein“ ein Reigentanz ausgeführt, Tausende von Händen strecken sich nach ihm aus, und wie ein Kleinod wird es gehütet.

„Mein schönes Fräulein“, beginnt Faust nicht ohne Absicht seine Unterhaltung mit Gretchen, und diese, sitt- und tugendreich und etwas schnippisch auch zugleich, erwidert: „Ich bin kein Fräulein.“

Mephisto trägt noch stärker auf, murmelt etwas von „gar vornehmem Besuch“, so daß Frau Marte, halb geschmeichelt, halb erstaunt, ausruft:

„Denk Kind, um alles in der Welt,
Der Herr dich für ein Fräulein hält.“

Zu Goethes Zeiten kam die Anrede „Fräulein“ nur der adlig Geborenen zu, und wer ihr einen Besuch machen wollte, der erkundigte sich, ob „das Fräulein zugegen sei“, und dann redete er sie auch nur mit „Fräulein“ an, ohne Hinzufügung des Namens; wenn er besonders galant sein wollte, verstieg er sich zu „edles Fräulein“. Noch zu den Zeiten unserer Großmütter wurde ein Unterschied gemacht zwischen dem „Fräulein“, der Tochter des Schloßherrn, und der „Mamsell“, der Tochter des bürgerlichen Kaufherrn. Die Näherin aber, die ins Haus kam, war einfach „Jungfer Petersen“.

Auch Henriette Sonntag, die gefeierte Sonntag, die göttliche Henriette, sie war doch nur Demoiselle Sonntag. Wehe, wenn sie sich Fräulein Sonntag genannt hätte! Die herrlichsten Namen hat man ihr beigelegt, aber „Fräulein“ hat niemand sie genannt, sie war ja kein Fräulein. Gräfin Rossi ist sie geworden, das ging, Fräulein konnte sie nicht werden.

Allmählich, ganz allmählich hat sich der Wandel vollzogen. Die Bürgerstöchter wurden Fräulein, die Schauspielerinnen wurden Fräulein. Nun kommen unsere braven Annas und Minnas und wollen auch Fräulein werden. Und die Schauspielerinnen lachen und ärgern sich, und die Bürgerstöchter lachen und ärgern sich, wie einst die Fräulein gelacht haben und sich geärgert: „Was auch alles Fräulein sein will, es gibt gar keinen Unterschied mehr.“

„Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamsell und Madam“,



sangen unsere Großmütter, hörten es aber sehr gern, wenn sie Mamsell genannt wurden, und hätten „Jungfer" als Achtungsverletzung tief empfunden. Andre Zeiten, andre Sitten — auch andre Unsitten.

Kleine Bruchstücke der Franzosentümelei haben sich noch bis in unsere Kinderzeit erhalten. „Na, Madam', was soll's denn sein", riefen die Hökerfrauen der Mutter zu, wenn sie mit uns über den Werderschen Markt ging, und zuweilen kam „gar ein vornehmer Besuch" und gab eine Karte ab, darauf „Madame Berta Meyer" stand. Und so „madamte" es sich noch hie und da.

Der Name „Mamsell" aber ist eine Bezeichnung für einen Beruf geworden. „Die Mamsell. Wir haben augenblicklich keine Mamsell. Gesucht wird tüchtige Mamsell." Jeder weiß, was darunter gemeint ist. So ist auch „Fräulein" Bezeichnung für einen Beruf geworden, ähnlich wie „Jungfer", und es hat wohl niemand gedacht, daß der Ehrentitel „Jungfrau" einmal das Gemeingut der Kammerkätzchen werden würde.

„Wir haben eine Mamsell, eine Jungfer und ein Fräulein." Welcher Unsinn! Aber jeder versteht diesen Unsinn, sagt diesen Unsinn.

Es entstehen eben im Sprachgebrauch Worte und Wendungen, die, wenn man sie unter die Lupe nimmt, als Unsinn erscheinen. In Ostpreußen heißt der Verkäufer, der Kommis, allgemein „der junge Mann", wenn er auch bereits ein Familienvater ist. „Er hat jetzt einen jungen Mann. Sie schreibt sich mit einem jungen Mann." Ja, man liest mitunter die amüsante Annonce: „Gesucht wird ein jüngerer junger Mann." Eingeweihten ist sie ganz verständlich.

In Berlin ist „der Herr" immer der Bewohner eines möblierten Zimmers. „Wir haben wieder einen Herrn. Nehmen Sie sich doch einen Herrn. Unser Herr. Euer Herr."

Und Berlin ist auch der Boden, auf dem „das Fräulein" gewachsen ist. „Unsre Else wird Fräulein. Ihr paßt das nicht mehr als Mädchen, sie will jetzt als Fräulein gehen."

Es klingt abscheulich. Aber es gibt Damen, die mit einem wahren Hochgenuß sagen: „Unser Fräulein." Andere vermeiden den Ausdruck mit Fleiß und sagen mit Betonung: „Die Wärterin des Kleinen, seine Pflegerin."

Zwischen Fräulein und Pflegerin ist aber ein gewaltiger Unterschied. Das „Fräulein, das so klaglos auf seinen Namen verzichtet" und so stolz auf seinen Titel ist, ist eine ganz besondere Spezies, deren Hauptmerkmal ist: „nichts gelernt zu haben". Im „Fräulein" trifft sich Gewissenlosigkeit von zwei Seiten unter der Devise: „Es ist ja nur für ein Kind."

Wer aber aufmerksam das junge Deutschland beobachtet und seine Hüterinnen, der kann mit Freude konstatieren: das „Fräulein" ist im Aussterben. Gute Kinderpflegerinnen mit tüchtigen Kenntnissen treten mehr und mehr in ihre Reihen. Wir vertrauen das Heiligste, was wir haben, nicht mehr Wesen an, die nichts gelernt haben und daher auch nichts besitzen als ein klein wenig armseligen Dünkel. Wir nennen die Pflegerinnen unseres Kindes so, wie dies sie in liebkosendem Tone ruft. Jede hat ihren besonderen Namen, den das Kind erfand, und ist stolz darauf, kein „Fräulein" zu sein, sondern etwas „Besseres". Marie Hansen



Wovon lebt der Mensch?

Zunächst die Muskeln. Deren Arbeit, so führt Professor Dr. J. Reinke im „Tag" in einer längeren aufklärenden Abhandlung aus, ist am bequemsten aus Kohlenhydraten herzustellen: „So sehen wir denn auch, daß die Landarbeiter Nordeuropas und Irlands überwiegend von Kartoffeln leben, die Chinesen und Japaner von Reis, die Araber von Datteln, die Bewohner der Mittelmeerländer von Brot, Polenta u. dgl. Daß diese Vege-

tabilien als Quelle der Muskelkraft vorzüglich sind, liegt auf der Hand und wird durch Rubners Versuche exakt erwiesen; es bedarf auch wohl kaum noch des Hinweises auf die Kraft eines Stiers, der sich lediglich von pflanzlichem Zellengewebe ernährt. Wenn neben den Pflanzenkost genießenden Völkerschaften andere da sind, die sich ausschließlich oder doch ganz vorwiegend mit Fleisch ernähren, wie z. B. die Bevölkerung der La-Plata-Staaten, so beweist dies nichts dagegen; es zeigt nur die Vertretbarkeit eines Nahrungsmittels durch ein anderes. Ein Hauptpunkt ist hierbei zu beachten. Der Argentinier bedarf sehr großer Massen von Fleisch, um seinem Körper die nötige Zahl von Arbeitseinheiten zuzuführen, denn der stickstoffhaltige Bruchteil des Eiweiß wird energetisch nicht ausgenutzt; der Balte oder Irländer bedarf sehr großer Mengen von Kartoffeln, um seinen Eiweißverlust zu decken. Beide Umstände fallen zugunsten einer gemischten Kost ins Gewicht, die zweckmäßigerweise bei reichlichen Vegetabilien dem Körper auch einen entsprechenden Prozentsatz an Fleisch zuführt, und nach seiner ganzen Organisation, die sich besonders in der Beschaffenheit seiner Verdauungsfermente ausspricht, ist der menschliche Körper einer gemischten Nahrung von Kohlenhydraten, Fett und Eiweiß angepaßt. Daß eine solche Anpassung durch Gewohnheiten variieren kann, zeigen einerseits die gewandten und muskelkräftigen Argentinier, andererseits die nicht weniger muskelkräftigen, mit einem Minimum von Eiweiß wirtschaftenden Europäer und Asiaten. Die klimatischen Verhältnisse dürften für diese Fragen keine wesentliche Rolle spielen, denn die Nordeuropäer und Nordchinesen ernähren sich überwiegend von Kohlenhydraten, die Grönländer von Speck, die unter heißen Himmelsstrichen lebenden Bewohner Nordargentiniens, Uruguays und Paraguays überwiegend von Fleisch.

Noch eine Tatsache ist von Bedeutung. Es liegen zahlreiche Erfahrungen vor, daß wenigstens für diejenigen Menschen, die an gemischte Kost bei Überwiegen der Kohlenhydrate gewöhnt sind und sich hauptsächlich durch Muskelarbeit betätigen, der reichliche Genuß von Fleisch geradezu nachteilig empfunden werden kann. Interessant sind in dieser Hinsicht die durch Düring mitgeteilten Beobachtungen von Baelz, der als hervorragender Arzt lange Zeit in Japan gelebt hat. In Japan werden die Wagen durch Menschenkraft gezogen. Baelz hatte zwei junge, kräftige Wagenzieher, die ihn, einen 80 Kilogramm schweren Mann, während drei Wochen täglich 40 Kilometer weit im Dauerlauf zu ziehen hatten. Die Leute erhielten als Nahrung täglich etwa 80 Gramm Eiweiß und sehr große Mengen an Kohlenhydraten in Gestalt von Reis, Kartoffeln, Gerste, Kastanien usw. Nach vierzehn Tagen hatte der eine Mann sein Gewicht nicht verändert, der andere ¼ Kilogramm zugenommen. Darauf wurde ein Teil der Kohlenhydrate durch eine ziemlich große Menge von Fleisch ersetzt. Die Leute aßen es mit Vergnügen, da es ihnen als Delikatesse gilt; nach drei Tagen baten sie aber, das Fleisch wieder abzusetzen und es ihnen lieber nach Vollendung der Versuchszeit zu geben, denn sie fühlten sich zu müde, sie könnten nicht so gut laufen wie vorher. Sie erhielten dann wieder die alte Nahrung mit einem dem früheren gleichen Ergebnis.

Diese und andere Versuche scheinen darauf hinzuweisen, daß ein gesteigerter Eiweißkonsum gewisse Nachteile mit sich bringt, für den Körper schädliche Nebenwirkungen haben kann. Es kommt beim Fleischgenuß nicht bloß das Eiweiß in Betracht, sondern es sind auch die im Fleisch enthaltenen Extraktivstoffe zu berücksichtigen. Diese letzteren haben keinen Nährwert, sondern kommen nur als Reizmittel in Betracht. Jede Dosis eines Reizmittels wirkt wie ein Peitschenhieb, den man dem Organismus verabfolgt. Sie wirkt nicht kräftigend, sondern nur stimulierend, und beides wird von Laien so leicht verwechselt. Glaubt man sich nach dem Genuß eines Beefsteaks augenblicklich gekräftigt, so ist dies angenehme Gefühl wohl hauptsächlich der Reizung durch die Extraktivstoffe zuzuschreiben; ein Übermaß davon kann aber auch schädlich, geradezu toxisch wirken, namentlich wenn der Organismus nicht daran gewöhnt ist. Zu einem Übermaß von Fleischgenuß drängt aber leicht der Umstand, daß Fleisch unter allen Nahrungsmitteln das beliebteste ist und von den Menschen für das wohlschmeckendste gehalten wird.



Handelt es sich um die Erzielung einer augenblicklichen Höchstleistung des Organismus, so kann gerade die Peitsche der Extraktivstoffe des Fleisches solche Leistungen auslösen.

Die Extraktivstoffe wirken auf die Substanz der Nerven- und Gehirnzellen; damit hängt es wohl hauptsächlich zusammen, daß für den Geistesarbeiter Fleischkost in höherem Grade ein Bedürfnis ist als für den Muskelarbeiter. ‚Der Geistesarbeiter kommt', sagt Düring, ‚ohne ernstliche Gefährdung seines Wohlbefindens und seiner Leistungsfähigkeit nicht ohne konzentriertere Eiweißnahrung aus; er muß aus dem Eiweiß nicht nur Erhaltung und Aufbau der Organe decken, sondern er bedarf der Extraktivstoffe.' — An anderer Stelle bemerkt derselbe Autor: ‚Wir brauchen viel weniger Eiweiß, als im allgemeinen angenommen wird, und eine Eiweißüberernährung birgt große Nachteile in sich.' — ‚Unter unsern heutigen Verhältnissen leidet die Mehrzahl der Menschen an Überernährung, insbesondere an Eiweißüberernährung; verhungern tun unter unseren Verhältnissen durch Mangel an Nahrung wenige, es sterben aber an den Folgen der Überernährung sehr viele Menschen früher als nötig, und noch viel mehr sind in ihrer Leistungsfähigkeit behindert lange vor der Zeit.'

Eine verständig gemischte Kost aus Vegetabilien, Fett und Fleisch wird daher das richtige sein. Im allgemeinen sollten wohl die Menschen mehr Kohlenhydrate und weniger Fleisch genießen, als geschieht, wenn sie das Maximum des Wohlbefindens erreichen wollen. Abwechslung und schmackhafte Zubereitung der Nahrung ist aber auch von Wert für die Erhaltung eines normalen Appetits, und die Bedeutung des Fleisches liegt teilweise gewiß darin, daß es Delikatesse ist und sein sollte. Ein unter schwerer Muskeltätigkeit lebender Arbeiter wird zweckmäßig seine ganze Ernährung aus Brot, Kartoffeln, Reis usw. bestreiten können, da bei der großen Menge der von ihm verzehrten Nahrung auch das erforderliche Eiweiß mit in seinen Körper eingeführt wird."

Was lassen sich nun aus diesen Ergebnissen der Biologie für Schlüsse zur richtigen Einschätzung der gegenwärtigen Fleischteuerung unter dem Gesichtspunkte des Volkswohles ziehen?

Das Gespenst einer drohenden Unterernährung breiter Volksmassen brauche man nicht gleich heraufzubeschwören. Um der „Unbequemlichkeit" jener hohen Preise zu entgehen, brauche man auch nicht bloß nach Staatshilfe zu rufen, sondern die einzelne Haushaltung möge in erster Linie an Selbsthilfe denken. „Die ist anwendbar, sobald man berücksichtigt, daß das Fleisch nicht nur Nahrungsmittel, sondern auch Genußmittel ist. Als Nahrungsmittel, ich meine als Eiweißspender, läßt sich ein Teil der Fleischkost durch Hülsenfrüchte ersetzen, deren Eiweiß für den Eiweißersatz im menschlichen Körper genau so viel leistet wie tierisches Eiweiß; und will man auf Eiweißverschwendung verzichten, so wird sich eine mäßige Reduktion der bisher üblichen Fleischration ohne Schaden durchführen lassen. Vielleicht wird man dadurch sogar zu einer bessern, den Feststellungen der Biologie entsprechenden Regulierung der Volksernährung gelangen, die ein richtiges Gleichgewicht zwischen Pflanzenkost und Fleischkost festsetzt. Interessant wäre es unter den gegenwärtigen Umständen, zu erfahren, ob die von Kartoffeln lebende irische oder die argentinisches Fleisch verzehrende englische Arbeiterbevölkerung die kräftigere ist; in der englischen Armee gelten die Irländer als die besten Soldaten.

In keiner Weise wollen diese Zeilen dem Vegetarianertum das Wort reden; ich bin durchaus Anhänger einer verständig zusammengesetzten gemischten Kost. Aber die Wissenschaft, und darauf wollte ich aufmerksam machen, weist nicht nach der Richtung, daß ein möglichst großer, sondern daß ein mäßiger Eiweißkonsum für die zweckmäßigste Ernährung des Menschen angezeigt ist, und daß Mangel an Fleisch uns weniger zu schrecken braucht, als es Mangel an Getreide, Kartoffeln und Hülsenfrüchten tun müßte."



Die Frau im Mittelalter

Die „Frauenfrage“ ist wie so manche andere keineswegs eine Erscheinung der „modernen“ Zeit. Auch das Mittelalter hatte seine Frauenfrage, und es handelte sich damals ebensowenig wie heute nur um eine Handvoll „emanzipierter“ Frauen. Beweise dafür findet man in der (kürzlich in neuer Auflage erschienenen) Schrift von Prof. Bücher „Die Frau im Mittelalter“. Der „Vorwärts“ reiht daraus einige sprechende Tatsachen aneinander:

„,Nach zahlreichen statistischen Ermittelungen, welche die Jahre 1354—1510 umfassen, machten in diesem Zeitraum die Frauen den sechsten bis den vierten Teil aller Steuerpflichtigen aus. Bedenkt man, daß es sich bei diesem Verhältnis größtenteils um alleinstehende, selbständige Frauen handelt, daß die zahlreichen Nonnen, Pfründnerinnen und Beginen meist nicht mitgerechnet sind, und daß Frauen auch im Mittelalter viel schwerer zur Selbständigkeit gelangten als die Männer, so erhält man eine Ahnung davon, wie schneidend das Mißverhältnis in der Zahl beider Geschlechter im bürgerlichen Leben der Städte hervorgetreten sein muß.‘

Aus drei der bedeutendsten mittelalterlichen Städte liegen die Zählungen vor, wonach ein bedeutender Überschuß der erwachsenen weiblichen Bevölkerung über die gleichalterige männliche zu konstatieren ist. Am Ende des Jahres 1449 ergab eine Zählung in Nürnberg auf 1000 erwachsene männliche Personen 1168 weibliche. Auch unter den Knechten, Handwerksgesellen und Mägden überwog das weibliche Geschlecht. Mit der bürgerlichen Bevölkerung zusammen kamen auf 1000 männliche Personen 1207 weibliche. In Basel kamen im Jahre 1454 auf 1000 männliche Personen über 14 Jahre 1246 weibliche Personen gleichen Alters. Eine Feststellung in Frankfurt a. M. im Jahre 1385 ergab auf 1000 Männer rund 1100 Frauen, doch soll der Überschuß, wie aus Steuerlisten usw. ersichtlich, höher gewesen sein. Für den Frauenüberschuß jener Zeit werden drei Gründe angegeben: 1. die zahlreichen Bedrohungen, welchen das männliche Leben in den mittelalterlichen Städten infolge der fortwährenden Fehden, der blutigen Bürgerzwiste und der gefahrvollen Handelsreisen ausgesetzt war; 2. die größere Sterblichkeit der Männer bei den oft sich wiederholenden pestartigen Krankheiten (es soll regelmäßig nach Pestjahren in den Steuerlisten eine größere Frauenzahl auffallen); 3. die Unmäßigkeit der Männer in jeder Art von Genuß.

Bedeutend beeinflußt wird die Zahl der alleinstehenden Frauen zu jener Zeit durch das Zölibat der Geistlichen und der unverhältnismäßig großen Zahl der zölibatären, in geistlichen Ämtern und Diensten stehenden männlichen Personen. In Frankfurt a. M. werden für das 14. und 15. Jahrhundert bei einer Einwohnerzahl von 8000—10 000 Personen auf den geistlichen Stand 200—250 Personen gerechnet. Für Lübeck in derselben Zeit 250—300 Weltgeistliche und Klosterbrüder. In dem kleinen Gemeinwesen von Wismar wird um das Jahr 1485 die Zahl der Weltgeistlichen auf 150, in Nürnberg um 1449 der geistliche Stand mit Dienerschaft auf 446 angegeben.

Trotz einer anscheinend in der Natur der Sache liegenden Ausschließung der Frauen wenigstens vom zünftigen Gewerbebetrieb waren das ganze Mittelalter hindurch die Frauen vielfach im Gewerbe tätig — ein Beweis, sagt Bücher, daß deren Beschäftigung durch die tatsächlichen Verhältnisse sich als notwendig aufdrängte. Frauenarbeit finden wir in einer Reihe von Berufsarten, von denen sie gegenwärtig ausgeschlossen ist. Aus Frankfurter Urkunden von 1320—1500 ergaben sich rund 200 Berufsarten mit Frauenarbeit. Die Verfertigung von Schnüren und Bändern, Hüllen und Schleiern, Knöpfen und Quasten ist ganz in den Händen der Frauen. Sie sind beteiligt an der Schneiderei, Kürschnerei, Handschuh- und Hutmacherei, sie verfertigen Beutel und Taschen, lederne Brustflecke und Sporleder und anderes mehr. Ihre Tätigkeit reicht bis in die kleine Holz- und Metallindustrie: Nadeln und Schnallen, Ringe

und Golddraht, Besen und Bürsten, Matten und Körbe, Rosenkränze und Holzschüsseln gehen aus Frauenhänden hervor. Die Feinbäckerei liegt vielfach den Frauen ob, ebenso fast ausschließlich die Bierbrauerei und die Herstellung von Kerzen und Seife. Sie überwiegen im Kleinhandel, im Hockenwerk und Trödelgeschäft, und an dem sehr entwickelten Handel mit Hafer und Heu sind sie stark beteiligt.

Die Frauen sind als Lohnarbeiterinnen wie auch als selbständige Meisterinnen tätig. Neben Frauen und Töchtern helfen auch die Mägde beim Handwerk des Meisters; die Meisterswitwe führt selbständig das Geschäft ihres Mannes weiter. Auch in der Weberei gibt es weibliche Lohnarbeiter und weibliche Meister. Ebenso zum Teil bei der Leinenweberei. In Köln bestand eine eigene Zunft von Garnmacherinnen. Es wird sogar von Gewerben berichtet mit zünftiger Ordnung, die ausschließlich aus Frauen bestanden. Auch im städtischen Dienst wurden Frauen verwendet als Hebammen und Krankenpflegerinnen, als Schlaghüterinnen, Pförtnerinnen, Turmwächterinnen, Zöllnerinnen und beim Hüten des Viehs. Sogar beim Kundschafterdienst hat man Frauen angestellt.

Ein großer Teil Frauen aus den vornehmen Gesellschaftsschichten fanden Aufnahme in Klöstern und ähnlichen Stiftungen. Die im Mittelalter alles beherrschende Kirche war die oberste Instanz aller Klöster und Frauenhäuser. In dem Maße, wie der Reichtum durch Stiftungen und durch hohe Einkaufsgelder der nicht unter die Haube gebrachten Töchter aus der besitzenden Klasse in den Frauenhäusern wuchs, nahmen Wohlleben, eitle Lust und Müßiggang zu. . . .

Daß die Klöster und Frauenhäuser lange nicht dem Bedürfnis einer notwendigen Versorgung der überschüssigen Frauen entsprachen, ersehen wir aus der sehr großen Zahl der sich ständig vom Bettel ernährenden und auf der Landstraße liegenden Frauen. Aus einem Teil dieser fahrenden Frauen rekrutierte sich die Prostitution."

Man könne nach alledem nicht behaupten, daß das Mittelalter seine „Frauenfrage" gelöst hätte. Die Frau als Dienerin der Kirche und des Mannes sei „alleinstehend schutz- und hilflos in einer gewalttätigen Gesellschaft" gewesen.



Der höhere Töchter-Sturm

Mit einer vollen Würdigung der Reform des höheren Mädchenschulwesens beginnt Paul Hoche in der „Hilfe": „Was für einen Reichtum an Schulen hat sie geschaffen! Wie viele Wege stehen dem heutigen Mädchen, das seine Bildung vervollkommnen will, offen! Wie leicht gegen früher wird es dem heutigen Geschlecht, sich auf einer besonderen, Neigung und Ziel entsprechenden Schule für diesen oder jenen Beruf die geeignete Vorbereitung zu schaffen!"

Nun aber die Kehrseite. Die läßt Unheil, läßt einen förmlichen Sturm auf die höheren Schulen ahnen:

„Wenn früher das Mädchen einem besonderen Berufe zusteuerte, dann wurde es von nichts anderem als der unbezwinglichen Liebe zur Sache, dem heiligen Feuer der reinen Begeisterung vorwärtsgetrieben. Unter Mühen mußte es sich's schwer werden lassen, das gesteckte Ziel zu erreichen. Heute sind die Schulen glücklicher organisiert, Vorurteile, die früher manches Mädchen zurückhielten, sind geschwunden, der Zug der Zeit ermuntert eher zum Studium. Diese Motive haben die Mädchenwelt für die gelehrten Berufe mobil gemacht. Wir wollen's und können's nicht leugnen, daß manches Mädchen auf seiner beruflichen Bahn schneller und besser gefördert wird, als es früher möglich gewesen wäre, daß überhaupt manches durch die

besseren Bildungsbedingungen veranlaßt wird, seine Kräfte in einer beruflichen Tätigkeit auszulösen, das früher seine Werte brachliegen ließ. Zugegeben dies, so muß doch festgehalten werden, daß heute auch viele zum Studium drängen, die entschieden nicht dafür geeignet sind....

Wir haben es hier besonders mit zwei Gruppen zu tun. Da sind die einen, die sich prinzipiell für einen selbständigen Beruf entscheiden. Neben dem Kostenpunkt ist nun in den meisten Fällen die Frage die: Was bringt der Beruf einmal ein? welche Stellung gewährt er später? wie wird er von den Mitmenschen gewertet? Da in dieser Beziehung die Berufe am besten wegkommen, die eine gelehrte Bildung, bestimmte Examina, den Besuch höherer Schulen voraussetzen, so entscheidet man sich auch für sie und schickt daher die Tochter, wenn die Kosten irgend dazu vorhanden sind, auf die höhere Schule, was ja in den Großstädten, wo man die Tochter zu Hause behalten kann, nicht so teuer kommt. Andre haben es vielleicht nicht nötig, ihre Tochter einen Beruf erlernen zu lassen; aber dennoch schicken sie sie aufs Gymnasium und oft nur aus purer Eitelkeit. Weil diese und jene Familie mit dem Beispiel vorangeht, folgt die dritte und vierte nach, weil sie nicht hinter jenen zurückstehen wollen. Es ist eben vielfach dieses Studium zur Mode geworden, und der Modeseferei wird so manches Opfer gebracht, wozu man für eine vernünftige Sache nicht bereit wäre. Nicht die Liebe zur Sache treibt viele in die Pforten der höheren Schulen, sondern eine Laune des modernen Zeitgeistes. Mit der Zeit muß man doch fortschreiten, und es gibt für manche Menschen kein peinlicheres Gefühl, als in dem, was modern genannt wird, ganz gleich, ob im guten oder üblen Sinne, etwa bei der Mitwelt, in der Gesellschaft für rückständig, für altmodisch zu gelten. Wie viele Mädchen drängen sich wohl aus diesen Gründen zum Studium, ohne die innere Berufung zu spüren? Und wir stehen erst am Anfang einer neuen Zeit, die Verirrung beginnt erst, daher ist es angebracht, schon jetzt zur Einsicht zu mahnen und auf die bedauerlichen Folgen solches verkehrten Handelns hinzuweisen.

Schon heute ist der Ausdruck von einem geistigen, von einem Gelehrtenproletariat berechtigt, bezeichnend für eine ganze Masse von Menschen, die auf dem Lebensmarkte keine Verwendung finden, entweder weil das Angebot von Anwärtern zu groß ist, oder weil ihre Leistungen zu gering sind, als daß sie sich dauernd in einer Stellung halten könnten. Das Weib hat dem Manne bisher schon häufig Konkurrenz gemacht; man denke nur an den Lehrerstand. Nun rechne man aber in Zukunft das große Heer der jungen Mädchen hinzu, die sich jetzt und in den nächsten Jahren aufs Seminar-Gymnasialabiturium oder auf das Hochschulstudium stürzen. Ihre spätere Konkurrenz wird zu einer noch schärferen Auslese der Tüchtigsten führen. Von beiden Geschlechtern aber werden noch mehr als bisher übrigbleiben, die sich in ihren Erfolgen völlig getäuscht sehen, und die die Legion der sogenannten verkrachten Existenzen nur vermehren.

Wir leben heute in einer Zeit des ausgeprägten Intellektualismus. Geistige Bildung ist Trumpf; es wird ein zu hoher Kultus mit dem Geiste getrieben, der sich auch in der Überschätzung der geistigen Berufe offenbart. Sie gelten im allgemeinen als die höheren, daher die Sucht, in ihnen unterzukommen. Daher aber auch wieder die unglückselige Rückwirkung, die zu neuer Bevorzugung geistiger Bildung und zur gleichen Unterschätzung von körperlicher Tüchtigkeit und Betätigung durch Handarbeit leitet. Für das weibliche Geschlecht macht sich diese Einseitigkeit in der Ausbildung besonders nachteilig. Die überreichliche geistige Beschäftigung, alles das, was in der Schule Körper- und Nervenkraft schwächt und von einer vernünftigen Körperkultur ablenkt, das greift den zarteren Organismus des weiblichen Geschlechts noch weit mehr an als den des robusten Mannes. Mit der Gesundheit sind aber zweifelhafte Vorzüge zu teuer erkauft, zumal dann, wenn das Weib dem Berufe Valet sagt und in der Ehe die Mutter von Kindern wird.

Und endlich sprechen auch die Leistungen und Erfolge im Beruf ein ernstes Wort mit. Wo Begabung und Neigung mangeln, wird sich das Mädchen nicht nur durch Klassen und Prüfungen hindurchquälen, sondern auch durch sein ganzes Leben hindurch. Es wird keine Persön-

lichkeit im Beruf auslösen können, weil es keine dafür mitbringt. Das ist aber für das Glück des Einzelnen wie für das Wohl der Gesamtheit von gleichem Nachteil. Man stößt sich heute noch viel zu viel an den Berufen mit Handarbeit. Wie die geistigen Berufe überfüllt sind, so fehlt es in jenen an tüchtigen Kräften. Es ist bei dem weiblichen Geschlecht nicht anders als bei dem männlichen: auf der einen Seite Überfüllung, auf der andern Mangel, und gerade Leute mit langem Schulstudium laufen herum, die ihre eigentliche Stärke im offenen Blick, im praktischen Sinn, in der geschickten Hand haben. Es wäre bedauerlich, wenn es beim weiblichen Geschlecht immer mehr zu so verkehrter Berufswahl kommen sollte, wie es bei dem männlichen schon der Fall ist. Die Ehen werden seltener, der Beruf wird daher für das Mädchen immer mehr Lebensaufgabe, und schon aus diesem Grunde sollte sie nur dem zugeführt werden, für den sie Neigung und Begabung mitbringt. Früher war die Möglichkeit der falschen Berufswahl für das Mädchen bei weitem nicht so groß wie jetzt. Die Schulreform hat eine bedeutsame Änderung herbeigeführt. Es wird aber genauer Überlegung und vernünftiger Vorsicht bedürfen, damit das, was dem weiblichen Geschlecht in der besten Absicht zum Segen geschaffen wurde, nicht aus Unverstand und Vorurteil zu seinem Unheil mitausschlage.“

„. . . Sühnet reine Menschlichkeit“

In der „Kreuzzeitung“ teilt Prof. Schiemann eine Episode aus dem „Eclair“ mit. Dort erzählt René Marc Ferry, wie er den ersten Weihnachtsabend verbrachte, dessen er sich überhaupt erinnert. Es sind die Weihnachten des Jahres 1870 in einer kleinen Stadt der Vogesen. Noch schwebt dem Kinde von damals dunkel vor, wie die französischen Truppen stolz und siegesgewiß, auch an dem Hause seiner Eltern vorüber, dem Feinde entgegenzogen. Wie dann traurige Tage folgten, der Vater fortzog, um an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen; nur der greise Großvater, die Frauen und Kinder blieben zurück. Der Winter und mit ihm die Weihnachten kamen.

„Es war“ — so erzählt Ferry — „sehr kalt an diesem Tage, wie an allen Tagen dieses traurigen Winters. Alles war von Schnee bedeckt, aber die Nacht war dunkel, kein Stern zu sehen. Merkwürdig, in meinem Gedächtnis haften von dieser Nacht weder Glockenklang noch Gesang. . . . Im fernen Nebel der Erinnerung unterscheide ich ein großes Zimmer im zweiten Stock und Eisblumen, welche die auf das Feld führenden Fenster bedecken. Die Erdäpfel dampfen auf dem Herde, und das Zimmer ist voll deutscher Soldaten, Bayern, wie ich glaube. Sie waren es, die meine Mutter baten, mich zu rufen, ihnen danke ich, daß ich da bin. Sie haben Briefe aus der Heimat bekommen und Tannenzweige gebracht. Sie haben Kartoffeln und Bier, und es ist Weihnachtsabend. Das Zimmer riecht nach Leder, Tabak, nassen Kleidern, man hört den Klang ihrer rauhen Sprache, das Rasseln der Säbel und Helme. Einer von ihnen, der nahe bei zwei oder drei Kameraden sitzt, hat mich auf die Knie genommen. Man hat mir später gesagt, daß er blond war, und daß ihm der erste blonde Flaum über der Lippe keimte. Er sah ganz jung aus, fast wie ein Kind. Aber anfangs schien er mir schrecklich, und ich suchte mich von seiner Brust abzuwenden, an die er mich preßte. Er sprach mit seinen Kameraden, und ihre Blicke richteten sich häufig auf mich. Sogar sein Kopf neigte sich zu mir. Wenn er mit mir sprach, mischte er französische Worte in die deutschen; seine Stimme erschien mir sanft, und in seinen Augen standen Tränen. Was war ich ihm und seinen Freunden? Rief ich ihnen einen kleinen Bruder daheim ins Gedächtnis? Oder war es das Bild ihrer Familie, von der sie eben Nachricht erhalten hatten, und die in Erwartung des Christkindes gerade diesen Abend ihrer gedachte? Wenn ich, wie ich seither oft getan habe, daran zurückdenke, frage ich mich wohl, welche Schmerzen

und welche Zärtlichkeit, welche dunkeln und tiefen Empfindungen durcheinanderzogen in diesem raucherfüllten, von schweren Schritten, Säbeln und Gesprächen widerhallenden Zimmer!

Der, welcher mich hielt, liebkoste mein Haar und küßte mich, und ich glaube wohl, daß er weinte, als er mich niedersetzte. Er versuchte, mich zu fragen, wo im Hause der Weihnachtsbaum sei; weshalb es nicht hier sei wie bei ihnen, und wie es komme, daß in dieser Nacht das Christkind nicht die Kinder der Menschen besuche, ihnen Spielzeug, vergoldete Nüsse und rote Äpfel zu bringen. Aber ich verstand nicht, was er sagte, und entfloh!

Meine Mutter beruhigte mich und küßte mich und faltete meine Hände; ich sprach mein Gebet wie jeden Abend und jeden Morgen für meinen Vater und für alle, die im Kriege waren, und schlief ein.

Aber am Morgen, als ich erwachte, fand ich neben meinem kleinen Bett einen Tannenzweig mit einer Orange und zwei Äpfeln. Der Bayer hatte sie meiner Mutter für mich abgeben lassen. ..."



Maschinen als Arbeitspersonen

Der Begriff „Maschine" drückte bisher immer noch ein Arbeitshilfsmittel aus, das des menschlichen Elementes, der Lebendigmachung durch den Träger bewußter Arbeitskraft bedurfte. Und doch rückt der Moment immer näher, wo der mechanische Apparat zur vollwertigen Arbeitsperson, die durchaus selbständig und ohne Hilfe arbeitet, herangewachsen sein wird.

Jetzt schildert die „Frankfurter Zeitung" eine neue Maschine, die in den fiskalischen Saargruben Preußens erprobt ist und dort ihrer allgemeinen Einführung entgegensieht. Es handelt sich um die selbsttätige Bewegung der „Hunde" in den Querschlägen der Kohlenschächte. Bisher herrschte dort der Schlepper und das Pferd als Hilfskraft für den Menschen. Beide hatten sich in ihr Arbeitsgebiet so eingelebt, daß sie wohl vermeinten, sie könnten nie daraus vertrieben werden, und doch hat es die Elektrizität zuwege gebracht. Für die Grubenausbeute bedeutet die sichere und schnellere maschinelle Beförderung des vor Ort losgebrachten Kohlenmaterials zu den Fahrstühlen des Hauptschachtes einen Fortschritt zur Wirtschaftlichkeit. Die führerlose Grubenlokomotive beruht auf der Anwendung elektrischer Akkumulatoren; bei einem Gewicht von nur 2½ Tonnen leistet sie mit einer Ladung von 12 Hunden, den kleinen Grubenwagen, im Minimum 50 Tonnenkilometer; sie kann eine Tonne Last 50 Kilometer weit schleppen, und zwar im Tempo von 1 Meter pro Sekunde. Bei der führerlosen Lokomotive wird die Einschaltung und Abschaltung des Bewegungsapparats am Ziele der Fahrt und bei unvorhergesehenen Hindernissen selbsttätig bewirkt, er setzt sich auch wieder ohne weiteres in Gang, wenn etwaige Hindernisse beseitigt sind. Die alte menschliche Zugbegleitung hatte auch im besonderen den Zweck, die Weichen richtig zu stellen. Die Maschine hat diese Arbeit ebenfalls mit übernommen. Auch die einfache Streckenblockierung erfolgt durch sie selbsttätig. Da im ganzen Grubenbetriebe überall elektrischer Strom zur Verfügung steht, so können die Akkumulatorenbatterien mit Leichtigkeit ausgewechselt und geladen werden.

Die volkswirtschaftlichen Nutzwerte dieser Erfindung liegen für den Bergbauunternehmer darin, daß erstens einmal rund 1400 ℳ im Durchschnitt an Jahreslohn für den Schlepper wegfallen. Die Anschaffungskosten der kleinen Maschinen sind nicht allzuhoch, eine Verstärkung und Vergrößerung des Oberbaues und der Schachtdurchschnitte ist nicht erforderlich. Dazu kommt aber die Ermöglichung eines intensiveren Schachtbetriebes, die Zahl der Hauer kann an den Örtern um die Transportmehrleistung der elektrisch bewegten Hunde vergrößert

werden. Der Mitarbeiter der „Frkf. Ztg.", der sich seine Informationen an Ort und Stelle geholt hat, weist noch darauf hin, daß mit der allgemeinen Einführung dieser elektrischen Schlepplokomotiven die Zahl der jugendlichen Arbeiter, deren Arbeit sie abgenommen habe, nun für die Vermehrung des Hauermaterials in Betracht kommen könnte. Damit würde natürlich auch die Altersgrenze von 24 Jahren, die bis jetzt für das Einrücken in die schwere und äußerst aufreibende Tätigkeit maßgebend war, voraussichtlich bald wegfallen. Wenn schon für die jungen Leute damit ein zeitigeres Einrücken in eine höhere Lohnklasse gegeben ist, so bleibt es noch sehr fraglich, ob die noch intensivere Arbeit, in die sie damit hineinkommen, einen positiven Gewinn für die Arbeiter übrigläßt. Die Pferde wären damit glücklich aus der Grubenqual in absehbarer Zeit erlöst.

Und die Menschen —? fragt der „Vorwärts".



Die Wunder des Rollfilms

Zur Neujahrsfeier der „Lichtspiele" (Kinematographentheater) im Mozartsaal des Berliner Neuen Schauspielhauses hielt Hanns Heinz Ewers eine Ansprache, aus der die „B. Z. a. Mittag" einige besonders fesselnde Ausführungen mitteilt:

Ich möchte, daß Sie sich einmal darüber klar würden, welche ungeheuren Möglichkeiten in dem schmalen Rollfilm, der Sie abends auf eine Stunde lachen oder auch weinen macht, eigentlich stecken. Das Gebiet, auf dem Ihnen dieser Film bekannt ist, ist das Kino. Aber das Kino, das wie Theater und Konzert, Zirkus und Variété nur dazu dient, Sie nach des Tages Arbeit zu zerstreuen, vielleicht auch zu belehren und zu erheben, ist nur ein kleiner Teil der Betätigungsmöglichkeit des Rollfilms. Sie dürfen mir glauben, daß es heute schon wohl überhaupt kein Gebiet mehr gibt, auf das das Filmbändchen nicht seine Eroberungspläne gerichtet habe.

Nach dem Vorgang des Pariser Professor Doyen arbeitet heute bereits die gesamte medizinische Wissenschaft mit dem Rollfilm. Wir sehen bakteriologische Films, sehen, in wie kurzer Zeit sich die Typhus-, Pest- und Cholerabazillen entwickeln und vermehren. Wir haben ausgezeichnete Aufnahmen von allen Operationen, die für den lernenden Studenten von unbezahlbarem Werte sind. Wir können mit Hilfe der Röntgenapparate alle inneren Organe in ihrer Tätigkeit zeigen, vermögen ein Krankheitsbild aufzunehmen, das untrüglich ist. In der Industrie macht sich der Rollfilm nicht weniger unentbehrlich!

Früher erfand irgendeine große Maschinenfabrik eine neue landwirtschaftliche Maschine; dann zogen ihre Reisenden, mit bunten Katalogen bewaffnet, durch das Land. Sie konnten schön reden und taten ihr allerbestes, dem braven Bauer und Gutsbesitzer die Vorzüge der neuen Maschine klarzumachen. Aber sie konnten ihm, letzten Endes, doch nur sagen: „Kommen Sie nach Berlin und sehen Sie sich das Ding im Betrieb an!" Oder aber im besten Falle: „Der Herr Soundso, vier Stunden weit, hat so eine Maschine. Fahren Sie hin und überzeugen Sie sich, wie sie arbeitet." — Heute ist das anders: der Herr Reisende macht seinen Taschenkinema zurecht und läßt seinen Film rollen: demonstratio ad oculos!

Armee und Marine! Unsere Ministerien haben längst den großen Wert des Rollfilms würdigen gelernt. Sie sind im Begriffe, eine große Anzahl kleinerer Apparate mit bestellten Films zu erwerben, die in der Instruktionsstunde Verwendung finden sollen. Man lernt die Griffe viel leichter von dem Bilde an der weißen Wand als auf dem Kasernenhof unter ständiger Angst vor derben Knuffen. Manches derbe Schimpfwort und manche tüchtige Maulschelle wird so überflüssig werden. Von unschätzbarem Dienste wird der Rollfilm in der Kaserne für

die Instruktion der Patrouillen sein, bekanntlich eines der allerschwierigsten Gebiete der militärischen Ausbildung. Gerade hier wird das Lernen „durch das Auge“ sich besonders bewähren.

Daß die Schule nicht zurückbleibt, ist selbstverständlich. Wir quälten uns in der Geographie nach gräßlich langweiligen Büchern ab, lernten auswendig, wieviel Meter hoch irgendein dummer Berg sei, wieviel Einwohner diese und jene Stadt habe, unter welchem Breiten- und Längengrade ein höchst langweiliges Kap gelegen sei. Von den fremden Landen selbst aber hatten wir gar keine Ahnung. Unsere Kinder werden aber mit dem Auge lernen, werden in alle Länder der Welt reisen, und einen ganz anderen Begriff bekommen von dem Stern, den wir Erde nennen. Und wir dürfen uns gar nicht wundern, daß unsere Enkel einmal sehr viel klüger und sehr viel gebildeter sind, als wir es waren.

So in der Schule, so in der Armee, so in der Industrie und der Wissenschaft! Nun aber wollen Sie bedenken, daß das alles nur ganz kleine, schwache Ansätze sind, winzige Samenkörnchen, aus denen heraus noch einmal mächtige Blütenbäume wachsen mögen. Die Möglichkeiten des Rollfilms sind völlig unbegrenzt, erlauben Sie also einem Dichter, einmal aus den Grenzen des Wirklichen — des heute Wirklichen — hinauszutreten und sich in das Land des Phantastischen zu begeben — des heute noch Phantastischen —, das vielleicht morgen schon greifbare Wirklichkeit ist!

Sie haben vielleicht schon von der neuen Erfindung des Alabastertheaters gehört. Während bisher im Kino die Figuren auf der Wand kleben, haben wir im Alabastertheater eine regelrechte Bühne; die Figuren sind losgelöst von der Fläche, bewegen sich frei im Raum. Heute noch vermag man diese Lichtfiguren nicht größer als etwa 60 Zentimeter wiederzugeben, heute noch sind sie, wie in jedem Kinema, nur schwarz und weiß. Es wird kein Jahr vergehen, so wird man so weit sein, sie lebensgroß und dazu in allen Farben der Wirklichkeit herzustellen. Nun nehmen wir an, daß in naher Zukunft vielleicht auch der Phonograph einige Fortschritte macht, gleichen Schritt hält mit der grandiosen Entwicklung des Kinos. Dann werden wir folgendes erleben: eine große Kinofirma läßt Riesenfilms anfertigen von einer Vorstellung von König Ödipus, von Hamlet oder Othello bei Reinhardt, oder auch von Strauß' „Elektra“ und Leo Falls „Schöner Risette“. Und — genau dieselbe Aufführung, mit allen ersten Künstlern, wird man, genau so, in jedem kleinsten Provinzloch sehen können, wie in Berlin, London oder Paris. Man schlägt sich nicht mehr um die Carusobilletts, zahlt nicht mehr Phantasiepreise, sondern sitzt und genießt um wenige Groschen.

Es ist nicht gerade schwer, da Prophet zu sein. Und schwer ist es auch nicht, vorauszusagen, daß der Kino der Historiker der Zukunft sein wird. Wie uns heute die Parlamentsstenographen die meist sehr langweiligen Reden des Reichstags aufheben, die doch kein Mensch je wieder liest, werden der Rollfilm und die Walze des Phonographen uns der Zukunft große Ereignisse aufbewahren.

Ein Element aber ist es, das, so scheint mir, dem Kino bisher sein Interesse noch nicht zuwandte, das ist die stolze Philosophie. Und doch scheint mir gerade die Philosophie hier ein Feld zu haben, das es ihr zum ersten Male ermöglicht, aus dem Abstrakten gänzlich hinauszugehen, ein Feld für eine unabsehbare Fülle von Experimenten. Denn der Kino ist der wahre Zauberer, der einzige der Welt, er schlägt in Stücke, was die Vernunft predigt. Er macht die Gegenwart zur Vergangenheit und die Vergangenheit zur Zukunft, zerbricht das Gesetz von der Kausalität, macht Ursache zur Wirkung und Wirkung zur Ursache. Ein einfaches Exempel: ich nehme eine Zigarette, stecke sie in den Mund, zünde sie mit dem Streichholz an und rauche. Die Zigarette dampft, wird kleiner, die Asche fällt herunter, das Papier verbrennt; schließlich werfe ich den Rest fort. Nun aber lasse ich den Rollfilm, der diese einfache Handlung aufnahm, von rückwärts laufen: da fliegt mir aus der Aschenschale ein brennendes Zigarettenstümpfchen in den Mund. Ich rauche — die Zigarette wird immer länger davon, die auf der Schale lagernde Asche fliegt heran und wandelt sich zu Tabak und Papier. Meine Zigarette ist wieder ganz:



Vita ⓣ O. Soltau

daran halte ich ein schon heruntergebranntes Streichholz, das nun auch wieder ganz wird und in dem Augenblick erlischt, in dem ich es an der Schachtel anstreiche.

Oder ich esse Knödel — rückwärtsherum. Und je mehr ich esse, um so voller wird mein Teller und um so leerer mein Magen! Er ist das reine „Tischlein, deck dich!“; immer wieder kann ich meine Knödel aufessen und dann fein säuberlich wieder herausholen, um von vorne anzufangen.

Aber das sind Spielereien, die man alle Tage machen kann, seien wir nun ein wenig unbescheidener! Nehmen Sie an, irgendein Fürst oder steinreicher Kommerzienrat lasse den Lebensweg seines Töchterleins vom ersten Lebenstage an kinematographisch begleiten. Warum nicht — es ist ja nur eine Geldfrage. Also die Mama bekommt ein Kindlein, zwei Ärzte und eine gute Wehmutter holen es. Das Kindchen wächst, wird ein Mägdelein, dann ein Backfisch; ein Jungfräulein, ein Fräulein und eine junge Frau. Die junge Frau bekommt selbst wieder Kinder, wird dann eine ältere Frau, eine noch ältere und eine ganz alte am Ende. Bis sie stirbt und begraben wird — — nein, verbrannt wird sie!

Aber ihre Enkelkinder wollen pietätvoll den Lebensweg der Großmama noch einmal sehen — von rückwärts. Aus der Asche hebt sich auch ein richtiger Menschenleib, ein recht alter freilich, aber doch ein Menschenleib. Und die Tote wird zur Lebenden, die Greisin zur alten Frau. Die alte Frau wird zur jungen Frau, und ihre Kindlein kehren dahin zurück, woher sie gekommen sind. Und dann wird die junge Frau wieder zum Jungfräulein, zum Mädchen, zum Kinde und Säugling. Und am Ende verschwindet es auch ... Es ist weg, weg, als ob es niemals in der Welt gewesen sei! ...

Das erste ehrliche Begräbnis

Ein eigenartiges Jubiläum bringt uns das Jahr 1911. Es sind nämlich jetzt gerade 200 Jahre verstrichen, seitdem in Berlin der erste Schauspieler ein ehrliches Begräbnis auf einem christlichen Friedhof gefunden hat. Vorher, wird im „Vorwärts“ erinnert, gehörten die Schauspieler, Seil- und Leinentänzer, Komödianten, Riemenstecher usw. zu den unehrlichen Leuten, gegen die zahlreiche besondere Verordnungen und Reskripte ergangen sind. Unter anderem wurde mehrmals den Bürgern und Kaufleuten eingeschärft, „denen Schauspielern“ nichts zu borgen, da Klagen auf Zahlung der Schuldbeträge gegen Schauspieler von keinem Gericht angenommen werden durften, die Gläubiger also das Nachsehen hatten. Ganz allgemein betrachtete man die Schauspieler, zu denen man alles zählte, was öffentlich Vorstellungen irgendeiner Art gab, als fahrende Leute und stellte sie auf eine Stufe mit Zigeunern und Spitzbuben. Es entsprach also lediglich der Auffassung der Zeit, daß man ihnen auch die letzten Ehren, die dem Menschen zukommen können, versagte und ihrem Leichnam nur dort ein Plätzchen gestattete, wo Selbstmörder und Hingerichtete beerdigt wurden. Aber im Jahre 1711 setzte Berlin es durch, daß der Schauspieler Jakob Scheller auf dem damals noch die Nikolaikirche umgebenden Kirchhof der Gemeinde beigesetzt wurde. Die Geistlichkeit erhob zwar Einspruch, aber der gesamte Rat von Berlin intervenierte, so daß Scheller wirklich ein „ehrliches“ Begräbnis erhielt, allerdings auch nur am äußersten Rande des Kirchhofs, aber immerhin in geweihter Erde. Nur zwei Jahrhunderte trennen uns von dieser erstmaligen Durchbrechung eines alten Vorurteils. Im übrigen bestand noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch die Mißachtung der Komödianten fort, denn noch 1784 wurde das obenerwähnte Edikt wegen des Borgens an Schauspieler für Berlin wiederholt.



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Frage: Leichenverbrennung oder Erdbestattung?

Der Verfasser des Aufsatzes „Leichenverbrennung oder Erdbestattung?“ im Novemberheft des Türmers macht mit Recht auf das Vorhandensein einer politisch-sozialen Seite in der Feuerbestattungsfrage aufmerksam. Ein weiterer Unterschied zwischen arm und reich, auch in der Art der Auflösung, würde gewiß unausbleiblich sein überall, wo der Errichtung von Krematorien gesetzliche Schranken nicht mehr im Wege stehen, wo die Mittel zur Errichtung von solchen vorhanden sind und die relativ höheren Kosten der Feuerbestattung keine Rolle spielen. Fraglich könnte jedoch erscheinen, ob die von der gewählten anderen Art der Auflösung ausgehenden sozialen Wirkungen sich notwendig darin äußern müßten, die schon vorhandenen sozialen Gegensätze zu verschärfen, oder ob diesen Wirkungen nicht im Gegenteile ein versöhnendes Moment innewohnen würde, das geeignet wäre, diese Gegensätze überbrücken zu helfen und zu einem guten Teile tatsächlich zu überbrücken.

Ausschlaggebend für die allgemeinere Einführung der Feuerbestattung werden ja vor allem die sanitären, hygienischen, aber auch die ökonomischen Gründe bleiben, wenn schon erwartet werden darf, daß die kriminalistischen Bedenken, wegen der unmöglich werdenden nachträglichen Entdeckung verübter Verbrechen, durch ein geeignetes Zusammengehen von Medizin und Polizei zu überwinden sind.

In größeren Städten, wo die Frage der Bodenbeschaffung große Schwierigkeiten bereitet, wo die schnelle Überfüllung der Friedhöfe infolge der durch sie drohenden Verunreinigung des Trink- und Grundwassers und der Luft die Gefahren für Infektionskrankheiten in sich birgt, wo ein immerhin beträchtlicher Teil von Grund und Boden einer anderen, um nicht zu sagen besseren Benutzung entzogen wird, kann die Feuerbestattung wohl zwingende Notwendigkeit werden und alle anderen Bedenken in den Hintergrund drängen. Dagegen ist in kleineren Städten und auf dem Lande solch dringendes Bedürfnis auf absehbare Zeit wohl kaum zu erwarten. Wahlfrei zugelassen, wird hier neben der Feuerbestattung die Erdbestattung sich zweifellos weiter behaupten; dies ist um so sicherer anzunehmen, als die Sympathien, denen die Feuerbestattung in kleinbürgerlichen und ländlichen Kreisen teilweise begegnet, vornehmlich mit auf die im Volke noch fortlebende Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden zurückzuführen sind: eine Furcht, die seit dem Aufkommen einer exakten Leichenschau mehr und mehr im Schwinden begriffen ist. Demzufolge ist die Zahl der Anhänger der Feuerbestattung in den kleinbürgerlichen und ländlichen Kreisen wohl kaum gewachsen; um so weniger wird es dort der Fall sein, wo ein

ablehnender kirchlicher Standpunkt die Popularisierung der Feuerbestattung im vornherein erschwert.

Die Frage nun, ob deswegen, weil es sich auch künftig wohl nicht um Feuer- oder Erdbestattung, sondern nur um Feuer- und Erdbestattung, also um beides nebeneinander wird handeln können, man aus sozialen Erwägungen es doch lieber belassen könne, wie es Jahrhunderte hindurch gewesen, im bejahenden Sinne zu beantworten, dürfte aber doch bedenklich erscheinen. Dies sei unter aller Achtung des christlich-religiösen Empfindens ausgesprochen. Denn eine Überwindung wird es noch immer jedes religiös tiefer angelegte Gemüt gekostet haben und sie wird auch künftig keinem solchen erspart bleiben, solange nicht die Feuerbestattung allgemeiner geworden und einige Generationen überlebt haben wird, wenn es seinerseits und für seine Person den Entschluß zu fassen gilt, mit der durch ihr ehrwürdiges Alter gleichsam geheiligten Form der Erdbestattung zu brechen.

Was aber die soziale Seite der Feuerbestattung weniger bedeutsam erscheinen läßt, ist der Umstand, daß diese soziale Frage leider bereits genugsam vorhanden ist, daß die Unterschiede zwischen reich und arm, wenn sie seither zwar auch nicht in der Art der Auflösung des Körpers selbst, sondern nur im Zeremoniell und vor allem in der sichtbaren Bekundung der Pietät, durch Errichtung dauernder Zeichen der Liebe nach Maßgabe des pekuniären Könnens bestanden haben, in ihrer Art doch mit derartiger Schärfe hervorgetreten sind, daß eine weitere Vertiefung durch die allgemeinere Einführung der neuen Bestattungsart, der beschleunigten durch das Feuer, nicht zu besorgen sein wird.

Denn weniger der Vorgang der körperlichen Auflösung, ob so oder so, der in seinem erschütternden Ernste und in seiner unerbittlichen Gleichmäßigkeit alle menschlichen Abstände negiert, als die menschengemachten Zutaten, die selbstgewollten gesellschaftlichen Überbietungen dürften es sein, die den Stein des Anstoßes bieten, den Unterschied zwischen reich und arm am fühlbarsten machen. Nichts als die prunkvollen Monumente und gewaltigen Sarkophage, die mächtigen Epitaphien und aufstrebenden Säulenbauten, die auf jedem neueren Friedhofe unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich lenken, kann deutlicher diesen Unterschied vor Augen führen.

Das Gefühl, das den Armen beschleicht, dessen Blick sich auf einen kümmerlichen Hügel senkt, der den Leib eines teuren Verwandten oder Freundes deckt, ist angesichts der ausladenden Wucht eines nachbarlichen Grabmals, das in Fußesferne nebenan ihn des Lichtes, der Luft, der freien Bewegung und fast möchte man sagen, der seelischen Erhebung benimmt, durch Bitternis getrübt, er zweifelt schier an geweihter Stätte, ob der Tod wirklich der Allesbezwinger sei und als solcher gewürdigt werde.

Aus diesen Gründen könnte das Nebeneinanderbestehen der Feuerbestattung und der Erdbestattung wohl geeignet sein, die bestehenden Klassengegensätze eher zu mildern als sie zu erweitern. Ein kostbares Grabdenkmal hebt ja doch den Wert des Verstorbenen nicht, und die Hinterbliebenen finden bei tieferem Erfassen der Situation nur einen schwachen Trost im Anschauen menschengefertigter Erinnerungszeichen. Das soziale Abheben ist unchristlich, es steht auch im Widerspruch mit den Forderungen der allgemeinen Ethik. Denn vor einer absoluten Würdigung des Erdenwallens gilt nur das im ernsten sittlichen Wollen und Streben selbst Errungene, nicht das einem Menschen von außen Zugeeignete; und wenn Worte liebeerfüllten Lobes auf Tausenden von Grabsteinen aus goldenen Lettern sprechen, so ist das wohlgemeint und auch berechtigt, doch kein Beweis dafür, daß höherer Wert die darunter ruhenden Schläfer ziert, als die ungezählten daneben schlummernden, vergessenen armen Brüder und Schwestern.

Die Feuerbestattung würde hierin manches zum Besseren wenden; sie hat für grelle Gegensätze keinen Raum, ihre Tätigkeit ist einfach und ernst, entsprechend dem Walten des Todes.



Mahnen wir, dessen eingedenk, und in Anbetracht der vorhandenen hygienischen, sanitären, ökonomischen oder praktischen Bedürfnisse, aus sozialen Gründen nicht von der Feuerbestattung ab. Lassen wir diese Frage sich regeln nach den örtlichen Verhältnissen und nach obrigkeitlichem Ermessen. Lassen wir auch jedem im Wahlfalle die eigene Bestimmung darüber, welche Art der Wiedervereinigung seines sterblichen Teils mit der Mutter Erde, dem Willen seiner über den Körper gebietenden Seele entspricht. Otto Popp



Zur Krankenbehandlung durch Laien

Im Dezemberheft des Türmers hebt Scholta gegenüber Neumann die Berechtigung und den Nutzen des medizinischen Dilettantismus hervor, bekämpft die Forderung, daß dessen Betätigung eine Grenze gezogen werde, als Schreien nach einem Ausnahmegesetz und behauptet, daß jedem Kranken die Wahl seines Behandlers freigestellt bleiben müsse.

Da in der Debatte auch mein Name genannt wurde, so sei mir hinsichtlich eines prinzipiell wichtigen Punktes eine berichtigende Bemerkung gestattet.

Jeder, der mit dem Gegenstand auch nur einigermaßen vertraut ist, wird sofort zugeben, daß der Arzt den natürlichen Selbstheilungsvorgang lediglich zu regeln, zu unterstützen, anzuregen hat; er wird anerkennen, daß zu Zeiten, wo diese Hauptwahrheit von der offiziellen Heilkunde vernachlässigt wurde, geniale Laien-„Medizinalreformer" mit dazu geholfen haben, die Schulmedizin wieder auf den richtigen Weg zu bringen — aber andererseits steht es ebenso fest, daß die überwiegende Mehrzahl der Laienpraktiker zu den genannten segensreich wirkenden Medizinalreformern nicht gerechnet werden kann, sondern daß im Gegenteil sehr viele von ihnen mehr schädlich als nützlich wirken (wenn das auch von denjenigen, die sich zur Naturheilkunde bekennen, am wenigsten gesagt werden kann).

Fordern nun einsichtige Beobachter dieser Dilettantentätigkeit, insbesondere Ärzte, die in deren schädliche Seiten den besten Einblick gewinnen, im Interesse des Gemeinwohls eine Begrenzung derselben, so handelt es sich da durchaus nicht um ein Ausnahmegesetz, wie Scholta irrtümlich annimmt, vielmehr muß grade der zurzeit in Deutschland herrschende Zustand, daß „jedweder Mensch das Recht hat, die Not und die Angst und die Verzweiflung seiner Mitmenschen zu seinem Vorteil auszunutzen, daß jeder Verbrecher und jeder gewinnsüchtige Mensch bei uns gesetzlich geschützt ist, wenn er dem Ärmsten der Armen, dem verzweifelnden Unheilbaren durch falsche Versprechungen sein letztes Geld aus der Tasche zieht" (Nassauer, Ärztliche Skizzen) — als eine in kaum einem andern Kulturstaate vorkommende Ausnahmeerscheinung bezeichnet werden.

Herrscht doch in allen Kulturstaaten der Grundsatz, daß ein geordnetes Staatswesen nur dann bestehen könne, wenn diejenigen, die gewisse wichtige und verantwortungsreiche Tätigkeiten ausüben wollen, gezwungen sind, vor der Zulassung ihre Befähigung dafür durch den Nachweis einer entsprechenden Ausbildung darzutun (soweit das überhaupt möglich ist).

„Dieser Zwang wurde zwar speziell für die Heilkunde bei uns in Deutschland im Jahre 1869 bzw. 1874 aufgehoben. Das geschah aber nicht, weil man der erwähnten Maxime nicht gehuldigt hätte, sondern vielmehr deshalb, weil man es für selbstverständlich hielt, daß das Publikum sein Leben und seine Gesundheit nur entsprechend ausgebildeten Personen anver-

trauen würde. Man hob das Kurpfuschereiverbot auf, weil es „als unwirksam, überflüssig und — unwürdig der Bildungsstufe und Urteilsfähigkeit unseres Volkes angesehen wurde (!!). Zwar wies v. Mühler schon damals darauf hin, daß man damit etwas Gutes aufgebe gegen einen problematischen Gewinn, was Unrecht sei, wo es sich um Leben und Gesundheit der Bürger handele — aber er konnte mit seiner Ansicht gegen die Doktrinäre nicht durchdringen.“ (Graack, Kurpfuscherei usw., Jena, Fischer.)

Wie sehr die letzteren sich über die Urteilsfähigkeit des Volkes getäuscht hatten, das hat sich inzwischen hunderttausendfach gezeigt (s. z. B. Nardenkötter, Schäfer Ast, „Elektrovigor“).

Scholta gibt ja selbst das Vorhandensein vieler unreeller Elemente unter den Kurpfuschern zu. Was aber die von ihm aufgezählten reellen Medizinalreformer wie Prießnitz, Rickli usw. betrifft, so haben diese ja großenteils v o r Aufhebung des Kurpfuscherverbotes gelebt und sind t r o t z d e m zur Geltung gelangt.

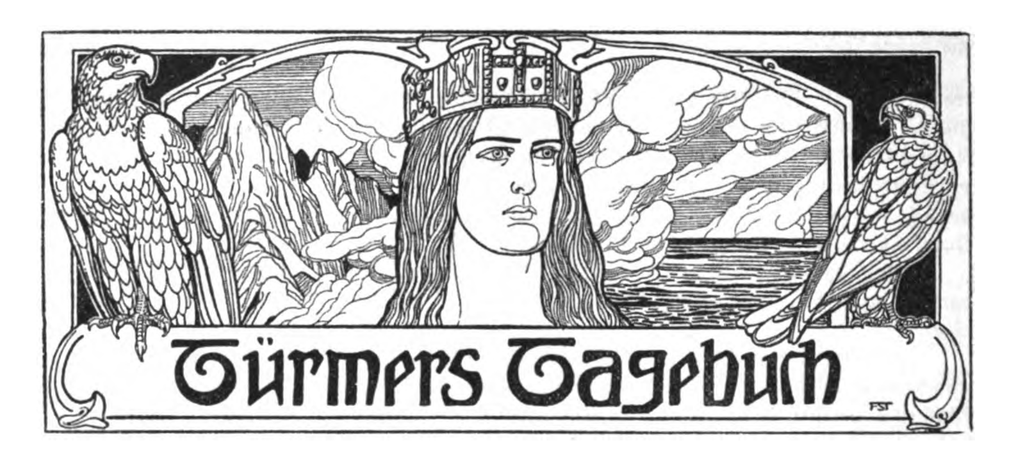
„Aus der Tatsache,“ so sagt R ö s l e r - Reichenberg mit Recht, „daß es viele untaugliche Lehrer gibt, und daß hier und da ein pädagogisches Genie a u ß e r h a l b der Lehrerschaft bessere Erziehungsresultate gehabt hat als das Gros der Lehrer, aus dieser unbestrittenen Tatsache leiten wir noch lange nicht die Konsequenz ab, die Erziehung unserer Kinder einem Menschen anzuvertrauen, der in 6 Wochen bei einem ‚Natur‘-Pädagogen unterrichten und erziehen gelernt hat.“

Nun beabsichtigt ja aber der neue „Gesetzentwurf betr. Mißstände im Heilgewerbe“ nicht einmal, das Kurpfuschen, d. h. das H i n e i n pfuschen nicht ärztlich ausgebildeter Personen in den ärztlichen Beruf a n s i c h zu verbieten, sondern er will nur die ärgsten Auswüchse verhindern und die g ä n z l i c h „Unzuverlässigen“ ausschalten. D i e s e, zur Verhütung von gesundheitlichen und pekuniären Schädigungen des Volkes vorgeschlagene „Begrenzung der Dilettantentätigkeit“ sollte doch den reellen Elementen unter den nichtapprobierten Krankenbehandlern, die sich ja lediglich dem Volkswohl zu widmen pflegen, nur im höchsten Grade willkommen sein. Sagt doch sogar einer der heftigsten Gegner der „Schulmedizin“, der Naturarzt Strünckmann, in Übereinstimmung mit einer großen Gruppe von Anhängern der Naturheilbewegung: „Es ist eine kulturelle Unmöglichkeit, auf die Dauer wissenschaftlich ausgebildete Fachmänner durch Laien ersetzen zu wollen.“

(Obige Definition des Wortes Kurpfuscher ist übrigens die sprachlich richtige. Sie sagt über die Qualität der Leistung nichts aus. Wer dagegen Kranke f a l s c h behandelt, mag er nun Arzt oder Laie sein, der wird dadurch nicht zum Kurpfuscher, sondern wäre höchstens als Kur v e r pfuscher, besser Stümper, Ignorant usw. zu bezeichnen.)

Dr. Esch-Bendorf





Rom in Deutschland voran! · Staatsrettung und Präventivprügel

Soviel Phrasen auch zur Jahreswende gedroschen werden —: es ist gut, daß einmal eine größere Zeitspanne rückblickend umfaßt wird. Und in der Spreu findet sich mal auch ein gewichtiges Korn. Ist es doch, mit dem „Freien Wort“ zu reden, „traurig genug, daß uns das sogenannte ‚moderne Leben‘ unaufhörlich mit einem solchen Hagel von Unbeträchtlichkeiten überschüttet, daß wir vor dem Geknatter dieser Maschinengewehre nicht einmal mehr den Donner hören können, wenn er majestätisch in der Ferne grollt. Nichts ist nötiger für uns als solch ein Atemholen, denn wir sind von der ernsten Gefahr umdräut, daß wir ganz den Blick für die großen Probleme des Daseins einbüßen und eine Kultur aus lauter Geröll aufbauen, die keine Spur hinterlassen wird. Immer mehr lassen wir uns von den technischen Errungenschaften darüber hinwegtäuschen, daß unser Leben mehr und mehr verarmt. Und doch sollte der beschämende Mangel an Leistungen von ewigem Wert in Kunst, Literatur und Weltweisheit auch die überzeugtesten Lobredner unserer Epoche stutzig machen. Der Massenbetrieb im Unterricht in den Schulen und auf den Universitäten, das Bombardement mit billigen illustrierten und nichtillustrierten Zeitschriften, in denen alles — und nichts — steht, die Gründung von Tausenden von Bühnen haben nicht die Wirkung gehabt, die man erhoffte. Sollten wir vielleicht auf falschem Wege sein? Wenn es mit Massenbetrieb zu machen wäre, müßte uns doch Berlin mit seinen tausendundein Veranstaltungen für Bildungszwecke, mit seiner Universität, die doch so unsäglich viel leisten soll, wie wir beim Jubiläum gehört haben, mit seinen Akademien und Museen, seinen Theatern, Kunstausstellungen und Konzerten und Dutzenden von Vorträgen erster Kräfte an jedem Abend, — jahraus, jahrein müßte Berlin allein die Welt mit zahllosen klassischen literarischen, künstlerischen, philosophischen Werken nur so überschütten. Wo sind diese Leistungen? ...

Die Sprache der Natur ist uns fremd geworden; wer noch auf sie lauscht, muß ein sehr altmodischer Mensch sein. Vielleicht hat sie uns aber doch etwas zu

sagen, was in sämtlichen illustrierten und ‚parteilosen‘ Blättern Deutschlands noch nicht gestanden hat und auch nie darin stehen wird, weil es nämlich sehr langweilig ist, und weil grundsätzlich nur kurzweilige Dinge gedruckt werden dürfen, sonst wird der Redakteur ja entlassen. Die Natur hat uns zu sagen, daß alles, was wirklich etwas werden soll, langsam reifen muß. Was aus dem Treibhaus kommt, ist für den Tag geboren und wird mit dem Tage sterben. Und unsere Kultur ist eine Treibhauskultur, darum wird sie mit unserer Epoche untergehen. Alles, was die Jahrtausende überdauern soll, muß langsam werden und muß langsam reifen. Diese Kleinigkeit hat unsere Zeit vergessen, das ist ihre Sünde, und darum wird sie vergessen werden. Muß es nicht zu denken geben, daß die Künstler, die uns etwas zu sagen haben, jetzt fast alle aus ‚zurückgebliebenem‘ Milieu kommen: ein Ibsen, ein Björnson, ein Tolstoi! Was Denker und Dichter in Wolfenbüttel und Weimar bei schwelender Tranlampe niedergeschrieben haben, erhellt heute noch die Abgründe unseres Lebens; was bei Auerlicht und Osramlampen in der Millionenstadt dem Typewriter in die Schreibmaschine diktiert wird, ist nach vierundzwanzig Stunden Makulatur. ...

Niemand wird die eminenten technischen Errungenschaften unterschätzen, die uns die letzten Jahrzehnte gezeitigt haben, denn sie haben uns vor allem von zahlreichen Fesseln freigemacht. Aber man darf die Kehrseite dieser Entwicklungen nicht übersehen: sie haben unseren Blick auch für die wichtigsten Dinge so sehr getrübt, daß die Reaktion in der Politik und in den Weltanschauungsfragen wieder emporzüngeln konnte. Es ist, als ob alle schöpferischen Kräfte unseres Volkes durch die Technik mit Beschlag belegt seien. ...

Alle Reformatoren haben sich zuerst im stillen mit sich selbst auseinandergesetzt, ehe sie auf den Markt hinaustraten. Das scheint uns ein Fingerzeig für den Weg zu sein, den wir zu gehen haben. Alles Veräußerlichte müssen wir fliehen; das überschwengliche Festefeiern muß aufhören, die Abgeschmacktheit der lauten Anerkennung von millionenfachen ‚Verdiensten‘ in Form von Wolkenbrüchen an Titeln und Orden muß wieder auf ein erträgliches Maß heruntergebracht werden, vor allem aber muß der Religionsbetrieb en gros aufhören, welcher das Seelenleben der Jugend so veräußerlicht, daß sie für echte Religiosität im späteren Leben nie mehr gewonnen werden kann. Und ohne echte Religiosität keine Ewigkeitskultur — das lehren uns die Babylonier wie die Inder und die Hellenen. Als in Rom die Auguren sich anlächelten, war es mit der Religiosität vorbei — in Deutschland mit seiner Simplizissimus-Stimmung lächeln sich die Auguren schon nicht mehr an — sie lachen bereits herzhaft über die, welche dem Volke die Religion ‚erhalten‘ wollen. Wie kann man etwas ‚erhalten‘ wollen, was nicht mehr da ist? Wenn sich die Kirchenaustritte auch nicht so häuften, wüßte man doch, daß es mit dem Glauben in Deutschland reißend bergab geht. Nur die Macht der Regierungen schützt noch einstweilen den vollständigen Verfall des Christentums in Deutschland mit Hilfe der Schule. Wenn die Regierungen ihre Hand von den Kirchen ziehen, ist alles aus. Wie in Frankreich die römisch-katholische Kirche schon aus dem Grunde aufhört, weil gar kein Nachwuchs an Pfarrern mehr da ist — weshalb sehr alte und kranke Priester unter Androhung der Ex-

kommunikation ihr Amt zurzeit weiterführen müssen —, so würde die Trennung von Staat und Kirche und Schule und Kirche den Zusammenbruch auch in Deutschland bedeuten. ... Alle Oberflächlichkeit, alle Veräußerlichung in Deutschland hängt darum auf das innigste mit dem Religionsbetrieb nach Pferdekräften und Kilowatt zusammen. Wie man in Tibet glaubt, um so religiöser zu sein, je mehr Gebetsmühlen man dreht, so glaubt man in Preußen-Deutschland, man könne die Religiosität an Millionen von Schulkindern messen, die den Katechismus und Gesangbuchverse herplärren. ...

Es wäre interessant zu wissen, ob man sich bei den Regierungen klar darüber ist, warum die Zahl derer so reißend wächst, die ‚Fort mit den Kirchen' schreien! Sollten das wirklich lauter Menschen sein, deren Herzen böse von Jugend auf sind? Denkt man im preußischen Kultusministerium denn gar nicht ein bißchen nach? Und die Herrschaften haben die herrliche Berliner Universität so nahe und könnten sich doch ohne Auslagen Rats holen!

In Babylon würde die preußische Regierung Marduks Herrlichkeit mit allen Mitteln gestützt haben, in Athen hätte sie jeden eingesperrt, der Zweifel an der Existenz des Herkules geäußert hätte, in Rom hätte sie die Auguren zu wirklichen Geheimräten mit dem Titel Exzellenz ernannt und in Jerusalem dem Hohenpriester die Steine aus fiskalischen Steinbrüchen unentgeltlich vors Haus fahren lassen, wenn er ‚Frevler am Worte Gottes' wollte steinigen lassen. ...

Wir wollen Einkehr halten und aus der Vergangenheit die Lehre beherzigen, daß nur der seinem Volke und der Welt nützen kann, der vor den bekannten Göttern, vor Marduk und Herkules, vor Jupiter und Jahwe seine Seele zu retten weiß und beim ‚unbekannten Gotte' Trost und Hilfe sucht. Wieder ist die Zeit reif für neues gewaltiges Werden; so wenige Schaffensjahre sind dem Menschen zugemessen — wir wollen sie nicht mit kindischem Tand, mit Kinematographen und ‚illustrierten' Wurstblättchen, mit ‚Rekords' auf zehntausend Gebieten und den Jämmerlichkeiten von Titeln und Orden vergeuden! Es gilt, eine neue Kultur aufzubauen, groß und gewaltig, damit nicht unsere Nachfahren sagen: Wie erbärmlich sind diese Menschen gewesen: Luther und Galilei, Kepler, Kopernikus, Shakespeare, Kant, Goethe, Darwin hatten ihnen alle Schätze der Erde hinterlassen, aber sie wußten sie in ihrer Torheit nicht zu nützen und liefen Spielzeugen nach."

Nicht daß ich jeden dieser Sätze unterschreiben wollte, daß ich etwa buchstäblich glaubte, wenn der Staat seine Hand von den Kirchen abzöge, daß dann „alles aus" wäre. Aber — trotz aller Vorbehalte —: was verschlagen sie, was können sie verschlagen, wenn der Verfasser auch nur in der Hauptsache recht hat, wenn nur die große Linie, die er uns aufweist, die der gegebenen Entwicklung ist?

Und in einer solchen Zeit wagt man uns mit einer Borromäus-Enzyklika, mit einem „Modernisteneid" zu kommen, erleben wir das erhabene Schauspiel, daß sich ein deutscher Königssohn vor dem Papst in Rom auf den Boden wirft und den Staub von seinen Pantoffeln küßt!

In ihrer Not wenden sich unsere katholischen Brüder durch einen Aufruf der Krausgesellschaft an die breiteste deutsche Öffentlichkeit:



„Der deutsche katholische Klerus steht heute mitten in einer Katastrophe allerschwerster Art.

Man nötigt ihn zu einem Eid, der gegen das Gewissen jedes vorurteilsfrei denkenden und an eine Fortentwicklung menschlicher Kultur glaubenden Katholiken gerichtet ist.

Wohl haben viele Geistliche den Schwur schon geleistet. Vielen barg er auch keinerlei Schwierigkeiten. Auf eine kleine Schar indes darf man rechnen, die fest entschlossen ist, eher alle Drangsale zu erdulden, als sich mit einem Schwur zu belasten, gegen den ihr Gewissen sich sträubt.

Weitere können noch im letzten Augenblick vor dumpfer Resignation bewahrt bleiben, wenn sie erfahren, daß sie nicht allein stehen, sondern daß ihnen hilfreiche Hand geboten wird.

Und manchem, der bereits den Eid geleistet hat, wird noch die Stunde der Erkenntnis kommen, daß dieser Schritt nicht die richtige Lösung des schweren Gewissenskonfliktes war. Auch ihnen soll nachträglich noch ein Ausweg eröffnet werden.

Auch Kandidaten der Theologie und Priesterseminaristen werden in Zukunft an der Schwelle der Weihen ob des Eides sich vor die gleiche Gewissensfrage gestellt sehen. Sie werden dann den Schritt zu geistiger und sittlicher Freiheit eher wagen können, wenn ihnen neue Lebensbahnen erschlossen werden.

So fragen wir denn unsere deutschen Volksgenossen, ohne Unterschied des Bekenntnisses, ob sie nichts übrig haben für diesen echt christlichen, nationalen und kulturellen Zweck, ob sie nichts tun wollen zur Unterstützung von Geistlichen und Theologiestudierenden, welche der Modernisteneid und die übrigen neueren, auch die etwa noch zu erwartenden vatikanischen Kundgebungen zum Verlassen ihrer geistlichen Stellung oder Laufbahn zwingen.

Helft uns einen Fonds schaffen, der für Gegenwart und Zukunft uns in den Stand setzt, solchen Geistlichen oder Kandidaten durch Stipendien und Darlehen neue Berufe und Existenzen zu erschließen und Einrichtungen für Vermittelung von Unterkommen zu schaffen.

Jeder, auch der geringste, Beitrag ist willkommen.

Zahlungen wolle man richten an das für diesen Zweck errichtete ‚Separatkonto der Krausgesellschaft e. V.‘ bei der Bayerischen Handelsbank in München, Maffeistraße 5.

Quittung über die eingegangenen Geldbeträge wird in der Zeitschrift ‚Das Neue Jahrhundert‘ erteilt werden.

Die Verwaltung des Fonds soll in den Händen des Ausschusses der Krausgesellschaft e. V. in München liegen, der sich für diese Aufgabe durch Freunde und Gönner der Sache ergänzen kann.“

Der Aufruf, bemerkt der „Schwäbische Merkur“, bezweckt die Bildung eines Unterstützungsfonds, um noch in letzter Stunde, aber auch für alle Zukunft die Zweifelnden wissen zu lassen, daß sie nicht allein stehen. Er richtet sich an ‚unsere deutschen Volksgenossen ohne Unterschied des Bekenntnisses‘. Wir fürchten, daß er in dieser Form nicht wirksam sein werde, geben aber zu, daß die Krausgesell-

schaft selbst ihren Appell in andere Worte nicht kleiden konnte. Darum nehmen wir ihn auf! Die Dinge liegen doch so, daß die Hilfe in dem großen Umfang, in dem sie erforderlich sein wird, nur aus dem evangelischen Volksteil kommen kann. Dieser steht den Vorgängen frei und unabhängig, wenn auch nicht uninteressiert gegenüber. Das katholische Laientum wird, selbst wenn seine opferfähigen Kreise den Augenblick wirklich als Katastrophe empfinden, doch nur in Ausnahmefällen die Nackenstärke beweisen, welche rebus sic stantibus die Hergabe von Mitteln zur Durchführung einer antivatikanischen Aktion bedeutet. Die Protestanten aber sind frei von diesen Sentiments; es gilt nur, ihr Interesse zu erwecken, sie zu überzeugen, wie wichtig dieser Moment für die Förderung des gemeinsamen Interesses der wahrhaft kirchlich Gesinnten beider Bekenntnisse ist oder werden kann, wenn sofort eine mächtige Hilfsbewegung kraftvoll einsetzt. Was wollen jene Priester, die den Modernisteneid verweigern? Sie wollen den Katholizismus aus der weltlichen in die rein religiöse Sphäre zurückführen, sie wollen auch ihrem Bekenntnis den kritischen Geist und die Freiheit wissenschaftlicher Forschung, jenes Wahrheitsuchen sichern und verbürgt wissen, das zuletzt notwendig ist und wenigstens zu der Erkenntnis führen muß: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Das aber ist derselbe Boden, auf dem die Protestanten und die nationalen Katholiken stehen, dessen Festigung und Pflege zu den höchsten Zielen des Deutschtums gehört. Die Stärkung und planmäßige Unterstützung des Modernismus ist der Weg, an dessen Ende die Entultramontanisierung des deutschen Katholizismus steht. Das aber ist ein ebenso protestantisches, wie nationales Ziel; dann erst haben wir den konfessionellen Frieden, den der Ultramontanismus nicht dulden kann und darf, wenn er sich nicht selbst verleugnen will. Darum tut die Herzen und die Taschen auf! Unterstützt sofort und mit aller Kraft die Krausgesellschaft, auf daß sie die edleren Elemente im deutschen katholischen Klerus vor dem geistigen Selbstmorde behüte. Es soll mit diesem evangelischen Geld keine Proselytenmacherei [Um Gottes willen nicht! D. T.] getrieben werden! Im Gegenteil! Die modernistischen Priester sollen, sobald päpstliche und bischöfliche Macht den Eidweigerern den Stuhl vor die Tür setzt, um so treuere Söhne ihrer Kirche bleiben; sie sollen eine wachsende Eliteschar bilden und, von der Sorge um die Notdurft des Lebens befreit, der großen Erlösungsstunde harren, die, je schärfer der Gewissenszwang geübt wird, um so früher herannahen mag, vielleicht früher, als bisher mancher zu träumen wagte!"

Was ihm noch nie, seitdem er Pfarrer war, begegnet ist, das, erzählt ein katholischer Geistlicher in der Würzburger „Bayrischen Landeszeitung", sei ihm am letzten Sonntag geschehen: er habe zum ersten Male in seinem Leben auf der Kanzel eine bewußte Unwahrheit gesagt resp. sagen müssen: „Ich war nämlich gezwungen, aus dem Diözesanblatte den Erlaß vom 5. l. M. vorlesen zu müssen. Darin kommt die Stelle vor: ‚Auch wird gegen den Heiligen Vater im vollen Widerspruch mit der Wahrheit die Anschuldigung erhoben, daß er die Rechte der Geistlichen geschmälert habe.' Als ich an diesen Satz kam, sträubte sich meine deutsche Brust gegen das Verlesen desselben. Der Heilige Vater solle

also die Rechte der Geistlichen nicht geschmälert haben? Und doch hat der Heilige Vater ein Dekret erlassen, wonach ein unschuldiger Pfarrer (parochus innocens) wegen ungerechten Hasses von seiten eines Teiles seiner Gemeinde (propter injustum odium plebis) von seiner Pfarrei removiert (entfernt) werden kann, während früher ein Pfarrer bloß durch kirchliches Strafurteil seine Pfarrei verlieren konnte. Diese Bestimmung ist so ungeheuerlich, daß man vom Nordpol bis zum Südpol wandern müßte, um ein Volk — und sei es auch noch so roh und ungebildet — zu finden, das eine solch entsetzliche Rechtsbestimmung hätte. Und man wird keines finden. Ein solch horrendes (schauderhaftes) Gesetz haben nicht einmal die Neger in Zentralafrika und die Südseeinsulaner. Und dadurch sollen die Rechte der Geistlichen nicht geschmälert worden sein! Da laufen ein paar Dutzend Betbrüder zum Bischof und sagen: ‚Unser Pfarrer hat keinen rechten Eifer für das Heil der Seelen, denn er schimpft nicht alle Sonntage über die Landeszeitung' — und der Pfarrer fliegt auf Grund des päpstlichen Dekretes de amovibilitate parochorum (über die Absetzbarkeit der Pfarrer). Ja die Betbrüder brauchen nicht einmal einen Grund anzugeben. Odium injustum, ungerechter Haß, also Haß ohne Grund genügt schon, den Pfarrer zu vertreiben. Die Betbrüder brauchen bloß zu sagen: ‚Wir hassen den Pfarrer.' ‚Warum?' ‚Ohne Grund.' Auf Grund des Dekretes muß der Pfarrer fort. Jetzt sitzt ein Kaplan fester als ein Pfarrer; beschwert man sich gegen den ersteren, so muß ein Grund vorliegen, gegen den letzteren genügt sündhafter Haß. Und dann das Rechtsmittel der Appellation! Der Pfarrer kann an seinen Bischof appellieren; also an dennämlichen Richter, der ihn verurteilt hat. Das ist ein Faustschlag ins Angesicht der Justiz. Bisher hat es mich noch nie gereut, Geistlicher geworden zu sein; jetzt aber muß ich sagen, daß, wenn ich, als ich in den geistlichen Stand trat, vorausgesehen hätte, daß ein Mann wie Giuseppe Sarto zu meinen Lebzeiten Papst werden würde, ich nie geistlich geworden wäre. Und unter solchen Umständen werden die Geistlichen gezwungen, von der Kanzel zu verkünden, es sei eine Unwahrheit, daß der Heilige Vater die Rechte der Geistlichen geschmälert habe! Ich mußte es Sonntag vormittags verlesen. Leider habe ich es getan. Zur Buße schreibe ich, ehe ich mich zur Ruhe begebe, diesen Artikel. Liebes Publikum, verzeihe mir! Coactus feci! Ich habe es verlesen unter den Qualen der Gewissensfolter."

Ein anderer katholischer Geistlicher hatte „als 20jähriger treuer Abonnent" der „Augsburger Postzeitung" dieses Blatt gebeten, seine Bedenken gegen den Eid abzudrucken. Das katholische Blatt lehnte das ab, und so kommt's, daß wir jetzt in der liberalen „Augsburger Abendzeitung" die ergreifende Klage des römisch-katholischen Priesters über die ihm von Rom widerfahrene Vergewaltigung finden:

„... Bischof Hefele von Rottenburg bekämpfte aus ehrlichen Gründen seinerzeit das Vatikanum. Nach der Entscheidung unterwarf er sich, wie er selbst erklärte, ‚weil ich nicht annehmen konnte, daß ich gescheiter sei als die Mehrheit meiner Amtsgenossen'. Nach Pius X. hätte er nun noch unter Anrufung Gottes beschwören müssen, daß er nicht nur äußerlich um der Einigkeit der Kirche willen sich unter-

werfe und jeden äußeren Widerstand aufgebe, sondern auch innerlich sich für widerlegt, besiegt und belehrt erkläre und verwerfe und verdamme, was er am Tage vor der Entscheidung noch vertrat. Ich zweifle, ob Hefele, der sich löblich unterwarf, auch diesen Eid geleistet hätte. Ich bin auch der Meinung, daß kein Mensch, auch der Papst nicht, diesen Eid fordern kann nach der Regel: de internis non iudicat praetor. Stellen wir uns die Lage eines armen, von Zweifeln geplagten Geistlichen praktisch vor. Er ist ein Arbeitswilliger der Kirche. Immer hat er sich korrekt betragen. Seine Überzeugung sagt ihm: Wir müssen einig sein, es hat keinen Sinn, sich vom Ganzen loszureißen. Meine Gemeinde ist mit mir zufrieden, mein Bischof auch. Beide würden es nicht begreifen, wenn ich den Eid verweigern und so mich für ferneren Kirchendienst untauglich machen würde. Das Volk nähme Ärgernis an mir, das möchte ich verhüten. Anderseits hat dieser Landpfarrer mit kleinem Seelsorgebezirk die freie Zeit mit allerhand Lektüre und Studien ausgefüllt und ist so zu einer freieren Ansicht gelangt. Jetzt soll er die Hand zum Schwure erheben und Gott zum Zeugen anrufen, daß er alle die Probleme, die sein Innerstes beschäftigen, verdamme und verwerfe. Glauben Sie nun, Herr Redakteur, daß das furchtbar weh tut? Ich lebe der Überzeugung, es haben Tausende von Priestern und Bischöfen im Laufe der Jahrhunderte der Kirche die besten Dienste geliehen und hätten doch diesen Eid nicht leisten können. Christus selbst hat die Zweifel seiner Apostel nicht mit Ausschluß bestraft. Der Papst kann von mir nicht mehr verlangen, als daß ich lehre, was die Kirche lehrt. Er verlangt aber mit diesem Eide, daß ich auf jede Selbständigkeit der Gedanken verzichte oder mich brotlos mache, da solche philosophische Studien eben ihren Mann nicht ernähren. Ich bin überzeugt, daß es ein trauriges Zeugnis für die sklavische Unterwerfung des Klerus ist, wenn kein einziger gegen die Auferlegung dieses Eides, abgesehen von seinem Inhalte, protestieren würde. Auch ist es mir gar nicht zweifelhaft, daß unser Ansehen und Prestige bei den Gebildeten notwendig Schaden leiden muß, wenn man mit heiligem Eide jedes selbständige Forschen in Glaubenssachen erwürgt ...

Heiliger Vater! Ich bin ein Diener Gottes und will es bleiben. Nur in der Einigkeit erblicke ich das Richtige ... Ich schwöre mit freudigem Herzen, daß ich nur die *Wahrheit suchen*, nur die Wahrheit erkennen und festhalten will ... Aber Gott zum Zeugen anrufen dafür, daß ich jetzt und in alle Zukunft das für die einzige Wahrheit erkenne, was du entscheidest, das kann ich nicht nach meiner Stimme des Gewissens. Denn das hieße für die ganze Welt auf alles Forschen nach Wahrheit verzichten, da Gott uns durch den Papst als sein Sprachrohr die Wahrheit verkündigt, das hieße *einen Absolutismus eines Menschen anerkennen, den nur Gott besitzt*; das hieße *auf sein Menschenrecht und seine Manneswürde verzichten*, denn Paulus selber schreibt: Prüfet alles und behaltet das Beste!

... Was die Kirche lehrt, das will ich stets vortragen, als Lehre der Kirche, das verspreche ich, dazu halte ich mich verpflichtet; meine Meinung ist Privatsache und darf nicht Gegenstand meiner amtlichen Tätigkeit sein, wie auch die Zuhörer nicht meine Ansicht hören, sondern in der Lehre der Kirche unterrichtet wer-

den wollen. Aber wie alle meine Zuhörer sich die Freiheit vorbehalten, etwas anzunehmen oder nicht, und hierüber nur Gott selbst zum Richter haben werden, so beanspruche ich als denkender Mensch und Mann die Möglichkeit, innerhalb der Kirche einer freieren Richtung und Auffassung zu huldigen und hierüber nur Gott selbst Rechenschaft zu schulden. Ich habe mit Tausenden das Bewußtsein, daß Gott uns dieses Joch nicht auferlegen will, das Rom uns auferlegt, daß Gott zufrieden ist mit uns, wenn wir getreu seine Gebote halten und in Glaubenssachen unserer ehrlichen Überzeugung folgen."

Wieder ein anderer unterstreicht mit wahrhaft tragischen Gründen die Behauptung des Aufrufs, daß der deutsche katholische Klerus sich heute „mitten in einer Katastrophe allerschwerster Art" befindet:

„Denn er steht zwischen der Belastung seines Gewissens in einer viel größeren Zahl von Klerikern, als man gewöhnlich annimmt, und dem Verlust von Stellung und Lebensunterhalt. Was er beschwören soll, ist die Verleugnung des ganzen Bildungsinhalts unserer Zeit. Aber was soll er machen! Es gibt keine vereinsamtere und hilflosere Existenz als die eines katholischen Geistlichen, und gerät er gar in Konflikt mit seiner geistlichen Behörde, so ist er vollends allein. Für seinen Konflikt findet er in seiner Gemeinde keine Unterstützung, wenn er auch noch so berechtigt ist. Das, was das Gewissen des Geistlichen belastet, darum kümmert sich die große Masse nicht. Ihr ist es um den Kultus zu tun, mit dem sie verwachsen ist, um das, was dem Geistlichen an Glaubenssätzen aufgelegt wird, kümmert sie sich wenig, das läßt sie die Kirche mit ihren Priestern abmachen, sie versteht es kaum, und für die Gewissensnot des Geistlichen hat sie keinen Sinn. Die Gebildeten, soweit sie nicht spezifisch bigott und ultramontane Parteigänger sein mögen, sind über die ganzen Dogmen hinaus, halten an dem äußeren Verhältnis zu der Kirche fest und wollen in diesem Verhältnis nicht gestört werden. So steht der Priester, dem es mit seiner Überzeugung Ernst ist, regelmäßig ganz allein, und wenn er geht, folgt ihm niemand nach. Wohin soll er aber gehen? Er kommt regelmäßig aus niederen Ständen, wird meistens auf geistliche Überredung der Eltern seinem Beruf zugeführt, ohne daß er eine Ahnung hat, welche Anforderungen derselbe an ihn stellt. Ist er aber einmal eingegliedert, so geht die Sache mechanisch weiter, er erhält eine Ausbildung, die ihn spezifisch zum Geistlichen vorbereitet, aber zu nichts anderem in der Welt. Zu spät erkennt er oft, daß er eine Last auf sich genommen hat, die er mit aufrechtem Haupt nicht tragen kann. Aber nun gibt es keine Rückkehr, denn was erwartet ihn, wenn er austritt! Nur selten gelingt es einem ausscheidenden Priester, sich einen neuen Lebensweg zu gründen. Mißtrauen empfängt ihn auf allen Seiten, selbst bei den Protestanten, die häufig nur einen Deklassierten in ihm sehen. Er könnte ja vielleicht hier oder da ‚unterkriechen', wenn er sich, nachdem er der einen Geistesknechtschaft entsprungen ist, einer anderen unterwerfen wollte. So bleibt er, da er für den Kampf ums Dasein nicht ausgerüstet ist, hilflos und verlassen. Der Staat versagt vollständig, hat er ja selbst das ultramontane Joch auf sich genommen und sucht seine Stütze bei dem Zentrum,

mit dem auch die Konservativen rechnen müssen. Auf diese Zwangslage des deutschen katholischen Klerus rechnet ja die römische Kurie, wenn sie den ihr Unterworfenen neue zentnerschwere Lasten auferlegt, und ihre Rechnung wird sie leider im ganzen und großen nicht trügen. Die meisten innerlich Protestierenden suchen sich mit ihrem Gewissen so gut wie möglich abzufinden, auch wenn sie ihre Selbstachtung aufgeben müssen. Vielen hat, wie der Münchener Aufruf zugesteht, auch der aufgelegte Eid keinerlei Schwierigkeiten gemacht. Aber, so betont der Aufruf mit Recht weiter: auf eine kleine Schar darf man rechnen, die fest entschlossen ist, eher alle Drangsale zu erdulden, als sich mit einem Schwur zu belasten, gegen den ihr Gewissen sich sträubt. Weitere können noch im letzten Augenblick vor dumpfer Resignation bewahrt bleiben, wenn sie erfahren, daß sie nicht allein stehen, sondern daß ihnen eine hilfreiche Hand geleistet wird. ... Wer wie der Schreiber dieses an sich erprobt hat, wie hart der Kampf ist, den ein um seine geistige Freiheit ringender katholischer Kleriker zu bestehen hat, der wird den Aufruf, der sich an alle Volksgenossen richtet, mit freudiger Dankbarkeit begrüßen und der bei der Bayerischen Handelsbank eröffneten Sammlung reichen Erfolg wünschen."

„Der Staat versagt vollständig"! Muß er, darf er das?

Die preußische Verfassung (wie wohl auch die aller Bundesstaaten) besagt, wie im „B. T." ausgeführt wird, daß die Wissenschaft und ihre Lehre frei ist und jeder Preuße das Recht hat, seine Meinung in Rede und Schrift frei auszusprechen: „Der Modernisteneid konfisziert dieses Recht dem gesamten katholischen deutschen Klerus. Man mache sich klar, welche Konsequenzen sich daran knüpfen, wenn es einer Gewalt innerhalb des Staates gestattet ist, mit Androhung schwerwiegender Nachteile deutsche Staatsbürger auf ein Programm eidlich zu verpflichten, das sie auch in politischer Beziehung festlegt. Eine solche Beschränkung der bürgerlichen Freiheit darf von dem Staat nicht anerkannt und nicht ignoriert werden. Man kann niemand hindern, einen solchen Eid zu leisten, aber mit Recht erhebt Abgeordneter Schrader [in den letzten Reichstagsverhandlungen] die Frage, ob, wer sich so seiner staatsbürgerlichen Freiheit entäußert hat, noch zu staatlichen Funktionen als Wähler oder Gewählter zugelassen werden kann.

Der Modernisteneid enthält eine ausdrückliche Verleugnung der modernen Wissenschaft auf historischem, naturwissenschaftlichem und philosophischem Gebiet. Auf diesen Grundlagen ist der staatliche Unterricht von der Universität bis in die Volksschulen aufgebaut. Ist es denkbar, daß der Staat den Geistlichen, die sich eidlich in die Bekämpfung dieser Grundlagen eingeschworen haben, einen wesentlichen Einfluß auf seine Schulen und die Erziehung der Jugend beläßt? Der Geistliche als Lokalschulinspektor und Mitglied des Ortsschulvorstandes hat die Anordnungen des Kultusministers zu vollziehen. Wem soll der durch den Modernisteneid Verpflichtete Folge leisten, wenn diese Anordnungen dem geleisteten Eid widerstreiten?"

Niemand könne zwei Herren dienen. Die einzig würdige Antwort des Staates auf diesen klerikalen Vorstoß sei die gänzliche Trennung der Schule von der Kirche.



„Es ist kein Zweifel, daß der Modernisteneid ganz besonders auf deutsche Verhältnisse gemünzt ist, denn die deutsche Wissenschaft ist ja der Feind, den Rom vor allem fürchtet und verfolgt. Nie hätte Rom sich aber zu diesem Angriff aufgeschwungen, wenn nicht die leitende Stellung, die das Zentrum heute wieder gewonnen hat, und die Abhängigkeit von ihm, in welche die Regierung geraten ist, der Kurie diesen Augenblick als den günstigen Moment bezeichnet hätte. In der Schwäche, mit welcher die Regierung die Beleidigungen der Enzyklika aufgenommen hat, konnte Rom die Aufmunterung finden, noch mit dem Modernisteneid unmittelbare Konsequenzen zu ziehen. Wäre die Antwort auf die Herausforderung der Enzyklika die Rückberufung der Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl gewesen, so wäre der folgende Schritt, der Modernisteneid, höchst wahrscheinlich unterblieben. Diese Rückberufung muß auf veränderte Zeiten vorbehalten werden.

Schon bringen die Zeitungen Meldungen von Geistlichen, die sich auf eine oder die andere Weise dem Geisteszwang des Modernisteneides entziehen. Weit zahlreichere Angehörige des Klerus aber unterwerfen sich, innerlich gedemütigt und gebrochen, dem gegen sie geübten Geisteszwang. Denn das Ausnahmegericht, dem sie unterworfen werden, würde sie beim leisesten Zucken aus Amt und Gehalt vertreiben, und den meisten ist die Begründung einer anderen Existenz unmöglich. Sie dürfen sich als die Opfer einer Regierung betrachten, die keinen Finger für sie und ihre bürgerlichen und Gewissensrechte rührt; auf der konservativen Partei aber bleibt die Mitschuld an diesen beklagenswerten Vorgängen hängen, die auf ihr Bündnis mit dem Zentrum zurückführen. Ist doch der konservative Abgeordnete Kreth, bezeichnenderweise Direktor der agrarischen Spiritus-zentrale, so weit gegangen, im offenen Reichstag sich an die Seite der Geistesverfolger zu stellen. Es sind Spanier und Italiener, die mit dem Modernisteneid die deutsche Jugend und ihre Erzieher, die deutsche Wissenschaft und das deutsche Verfassungsrecht unter ihr Joch zu zwingen versuchen, und es ist eine nationale Demütigung, die wir widerstandslos entgegennehmen sollen."

Daß in eben diesen spanischen und italienischen Kreisen „das Gefühl unverhohlenen Triumphes und vollstes Siegesbewußtsein" herrscht, darüber sich noch extra zu erbosen oder gar zu wundern, wäre schon mehr als selbst deutschkindlich. Auch war man in Rom — mit vollem Recht — von vornherein davon überzeugt, daß Prinz Max, dank der absolut katholischen Erziehung der sächsischen Prinzen, keinen Augenblick zögern würde, sich dem Papste zu Füßen zu werfen. Als mystisch veranlagtes Gemüt, heißt es, konnte sich Prinz Max eine Zeitlang vom Zauber des orientalischen Ritus umnebeln und hypnotisieren lassen; aber die Stimme Roms genügte, ihn sofort bußfertig auf den rechten Weg zurückzuführen. Man hatte das auch gar nicht anders erwartet vom Sprößling einer Königsfamilie, deren Frömmigkeit und Anhänglichkeit an Rom nicht ihresgleichen hat, und als Beweis hierfür führt der vatikanische Gewährsmann des „B. T." das Beispiel des Königs selbst an, der anläßlich irgendeines amtlichen Anlasses an einer Feier in einer protestantischen Kirche in Leipzig teilnehmen sollte, aber dies kategorisch ablehnte und erst mit äußerster Mühe dazu vermocht werden konnte. Von solchem

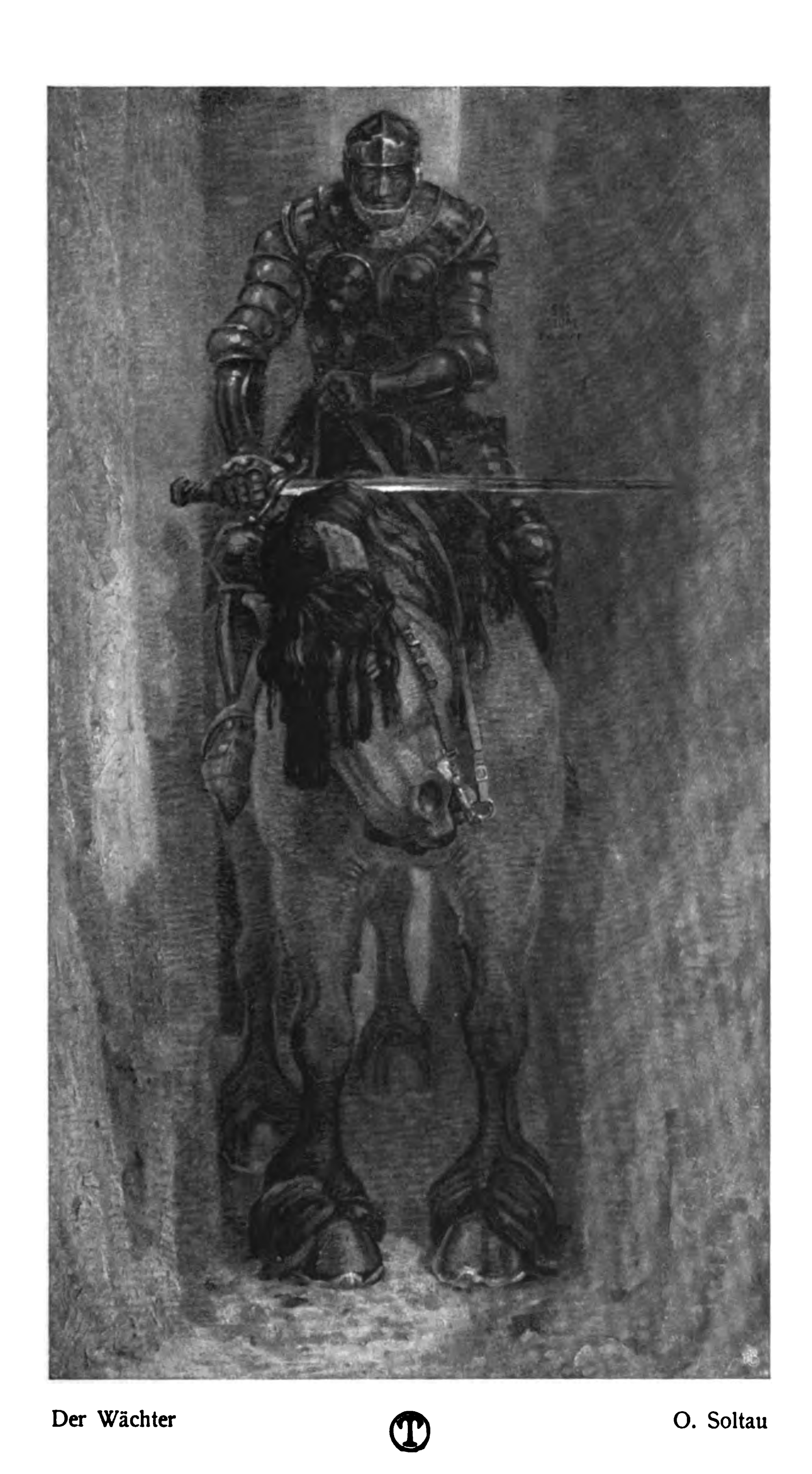
Verhalten sei der Vatikan in hohem Grade erbaut und habe darum gegenüber dem Prinzen Max mit der Vergebung nicht zurückhalten wollen, um so weniger, als der Prinz den Inhalt der Strafenzyklika vorher vollauf gebilligt hat.

Auf den Einwurf, daß die Maxaffäre in Sachsen und im übrigen protestantischen Deutschland doch einen bösen Eindruck gemacht habe, erwidert der Monsignore, eben jener Gewährsmann, erstaunt: „Was geht die ganze Sache überhaupt Sachsen und das protestantische Deutschland an? Prinz Max gehört nicht mehr zu Deutschland, sondern zu Rom! Im übrigen wird man sich in Deutschland künftig an manches gewöhnen müssen; auch im Süden, in Württemberg, wird in absehbarer Zeit eine Dynastie ans Ruder kommen, die Rom ebenso treu und streng ergeben ist wie das sächsische Königshaus. Also ist die Erregung in Deutschland über die vatikanischen Interna ebenso zwecklos als lächerlich." — „Aber die Fortschritte des Modernismus, namentlich in Deutschland!" Der Monsignore lächelt mitleidig: „Der deutsche Modernismus! Ich bitte Sie, nennen Sie mir doch einen einzigen Priester von Bedeutung, einen einzigen Bischof, der auch nur ein Wort zu sagen wagte! Die paar Geistlichen, die den Modernisteneid nicht unterschreiben wollen, zählen gar nicht mit. Das überwältigende Gros, nein vielmehr die quasi Gesamtheit bleibt fest bei Rom, und dasselbe gilt trotz des Geschreis der liberalen Presse von den deutschen Fürstenhäusern und Staatsmännern, weil sie wissen, daß die Kirche das sicherste Bollwerk gegen den Liberalismus und Sozialismus ist. Nein, der Ausgang der Maxaffäre hat dem Heiligen Stuhl von neuem gezeigt, daß die Kirche, namentlich in Deutschland, heute formidabler dasteht denn je."

Wenn Pius X. die künstlerischen Neigungen Wilhelms II. teilte, so hätte er jetzt Gelegenheit, seinem Hofmaler einen hübschen Auftrag zu geben:

„In der Tat, der ‚historische Moment' wäre schon der Verewigung wert: auf hohem Stuhle der Papst, zu seinen Füßen, demütig im Staube, dem Heiligen Vater den Pantoffel küssend, ein deutscher Prinz, just aus dem Hause, das einst seine Hand schützend über den Mönch von Wittenberg gehalten hat, und darunter das Datum ‚Dezember 1910'. Es wäre ein würdiges Gegenstück zu jenen Januartagen 1077, da der vierte Heinrich wartend im Schloßhofe zu Kanossa stand, und so recht geeignet, den Wandel der Zeiten zu illustrieren. Damals nämlich war es kein so ganz ungefährliches Unterfangen, einen deutschen Fürsten vor der Ecclesia triumphans in den Staub zu zwingen. Der vierte Heinrich, vom Banne gelöst, kehrte mit einem Heere zurück, nahm Rom mit stürmender Hand und trieb den Papst, der ihm die Schmach von Kanossa angetan hatte, ins Elend. Heute ist das anders. Der sächsische Hof hat sich beeilt, über den Kopf des Ministeriums hinweg, noch vor der löblichen Unterwerfung des Prinzen Max seine eigene anzukündigen, indem er für das schuldige Mitglied des Königshauses vor aller Welt auf mildernde Umstände plädierte.

Pius IX. — in dem der regierende Papst wohl sein Vorbild erblickt, da er sich nach ihm genannt hat — machte einen Kardinal einmal darauf aufmerksam, daß er den Purpur nicht nur verleihen, sondern auch nehmen könne. Worauf der also Bedrohte gelassen erwiderte: ‚Auch wenn ich nicht mehr Kardinal sein werde,



Der Wächter

O. Soltau

so bleibe ich doch noch immer ein deutscher Fürst.' So sprach Gustav Hohenlohe, der Bruder des nachmaligen Reichskanzlers. Der Vatikan hat sich daraufhin wohl gehütet, den selbstbewußten Jesuitenhasser des Purpurs zu entkleiden. Heute sind die deutschen Fürsten artiger und folgsamer geworden. Sie machen es dem ‚Gefangenen im Vatikan' nicht allzu schwer, über sie zu triumphieren. Als die Borromäusenzyklika wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die protestantische Welt fuhr, da konnte selbst der Philosoph der gottgewollten Abhängigkeiten nicht umhin, über die unzeitgemäße Beschimpfung der Reformatoren und der sie schützenden Fürstenhäuser in Rom Beschwerde zu führen. Höflich, wie man in Rom ist, versicherte man Herrn v. Bethmann, die lebenden Fürsten habe der grollende Papst wirklich nicht gemeint. Und Herr v. Bethmann, von dieser Selbstverständlichkeit hochbefriedigt, verkündete allem Volke seinen ‚Sieg' über den Vatikan. Auch am sächsischen Hofe erinnerte man sich der Ahnen, die treu zur Reformation gehalten hatten, bevor der lockende Glanz der polnischen Krone ihren leichtlebigeren Nachkommen einen Glaubenswechsel als nutzbringend erscheinen ließ. Der König von Sachsen soll sich in einem eigenhändigen Schreiben beim Papste über die saftigsten Kraftworte der Enzyklika beschwert haben. Der nächste greifbare Effekt dieser Beschwerde war eine Anpöbelung des Königs in der Schrift eines päpstlichen Kämmerers und Barons de Mathies. Die Sache war so grob, daß man es in Rom offenbar für angezeigt hielt, auch nach Dresden ein paar Worte höflicher Entschuldigung zu richten. Prompt verkündete man auch dort einen ‚Sieg' über den dreisten Renegaten. Und wie nach Bethmanns ‚Sieg' die ultramontane Presse erklärte, von einem Widerrufe der Borromäusenzyklika könne keine Rede sein, so erklärt jetzt der ‚Baron' de Mathies, ihm persönlich sei nicht das geringste geschehen. Es sind doch recht eigentümliche ‚Siege', worüber die angeblich Besiegten sich vor aller Welt lustig machen.

Man muß den Mut haben, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen, so wie sie sind. Das tat die ‚Kreuzzeitung', als sie kürzlich erklärte, die Angelegenheit des Prinzen Max sei eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche und gehe das Königreich Sachsen gar nichts an. Die ‚Kreuzzeitung' hat richtig erkannt, daß die Macht der Kirche heute größer ist denn je, und daß sie deutsche Fürstenhäuser heute unbesorgt als quantité négligeable behandeln kann. Die ‚Kreuzzeitung' beugt sich dieser Tatsache und gibt damit offen zu, daß auch ein deutscher Fürst aus einem Hause, das sich höheren Alters rühmt als die Hohenzollern, heute nicht mehr Diener der Kirche werden und daneben deutscher Fürst bleiben kann. Auch vom demokratischen Standpunkte wird man es nur anerkennen können, daß die Kirche zwischen fürstlichen und bürgerlichen Ketzern keinen Unterschied macht und den Prinzen aus königlichem Geblüt genau so erbarmungslos auf die Knie zwingt wie den armen Priester aus Bauernblut. Für einen Prinzen, der sich der dräuenden Kirche gegenüber nicht einmal auf sein deutsches Fürstentum zu besinnen wagt wie Gustav Hohenlohe, gilt das alte Protestantenwort: Laß fahren dahin —! Das Deutsche Reich hat an dergleichen wirklich nicht viel verloren.

Wichtiger aber als die persönliche Angelegenheit des Prinzen Max ist die Frage: woher diese bis zum Selbstbetrug gesteigerte Ohnmacht der deutschen

Fürsten gegenüber der triumphierenden Kirche stamme? Da muß immer wieder daran erinnert werden, daß es der Reichsgründer selbst war, der nach Kanossa gegangen ist, nicht wie Heinrich IV., um sich vom Banne zu lösen und dann den Kampf gegen die hierarchischen Übergriffe mit verdoppelter Energie aufzunehmen, sondern um sich die Kirche als Bundesgenossen zu werben ... Und es muß weiter daran erinnert werden, daß ihm die im Bundesrate vertretenen deutschen Fürsten auf diesem Wege gefolgt sind, ja daß sie sich nicht gescheut haben, noch darüber hinauszugehen. Dem Ultramontanismus und seinen agrarischen Helfershelfern haben sie unbedenklich den Kanzler geopfert, der dem Liberalismus wenigstens ein bescheidenes Plätzchen an der Sonne einräumen wollte. Die deutschen Fürsten haben sich wahrlich nicht zu beklagen, wenn die Ecclesia triumphans einem von ihnen den Fuß auf den Nacken setzt. Ihnen geschieht nur, was sie selbst heraufbeschworen haben, als sie die römische Priestermacht zum Bundesgenossen nahmen wider die aufstrebenden Schichten ihres eigenen Volkes.

Mögen sie sich ein Beispiel nehmen an der ‚Kreuzzeitung', die ihren Weg konsequent zu Ende geht, und deren deutsches Gefühl mit keiner Fiber mehr zuckt, wenn ein deutscher Fürst sich vor dem römischen Papst in den Staub wirft; die dem königlichen Bruder des gedemütigten Fürsten vielmehr unwirsch zu verstehen gibt, er möge gefälligst kein unliebsames Aufsehen erregen, indem er sich öffentlich in diese ‚innere Angelegenheit der katholischen Kirche' einmische. ..."

Und dabei war das schlimmste Verbrechen des armen Prinzen, daß er längst erhärtete, von niemand ehrlicherweise bestreitbare Tatsachen, die zum Teil sogar auf der Schule gelehrt werden, zu wiederholen gewagt hatte. „Der prinzliche Priester suchte nach einer Möglichkeit, die orientalische Kirche mit der römischen Kirche wieder zu vereinigen. Ob es ein so großes Glück für die Menschheit wäre, wenn das Schisma wieder beseitigt und die beiden katholischen Kirchen unter einem Hirten wieder zu einer Herde würden, das ist eine Frage für sich. Ob diese Einigung, an der zahllose, mehr oder weniger friedfertige Männer beider Kirchen sich die Zähne ausgebissen haben, heute überhaupt noch möglich ist, das kann man dahingestellt sein lassen. Auch die Verständigung zwischen Rom und Wittenberg, die einst Leibniz und mit und nach ihm so viele kluge Männer versucht haben, mußte an den inneren Gegensätzen beider Kirchen scheitern.

Wer einmal die Union der griechischen mit der römischen Kirche will, der muß auch die Mittel und Wege prüfen, die zu einer Einigung führen können. In dieser Beziehung hat Prinz Max ganz folgerichtig die Frage aufgeworfen, wo eigentlich das Trennende zwischen den beiden Kirchen zu suchen sei, und wie es überwunden werden könne. Pius X. allerdings begnügt sich damit, seinen ‚innigen Wunsch' auszusprechen, daß die Vereinigung der beiden Kirchen vollzogen werde, aber er erklärt gleichzeitig, ‚daß die Lehren der römischen Kirche unversehrt erhalten werden müßten'. Dieser Wunsch mag ‚fromm' sein; daß er unerfüllbar ist, liegt auf der Hand.

Man muß sich schon ein wenig in die katholische Dogmatik vertiefen, um verstehen zu können, wie die Spaltung zwischen Orient und Okzident überhaupt ent-

stehen konnte. Die Frage, ob der Heilige Geist, die dritte Person der Dreieinigkeit, nur vom Vater oder vom Vater und vom Sohn ausgegangen sei, interessiert heutzutage nur sehr wenig. Aber über diese Frage ist der Westen und der Osten auseinandergefallen. Man hätte sich überhaupt nicht darüber gestritten, wenn diese Doktorfrage in den Evangelien gelöst worden wäre. Daß der sächsische Prinz dieses Dogma anzweifelte, ist verständlich genug. Weniger verständlich, daß Pius X., der freilich kein starker Dogmatiker ist, das Dogma in den Evangelien und in den Kirchenvätern zu finden behauptet. Gewiß, die römische Kirche hat diese und ähnliche ‚Irrtümer' verdammt. Aber das Wort, daß die Macht der Wahrheit groß ist und daß sie siegen wird, ist alt und noch heute nicht widerlegt.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den römischen Dogmen vom Fegefeuer und von der unbefleckten Empfängnis. Das Purgatorium, das Dante in seiner ‚Göttlichen Komödie', ohne Kenntnis der wirklichen geographischen Verhältnisse, auf die Rückseite der Erde verlegte, ist an sich ein sehr poetischer Gedanke und hat der römischen Kirche zweifellos so manche ängstliche Seele zugeführt. Aber in der Bibel steht nun einmal nichts davon. Auch mit der unbefleckten Empfängnis verhält es sich ähnlich; ja, die wenigsten Katholiken wissen, um was es sich dabei eigentlich handelt, nämlich um die Behauptung, daß die Jungfrau Maria von ihrer Mutter Anna ohne Erbsünde — auch ein merkwürdiger Begriff des römischen Dogmas — empfangen worden sei. Alle diese römischen Glaubenssätze, von denen die unbefleckte Empfängnis erst dem Papst Pius IX. seine Entstehung verdankt, sind im günstigsten Falle Folgerungen, die aus der christlichen Lehre gezogen worden sind, aber in der Bibel sind sie nicht zu finden.

Das alles hätte indessen Pius X. wohl noch hingehen lassen, so unangenehm es ihm sein mochte, daß Prinz Max die Irrwege der römischen Kirche schonungslos aufdeckte. Aber er erkühnte sich auch, den römischen Päpsten den Vorwurf der Herrschgier zu machen, und dieser Vorwurf schlug dem Faß den Boden aus. Wie darf man auch das Papsttum, das selbst heute noch an seinem Anspruch auf den Kirchenstaat festhält, der Machtgier beschuldigen! Wie darf man den Finger in die schlimmste Wunde der römischen Kirche legen! Und der sächsische Prinz ist noch weiter gegangen und hat dem Papsttum nachgesagt, daß es mit falschen Dokumenten operiert habe. Auch das ist ja historisch erwiesen. Aber wer darf im Hause des Gehenkten vom Strick sprechen?"

Habe auch Prinz Max feierlich widerrufen, so dürfe man doch gerade im vorliegenden Fall sagen, daß immer etwas hängen bleibt. Deshalb habe ja auch der Papst dazu aufgefordert, seine Enzyklika in alle Sprachen zu übersetzen und überall zu verbreiten. Vielleicht daß doch dieser und jener vor ähnlichen Ketzereien abgeschreckt werde. Nur müsse man annehmen, daß auch wieder viele Zeitgenossen, die sich im allgemeinen um dogmatische Fragen überhaupt nicht bekümmern, durch die Enzyklika des Papstes erst auf diese peinlichen Auseinandersetzungen in der römischen Kirche hingewiesen werden. Und dann würden sie bei einigem Nachdenken finden, daß Prinz Max eigentlich gar keine „verdammten Irrtümer", sondern nur von der historischen Kritik längst anerkannte Wahrhei-

ten ausgesprochen hat. Auch der stärkste Bannfluch des Heiligen Vaters werde nicht verhindern können, daß es allmählich in den Köpfen heller wird.

„In Telegrammen, die an Tannhäusers bekannte Schilderungen erinnern," tönt's in ehrlichem Grimm aus dem „Hamburgischen Korrespondenten", „wird aller Welt über die tränenreiche Abbitteszene beim Papste berichtet, die mit der Verzeihung endete. Vorher soll sich der Prinz auch noch einigen Bußexerzitien unterworfen haben. Kurzum, eine regelrechte Kanossa-Episode im zwanzigsten Jahrhundert, durchgeführt gegen den Angehörigen eines deutschen Königshauses. Wir fürchten, sie wird an der Monarchie nicht spurlos vorübergehen. Jetzt rächt sich, daß Prinz Max von Sachsen, als er den Uniformrock mit der Soutane vertauschte, nicht zum Verzicht auf Titel und Würden veranlaßt worden ist. Wäre das geschehen, so hätte die Ehre des sächsischen Königshauses mit dieser unwürdigen Büßerszene nichts zu tun. Dann würde es sich nur um ein Priesterschicksal handeln, das in unsrer Zeit der Modernisteneide nicht einmal besonders auffallen könnte. ... Die politische Bedeutung des sächsischen Skandals erblicken wir darin, daß die Würde eines deutschen Bundesfürsten und seines Bruders schweren Abbruch erlitten hat. Die exponierte Stellung eines deutschen Fürsten ist demnach unvereinbar mit der Abhängigkeit des katholischen Priesters. Dieser Konflikt muß durch Verzicht auf das eine oder das andere gelöst werden. Hier steht nicht nur sächsisches, sondern ganz allgemein deutsches Ansehen auf dem Spiele. Vom Altar darf keine Entwürdigung des Thrones kommen."

Nicht um kirchliche, konfessionelle oder gar religiöse Interessen handelt es sich hier für uns Deutsche, sondern um politische, um nationale. Und nur so ist es zu verstehen, wenn z. B. das „Leipziger Tageblatt" bittere Klage darüber führt, daß Rom allen Grund habe, sich eines glänzenden Triumphes über das Fürstenhaus zu freuen, das in der Reformationszeit am eifrigsten die Sache Luthers beschützt und gefördert hat: „Wir empfinden es aber als eine brennende Scham, daß hier wie in den Zeiten Alexanders III. und Bonifaz' VII. der Thron unter den Altar gestellt worden ist; wir erblicken darin eine der schwersten Erschütterungen des monarchischen Bewußtseins unseres Volkes und sind jedenfalls davon überzeugt, daß die blutrünstigsten sozialdemokratischen Reden gegen gekrönte Häupter nicht so verheerend wirken können, wie diese Tat der römischen Kirche, die der Würde eines deutschen Bundesfürsten stärksten Abbruch getan hat."

Nichts aber kann die Lage greller beleuchten, als daß ein so tödlich auf die Bekämpfung der Sozialdemokratie eingeschworenes Blatt wie der „Reichsbote" der Überzeugung Ausdruck geben konnte: lieber Sozialdemokratie als „römische Knechtschaft"!

„Seit Jahrzehnten hat Rom nicht in ähnlicher Weise den Charakter der Ecclesia militans herausgekehrt, wie in der allerjüngsten Zeit. Die schmähliche Demütigung eines deutschen Königssohnes ist davon nur ein Symptom von geringerer Tragweite, das mehr das betroffene Königshaus angeht, als das deutsche Volk. Aber das Gefühl tiefer Beschämung vermag man vor diesem neuesten Kanossabilde unmöglich zu unterdrücken, um so weniger, als die Eindrücke der Borromäus-

Enzyklika im evangelischen Volke noch nicht verwischt sind, sondern durch weitere Handlungen Roms noch eine Vertiefung erfahren mußten.

Die Erklärung Roms, durch die seinerzeit jene vielbeklagte Enzyklika angeblich aus der Welt geschafft sein sollte, wurde ja bald nachher von offiziösen vatikanischen Kreisen so gut wie völlig entkräftet, wobei es an unverhehltem Spott nicht fehlte. Um des lieben Friedens willen hat das evangelische Deutschland den Mantel der christlichen Liebe auch darüber gebreitet, in der Hoffnung, daß Rom sich endlich an diesen Herausforderungen genügen lassen würde. Aber schon wurde zu einem neuen, und zwar dem schwersten Schlage von Rom her ausgeholt, der in neuerer Zeit dem deutschen Geistesleben versetzt worden ist. Es war das die Forderung des Antimodernisteneides von allen katholischen Priestern, auch von denen Deutschlands.

Dieser Eingriff in die Gewissensfreiheit derer, denen die ständige Einwirkung auf das seelische Empfinden eines großen Teiles der deutschen Bevölkerung anvertraut ist, bedeutet mehr als eine rein innerkirchliche Sache. Er bedroht das Rechtsgut der Gedanken- und Glaubensfreiheit eines angesehenen Teiles des deutschen Volkes, eines Gutes, um das die Kulturvölker der Erde unaufhörlich in heißem Kampfe gerungen haben, und dessen schließlicher verfassungsmäßiger Errungenschaft die ganze Kulturentwicklung Europas zu danken ist. Man ist dabei, die gesamten katholischen Priester Deutschlands zu einem Eide zu zwingen, mit dem sie jede Gedankenfreiheit abschwören und sich zu automatischen Trägern der engherzigsten Lehren Roms herabwürdigen. Wenn diese Lehren nur das innere Seelenheil des einzelnen Gläubigen im Auge hätten, dann könnte man solchem Beginnen auch noch ruhiger zuschauen. Aber der Hauptinhalt der Lehren Roms hat seit länger als einem Jahrtausend doch nur die äußere Verherrlichung des Papsttums, die Erweiterung seiner Herrschgelüste im Auge gehabt, und die Forderung des Antimodernisteneides ist nur das Tüpfelchen auf dem i dieser wohldurchdachten Zwangsorganisation, nur der Schlußstein zu dem Machtgebäude, mit dem die Welt in Ketten geschlagen werden soll.

Nicht Deutschland allein hat ein Interesse daran, gegen dieses neueste Attentat Front zu machen, sondern alle Kulturstaaten der Erde müssen diesen schweren Schlag abwehren, der das Messer an die Wurzel ihrer geistigen Entwickelung setzt. Es ist seltsam genug, daß Rom diesen Schlag in einer Zeit wagt, in der ein katholisches Volk nach dem anderen ihm die Gefolgschaft aufgekündigt hat. Ein fester Zusammenschluß der Regierungen mit einem gemeinsamen energischen Veto würde das ganze Kartenhaus mit einem einzigen Hauche über den Haufen blasen. In welche Gewissensnot unzählige ehrliche Priester durch die Forderung des Eides versetzt worden sind, das kann doch den verschiedenen Staatsleitern unmöglich entgangen sein. Erkennen diese denn die Größe der Gefahr noch nicht? Vermögen sie die Tragweite dieser unerhörten vatikanischen Forderung nicht zu erfassen? In die Spalten der evangelischen Zeitungen flüchten sich die geängstigten Priester mit ihren Klagen; meint man denn, daß ihnen solch ein Schritt leicht geworden ist? Und dieser offene Notschrei findet nicht einmal Widerhall an den zuständigen Stel-

len des evangelischen Deutschland? Welche diplomatischen Rücksichten sind es, die heute die Regierungen veranlassen, untätig zuzusehen, wie man Millionen ihres Volkes in neue geistige Fesseln schlagen will? — Wenn es nur die Erwägung ist, daß man in Deutschland das Zentrum im Kampfe gegen die Sozialdemokratie nicht glaubt entbehren zu können und darum lieber ruhig zusieht, wie ein anderer großer Teil des Volkes dem Vaterlande entfremdet werden soll, so ist das ein verhängnisvoller Trugschluß, denn so schwer auch die Gefahren sein mögen, die von der Sozialdemokratie drohen, diese wird sich an ihrer stetig wachsenden Begehrlichkeit schließlich selbst verbluten. Sollte sie einmal ernstlich den Versuch wagen, ihre letzten Konsequenzen zu ziehen und mit Taten des Umsturzes hervortreten, so wäre das der Anfang von ihrem Ende. Deutschland hat schwerere Stürme überwunden als solchen. Was aber Rom erst in neue geistige Fesseln geschlagen hat, daran kranken die Völker jahrhundertelang, und deshalb ist der Preis der römischen Knechtschaft zu hoch, wenn nur um diesen die Abwehr der Sozialdemokratie möglich wäre."

Stirb, Vogel, oder friß! ist die Parole beim Modernisteneid. Schwör, daß du in alle Zukunft nur die jeweils dir vorgeschriebene, nach Bedarf „vermehrte und verbesserte" Überzeugung haben wirst, oder geh meinethalben betteln! Fürwahr, eine überwältigend beweiskräftige Erziehung zum wahren Glauben sind Stockprügel auf den Magen, die Ausnutzung der ganz brutalen materiellen Notlage. Was muß da alles zerbrochen und zerknickt werden! Aber das soll es ja wohl auch werden: nur so kann das zur blinden Unterwerfung unter deutschfremde und — wie oft! — deutschfeindliche Zwecke erforderliche Maß von Demut und — Einfalt erzielt werden.

Auch ein offenbar bessergestellter „römischer Priester, der gerne ein deutscher Priester sein möchte", hat den Eid geschworen. „Mit wunder Seele," wie er im „Neuen Jahrhundert" klagt, „aber der Not gehorchend. Not? Ja, da sind Rücksichten auf Verwandte und Bekannte, und in einem gewissen Alter kann man keinen andern Beruf mehr ergreifen, wenn man auch nicht gerade in schlechten Verhältnissen ist. Wer könnte sich leichten Herzens von allem lossagen? Und wir sind bestimmt, die Lehrer des Volkes zu sein! Aber da kommen die großen Fragen, die ich an den Herrn Staatsminister richten möchte: Kann ein Priester, der geschworen hat, nicht mehr zu denken und nichts mehr dazu zu lernen, kann dieser Mann ein Lehrer des Volkes sein? Werden wir nicht zum Gespötte eben dieses Volkes, das mehr wissen wird als wir? Offen gestanden, ich schäme mich, fernerhin Gehalt zu nehmen vom deutschen Staate, vom deutschen Volke, wenn ich mich doch selbst nicht mehr weiter belehren und weiterbilden darf. Wir wollen auch durchaus in der Kirche bleiben, wir wollen nur von der grenzenlos wachsenden Tyrannei Roms befreit sein. Helfen Sie uns, Herr Staatsminister! Oder sollte das Deutsche Reich so schwach sein, daß es sich nicht einmal dem Vatikan entgegenstellen könnte? Unsere Priester sind deutsche Reichsbürger und nicht Sklaven des Papstes!"

Wohl mag Professor Schnitzer den springenden Punkt getroffen haben,



als er in einer Versammlung jene Erlasse Pius' X. einen „Akt der Notwehr" nannte. Aber kann jemals die objektive Feststellung, daß eine Partei von ihrem Standpunkte aus folgerichtig vorgeht, für die andere ein Grund sein, sich ihr unterzuordnen, sie mächtig über sich werden zu lassen? Ja, wenn wirklich „der Heilige Stuhl mit der Anerkennung der Freiheit des Wissens und des Forschens einfach Selbstmord begehen" würde, so könnten wir seine Lage zwar objektiv würdigen, nimmermehr aber darum uns selbst ihm aufopfern.

Wie irrig war doch die in katholischen Kreisen zuerst verbreitete Meinung, die Encyclica pascendi Pius' X. sei nur ein Wölkchen am Himmel der katholischen Kirche, das schnell vorüberziehen werde. Nur zu bald mußte man einsehen, daß man sich bitter getäuscht hatte. „Aus dem Wölkchen entstand ein Sturm, der die schwersten Besorgnisse erwecken mußte, denn Pius X. ließ ‚motu proprio' eine neue Verordnung folgen, die die frühere nicht nur nicht milderte, sondern in einzelnen Punkten noch erheblich verschärfte. Der Kampf gegen den Modernismus wurde darin mit allen Mitteln aufgenommen, und alle jene Verbote und Gebote wurden verkündet, die jede freie wissenschaftliche Betätigung der geistlichen Lehrer an Seminaren und Universitäten unmöglich machen sollen! Von den Seminaren werden alle modernen Bücher verbannt, und den Seminaristen wird das Lesen aller, selbst der ‚besten', d. h. auch der katholischen Zeitungen und Zeitschriften durchaus verboten! Die Lehrer werden ganz der Aufsicht des Bischofs unterstellt, ihm müssen sie bei Beginn des Lehrjahres ihre Lehrhefte vorlegen, und damit sie nicht nachträglich Verbotenes einschmuggeln, soll ihre Lehrtätigkeit ständig überwacht und einer unverhüllten Spionage unterworfen sein! Schließlich wird den Professoren jener Eid vorgeschrieben, der sie zur Anerkennung aller päpstlichen und bischöflichen Lehren allein förmlich verpflichtet und ihnen das selbständige Forschen nach Wahrheit unmöglich macht. Das ist der sogenannte ‚Modernisteneid'! ... Kann überhaupt ein Vertreter der Wissenschaft einen solchen Eid schwören? Hört nicht alle wissenschaftliche Forschung auf, wenn bestimmte Lehren von vornherein für nicht erörterbar erklärt werden? Der Gelehrte, der sich dem Eid unterwirft, muß entweder die Heiligkeit des Eides oder die Heiligkeit der ernsten wissenschaftlichen Arbeit verletzen!

Ist ferner die Forderung des Ausspionierens der Lehrtätigkeit verdächtiger Professoren nicht gerade dem deutschen Empfinden völlig zuwider? Ist sie nicht eine Unwürdigkeit, die gerade wir Deutschen immer als eine solche empfinden werden? Wenn der päpstliche Erlaß die Professoren bei Verstößen mit sofortiger Absetzung bedroht, so stellt man sich auf den mittelalterlichen Standpunkt, der die Wissenschaft einschränken, den Glauben fordern zu können glaubte. Die Inquisition erwacht damit zum neuen Leben! So erscheinen denn die Erlasse als die Ausflüsse einer weit zurückliegenden, überwundenen Kulturstufe; sie muten uns an, als entstammten sie der Zeit der Kreuzzüge und der Glaubenskriege!

In unseren Tagen darf es vor den Ohren des Papstes ausgesprochen werden, daß man die Ketzer wie wilde Tiere ausrotten dürfe, und daß nur die widrigen Zeitverhältnisse es verböten, die Todesstrafe zu vollziehen! Der Versuch,

mit diesen Erlassen durchzudringen, bedeutet also, die mittelalterlichen Zustände, die am Heiligen Stuhl herrschen, auch in Deutschland einzuführen! ...

Will man die Erlasse überhaupt zu verstehen versuchen, so muß man das vom Standpunkt des Heiligen Stuhles aus tun. Der Papst blickt überlegen auf alle Wissenschaft herab; er glaubt die Wahrheit längst gefunden zu haben, und nicht e r bedarf der Wissenschaft, sondern s i e bedarf s e i n e r! Die römische Dogmatik geht von der Voraussetzung aus, daß Christus selbst die römische Kirche gegründet und Petrus als ersten römischen Bischof eingesetzt habe. Wie nun, wenn man nachweisen könnte, daß Petrus nie in Rom gewesen sein könne, und daß Christus zu ihm die Worte vom ‚Fels' nicht gesprochen habe — dann würde Roms Stellung sofort unhaltbar werden! Für den Heiligen Stuhl gibt es nur eine Stellung zur Forschung: ist etwas neu, so ist es nicht gut, und ist es gut, so ist es nicht neu, denn über den heiligen Thomas von Aquino kann niemand hinaus. ..."

Ja, dann wäre ihm eben nicht zu helfen. Nur weil es in den Bedürfnissen des Heiligen Stuhles liegen sollte, kann die Zeit nicht stillestehen, die Weltenuhr nicht abgestellt werden. Aber ich glaube nicht recht daran, daß Rom nicht auch anders könnte. Rom kann immer anders, und wie oft hat es schon anders gekonnt! Bei all seiner Starrheit in den Zielen hat es doch eine unendliche Anpassungsfähigkeit in den Mitteln. Wenn es nur will. Wenn es sich nur vor eine ebenbürtige oder höhere Macht gestellt sieht. Wo es aber, wie in Deutschland, gehorsamster Unterwerfung auch der staatlichen Gewalten von vornherein sicher sein darf, da darf man es ihm — immer von seinem Standpunkte — auch nicht verdenken, wenn es den Tribut fordert, der ihm ernstlich ja doch nicht verweigert werden soll. Mit dem ewigen Lamentieren über das böse „Rom" ist weniger als nichts getan, ja es fällt einem auf die Nerven, wie alles Ohnmachtsgejammer ohne den ernstlichen Willen zur Macht. Die Borromäus-Enzyklika, der Modernisteneid waren — ich möchte sagen: gottgegebene Gelegenheiten, solchen Willen zu betätigen, ohne die unglückselige, zur Trübung des wahren Sachverhalts so unbezahlbare „konfessionelle" Frage wieder aufzurühren. Denn es handelte sich dabei nur um die nüchterne A b w e h r ganz eklatanter Ü b e r g r i f f e, von denen kaum ein gebildeter Katholik deutscher Zunge behaupten wird, daß sie im unveräußerlichen Wesen des katholischen Bekenntnisses begründet seien. Welch unabsehbarer Erfolg wäre schon die Stiftung eines Fonds, der die in ihrem Gewissen bedrohten und vergewaltigten katholischen Geistlichen in die Lage versetzte, den geistigen Entmannungsversuchen Roms die Stirn zu bieten, ohne darum ihre Existenz preisgegeben zu sehen. Das wäre einmal wirklich eine n a t i o n a l e T a t, würde diesem abgeklapperten Wortskelett e i n m a l wenigstens Fleisch und Blut verleihen. Für allen Tod und Teufel haben wir Geld, für alle Völkerschaften des Erdkreises wird bei uns gesammelt, kürzlich erst ist der Kaiser mit einer Millionenstiftung für „wissenschaftliche Forschungsinstitute" auf der Bildfläche erschienen. Allerhand Hochachtung, aber das Hemde, möchte ich meinen, sollte doch auch uns näher liegen als der Rock. Und liest es sich nicht wie eine Satire, liegt nicht eine blutige Ironie darin, daß wir uns für die Sternenweiten „wissenschaftlicher Forschung" in dem selben Augenblicke ereifern, in dem ein großer Teil der Männer, denen die gei-

stige Erziehung und Entwicklung unseres Volkes anvertraut ist, auch die längst bekannten und anerkannten positiven Ergebnisse der Wissenschaft abschwören, sich des selbständigen Denkens und Forschens überhaupt enthalten sollen? Haben wir's nicht herrlich weit gebracht mit unserer — Kultur?

„O ja, bis an — die Sterne weit!"

* * *

Aber unsere Maßgebenden rühren an dergleichen nicht gern. Sie fürchten, sich die Finger zu verbrennen. Und dann sehen sie so ein bißchen geistige Polizei auch gar nicht so ungern. Ist sie doch nach einem alten Aberglauben im Kampfe gegen den „Umsturz" nicht zu entbehren. Und auf diesen „Kampf" ist ja bei uns nachgerade alles eingestellt. Wer da etwa geglaubt haben mag, der rote Lappen würde durch die längere Gewohnheit des Anblicks an seiner suggestiven, hypnotischen Kraft einbüßen, der kennt sie nicht, die „gottgewollten Abhängigkeiten", die uns regieren. Ihre Weisheit muß in Wolkenhöhen thronen, da sie dem unbewaffneten Auge des gewöhnlichen Staubgeborenen nicht wahrnehmbar ist. So wird uns denn wohl auch die Erleuchtung über den Ewigkeitswert des philosophischen Tiefsinns, mit dem man ausgerechnet die Moabiter Straßenkrawalle zu einer Haupt- und Staatsaktion machte, sie in den Dienst der „großen Sache", des „Kampfes gegen den Umsturz", stellte, erst in einem anderen, besseren Leben kommen.

Auch die Justiz sollte in den Dienst der „großen Sache" gestellt werden. Aber die Justiz — wollte nicht. Die Justiz hat das Ansinnen verkehrt aufgefaßt und im Gegenteil mit ihrem Urteil und ihrer Urteilsbegründung eine weithin sichtbare Standarte für die immer noch aufrechte Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der deutschen Rechtsprechung und des deutschen Richtertums aufgepflanzt. Es war ein kritischer Augenblick in seiner Geschichte, aller Blicke hingen gespannt an den in Moabit zur Rechtsprechung versammelten Männern, der so viel berufenen „Lieberkammer": werden sie das — immer noch und trotz alledem — in die Unabhängigkeit und Urteilsfähigkeit des deutschen Richterstandes gesetzte Vertrauen rechtfertigen, die Belastungsprobe, auf die sie hier — leider muß es gesagt werden: von dem obersten Beamten des Reiches gestellt wurden, bestehen?

Das Gericht *hat* sie bestanden. Das sei hier gleich vorweg gesagt, so weit immerhin die Meinungen über Einzelheiten in der Urteilsfällung und -begründung auseinandergehen mögen. Nicht darauf kommt es an, sondern auf den *Geist*, aus dem heraus das Urteil gesprochen und begründet worden ist, und dieser Geist ist der Geist der Wahrhaftigkeit, Unparteilichkeit und Sachlichkeit.

Wenn das Urteil dennoch und trotz der Klarheit, mit der es abgefaßt ist, zu den verschiedensten Auslegungen und Schlüssen herhalten muß, so liegt das nicht an ihm, sondern an einer mißbräuchlichen Ausnützung oder einem grundsätzlichen Verkennen des Wesens und der Aufgabe eines gerichtlichen Urteils. Ein solches kann weder eine Rechtfertigung noch eine Widerlegung irgendwelcher politischen oder sonstigen Anschauungen oder Bestrebungen sein. Auch zeugt es von mehr gesinnungstüchtigem als logischem Denken, wenn aus der Feststellung des Urteils, daß eine Behauptung nicht „*erwiesen*" worden ist, gefolgert wird, das

Gericht habe damit nun auch die Unwahrheit dieser Behauptung festgestellt. Es läßt sich sehr, sehr vieles vor Gericht nicht als wahr erweisen, von dessen Wahrheit der Richter selbst überzeugt sein kann, ohne doch diese Überzeugung im Urteil betätigen zu dürfen, weil sie einfach nicht als wahr „erwiesen“ worden ist. Man darf eben weder hinein- noch herauslesen, was im Urteil selbst nicht drin steht.

Auch der „Vorwärts“, der ihm im übrigen leidlich gerecht wird, liest wohl einiges hinein:

Das Wesentlichste an der Urteilsbegründung, was am meisten in die Augen steche, sei das, was ihr fehlt: „Kein Wort enthält sie über den politischen Einschlag der Anklage! Mit keiner Silbe ist Herr Lieber auf das eingegangen, was für die Heydebrand und Bueck, für die Bethmann-Hollweg und Jagow das wichtigste an diesem Prozesse war, nämlich auf die Behauptung, daß die Sozialdemokratie und die freien Gewerkschaften zum mindesten moralische Schuld an den Moabiter Unruhen tragen. Auf die moralische Schuld der Arbeiterbewegung hatten sich Regierung und Polizei ja schon im Verlauf der großen Retirade, die ihnen durch die Beweisaufnahme aufgenötigt wurde, zurückgezogen. Daran aber hielten sie um so fester, je schmerzlicher ihnen die Erkenntnis war, daß der Nachweis direkter Verantwortlichkeit der Sozialdemokratie für die Krawalle unmöglich sei. Noch im Plädoyer hat die Staatsanwaltschaft mit Zähnen und Nägeln den Satz von der moralischen Schuld verteidigt, getreu den Spuren des Reichskanzlers folgend. Das Gericht hat ihn ignoriert, hat ihn stillschweigend links liegen lassen. Und dieses Schweigen redet Bände! Hier gab es nichts festzustellen, nicht einmal anzudeuten, nichts zu vermuten! Diese Lücke des Urteils ist ein dicker Strich durch die gequälten Deduktionen der Staatsanwaltschaft, die robusten Lügen der Scharfmacherpresse und die Etatsreden des Reichskanzlers. Ein Totenglöcklein läutet: Mißlungen, mißlungen!

Geäußert aber hat sich das Gericht über die Anklage, die die Verteidigung gegen die Polizei erhoben und mit überreichem Material begründet hat. Und was es dazu sagt, das ist für die Polizei nicht sehr erfreulich. Das Gericht erkennt an, daß nicht nur vereinzelte Ausschreitungen der Polizei vorgekommen sind, es hat festgestellt, daß in einer größeren Zahl von Fällen, wie es sich vorsichtig ausdrückt, Ausschreitungen von Polizeiorganen stattgefunden haben, daß namentlich vielfach Bürger durch grundloses rohes Schimpfen grob belästigt worden sind ... Wer preußische Justiz kennt, der weiß, was diese Feststellung bedeutet, der weiß, daß dieser Satz des Urteils ... lauter spricht als alle Reden von Ministerbänken und anderen hoch- und niedriggestellten Sitzgelegenheiten, als alle Reden, die die Polizei reinwaschen möchten mit der abgegriffenen Ausrede von den ‚einzelnen Ausnahmefällen‘.

Dieser eine Satz der Urteils wiegt schwerer als alle Orden und allgemeine Ehrenzeichen, die für tapferes Verhalten bei den Unruhen von Moabit an Polizeibeamte verliehen worden sind! ...“

Sehr angreifbar sei die Feststellung des Urteils, daß von Ausschreitungen erst nach dem 26. September gesprochen werden könne: „Das widerspricht den

Bekundungen einer ganzen Reihe einwandfreier Zeugen, die schon für den 23., 24. und 26. September arge Brutalitäten von Polizeiorganen ergaben. Gerade am Tage der Urteilsverkündung haben vor dem Schwurgericht diese Zeugen ihre Aussagen wiederholt, sie zeigen aufs klarste, daß schon in jenen Tagen, die den eigentlichen, ernsteren Unruhen vorangingen, die Haltung sehr vieler Schutzleute — und Polizeioffiziere — sehr viel, ja alles zu wünschen übrig ließ ... Wir erinnern an die wahrhaft empörende Metzelei in der Türnische des Stahnkeschen Lokals, wo die Flüchtenden übereinanderfielen und wo die Schutzleute auf diese wehrlosen Menschen in so barbarischer Weise einschlugen, daß eine Gardine, die durch die zerbrochene Scheibe der Tür nach außen wehte, mit Blut förmlich bespritzt wurde. Schon an diesen Tagen wurden einzeln gehende Personen, ja Kinder geschlagen.

In diesen Tagen durften die Hintzeschen Arbeitswilligen die Bevölkerung ungestraft unter den Augen der Schutzleute provozieren, mit den Revolvern herumfuchteln, schießen, ohne daß die Polizei einschritt, wurde eine Aufforderung, den Leuten die gefährlichen Waffen abzunehmen, von einem Schutzmann mit höhnischem Lachen abgewiesen. So liegen die Dinge schon vor dem Abend, dem 26. September ... Noch ehe ernste Angriffe auf Beamte erfolgt waren, die, wie das Urteil meint, die Schutzleute in den Glauben versetzten, daß ihr Leben bedroht sei, daß sie sich von der Bevölkerung des Schlimmsten zu versehen hätten, haben nicht wenige Beamte wie Berserker gehaust. Nehmen wir aber einmal an, daß die Vorgänge des 26. September wirklich in der Schutzmannschaft und bei den Offizieren das Gefühl erweckt hätten, sie ständen einem gefährlichen Feinde gegenüber und müßten sich mit allen Mitteln ihrer Haut wehren, so daß viele sich unter ihnen bei den Attacken zu unnötigen Grausamkeiten hinreißen ließen, auf Fliehende, auf unschädlich Gemachte, auf Verletzte und Gestürzte weiter einschlugen, so daß sie sich keine Mühe gaben, den ruhigen Passanten vom Rowdy zu unterscheiden, — wie steht es mit dieser Entschuldigung für die vielen, vielen, man könnte sagen unzähligen Fälle, wo einzeln gehende, ruhige Passanten barbarisch verprügelt wurden, zu Zeiten, wo keine Menschenmenge die Schutzleute bedrohte oder auch nur reizte, weil gar keine da war! Zu Zeiten, wo also nicht die geringste Gefahr für die Polizeibeamten bestand, wo sie nicht im blinden Eifer der Attacke etwa zu weit gegangen sind, sondern wo sie ruhig in großen Scharen auf Posten standen und ihr Mütchen an den Vorübergehenden, an fast allen Vorbeikommenden ohne Unterschied kühlten, wie viele Zeugen übereinstimmend bekundet haben? Da versagt der Milderungsgrund des Gerichts völlig. Da ist nichts als die pure Lust an der Roheit, die Lust an der Brutalisierung Wehrloser, die als Motiv solcher empörenden Handlungen erkannt werden kann. Und daneben die maßlose Überhebung über den Bürger, die dem Beamten in Preußen-Deutschland eingeflößt wird, die Anschauung, die zum guten Teil ein Ausfluß des Militarismus ist. Dafür ist allerdings weniger der einzelne Beamte, als vielmehr das System verantwortlich; darauf fällt der Vorwurf, daß die Polizei noch im 20. Jahrhundert ihren Dienst unter dem Gesichts-

punkt ausübt, sie habe rechtlose Untertanen, nicht Staatsbürger mit genau begrenzten Rechten und Pflichten vor sich.

Und noch einen anderen Milderungsgrund dürfen die polizeilichen Exzedenten für sich in Anspruch nehmen — freilich nur, auf daß er zur Anklage gegen das System, gegen die Regierung, gegen die oberste Leitung der Polizei wird. Schon in den ersten Tagen des Streiks bei Kupfer & Co. haben viele Polizeiorgane in einem Zustand bedenklicher Erregung gehandelt. Von irgendwie erheblichen Zusammenstößen mit der Bevölkerung war damals noch nicht die Rede. Was hat denn aber diese Erregung verursacht? Der Umstand, daß dem preußischen Polizeibeamten gelehrt wird, in der Arbeiterschaft seinen Feind zu erblicken, sie als eine Rotte von Bösewichtern anzusehen, die zu allen Schandtaten, besonders gegen die Organe des Staates, gegen die Polizei, fähig ist. Geflissentlich wird in den Köpfen der Schutzleute die Vorstellung genährt, daß die Sozialdemokraten beständig auf Mord und Brand sinnen, daß alle ihre Tätigkeit nur die Vorarbeit für die große Straßenschlacht ist, in der natürlich zuerst die braven Polizeibeamten daran glauben müssen. Deshalb sehen wir ja immer wieder mit Erstaunen, daß bei der Polizei selbst die unsinnigsten Märchen Glauben finden, wenn sie schändliche Pläne der Sozialdemokratie zum Gegenstand haben, deshalb die kindischen Vorstellungen von einer geheimen Leitung der Unruhen, die natürlich von der Sozialdemokratie ausgehen mußten, deshalb mußte sich ein Polizeileutnant mit dem gläubigen Vortrag eines Protokolls blamieren, in dem ein harmloser radfahrender Streikpostenkontrolleur als Emissär der sozialdemokratischen Parteileitung ausgegeben wurde. Weil das Schreckgespenst sozialdemokratischer Führer, die per Auto das ‚Aufstandsgebiet' durchfuhren und die Krawalle dirigierten, in den Köpfen der Schutzleute spukte, deshalb lud sich die Polizei die internationale Blamage auf, daß sie friedliche englische Journalisten grundlos verprügelte ... Wenn die Köpfe der in politischen Dingen ja meist völlig ahnungslosen unteren Polizeibeamten so planmäßig verwirrt werden, dann kann man sich nicht wundern, wenn sich bei Ereignissen, wie sie Streiks immer wieder zu zeitigen pflegen, da die Schulung der Organisation nicht alle Glieder der Arbeiterschaft gleichmäßig erfassen und disziplinieren kann, in der Schutzmannschaft sofort hochgradige Erregung einstellt. So wird es sein und bleiben, bis das System fällt, das die Arbeiterschaft und ihre Bestrebungen ganz besonders scharfer Polizeiaufsicht unterstellt, das in den Köpfen der Polizeibeamten ganz regelrecht den Gedanken entstehen läßt, daß gegen diesen bösen Feind alles erlaubt ist.

Halten wir dagegen, daß die Schutzleute sich aus Unteroffizieren rekrutieren, von denen nicht wenige so manchen Puff und Hieb an Untergebene ausgeteilt haben, ohne daß sie jemals, dank den Wirkungen unseres militaristischen Systems und dank der mangelnden Aufsicht, angezeigt und bestraft wurden, daß der Schutzmann sich als den Vorgesetzten, den Bürger, namentlich den Arbeiter als den Untergebenen betrachten lernt, so brauchen wir uns nicht wundern, wenn die ehemaligen Soldatenprügler unter den Beamten auch Bürgerprügler werden, sobald sie glauben, daß sie die gewohnte Behandlungsmethode ungestraft anwenden können. In Moabit war die Gelegenheit gegeben,

das Beispiel von Vorgesetzten zeigte es und so wurde sie benützt. Erliegen doch gar viele Menschen nur zu leicht der Versuchung, die in der Einräumung unumschränkter Gewalt über wehrlose Menschen liegt.

So trifft vielerlei zusammen, um die Polizeiausschreitungen in Moabit zu erklären. Es war nicht allein die Lust an der Roheit, die sie gebar — ein großer Teil der Schuld entfällt auf das System ... Das entlastet den einzelnen, das belastet die höheren verantwortlichen Stellen."

Lassen wir mit der „Frankf. Ztg." noch einmal schnell den Vorhang über der Vorgeschichte der ganzen Affäre aufgehn:

„Ein Streik bei einer Moabiter Kohlenfirma war der Ausgangspunkt der ganzen Unruhen. Der Streik schuf zunächst den selbstverständlichen Gegensatz zwischen Streikenden und Streikbrechern, zu dem dann nachher, als die Polizei zugunsten der Arbeitswilligen eingriff, der Gegensatz zwischen Arbeitern und Polizei hinzutrat. Es ist menschlich, daß die Arbeiter während eines Lohnkampfes auf die Arbeitswilligen, die ihnen begreiflicherweise als Verräter erscheinen, erbittert sind, und daß sie ihnen nicht gerade mit ausgesuchter Höflichkeit begegnen. Nicht selten führt diese Erbitterung zu direkten Ausschreitungen, und auch bei dem Moabiter Streik ist es zu solchen Ausschreitungen gekommen, die an sich ein Eingreifen der Polizei wohl rechtfertigen. Man muß dabei freilich berücksichtigen, daß man in solchen Fällen nicht jede kräftige Anrede gleich tragisch zu nehmen braucht: die Arbeiter sind an einen derberen Ton gewöhnt und haben die Verkehrsformen preußischer Assessoren noch nicht angenommen. Immerhin birgt das an sich durchaus gesunde Solidaritätsgefühl der Arbeiterschaft ohne Frage auch seine Gefahren in sich; je verbreiteter und eingesessener die Sozialdemokratie wird, um so mehr beobachtet man die Entwicklung eines intoleranten Klassengefühls, das schließlich den Blick für die nationalen und allgemein menschlichen Gemeinschaftsbedürfnisse zu trüben droht. Die Sozialdemokratie selbst sollte dieser Entwicklung die größte Beachtung schenken, denn sie in erster Linie kann hier etwas ausrichten ... Zum guten Teil sind die politischen und gewerkschaftlichen Führer der Arbeiter der ihnen hier obliegenden Aufgabe bereits seit Jahrzehnten gerecht geworden, indem sie der Arbeiterschaft eine Disziplin beigebracht haben, durch die tumultuöse Streiks in Deutschland zu den größten Seltenheiten geworden sind. Bei dem Moabiter Streik ist die Erbitterung auf die Streikbrecher wohl nur deshalb so exzessiv geworden, weil dort eine ‚Streikbrechergarde' in Aktion getreten war, die aus sehr anrüchigen Elementen bestand und der selbst das Urteil eine gewisse Abenteurerlust nachsagt. Eine weitere Öffentlichkeit hat hier zum erstenmal erfahren, daß es fliegende Streikbrecher-Kolonnen gibt, die von Streik zu Streik geschickt werden und in dem Bewußtsein der pozeilichen Deckung gelegentlich streikende Arbeiter aufs äußerste reizen. Wenn dann die gereizten Arbeiter sich zu Gewalttätigkeiten hinreißen lassen, so muß man sie bestrafen; es stehen ihnen aber mildernde Umstände zur Seite.

Das gleiche gilt von den Ausschreitungen, die gegenüber der Polizei vorgekommen sind. In Deutschland ist das Verhältnis zwischen Polizei und Arbeiter-

schaft ziemlich allgemein nicht gut; die spezifisch preußische Schneidigkeit der Beamtenauffassung trägt die Hauptschuld daran. Eine weitere Verschärfung hat die Spannung besonders in Berlin durch die Vorgänge bei den Wahlrechtsdemonstrationen des letzten Winters erfahren, und dafür trägt wiederum ganz überwiegend die Polizei, nicht die Arbeiterschaft, die Verantwortung. In gewissem Sinne hat natürlich auch die Erstarkung der Arbeiterbewegung dazu beigetragen, die Beziehungen zwischen Arbeiterschaft und Polizei unfreundlich zu gestalten. Wenn die Arbeiter, so führte der Verteidiger Heine in seinem Plaidoyer ganz richtig aus, nicht durch die kulturellen Einflüsse der Arbeiterbewegung ein Ehrgefühl erhalten hätten, wie es in anderen Ständen als selbstverständlich gilt, so würden sie die von der Polizei ausgeteilten Prügel für selbstverständlich halten und ruhig hinnehmen. Die Leute würden dann mit dem blöden Lächeln eines russischen Muschik die Säbelhiebe dankend in Empfang genommen haben. Nun muß freilich auch hier ohne weiteres zugestanden werden, daß bei den Moabiter Krawallen zählreiche Exzesse nicht nur von Rowdys, sondern auch von Arbeitern vorgekommen sind, und daß in den ersten Tagen der Unruhen die Polizei sich demgegenüber überwiegend in der Defensive gehalten hat. Wenn aber auf Grund des anfänglichen Maßhaltens der Polizei in einem großen Teil der Öffentlichkeit der Glaube entstanden war, daß die Polizei sich bei den ganzen Krawallen im allgemeinen musterhaft benommen habe, so hat die Beweisaufnahme des Moabiter Prozesses diesen Glauben grausam zerstört. Selbst die Urteilsbegründung spricht es bei aller Vorsicht in der kritischen Beurteilung der Polizei doch offen aus, daß Übergriffe und Mißhandlungen der Polizei vorgekommen seien, und zwar — das ist das wichtigste — nicht nur vereinzelt, sondern in einer größeren Zahl von Fällen. Mit dieser Feststellung ist nicht nur die ursprüngliche Anffassung der Anklagebehörde, sondern auch die Stellungnahme des Reichskanzlers zu den Moabiter Krawallen gründlich desavouiert. Herr v. Bethmann-Hollweg hatte der Polizei feierlich ihr Wohlverhalten bezeugt, und er hatte eine ‚moralische Mitschuld' der Sozialdemokratie konstruieren wollen, die die Aufmerksamkeit von der Polizei weg auf die Parteipolitik lenken sollte. Das Moabiter Urteil hat mit seinen Feststellungen über die nicht nur moralische, sondern durchaus tatsächliche Mitschuld der Polizei diesem Bemühen die letzte Handhabe genommen. Es ist deshalb nicht unberechtigt, wenn der ‚Vorwärts' in dem Ausgang des Moabiter Prozesses eine Niederlage der Polizei und der Regierung sieht.

Schon mit Rücksicht auf dies Ergebnis ist der ungeheure Aufwand des Prozesses, an den sich eben eine weitere Verhandlung vor dem Schwurgericht angeschlossen hat, nicht vergeblich gewesen. Es ist ja richtig: je länger der Prozeß dauerte, um so größer wurde das allgemeine Unbehagen über die Endlosigkeit der Verhandlung. Jetzt, wo das Urteil gesprochen ist, wird man vielleicht zu einer ruhigeren Beurteilung der Beweisaufnahme gelangen. Zum Teil war die große Ausdehnung der Verhandlung durch verschiedene Fehler der Staatsanwaltschaft veranlaßt, die eine unsachliche Verbindung von großen und kleinen Sachen vorgenommen und der ganzen Anklage anfänglich eine hochpolitische Zu-

spitzung zu geben versucht hatte. Aber davon abgesehen, lag es zum Teil doch in der Natur der Sache, daß der Prozeß wenigstens für die schwereren Fälle sich ziemlich lang hinziehen mußte. Die Urteilsbegründung weist mit Recht darauf hin, daß eine Prüfung des allgemeinen Verhaltens der Polizei notwendig war, weil die Strafabmessung davon mit abhing. Wie aber sollte diese Prüfung anders vorgenommen werden als durch die Vernehmung einer sehr großen Anzahl von Zeugen aus allen Lagern? ... Auf alle Fälle ist es besser, es werden einige Zeugen zu viel als zu wenig vernommen, und man könnte keinen verkehrteren Schluß aus dem Moabiter Prozeß ziehen als den, daß er die Zweckmäßigkeit einer gesetzlichen Einschränkung der Beweisaufnahme ergeben habe. Gerade der Moabiter Prozeß hat die Notwendigkeit einer uneingeschränkten Beweisaufnahme klar gemacht; denn nur durch sie ist es in ihm möglich gewesen, die vielfach verbreitete falsche Auffassung über den Charakter der Moabiter Unruhen zu berichtigen. Diese Korrektur bleibt bestehen und wird gegenüber allerlei Scharfmacher-Tendenzen dauernd wertvoll sein."

Das soll wohl wahr sein, daß wir ohne eine solche Beweisaufnahme nie erfahren hätten, was uns zu wissen das Nötigste war. Ins Weiße des Auges müssen wir den Dingen schauen, die dort aufgerollt wurden, damit wir wissen, was wir zu tun haben und wohin wir mit einem System gelangen, das solche Bilder zeitigt, wie die folgenden, in bunter Wahl herausgegriffenen. Fürwahr, man braucht nur hineinzugreifen ins Moabiter Leben, und wo man's packt, da ist es interessant! Sehr interessant!

Guckkasten vor!

Zeuge Heidemann hörte mit seiner Frau Menschen hinter sich kommen: Sie rannten an uns vorbei, hinter uns waren die sie verfolgenden Schutzleute. Wir beide fanden uns also ganz allein auf einem freien Raum zwischen den Schutzleuten und den Fliehenden. Vor einem Hause stand ein junger Mann und versuchte, die Tür aufzuschließen. Die Beamten in Zivil und Uniform, die hinter uns waren, stürzten auf den jungen Mann los und drängten mich und meine Frau ebenfalls vor die Tür des Hauses. Die Beamten hieben furchtbar auf mich und den jungen Mann ein. Wir wurden in das Haus hineingedroschen. Der junge Mann schloß eilig die Tür zu. Nun war ich drin und meine Frau draußen. Durch die Scheiben sah ich, daß meine Frau von den Beamten geschlagen wurde. Einer schrie sie an: „Verfluchtes Aas, verdammtes Saustück, was treibst du dich hier herum? Was hast du auf der Straße zu suchen?" Dabei schlug der Schutzmann mit der Faust und mit dem Säbel auf meine Frau ein. Als ich das sah, rief ich von drinnen: „Was wollen Sie von meiner Frau, lassen Sie meine Frau in Ruhe." Als das die Beamten hörten, wollte einer von ihnen mit dem Säbel durch die Scheibe schlagen, er unterließ es aber, als ein anderer Beamter rief: „Da drin ist ja der Kerl von dem Weib, der muß raus." Dabei holte der Beamte den Revolver aus der Tasche und wollte durch die Scheibe schießen. Nun zog ich mich in den Hausflur zurück.

Die Frau des Vorzeugen stimmt mit den Angaben ihres Mannes vollkommen überein: Nachdem mein Mann ins Haus gedrängt war, schlug mir ein Beamter

den Hut vom Kopf, dann holte er mit dem Säbel aus. Der Schlag sollte meinen Kopf treffen. Ich hielt deshalb den Arm vor und fing den Säbelhieb damit auf. Mir wurde der Arm durchschlagen bis auf den Knochen. Ein Schutzmann rief mir zu: Du Aas, du Saustück, was tust du hier auf der Straße? Mach, daß du fortkommst! Ich sagte: Ich bin eine anständige Frau, ich wohne hier Nr. 13. Da wollte der Schutzmann wieder auf mich einschlagen, ich hielt die Hand vor, um den Schlag abzuwehren, da rief der Schutzmann: Was, du Aas, du willst mich anfassen? Du kriegst gleich ein paar in die Fresse!

Bierabzieher Weiß stieg aus der Straßenbahn. Da kam eine Schutzmannskette vorüber und trieb das an der Haltestelle stehende Publikum zum Weitergehen an. Ich bekam — sagt der Zeuge — von hinten einen Stoß. Die Mütze fiel mir vom Kopfe. Als ich mich bückte, um sie aufzuheben, bekam ich einen Stoß in das Gesäß. Dadurch fiel ein Paket, welches ich in der Hand hatte, auf die Erde. Als ich mich danach bückte, bekam ich wieder einen Stoß. Ich drehte mich um und sagte zu den Schutzleuten: „Meine Herren, ich will ja nach Hause gehen, lassen Sie mich doch ruhig gehen.“ In diesem Augenblick sprang ein Schutzmann auf mich zu, rief: „Du Strolch, dir werde ich laufen lehren!“ und versetzte mir einen scharfen Säbelhieb über den Kopf. Ich brach besinnungslos zusammen. Als ich wieder erwacht war, brachte mich ein Droschkenkutscher nach der Unfallstation. Ich hatte eine acht Zentimeter lange Kopfwunde. Der Arzt entfernte ein Stück Knochen aus der Wunde. Als ich mit verbundenem Kopf von der Unfallstation nach Hause ging und an einigen Schutzleuten vorbeikam, rief mir ein Schutzmann nach: „Na, du Schweinekerl, hast wohl ordentlich was abgekriegt.“ Drei Wochen bin ich ärztlich behandelt worden und habe infolge der Verletzung jetzt noch Kopfschmerzen. —Der Zeuge zeigt seine Mütze vor, die er bei der Säbelei auf dem Kopf hatte, und sagt: „Wenn ich die Mütze nicht aufgehabt hätte, wäre ich wohl totgeschlagen worden.“ — Wie der Augenschein zeigt, ist ein Stahlreifen im oberen Rande der Mütze von dem Säbelhieb glatt durchschlagen.

Straßenbahnschaffner Graue: An einer Haltestelle standen Kriminalbeamte. Sie schlugen einen Herrn zu Boden, der eben aus dem Wagen gestiegen war. Als sich der Herr erhob, rief einer der Beamten: „Verfluchtes Aas, bist du noch nicht weg?“ Dabei wurde der Herr nochmals mit Fäusten geschlagen. An der nächsten Haltestelle stieg ein Herr ein, der von einem uniformierten Schutzmann von hinten geschlagen wurde. Als sich der Herr umsah, rief ihm der Schutzmann zu: „Verfluchtes Aas, ich hole dich raus!“ Der Herr erzählte, er wollte eigentlich nach einer ganz anderen Richtung fahren, aber er habe sich in diesen Wagen nur geflüchtet, weil die Schutzleute jeden schlugen, der an der Haltestelle stand und nicht in den ersten ankommenden Wagen einstieg.

Zeuge Rauch sah, nachdem eine Attacke vorüber war, einen jungen Mann, der allein auf dem Bürgersteig ging. Der junge Mann wurde von einem Schutzmann gestoßen, daß er gegen die aufgestellten Fahrräder der Polizei fiel. Nun stürzten sich andere Schutzleute auf den Mann und schlugen ihn nieder. Aus dem Publikum ertönten Rufe der Entrüstung: „Pfui, unerhört!“ Der Niedergeschlagene

·BRUNST-HENGSTE·

·OTTO SOLTAV·

Kampfhengste  O. Soltau

lag auf den Steinfliesen. Da kam ein Schutzmann heran, wies mit der Hand auf den Mißhandelten und sagte: „Da liegt der Hund." Nach längerer Zeit hoben zwei Schutzleute den Mann auf und brachten ihn in einer Droschke fort. — An einer Haltestelle der Straßenbahn stand ein Herr. Kurz vorher war eine Attacke gemacht worden. Jetzt war die Straße leer. Schutzleute kamen vorbei. Einer von ihnen schlug ohne Veranlassung auf den Herrn an der Haltestelle mit beiden Fäusten ein. Der Herr zeigte eine Abonnementskarte der Straßenbahn vor und sagte, daß er fahren wolle. „Das gibt es nicht!" rief der Schutzmann und stieß den Herrn, daß dessen Hut herunterfiel. Als sich der Herr nach dem Hut bückte, stieß ihn ein anderer Schutzmann mit dem Knie in den Rücken. — An derselben Stelle wurde noch ein Mann von Schutzleuten mißhandelt und erst losgelassen, als Leute von einem vorüberfahrenden Omnibus riefen: „Der Mann hat ja gar nichts getan!"

Kohlenhändler Gieseler hat von seinem Fenster aus gesehen, daß jeder, der aus den Straßenbahnwagen stieg, und jeder, der an der Haltestelle auf einen Wagen wartete, von Schutzleuten aufgefordert wurde, sich sofort zu entfernen. Die Leute taten das. Aber wenn sie einige Schritte gegangen waren, stürzten sich Kriminalbeamte auf sie und hieben fürchterlich auf sie ein. Jeder, der sich auf der Straße blicken ließ, wurde auf diese Weise geschlagen. Hunderte von ruhigen Passanten, sagt der Zeuge, sind so verhauen worden. Es ist zu bedauern, daß sich nicht alle gemeldet haben, die Prügel bekamen.

Rechtsanwalt Heine: „Es haben sich über 500 gemeldet."

Klempner Lindemann: Schutzleute hatten die Straße geräumt. Als sie zurückkamen, gingen zwei einzelne Paare, die von dem, was vorhergegangen war, nichts gesehen hatten, weil sie eben um die Ecke kamen, über die Straße. Die Schutzleute stürzten sich auf die beiden Paare. Das eine konnte sich retten, das andere wurde mit Säbeln geschlagen. Die Frau bekam so viel Hiebe, daß sie zusammenbrach und trotz der Unterstützung durch ihren Mann sich nicht erheben konnte. Der Mann brachte die Frau dann in einer Droschke fort. In einer anderen Zeit war der Zeuge in einem Lokal. Dort waren 18—20 Gäste, alles Bekannte des Wirtes. Es ging vollkommen ruhig her. Da kamen plötzlich sechs Schutzleute herein, stellten sich mit dem Rücken an die Wand, schlugen mit den blanken Säbeln auf den Tisch und riefen: „Wollt ihr raus, ihr Schweinehunde!" Die Gäste liefen ohne Widerstand hinaus. Die ersten kamen unbehelligt davon. Die nachfolgenden bekamen alle Hiebe mit dem Säbel. Vor der Tür stand ein Polizeileutnant und rief: „Haut zu!" Der Leutnant selbst führte einen wuchtigen Säbelhieb aus, der aber nur das Straßenpflaster traf.

Restaurateur Sturz sah, daß zwei Damen von einem Schutzmann geschlagen wurden. Die Damen rannten auf die andere Seite der Straße und stellten sich in ihrer Angst mit dem Rücken an die Wand. Auch dann wurden sie nochmals gottsjämmerlich geschlagen. Kriminalbeamte schlugen ebenfalls auf die Damen ein. Es war nicht mitanzusehen, sagt der Zeuge.

Zeuge Briese hat von seiner Wohnung aus das Treiben der Polizei beob-

achtet. An einem Abend von 9 bis 11 oder ½12 Uhr, also in einem Zeitraum von höchstens anderthalb Stunden, seien wenigstens hundert Menschen vor seinen Augen von Polizeibeamten geschlagen worden. Ein Mann, der bereits niedergeschlagen war, raffte sich auf, wurde von den Schutzleuten verfolgt und nochmals geschlagen. Zwei Männer, die ruhig aus einer Bedürfnisanstalt heraustraten, wurden von Schutzleuten geschlagen. Ein junger Mann wurde immer auf den Kopf geschlagen. Er rief: „Mein Kopf, mein Kopf! Schlagen Sie mich nicht, ich will ja bloß nach der Elektrischen!" An der Haltestelle der Straßenbahn wurde jeder geschlagen, der sich nach der Aufforderung nicht sofort entfernte. An einer Straßenecke wurde jeder, der vorbeikam, geschlagen. Ein Mann, der bereits am Boden lag, wurde von einem Schutzmann, der sich aus einer Kette löste, mit Füßen getreten. Manche, die beim Vorbeigehen an der Postenkette geschlagen wurden, verloren dabei den Hut. Wenn sie riefen: „Mein Hut, mein Hut!", sagte ein Schutzmann: „Holen Sie sich doch Ihren Hut." Dann kamen die Betreffenden zurück. Sobald sie sich nach dem Hut bückten, bekamen sie Prügel. In allen Fällen — sagt der Zeuge — war ein Polizeioffizier zugegen, der die Mißhandlungen gesehen haben muß, aber nicht dagegen einschritt.

Grünkramhändler Dorn: Am 27. abends kam eine Kundin des Zeugen in seinen Laden und sagte, sie wollte für ihre Nachbarin eine Hebamme holen, die notwendig gebraucht werde. Aber sie traue sich doch nicht über die Straße, weil die Schutzleute fortwährend Attacken machten und niemand ohne Lebensgefahr die Straße passieren konnte. Der Zeuge erbot sich, der Frau den Gang zur Hebamme abzunehmen. Er ging an ein Schutzmannskommando heran, teilte seine Absicht mit und bat um polizeilichen Schutz. Doch der wurde ihm nicht gewährt. Ein Schutzmann fuhr den Zeugen an: „Ach was, zur Hebamme gehen. Darauf wird jetzt keine Rücksicht genommen und daran sind Sie selber schuld." Schließlich gelang es ihm doch, die Hebamme heranzuschaffen. Mit Lebensgefahr, sein Begleiter erhielt einen wuchtigen Säbelhieb. Auf der Straße sah der Zeuge, daß ein ruhig daherkommender Mann von einem Schutzmann niedergeschlagen wurde. Als der Mann am Boden lag, bekam er noch einen Fußtritt. Es war furchtbar mitanzusehen — sagt der Zeuge — das Herz im Leibe bebte mir.

Mechaniker Frost: Das Volk stand ruhig, um zu sehen, was die Polizei machen würde. Plötzlich gab ein Polizeileutnant das Kommando, blank zu ziehen. Nun gingen die Schutzleute mit blankem Säbel gegen die Menge vor. Ein Mann kam ruhig des Weges. Er bekam von einem Schutzmann einen Säbelhieb und stürzte wie vom Blitz getroffen nieder. Als der Mann am Boden lag, beugte sich ein Schutzmann über ihn, sah ihn an und ging weiter, ohne sich um den am Boden Liegenden zu kümmern. Zwei Zivilisten hoben den Verletzten auf und brachten ihn fort. Meine Frau war über den Vorgang so entsetzt, daß sie weinte. Sie sagte: Das ist ja grauenhaft. Mich selbst hat dieser Vorgang so erbittert, daß ich auf den Tisch schlug und zu meinen Kindern sagte: Mein Leben lang habe ich die Sozialdemokratie bekämpft; dieses Verhalten der Polizei gibt ja der Sozialdemokratie Wasser auf ihre Mühlen ... Als eine Attacke vorüber war, stand ein einzelner

Mann ruhig auf der Straße. Zwei Schutzleute stürzten sich auf ihn, der Mann bekam einen Säbelhieb und sank zu Boden. Was aus diesem Mann geworden ist, weiß ich nicht, denn ich war so entsetzt, daß ich an diesem Abend nichts weiter sehen mochte. Bei einer anderen Gelegenheit habe ich noch gesehen, daß eine alte Frau mit einem Töpfchen in der Hand ängstlich langsamen Schrittes über die Straße kam. An der Ecke stand ein Schutzmann mit dem Säbel in der Hand. Als das Mütterchen um die Ecke biegen wollte, bekam sie von dem Schutzmann einen Säbelhieb über den Rücken, so daß sie vornübersank. Ich sagte mir: nun habe ich genug, mehr mag ich nicht sehen. — Rechtsanwalt Heine: Hat das Mütterchen die Polizei bedroht? — Zeuge: Nein, sie ging ja mit allen Zeichen der Angst über die Straße. — Rechtsanwalt Heine: Nahmen Sie an, daß der Schutzmann aus Angst, Furcht oder Bestürzung vor der alten Frau zuschlug? — Zeuge: Dazu war ja gar keine Veranlassung. — Rechtsanwalt Heine: Also das alte Mütterchen kam mit allen Zeichen der Angst daher, wollte ruhig bei den Schutzleuten vorbei und bekam einen Säbelhieb über den Rücken? — Zeuge: Ja, so war es. Auf eine Frage nach seinem Verhältnis zu der Sozialdemokratie sagt der Zeuge: Ich habe ein Menschenalter die Sozialdemokratie bekämpft. Ich bin ein freier, unabhängiger Mann, einer Gewerkschaft gehöre ich nicht an. Ich arbeite seit 13 Jahren als Mechaniker bei Siemens und gehöre dem Werkverein dieses Betriebes an. — Rechtsanwalt Heinemann: Dann gehören Sie also zu den Gelben (antisozialdemokratische Gewerkschaft)? — Zeuge: Ja. Ich war ¾ Jahre zweiter Vorsitzender des gelben Vereins. Wegen Krankheit habe ich diesen Posten niedergelegt. — Vorsitzender: Gehören Sie einer Sekte an? — Zeuge: Nein, ich bin Mitglied der Landeskirche.

Restaurateur Wagner sah, daß Menschen, hinter denen Schutzleute herliefen, an seinem Lokal in der Turmstraße vorbeirannten: Ich trat vor die Tür, um zu sehen, was los ist. Als ich mich umdrehte, um wieder hineinzugehen und schon die Tür in der Hand hatte, bekam ich einen Schlag mit dem Säbel ... Ein von einem Schutzmann verfolgter Mann fiel hin. Da schlug der Schutzmann auf dem am Boden Liegenden mit dem Säbel ein. Der Mißhandelte raffte sich auf, fiel aber bald wieder nieder und wurde von anderen Schutzleuten nochmals mit dem Säbel geschlagen ... Ich stand vor meinem Lokal, um zu verhindern, daß zweifelhafte Elemente von der Straße hereinkämen. Schutzleute kamen vorüber. Einer sagte zu einem anderen: „Diese Stampe müssen wir auch noch räumen.“ Gleich darauf kam ein Leutnant und forderte mich auf, das Lokal zu räumen. Ich sagte: Jawohl, und meine Gäste gingen sofort hinaus, ohne erst ihr Bier auszutrinken. Als sie auf die Straße kamen, wurden sie von den draußen stehenden Kriminalbeamten verhauen. Wer einen Augenblick stehen blieb, um sich umzusehen, nach welcher Richtung er gehen müsse, bekam sofort seine Prügel. Die Kriminalbeamten hatten ihre Stöcke am unteren Ende angefaßt und schlugen mit der Krücke immer auf die Köpfe. Auf eine Frage des Rechtsanwalts Rosenfeld antwortet der Zeuge, er sei früher Kriminalbeamter gewesen und könne deshalb mit Sicherheit erkennen, wer als Kriminalbeamter anzusehen sei. — Erster Staatsanwalt: Warum sind Sie von der Polizei abgegangen? — Zeuge: Weil mir die

Tätigkeit nicht mehr gefiel. — Auf eine Frage des Rechtsanwalts Heine erklärt der Zeuge, es sei ganz unmöglich, daß von seinem Lokal aus irgend welcher Unfug verübt worden sei, der die Polizei zum Einschreiten hätte veranlassen können. Weiter bekundet er, daß vor seinen Augen auch ein alter Mann, der gar nichts gemacht hatte, von Schutzleuten unbarmherzig geschlagen wurde. Der alte Mann stürzte hin und wurde noch weiter geschlagen. Der Zeuge sagt, er habe noch viele derartige Fälle gesehen. Die Schutzleute standen eine Zeitlang ruhig da, dann bekamen sie plötzlich einen Einfall, zogen blank und schlugen los auf jeden, der ihnen vor die Klinge kam.

Fabrikant Pritschau aus Düsseldorf, auf einer Geschäftsreise in Berlin, hat zunächst ein energisches Eingreifen der Polizei zum Schutze des Eigentums für durchaus berechtigt und notwendig gehalten. In Moabit aber — —! An einer Haltestelle standen 15—20 Personen, Frauen, Kinder und alte Leute waren darunter. Es war vollkommen ruhig auf der Straße. Plötzlich kamen von allen Seiten Schutzleute mit blanker Waffe auf die Leute zu und schlugen auf sie ein. Die Leute wurden, wie der Zeuge sagt, ohne Veranlassung einfach niedergemacht. Sie schrien, daß es gar nicht mit anzuhören war. Es ging immer über die Köpfe. Wie die Metzelei endete, weiß der Zeuge nicht. Denn er wurde von einem reitenden Schutzmann verfolgt und mußte sich in Sicherheit bringen.

Bei anderen Gelegenheiten hat der Zeuge gesehen, daß Jungens, die in der Menge „Bluthunde" riefen, davonrannten. Aber Männer in gesetzten Jahren und guter Kleidung, die ebenfalls „Bluthunde" gerufen hatten, blieben ruhig stehen, wenn die Schutzleute vorgingen. Wenn sich die Menge wieder sammelte, so waren jene Männer gleich wieder an der Spitze und die ersten, die „Bluthunde!" riefen. Und ihren Rufen folgten dann die der Jungen. Der Zeuge hält diese Männer für Kriminalbeamte und wird in dieser Ansicht dadurch bestärkt, daß einer von ihnen, der eben „Bluthunde" gerufen hatte, sich an die Wand stellte und, als ein Schutzmann auf ihn zukam, den Stock erhob und dabei „Kollege" rief. Ganz dieselbe Beobachtung hat der Zeuge in einem zweiten Falle an einem anderen Kriminalbeamten gemacht.

Ein anderer Fall, den der Zeuge als einen Akt entsetzlicher Roheit bezeichnet, spielte sich so ab: Auf einer Bank im Kleinen Tiergarten saß ein dem Anschein nach kränklicher junger Mann. Drei Schutzleute kamen heran. Mit den Worten: „Was hast du hier auf der Bank zu sitzen?" rissen sie ihn empor und hieben auf ihn ein, daß er liegen blieb. Dann kam noch ein vierter Schutzmann und schlug dem jungen Mann über den Kopf, daß das Blut herunterfloß. Eine Dame, die das mit ansah, rief: „Das ist ja entsetzlich". — Auf Befragen gibt der Zeuge noch an, er habe dem Vorgang mit den Männern, die Bluthunde riefen, sich darauf an die Wand stellten und sich den Schutzleuten als „Kollege" zu erkennen gaben, erst keine Bedeutung beigelegt, dann aber in den Zeitungsberichten gelesen, daß andere Leute ebensolche Beobachtungen gemacht haben. Darauf habe er sich bei einem Verteidiger als Zeugen angeboten. — Erster Staatsanwalt: Wo haben Sie das gelesen? — Zeuge: Ich lese die „Frankfurter

Zeitung", die „Kölnische Zeitung" und das „Berliner Tageblatt". — Rechtsanwalt Rosenfeld: Haben die Leute, die an der Haltestelle der Straßenbahn standen, der Polizei Grund zum Einschreiten gegeben? — Zeuge: Ich habe keinen Grund gesehen. Die Leute verhielten sich ganz ruhig. Wie aus der Pistole geschossen waren die Schutzleute mit einmal da und alle Leute, die dort standen, sind mit dem Säbel bearbeitet worden.

Zimmermeister Otto, ein alter Herr, wollte seine Frau vom Bahnhof abholen, sah aber, daß die Straße durch Schutzleute abgesperrt war und zog es deshalb vor, in ein Lokal einzukehren. Der Wirt hielt die Ladentür zu und ließ niemand hinein. Der Zeuge aber fand Einlaß, weil er dem Wirt bekannt war. Im Lokal waren etwa acht Gäste, darunter fünf Handwerksmeister, die dem Zeugen persönlich bekannt sind. Er nahm in der Nähe der Tür Platz. Draußen waren eine Menge Schutzleute unter dem Kommando eines Leutnants. Der Leutnant hob den Arm, die Schutzleute stürzten nach verschiedenen Richtungen. Ein Teil der Schutzleute und der Leutnant kamen in das Lokal, wo sich der Zeuge aufhielt. In dem Augenblick, wo die Beamten das Lokal betraten, rief der Leutnant: Raus! und ein Schutzmann rief: Haut die Hunde oder haut die Bande! Diese Aufforderung wurde nun auch sogleich ausgeführt. Der Zeuge bekam schnell hintereinander drei Säbelhiebe über das Kreuz und einen Hieb über die linke Schulter. Er wandte sich an den Leutnant und bat ihn um Schutz, denn er sei ein ehrbarer Bürger. Darauf entfernte sich der Schutzmann von ihm. Wäre ich nicht zum Leutnant gegangen, sagt der Zeuge, dann würde mich der Schutzmann vielleicht totgeschlagen haben. Der Zeuge ist infolge dieser Prügel und der Aufregung längere Zeit krank gewesen und leidet, wie er sagt, heute noch an den Folgen des Überfalles. Er steht der Sozialdemokratie fern und gehört keiner politischen Partei an.

Trevor, Königlicher Förster a. D., hat von seiner Wohnung aus folgendes beobachtet: Mehrmals wurden die wenigen Menschen, die auf der Straße waren, von Schutzleuten vertrieben. Als die Straße völlig menschenleer war, kamen vier Personen, die vor den Beamten geflüchtet waren. Als sie an die Straßenecke kamen, stürzten vier Schutzleute auf sie. Ein Schutzmann rief: „Was ist hier los?" Gleichzeitig schlug er einen der Fliehenden mit dem Säbel nieder: „Der Anblick war so fürchterlich, daß mir das Blut in den Adern erstarrte". An der Stelle, wo der Mann niedergeschlagen wurde, hat der Zeuge am folgenden Tage eine Blutlache von 30 Zentimeter im Durchmesser gesehen. Als der Flüchtling den Schlag mit dem Säbel erhalten hatte, taumelte er und fiel dann mit dem Kopf vornüber an eine eiserne Jalousie. Auch jetzt noch schlugen die Schutzleute auf den Mann ein, und zwar mit solcher Wucht, daß der Zeuge auf seinem in der zweiten Etage liegenden Balkon die Säbelhiebe durch die Luft sausen hörte. Einer der Säbelhiebe traf die eiserne Jalousie, und ein langer Feuerstrahl wurde sichtbar. Der Geschlagene raffte sich auf und lief in rasender Flucht davon. Einige Schritte weiter traf er auf andere Schutzleute, die ihn nochmals schlugen.

Der selbe Zeuge fühlte sich veranlaßt, noch einmal vor Gericht zu erscheinen, um sich gegen den möglichen Verdacht zu verwahren, als habe er nach seiner Aussage

als unglaubwürdiger Mann den Saal verlassen. Ein solcher Verdacht könne aber immerhin nach den Aussagen der Polizeibeamten aufkommen. Die Mißhandlung des Mannes, der an die Rolljalousie fiel, habe sich genau so abgespielt, wie er es dargestellt. Der Mann hat auf den Knien und den Ellbogen gelegen und den Kopf zwischen den Armen zu verstecken gesucht, um ihn vor den Säbelhieben zu schützen. In dieser Situation haben 3—4 Schutzleute auf den Mann mit Säbeln eingeschlagen. Der Zeuge bemerkt noch, seine wahrheitsgemäße Aussage habe ihm persönliche Unannehmlichkeiten bereitet. Zwei hochkonservative Herren hätten ihm Vorwürfe gemacht, daß er sich überhaupt um die Sache kümmere!! Der Zeuge betont, daß er mit der Sozialdemokratie nichts zu tun habe. Er fürchte, daß er wegen seiner Aussage gesellschaftlich geächtet werde!!

Kein Sozialdemokrat hat sich so scharf und mit solchem Abscheu über das polizeiliche Walten in Moabit ausgedrückt, wie der Rechtsanwalt Ballien, der sich als glühenden Patrioten, als königstreu bis auf die Knochen bekannte! Und auf solcher Zeugen eine stattliche Anzahl durfte sich die Verteidigung berufen! „Alle diese Leute," sagte der Rechtsanwalt Heine in seiner großen Verteidigungsrede, „alle diese Leute standen, als sie ihre Beobachtungen machten, durchaus auf der Seite der Polizei. Der Zeuge Frost sagte uns doch, daß er sein Leben lang die Sozialdemokratie bekämpft habe und nun sehen müsse, wie durch die Ausschreitungen der Polizei die Agitation der Sozialdemokratie begünstigt werde. Ein anderer Zeuge sagte uns, daß seine Erlebnisse in Moabit die Grundlagen seines christlichen Glaubens erschüttert haben. Wieder von einem anderen Zeugen haben wir gehört, daß ihn sein Sohn, als er das Wüten der Polizei mit ansah, fragte: ‚Vater, ist das die Obrigkeit, die von Gott eingesetzt ist?' Ein Zeuge sagte uns, er habe zunächst mit der Polizei sympathisiert und bedauert, daß sie den unnützen Buben, welche Unfug trieben, nicht das Handwerk gelegt habe. Aber ein paar Stunden später, als der Zeuge die Metzeleien auf der Straße mit angesehen hatte, schlug seine Stimmung um. Ganz uninteressiert an der Sache ist auch der Zeuge Dr. Kochmann. Als er das rohe Verhalten von Schutzleuten schilderte, da kamen diese Dinge der Staatsanwaltschaft ganz unglaubhaft vor. Sie suchte die Glaubwürdigkeit des Zeugen Kochmann in Zweifel zu ziehen, weil er erst 25 Jahre alt ist. Dr. Kochmann wurde vom Staatsanwalt eingehend darüber examiniert, wo er seine Erfahrungen gesammelt habe. Als aber später ein erst 20 Jahre alter Supernumerar nach seinem Alter gefragt und ihm seine Unerfahrenheit vorgehalten wurde, da hielt es der Staatsanwalt für eine grobe Beleidigung. Bei Dr. Kochmann sind die Herren Staatsanwälte nicht so empfindlich gewesen. Doch der wird das zu tragen wissen. Es ist ja wiederholt betont worden, wie sich die Auffassung in bürgerlichen Kreisen gewendet hat, wie sie Schritt vor Schritt zu einer Entrüstung gegen die Polizei kam. Wenn man den Wandel der Empfindung verdächtig finden will, dann weiß ich nicht, woran man die Wahrheitsliebe der Zeugen erkennen soll. Allerdings sind ja auch Zeugen aufgetreten, die selber Mißhandlungen erlitten haben. Sie haben ihre Aussage mit

voller Klarheit gemacht und beschworen. Diese Zeugen sind von der Polizei in der rohesten Weise mißhandelt, sie sind beschimpft und wie Hunde niedergeschlagen worden. Darf man nun sagen, daß die Zeugen deshalb, weil sie so schauderhaft mißhandelt wurden, unglaubwürdig sind? Haben sie denn nicht positive Bekundungen gemacht, die nicht bestritten werden können? Sind die Säbelhiebe, welche diese Leute bekommen haben, keine Realitäten? Es ist hier oft gesagt worden: Wer sich in jenen Tagen nach Moabit begab und dort mit dem Polizeisäbel Bekanntschaft machte, der habe sich das selber zuzuschreiben. Davon kann doch keine Rede sein. Wenn ich auf einen Rummelplatz gehe und bekomme eins von einem Rowdy, so habe ich mir das in gewisser Hinsicht auch zuzuschreiben. Aber ist die Tat des Rowdys darum weniger strafbar? — Aber wir haben ja auch Fälle, wo Leute mißhandelt wurden, die sich absichtlich von dem Schauplatz der Unruhen fernhielten. Ich verweise auf das Ehepaar Heinemann. Sie gingen den Unruhen weit aus dem Wege, und doch sind sie in rohester Weise mißhandelt worden. Ich erinnere an andere Zeugen, die sich nicht in frivoler Weise in das Gebiet der Unruhen begeben haben und doch von Polizeibeamten überfallen und schwer mißhandelt worden sind. Ich erinnere an den Bierfahrer Weiß, der, als er aus der Straßenbahn stieg, in brutalster Weise niedergemetzelt wurde. Ich erinnere an den Zeugen, der bei der Ausräumung eines Lokals zugegen war und gesehen hat, daß sogar Kinder niedergetrampelt wurden. Alle diese Bekundungen sind absolut glaubwürdig. Man kann sie nicht mit ein paar Redensarten aus der Welt schaffen. Ich kann hier nicht alle Aussagen der Zeugen prüfen, denn ich müßte sonst die ganze Verhandlung noch einmal aufrollen, und wir hätten nochmal wochenlang mit den Erörterungen der furchtbaren Dinge zu tun. Wenn ich also nicht auf alle Zeugenaussagen eingehe, so geschieht das nicht etwa deshalb, weil ich sie nicht für zuverlässig halte. O nein, sie sind alle zuverlässig. Wir haben unsere Zeugen sorgfältig geprüft. Wo auch nur die geringsten Bedenken vorlagen, haben wir sie nicht in die Sammlung der 675 vernommenen Zeugen aufgenommen. ...

Die Menschenjagden wurden zu einer ständigen Einrichtung, und charakteristisch war das Kesseltreiben auf die Menschen, wodurch die Menschenmassen doch nur gestaut wurden. Noch charakteristischer war die Äußerung des Zeugen Callies, der da zu einem anderen gesagt hatte: ‚Ich gehe heute früher von der Arbeit weg, denn später sind die Schutzleute da, und da kommt man mit heilen Gliedern nicht davon!' Das, meine Herren, wird von Männern gesagt, die den schönen Namen ‚Schutzleute' führen! Solche Besorgnis ist auch von anderen Personen geäußert worden. Die Polizei befand sich bei diesem ganzen Vorgehen nicht in der rechtmäßigen Ausübung ihres Amtes.

Das muß geprüft werden, denn nur wenn sie sich in rechtmäßiger Ausübung des Amtes befand, liegt Aufruhr vor. Nach einer polizeilichen Dienstanweisung, die noch heute in Kraft ist, darf der Polizist nur dann Waffengewalt anwenden, wenn er selbst Gewalt oder Tätlichkeiten gegen sich abwehren

muß, wenn auf der Tat entdeckte Verbrecher Widerstand leisten oder zu entfliehen drohen, und wenn er auf andere Art seinen Posten oder sein Leben nicht schützen kann. Die Schutzleute dürfen also nur dann mit der Waffe vorgehen, wenn sie tätlich angegriffen, nicht etwa, wenn sie nur beleidigt werden. Die Polizei hat in dieser ganzen Sache den Standpunkt vertreten: sowie einer ‚Bluthund!‘ ruft, dürfen wir einhauen! Das ist natürlich unzulässig. Auch zur Zerstreuung von Ansammlungen darf selbst nach vorheriger Aufforderung nicht der Säbel gebraucht werden, denn Ungehorsam ist noch kein Widerstand. Vor allem hatte die Polizei nicht das Recht, auf Fliehende einzuhauen, auch wenn diese Leute mit Recht verjagt wurden. Wenn auf eine Menschenmenge eingehauen wird, weil einige daraus geschimpft oder geworfen haben, so ist das Amtsmißbrauch und Körperverletzung mindestens mit dem Dolus eventualis, denn der Schutzmann hat dabei das Bewußtsein: ich kann hier auch Leute niederschlagen, die nichts getan haben. Bei Hermann liegt einfacher Totschlag mit Dolus eventualis vor. Wenn der Schutzmann ermittelt worden wäre, der nicht ermittelt worden ist (Und nie ermittelt werden wird. D. T.), dann müßte er vor die Geschworenen gestellt und verurteilt werden, denn er hat den friedlichen Menschen, allerdings im Affekt, mit dem Säbel niedergeschlagen und er mußte sich bewußt sein, daß diese Hiebe tödlich wirken konnten. Er wird ja nie gefunden werden. Es ist ja auch schwierig.... Die Schutzleute, die ihre Amtspflicht verletzt haben, werden auch nicht durch die Befehle ihrer Vorgesetzten gedeckt. Kein Vorgesetzter kann etwas befehlen, was er selber nicht tun darf. Es bleibt eine strafbare Tätigkeit sowohl der Vorgesetzten wie der Schutzleute. Auch die hier vorgebrachten Mißhandlungen seitens der Kriminalbeamten stellen sich als einfache Körperverletzungen, zum Teil mittels hinterlistigen Überfalls heraus. Welche gesetzliche Bestimmung soll solche Brutalität und Amtsüberschreitung entschuldigen, wie das Spießrutenlaufen der Leute, die gehorsam der polizeilichen Aufforderung aus den Lokalen herausgingen und nun auf der Straße mit Säbeln und Knüppeln verprügelt wurden! Einfach verbrecherisch ist das Einschlagen auf am Boden liegende Personen, das sogar Frauen widerfahren ist. In Dutzenden von Fällen haben die Schutzleute die Leute erst niedergeschlagen und dann noch mit Säbelhieben und Fußtritten regaliert. Alle Ausschreitungen des Mobs werden überboten durch das, was in diesen Fällen Schutzleute gegen ihre Mitbürger verübten. Daß die Schutzleute sich dabei in Notwehr befanden, darauf fallen wir Juristen doch nicht herein. Der Zeuge v. Kriegelstein hat freilich gesagt, die Prügel waren ‚Präventivprügel‘, die in solchen Fällen gerechtfertigt seien. Der Herr ist Kriegsberichterstatter, ich weiß nicht, wo er solche Studien gemacht; das ist bei zivilisierten Völkern selbst im Kriege nicht möglich. Die ‚Berliner Volkszeitung‘ hat kürzlich einige der Schimpfereien von Schutzleuten zusammengestellt, die bei diesen Vorgängen angewendet worden sind. Es ist besonders arg, daß anständige, ordentliche Frauen mit Worten wie ‚Hure‘ und ‚Saumensch‘ beschimpft wurden, und zwar von Männern in amtlicher Stel-

lung in Ausübung ihres Amtes. Und wenn sich auch Polizeioffiziere vergnügten an saftigen Redensarten, so ist das doch eine Roheit, von der man eigentlich nicht weiß, woher sie stammt. Und dann: diese vielfach vorgekommene Verhöhnung der Verletzten! Das wüste, kriegerische und in allen Fällen siegreiche Vorgehen gegen Fensterscheiben! Manche von den 80 Verletzungen, die die Schutzleute erhalten haben, mögen auf diese zertrümmerten Fensterscheiben zurückzuführen sein, und wenn die Straßen mit Glassplittern bedeckt waren, so ist die Frage berechtigt, wie viele davon von den durch Schutzleute zertrümmerten Fensterscheiben herrühren. Man kann die Schutzleute nicht mit Aufregung entschuldigen. So aufgeregt darf ein Beamter nicht sein, daß er nicht mehr weiß, was er tut; aber freilich: in der Erregung kommt der wahre Charakter eines Menschen zum Vorschein, da schmilzt der Firnis der Kultur ab. Es ist ein Jammer, daß die Offiziere in diesen Dingen den Mannschaften nicht mit besserem Beispiel vorangingen; wenn die Schutzleute sehen, was ihre Herren sich herausnehmen, kann man sich nicht wundern, wenn sie selbst über die Stränge schlagen...."

Während der ganzen Verhandlung habe es sich gezeigt, erklärte der Verteidiger Dr. Heinemann, daß die Polizeioffiziere von ganz falschen Auffassungen über ihre rechtliche Stellung ausgegangen seien: „Sehr charakteristisch hierfür ist die Antwort, die der Polizeileutnant auf die Frage, weshalb er mit dem Säbel geschlagen, gegeben hat. Er erwiderte wörtlich: ‚Ich mußte dies tun, um unsere Autorität zu wahren!' In diesen Worten zeigt sich eine so maßlose Verkennung und eine solch maßlose Überhebung, daß man sich wirklich nicht wundern darf, wenn dies auf die unteren Beamten abgefärbt hat. ... Wenn wir aber sehen, wie die höchsten Beamten, die Richter, die berechtigt sind, über Leib, Leben und Ehre ihrer Mitbürger zu befinden, wenn wir sehen, daß sie bei Ausübung dieser Machtbefugnisse sich sklavisch an die Vorschriften des Gesetzes halten, so ist es geradezu unfaßbar, wenn man sehen muß, wie untergeordnete Verwaltungsorgane über die Köpfe preußischer Staatsbürger verfügen, wie sie Disziplinarstrafen verhängen und sich ein Züchtigungsrecht anmaßen. Darüber kann einem wirklich das Blut in den Kopf steigen. Nicht eine Geldstrafe in Höhe von 10 ℳ kann in Deutschland verhängt werden, ohne daß drei Instanzen und dreizehn Richter darüber zu befinden haben. Aber hier sollen untergeordnete Polizeiorgane das Recht haben, blind drauf los zu hauen. Ich behaupte, daß hier in allen Fällen die Polizeibeamten die Verantwortung über den Gebrauch der Waffen nicht beachtet haben: sie haben sich durchweg nicht in der berechtigten Ausübung ihres Amtes befunden."

Scharfe Lichter auf das „eigenartige Material" der „Arbeitswilligen", die dort „in Aktion" getreten sind, warf der Verteidiger, Dr. Kurt Rosenfeld: „Diese Arbeitswilligen sind der Firma geliefert worden, wie irgendeine Ware von einem Kaufmann geliefert wird. Wir haben ja von Hintze, dem König der Streikbrecher, gehört. Hintze hat dem Zeugen v. Reitzenstein erklärt, es komme seinen Leuten nicht auf höhere Löhne an, sondern nur darauf, daß sie ungestraft hauen dürfen. Hintze selbst hat sich ja ge-

rühmt, wie er in Moabit reingehauen hat. Er hat ja ein besonderes System, nicht bloß Streiks zu brechen, sondern auch solche zu verhindern. Dem Herrn v. Reitzenstein hat er ja dies System enthüllt. Er schickt einen seiner Leute in die Fabrik, wo der Streik zu erwarten ist. Der Mann von der Hintze-Garde ‚haut dem Vertrauensmann der organisierten Arbeiter eins in die Fresse'. Dieser beschwert sich bei der Fabrikleitung. Er bekommt kein Recht. Dann kriegt er nochmals ‚eins in die Fresse', so daß er schließlich von selber geht. So vertreibt Hintze die organisierten Arbeiter und verhindert den Streik. Wenn es aber zum Streik kommt, dann tritt Hintze mit seinen Siebenmonatskindern an und bricht den Streik mit den Mitteln, wie wir es hier gesehen haben. In welcher Weise die Streikbrecher in Moabit ruhige Leute verhauen haben, dafür sind uns eine Reihe von Beispielen angeführt worden. Der Staatsanwalt hat die Kupferschen Streikbrecher als harmlose Leute bezeichnet. Wie man auch diesen Begriff auslegen mag, die Leute, von denen wir hier gehört haben, kann man nicht als harmlos ansehen. Man hat die Streikbrecher mit Revolvern bewaffnet und mit Gummischläuchen, von denen wir hier ein Exemplar, mit Sand gefüllt und mit eisernen Schrauben versichert, gesehen haben. Mit Revolvern zeigten sich die Streikbrecher auf der Straße. Sie spielten nicht nur mit den Waffen, sondern bedrohten das Publikum damit. Ja, sie haben auch geschossen. Daß das geschehen konnte, daran ist doch auch die Polizei schuld. ... In den Fällen, wo Arbeitswillige geschossen haben, fanden sie ja den Schutz der Polizei. Sie haben ja auch in mehreren Fällen Leute mißhandelt, die ihnen auf dem Kohlenplatz von Polizeibeamten in die Hand gespielt worden sind.

Auf diese Weise sind ja nicht nur Streikende, sondern auch ganz unbeteiligte Personen, die nach dem Kohlenplatz sistiert wurden, von Arbeitswilligen verprügelt worden. Zeuge Callies hat uns die gemeingefährliche Art geschildert, in der ruhige Straßenpassanten von Streikbrechern verhauen wurden. Das kann der Polizei nicht entgangen sein. Die Mißhandlungen durch Arbeitswillige, die unter ihren Augen verübt worden sind, stehen im engsten Zusammenhang mit den Mißhandlungen des Publikums durch Schutzleute."

Ach, es ist ein erdrückendes, ein furchtbares Material, das zutage gefördert wurde! Würde man solche Bilder, wären sie nicht zeugeneidlich erhärtet und zum großen Teil auch dem Urteil des Gerichts zugrunde gelegt worden, nicht für Ausgeburten einer wüsten Phantasie gehalten haben? Was immer die streikenden Arbeiter auch gesündigt — schließlich haben sie es doch nicht als bestellte Hüter der Ordnung und Sicherheit in Ausübung ihres Amtes getan! Es ist ja unsäglich selbstverständlich und weiter kein Wort darüber zu verlieren, daß, wer an solchen Ausschreitungen teilnimmt oder sie gar hervorruft, mit fester Faust von der Staatsgewalt gefaßt werden muß und ihm die Lust zum zweiten Male vergeht. Wenn aber die Sozialdemokratie an solchen Vorgängen eine „moralische Mitschuld" treffen soll, so ist das eine Behauptung von solcher Dehnbarkeit, daß man sie ruhig zugestehen kann. Mehr oder minder mitschuldig an den Schäden und Gebrechen der Gesellschaft sind wir ja alle. Mag der Sozialdemokratie auch ihr Extraanteil zugewiesen werden, den Prozentsatz bis

auf den Bruchteil auszurechnen, zu welchem ihr ein solches Verdienst gebührt, möchte ich doch lieber anderen, mit den „gottgewollten Abhängigkeiten" vertrauteren Leuten überlassen.

Wenn es nach alledem und alledem immer noch Seelen gibt, die ihren Ärger über die tatsächlichen Feststellungen des Gerichts zu ungunsten der Polizei nur schlecht verhehlen können und diese ermuntern, „nur immer so fortzufahren" und „immer feste dreinzuhauen", so kann man dem „Vorwärts" wirklich nicht unrecht geben, wenn er meint, daß solchen Leuten eben nie genug geprügelt werden kann, — ich möchte gleich erinnern: nicht nur postnumerando, sondern auch pränumerando, als Vorschuß. Wenn der Staat eben gar nicht anders gerettet werden kann, versuchen wir's mal mit den vom Zeugen Kriegelstein so warm empfohlenen Präventivprügeln. Tiefsinnig erörtert der „Vorwärts" die Frage: „Ob es Leute, denen über dem Respekt vor der Obrigkeit jeder Respekt vor der Würde des Menschen so sehr abhanden gekommen ist, daß sie sich ärgern, wenn ein Polizist eine Widerrede ‚nur' durch Stoßen und nicht gleich durch Ohrfeigen beantwortet, außer in Deutschland noch in anderen Kulturstaaten gibt? Die da der Obrigkeit das Recht zugestehen, nach Herzenslust drauflöszuprügeln auf das Volk, wenn es nicht in allen Stücken und auf der Stelle so will, wie die hohe Behörde! Man sollte meinen, die Selbstachtung müßte den Bürger von solcher Auffassung von den Rechten und Aufgaben der Polizei abhalten. Aber man vergißt dabei, daß sich die Herren eben nicht zu der Masse zählen, die dem Prügelrecht der Polizei unterstellt sein soll. Die Herren gehören doch nicht zum ‚Plebs', dem die Peitsche gebührt! Der ganze Standeshochmut der sogenannten Gebildeten, die als Einjährig-Freiwillige mit billigendem Grinsen zugesehen haben, wie der ‚gemeine Musko' geprügelt wurde, was den Herren mit den Schnüren natürlich nicht passieren konnte, tritt uns hier in aufreizendster Weise entgegen. Vielleicht aber darf man daneben noch das heranziehen, was empörte deutsche Patrioten die Bedientenhaftigkeit der Deutschen genannt haben, einen Charakterzug, den der traurige Niedergang des deutschen Bürgertums nach dem Dreißigjährigen Kriege und der harte Druck der Leibeigenschaft weiten Kreisen unserer Nation eingeprägt hat — der im kämpfenden Proletariat erfreulicherweise immer mehr schwindet. Der bildungs- und kastenstolze Mann der ‚besseren Kreise', der die Prügelstrafe für den Plebs angemessen hält, mag sich sehr erhaben ob bedientenhafter Empfindungen vorkommen — es ist d o c h w a h r, daß auch, wenn der Betreffende sich selbst ausnimmt, solche Auffassung des Verhältnisses der Obrigkeit zum Bürger sich n u r a u s d e r P e r s p e k t i v e d e s L a k a i e n gewinnen läßt. Bei einem Junker, der einem Geschlecht entstammt, das seit Generationen gewohnt ist zu herrschen und zu prügeln, wär's etwas anderes — der Angehörige des Bürgertums aber hat diese Tradition nicht für sich."

Die prügelsüchtigen Herrschaften, die sich ja für ihre werten Personen nach Herzenslust prügeln und prügeln lassen können, müssen sich noch von einem S c h u t z m a n n beschämen lassen. Ein solcher ist es, ein älterer Beamter, der an die „Berl. Volksztg." schreibt: „Ja: es ist nicht mehr zu verheimlichen, und die Staatsanwälte sowie der Gerichtsvorsitzende haben es zugeben müssen: manche

aus der Kollegenschaft haben sich schwer gegen ihre Pflichten vergangen durch Ausschreitungen, die nun einmal nicht zu entschuldigen sind. Und ich will Ihnen sogar sagen, daß mir auch manchmal das Blut in den Kopf gestiegen ist, wenn ich von den wirklich gemeinen Schimpfwörtern gelesen habe, die verschiedene Schutzleute angewendet haben. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen das schreibe: Unter uns gibt es viele, die solche Ausdrücke verschmähen und verachten. Je länger man im Dienst ist, desto mehr sieht man ein, daß man auch in erregten Augenblicken mit Höflichkeit und Freundlichkeit viel weiter kommt als mit schlechten Manieren. Was soll das Publikum von uns denken, wenn es solche Töne von uns vernimmt? Und nun komme ich auf die Hauptsache. Unter der schlechten Stimmung des Publikums gegen die Polizei, die auf solche Schimpfausdrücke und auf andere Exzesse manches Kollegen zurückzuführen ist, leiden auch wir als diejenigen Elemente, die mit dem Publikum gern in tadellosem Benehmen verkehren wollen. Es ist uns erfahrenen und besonnenen Elementen der Polizei gar nicht damit gedient, daß die oberen Behörden oft denken, sie müßten alle unwürdigen Elemente im Interesse der Autorität so weit wie möglich schützen. Dadurch wird das Unheil nur noch schlimmer. Jede Organisation schließt heutzutage störende und unwürdige Elemente zur Hebung ihres eigenen Ansehens rücksichtslos aus. Um die unleugbare Mißstimmung der Berliner Bevölkerung gegen die Polizei zu beseitigen, gibt es nur ein Mittel: strenge Untersuchung und Bestrafung aller, die das Ansehen der Polizei durch ihr im Moabiter Prozeß zutage gekommenes Verhalten geschädigt haben.

So, wie ich es heute schreibe, so ist vielen unter uns zumute. Vielleicht tragen Sie dazu bei, daß das oben zur Kenntnis und Würdigung gelangt. Denn wir, die wir mit dem Publikum täglich zu tun haben, leiden am schwersten darunter, wenn die Polizei, anstatt als eine nützliche Helferin, als feindliche Macht angesehen wird."

Alle Ehre einem solchen Beamten. Und seiner Art und Gesinnung gibt es Gott sei Dank noch ein ganz Teil unter unseren Polizeibeamten. Welcher nicht gerade von akutem Blaukoller Befallene will denn überhaupt, wenn er wüste Ausschreitungen zu Sicherheitsorganen bestellter Männer geißelt, damit die ganze Beamtenschaft oder gar das Institut der Polizei treffen? Das ist doch einfach eine dreiste und schon mehr bewußte als unbewußte Unterstellung. Niemand, wie es ja auch jener Schutzmann so beredt darlegt, kann es besser mit der Polizei meinen, als wer sie von unwürdigen oder gar verbrecherischen Gliedern befreien will. Gesindel haßt „die Polizei", aber kein vernünftiger, kein anständiger Mensch. Eine Unzufriedenheit mit der Polizei gibt es allerdings, und zwar wie das eben genannte Blatt sehr richtig bemerkt, auch in sehr „loyalen" Kreisen: „Als vor einigen Jahren die unabhängige Presse beinahe täglich von bösartigen Ausschreitungen von Polizeiorganen berichten mußte, die zum Teil vor Gericht geahndet wurden, da war es die nationalliberale ‚Kölnische Zeitung', die das geflügelte Wort ‚Schutz vor Schutzleuten!' in Umlauf brachte. Eben dieselbe Köln. Ztg. ist es, die bei Besprechung der Moabiter Krawalle zugesteht, daß das unqualifizierbare Verhalten zahlreicher Polizeiorgane während der Krawalle noch lange gegen die Polizei nachwirken wird.

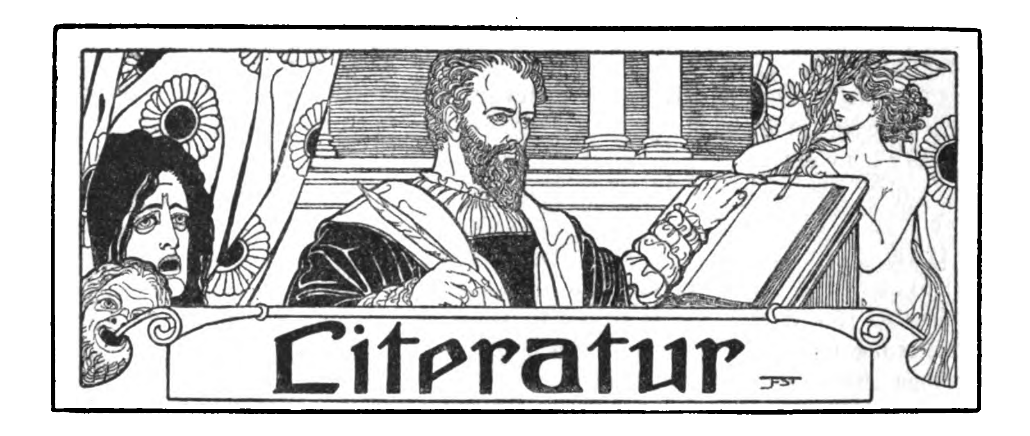
Die tiefer liegenden Gründe der weitverbreiteten Mißstimmung gegen die Polizei liegen in dem Mangel an Objektivität, zu dem diese Behörde aus Gründen einer falschen ‚Staatsräson‘ verurteilt ist. Was unsere gewaltslüsternen ‚Scharfmacher‘ erträumen, das auszuführen wird die Polizei durch eine irregeleitete ‚Staatsräson‘ leider vielfach gezwungen. Aus einer objektiven, sachlichen Behörde ist sie zu einer Handlangerin der politischen Reaktion geworden ... Das ist es, was der Polizei jede Sympathie in Arbeiterkreisen und in allen anderen Schichten der Bevölkerung entzieht, die sich politisch nicht durch die Polizei bevormunden, beherrschen oder beengen lassen wollen.

Dazu kommt immer wieder der unziemliche Ton, dessen sich ein leider nicht allzugeringer Teil der Polizeiangestellten gegen das Publikum bedienen zu dürfen glaubt. Die Moabiter Tage haben Blüten gemeinster Schimpferei gerichtsnotorisch gemacht; wobei wir indes hervorheben wollen, daß es Polizeioffiziere und Mannschaften gibt, die sich durchaus korrekt zu benehmen versuchen. Allein auf diesem Gebiete ist noch viel zu tun, wenn allgemein ein einwandfreies Verhalten der Polizeiorgane gegenüber dem Publikum erzielt werden soll.

Erst wenn die Polizei im Ton unanfechtbar geworden sein wird und in den politischen und wirtschaftlichen Kämpfen nicht mehr als Organ der Reaktion und der antisozialen Scharfmacherei gemißbraucht wird, erst dann wird die allgemeine Abneigung gegen die Polizei, wie sie jetzt in Preußen ist, einer besseren Stimmung weichen.“

Es gibt eben nicht nur einen Blaukoller; gemeingefährlicher, weil einflußreicher, ist der Rotkoller, der unser gesamtes staatliches und geistiges Leben unter die ihn allein beherrschende dürftige Formel zwingen möchte. Selbständige Mächte und Institutionen, wie Kirche, Schule, Justiz, Verwaltung, — alle sollen einmütig und bis zur Bewußtlosigkeit nach der Sozialdemokratie schielen, als wenn sie dieser durch freie Betätigung ihrer eigenen Art nicht viel erfolgreicher entgegenwirkten, als durch artfremde kompromittierende Staatsrettungen nach Moabiter Rezept, bei deren verschiedenen Entwicklungsphasen man je länger desto intensiver das bekannte Wort des alten Oxenstierna in den Ohren klingen hört. Bitte doch endlich einmal ein anderes Lied auf die Walze, als die ewige Litanei von der inhaltsleeren „Sammlungspolitik“! Gibt's denn überdies nur „gottgewollte Abhängigkeiten“, für die wir uns „sammeln“ können, keine positiven Ziele? Auch die „gottgegebenen Abhängigkeiten“ sind eine Gabe Gottes, die man nicht mißbrauchen darf.





Neue Romane

Hermann Bahr will in „O Mensch" (Verlag Fischer, Berlin) große Menschheitsfragen aufwühlen, und das hätte er unterlassen sollen, denn es zeigt seine Mängel deutlicher als gut ist. Dieser Schriftsteller gehört ins Theater, wo im schnellen Abspielen die kecken, ja oft entzückenden Plänkeleien seine tiefe innere Schwäche und Leere verdecken. Was in „O Mensch" fein, lustig und reizvoll ist, sind einzig und allein die Gespräche zwischen der einen Hauptfigur des Buches, dem Kammersänger Fiechl und seiner Schwester Annalies. Hierin erkennt man wieder den Bühnen-Bahr und seine famose Geschicklichkeit für den losen, drolligen, überraschenden und prickelnden Dialog. Bisweilen zwar wirkt auch dies nicht echt, etwas künstlich auf den Effekt gearbeitet und karikiert, so daß der Kammersänger vielleicht mehr, als er soll, zur alten keifenden Tante wird. Aber im ganzen sind diese Dialoge, Zänkereien und Plänkeleien die Glanzstücke des Buchs. Ganz brillant ist es, wie der Herr Fiechl, der von ein paar jungen Mädeln berichtet, die ihn umschwärmen, auf die nachdenkliche Bemerkung seiner Schwester, er sei doch eigentlich noch recht unverdorben, erstaunt erwidert: „Inwiefern? wenn ich unverdorben wäre, wer weiß, was sich da mit den Mädeln schon alles begeben hätte!" — Auch sonst sind feine und nette Stellen in dem Buch, die man sich herausfischen möchte, so zum Beispiel die Szene zwischen den Geschwistern, die sich um ihre etwaige jederseitige Verlobung dreht.

Aber was das Buch sonst noch an Gutem bietet, und das sind ein paar tüchtige ernste Lebensweisheiten, die sich zwischen Annalies und ihrem einstigen Verehrer, dem Hofrat, kundgeben, könnte besser in lauter einzelne Essays aufgelöst werden, denn im Grunde ist das ganze Buch nichts weiter als eine Reihe von Essays, in denen Bahr in Dialogform allerlei Fragen verhandelt. Man kann die Art, wie die Behandlung der einzelnen Fragen den jeweiligen Personen zugeteilt wird, mühelos in das bereitstehende Schema bringen:

Annalies und der Hofrat = Allerweltsfragen (Ehe, Politik usw.),
Annalies und ihr Bruder = Plänkeleien,
der sogenannte Nußmensch, der eigentliche Sprecher des Buchs, und der Geistliche = religiöse,
Nußmensch und Prinz = psychologische,
Nußmensch und Mägde = ethische,
die Maler = Kunstfragen.

Es wird überhaupt immerfort geredet. Deshalb ist vielleicht zwischen Bahr und Fontane ein Vergleich gezogen, der aber wenig paßt. Außer dem Redenhalten eint vielleicht noch

eine Art trockenen Humors, eine wehmütige Resignation diese beiden, aber die natürliche Herzlichkeit Fontanes fehlt dem Wiener, und ihre Grundtöne sind so verschieden, daß nur die Oberflächlichkeit sie vergleichen kann.

Bahrs eigentliche „Helden“, an denen sich das Buch in die Höhe ranken soll, Annalies und der theosophische Nußmensch, fallen außer durch ihre unaussprechliche Redseligkeit auch durch ihre ausbündige Herrlichkeit dem anspruchsvolleren Leser auf die Nerven. Der Nußmensch erinnert mehr als einmal unwiderstehlich an das philosophierende Überkind Heidi von der Spyri. Es soll ursprünglich naiv klingen, was er doziert, vor dem Geistlichen, der sich ganz unmöglich benimmt, und dem Prinzen, der auch konstruiert wirkt, aber es klingt einfach so unausstehlich und albern, daß man darüber lächeln muß. Grade in dem Nußmenschen, der durch seine Lehre, die Sonne anzublicken und tief andächtig zu sagen: O Mensch! — dem Buch seinen Namen gegeben hat, steckt gar keine Wirklichkeitsgewalt, die ausbricht und uns zum blinden Glauben zwingt, da wo man zweifeln möchte, sondern es ist eine rein willkürliche Figur, an der man in jedem Satz, in jeder Bewegung die staffierenden, zupfenden, hin und her drehenden Finger des Autors sieht.

Bliebe doch jeder Mensch, jeder Künstler vor allem, da, wo der liebe Gott ihn hingestellt hat! Und den Hermann Bahr hat der liebe Gott sicher nicht in das Schlachtgewühl der großen Menschheitskämpfe gestellt, sondern ihn beordert, seine hübschen Springbrunnen, in denen bunte Kugeln tanzen, aufzudrehen, in den Lustgärten der Erde, daß seine Weltkinder daran ihre vergnügten, ihre wirklich tief und echt vergnügten Stunden haben!

Jakob Wassermann bereitet seinen entzückten Lesern, die ihm noch den Dank für die prachtvolle Psychologie in Kaspar Hauser nachtragen, mit seinen Masken Erwin Reiners (S. Fischer, Berlin) eine schwere Enttäuschung. Viel zu sagen ist über dies Buch nicht. Der Held wird mit einer Vollkommenheit beladen, die einer Karikatur gleichkommt. Man möchte fast an eine Mystifizierung im Stile Hauffs: „Der Mann im Monde“ denken, aber es ist wohl leider keine. Kann sich jemand einen modernen und klugen Schriftsteller denken, der von seinem Helden schreibt: „Er hatte seit 9 Uhr grade so einsichtig und tief mit den Medizinern über Medizin, mit den Agrariern über Landwirtschaft, mit den Fabrikanten über Zölle und Rohprodukte, mit den Frauen über Erziehung und Lebenskunst gesprochen —“, der weiterhin mitteilt, daß dieser Held „es ausgezeichnet verstand“, einer Frau wunderbar schön mit ein paar Griffen das Haar zu machen, „mustergültig und stilgemäß“; nachdem sie sich selbst 1½ Stunde vergeblich damit gequält hatte — daß er solche Briefe zu schreiben versteht, daß der Autor (ohne daß man diese Briefe kennen lernt) davon sagen darf: „niemals waren solche Briefe aus der Hand eines Mannes zu einer Frau gegangen“, der überhaupt jedes Weib gewinnt, jeden Mann besiegt, der einfach unübertrefflich ist? Auch die Heldin bleibt nur wenig hinter ihm zurück. Als sie reitet, murmeln die jungen Aristokraten: „Famos. Und das ‚Volk‘? Das Volk staunte. Virginias birkenschlanke Gestalt usw. Frauen und Männer huldigten ihr.“ Trotzdem vereinen sich diese herrlichen Menschen nicht, der unvergleichliche Erwin entleibt sich, nachdem er sie hat verführen wollen und nicht können (diese Absicht ist überhaupt der Inhalt des ganzen Buches), sie kehrt zu ihrem wirklichen Verlobten zurück und bildet auch mit ihm ein „schönes, hochaufgerichtetes Paar“.

Was soll man zu dem allem sagen? Schade! Schade um dieses starke, interessante Talent. Aber die Ungleichmäßigkeit war schon früher sein Verhängnis. Vielleicht kennzeichnet das Buch nur einen augenblicklichen Tiefstand, eine vorübergehende Müdigkeit. Allerhand Gewaltsamkeiten im Stil lassen dies vermuten, ein angestrengtes Haschen nach absonderlichen oder scheinbar naiven Wendungen (im Stil von Thomas Mann). Mit einer gekünstelten Gravität erklärt der Verfasser zum Beispiel, als Virginia schwankt, ob sie von Erwin einen kostbaren Schmuck annehmen solle oder nicht: „bei alledem ist wesentlich, daß sie von dem Wert keinen Begriff hatte“. Dann mit einem drolligen Unwissendtun: „Es steht zu vermuten, daß er bis jetzt keine

Verzweiflung kennen gelernt hatte". „Es ist anzunehmen, daß seine Raserei ein herrisches Bedürfnis seines Temperaments war" —

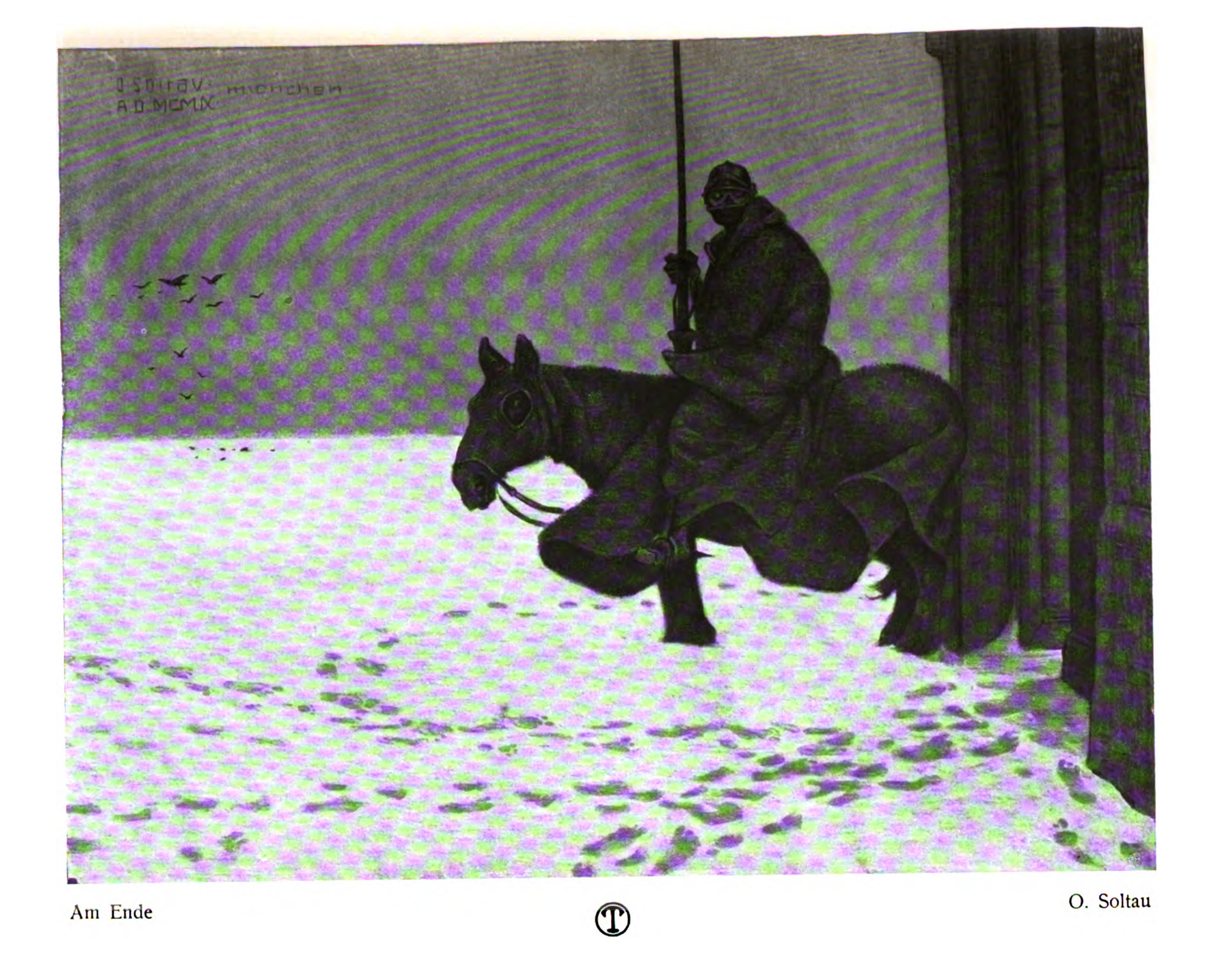
Die Schwäche, die sich darin zeigt, daß man sich selbst wiederholt, seine eigenen Wendungen betont und auffrischt, hat das weniger große, aber frischere Talent von Emil Ertl nicht. In seiner Novellensammlung Nachdenkliches Bilderbuch (L. Staackmann, Leipzig) ist vieles Erfreuliche. Man kann hier wohl den Ausdruck „Musternovelle" gebrauchen, denn der Begriff Novelle ist hier durchaus erfüllt. Es sind weder gekürzte Romane noch gestreckte Skizzen, mit Ausnahme der prächtigen Stücke „Das Sterbequartal" und „Die Kuh", die wirkliche Skizzen sind. Ausgezeichnet ist auch „Der Umweg", worin mit kräftigem Humor beschrieben wird, wie der Jöbstl ins Zuchthaus kommt, weil er, um sich einen Umweg von 10 Minuten zu sparen, einen Mann totschlagen mußte, der grade ihm zum Ärgernis den kürzeren Weg versperrte. „Sixtus, der Sternguder", ist eine bittertraurige Geschichte von einem guten Kerl, der allzu weich allen Menschen immer alles überläßt, in Not und Schande gerät und am Ende den Ärzten als irrsinnsverdächtig in die Hände fällt.

Hin und wieder hat Ertl eine Form gewählt, die leise stört: Eine Erzählung in der Erzählung. Man möchte ihn davor warnen. Wir sind heute nicht lesehungrig mehr, sondern meist faul, und lesen uns schlecht und mißlaunig erst hinein. Nun aber muß der Leser, der kaum den Anfang überwunden, die Situation begriffen hat, wieder mit dem neuaufgetauchten Erzähler von vorne anfangen, sein Interesse wieder umstellen, und man fragt sich, ob diese Vorrede denn überhaupt nötig war.

Zukunft von Leonhard Schrickel (Egon Fleischel, Berlin) könnte ein famoses, kräftiges und erfrischendes Buch sein, wenn der Stil nur nicht gar so gewaltsam wäre. Er bewegt sich an die 400 Seiten hindurch fast nur in burschikosen, trotzigen oder ironischen Ausrufen. Der Autor ruft selbst in einem fort: „Potz Element! Mein! Bah! Guter Gott! usw." „Wetter, er hatte das Betteln wohl nötig. Wo das Geld doch da war. Und sie! Sie selber doch auch. Also." Das ermüdet und entkräftet. Hin und wieder hat man solche Faustschläge auf den Tisch, daß alle Gläser klirren, schon gern, aber wenn's gar nicht aufhört, brummt einem der Kopf. Es ist diese Geschichte eines Strebers, der seine prachtvolle Mutter überrennt (eine Glanzgestalt des Buches, deren Tod man ganz unsachlich bedauert), der seinen Bruder entrechtet und an seinem Niedergang schuld ist, und der erst an seinem Weibe zur Besinnung kommt, ein achtungswertes Buch ohne Sentimentalitäten und Winkelzüge, ein Werk, das manchem Geistesbruder des Herrn Amandus Rocktäschel gut täte, zu lesen, bis er es wie lauter Ohrfeigen brennen fühlte, das aber auch braven Leuten viele Freude und Erbauung bringen kann, und das man auf manchen Weihnachtstisch wünschte.

Nun zum Schluß ein Kunstwerk, eines von den großen, wie es uns nicht alle Tage auf den Tisch fällt.

Konrad Pilater von Jakob Schaffner (S. Fischer, Berlin). Es gibt Bücher, die uns besser machen, weil wir uns einfach in ihnen vergessen. Wir werden hineingezogen, wir werden fortgetragen, wir wissen selber nichts mehr von uns. Wir wissen, daß unsre großen Meister Shakespeare, Keller, Beethoven und die andern alle uns so mitnehmen, uns ein Glück des Mitlebens geben, das dem des Schöpfers das nächste ist. Jakob Schaffner gehört zu ihnen. Er ist früher ein Schweizer Schuhmacher gewesen. Zuerst fühlt man flüchtig eine Ähnlichkeit mit Gottfried Keller, die mißtrauisch machen will. Dies Mißtrauen zerrinnt wie der Morgennebel, und dann wandert man, wandert mit ihm in den Tag hinein, ins Böse, ins Gute, ins Lächerliche, ins Traurige. Schaffner ist kein Plänkler und Witzemacher, er braucht das nicht, weil der wirkliche Schalk ihm im Nacken sitzt. Wie das Leben selbst, webt seine Geschichte durch Spiel und Ernst, durch Lachen und Weinen, durch groteske Quälerei, durch Übermut, durch Trotz, Verrücktheit, Versonnenheit, Spuk, Traum und Tragik dahin. Hier „redet" auch einer, der Meister, bei dem der junge Schuster in Arbeit steht, aber wie prächtig ist dieses



Am Ende — O. Soltau

Reden! Man spürt dann auch, daß mal dazwischengefahren wird, er sich aber nicht stören läßt — und nicht stören zu lassen braucht, unsertwegen wahrhaftig nicht! Da fühlt man wieder, wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Wenn Schaffners Leute reden, so redet das ganze Leben mit. Das ist eine Lust!

Es geht per „ich“ im Buche. Das ist für unzuverlässige Talente eine Gefahr. Die liebe Selbstgefälligkeit! Aber danach soll man suchen gehn bei Schaffner. Wo ist der schon wieder, während die Selbstgefälligen auf ihrem Ich noch festsitzen. Diesen jungen Kerl, den er da durchs Leben laufen läßt, hat man ganz von selber lieb, es braucht einem nicht erst gesagt werden, was an dem daran ist.

Es ist ja vielleicht wahr, daß man sich einen anderen Schluß wünschen möchte; daß man überhaupt seine Querwünsche hat. Aber mit denen hat die „Kritik“ gar nichts zu tun, der bleibt für ihre Bemängelungen, Ansichten, Vorschläge reichlich Platz genug auf anderen Feldern. Einem wirklichen, einem so großen Kunstwerk gegenüber soll sie ihre Weisheit unterdrücken. — Wohl uns, daß wir wieder etwas haben, uns daran zu freuen, es zu verehren, und — bedauernswerte Kritikerseele, die nirgends mehr rein genießen kann, die auch da, wo sie vor dem Ganzen bewundernd steht, ihr kleinliches Zerpflücken und Schulmeistern nicht lassen kann.

Lese man nur die Beschreibung der Wanderschaft, wo sich der arme Walzbruder mit einem Freund und einem Stockfranzosen, dem es „wild aus den Kleidern und dem Schopfe dünstet“, in eine Matratze und eine Decke teilen muß, — dann die prächtige Schilderung des Eislaufs und die des Tagwerdens, das der verliebte Schuster mit seiner künftigen Braut im Garten grabend erlebt, und das in dieser wunderbaren Schönheit, Zartheit und Fröhlichkeit an die unvergeßlichen Bilder von Meister Keller erinnert; lese man späterhin das Aussuchen der Tapeten zur Hochzeit, bei denen die Meinungsverschiedenheit entbrennt, ob man für die Schlafstube eine Landschaftstapete mit Gartenhäuschen und Liebespaaren wählen soll oder nicht, während man doch nicht immer verliebt sein könne. „Es kamen Kinder und es wurde ernst. Dann hatten wir fort und fort diese Gartenhäuschen und Liebespaare ums Bett stehen, auch wenn uns gar nicht danach war.“ Dann die auftauchende Unlust dieser jungen Wanderseele gegen Zwang und festgelegte Bürgerlichkeit, das leise, erste Tönen eines Mißgefühls gegen die Braut und ihre alltägliche Rechtschaffenheit, bis dieser Ton immer deutlicher und schärfer wird, anschwillt zu einem Brausen, den Bräutigam herausreißt aus dem sicheren Hafen in der Nacht vor dem Hochzeitstage und ihn wie ein Wirbelsturm in sein altes, ruheloses Leben wirft.

Dies alles lese man, und dann werfe man die spitze Feder weg und freue sich. Endlich mal wieder einer, für den es keine Kritiker auf der Welt zu geben braucht.

Marie Diers



Berliner Theater-Chronik

Eduard Stucken hatte im vorigen Winter mit seinem Drama „Gawân“ in den Kammerspielen einen tiefen Eindruck gemacht. Diese Mär von dem Ritter, der durch die Himmelsjungfrau selbst versucht und erlöst wird, bestrickte, wenn auch nicht durch die Stärke der Gestaltung, so doch durch die Inbrunst gläubigen Gefühls und durch den echten Goldgrund der Legendenmalerei.

Ein zweites Werk, gleichfalls aus dem Artuskreis und an derselben Stelle aufgeführt, hat leider jetzt enttäuscht und eine Hoffnung betrogen. Das ist der „Lanzelot“. Sein Vorspiel umspinnt zwar den Hörer, mystische Schwingung rührt ihn an, und es leuchtet ein Mirakelglanz wie von alten Kirchenfenstern in Notre-Dame oder Sainte-Chapelle.

Passionsstimmung wird hier angeschlagen, Monsalwatsch ist die Stätte und Amfortas der leidende Held. Aus geheimnisvoller Dämmerung ragt im Kerzenschein die heilige Lanze, die des Erlösers Seite getroffen und sein Blut getrunken. Grün leuchtet die Smaragdschale des Gral. Und Amfortas der Sieche duldet in der Nachfolge Christi die ewig offnen Speermale und ersehnt aus Blut und Dunkel die Erlösung.

Für die Ekstasen der Entrückung bringt Stucken den tiefen und vollen Klang. Stark unterstützt ihn dabei die Gewalt dieses Stoffes aus alten Menschheitstiefen, erfüllt und durchtränkt von dem leidenschaftlichen Heilsverlangen der geängsteten Kreatur. Aber isoliert für sich steht dies Präludium, und die Handlung, die dann einsetzt, hat wenig zwingende Macht.

Sie hebt zwischen Lanzelot und der Tochter des Amfortas, Elaine, an. Sie bekennt ihre Liebe zu dem Artusritter, und sie stürzt auf die Kunde, daß er verwundet in einer Einsiedelei liege, fort, ihn zu pflegen.

Dazu kommt alsbald das dramatische Konfliktsmotiv. Lanzelot ist tief erfaßt von der Holdheit und der Neigung des jungen Mädchens, aber viel zu schwer verstrickt liegt er in den sündigen Liebesfesseln, mit denen ihn Ginevra, das Weib seines Herrn und Freundes Artus, band.

Dies Thema vom Ritter zwischen der reinen magdlichen Minne und dem schwülen dämonischen Sinnenbrand wirkt schematisch nach dem Typus Tannhäuser zwischen Venus und Elisabeth, wenn auch Elisabeth hier in Elaines Gestalt etwas von der mystischen Erotik der Ottogebe aus Hauptmanns „Armen Heinrich" hat.

Und ganz nach dem Tannhäusertypus geht's in dem Bilde zu, da Lanzelot zuerst in einer Reueanwandlung sich büßerisch dem Grale nähert, dann aber, als ihm nicht sogleich die Gnade wird, trotzig aufbegehrt, gleich seinem Vetter sein Preislied auf die Venus singt und verwegen wild sich rühmt, „daß das erste Weib der Welt seine Buhle war".

Und wie im Tannhäuserfinale Elisabeth als Tote dahergetragen wird und Erlösung wirkt, so kommt hier im weißen Sterbekleid, unter Blumen gebettet, Elainens Leiche am Schluß auf einem Boot vor das Artusschloß gefahren, daß Lanzelot in sich gehe und zum Heiligen Lande pilgere.

Dazwischen aber läßt Stucken seine Figur in ihrer Doppelliebe hin und her pendeln. Nur als eine äußerliche Bewegung kommt das heraus; der Ausdruck und die Gestaltung versagt; es gelingt nicht, einen zerstörerischen Widerspruch wirklich echt, aus Wesenstiefen heraus überzeugend darzustellen. Die sprachlichen Mittel erscheinen — am Gawân gemessen — überraschend untauglich. Sie bleiben nicht nur unfruchtbar für die Erzeugung des Unheilskontaktes, sie stören und hemmen sogar die willige Bereitschaft zur Einstimmung. Überwiegend gibt es hier klapprige, nur allzu naheliegende Reime; man hört sie meist von weitem schon kommen, und das erweckt einen fatal parodistischen Beigeschmack. Störend drängen sich auch schlechtgewählte Worte, deren Situationsqualität Stucken verkannte, auf. Und peinlich ist's, wie er unfreiwillig seine eigenen Absichten, aus Mangel an Fähigkeit zu schöpferischer Aussprache, entstellt. Dafür zeugt die ungewollte Kläglichkeit der Artusgestalt. Stucken beabsichtigte den König christianisierend in Herzenshoheit, geduldig und voll großer Güte zwischen den Irrenden, Ginover und Lanzelot, stehen und die Sünderin mit verzeihender Liebe schließlich entsühnen zu lassen. Was herauskam, war ein matt- und schwachherziger Cocu, der — wollte man schonungslos sein — in seinem Schlafrock mit der Krone offenbachisch zu belächeln war.

Stucken versucht das Thema des Hinundherschwankens seines Lanzelots durch ein Komplikationsmotiv interessanter zu machen. Durch eine Intrige wird nämlich Lanzelot zu einem nächtlichen Stelldichein verlockt. Er glaubt, mit seiner Geliebten, der Königin Ginevra, zusammen zu sein, und im Frühschein erkennt er Elaine. Sie hat sich zu dem Betrug hergegeben, weil eine alte Prophezeiung verhieß, daß ein Kind von der Amfortastochter und dem besten Ritter das Siechtum des Vaters lösen könne.

Auch hier wird man nicht bezwungen, sondern sogleich zu Einwendungen gereizt. Und

auch hier wieder ist ein unfreiwilliger Stich ins Komische vorhanden, den der Autor nicht gemerkt hat. Daß der, dem „das erste Weib der Welt Buhle war“, nicht unterscheidet, ob er seinen verzehrenden Dämon der Sünde in allen Üppigkeiten umarmt oder ein jungfräuliches Schmaltierlein, das macht ihn ein bißchen lächerlich und verweist ihn in die Sphäre der contes drôlatiques. Einmal aber gelingt noch eine Szene voll Situationslyrik, ein Monodrama voll wehsüßer Volksliedstimmung. Auf der Bühne stehen drei Menschen stumm: Ginevra, Lanzelot, Artus, und im Hintergrund, hinter der verriegelten eisenbeschlagenen Pforte, klagt die Stimme der vertriebenen, ausgestoßenen Elaine. Als dieser rührende Klang verweht, setzt sogleich wieder dramatische Hilflosigkeit ein. Die Schicksalsatmosphäre wird durch das kümmerlich-bürgerliche Motiv banalisiert, daß Ginevra Elaines Brief unterschlägt. Und so werden mählich unaufhaltsame Figuranten und Figurantinnen des Dramas zu Rittern und Damen von der traurigen Gestalt. Nur einer sieht sie in der tragikomischen Verblendung des poetischen Vaters mit dem Auge der Illusion. Das ist Stucken selbst.

Povero padre ...

Felix Poppenberg



Wiener Theater

Wochenlang wurde das Wiener Theaterpublikum in gespannte Erwartung versetzt durch geschickt abgefaßte und verteilte Zeitungsnotizen über die bevorstehende Uraufführung von Artur Schnitzlers dramatischer Historie: „Der junge Medardus“. Man las, daß in dem Stücke bei 80 Personen beschäftigt sein würden, daß es die den gewöhnlichen Theaterabend weit übersteigende (bisher nur Goethe und Richard Wagner zugebilligte) Dauer von fünf Stunden in Anspruch nehme, daß es darin viele Tote gäbe, daß viel geschossen würde, daß auch für die Schaulust durch echte Alt-Wiener Trachten und interessante Alt-Wiener Lokalansichten in reichlicher Weise gesorgt sei und dergleichen mehr. Mochten diese Notizen die Neugierde des Durchschnittstheaterbesuchers in hohem Grade aufstacheln, so waren sie nicht minder geeignet, bei jedem ernsten Literaturfreunde schwere Bedenken bezüglich des literarischen Wertes eines Stückes zu erregen, dessen Aufführung an der bevorzugten Stätte des Burgtheaters man durch Verkündigung rein äußerlicher Umstände und Effekte in so marktschreierischer Weise präludieren zu sollen glaubte. Jene Bedenken haben sich durch die Aufführung ebenso wie durch die Lektüre von Schnitzlers Bühnenwerk (Buchausgabe: Berlin, 1910. S. Fischer. 290 S. 8⁰. ℳ 4.—) als nur allzusehr gerechtfertigt erwiesen. Herr Arthur Schnitzler, der als Verfasser pikant-sentimentaler süßer Mädl-Geschichten und nach französischen Mustern gebildeter graziöser Einakter vom selben Charakter in gewissen Kreisen sehr (und, wie uns scheinen will, etwas über Gebühr) geschätzt und gepriesen wird, ist diesmal mit einem Schau- und Spektakelstück von monströsem Umfang gekommen, in dem man auch beim besten Willen nichts von der den Schöpfungen des Dichters nachgerühmten Innerlichkeit und psychologischen Vertiefung entdecken kann. Die fast gänzlich frei erfundene Handlung spielt sich im Rahmen jener historischen Ereignisse ab, die das Jahr 1809 zu einem für Österreich und dessen Hauptstadt so denkwürdigen gemacht haben. Es war das Jahr, da der korsische Eroberer vor den Toren Wiens stand und trotz der Schlacht bei Aspern im Schönbrunner Schloß als rücksichtsloser Herrscher waltete. Diese Ereignisse bilden den Hintergrund oder besser: die Staffage des Stückes und bieten ausgiebige Gelegenheit zu bewegten Volks- und Kampfesszenen, stilgerechten Kostümen der Belagerten und Belagerer, Kanonendonner, fliegenden Granaten, Gewehrsalven, interessanten Veduten der Wiener Basteien, des Schönbrunner Schlosses usw. usw. Dabei ist das Stück alles eher als ein patriotisches Stück, wenn es auch durch gelegentliche Absingung von Kriegsliedern, durch Hochrufe und dergleichen hie

und da den Anlauf zu einem solchen zu nehmen scheint. Aber die Wiener Bevölkerung kommt im großen und ganzen bei Herrn Schnitzler recht schlecht weg. Wenn man sie nach den von ihm gelieferten zahlreichen Typen beurteilen dürfte, so bildeten die Bürger Wiens mit wenigen Ausnahmen in jenen sturmbewegten Tagen bloß eine Schar von neugierigen Maulaffen, politischen Wetterfahnen und Feiglingen. Und auch die Wiener Studenten sprechen bei unsrem Autor am Vorabend ihres Auszuges gegen den Bedrücker des Vaterlandes eine so frivole, allen idealistischen Bestrebungen widerstreitende Sprache, wie man sie in so ernsten Momenten wohl nie aus dem Munde deutscher Musensöhne gehört hat. Das Schlimmste aber an dem Stücke ist, daß seine Hauptfigur gänzlich verfehlt ist und unser Interesse auf die Dauer nicht zu fesseln vermag. Vom jungen Medardus wird an einer Stelle gesagt: „Gott wollte ihn zum Helden schaffen, der Lauf der Dinge machte einen Narren aus ihm.“ Es scheint nun, daß Herr Schnitzler selbst es war, der den Medardus ursprünglich zu einer Heldengestalt erkoren hatte, die aber unter dem Einflusse der skeptischen, jeder einfachen, naturgemäßen Entwicklung abholden Geistesart des Verfassers unmerklich zu einem Narrengebilde geworden ist. Dieser sonderbare Jüngling nimmt fortwährend Anläufe zu Großtaten, zu deren Ausführung es nie kommt. Er wechselt ohne Unterlaß die emphatisch verkündigten Pläne, so daß der Zuschauer, der anfänglich mit Spannung den Bühnenvorgängen gefolgt ist, sich schließlich förmlich gefoppt vorkommt und alles Interesse an dem Gehaben eines Menschen verliert, der selbst nicht zu wissen scheint, was er eigentlich will, und wirklich den Eindruck eines Geistesgestörten macht. Dieser Eindruck wird besonders durch das Verhalten des jungen Medardus zu der ehrgeizigen Tochter des französischen Thronprätendenten bestärkt, das unausgesetzt zwischen glühender Liebe und wildem Hasse hin und her pendelt. Das ganze Stück besteht aus einer schier endlosen Reihe nur ganz äußerlich zusammenhängender Szenen, weshalb eine genaue Inhaltsangabe weder von Belang noch auch gut möglich erscheint. Das Burgtheater hat der Novität, die in jeder Beziehung ungeheure Anforderungen an eine Bühne stellt, die ganze unvergleichliche Kunst seiner Schauspieler, Regisseure und Dekorateure zur Verfügung gestellt, und so konnte der lärmende äußere Erfolg nicht ausbleiben, der ja übrigens Herrn Schnitzler bei der ihm so günstigen Stimmung des Premierenpublikums und der maßgebenden Presse von vornherein ziemlich sicher war. Ich möchte aber sehr bezweifeln, ob das Werk, das auf tiefere literarische Bedeutung keinerlei Anspruch machen kann, abgesehen von den für kleinere Bühnen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten der Wiedergabe, auch anderwärts und unabhängig von den für Verständnis und Interesse hier besonders günstigen lokalen Vorbedingungen auf stärkeren Anklang rechnen könnte. — Der Erfolg der Premiere wurde übrigens gut fruktifiziert, indem wenige Tage nachher unter dem Andrang und Beifall derselben dem Verfasser nahestehenden Kreise dessen bekannter Einakterzyklus „Anatol“ auf dem Deutschen Volkstheater in Szene ging, so daß Schnitzler nunmehr gleichzeitig beide großen Schauspielbühnen Wiens beherrscht.

Solche Gunst des Schicksals und vor allem solche materiellen Erfolge pflegen in der Regel einheimischen Dichtern sonst nicht beschieden zu sein. Das zeigt am besten der Lebenslauf Franz Keims, eines österreichischen Poeten, der kürzlich anläßlich der Feier seines 70. Geburtstages erst wieder förmlich dem Grabe der Vergessenheit entrissen werden mußte. Und doch vermag dieser Dichter schon auf eine stattliche Anzahl von Leistungen zurückzublicken, als deren hervorstechendste Züge idealistischer Schwung und kerndeutsche Gesinnung zu bezeichnen sind. Gleich sein erstes, schon vor einem Menschenalter aufgeführtes Drama „Sulamith“ erweckte schöne Hoffnungen. Darauf sind dann andere Bühnenwerke, wie „Der Königsrichter“, „Der Meisterschüler“, „Der Schmied von Rolandseck“, „Die Spinnerin am Kreuz“, gefolgt, in welchen vaterländisch-volkstümliche Stoffe verarbeitet wurden, während der Dichter auch gelegentlich mit einzelnen in höherem Stile abgefaßten Dramen, wie dem „Mephistopheles in Rom“ und den „Amelungen“, Erfolge erzielte. Dazwischen ist er auch mit einer hübschen Sammlung lyrischer Gedichte („Sturmgesang des Lebens“) und einer seiner engeren ober-

österreichischen Heimat entlehnten epischen Dichtung „Stefan Fadinger" hervorgetreten. Und trotz alledem im großen Publikum so gut wie unbekannt — vergessen und verschollen! Freilich paßt die hohen Idealen zugewandte, von glühender Liebe zu seinem Volkstume erfüllte einfach-menschliche Dichtkunst Reims mit ihrer noch der älteren Schule entstammenden Freude an rhythmischer Formschönheit schlecht zu der heutigen Modedichtung, die so gerne im Schlamme wühlt und nach ausländischen Mustern in psychologisch-pathologischen Tüfteleien bei gänzlicher Ungezwungenheit der äußeren Form das Ziel ihrer Bestrebungen findet. Aber dennoch ist das Los dieses Dichters ein sehr ungerechtes, und wenn man bedenkt, welch gefährliche und verderbliche Nahrung in sogenannten volkstümlichen Vorstellungen häufig geboten wird, so muß man sagen, daß gerade die Dramen Franz Reims es verdienten, dem Volke und besonders der Jugend, bei der sie begeisterter Aufnahme sicher wären, als durchaus gesunde geistige Speise recht oft dargereicht zu werden. Darum ist es auch mit Freude zu begrüßen, daß dem Dichter anläßlich seines Jubiläums viele Beweise einer wenn auch verspäteten Huldigung und Anerkennung zuteil wurden, und daß auch das Burgtheater sich aus diesem Anlasse seiner wieder erinnerte und das schon vor achtzehn Jahren zum ersten Male aufgeführte Volksstück „Die Spinnerin am Kreuz" wieder auf die Bühne brachte. Freilich wiesen bezeichnenderweise die Logen und zum Teil auch das Parkett bei dieser Vorstellung gähnende Leere auf; aber um so echter und begeisterter klangen die Ovationen, die dem alten Poeten aus den dicht gefüllten höheren Rängen gespendet wurden. — Schließlich sei noch eines Gedichtes Erwähnung getan, das Dr. Wolfgang Madjera, ein anderer österreichischer Dichter und Schicksalsgenosse Franz Reims, diesem zum 70. Geburtstage gewidmet hat und worin dessen Los so treffend und formschön charakterisiert wird, daß ich es mir nicht versagen kann, ein paar Strophen davon hier wiederzugeben:

„Siebzig Jahre! Du hast sie erklommen
Und bist so endlich zu Ansehn gekommen.
Wenn sich die Jahre bis siebzig vermehren,
Beginnt man in Öst'reich den Dichter zu ehren.

Begeifert, verleumdet und totgeschwiegen,
Ist man dann plötzlich ans Licht gestiegen
Und wird mit Pauken und mit Trompeten
Ernannt zum ‚großen Heimatpoeten'. . . .

Gottlob, bist du keiner der Professoren
Der hohen Schule, sonst wärst du verloren,
Sonst würde man jetzt den Moment erfassen,
Und dich dein Bündel schnüren lassen.

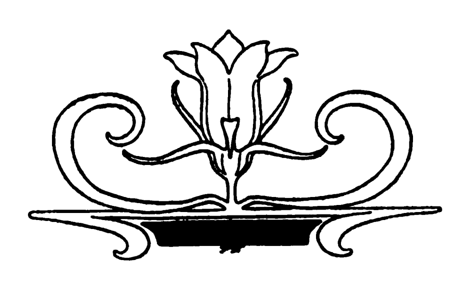
Ein Dichter aber ist besser dran,
Der fängt erst mit Siebzig zu leben an.
Darum, du Jüngling im grauen Haare,
Sei freudig begrüßt zum ersten Jahre.

Zum ersten Jahre, in dem man sich wundert,
Daß etwa seit einem halben Jahrhundert
In unsrer Mitte ein Dichter sich mühte,
Indes Spekulanten der Lorbeer blühte!"

Zum Glück gibt es doch noch Ausnahmefälle von dem normalen Dichterlose in Österreich. Und ein solcher betrifft erfreulicherweise nicht einen „Spekulanten", sondern einen wirklich hochbegabten Dichter von echtem Schrot und Korn. Ich spreche von dem Tiroler Karl Schönherr, der mit jeder neuen Schöpfung stärker in die Gunst nicht nur der eigentlich literarischen, sondern auch weiterer Volkskreise hineinwächst. Das rührt daher, daß seine Dichtungen Heimatskunst in des vielmißbrauchten Wortes wahrster und schönster Bedeutung darstellen, und uns aus ihnen sozusagen der Erdgeruch seines wundervollen Heimatlandes entgegenströmt. Leider sind nicht alle Sympathien, deren sich Schönherr erfreut, nur der Ausfluß objektiver Beurteilung seiner dichterischen Leistungen, sie sind teilweise, namentlich seitens einer gewissen Hetzpresse, auf Rechnung politischer und religiöser Tendenzen zu setzen, die aus einzelnen seiner Werke hervorleuchten oder doch ohne Schwierigkeit in sie hineingelegt werden können. Dies gilt in besonderem Maße von dem Drama „Glaube und Heimat", das kürzlich im ‚Deutschen Volkstheater' seine erfolgreiche Uraufführung erlebt hat. Der Dichter schildert darin, wie er sich ausdrückt, „die Tragödie eines Volkes", nämlich die Leiden und Verfolgungen, denen die Bekenner des neuen evangelischen Glaubens zur Zeit der sogenannten Gegen-

reformation von seiten der katholischen Landesgewalt in den Alpenländern ausgesetzt waren. Es war gewiß eine schlimme Zeit, in der es an Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten nicht gefehlt haben dürfte. Doch so schlimm, wie es der Repräsentant des katholischen Herrscherhauses, „der Reiter des Kaisers", in dem Stücke treibt, der im Blute der „Ketzer" förmlich wühlt und sie, wenn sie nicht zum wahren Glauben zurückkehren wollen, erbarmungslos von Haus und Hof jagt, wird es, wenn überhaupt, wohl nur in einzelnen seltenen Fällen zugegangen sein. Bei der ungleichmäßigen Verteilung von Licht und Schatten wird nun der Zuschauer, zumal wenn er schon mit vorgefaßter Meinung das Haus betritt, nur zu sehr geneigt sein, den ihm vorgeführten empörenden Fall als typisch anzusehen, was der demonstrationslustigen Menge, die bei jeder Vorstellung das Theater bis zum Giebel füllt, unausgesetzt Anlaß zu lärmenden Kundgebungen bietet. Und doch zeigt der Verfasser auch in diesem Stücke vielfach die Qualitäten des echten Dichters, indem er seine Gestalten und ihre politischen und religiösen Kämpfe in die Sphäre reiner Menschlichkeit emporzuheben weiß und in der lebensechten, wenn auch mitunter sehr derben Charakteristik der Älpler, wie überhaupt in der Zeichnung der Umwelt seine bewährte Kunst im hellsten Lichte strahlen läßt. Die wahren Freunde Karl Schönherrs können aber nur wünschen, daß er sich nicht allzusehr in das gefährliche Labyrinth der Tendenzdichtung verirre und seinen Genius nicht zum Sklaven politischer Parteien herabwürdige.

Carl Seefeld





Abhilfe der Künstlernot

Von Dr. Karl Storck

Das greifbare Ergebnis der großes Aufsehen erregenden Versammlung, die von einer beträchtlichen Zahl Berliner Künstler am Ende des verflossenen Jahres zur Darstellung der bösen Künstlernot veranstaltet wurde, war — wie könnte es anders sein — die Gründung eines neuen Vereins. Die große Heilstat, zu der dieser Verein gelangte, war — wie könnte es anders sein — eine Kunstausstellung. So geht das nun schon seit Jahren in unserem Kunstleben. Es sind nur ganz wenige Künstler, die als einzelne den Kampf zu führen entschlossen sind. Die Mehrzahl hat, und zum Teil mit Recht, die Überzeugung, durch den Zusammenschluß mit anderen eher an die Öffentlichkeit dringen und zur Geltung kommen zu können. So bilden sich immer aufs neue Gruppen und Grüppchen, und was diese für ihre Mitglieder tun können, gipfelt in der Ausstellung ihrer Werke. Der Unterschied zwischen der neuesten Gründung und den früheren beruht nur darin, daß diesmal ganz offen die materielle Seite als Ursache der Neugründung angegeben wurde. Die meisten größeren Bewegungen der letzten Jahrzehnte, die als Sezessionen dem breiteren Publikum bekannt sind, wobei dieses allzu leicht vergißt, daß inzwischen von fast allen Sezessionen noch so und so viele weitere Sezessiönchen sich abgelöst haben, wurden unter künstlerischen Losungen vollzogen. In Wirklichkeit war aber auch da die eigentliche Triebfeder der Kampf ums materielle Dasein. Würden die Programme aller dieser Verbände erfüllt, wären die von ihnen veranstalteten Ausstellungen wirklich dazu da, ein Bild des künstlerischen Schaffens der Öffentlichkeit zu vermitteln, so hätten alle diese Streitigkeiten kaum stattgefunden, jedenfalls hätten sie niemals zu dieser schroffen Gegnerschaft geführt. Der Kampf wäre nicht halb so hitzig, vor allem nicht so gehässig, wenn nicht mit dem Künstlerischen das Materielle so eng verbunden wäre. Die herrschende Richtung wahrt sich die besten Ausstellungsplätze, das Mißliebige wird totgehängt, beiseite gedrängt und damit seine Verkaufsmöglichkeit möglichst beschränkt. Es sind da keineswegs bloß künstlerische Gegensätze maßgebend, auch die rein menschlichen spielen eine große

Rolle. Ich bin noch kaum in einer Ausstellung gewesen, ohne so und so viele tüchtige oder auch ganz hervorragende Werke zu finden, die ganz absichtlich schlecht gehängt, also einfach „gehenkt", oder — wenn man ihnen gerade keinen üblen Platz anweisen konnte — in solche Umgebung gebracht worden waren, daß sie auf den nicht geschulten Betrachter gar keinen Eindruck machen konnten. Da spielen die kleinen Menschlichkeiten eine sehr große Rolle, und so gern man zugeben muß, daß keine Hängekommission der Welt es allen recht machen kann, — was auf diesem Gebiete an Böswilligkeit und Kleinlichkeit geleistet wird, das könnte einen manchmal an der ganzen Künstlerschaft verzweifeln machen.

Nun ist nichts verkehrter, als es der Künstlerschaft zu verargen, daß sie auch auf ihr materielles Fortkommen bedacht ist. Der Künstler, der sein soziales Dasein auf seine Kunst stellt, muß davon leben. Jedes Kunstwerk, mag es sich um ein für die Ewigkeit geschaffenes Meisterwerk oder um eine dürftige Handwerksleistung handeln, ist vom sozialen Standpunkt aus zunächst ein materieller Wert. Nur dieser ist genau berechenbar. Die ethischen Werte stehen außerhalb aller Einschätzungsmöglichkeiten. Es ist nun zwar sehr humoristisch, aber für die Lage unserer Künstler recht folgenschwer, daß das Philistertum in gewissen Augenblicken feierlicher Einstimmung immer gern die Hände über dem satten Bauche faltet und mit salbungsvoller Stimme von der Würde und Größe der ethischen Bedeutung der Kunst salbadert, daß es dagegen alle Ausgaben für Kunst als Luxus ansieht, und mit einer unglaublichen Schamlosigkeit gerade bei der künstlerischen Arbeit die Preise drückt. Ich kenne manche Künstler, darunter mehrere solcher, die diesen Ehrennamen im höchsten Grade verdienen, und habe bei diesen letzteren tiefe Einblicke in ihren Verkehr mit dem Publikum, mit privaten und öffentlichen Auftraggebern gewonnen. Man kann dazu die Brief- und Memoirenliteratur früherer Künstler hinzuziehen. Wie erschreckend gering sind die Fälle, daß ein reicher Mann oder eine wohlhabende Behörde einem Künstler gegenüber in Geldfragen sich einmal wirklich vornehm gezeigt hat. Wie unendlich zahlreich sind dagegen die Fälle, in denen reiche Leute mit der Not des Künstlers rechnen, auch mit seiner geistigen Not, die darin liegt, daß dem Künstler alles daran liegen muß, sein innerlich geschautes, innerlich geschaffenes Werk in die sichtbare dauernde Form zu bringen. Wie viele Fälle sind mir z. B. bekannt, daß reiche Leute Bildhauern gegenüber deren inneres Bedürfnis, ihr Werk in einem besseren Material zu sehen, dahin ausnutzten, daß sie ihre pekuniäre Leistungsfähigkeit als gering hinstellten, so daß der Künstler schließlich auf jeden Verdienst verzichtete, und um nur sein Werk in gutem Material liefern zu können, zu Selbstkostenpreisen oder auch noch darunter arbeitete.

Es sind natürlich gerade die edelsten Künstlernaturen, die unter diesen Tatsachen am meisten zu leiden haben. Das eine ist ganz sicher: für das soziale Auskommen des Künstlers hat es niemals eine bessere Zeit gegeben, als das absolutistische Zeitalter. Von der wirklichen Noblesse, der Art des Auftrags und der Honorierung, wie sie hundertfach von absoluten Fürsten, aber auch Kirchenfürsten, Päpsten usw. verbürgt ist, ist unser Bürgertum, das jetzt als Kunstkäufer und Auftraggeber an die Stelle jener getreten ist, weit entfernt. Aber auch das Bürger-

tum hat als Auftraggeber zu früheren Zeiten bereits einen höheren Rang eingenommen. Das deutsche Bürgertum des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts z. B. war als Kunstkäufer in jeder Hinsicht großzügiger als unsere heutigen reichen Industriekreise. Die Fälle, in denen ein Künstler jener Zeit reichen Leuten seine Absicht, ein kostspieliges Kunstwerk zu schaffen, mit der Aussicht auf Bestellung vortragen konnte, waren unendlich zahlreicher als heute, wie jede Geschichte des Kunstgewerbes zeigt. Wir haben z. B. zahlreiche kunstgewerbliche Gegenstände, in denen eine solche Fülle kostbaren Metalles und teurer Edelsteine verwendet ist, daß es ein Künstler niemals hätte gestalten können, wenn nicht von vornherein der wohlhabende Bürger ihm die spätere Abnahme des Kunstwerkes zugesichert hätte. Der Fall war sogar meistens derart, daß auf des Künstlers Vorschlag hin der reiche Mann das Material lieferte und nachträglich dem Künstler die Arbeit honorierte, und zwar recht oft in durchaus vornehmem und hochherzigem Maße. Derartige Fälle kommen heute so gut wie gar nicht vor.

Viel vornehmer war das Empfinden dieses alten deutschen Bürgertums auch in sozialer Hinsicht. Man sammelte die Kunstschätze nicht so sehr in sein Haus, wo man sie vor der Allgemeinheit verbarg, man stiftete sie vielmehr für diese Allgemeinheit. Man braucht nur an unsere Kirchen zu erinnern, die geradezu Museen waren, und zwar doch Museen für einen lebendigen Kunstgenuß, und nicht wissenschaftliche Stapelkammern. Man denke ferner an die vielen Kunstwerke auf öffentlichen Plätzen, an die Brunnen und dergleichen mehr, die in zahllosen Fällen Stiftungen reicher Bürger sind. Heute finden wir diese Stiftungsfreude nur selten, und wo sie vorhanden ist, findet sie leider zumeist noch nicht einmal das richtige Verständnis von seiten der Öffentlichkeit.

Zumeist hat übrigens nur die *historisch* gewordene Kunst den Gewinn von dieser Stifterfreude. Wir haben geschickte Museumsdirektoren, die immer Geldgeber zu finden wissen, um ihnen besonders schmerzliche Lücken in den Sammlungen auszufüllen. Da werden Unsummen geopfert für alte Werke, deren Besitz ja gewiß etwas sehr Schönes ist, aber doch zumeist so unverhältnismäßig teuer erkauft wird, daß man diese Art der Verwertung des für Kunst zur Verfügung stehenden Kapitals nicht nur im Interesse der lebenden Künstler, sondern auch im Interesse eines wirklich lebendigen Gegenwartsempfindens für Kunst bedauern muß.

Verfolgt man das Schicksal der heutigen *Privatgalerien*, so findet man, daß nur wenige von ihnen lange Zeit im Besitze derselben Familie bleiben, und auch nur ganz wenige schließlich in den Besitz öffentlicher Kunstanstalten übergehen. Immer häufiger wird dagegen der Fall, daß Sammlungen nach wenigen Jahrzehnten wieder versteigert werden. Einer großen Zahl dieser Fälle gegenüber wird man überhaupt den Verdacht nicht los, daß diese Sammlungen von vornherein als *Spekulationsobjekte* zusammengebracht worden sind. Kunstwerke sind für Leute, die reich genug sind, für einige Jahre auf Zinsen verzichten zu können, eines der besten Spekulationspapiere, die es überhaupt gibt. Man kann als unbedingte Regel aufstellen, daß, wenn man auf die modischen Größen verzichtet und sich an gediegene Kunstarbeit hält, man sich bei einiger Übersicht über den Kunstmarkt kaum überkaufen kann. Alle diese Werke steigen im Werte,

wozu dann wiederum kommt, daß die Künstler immer gewillt sind, privaten Sammlern ihre Werke so billig wie möglich abzugeben, so daß es ein alter Kunsthändlerkniff ist, Privatleute als Käufer bei Künstlern vorzuschieben, weil die Kunsthändler wissen, daß ein Künstler fast nie ohne Erfolg an seinem Idealismus angefaßt wird. Es wäre eine sehr wertvolle Aufgabe, einmal umfangreiches Material über die Wertsteigerungen von Bildern im Laufe einer kurzen Zeit zu sammeln. Ich weiß, daß viele Bilder, die Böcklin für 2000 bis 3000 ℳ abgegeben hat, fünfzehn, zwanzig Jahre später für den zehn- ja zwanzigfachen Preis verkauft worden sind. Ein gleiches gilt sicher in zahlreichen Fällen für Bilder Max Liebermanns, Thomas, Menzels, Leibls und, wenn auch in geringerem Maße, für zahlreiche andere Werke aller jener Künstler, die, wenn auch nicht als Genies, so doch als tüchtige Talente sich behauptet haben. Es wurde kürzlich in Berlin die Sammlung des Baselers La Roche-Ringwald versteigert, die einen Erlös von über 700 000 ℳ brachte. Man darf ganz kühn behaupten, daß vom Besitzer dieser Sammlung keinesfalls mehr als 200 000 ℳ dafür angelegt worden sind. Bei der vor einigen Jahren versteigerten Sammlung von Henneberg in Zürich war das Verhältnis sicher noch viel schroffer, ebenso bei der Sammlung von Kahn in Paris. Wenn heute die Sammlung des Grafen Schack zur Versteigerung käme, würde sie, von den Kopien abgesehen, mindestens das Zwanzigfache dessen ergeben, was ihr Sammler dafür angelegt hat. In diesem letzteren Fall freuen wir uns von Herzen darüber, da diese Sammlung heute der Allgemeinheit gehört. La Roche-Ringwald hatte die Absicht, seine Gemäldesammlung seiner Vaterstadt Basel zu vermachen. Es wird unten noch ein Wort darüber zu sagen sein, weshalb es nicht dazu gekommen ist.

Aber sicher sind eine ganze Anzahl anderer Sammlungen — und diese Art der Sammlertätigkeit nimmt von Tag zu Tag zu — lediglich in der Absicht zusammengebracht worden, sie nach einigen Jahren mit großem Gewinn wieder zu verkaufen. Wir stehen also vor der Tatsache, daß ein großer, vielleicht müßte man sogar sagen der größte Teil des für Kunst aufgewendeten Kapitals niemals den Künstlern zugute kommt, sondern, soweit alte historische Kunstwerke in Betracht kommen, irgendwelchen Besitzern, Kunsthändlern, die eigentlich gar keine Beziehungen zur Kunst haben, in anderen Fällen wohlhabenden Spekulanten, die die sozialen Lebensumstände der Künstler ausnützen, um ihre Schöpfungen als Börsenpapiere bei Baisse zu kaufen und nachher bei Haussestimmung loszuschlagen. Daß diese Verhältnisse ungesund und innerlich ungerecht sind, fühlt jeder. Es erhebt sich nun die Frage, ob sie nicht auch im gesetzlichen Sinne ungerecht sind. Vorläufig im streng gesetzlichen Sinne nicht, weil über diese Frage noch keine Gesetze vorhanden sind. Die Frage spitzt sich also dahin zu, ob es nicht geboten ist, dahingehende Gesetze zu erlassen. Man hat in letzter Zeit in Aufsätzen und auch in nationalökonomischen Büchern wiederholt darauf hingewiesen, daß in der Tat nur der bildende Künstler an der pekuniären Wertsteigerung seiner Arbeit keinen Anteil hat, und in der Hinsicht viel schlechter gestellt ist, als alle übrigen künstlerischen und geistigen Arbeiter. Wohl können auch diese durch üble Verlagsverträge um die Früchte eines verspäteten Erfolges gebracht

werden. Aber das sind doch Ausnahmefälle. In der Regel ist es doch so, daß der Verdienst eines Dichters, Musikers oder wissenschaftlichen Schriftstellers von seinen Büchern durchaus parallel ihrem Absatze geht, und der Fall ist nicht selten, daß der Bucherfolg sich erst viele Jahre nach dem Erscheinen des Werkes einstellt, unter Umständen überhaupt erst den Erben zugute kommt. Besonders beachtenswert ist dabei, daß diese Späterfolge eigentlich ausnahmslos nur wirklichen Talenten oder gar Genies zuteil werden, die ihrer Zeit voraus waren, so daß diese sie eben nicht verstand und nicht würdigte. Die Modekünstler, die zu Lebzeiten gut bezahlt werden und reichlich verdienen, überleben zumeist ihren Ruhm; aber gerade sie sind ja auch in der Lage, bei vernünftiger Wirtschaft für sich und ihre Angehörigen zu sorgen. Dagegen liegt zweifellos eine schreiende Ungerechtigkeit darin, wenn ein großer Künstler zeitlebens mit seinen Angehörigen gedarbt hat, und wenn nun von seinem verspäteten Ruhm niemand Gewinn davonträgt, als einige Händler oder günstigenfalls einige Liebhaber seiner Werke, die diese halb geschenkt erhalten haben und nun Vermögen verdienen, während der Künstler selbst oder seine Angehörigen in Not bleiben. Für die bildenden Künstler ist ein derartiger Gewinnvertrag für den Erfolg ihrer Arbeiten im allgemeinen höchstens in bezug auf die Reproduktionen nach ihren Werken geschlossen, nicht aber für ihre wirklichen Kunstleistungen, ihre Werke. Unsere Gesetze zum Schutze des geistigen und künstlerischen Eigentums, die vielfach am ganz falschen Ende schützen und Bestimmungen enthalten, durch die ganz andere Leute bereichert werden als die Urheber dieser künstlerischen und geistigen Werte, zeigen hier eine verhängnisvolle Lücke. Ganz gewiß ist diese nicht leicht auszufüllen, aber man scheut sich ja sonst nicht vor recht verwickelten Gesetzen und Paragraphen. Warum soll man nicht die Kunstwerke selber für ihren Schöpfer in der Art schützen, daß dieser genau so gut wie der Schöpfer eines Buches, eines Theaterstückes, einer Oper an der späteren Wertsteigerung seines Werkes beteiligt bleibt? Es müßten natürlich zu diesem Zwecke alle Verkäufe notariell geschlossen werden, aber auch das ist sicher kein Hindernis für die Durchführung dieses Gesetzes, dessen Segen alle zugeben werden, die Spekulanten des Kunsthandels vielleicht ausgenommen.

Gewiß bleibt der Fall immer etwas anders als bei literarischen und musikalischen Werken, denn hier wird nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist das Werk zu einem Gemeinbesitz des Volkes. Dadurch, daß es von jedermann gedruckt, an jeder Bühne aufgeführt werden kann, wird es billig und deshalb allgemein zugänglich. Das Werk des bildenden Künstlers dagegen bleibt dauernd nur in dem einen einzigen Exemplar vorhanden und man wird es einem privaten Besitzer nicht nach dem Ablauf dieser Schutzfrist absprechen und etwa einer öffentlichen Sammlung zuteilen können. Aber den Gedanken der Wertzuwachssteuer sollte man wenigstens für die Fälle des späteren Verkaufes aufrecht erhalten, und zwar würde dann an diesem späteren Wertzuwachs, wenn die Rechtsansprüche des Künstlers bzw. seiner Erben abgelaufen sind, die Allgemeinheit eintreten. Der Staat würde diese Summe erheben, die natürlich nun den staatlichen Geldern für Kunstzwecke zufließen müßten und so also wiederum der Kunst zugute kämen. Wir wollen einen erdichteten Fall als Beispiel aufstellen. Wenn heute ein Künstler

ein Bild für tausend Mark verkauft, so ist er damit ein für allemal abgefunden, mag das Bild auch nachher im öffentlichen Kunsthandel noch so hohe Werte erreichen. Hätten wir dagegen ein Gesetz, das feststellte, daß der Künstler bei späteren Verkäufen seines Werkes ein Drittel der über den ursprünglichen Preis hinausgehenden Kaufsumme erhalte, daß dieses Drittel bei noch späteren Verkäufen den Erben und nach Ablauf einer Schutzfrist dem Staate zufalle, so würden z. B. bei Karl Buchholz, der verhungern mußte und sich glücklich schätzte, wenn er für eines seiner Bilder hundert Mark bekam, sicher schon bis heute wenigstens hunderttausend Mark und mehr der Allgemeinheit zugute gekommen sein, insofern der Staat für diese Summe neue Kunstkäufe machen könnte. Denn erst wenn Kunstwerke in öffentliche Sammlungen gelangen, hören sie auf, Marktwerte zu sein, da sie dann nicht weiter verkauft werden.

Man wird um so weniger gegen diese Art einer Wertzuwachssteuer auf Kunstgegenstände einwenden können, als der wirkliche Kunstfreund dadurch ja niemals geschädigt wird. Denn abgesehen davon, daß ihm ja immer noch zwei Drittel oder irgend ein anderer Prozentsatz des Wertzuwachses verbleiben würden, wo er doch selber gar nichts dazu getan hat, hat er obendrein im Genuß des Besitzes dieses Kunstwerkes die vollwertige Verzinsung seines Anlagekapitals alle die Jahre hindurch gehabt. So blieben als Kläger höchstens die Kunsthändler zurück, von denen manche jetzt einen noch gar nicht „gehenden" Künstler aufkaufen in der sicheren Erwartung, daß sich seine Werke im Laufe der Zeit schon zu einer guten Marktware entwickeln werden. Auch sie haben keinen Grund zur Klage, denn in diesen Fällen pflegen sie zu so unglaublich billigen Preisen einzukaufen, daß sie später ohne Schaden einen Teil des Gewinnes abgeben können.

Überhaupt die Kunsthändler! Ich glaube es sehr gern, daß es ganz ehrliche Leute unter ihnen gibt. Es gibt sogar Enthusiasten darunter, die aus innerer Überzeugung für einen noch nicht durchgedrungenen Künstler ihr Kapital und ihre Werbekräfte einsetzen. Das ändert nichts an der Tatsache, daß die Geschäftsgrundsätze, auf denen der Kunsthandel aufgebaut ist, in keinem anderen Betriebe für lauter angesehen werden könnten. Der Besitzer eines der größten Warenhäuser, dem ich dauernd zusetzte, an Stelle des Massenschundes doch auch gute Originalwerke zu führen und zu vertreiben, war mit gutem Willen und großen Opfern an die Sache herangegangen, erklärte mir aber bald, daß eine vernünftige Geschäftsführung nicht möglich sei, wo weder der Hersteller der Ware noch der Käufer mit festen Preisen rechne und es auch gar keine nachprüfbaren Grundsätze für die Bewertung der Arbeit gebe. Der Kunsthändler hat als obersten Geschäftsgrundsatz: möglichst billig einzukaufen und möglichst teuer zu verkaufen. Er schädigt also im Grunde alle mit ihm Verkehrenden. Der Künstler wird im Preise möglichst gedrückt, der Käufer möglichst geschraubt. Neben diesem festen Verkaufsgeschäft führt der Kunsthändler noch seine Ausstellungsgeschäfte, wobei er sich mit Prozenten, die aber doch meistens recht hoch gehen, am etwaigen Verkauf begnügt. Diese Prozente sind deshalb vor allen Dingen hoch, weil der Kunsthändler sein Geschäft ja bereits am Ausstellen macht, indem seine Sammlungen ja nicht unentgeltlich, sondern nur gegen Eintrittsgeld zugänglich sind. Es ist sicher schon oft den regelmäßigen Be-

suchern unserer größten sogenannten Kunstsalons aufgefallen, an wie wenig Bildern im Laufe des Jahres der Vermerk „Verkauft“ geprangt hat. Und wenn er sich dagegen dann die Größe des Geschäfts überlegte, das diese Ausstellung veranstaltete, sich auch bedachte, daß trotz allem doch große Massen von Bildern gekauft werden, so mochte er sich wohl nachdenklich fragen, wie alle diese Tatsachen zusammenzubringen seien.

In der Tat ist der Geschäftsbetrieb auch wesentlich anders, als es nach den Ausstellungen den Anschein hat. Für die meisten Besitzer dieser Kunstsalons hat sich die Lage allmählich dahin entwickelt, daß sie die von ihnen veranstalteten Ausstellungen als ein Geschäft für sich betrachten, bei dem der Erlös aus den Besuchskarten die Grundlage gibt. Verkäufe der ausgestellten Werke sind natürlich sehr willkommen, aber es wird nicht eigentlich dafür gearbeitet. Alle diese Kunstsalons haben daneben noch ihre Kunsthandlung. Ich hatte einen Bekannten, einen merkwürdigen Kauz, der durch volle dreißig Jahre an eine unserer ersten Kunsthandlungen monatlich vier Bilder ablieferte, für die er tausend Mark erhielt. Zwei der Bilder hatten Hochformat, das andere Paar Breitformat. Es waren Pendants, ich bin ihnen schon in manchen besseren Bürgerhäusern begegnet. Mein Bekannter hat sein ganzes Leben lang nur diese vier Bilder immer wieder gemalt. Er hatte schon lange kein Atelier mehr, und wenn man am Abend in sein Haus kam, war nirgendwo etwas von einer Malerwerkstatt zu entdecken. Er hatte seine Bilder eben im Griff und saß täglich seine Bureaustunden vor der Staffelei ab, die nach Schluß sorgsam beiseite gepackt wurde. Die vier Bilder sind geschickt gemalt, und ich kann mir wohl denken, daß, als er sie als Vierundzwanzigjähriger zum erstenmal zur Ausstellung brachte, er selber und auch die meisten Beurteiler ihn für ein künstlerisches Talent hielten. Der Kunsthändler hat es auch getan und darüber hinaus in den Bildern gute Verkaufsware erkannt. Der junge Künstler war glücklich, als ihm nicht nur die vier Bilder abgenommen wurden, sondern bald danach der Auftrag zuteil wurde, sie nochmals anzufertigen, und nach etlichem Widerstand ist er dann in das geschilderte Kunstbeamtentum hineingeraten. Vielleicht ist dieser Fall, wenn auch nicht ganz so schroff, durchaus nicht so selten. Jedenfalls schildert auch Heyse in seinen „Kindern der Welt“ einen Maler, dem es ähnlich ergangen ist, sicher nach dem Leben, und die Zahl jener Künstler ist außerordentlich groß, die, wenn sie auch daneben anderes malen, doch ein oder zwei Vorwürfe und Formate als Verkaufsware dauernd wieder herstellen müssen. Diese leicht gehende Verkaufsware will der Kunsthändler haben. Sie braucht er für das glatte, rasche Geschäft. Der Kunsthändler als Geschäftsmann hat gar kein Interesse daran, daß das kaufende Publikum auf die Entdeckung von künstlerischen Werten ausgeht, daß es wählerisch wird. Für ihn sind starke künstlerische Persönlichkeiten höchstens Erschwerung und Störung des Geschäfts. Der Kunsthändler verkauft am leichtesten und am vorteilhaftesten eine recht gewöhnliche Marktware. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß es nicht die Künstler sind, um die wir uns sorgen und mühen, die von dieser ganzen Art des Kunsthandels Vorteil haben, daß hier vielmehr eine Ursache mehr für den Tiefstand des Kunstgeschmackes weiter Volkskreise liegt.

Ich denke nicht so trostlos schlecht vom Publikum, wie viele Künstler und

Kunstschriftsteller. Ich habe zu oft erfahren, daß ein energischer, auch vor sogenannter Unhöflichkeit nicht zurückschreckender Hinweis auf die Seichtheit und Oberflächlichkeit des alltäglichen Geschmackes zwar zunächst abgelehnt wird, nachträglich aber doch seine Wirkung tut, habe auch oft genug erfahren, daß die Teilnahme für tieferliegende künstlerische Schönheit zu wecken ist. Vor allen Dingen habe ich sehr oft erlebt, daß ungeschulte Leute oder auch solche, die im allgemeinen kein starkes Kunstempfinden betätigen, durch längeren Verkehr mit den Werken eines bestimmten Künstlers, etwa gar auch durch Atelierbesuche, wo sie Skizzen und werdende Arbeiten kennen lernen konnten, allmählich ein tieferdringendes Verständnis für die Werke dieses Künstlers gewannen. Sobald man aber auch nur zu einem einzigen wirklichen Kunstwerk ein tieferes Verhältnis gewinnt, wandelt sich die Beziehung zur gesamten Kunst zum Besseren um. Die Brücke ist dann geschlagen, man findet den Weg immer wieder über sie in des Künstlers Lande, in die man nach altem Worte gehen muß, um den Künstler recht zu verstehen. Noch viel leichter zu wecken ist die Liebe zum künstlerischen Originalwerke. Denn diese Liebe gehört zum Natürlichsten im Menschen. Es ist die Liebe zum Stück an sich, zum Gegenstand, der dadurch, daß er etwas einzig Dastehendes, sonst nicht wieder Vorhandenes ist, zu uns ein ganz anderes Verhältnis bekommt, als ein beliebig oft und überall zu Findendes. Das Besitzverhältnis bekommt hier einen persönlichen Charakter, es ist in dieser Form nur einmal vorhanden und ich selbst bin als Besitzer ein Teil dieses Verhältnisses. Deshalb kann man es überall erleben, daß Leute, die ihre Wohnungen voll kostspieliger Reproduktionen haben, in jenen Stunden, wo man sich das Liebste und Beste des Besitzes zeigt, einen nicht auf diese teuren Reproduktionen hinweisen, sondern auf irgendeinen vielleicht an sich ziemlich wertlosen Gegenstand, den man bei besonderer Gelegenheit erworben hat, der an bestimmte Menschen und Geschehnisse erinnert, kurz und gut, der in sich und durch sich den Wert eines Einzigartigen — und darin liegt der Persönlichkeitswert des Gegenstandes — besitzt.

Es kann nach alledem auch gar nicht schwer sein, in breiteren Kreisen die Freude am Besitze eines Originalkunstwerkes zu wecken, und man wird die Erfahrung machen, daß, wo erst einmal der Grund gelegt ist, die weitere Entwicklung von selber sich einstellt. Wer erst ein Originalwerk hat, läßt nicht nach, bevor er auch noch mehrere in seinen Besitz bekommt. Ich sehe darin einen sehr großen Schaden, daß weitaus der größte Teil der kunsterzieherischen Bewegung der letzten zwanzig Jahre, deren bestes Ergebnis doch die Verbreitung von Kunstwerken war, fast ausschließlich Reproduktionen zugute gekommen ist. Das wurde natürlich dadurch noch gesteigert, daß Leute, die für diese Bewegung geistig arbeiteten, selber unter die Kunstverleger gingen. Ein wirklich tiefgehendes Verhältnis zur Kunst wird sich aber nur im Verkehr mit Originalkunstwerken entwickeln. Darin liegt ja auch der große Wert ihrer Aufstellung an allgemein zugänglichen Plätzen, in Kirchen und dergleichen mehr. Die tiefe Intimität aber stellt sich nur beim Eigenbesitz ein. Es müßte also das Bestreben aller derer sein, denen es um die künstlerische Kultur — wir wollen das so übel abgegriffene Wort trotz allem brauchen — zu tun ist, in immer weiteren Kreisen das Verlangen nach dem Originalkunstwerk zu steigern.

Als schwerstes Hindernis wird man dabei das Vorurteil finden, daß der Besitz von Originalkunstwerken ein Vorrecht der Reichen sei.

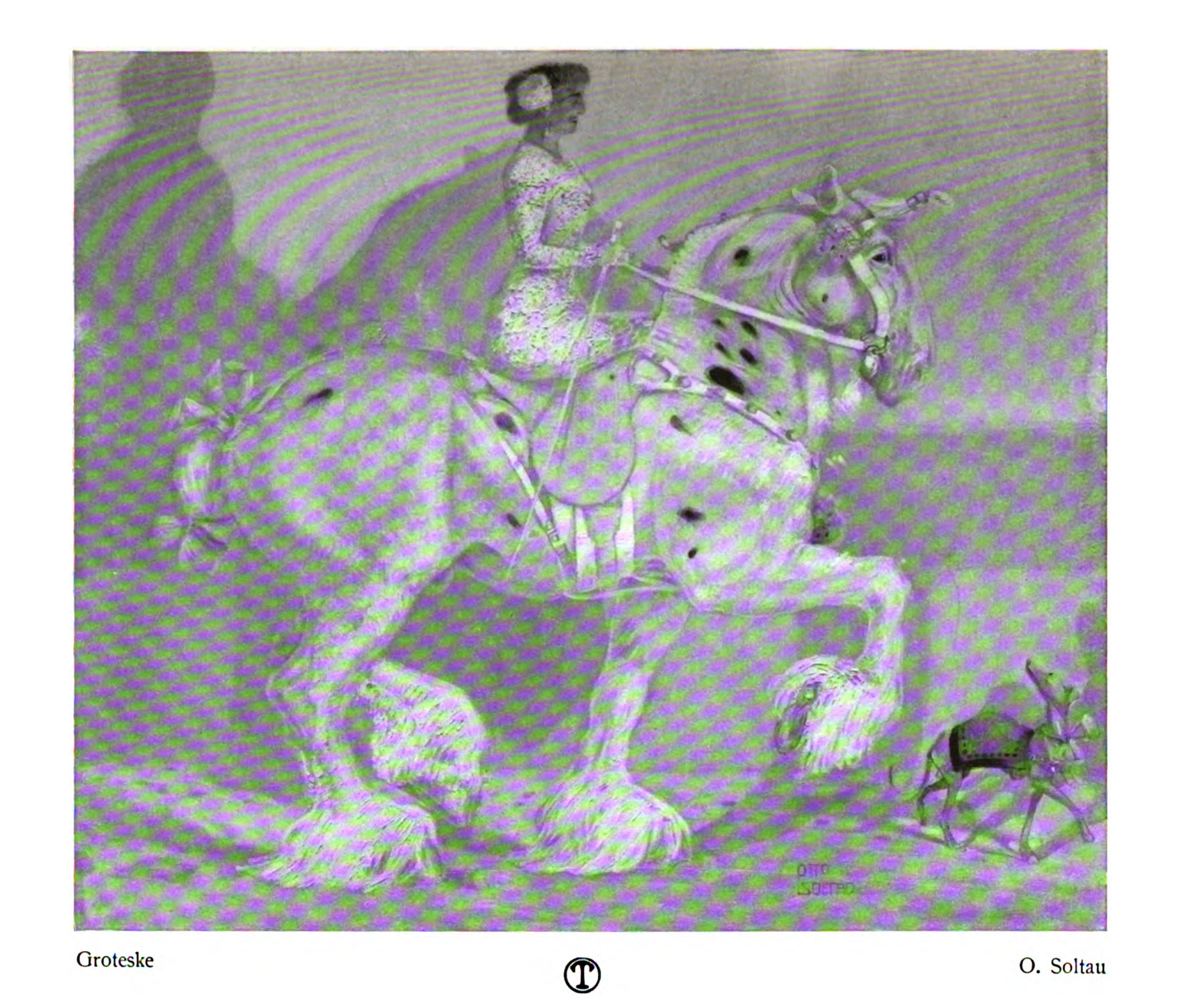
Dieser Glaube nimmt oft recht groteske Formen an. Der oben erwähnte La Roche-Ringwald, der ja in der Tat ein reicher Mann war, hat seine Galerie versteigert, weil er der ewigen Schikane müde war, die ihm die Steuerbehörde seiner Vaterstadt bereitete. Die Logik dieser Steuerbehörden hat etwas Überwältigendes: wenn sich dieser Mann leisten kann, immer neue Bilder zu kaufen, also einen ganz wahnwitzigen Luxus zu treiben, so müssen seine Einnahmen noch viel größer sein, als er angibt, und wir müssen ihn deshalb höher besteuern können. Ich weiß es aus dem Munde der Beteiligten selbst, daß unlängst in einer mittleren norddeutschen Residenzstadt ein Bilderkauf bei einer öffentlichen Ausstellung unterblieb, weil der Liebhaber des Bildes erklärte: „Ich werde dann sofort mit der Steuerbehörde bei der nächsten Abschätzung Schwierigkeiten haben.“ Man ist für diese Philister ein übler Verschwender, wenn man sich ein Bild für fünfhundert Mark kauft, während die selbigen Herren gar nichts darin sehen, wenn einer Tag für Tag so und so viele Schoppen aussticht und auf diese Weise eine viel größere Summe im Laufe des Jahres um die Ecke bringt. Das gehört natürlich zum Leben. Alle Tage kann man es in den Wohnungen sehen, wie neben und über teuersten Möbelstücken die elendesten Bilderschmarren hängen, wie geradezu schäbige Nachahmungen von plastischem Material, Fabrikbronzen herumstehen; wie der Grundsatz maßgebend zu sein scheint: „Wir protzen mit einem teuren Rahmen, da darf natürlich das Bild, das im Rahmen steckt, nichts kosten.“ Ich habe das Gefühl, daß es langsam mit dem Bücherkauf bei uns besser wird. Vor zwanzig, auch noch vor zehn Jahren, sind doch bei weitem nicht so viele Bücher in höhere Auflagen hineingekommen wie heute, wo alljährlich eine beträchtliche Zahl belletristischer Erscheinungen rasch zu zehntausend Absatz gelangen und auch teurere wissenschaftliche Werke ganz beträchtliche Absatzziffern erreichen. Die Leihbibliotheken allein tun das nicht, es muß die Freude am Buchbesitz in immer weiteren Kreisen Platz greifen. Danach darf man ein Gleiches im Laufe der Zeit auch für die Bilder hoffen. Und wenn zurzeit viel, vielleicht allzuviel, für Reproduktionen und für lediglich auf die Illustrationen aufgebaute Zeitschriften ausgegeben wird, so wird doch die Freude am Original langsam und sicher zunehmen. Wer diese Freude in sich fühlt, wird von dem Willen nach dem Besitze erfaßt, und wo ein Wille ist, findet sich auch ein Weg. Dieser Weg ist schon heute bei einigem Forschen nicht allzu schwer zu finden. Er heißt unmittelbarer Verkehr mit den Künstlern. Wer beim Besuch von Ausstellungen einen Künstler kennen gelernt hat, dessen Art ihm gefällt, wird unschwer in Verbindung mit ihm kommen können und beim Besuch des Ateliers leicht ein auch für bescheidene Verhältnisse erschwingbares Bildchen finden. Wie bald hat z. B. der Großstädter zweihundert, auch dreihundert Mark für Besuche von Theatern, ich meine reine Unterhaltungsstücke wie Zirkus, Varietés, und ganz überflüssig zeitvertrödelnden Kneipenbesuch ausgegeben, mit denen er sich in den dauernden Besitz eines wertvollen Bildes hätte setzen können, das in seinem Genußgehalt einfach unerschöpflich ist.

Aber es werden immer nur einzelne sein, die diesen Weg gehen. Damit

die breite Öffentlichkeit zu einer gesunden Auffassung des Kunstkaufes gelangt, muß der öffentliche Verkehr zwischen Künstler und Käufer vernünftigere Formen erhalten. Für diesen öffentlichen Verkehr bleibt nach wie vor die beste Form die Kunstausstellung. Man wird also vor allem auf eine Reform dieser Kunstausstellungen bedacht sein müssen.

Wir müssen in Zukunft zwei Arten von Kunstausstellungen scharf auseinanderhalten. Die eine muß ganz offen den Charakter der Kunstmarkthalle tragen und muß alle Mittel des geschäftlichen Verkehrs ausnutzen, um möglichst großen Absatz zu erzielen.

Unsere großen Ausstellungen werden in der Regel veranstaltet von einem Künstlerverein, einer Kunstgenossenschaft oder dergleichen. Und das müßte so bleiben. Die Mitgliedschaft in diesen Vereinen ist an einen gewissen Grad von künstlerischer Leistungsfähigkeit geknüpft, oder sollte es doch sein, der den ausgesprochenen Dilettantismus ausschließt. Man kann also sagen, daß die Mitglieder dieser Künstlergenossenschaften gewissermaßen ihr technisches Kunstexamen bestanden haben und nunmehr ebensogut als „Künstler" auf die Menschheit losgelassen werden mögen, wie die „approbierten" Ärzte, Juristen, Lehrer und dergleichen mehr. Es gibt auch in diesen Ständen in der Leistungsfähigkeit eine unendliche Fülle von Abstufungen. Dennoch genießt jeder das Recht, sich gegenüber dem Publikum als geprüfter, gewissermaßen vom Dilettantismus freigesprochener Ausüber seines Berufes darzustellen. Mit diesem Augenblicke aber tritt er selbst als verantwortlich für seine Leistungen ein, und es bleibt höchstens übrig, daß er bei Mißbrauch seiner Stellung von der Ärztekammer, der Anwaltskammer oder dergleichen ausgeschlossen wird. Warum sollten die Künstler strenger sein, als diese Berufe? Streng gewiß in der ersten Forderung, für die Zulassung zum öffentlichen Auftreten in dieser Form. Es könnte unseren heutigen Künstlergenossenschaften gar nichts schaden, wenn sie etwas von der alten Künstlergilde hätten, das eine vorbehalten, daß ihre Beurteilung sich niemals auf etwas anderes erstreckt als auf die technische Leistungsfähigkeit. Ist man aber so weit, so gewähre man jedem Künstler das gleiche Recht und befreie ihn von jeder Bevormundung. Auf die Ausstellungen angewendet heißt das: man verteile den vorhandenen Raum an die Mitglieder der die Ausstellung veranstaltenden Künstlerschaft und überlasse es jedem einzelnen Künstler, wie er den ihm zur Verfügung stehenden Raum ausnutzt. Daß man gegen grobe Ausschreitungen und Mißbräuche sich schützen können muß, versteht sich von selbst. Von der so entstandenen Ausstellung muß der Katalog bei jedem Bild den Preis angeben, und zwar ist es genau so Sache der Künstler, wie es Sache der Industrie gewesen ist, zuerst den Schritt zur Besserung der gesamten Preisverhältnisse zu tun: Die Künstler müssen sich entschließen, nicht mit dem jetzt unter den ungünstigen Verhältnissen bestehenden Absatzgebiet zu rechnen, sondern müssen einmal versuchen, ob sich dieses Gebiet nicht erweitern läßt; also sie müssen billige Preise machen, Preise, bei denen sie sich als Arbeiter betrachten, wie jeder andere, auch akademisch gebildete Beruf. Es ist ganz sicher, daß diese Ausstellungen keine geringere Anziehungskraft ausüben würden, als es etwa heute die „Große Berliner" tut. Wir wollen uns doch



Groteske — O. Soltau

ganz ehrlich eingestehen, daß reichlich zur Hälfte die Besucher in den Ausstellungs-**park** gehen und die Kunstausstellung mitnehmen. Dabei bringt das neue Verfahren dagegen nicht mit sich, daß die Ausstellung geringwertiger zu sein braucht, und außerdem bleibt dem ausstellenden Verein ja natürlich vorbehalten, die Anziehungskräfte seiner Ausstellung genau wie jetzt zu vermehren: durch Sonderausstellungen hervorragender Künstler, durch Rückschauausstellungen, durch Vorführung fremdländischer Kunst und dergleichen mehr. Man könnte dabei noch ein Verfahren einführen, das sich in Dänemark, wohl auch in Norwegen längst eingebürgert hat: die Versteigerung von Kunstwerken. Dort im Norden ist sie wohl meistens im Atelier üblich, wo die Künstler alle paar Jahre gründlich räumen und auf diese Weise sich dann die Mittel zum Leben und weiteren Schaffen erwerben. Bei uns könnte sie mit der Ausstellung verbunden werden.

Je schärfer so der Charakter der Bildermarkthalle herausgearbeitet wird, um so klarer und reifer kann dann auch die eigentliche Kunstausstellung sich entfalten. Das müßten sein: Ausstellungen von (im wesentlichen) zeitgenössischer Kunst, die lediglich aus dem Gesichtspunkte zusammengestellt würden, das Beste und Reifste oder das Charakteristischste, Persönlichste des zeitgenössischen Kunstschaffens in erlesenen Sammlungen vorzuführen. Je größer der zur Verfügung stehende Raum, um so besser für die immer möglichst klein zu haltende Zahl der Kunstgegenstände. Nur bei dieser Raumfülle wird es gelingen, diese Kunstwerke als Raumkunst vorzuführen, als Gliederungs-, Schmückungs- und Verschönerungsmittel, ja geradezu als Raumbildungsmittel. Das wird von segensreichster Wirkung auf unsere Kunst selbst sein, die dieses starke Raumgefühl fast ganz eingebüßt und damit ein starkes Anziehungsmittel für den kaufenden Liebhaber verloren hat. Auch das Publikum wird so viel eher davon zu lernen vermögen, seine häuslichen Räume wirklich künstlerisch zu schmücken. Neben der sorgfältigen und begrenzten Auswahl wäre gleichzeitig die ausgiebige Sonderausstellung einzelner Künstler zu pflegen und immer und immer wieder die Kunst der Vergangenheit zum Vergleiche und zur steten Belebung des Anschauungsvermögens beizugesellen. Man fürchte ja nicht, daß diesen Ausstellungen, die natürlich sehr leicht auch im Winter stattfinden können, die Teilnahme weiter Kreise fehlen würde. Eine solche wäre ja auch noch zu erhöhen durch Veranstaltung von Vorträgen und Konzerten in geschlossenem Raum und dergleichen mehr. Als „durstige Seele" sehe ich auch niemals eine Entweihung solcher künstlerischer Veranstaltungen, wenn in unaufdringlicher Weise ein Wirtschaftsbetrieb damit verbunden ist. Könnte doch gerade in einer Kunstausstellung dabei die „angewandte" Kunst angewendet vorgeführt werden!

Was die Zusammenstellung solcher Ausstellungen betrifft, so könnte dafür eine ähnliche Jury am Werke sein, wie sie jetzt für unsere großen Kunstausstellungen üblich ist. Nur fände ich es sehr am Platze, wenn zu den ausübenden Künstlern vielleicht im Verhältnis von einem Drittel der Mitglieder, Männer der Presse oder der Kunstwissenschaft hinzugezogen würden. Ich fürchte hier nicht zu schwere Parteikämpfe für solche Ausstellungen; gewiß würde sich auch da die diktatorische Stimmung äußern, wie man sie bei manchen Künstlern, z. B. Lenbach, um nur

einen zu nennen, beklagen mußte; aber es gäbe doch Gegenmittel genug, und gerade in der Anwesenheit von Vertretern der Presse sehe ich eines der stärksten. Im übrigen pflegen aber gerade die Künstler sehr weitherzig zu sein, wo es sich um rein künstlerische Fragen handelt, und auch eine starke Witterung für das noch in ungefügen Formen steckende Talent zu beweisen. Für diese Ausstellungen könnte auch das Ausland stark hinzugezogen werden, während bei den Kunstmärkten man es genau so machen müßte, wie die Ausländer auch, das heißt nach Möglichkeit dahin streben sollte, daß das Geld im Lande bleibt.

Ich halte diese Trennung in unserem Ausstellungswesen für das beste Mittel zu seiner Gesundung und bin fest überzeugt, daß die ganze soziale Seite unseres Kunstlebens eine außerordentliche Förderung in dem Augenblick erfahren wird, in dem sich die Künstler in dieser Hinsicht nicht mehr in einer Sonderstellung wähnen, sondern einfach als die Erzeuger von Warenwerten betrachten.

Ich fühle in mir so stark die ehrfurchtsvolle Scheu vor der Heiligkeit aller großen Kunst, daß ich um so ungescheuter eine solche nüchterne Behauptung ausspreche. Denn es wäre leicht der Nachweis zu führen, daß durch dieses klare soziale Verhältnis keines noch so idealen Künstlers Denken und Fühlen schwerer bedrückt werden kann, als jetzt durch das elende Winkelkunsthändlertum, das die traurigen sozialen Verhältnisse zur Blutsaugerei an den Künstlern wahrnimmt, und durch die Ungunst der sozialen Lage überhaupt.



Otto Soltau

Wir wollen hiermit den Versuch machen, durch eine Würdigung seines Wirkens einen neu auftretenden Künstler weiteren Kreisen bekannt zu machen, ohne in allzuoft geübter Art ihn gleich als Heiland unserer nach Erlösung schmachtenden Kunst zu verkünden. Das widerspräche diesem einfachen Menschen, der mit Gleichgültigkeit gegen künstlerische Modenarrheiten seinen Weg gegangen ist und gehen wird. Daß dieser Künstler — Otto Soltau — an Jahren noch jung ist, lassen seine Arbeiten nicht erkennen; sie zeigen vielmehr eine ernste Reife und ein hartes Ringen, das zu reinem, klarem Ausdruck zu bringen, was ihn bewegt. Ernst ist der hervorstechendste Charakterzug Soltaus, sowohl in seinem Schaffen wie im persönlichen Umgange.

Von norddeutschen Eltern stammend, am Meere aufgewachsen, lernte er als Kind schon von der großen Natur das für den Menschen und Künstler Wesentlichste, das Schweigen. „Malen und Zeichnen, als Erbteil des Vaters, Fabulieren, ein Erbteil mütterlicherseits, habe ich schon immer gekonnt", sagt er. So zum Künstler gestempelt, hat er von seinem fünften Jahre an mit immer gleichmäßiger Ausdauer das Material beherrschen gelernt, und in späteren Jahren daneben, in Zurückgezogenheit ernsten Studien lebend, sich als Mensch umfassende allgemeine Kenntnisse, Reife und Sicherheit errungen.

Seiner Mutter, die der Künstler eine monumentale Frau nennt, verdankt er nach seinen eigenen Worten unendlich viel. Ganz ihren Kindern lebend, hat sie mit nie ermüdender Geduld durch Erzählen alter Märchen und Sagen des unermüdlich fragenden Jungen Phantasie genährt. — Den Zwölfjährigen sehen wir unter den Augen des Hamburger Landschafters As-

mussen mit Pinsel und Farbe eifrig malen; und schon damals sind Sachen entstanden, „die ich heute kaum besser machen könnte". — Wenige Jahre später ist er in Hannover tätig. Erst einige Zeit rein handwerklich, dann künstlerisch im Atelier des feinsinnigen Malers Georg Greve, der in dem im besten Sinne naiven jungen Menschen das Künstlerblut erkannte und ihn als Schüler zu sich nahm. Die vier Jahre dieser künstlerischen Lernzeit faßt Soltau in die knappen Worte: „In dieser Zeit lernte ich, was nötig ist, um Mensch und Künstler zu sein" — gewiß ein schönes Lob für seinen Lehrer.

Der Neunzehnjährige stellte sich auf einige Füße und ging eigene Bahnen, immer mit gleichmäßiger Energie und hartem Willen. Zuerst wandte er sich ausschließlich der Tiermalerei zu. Nicht im trivialen „Jagdbild"-Sinne, sondern er suchte das Tier psychologisch zu ergründen. Und ohne Frage hat er in diesen mit scharfer Sonderart aufgefaßten Tierstücken erstklassige Arbeiten geliefert. So behaupten sachverständige Beurteiler, unter ihnen Leute wie der Direktor des Magdeburger Kaiser-Friedrich-Museums, Prof. Th. Volbehr, daß kein anderer Tiermaler die Seele des Tieres dem Beschauer menschlich so nahe gebracht habe wie Soltau z. B. in dem Löwenbilde „Der blinde König". — Alle Tiere und mehr noch die Fabelwesen auf den Bildern unseres Künstlers haben etwas Geheimnisvoll-Menschliches im Blick, wie umgekehrt manche seiner Menschen und namentlich seine „Riesen" viel vom Tiere in sich haben. Für einen so eng mit der Natur verknüpften Künstler wie Soltau sind alle irdischen Geschöpfe nahe miteinander verwachsen, alles ist ihm die eine, große Natur, für ihn gibt es keine seelenlosen Tiere. Tief und geheimnisvoll sind sie ihm, und ebenso wirken sie in seinen Darstellungen wieder auf den Beschauer, geheimnisvoll und oft furchtbar. Neben dieser bildlichen Psychologie des Tieres bildete Soltau eine kunstvolle Stilisierung des Tierkörpers aus und erreichte so den äußerlich höchsten Stil des Tieres, wie mehrere von ihm entworfene Architekturen beweisen. Doch geriet er allmählich auf diesem Wege in eine Sackgasse, es gab keine weitere Entwicklung mehr. Er dehnte sein Stoffgebiet jetzt auf alles für den Maler Darstellbare aus. Aber seine Vorliebe für Tiere behielt er bei, und daher verwendet er diese noch oft in seinen Bildern. Auch auf fast allen in diesem Hefte wiedergegebenen finden wir sie.

Diese Erweiterung seines Stoffgebietes hängt noch mit einer anderen Umwälzung in den Anschauungen, oder vielleicht noch besser gesagt: mit der Klärung der Anschauungen Soltaus zusammen. Zu jener Zeit nämlich — er war damals 20 bis 21 Jahre alt — nimmt er in seinem eigenen Schaffen die Kluft zwischen Naturalismus und Kunst wahr. Sofort macht er nun mit Entschlossenheit kehrt und geht von da ab auf der neuen Bahn vorwärts. Und er geht durchaus auf eigenen Füßen, er bedarf keiner fremden Krücken und ist kein Grenzschieler. Dieser Künstler von starker Subjektivität bringt seine eigenen Gedanken und Empfindungen in völlig eigenartiger Weise zum Ausdruck. Daher ist seine Kunst charakteristisch und wahr. Der schon genannte Prof. Th. Volbehr hat diese einmal in einem Briefe sehr treffend so gekennzeichnet: „Ich habe kaum einen Künstler kennen gelernt, bei dem die Kunst so sehr wucherndes Wachstum, vegetative Lebensäußerung ist wie bei ihm." Die Art des Künstlers und seiner Kunstauffassung offenbart sich in jedem seiner Werke. Verrät die sorgfältige Zeichnung und die vornehme Malweise hauptsächlich die Sicherheit und Geschicklichkeit in der Handhabung der technischen Mittel, so offenbaren sich in der ganzen Auffassungsweise zwei Seelen: einmal das Ernste und Schwermütige des Norddeutschen und zum anderen ein ungemein gesunder und lebenbejahender sinnlicher Zug (sinnlich in der guten Auffassung verstanden: mit frischen, lebhaften, besonders aufnahmefähigen Sinnen). Der Ernst steigert sich oft bis zum Dämonisch-Grausigen, oft äußert er sich in einem tiefen und gemütvollen Humor. Mit jener Sinnlichkeit, die ein Ausfluß der unverbrauchten Kraft und Gesundheit des Künstlers ist, berührt sich die Haupteigenschaft Soltaus, ein Zug, den man vor allen anderen von einem Künstler verlangen muß, der aber bei sehr vielen unserer Zeit mangelhaft entwickelt scheint: die Phantasie. Soltau besitzt eine sehr starke Gestaltungskraft, daneben aber auch alle anderen einem Künstler unent-

behrlichen Eigenschaften: Schwung, Geist, Leidenschaft, Gemütstiefe und eine ungewöhnlich scharfe Beobachtungsfähigkeit. Was seine machtvolle Phantasie mit Unterstützung der anderen Gaben erzeugt, das weiß unser Künstler mit durchaus stilgerechten Mitteln klar und überzeugend zu kräftigem und in seiner Einfachheit und Größe wahrhaft monumentalem Ausdruck zu bringen. Daß er die wertvollen Errungenschaften der modernen Maltechnik durchaus beherrscht, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Als wirklicher Künstler und ehrliche Natur verzichtet er jedoch darauf, durch raffiniert moderne Technik wirken zu wollen, oder auch durch unnatürlich große Formate oder sonstige äußerliche und unwahre Mittel. Vielmehr läßt er jedem Bilde die Technik angedeihen, die es als Kunstwerk verlangt.

Über diese und alle anderen Fragen seiner Kunst, wie ihre Bedingungen, ihren Zweck, ihre Mittel, Grenzen usw., hat der gewissenhafte und grüblerische Künstler sich mündlich und schriftlich oft und eingehend ausgesprochen. Daher erscheint es angebracht, um in das Verständnis seiner Bilder einzuführen, von seinen Anschauungen das Wichtigste mitzuteilen.

Kunst ist die in sinnfälligen Formen, Tönen oder Farben wiedergegebene Sprache der Natur, d. h. der übersinnlichen Natur, die hinter der sinnlichen, sichtbaren waltet. Künstler ist ein Mensch, der diese Sprache vermittelt. Zu diesem Zwecke ist er mit besonders empfänglichen und empfindlichen Organen ausgerüstet. Er ist also nur Sprachrohr, Werkzeug. Es gibt gut- und schlechtleitende Sprachrohre. — Mit der uns umgebenden sichtbaren Natur hat Kunst nur so viel zu tun, als der Künstler aus ihr die dem menschlichen Geiste verständlichen Erscheinungen, Formen und Farben, entlehnt, um mit ihnen eine neue Welt, eben die jenseits der Erscheinung liegende Natur, aus dem eigenen Innern frei zu erschaffen. Das ist die Natur, welche die Urkräfte verkörpert, welche im tiefsten Wesen das Alleinwirkliche ist. Und zwar tut das der wahrhaft berufene Künstler nur kraft seines inneren Müssens und Könnens, von Wollen ist bei ihm keine Rede. Aus dem vorher Gesagten ergibt sich also, trotzdem es auf den ersten Blick als Widerspruch erscheint: je weiter ein Bild sich von der Natur entfernt, desto mehr ist es Kunst. — Je geringer die Mittel qualitativ und quantitativ, um so größer das Kunstwerk, selbstverständlich nur, wenn mit ihnen der Zweck völlig erreicht ist. Das Wenige aber, was da ist, sei vollendet und sittlich unantastbar. Das letzte ist natürlich nur dem Maler möglich, der eine Persönlichkeit ist und sittlich auf höchster Höhe steht.

Aus der Ferne schon muß ein Bild in Linien- und Farbenkomposition auf den ästhetisch Empfindenden vollkommen harmonisch wirken; es muß unbedingte Klarheit haben, und zwar in allem. Die Linien in ihrer Anordnung und die Farben in ihrem Zusammenklang müssen auf Entfernung schon von dem Gewollten unterrichten. Nähertreten darf diesen Eindruck nur steigern. In der Nähe muß jede Einzelheit die gleiche befriedigende Wirkung auf den künstlerisch empfindenden Beschauer ausüben wie das Ganze. Um dies alles zu bewirken, sei die Zeichnung, die Linie, herbe und hart — sonst ist keine Größe zu erreichen. Dazu muß man zeichnen können. Also zeichnen!! — Heute können sehr wenige zeichnen, wirklich zeichnen. — Die Malerei, der Farbenauftrag, sei dünn. Das bietet den einzigen Anhalt, die künstlerische Ehrlichkeit zu prüfen.

Auch über die Stellung des Publikums zur Kunst ist sich Soltau völlig im klaren. Kunst ist nicht für alle, sagte er einmal, sondern nur für wenige Auserwählte. Es gibt nur eine Kunst, aber viele Wege und Möglichkeiten, sie auszudrücken. Diese eine, große Kunst kann niemals „schön“ im allgemeinen Sinne sein. Ein Werk, das „allgemeinen Beifall“ findet, ist Schund, weil die Allgemeinheit als solche nicht zum Kunsturteil befähigt ist. Über Kunst soll man daher auch nicht auf den Märkten reden, sondern nur zu einem oder wenigen. Der Künstler selbst aber schweigt am besten und zeigt durch die Tat, was sie ist.

Wenden wir nun einmal Soltaus Forderung von der Bildwirkung auf eins seiner eigenen Bilder an! Das am besten dazu geeignete ist natürlich das farbige „Totenwacht“. Das Bild mißt 1,50 m zu 1,40 m. Aus entsprechender Ferne sehen wir eine frostige, fast farblose Früh-

morgenstimmung. Himmel und Feld sind fast gleichmäßig fahl graublau. Linienkomposition: von links nach rechts aufsteigende Welle, die in der Wolke oben links ihr Gegengewicht findet. Der erste Eindruck ist also: etwas düster Wogendes. Beim Nähertreten sehen wir, daß die Wellenhöhe ein hart erstarrtes Frauenantlitz ist, und daß den Wellenkörper zwei Tote bilden. Zweiter Eindruck demnach: wogender, düsterer Schmerz — jetzt erstarrt. Ein längeres Betrachten steigert diesen Eindruck. An der Ähnlichkeit der beiden Leichengesichter untereinander und mit den herben Zügen der weißhaarigen Alten erkennen wir die Verwandtschaft. Also dritter Eindruck: Mutter, bei ihren erschlagenen Söhnen die Totenwacht haltend. Der eine mit Schwertgurt und Hüfttuch liegt mit geschlossenen Augen an seine Mutter gelehnt; der vordere mit gebrochenen Augen, dessen Helm zerbeult und dessen Fell gelöst ist, weist eine breite Schwertwunde auf der Brust auf, welche die Mutter mit der Hand deckt. — Die Technik zeigt herbe, sichere Zeichnung, dünn aufgetragene Farbe, ungezwungene Gruppierung, klare, straffe Komposition, künstlerische Raumausnutzung und kein störendes Zuviel. Hier ist mit wenigen Mitteln der geistige Gehalt erschöpfend zum Ausdruck gebracht; und diese Einheit von Erscheinung und Gehalt, der Stil, ist es, der unsere volle künstlerische Befriedigung an dem Bilde hervorruft. Natürlich wirkt bei dem ästhetischen Genuß noch ein anderer Zauber mit, der in dem Zusammenwirken der Stimmungen, Linien, Farben und aller anderen Einzelheiten liegt, der wie ein Fluidum das ganze Werk durchgeistigt und sich daher der verkörpernden Beschreibung entzieht. Dieses gewisse Etwas, das letzte Geheimnis des Stiles, läßt sich bei allen Kunstwerken eben nur empfinden.

Eine ähnliche Einheit zwischen Form und Inhalt wie in „Totenwacht“ finden wir auch in den anderen Bildern, wenn auch nicht in solcher Vollkommenheit wie dort.

„Abend“. — Goldiger Sommerabend liegt auf dem ganzen Bilde. Weich, still und friedenvoll stehen die Ähren im warmen Gold des Himmels. Braun, tieftonig, sammetartig liegt vorn der Brachacker. Rechts zieht sich eine große Ferne in das Bild hinein, und links den Hügel hinunter kommt auf halbschlafendem, schwerem Pferde ein junger Spielmann. Der Frieden eines schönen Sommerabends kann kaum klarer und wärmer zum Ausdruck kommen.

Ganz anders „Wettersturm“. Brandgelbe Föhn-Stimmung. Schwarze Wolken mit grellen Rändern. Die Landschaft fahlgelb — geschwollener Fluß — Pappeln — Sturm und Blitzbeleuchtung. Vereiste, düstere Blöcke mit rotem, eingefrorenem Tang im Vordergrunde. Über diese donnern zwei Reiter, der eine den andern verfolgend. Absichtlich sind beide ganz verkappt, um das Geschehen nicht ins Menschlich-Gewöhnliche zu ziehen. Aus dem selben Grunde ist auch das Schwert des auf dunklem Pferde sitzenden, ganz in Silberrüstung und Schabracke gehüllten Verfolgers nur mit Griff und Stichblatt angedeutet, es verläuft im Glanz. Der Fliehende, in nebelgrauer Schabracke, duckt sich auf den Hals seines gespenstigen Schecken, um dem zu erwartenden Todesstreich zu entgehen. — In diesem und dem folgenden Bilde sehen wir, wie in so manchem Werke Soltaus, einen Ausfluß der uralten naturmythen- und naturreligionenbildenden Volksphantasie, die zur Erklärung der Naturerscheinungen diese sich sinnbildlich durch Menschen, Tiere und selbsterfundene Geschöpfe und deren Tun vorstellte. Diese naturdeutende und -belebende Phantasie, die aufs innigste mit starkem und feinem Naturempfinden, begeisterter Naturliebe, Urwüchsigkeit und äußerst scharf empfindenden Sinnesorganen zusammenhängt, besitzt Soltau in einem Maße wie vielleicht kaum ein anderer lebender Künstler. Und er weiß die Naturerscheinungen so eindringlich darzustellen, daß man sogar die mit ihnen verbundenen Geräusche bei Anblick dieser Bilder zu vernehmen glaubt. — Im „Wettersturm“ also ist der Männerkampf eine sinnbildliche Darstellung des Wolkenkampfes im winterlichen Gewitter.

Ein Zeugnis unbändiger Lebenskraft und Lebenslust ist „Vita“ = Leben, ein im Vorwurf wie in den leuchtenden Farben angestimmtes Hohelied auf Kraft und Gesundheit. (Dies Bild und „Abend“ befinden sich in Magdeburg in Privatbesitz. Daher konnten die Nachbildungen nur nach Photographien hergestellt werden.)

In dem „Wächter“ dann, dessen Bildinhalt mit einem Blicke zu erfassen ist, scheint mir das Höchste an Kraft erreicht zu sein, m. E. durch die vollständige starre Ruhe, alles Ausschalten des Nebensächlichen und fast jeglichen Verzicht auf Farbe. Auf dem ganzen Bilde sind nur die Augen des Mannes und sein Schwert betont. Trotzdem der Reiter ein fast freundliches Lächeln zeigt, spricht doch aus dem leisen spöttischen Zug um seinen Mund ein furchtbarer Ernst: das Ganze ein mit Meisterschaft zum Ausdruck gebrachtes „Noli me tangere“. Alles in allem aber ist „Der Wächter“ ein selten machtvolles, eigenartiges und beherrschtes Werk. — Besonders durch die Beschränkung auf eine oder wenige Farben, die zusammen wie ein mehr oder weniger farbiges Grau wirken, ist bei diesem und anderen Werken, wie „Totenwacht“, „Wettersturm“ und den beiden noch zu behandelnden Kohlezeichnungen, vor allem der monumentale Eindruck erzielt. Trotzdem wirken die drei erstgenannten Arbeiten, wie auch die Abbildung der „Totenwacht“ beweist, durchaus als farbige Bilder. So unkünstlerisch nämlich würde Soltau niemals verfahren, daß er bei einem Gemälde das Hauptelement der Malerei, die Farben und ihre Wirkung, ganz ausschaltete.

Wie das vorhergehende ist auch das prachtvoll und großzügig stilisierte Bild „Hengstkampf“ oder „Brunsthengste“ inhaltlich ganz eindeutig. Es ist eine Kohlezeichnung auf grauem Tonpapier, mit Weiß gehöht, Format 1,60 m : 1,20 m. Komposition und Zeichnung, überhaupt die ganze Form ist dem Vorwurf trefflich angepaßt. Die z. T. in den schwierigsten Stellungen festgehaltenen Tierkörper verraten absolutes Beherrschen der gestellten Aufgabe.

Die andere Kohlezeichnung „Am Ende“ (1,00 : 0,75 m) hat der Künstler auch wohl „Der Tod“ genannt. Wenn diese Bezeichnung im ersten Augenblick auch treffender erscheint, so sagt sie in Wahrheit doch nicht alles, oder wenigstens nicht so viel wie die erste. — An dem Tore, in das nur Spuren hinein-, aber keine herausführen, hält der ganz in Schwarz gekleidete Tod auf verhängtem Pferde Wache. Das spricht seine Sprache! Mit den einfachsten Mitteln, mit der obenerwähnten Farbenbeschränkung und mit wenigen markanten Vertikal- und Horizontallinien ist in diesem Bilde eine wuchtige Monumentalität erreicht. Ein anderer künstlerisch feiner Zug ist die geringe Verwendung der Fußtapfen.

Zum Schluß ein Werk, „Groteske“, in dem der Humor des Künstlers zu gutem Ausdruck kommt. Ohne Frage liegt in der Kontrastwirkung zwischen der schlanken weißen Reiterin und ihrem kläglich verschmitzt blickenden, schweren Gaul, sowie zwischen diesem und dem zierlichen Windspiel eine groteske Komik. Der künstlerische Hauptreiz dieses — wie ausdrücklich betont sei — rein dekorativen Gemäldes liegt in seiner mit feinem Gefühl und sicherer Berechnung erzielten Farbenwirkung.

Bei einer genauen Besichtigung auch schon der Nachbildungen der Soltauschen Werke wird die gesunde Eigenart, Großzügigkeit und Monumentalität in der Auffassung aller Dinge auffallen. Das hat wohl zum Teil darin seinen Grund, daß Soltau seine Bilder niemals nach dem Modell „abmalt“, sondern, nachdem er zahlreiche gewissenhafte Studien nach der Natur gezeichnet hat, seine Arbeiten absolut frei gestaltet, manchmal auf Kosten der „Richtigkeit“. Eine Freiheit, die ein Künstler sich jederzeit erlaubt hat und — aus künstlerischen Gründen — erlauben darf.

Die Reproduktionen zu diesem Aufsatz und dieser selbst dürften auch gezeigt haben, daß Soltau ein durchaus gesunder, im eigentlichen und besten Sinne naiver und eigensinniger, starker Künstler ist, und daß wir von ihm bei seinem starken Schaffensvermögen Gesundes und Bedeutendes erwarten können. Hoffentlich teilt er nicht das unerfreuliche Schicksal so manches anderen Künstlers, der es wagte, seiner Eigenart getreu zu bleiben, und der dafür zu Lebzeiten nur Hohn und Mißerfolge erntete.

Erich Beckmann



Geschichte und Bau des Klaviers

Von Dr. Karl Storck

(Vgl. das Januarheft)

Die große Beliebtheit von Klavizimbel und Klavichord konnte über ihre instrumentalen Schwächen nicht hinwegtäuschen. Das Klavichord klang so leise, daß es nur im kleinen Raum zu brauchen und überhaupt jeder Kraftentfaltung unzugänglich war. Der Ton des Klavizimbels war wohl viel kräftiger, aber weil durch Anreißen entstanden, spitz und schnell verhallend, außerdem nicht modulationsfähig, da die Saite ja immer unter denselben mechanischen Bedingungen angerissen wird, ob man die Taste stark oder schwach niederdrückt, ob man sie hält oder nicht.

Von Beginn des 16. Jahrhunderts an, wo diese beiden Klaviertypen in gebrauchsfähiger Form vorhanden waren, war es darum das stete Bemühen der Instrumentenbauer, ein Instrument zu schaffen, das die Ausdrucksfähigkeit des Klavichords mit der Tonfülle des Klavizimbels vereine. Fortwährend wird von neuen „Verbesserungen“ berichtet; es wurde auch tatsächlich mit bewundernswertem Scharfsinn viel Eigenartiges und auch manches Schöne geschaffen. Dem wesentlichen Übel ist aber innerhalb des bisherigen Rahmens nicht abgeholfen worden. Dazu mußte erst ein neues Prinzip der Tongebung gefunden werden. Es war erst wieder der Rückschritt vom Klavizimbel zum Hackbrett nötig, bevor das Hammerklavier erfunden wurde, mit dem die eigentliche Glanzzeit des Klaviers anhebt.

Bevor wir uns jedoch dieser Entwicklungsstufe des Klavierbaues zuwenden, wollen wir noch die geschichtlich und technisch merkwürdigsten Verbesserungen an den alten Instrumenten in Kürze betrachten. Wie man die Tonstärke durch Vermehrung der jedem Ton zugewiesenen Saiten und durch Hinzufügung eines Resonanzbodens zu erreichen strebte, wurde bereits erwähnt. Dann versuchte man es mit Verbesserung des Materials. Man hat die Saiten aus Edelmetallen oder auch

aus Tierdärmen gearbeitet und genaue Erfahrungen für die Saitenstärken gesammelt, die schließlich in sieben Abstufungen für je sechs bis sieben Töne verwendet wurden. Auch die Tangente des Klavichords wurde abwechselnd aus Metall, Holz, Fischbein und Leder hergestellt, während man sich für das Saitenmaterial schließlich auf Messingsaiten für die tiefen, und Stahlsaiten für die hohen Töne einigte.

Das Klavizimbel übernahm bald von der Orgel die doppelte Klaviatur, wobei dann das obere Klavier um eine Oktave höher eingestimmt war. Beide Klaviaturen konnten nun für sich allein oder zur Verstärkung des Tones auch verkoppelt gespielt werden, ebenso wurde das 1545 von Bernardino für die Orgel erfundene Pedal so früh aufs Klavier übertragen, daß bereits Virdung von einem solchen Klavier berichten kann. Erweiterte man dadurch einerseits den Tonumfang, andererseits die Spielmöglichkeit, so erreichte man die Verstärkung der tiefen Töne, indem man Saiten von doppelter Länge (bzw. Dicke) mit einspannte, die eine Oktave tiefer klangen und also nach unten dieselbe Aufgabe zu erfüllen hatten, wie die eine Oktave höher eingestimmten Saiten für die höheren Töne. Orgelkenner sehen in alledem die Übertragung der 8 Fuß, 16 Fuß und 4 Fuß-Verhältnisse von den Pfeifen der Orgel auf die Saiten; es wundert einen dann auch nicht, daß fernerhin die Mixturstimmen der Orgel nachgeahmt wurden, indem man noch Saiten einzog, die in die Quinte eingestimmt waren, wodurch ein eigenartig gemischter Ton erzielt wurde. Um diese verschiedenen Saitengruppen nach dem Belieben des Spielers zum Klingen zu bringen, wurde das System der „Züge“ ausgebildet. Ein Zug (Zimbel) rückte den gesamten Saitenchor in die Anschlagsfläche, ein anderer (Unison) nur die gleichgestimmten Saiten, wieder andere koppelten die höheren bzw. tieferen Oktaven. Dienten diese Züge hauptsächlich der Klang*stärke*, so richtete man sie später auch noch nach Art der Orgelregister für die Klang*farbe* ein. Besonders beliebt war da das Lautenregister, durch das besondere Springer in Bewegung gesetzt wurden, die die Saiten in der Nähe des Stimmstocks trafen, wodurch der Ton lautenartigen Charakter erhielt. Wieder andere Züge brachten eigenartige „Dämpfungen“. Bald ging man noch weiter, indem man durch diese Züge das Klavier einfach mit einem Orgelwerke oder auch mit Glocken, Pauken und Metallbecken in Verbindung setzte.

Aus allen diesen Bemühungen geht hervor, daß man die Unfähigkeit des Klavizimbels, den Ton nach Stärke und Farbe abzustufen, als schwersten Nachteil empfand, was leicht verständlich ist, da auf diesen Eigenschaften die Beseelung und Ausdrucksfähigkeit des Tones beruht. Was so dem Instrument *innerlich* fehlte und nach der Art der Tonerzeugung fehlen mußte, suchte man durch *äußerliche* Einrichtungen und Hinzufügungen zu ersetzen.

Die berühmteste Klavierfabrik dieser Zeit war die der Familie *Ruckers* in Antwerpen. Auf den 1555 geborenen Stammvater dieses Klavierbauergeschlechtes — Sohn und Enkel und viele Anverwandte betätigten sich ruhmvoll —, auf Hans Ruckers, scheint die Verwendung zweier Klaviaturen und getrennter Saitenbezüge für jede derselben zurückzugehn. Hauptsächlich aber beruhte die Güte der Ruckers-Instrumente, die in großer Zahl und Mannigfaltigkeit noch heute erhalten sind, auf der Güte der handwerklichen Arbeit. Auch erkannte er die Be-

deutung der Holzart für den Resonanzboden und verlegte auf die richtige Ineinanderfügung der Holzfasern sowie die genaue Abmessung aller Materialverhältnisse die höchste Sorgfalt.

Das zeitraubende und durch die Brüchigkeit der Federn kostspielige Bekielen der Flügel beseitigte der Anspacher Wiclef 1740, indem er die Kiele durch Metallstifte ersetzte. Hierher gehört auch der 1768 zuerst erprobte, später oft nachgeahmte Versuch des Niederländers Paskal Taskin zu Paris (1723 bis 1795), der neben den Federkielen auch noch Stückchen aus Ochsenleder anbrachte, die durch einen „Zug" an die Stelle der ersteren zu schieben waren. Der Gegensatz des verschiedenen Anreißens scheint sehr groß gewesen zu sein. Jedenfalls rühmte man dem „Clavecin à buffles" nach, daß es die Saiten „nicht mehr kneife, sondern liebkose". Ein dauerndes Verdienst erwarb sich der Braunschweiger Organist K. Lemme, der 1780 den bisher sehr gekrümmten Tasthebeln eine gerade Gestalt gab, wodurch der Anschlag sehr erleichtert wurde.

Die Klavizimbel ließ man sich in Deutschland, das die Klavichorde besonders pflegte, sehr häufig aus Frankreich kommen, obwohl der Instrumentenbauer Mietcke in Charlottenburg schon um 1680 sie ebensogut herstellte. Gerade für die Instrumente behielt leider der treffliche Hamburger Johann Mattheson noch lange recht, der in seinem „neueröffneten Orchester, oder gründlichen Anleitung, wie ein galant homme einen vollkommenen Begriff von der Hoheit und Würde der edlen Musik erlangen möge" (1713) klagt: „Es ist gewiß bey uns in allen Sachen fast ein recht schimpfliches Wesen eingerissen, daß wir alles, was aus der Frembde kommt, nicht darum allezeit, weil es schön und gut, sondern bloß weil es frembd ist, unsern einheimischen Personen und Dingen, nicht weil sie etwan schlecht und recht, sondern eintzig und allein, weil sie bey uns zu Hause gehören, unbilliger Weise vorzuziehen Gefallen tragen: Creaturen, die bißweilen keinen Schuß wehrt, und sich bloß durch Intriguen oder Ränke einschleichen (wenn es nur Ausländer sind), hoch und in Ehren halten: hergegen, was in unserm eigenen Lande, in unserer Stadt, in unserem Hause sich mannichmahl befindet, ob es gleich, wenns beim Lichte besehen wird, vor andern excelliret, verachten und hindansetzen."

An einer anderen Stelle erläutert Mattheson die verschiedene Verwendbarkeit der beiden Klavierarten. Das Klavizimbel sei seiner „université" wegen ein akkompagnierendes, fast unentbehrliches Fundament zu Kirchen-, Theatral- und Kammermusik — der Kapellmeister dirigierte nicht, sondern spielte am Klavier mit als Maëstro al cembalo —, dagegen würden „Hand- und Galanteriesachen", als da sind Ouvertüren, Sonaten, Tokkaten, Suiten usw., am besten und reinlichsten auf einem Clavicordio herausgebracht, auf denen man die Singart viel deutlicher mit Aushalten und Adoucieren ausdrücken könne als auf den allezeit gleich stark nachklingenden Flügeln und Epinetten.

Zeitweilig verlor man auch das eigentliche Ziel aus den Augen und verwendete unsägliche Mühe auf Register und Züge, wodurch man allerlei „Veränderungen" hervorrief, die ja sehr sinnreich konstruiert waren, aber zuletzt doch nur der Spielerei und einem erschrecklichen Lärmmachen dienten. Man lese einen Bericht aus dem „Literarischen Anzeiger" vom Jahre 1798 über ein von dem

Prager Universitätsprofessor Vinzenz von Blaha vorgeführtes Instrument. Danach sah es äußerlich verhältnismäßig harmlos aus, indem es die gewöhnliche Gestalt eines Flügels hatte. Aber darunter, hinter einem grünen Vorhang verborgen, war der ganze schreckliche Apparat zur türkischen Musik, den ein unschuldiges Pedal in Bewegung setzte. Herr von Blaha ließ nun nicht nur den ganzen Spektakel los, sondern zur Abwechslung ertönten Trommeln und Pfeifen allein; dann aber sang er dazu oder ließ wenigstens mittels eines Röhrleins im Munde „ein wahres Fagott“ dazu ertönen. Mit einem einzigen Fußtritt veranlaßte dieser schreckliche Mensch einen Blasebalg, zwei Reihen von Orgelpfeifen mit belebendem Wind zu versehen. Eine schnarrende Sackpfeife und klappernde Kastagnetten fehlten nicht. Doch das alles war noch nichts. Herr von Blaha beginnt lieblich zu singen, eine süße, beschreibende Arie vom — Gewitter. Und plötzlich dringt heulender Sturmwind ein, ein Hagelregen pladdert nieder, der Donner rollt und kracht — dann alles still. — Der Herr Professor versichert, daß das alles „höchst erquicklich“ wirke.

Schade, daß trotz aller Liebesmüh der Ton immer nur „pincé“, spitzig, gezupft, gekniffen war. Die Bemühungen, Töne von längerer Dauer zu erzielen, hören denn auch seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts nicht mehr auf. Angesichts der großartigen Ausbildung der Streichinstrumente mußte der Mangel um so schmerzhafter empfunden werden. Andererseits glaubte man, bei ihnen die Abhilfe zu finden.

Eine allerdings sehr unvollkommene Lösung besaß man schon seit Jahrhunderten in der Drehleier (Bettler- oder Bauernleier), bei der ein durch eine Kurbel in Umlauf gesetztes, mit Harz bestrichenes Rad die Saiten, die zum Teil durch eine Klaviatur verkürzt werden konnten, zum Tönen brachte.

Eine Drehleier in sehr großem Maßstabe war das „Geigenwerk“, das der Nürnberger Johann Heiden um 1600 herstellte, bei dem die angeschlagenen Tasten die Saiten gegen kleine, mit Harz bestrichene Rädchen drückten. Diese wurden durch ein Pedal in Drehung erhalten und entlockten den Saiten einen der Geige ähnlichen Ton. Einige Jahre später ersetzte Georg Gleichmann in Ilmenau die Metallsaiten durch solche aus Tierdärmen und schuf so die Klaviergambe. Auf demselben Wege schritt weiter Joh. Hohlfeld in Berlin, der 1754 einen Bogenflügel vorführte, bei dem unter dem Saitenbezug ein mit Pferdehaaren bezogener Bogen durch ein Pedal bewegt wurde, so daß er die Darmsaiten strich. Während hier die Taste die Saite auf den Bogen drückte, hob sie bei dem von Meyer zu Knonau 1794 hergestellten Flügel die jeder einzelnen Saite zugeteilten Bogen gegen die in Ruhe verharrenden Saiten.

Von dem vielen, was in dieser Hinsicht noch geschaffen wurde, hat sich auf die Dauer nichts als brauchbar bewährt, die Bemühungen wurden denn auch bald wieder eingestellt.

Dagegen müssen wir noch eines Instrumentes gedenken, das zwar mit dem Tode seines Erfinders selber dem Kunstleben erstarb, aber doch einen so großen Eindruck hervorgerufen hat, daß wir ihm die Hauptanregung zum heutigen Hammerklavier zu danken haben: Hebenstreits Pantaleon.

Pantaleon Hebenstreit wurde 1669 zu Eisleben geboren und war

Klavierlehrer in Leipzig. Schulden halber mußte er von hier fliehen und fand Aufnahme bei einem Freunde in der Nähe von Merseburg. Hier hörte er in der Dorfschenke oft das Hackbrett spielen. Auch in der einfachen Gestalt gewährte dieses mit Holzklöppeln geschlagene Instrument im Gegensatz zu seinem so hoch entwickelten Abkommen, dem Klavizimbel, die Möglichkeit der wechselnden Tonstärke. Hebenstreit kam auf den Gedanken, dieses verachtete Instrument zu vervollkommnen. Er nahm statt der klirrenden Metallsaiten solche aus Därmen, überzog die harten Hämmer mit weichem Leder und erlangte eine solche Fertigkeit auf seinem Instrument, daß er sich 1705 auf Konzertreisen begab und an sehr vielen Fürstenhöfen mit größtem Erfolg auftrat; Ludwig XIV. überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen und benannte das Instrument mit dem Taufnamen seines Meisters: Pantaleon oder Pantalon. Der unruhige Geist trieb Hebenstreit von einem Ort zum andern, überall gewann er Ruhm, Gold und Fürstengunst; 1750 starb er als Kammermusikus in Dresden. Der bedeutsame Musikhistoriker Joh. Nikolaus Forkel berichtet begeistert über den Eindruck, den Hebenstreit am sächsischen Hofe machte: „Sobald Herr Hebenstreit anfing und nur ein kleines Vorspiel hören ließ, erstaunte der ganze Hof über diese so neue und treffliche Musik, und selbst die eifersüchtigen Welschen mußten gestehen, daß sie noch nichts Größeres und Vollständigeres auf einem einzigen Instrumente gehört hätten. Herr Hebenstreit wußte einer vollen Musik mit seinem Instrumente einen solchen Nachdruck zu geben, als wenn sie noch mit zwanzig anderen Instrumenten besetzt wäre."

Zu dieser Zeit war das Pantaleon viermal größer als ein gewöhnliches Hackbrett und von länglich viereckiger Gestalt. Es hatte zwei Resonanzböden und war auf der einen Seite mit Stahl- und Messing-, auf der anderen mit Darmsaiten bezogen, und die beiden Holzklöppel in den Händen des Spielers wurden bald mit ihrer weicheren, bald mit der die Saiten härter angreifenden Seite benutzt.

Hebenstreits „Pantaleon" schwand mit seines Erfinders Tode aus dem Musikleben, nicht nur der teuren Unterhaltungskosten und schwierigen Spielart wegen, sondern weil das Hammerklavier erschienen war, seine Erbschaft anzutreten.

* * *

Die geistige Bedeutung des Klaviers wurde sehr früh erkannt und bald bezeichnete man es geradezu als d a s Instrument. Es besaß eben dieselben Fähigkeiten zum mehrstimmigen Spiel wie die Orgel, war aber viel weniger umständlich als diese und auch mechanisch leichter zu bewältigen. Vor allem hat das Klavizimbel in der Musikgeschichte eine außerordentlich wichtige Rolle gespielt, die bis heute noch nicht wieder vollgültig besetzt worden ist. Ja, ein für die Musik des 17. und 18. Jahrhunderts außerordentlich bedeutsamer Faktor ist seit dem Verschwinden des Klavizimbels aus unserem Musikbetriebe ausgeschaltet worden, nämlich das Klavizimbel als Generalbaß-Instrument. Als solches hatte es die Orgel und die Laute verdrängt. Die letztere übertraf es weitaus an Klangfülle und in der Fähigkeit akkordalen Spiels, die erstere außer durch die Beweglichkeit durch die größere Gleichartigkeit seines Tones mit dem des Orchesters. In dieser Hinsicht steht das Klavizimbel auch weit über dem heutigen Klavier, dessen scharfer Hammerschlag

immer von allen Streich- und Blasinstrumenten unangenehm absticht und sich diesen niemals völlig verbindet.

Im 18. Jahrhundert hielt man bei aller Ensemblemusik das Klavizimbel für völlig unentbehrlich als Füllsel- und Verbindungsinstrument. Der Ton, dem Ründe und Vollheit abging, war trotz allem so stark und durchschlagend, daß Phil. Emanuel Bach in seinem Versuch über die wahre Art, das Klavier zu spielen, urteilt: „Man kann ohne Begleitung eines Klavierinstrumentes kein Stück gut aufführen. Auch bei den stärksten Musikern, in Opern, sogar unter freiem Himmel, wo man gewiß glauben solle, nicht das geringste vom Flügel zu hören, vermißt man ihn, wenn er wegbleibt. Hört man in der Höhe zu, so kann man jeden Ton desselben deutlich vernehmen.“ So begreift man den kurz zusammenfassenden Satz des trefflichen J. J. Quanz: „Den Klavizimbel verstehe ich bei allen Musiken, sie seien kleine oder große, mit dabei.“

Durch die Entwicklung des neuen deutschen Orchesterstils, wie sie die Mannheimer und Wiener Sinfoniker angebahnt, von Haydn zur ersten Höhe geführt wurde, ist das Klavizimbel aus dem Orchester verdrängt worden. Es fehlte ihm die dynamische Schmiegsamkeit, die jetzt so sehr ausgebildet wurde. Außerdem aber wirkte es in der Instrumentation als solcher bei der jetzt so hoch angestrebten Verteilung derselben zu massig. Man hat zunächst diesen Wegfall schmerzlich vermißt, und Heinr. Christ. Koch spricht noch 1802 in seinem musikalischen Lexikon die Hoffnung aus, daß man ein Instrument erfinden würde, das die Nachschlagkraft des Cembalo mit mehr Mildheit oder Biegsamkeit des Tones vereinigen würde. Es ist anders gekommen. Das Orchester entwickelte sich rasch ohne ein Generalbaß-Instrument, und das neue Pianoforte, das Hammerklavier, verdrängte als Solo- und Hausinstrument bald völlig die anderen Arten. Erst in neuerer Zeit kann man von einer gewissen Renaissance des Klavizimbels sprechen. Die außerordentlichen Erfolge, die eine Pariser Konzertgesellschaft durch Vorführung alter Musik auf alten Instrumenten erreicht hat, haben viele Nachahmung hervorgerufen. Auf dem Gebiet der Kammermusik scheint mir das von höchster Bedeutsamkeit zu sein. Das Klavizimbel bringt da, zumal in Verbindung mit Streichinstrumenten, ein so wunderbares Zusammenklingen des ganzen Instrumentalkörpers, wie wir es lange vermißt haben. Dagegen wäre es doch wohl mehr historische Spielerei, das Klavizimbel als Solo-Instrument wieder beleben zu wollen, wogegen allerdings die Berücksichtigung der Tatsache, daß sie für dieses Instrument geschrieben worden ist, für eine richtige Beurteilung der alten Klaviermusik sehr ins Gewicht fällt, wie Karl Nef noch für J. S. Bachs Klaviermusik überzeugend dargetan hat. Für die Ausführung der Klaviermusik überhaupt ist das Klavizimbel, auch als Solo-Instrument, wichtiger gewesen, als das Klavichord, was sich eigentlich schon aus der Tatsache ergibt, daß in England, Frankreich und Italien, wo die für die ältere Zeit maßgebende Entwicklung vor sich ging, fast ausschließlich Dockeninstrumente gebraucht wurden.

Das Klavizimbel war mit seinem anmutigen, hellen und festlich rauschenden Klang, seinem Silberton so recht das Instrument der froh eingestimmten Rokokozeit. Im Vergleich zu ihm hat das Klavichord etwas Sentimentales. Es ist auch

in Deutschland erst in der Periode der Empfindsamkeit zu dem vor allen anderen, auch vor dem neu aufkommenden Pianoforte beliebten Instrument geworden. Wir hören das aus Schubarts begeisterter Charakteristik heraus: „Clavichord, dieses einsame, melancholische, unaussprechlich süße Instrument, wenn es von einem Meister verfertigt ist, hat Vorzüge vor dem Flügel und dem Fortepiano. Durch den Druck der Finger, durch das Schwingen und Beben der Saiten, durch die starke oder leisere Berührung der Faust können nicht nur die musikalischen Lokalfarben, sondern auch die Mitteltinten, das Schwellen und Sterben der Töne, der hinschmelzende, unter den Fingern veratmende Triller, das Portamento oder der Träger, mit einem Wort alle Züge bestimmt werden, aus welchen das Gefühl zusammengesetzt ist. Wer nicht gerne poltert, rast und stürmt; wessen Herz sich oft und gern in süßen Empfindungen ergießt, — der geht am Flügel und Fortepiano vorüber und wählt ein Clavichord von Fritz, Spath oder Stein."

Philipp Emanuel Bach, der mit dem literarischen Leben dieser Zeit in enger Verbindung stand, ist es denn auch gewesen, der das Klavichord so recht in den Mittelpunkt des häuslichen Musizierens gerückt hat. Allerdings hat es als Hausinstrument vor dem Klavizimbel auch den nicht zu unterschätzenden Vorzug der Billigkeit besessen, und als Übungsinstrument (Epinette sourde oder muette) würde es vielleicht heute noch gute Dienste leisten können. Jedenfalls hat es in Deutschland in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts das Klavizimbel fast völlig aus dem Hause verdrängt und auf seine Tätigkeit als Generalbaß-Instrument beschränkt, bis dann das glänzend herangebildete Hammerklavier an beider Stelle in Haus und Konzertsaal trat.

3. Das Hammerklavier

Seine Herrscherstellung hat das Klavier erst in der Form des Hammerklaviers errungen. Bald nachdem 1705 Hebenstreit seine Aufsehen erregenden Konzertreisen mit dem Pantaleon begonnen hatte, tauchten an verschiedenen Orten Versuche auf, den so glänzend erprobten Schlag der Saiten mit Hämmern auch für das Klavier nutzbar zu machen. Es steht heute wohl fest, daß der Konservator der Instrumentensammlung Ferdinand von Medicis zu Florenz, der Instrumentenmacher Bartolommeo Cristofori (1655 bis 1731), der erste Erfinder war. Vielleicht unabhängig von ihm kamen auch der Pariser Klavierbauer Marius, der sich bereits vorher durch die Erfindung eines zusammenlegbaren Klaviers (clavecin brisé) bewährt hatte, und der Deutsche Christoph Gottlieb Schröter (1699 bis 1782), der allerdings erst 1763 mit seiner Erfindung hervortrat, jedoch mit der Behauptung, sie bereits 1717 gemacht zu haben, auf den Gedanken. Doch trotzdem sie später als der Italiener hervortraten, sind auch ihre Mechaniken viel unzulänglicher als die seinige, die bereits nach der 1711 von Scipione Maffei im „Giornale dei Letterati d'Italia" gegebenen illustrierten Beschreibung und den noch vorhandenen wenig späteren Exemplaren alles Wesentliche unserer heutigen Hammermechanik aufwies. Statt der bisherigen, die Saite mit einem Federkiel anreißenden Docke sehen wir hier eine Reihe von Hämmerchen, die von unten



gegen die Saiten schlagen. Der Schlag wird dadurch erreicht, daß die Taste gegen einen zweiten Hebel schlägt, auf dessen einem Ende eine kleine federnde Stoßzunge angebracht ist, während das andere Ende ein mit einem Dämpfer versehenes Stäbchen trägt. Beim Niederdrücken der Taste schlägt deren hinteres Ende gegen diesen zweiten Hebel. Dadurch entfernt sich der Dämpfer von der Saite und der Stößer schlägt gegen den in einem über dem Tastenhebel liegenden, von diesem unabhängigen Holzgestelle ruhenden Hammer. Der Stößer dient gleichzeitig als Auslöser, indem an ihm eine Feder aus Messingdraht befestigt ist, durch die der Hammer, nachdem er die Saite berührt hat, wieder in seine frühere Ruhelage zurückgezogen wird. Diese Ruhelage wird durch zwei gekreuzte Seidenfäden gebildet, in denen der Hammerkopf liegt. Die Hammerköpfe selbst bestehen aus kleinen Holz- oder Kartonklötzchen, die oben mit Hirschleder bedeckt sind und vom Hammerstiel durchbohrt werden.

Der Name, den Cristofori seinem Instrumente gab, Gravecembalo col piano e forte, zeigt, worin er den Hauptvorteil seiner Erfindung sah. Daß es nunmehr beim Spieler lag, durch die Kraft des Anschlages die Stärke des Tones zu bestimmen, erschien auch den Zeitgenossen so wichtig, daß das Instrument kurzweg als Fortepiano oder Pianoforte bezeichnet wurde.

Es ist ein Zeichen dafür, wie stark Italiens Vorherrschaft für die Instrumentalmusik bereits zurückgegangen war, daß Cristoforis umwälzende Entdeckung nur wenig Beachtung fand. Die eigentliche Einführung, wohl auch der allen Anforderungen Stand haltende Ausbau des Hammerklaviers, ist dem Deutschen Gottfried Silbermann zu danken (1683 bis 1753). Vielleicht hatte Silbermann, dieser genialste unter den berühmten Trägern dieses in der Geschichte des Orgel- und Klavierbaues bekannten Namens, die Übersetzung jener oben erwähnten Beschreibung der Erfindung Cristoforis gelesen, die Mattheson 1725 in seiner Kritika musica aufgenommen hatte. Jedenfalls gleichen nach des Engländers Hipkins Untersuchungen Silbermanns Instrumente denen des Italieners in allem Wesentlichen. Silbermann hatte sich auch sonst als Erfinder bewährt. In unserer Darstellung verdient einen Platz sein Cembal d'amour, ein Klavichord, dessen Saiten die doppelte der sonst üblichen Länge und keine Dämpfung hatten. Wenn nun die Tangente die Saite in der Mitte berührte, so ertönte die Oktave des Tones der ganzen Saite doppelt, und zwar mit leichten Schwebungen, die die Lieblichkeit des Klanges vermehrte. Seine Überlegenheit aber beruht darin, daß er nach stürmischer, abenteuerreicher Jugend zu einem Manne herangereift war, der ein einmal erkanntes Ziel mit unerbittlicher Hartnäckigkeit verfolgte und an alle seine Arbeiten die höchsten Ansprüche stellte. „Bei ihm mußte alles echt und gut sein; für den Schein arbeitete er nie und mangelhafte Arbeiten, selbst schon fertige Pianoforte zerschlug er mit der Holzaxt", rühmte von ihm sein Biograph Ludwig Mooser. So gelang es ihm zuletzt, auch Joh. Seb. Bachs weitgehende Ansprüche zu befriedigen.

Silbermanns Mechanik stellt sich als eine praktische Vervollkommnung derjenigen Cristoforis dar. Sie erhielt später den Namen „englische Mechanik", weil sie in England ihre endgültige technische Ausbildung erfuhr und auf lange Zeit hier die herrschende blieb.



Die sogenannte „deutsche Mechanik“ erfand ein Schüler Andreas Silbermanns, eines Bruders des oben genannten, Joh. Andreas Stein (1728 bis 1792). Bei seinen Instrumenten liegt der Hammer auf dem hinteren Ende der Taste. Er ist durch einen Stift in einer auf dem Ende des Tastenhebels sitzenden Messinggabel befestigt, aber so, daß er sich frei bewegen kann. Wird nun die Taste vom Spieler niedergedrückt, so hebt sich ihr hinteres Ende und der in der Gabel liegende Hammer stößt mit seinem Stielende gegen ein rechtwinklig ausgeschnittenes Holzstäbchen, den Auslöser, und schnellt mit dem Kopfe gegen die Saite. Er fährt dann eben so rasch wieder zurück. Diese Auslösung bei den verschiedenen Mechaniken bedeutet einen außerordentlichen Vorteil gegen die Klavichorde, bei denen die Tangente so lange an der Saite liegen blieb, wie die Taste niedergehalten wurde. Beim Klavizimbel hatte ja die Tonerzeugung überhaupt bloß in einem Anreißen bestanden, ihm gegenüber beruhte der Vorzug in der Art des Klanges und der Möglichkeit des Stark- und Schwachspielens.

Bei all diesen Mechaniken ist die Dämpfung ein auf der Saite ruhendes Tuchpolster, so angebracht, daß es gleichzeitig mit dem Heben des Hammers von der Saite entfernt wird und erst dann zurückfährt, wenn der Finger die Taste verläßt. Zur Beeinflussung dieser Dämpfer dienten später und heute noch die Pedale, und zwar hebt das sogenannte große Pedal, der Fortezug (rechts) gleichzeitig die Dämpfer von allen Saiten, so daß die Saiten nachklingen können, wodurch auch der Ton durch das Mittönen der verwandten Saiten verstärkt wird. Der Pianozug (links) dagegen dient, wie sein Name andeutet, zur Abschwächung des Tones. Beim Flügel wird das dadurch erreicht, daß die Klaviatur um ein geringes verschoben wird, so daß die Hämmer nicht an die drei Saiten schlagen, die für den Bezug jedes Tones dienen, sondern nur an zwei, bei den älteren Instrumenten nur an eine, daher „una corda“. Beim Pianino wird entweder die Hammermechanik verschoben, wodurch dann derselbe harfenartige Klang erreicht wird wie beim Flügel, oder es wird eine Dämpfervorrichtung gegen die Saiten gedrückt, durch welche diese am vollen Schwingen verhindert werden.

Stein betrieb seit 1755 in Augsburg ein glänzendes Geschäft. Er hat über 700 Instrumente gebaut. Mitteilenswert ist, was der junge Mozart über ihn und seine Klaviere in einem Briefe an den Vater vom 17. Oktober 1777 schreibt: „Ehe ich noch von Stein seiner Arbeit etwas gesehen habe, waren mir die Späthschen Klaviere die liebsten; nun muß ich aber den Steinschen den Vorzug lassen, denn sie dämpfen noch viel besser als die Regensburger. Wenn ich stark anschlage, ich mag den Finger liegen lassen oder aufheben, so ist halt der Ton in dem Augenblick vorbei, da ich ihn hören ließ. Ich mag an die Klaves kommen, wie ich will, so wird der Ton immer gleich sein, er wird nicht scheppern, er wird nicht stärker, nicht schwächer gehen oder gar ausbleiben; mit einem Wort, es ist alles gleich. Es ist wahr, er gibt so ein Pianoforte nicht unter 300 fl., aber seine Mühe und Fleiß, die er anwendet, ist nicht zu bezahlen. Seine Instrumente haben besonders das vor andern eigen, daß sie mit Auslösung gemacht sind. Da gibt sich der Hundertste nicht damit ab; aber ohne Auslösung ist es halt nicht möglich, daß ein Pianoforte nicht scheppere oder nachklinge. Seine Hämmerl, wenn man die Klaves anspielt,



fallen in dem Augenblick, da sie an die Saiten hinaufspringen, wieder herab, man mag den Klavis liegen lassen oder auslassen. Wenn er ein solches Klavier fertig hat (wie er mir selbst sagte), so setzt er sich erst hin und probiert allerlei Passagen, Läufe und Sprünge, und schabt und arbeitet so lange, bis das Klavier alles tut; denn er arbeitet nur zum Nutzen der Musik und nicht seines Nutzens wegen allein, sonst würde er gleich fertig sein. Er sagt oft: Wenn ich nicht selbst ein so passionierter Liebhaber der Musik wäre und nicht selbst etwas weniges auf dem Klavier könnte, so hätte ich gewiß schon längst die Geduld bei meiner Arbeit verloren; allein ich bin halt ein Liebhaber von Instrumenten, die den Spieler nicht ansetzen und die dauerhaft sind. — Seine Klaviere sind auch wirklich von Dauer. Er steht gut dafür, daß der Resonanzboden nicht bricht und nicht springt. Wenn er einen Resonanzboden zu einem Klavier fertig hat, so stellt er ihn in die Luft, Regen, Schnee, Sonnenhitze und allen Teufel, damit er zerspringt, und dann legt er Späne ein und leimt sie hinein, damit er recht stark und fest wird. Er ist völlig froh, wenn er springt; man ist halt hernach versichert, daß ihm nichts mehr geschieht. Er schneidet gar oft selbst hinein und leimt ihn wieder zu und befestigt ihn recht."

Steins Erbschaft übernahm seine Tochter Nanette (1769 bis 1833), uns besonders wert als treuer Hausgeist Beethovens. Sie heiratete 1793 den Stuttgarter Joh. Andreas Streicher (1763 bis 1833), Schillers Jugendfreund auf der Karlsschule und treuen Begleiter auf der Flucht nach Mannheim. Das Ehepaar verlegte das Geschäft nun nach Wien, wo es bis auf den heutigen Tag besteht. Streicher, der sich erst verhältnismäßig spät mit dem Klavierbau beschäftigte, löste etwa gleichzeitig (1811) mit dem Londoner Robert Wornum das lang gesuchte Problem einer Mechanik des Hammerschlages von oben, die für das aufrecht stehende Pianino maßgebend wurde. Ihre endgültige Ausbildung erfuhr diese Mechanik dann in Paris, aber durch einen Deutschen Heinrich Pape (1789 bis 1875). Überhaupt sind die berühmten Pariser Pianofortefabriken Gründungen Deutscher. Der oben genannte ideenreiche Pape machte sich dann noch besonders verdient durch die Befilzung der Hämmer und die Erfindung der Saitenkreuzung. Diese außerordentlich wichtige Kreuzung der Saiten wird heute von fast allen Klavierbauern der geraden Saitenführung vorgezogen, weil dadurch die Saiten länger genommen werden können, das Verhältnis der Länge zur geforderten Höhe, die Mensur also, eine natürlichere ist. Das Berliner Instrumentenmuseum besitzt ein kreuzsaitiges Instrument von Pape bereits aus dem Jahre 1836. Bald nach ihm ist auch der Petersburger Klavierbauer Lichtenthal, übrigens auch ein Deutscher, auf den Gedanken gekommen.

Auch Camil Pleyel (1788 bis 1855), in dessen Werkstatt Pape zuerst gearbeitet hatte, und der berühmte Sebastian Erard (1752 bis 1831) stammten aus Deutschland. Der letztere war 1768 als Ehrhard aus Straßburg nach Paris gekommen, machte sich erst im Klavizimbelbau berühmt und baute seit 1777 als erster in Frankreich Pianofortes. Er hat sich durch den Bau eines „Piano organisé", eines Orgelklaviers, und vor allem auch durch die Erfindung der Doppelpedalharfe 1811 verdient gemacht. Auf dem Gebiet des Klavierbaues wurde am berühmtesten seine Repetitionsmechanik (double échappement). Bei dieser Ver-

besserung der englischen Mechanik — diese wurde in Frankreich fast ausschließlich verwendet, bis Papes Verbesserung eine Art Verschmelzung mit der deutschen herbeiführte —, wird der Hammer nach dem Anschlag zunächst so nahe den Saiten aufgefangen, daß ein leiser Druck auf die niedergehaltene Taste genügte, ihn sofort nochmals anschlagen zu lassen. Die Erfindung hat wohl hauptsächlich wegen des verwickelten Baues — die Mechanik jeder einzelnen Taste hat 64 Teile — keine weite Verbreitung gefunden.

Auch die englische Pianoforteindustrie geht auf Deutschland zurück. Das berühmteste Haus Broadwood & Sons ist 1732 durch den Schweizer Burghard Tschudi begründet worden. Sie wurden durch ihre Harpsichords berühmt. Dann übernahmen sie die von Johann Zumpe 1766 nach England herübergebrachte und hier von einem anderen Deutschen A. Backers weiterentwickelte Silbermannsche Hammermechanik und gewannen einen noch heute dauernden Weltruf. Auch die bedeutendste Fabrik Amerikas, Steinway & Sons, ist von dem Deutschen Heinrich Steinweg (1797 bis 1871) aus Wolfshagen i. Harz begründet. Er hatte erst die noch heute in Braunschweig (als Grotrian Helferich Steinwegs Nachf.) bestehende Fabrik gegründet und wanderte 1850 mit vier Söhnen nach Amerika aus, wo er 1853 die neue Werkstatt eröffnete, deren Erzeugnisse bereits zwei Jahre später auf der Neuyorker Industrie-Ausstellung mit dem ersten Preise gekrönt wurden. Damit verhalf er dem Eisenrahmen zum Siege, der 1825 von Alpheus Babcock erfunden und von Chickering & Sons in Boston (seit 1823), Amerikas anderer Weltfabrik, übernommen worden war.

Nur in Deutschland selbst vermochte die Klavierindustrie nicht recht emporzukommen. Die Vorliebe für das Klavichord ist daran sicher weniger schuld, als die zerfahrenen politischen und die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse. So war es in Deutschland bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts allgemein herrschende Sitte, daß in den Konzerten nur ausländische Flügel gespielt wurden. Das hat sich seither völlig verändert, und heute beherrscht die deutsche Klavierindustrie neben der amerikanischen den Weltmarkt. Wien hat neben seinen alten berühmten Häusern die Firmen Bösendorfer (gegründet 1828) und Ehrbar; Schiedmayer in Stuttgart, Romhildt in Weimar, Kaps in Dresden, Ibach in Barmen, Bechstein, Duysen, Goetze in Berlin und Blüthner in Leipzig (gegründet 1853) sind nur einige der zahlreichen deutschen Fabrikbetriebe.

Die Art des Baues ist heute im Grunde überall dieselbe und es sind nur kleine Konkurrenzeigentümlichkeiten, durch die sich die verschiedenen Fabrikate unterscheiden. Nur Blüthner ist in seinem Aliquotflügel auf eine alte Eigenart des Klavizimbels zurückgegangen, indem er einen doppelten Saitenbezug eingeführt hat, bei dem der höhere, von den Hämmern nicht berührte, eine Oktave höher eingestimmt ist und so zur Verbesserung des Tones beitragen soll.

Auch die äußere Klavierform hat jene Vereinheitlichung erfahren, die für die bauliche Entwicklung aller Instrumente charakteristisch ist. An Stelle der früheren Vielgestaltigkeit sind heute nur noch die beiden Hammerklavierformen des Flügels und des Pianinos im Gebrauch.

Sicher bedeutet der heutige Klavierbau einen Hochstand der Mechanik.

Aber auch hier gilt das Wort, daß Stillstand Rückschritt wäre. In der Tat hat die Geschichte des Klavierbaues von zahlreichen Bemühungen zu berichten, das Hammerklavier in seiner Klangkraft und seiner Spielfähigkeit zu steigern.



Ein neuer holsteinischer Tondichter

In niederdeutschen Landen scheint heut' das meerumschlungene Holstein, wo Heide und See, Meer und Marsch sich ineinander verlieren, besonders anregend auf das künstlerische Schaffen zu wirken. Dies Stück Erde hat Stimmung. Nicht bloß die idyllische Stimmung, die den breiten, prangenden Kornfeldern und den schilfumkränzten moorigen Landseen der übrigen niederdeutschen Tiefebene eigen ist. Sondern Moor und Heide, mehr als das aber noch die graue, wilde Nordsee und die prächtige blaue Ostsee geben ihm ein Stück Ewigkeitsstimmung, einen grandiosen Einschlag, einen Ausblick in das Erhabene, der anderen niederdeutschen Landen fehlt.

Idyll und großartige Naturstimmung, diese beiden Züge spiegeln sich auch in der Kunst Holsteins. Hebbel und Brahms vertreten den großen Stil, die vorwiegende Stimmung des Holsteiners aber geht auf das Idyll und das Genre. Zu den jungen Holsteinern der letzteren Richtung bekennt sich in der Mehrzahl seiner Tondichtungen, aber keineswegs in allen, der in Leipzig wirkende Musiker Walter Niemann, ein Schüler seines Vaters, Humperdincks und Reineckes, dessen Art und Kunst diese Zeilen weiteren Kreisen nahebringen möchten.

Walter Niemann stammt aus einem Dithmarscher Musikergeschlecht. In der Marsch und in Holstein leben noch heute Verwandte von ihm, väterlicher- wie mütterlicherseits, als Stadtmusikdirektoren und Organisten. Sein Vater war der durch weit ausgedehnte Konzertreisen mit dem Geiger August Wilhelmj und als Musiker und Pädagog bekannte ausgezeichnete Pianist Rudolf Niemann, der nach den Virtuosenjahren lange Zeit in Hamburg, dann in Wiesbaden als hochgeschätzter Lehrer seines Instrumentes wirkte. Walter Niemann ist zwar in Hamburg 1876 geboren, aber seine Kindheit und Schuljahre (die Kompositionszeit bei Humperdinck eingeschlossen) verlebte er in Wiesbaden, und die Heimat seines Geschlechts, Dithmarschen, hat er erst als Jüngling zum erstenmal erblickt. Trotzdem ist er im Wesen Norddeutscher, Holsteiner durch und durch. Er ist eine zarte Dichterseele, innig, gemütvoll, sensibel, begabt mit feinem und tiefem Naturgefühl und durch Vererbung und Wahlverwandtschaft eng verbunden mit dem heimischen Stück Erde, Meer und Heide in Holstein. Unzähligen Geschlechtern da oben hat das brausende Meer sein Lied gesungen, hat das öde, unheimliche Moor und die unabsehbare, einfarbige Heide, hat der märchenhafte Reiz verträumter Landseen die Phantasie eingenommen, und so ist es ganz natürlich, daß grade diese phantastischen heimatlichen Landschaftsstimmungen am stärksten in der Dichterseele Niemanns anklingen, wenn auch der Zahl nach das rein idyllische Genre ohne den Hintergrund der phantastischen Natur in seinen Kompositionen überwiegt. Wir finden also beide Richtungen holsteinischer Heimatskunst bei Niemann wieder: die Balladenstimmung wie das idyllische Genre (auch Elegie und gemütvollen Humor umfassend). Aber dazwischen liegt eine ganze Reihe von Nuancen, die dem Lyriker Niemann persönlich eigen sind, und dann treten auch noch von verschiedenen Seiten dichterische und tondichterische Einflüsse hinzu, die sich anfangs erkennbar in Niemanns Kompositionen abheben, um dann später nur in Form einer bereicherten harmonischen und koloristischen Ausdrucksfähigkeit sichtbar zu werden.

Man kann also wohl sagen: Niemanns Tondichtung erwächst im engen Anschluß an die holsteinische Heimat, aber sie bearbeitet die allgemeinen Stimmungen der Landschaft sehr subjektiv und verschmilzt sie mit anderen, dichterischen und musikalischen, Einflüssen. Daß es unter den Musikern drei Nordländer sind, die stark auf ihn gewirkt haben (Brahms, Grieg und der schottischem Geschlecht entstammende Amerikaner Mac Dowell), bestätigt und befestigt den ausgeprägt nordländischen Charakter seiner Kunst. Brahmsens Einfluß ist ja für einen jungen holsteinischen Tondichter fast selbstverständlich, subjektive Wahlverwandtschaft dagegen bekundet seine Hinneigung zu Grieg und später zu Mac Dowell.

Die Balladenstimmung, die phantastische Naturstimmung überhaupt ist es, die sich uns als bedeutendster Zug von Niemanns Kunst einprägt, aber sie stellt sich relativ selten ein. Weitaus überwiegt bei ihm das Genre, intime, elegische, lyrische, zum Teil auch gemütlich humorvolle Stimmungen. Am liebsten erzählt uns dieser Holsteiner „Am Kamin“, „Erinnerungen“, zeigt uns „Bunte Bilder“, „Reisebilder“, gibt den kleinen Pianisten sein allerliebstes „Musikalisches Bilderbuch“ (nach Kate Greenaway) in die Hand, zeichnet und koloriert, wie schon erwähnt, höchst reizvolle heimatliche Idyllen, erfreut uns durch zierliche, intime, graziöse, fein gearbeitete Kleinkunst. Fast alles dichtet er für sein eigenes Instrument, das Klavier, aber es sind auch Sachen für Violine und Klavier dabei („Am Kamin“, vier lyrische Stücke opus 11, bei Hansen, Kopenhagen u. Leipzig) und Gesangskompositionen. Alles das ist Hausmusik bis auf die fein getönte Étude-Poésie „La Cascade“ (op. 14, Teresa Careño gewidmet), die wir uns im Konzertsaal denken können, bis auf das jüngste, noch unveröffentlichte Variationenwerk großen Stils, und schließlich bis auf die für die Kirche geschriebenen Motetten. Die Cascade hat eine Vorläuferin in der anmutig fließenden, leise von Grieg beeinflußten Klavierstudie „An der Quelle“ (Nr. 2 der „Pastellbilder“ op. 5).

Aber sein Bestes gibt Niemann doch erst, wenn Naturromantik und Balladenstimmung seiner Phantasie die Schwingen lösen. Das geschieht zuerst in den Balladen für Singstimme und Klavier op. 4 (Breitkopf & Härtel, Leipzig); namentlich „Der Knabe im Moor“ ist eine ganz eigenartige, von unheimlicher Naturstimmung durchtränkte, dabei merkwürdig anschaulich konzipierte Tondichtung, deren Durteil mit den farbigen Vorhaltharmonien („Die Lampe flimmert so heimatlich“) schon ganz die charakteristische Lokalfarbe aufweist: hier haben wir Heimatskunst, und zwar solche in bedeutendem Sinne — nicht mundartliche Enge des Gesichtskreises, sondern allgemein menschliche Stimmungen, gesehen durch die Farben der Heimat. Die Klavierdichtung „Vor der Waldschmiede“ (Nr. 4 der „Pastellbilder“ op. 5, Magdeburg, Heinrichshofen) schlägt ebenfalls einen phantastischen Ton an, mehr geheimnisvoll als unheimlich, aber bei voller Klarheit des Zeichnerischen doch durch und durch romantisch; es sind nicht lyrische Leiden und Freuden der einzelnen Persönlichkeit, sondern es ist die Naturstimmung selbst, die dem Dichter die Phantasie füllt — erst in dem kraftvollen Mittelsatz D-Dur setzt die Menschenstimme in weitspannendem Gesange ein. Meeresbrausen, den donnernden Jubelton der heimischen Nordsee glauben wir in dem Präludium der Suite im alten Stil (op. 6, bei Artur P. Schmidt, Leipzig; fälschlich „Meißner Porzellan“ genannt!) zu hören. Auch in den übrigen Sätzen ist die Suite voll Inspiration, Poesie, Klangfarbe und weitausgreifender Melodik, satztechnisch ein Dokument erstaunlich sicher und natürlich gestaltender, großzügiger Kontrapunktik. Daß die alte graue See den Tondichter inspiriert hat, es wird uns zur Gewißheit am Schluß der „Holsteinischen Idyllen“. Denn dies Schlußstück (durchaus nicht idyllischen, sondern eher mächtig epischen Charakters!) nennt sich „Nordseelandschaft“ und atmet echte meerluftdurchtränkte Balladenstimmung. Die Holsteinischen Idyllen (op. 8, Vieweg, Berlin-Groß-Lichterfelde) sind im übrigen — ein neues Werk im großen Stil ausgenommen — das Farbigste, Quellendste, was Niemann in letzter Zeit geschrieben hat. Ein zarter Duft schwebt über diesen Stücken. Hier schaute der Dichter seine Heimat im Traum, die Birken, die Heide,



das Moor, die See, den Wald — und ein Duft von all den Herrlichkeiten der herben, jungfräulichen Natur da oben drang hinüber in die Leipziger Ebene. Die Holsteinischen Idyllen stehen an Inspiration, an natürlichem Duft höher als die „Reisebilder“ op. 10, wenn diese auch im Stil, in der immer konzentrierter sich gestaltenden Durchführungsarbeit einen weiteren Schritt vorwärts bedeuten.

Vergessen haben wir noch den Akapellakomponisten Niemann: er ist durch drei Motetten für gemischten Chor vertreten, die, im Stil der Palestrinazeit und doch mit persönlich-modernem Einschlag geschrieben, viel in den Kirchen gesungen werden (Leipzig, B. Senff).

Nun aber kommt als letztes Werk des Holsteiners und als eines der ersten in großer Form (3 Klaviersonatinen und eine Violinsonate liegen noch im Pult) sein Variationenwerk nach des holsteinischen Poeten Joh. Hinrich Fehr epischer Dichtung „Krieg und Hütte“. In dem selbsterfundenen Thema dieser Variationen, einer getragenen, am Schluß in frommen Gesang ausströmenden, sehr schönen Liedweise, mischen sich spielerisch-idyllische Elemente mit Naturstimmung und lyrischem Gefühlston. Das Thema ist die Heimat, wie sie sich in des Dichters Seele widerspiegelt:

„Ich seh dich noch, du Hüttlein in der Nacht,
Als Schmerz und Freude drinnen heftig rangen.
's war Winterszeit, der Winter hauchte kalt,
Der Schnee lag blendend über Welt und Flur
Und knirschte laut bei jedem harten Tritt,
Wie das zertretne Volk in Schleswig-Holstein.
Die Eichen, die das Hüttlein rings umsäumten,
Sie streckten hoch der Zweige kraus Geflecht
Wie wirres Haar, und drüber prangte hehr
Das Sternenzelt — es glänzte wie ein Baum
Mit Millionen Lichtern in die Nacht,
In jene Nacht, die vormals uns den Christ,
Den milden Herrn und Heiland hat gegeben.“

Es ist holsteinisches Idyll, aber im Rahmen und oft auch im Gegensatz zur großen Natur. Die strohgedeckte Hütte, die unter dem Schneekleid und dem erhabenen Sternenhimmel des nordischen Winters in der unbegrenzten Weite von Meer und Heide fast verschwindet, die heimische Stätte, deren trauliche Enge dem Menschen Quelle aller Kultur ist, und die doch in nichts vergeht vor der Größe der Natur, der mit tausend Fäden an die heimatliche Hütte, Sitte, Religion geknüpfte Mensch in der Weite und im Kampf mit den großen Mächten des Lebens und der Natur — das ist das verborgene Programm dieses inhaltsreichen Werkes. In zehn Bildern wird dies Thema abgewandelt, am schönsten und eigenartigsten unserm Gefühl nach da, wo aus der tiefschmerzlichen Szene von Var. IV und dem wuchtigen, schneidenden Pathos von Var. V die spielende Anmut des VI. Bildes hervorblickt; wie sich hier um das Heimatsthema in der Mittelstimme die wundervoll spielerische Gegenstimme des Diskants rankt, das ist ein Triumph feiner, beziehungsreicher Satzkunst und hat zugleich dichterisch, in dem verschwiegenen Programm des Werkes, noch eine ganz besondere Bedeutung: nach schweren Seelenkämpfen erblüht hier dem Dichter, dem Heimatsmenschen, ein süßer Trost — holde Lebensfreude, Schönheit, Kunst erwächst auf dem Grunde der engen Heimat, Anmut und Poesie verwandeln die Hütte in ein Paradies. Die folgenden Bilder des Variationenwerkes (ausgenommen etwa Var. IX) wenden sich mehr und mehr höheren Regionen zu und nehmen schließlich den Ausdruck grandioser Kraft und Lebensbejahung an. Wenn am Schluß das Bild der friedlichen Heimatshütte wieder auftaucht, so glauben wir es jetzt in wesentlich anderem Lichte zu sehen: die enge Hütte, das trauliche Herdfeuer sind es, die dem Menschen den Keim zu unersetzlichen Kräften schenken; aber wachsen und werden, die Schale sprengen kann dieser nur draußen in der Welt!

Zum Schluß noch ein Wort über den Schriftsteller Niemann, auf dessen „Klavierbuch" (2. Aufl., Leipzig, Kahnt) und „Nordlandsbuch" (Berlin, Duncker) wir weitere Kreise hinweisen möchten. Wir können das getrost in diesem Zusammenhang tun; denn so groß auch der Forscherfleiß, so reichhaltig das Material dieser Werke und so selbständig und neu die in ihnen niedergelegten Kunstanschauungen sind: nicht der Kritiker und Historiker, sondern der Künstler und Dichter spricht in erster Linie aus ihrer plastischen Stoffgliederung und ihrer überaus liebevollen, anschaulichen und farbenreichen Schilderung der Kunstwerke, Künstler, Naturen und Landschaften. Diese Bücher waren ihrem Verfasser Herzens-, nicht Verstandessache. Das Klavierbuch wendet sich nicht etwa bloß an den Fachmann, sondern „an all die Ungezählten, die im Klavier ihren Freund und Tröster sehen; es will ihnen alles in bunten Bildern mitteilen, was sie über die Entwicklung der Klaviermusik und des Klaviers, seiner Künstler, seiner Literatur wissen wollen und sollen". Noch weiter ist das Auditorium des Nordlandsbuches gedacht. Es richtet sich „an alle gebildeten und empfänglichen Kreise, keineswegs nur an Künstler oder Kunstfreunde. Es will einführen in nordische Natur und Kultur, es kann aber zugleich ein Vorbereitungsbuch für alle die sein, welche die moderne Lust am Reisen oder das Studium zum Norden führt." Dr. Detlef Schultz (Leipzig)



Neue Bücher

Das Deutsche Lied. Ernste und heitere Lieder alter und neuer Meister. Herausgegeben von Dr. Erich Urban (Berlin, Ullstein & Ko., ℳ 3.—). — Wenn fast zweihundert Seiten großen Notenformats gebunden für ℳ 3.— geboten werden und in diesem Bande Lieder von Brahms, Liszt, Richard Strauß, Hugo Wolf, Schillings, Reger, d'Albert enthalten sind, also Lieder von Komponisten, deren Werke im allgemeinen recht teuer verkauft werden, so verdient die Verlagsleistung als solche höchstes Lob. Ein anderes ist es um den Gesamtinhalt. Der Herausgeber hat sich seine Aufgabe sträflich leicht gemacht. Nicht nur im Geleitwort, das mit seiner saloppen Art und völligen Inhaltlosigkeit am besten ganz gefehlt hätte, sondern vor allen Dingen auch in der Auswahl der älteren Lieder. Bei der Zusammenstellung des Abschnittes „Das moderne Lied" wird ja mancher Zwang durch die Verlagsrechte auferlegt gewesen sein. Darüber wollen wir also nicht rechten. Dann ist ein Abschnitt da „Lieder zum Lachen und Weinen". Der Herausgeber sagt, er habe ihn nur verschämt so genannt, in Wirklichkeit seien diese Lieder nichts weiter als Gassenhauer. Das ist eine Ungerechtigkeit gegen eine ganze Anzahl dieser Lieder, z. B. die von Reißiger, Proch, Abt, Gumbert, Binder, Baumgartner. Und auch die übrigen sind eigentlich keine richtigen Gassenhauer, sondern zum Teil ganz üble Schmarren. Lieder wie Viktor Hollaenders „Am Manzanares", Nelsons „Nur zum Spaß" sind in ihrem gewollten Humor so dumm, daß man sie schon nach einem Jahr nicht mehr ausstehen, und durch sie einem das ganze Buch verleidet werden kann. Es wäre bei einem solchen Werke, dem die weiteste Verbreitung sicher ist, Pflicht des Herausgebers gewesen, gerade die humoristischen Lieder mit höchster Sorgfalt auszuwählen und, statt zur Verbreitung der ohnehin wie eine Seuche grassierenden Tingeltangelware noch beizutragen, die denn doch glücklicherweise noch reichlich vorhandenen gesunden, lustigen volkstümlichen Lieder bekannt machen zu helfen. Mit einigen witzig sein sollenden Bekreuzigungen vor der gestrengen Kritik ist das freilich nicht getan.





Das Kaiserhoch

Herr Dr. Ernst Henrici, ein Mann, der früher einmal Lektor an der Leipziger Handelshochschule war und jetzt als politischer Agitator lebt, hat sich in eine Versammlung der Freistudentenschaft begeben, in der Herr Eduard Bernstein einen Vortrag über das Programm der deutschen Sozialdemokratie hielt. Der Vortrag hat — und das wird man ihm vielleicht nachfühlen dürfen — das Mißfallen des Herrn Dr. Henrici erregt. Das bringt er, was gewiß sein gutes Recht ist, in der Diskussion zum Ausdruck. Als er dabei aber in der Versammlung nicht auf ausreichende Gegenliebe stößt, ruft er mit hellem hohen Klang: „Seine Majestät, der Kaiser lebe hoch". Der Vorsitzende ist der Ansicht, daß Herr Dr. Henrici mit dieser unnützlichen Führung des kaiserlichen Namens weder sich, noch der Sache, der er zu dienen wünscht, einen Gefallen erwiesen hat, und bittet ihn den Saal zu verlassen. Worauf Herr Dr. Henrici hingeht und in Presse und Versammlungen die Leipziger Freistudentenschaft und ihren Vorsitzenden des mangelnden Patriotismus und der antimonarchischen Gesinnung denunziert. Das ist geradezu ein Musterbeispiel für die vergiftete Art, wie heutzutage in den Niederungen der politischen Agitation gekämpft wird. Wenn einem die Gedanken ausgehen, wenn man mit seinem Latein zu Ende ist und nichts mehr zu sagen weiß, dann brüllt man einfach: „Hoch lebe der Kaiser". Und ist mit einem Schlage aus aller Verlegenheit. Denn wehe, wer nicht mitgerufen hat oder gar sitzen geblieben ist! Auf den hetzt man, wenn sie zugegen war, die Polizei, oder aber man macht in schäumender Entrüstung. Seltsamerweise haben an diesem Entrüstungssturm auch zwei nationalliberale Abgeordnete (wenigstens durch Verleihung ihrer Namensunterschrift) teilgenommen. Die Herren sind offenbar falsch informiert gewesen. Es ist ein schöner Brauch in unserem monarchischen Lande, daß bei festlichen oder politischen Zusammenkünften das erste oder letzte Wort — je nachdem — dem Kaiser gehört. Aber das Kaiserhoch soll uns doch nicht zum billigen Demagogenkniff werden, wit dem ein Dutzendagitator, der sich festgeredet hat, sich aus der Klemme zu reißen versucht. Darf uns vor allem nimmermehr zum Mittel werden, mit dem wir ad libitum Tumulte erregen und Konventikel, die uns nicht passen, stören. Der junge Mann, der die Leipziger Studentenversammlungen leitete, hat, als er Herrn Dr. Henricis Absichten so rasch erkannte, sogar einen nicht alltäglichen patriotischen Takt bewiesen. Daß sie ihn darum jetzt „antimonarchisch" und „antinational" schelten, soll ihn nicht anfechten. Vor solchem Vorwurf ist in diesen Zeitläuften keiner von uns sicher. Es ist das Kleingeld, von dem d i e Art Agitatoren lebt. Und daß es zum Kleingeld wurde, das gerade ist der Jammer.

R. B.

*

Selbstdemokratisierung der Monarchie

Der älteste Kaisersohn reist durch die Wunderwelt des ferneren und fernen Orients. Er hat — wir lasen's mehrfach — für die Reise sich sorgfältig vorbereitet; führt auch eine bändereiche Bibliothek mit sich

herum, um Lücken, die ihm etwa noch aufstoßen, auszufüllen oder neu aufsteigenden Fragen ohne Mühsal und Verzögerung eine Antwort zu suchen. Asiens uralter Kulturboden scheint freilich seltsam und anders als auf andere Leute auf den illustren Reisenden zu wirken. Wie Schulze und Müller im Schatten des Kapitols Skat klopfen, so widmet der deutsche Kronprinz zwischen Ceylon und Hinterindien ausgiebig sich dem Tennis, dem Golf- und dem edlen Polospiel. Indes ist zuzugeben: der Eindruck mag vielleicht nur durch das Ungeschick der Berichterstatter hervorgerufen sein. Durch Leute, die selber an der Oberfläche leben und darum auch bloß das Oberflächliche zu beobachten verstehen. Peinlicher im Grunde ist, was die modernen Bilderzeitungen uns Woche um Woche zu erzählen wissen. Sie berichten am letzten Ende zwar genau dasselbe wie jene Korrespondenten — auch nur von Jagden und Sportsfesten, Sportsfesten und Jagden — aber sie tun's auf eine besonders eindringliche, hartnäckige Art. Ein Bild vor allem — Kronprinz Wilhelm in leichter Gewandung kreuzfidel und sans souci auf dem Rücken eines von ihm erlegten Elefanten thronend — wird, fürchte ich, den Beschauern auf lange, sehr lange hinaus im Gedächtnis bleiben. Und mir will scheinen: darüber hätten nicht nur die Gefühlsroyalisten, deren es ja auch noch immer in deutschen Landen geben soll, hätten auch wir anderen, die wir in der Monarchie die einzige für uns mögliche Staatsform sehen, ein Recht sich betroffen zu fühlen. Nicht daß wir von unseren Kaisern und Königen eine orientalische Abgeschlossenheit wünschten. Nach der Richtung geschieht ohnehin reichlich genug: Berlin und Potsdam sind längst Stätten eines kalten, hochmütigen Prunks geworden, der der Hohenzollernmonarchie schwerlich neue Herzen gewonnen hat. Aber wir wollen doch wohl alle nicht, daß Momentphotographen und Kinos uns den Wandel unserer Fürsten wie irgend einen snobistischen Lebenslauf erzählen können. Das führt zu einer Selbstdemokratisierung der Monarchie. Die aber ist mit Popularisierung noch lange nicht identisch.

R. B.

*

Hetzjagden und Hetzbilder

Wollte man von gewissen Abbildungen illustrierter Blätter auf die Art der Betätigung unserer „höchsten und allerhöchsten Herrschaften" schließen, so müßte man annehmen, daß sie diese vorwiegend im Sport, insbesondere aber auf dem Gebiete der Parforce- alias Hetzjagden suchen. Immer wieder wird uns im Bilde vorgeführt, wie etwa der Kaiser einer Wildsau oder anderen von der lechzenden Meute zu Tode gehetzten Kreatur den „Fang" gibt oder sonst dem „edlen Weidwerk" obliegt. Zur Abwechslung ist es auch mal eine Prinzessin oder andere Dame der hohen und höchsten Aristokratie, die sich diesem echt weiblichen Vergnügen hingibt. Die vor zitterndem Blutdurst rauchenden Leiber der Meute bilden dann eine sehr diskrete Staffage zu solcher Romantik. Nun hat kürzlich die Leipziger „Illustrierte Zeitung" eine große, die ganze Seite füllende Photographie gebracht, die folgende Szene veranschaulicht: Im Hintergrunde des Bildes hebt sich vom Abendhimmel der massige Bau des Schlosses Neudeck, dessen Fenster in festlichem Lichterglanze erstrahlen. Auf der Freitreppe vor dem Schlosse steht der Schloßherr, Fürst Henckel von Donnersmarck, und sein Jagdgast, Kaiser Wilhelm II., beide in der bekannten Hofjagduniform. Sie blicken in den Schloßhof hinab, auf dessen Boden sich ein riesiges W mit der Kaiserkrone darüber abzeichnet. Hinter dem Kaiser sieht man in respektvoller Entfernung die übrigen Fest- und Jagdgäste; die andere Seite des Hofes wird von dem fackeltragenden Jagdpersonal flankiert. Die Unterschrift des Bildes verrät, daß der Kaiser am Abend eines Jagdtages die Beute besichtigt. Dabei steht die Bemerkung: „Das große W ist gebildet aus dem Ergebnis des Jagdtages, das unter anderem in 3700 Fasanen bestand, von denen der Monarch 629 Stück schoß."

Angesichts dieses Bildes haben sich dem Frankfurter „Freien Wort" Betrachtungen aufgedrängt, denen ich zwar nicht in allen Stücken folgen kann, deren sittliche Beweggründe aber ebensowenig abzuweisen sind:

„In den großen Waldungen des Fürsten von Donnersmark werden das ganze Jahr durch Unmassen jagdbarer Tiere für den Jagdbesuch des Kaisers gehegt und gefüttert. Kommt dann der Kaiser, so geht es eines Morgens hinaus, nicht zu einer frischen, fröhlichen Jagd, sondern, mit nüchternen Augen gesehen, zu einem richtigen Scheibenschießen auf die in dem Gehege fast zahm gewordenen Tiere. Der Kaiser hat den besten Platz, und hinter ihm steht irgendein Hofjägermeister, der ihm nach jedem Schuß eine frisch geladene Büchse reicht. Tausende von Tieren werden bei einer solchen Hofjagd zur Strecke gebracht, und an dem einen Jagdtag zu Neudeck hat der Kaiser allein unter anderem 629 Fasanen erlegt.

Jeden Tier- und Menschenfreund und wohl auch jeden echten Weidmann muß tiefer Widerwille gegen eine solche Jagd ergreifen. Wie steht sie aber auch im Widerspruch zu den christlichen Reden und Ermahnungen des Kaisers, die unser Volk nun fast täglich zu hören bekommt! Dieses sinnlose und massenhafte Niederknallen wehrloser Tiere entspricht viel mehr dem Geiste, der in den Worten vom ‚Niederreiten der Sozialdemokratie' und ‚Pardon wird nicht gegeben' zum Ausdruck kam ...

Fürst Henckel von Donnersmark, der große schlesische Magnat und Duzfreund des Kaisers, hat seinem hohen Gast die Jagdbeute in Form eines W mit der Krone darüber vor die Füße breiten lassen. Stolz lächelnd und siegesfroh hat der Kaiser sein blutiges Initial und die ebenfalls aus Fasanenleichen gebildete Kaiserkrone betrachtet. Hat er sich nichts dabei gedacht in so ernster Zeit? Haben sich auch alle die Umstehenden nichts dabei gedacht, waren sie so geblendet von dem Glanze der kaiserlichen Person? Und haben sich Redaktion und Verlag der ‚Leipziger Illustrierten Zeitung' nichts dabei gedacht, als sie für sensationslüsterne Leser dieses Bild vom ‚Jagdglück' des Kaisers aufnahmen?"

„Symbolisch für unsere Zustände" kann ich das Bild nun gerade nicht finden und ebensowenig möchte ich, wie das Frankfurter Blatt, „wünschen, daß die ganze Darstellung samt Unterschrift in allen politischen Versammlungen der nächsten Reichstagswahlen und in allen Freidenkerversammlungen im Lichtbild vorgeführt" werde, weil das „auch in königstreuesten Kreisen mehr wirken würde als alle Worte und Schriften". Aber liegt nicht eine ernste Warnung in solchen „Wünschen"?

Ich für mein Teil wünschte vielmehr, daß der Kaiser einmal in einem stillen Viertelstündchen nachläse, wie sein großer Ahn, der alte Fritz, auf den er doch sonst so große Stücke hält, über die „noble Jagdpassion" geurteilt hat. Kein Zweifel, daß dabei, soweit es sich um eine bloße „Passion", ein Vergnügen und einen Zeitvertreib, handelt und nicht etwa um das notwendige und berechtigte Weidwerk des Forstmannes, — atavistische Instinkte obwalten. Wir leben alle mehr oder minder im Banne der Vergangenheit und tun daher gut, uns vor allem Pharisäertum zu hüten. Aber von diesem Banne loszukommen, die Stufen höherer Erkenntnis und geläuterter Menschlichkeit emporzusteigen: das muß in allewege das ernste und opferwillige Bestreben eines jeden von uns sein. Freilich, wie an den Gipfeln das scheidende Tagesgestirn, hängt an den Hochgeborenen der Abglanz der Vergangenheit am längsten ...

Gr.

Der Hofbericht

Zu den gedankenärmsten und ungeschicktesten Stilübungen, womit auf die öffentliche Meinungsbildung eingewirkt wird, gehören die Bulletins über die täglichen Unternehmungen der höchsten Herrschaften. Wer sich gewerbsmäßig auf die Anfertigung von Serenissimusanekdoten verlegt, für den sind sie allerdings unbezahlbar, er wird durch die Hofberichte wunderbar in die ihm erwünschte Stimmung versetzt. Es kommt denn auch oft auf ganz dasselbe heraus, ob man die einen oder die anderen liest.

Indessen außer der üblichen geistigen und stilistischen Hilflosigkeit, wodurch die Hofberichte herausfordernd auf die Kritik und das Mitleid wirken, haben sie doch auch Eigenschaften, in denen man nicht bloß das Unbewußte ahnt. Da ist z. B. die Rede von den „Herren und Damen der Gesellschaft" und den dieser

zuteil werdenden Freuden. Was ist das für eine Gesellschaft, die Gesellschaft? — Gibt man einmal für das ganze staatsbürgerliche und königstreue Publikum solche Berichte aus, so tut man gut, sich mit etwas mehr Rücksichtnahme darauf, daß wir 1911 schreiben, auszudrücken. Es könnte mancher sonst auf die Dauer zu dem Eindruck kommen, es sei noch immer dieselbe Gesellschaft, die seit den Tagen des après nous le déluge den politisch-sozialen Revolutionen am wirksamsten in die Hände gearbeitet hat.

Während der Ausreise des sympathischen Kronprinzenpaares wurde anscheinend bei der Trennung in Indien ein Wechsel im Amte des Bulletinverfassers vorgenommen. Der erste Teil ging ungefähr auf diesen Stil: „Der Kronprinz benutzte die in Ceylon verlebten Tage dazu, um die ihm hier zum ersten Male entgegentretende Tropenwelt kennen zu lernen.“ Sie hatte die Ehre, ihm bei dieser Gelegenheit entgegenzutreten und vorgestellt zu werden. Und nun kannte er also die Tropenwelt. Auch die Anerkennungen des „Verhaltens der Bevölkerung“ hatten den bekannten oberen Näselton des Livreeträgers. — „Der Kronprinz und die Kronprinzessin, die sich in guter Stimmung befinden, betrachteten Messina und Reggio mit großem Interesse.“ Das lesen Tausende mit der Empfindung: ‚wenn wir Die wären, wollten wir uns auch wohl in guter Stimmung befinden!‘ Warum ziemt es sich nicht, daß sie sich guten Befindens erfreuten; dann versteht man und freut sich, daß sie nicht seekrank sind. Und weshalb gerade bei so schrecklich heimgesuchten Städten die gute Stimmung?

Wenn man nicht fortgesetzt wieder vernichten will, um was sich wohlmeinende Fürstlichkeiten Mühe geben, nämlich daß das Vertrauen zu ihrer geradwüchsigen Menschlichkeit erhalten bleibt, so sollte man Hofberichte solcher Art besser nur für — die Gesellschaft ausgeben. Ed. H.

*

Der p. Feith

Der Kaiser hat laut Zeitungsbericht den zum Galadiner bei der Berliner Hochschulfeier geladenen Studenten das Leben auf den amerikanischen Universitäten als nachahmenswert bezeichnet, dann aber baldigst zwei der gerichtlich verurteilten Bonner Borussen in Anwendung eines der höchsten Majestätsrechte der Begnadigung würdig erachtet, so daß wir nun wieder nicht wissen, wo das edelste Vorbild für den deutschen Studenten zu suchen sei. Ohnehin weiß man in Berlin und Deutschland ja doch nicht genau, worin eigentlich das Leben auf den amerikanischen Universitäten besteht, außer im Football und in kindischen, aber rohen Fuchsprellereien.

Jene Begnadigung der zwei, an der Beleidigung und Mißhandlung des Einjährigen-Unteroffiziers Feith Mitbeteiligten ist in den Zeitungen viel erörtert worden. Daraufhin hat des einen gerichtlich verurteilten und kaiserlich begnadigten Korpsstudenten Vater, Graf Finkenstein, Mitglied des Reichstags und preußischen Herrenhauses, an das „Berliner Tageblatt“ einen von diesem sicherlich mit Wonne abgedruckten Brief gesandt. Das Schreiben ist charakteristisch dadurch, mit welcher stilistischen Deutlichkeit fortgesetzt unterschieden wird zwischen „Graf Finkenstein“ (filius) und dem „p. Feith“, und es schließt, nachdem es dem unbefangenen Leser das Blut einigermaßen in Wallung gebracht hat, mit dem versöhnenden Wunsche, „daß von dem Begnadigungsrecht in ähnlichen Fällen auch dann Gebrauch gemacht wird, wenn die Verurteilten nicht zu den durch Abstammung und Besitz Bevorzugten gehören“.

Es gibt in Deutschland noch immer eine ganze Anzahl von gebildeten Menschen, die das Gezeter gegen Junker und Agrarier von sich ablehnen und die am ehesten noch von der rechten Seite einsichtigen und bewußten Widerstand gegen die Unterhöhlung alles geschichtlichen deutschen Wesens hoffen und voraussetzen möchten. Durch solche Briefe wird die individuelle Anwiderung von linksher dann wieder einmal drastisch ausgeglichen und man gezwungen, sich klar zu machen, daß man als Bürger mit seinen objektiven Gesinnungen in der Nähe dieser feudalen Regionen nichts zu suchen hat, daß man also, wenn auch mit trüben nationalen Empfin-

dungen, aus elementarster Selbstachtung ein für alle Male besser dort ganz links bliebe, wohin man nach Meinung dieser p. Leute auch gehört. Ed. H.

Parteizersplitterung

Das Klagelied über die Zersplitterung der politischen Parteien in Deutschland ist alt. Es ist ein Klagelied, — und sicherlich in mancher Beziehung mit Recht. Aber im allgemeinen wird der Jammer doch recht übertrieben. Die Vielheit der Parteien hat auch ihre guten Seiten: sie zeigt, daß der Deutsche auch im politischen Leben ein gut Stück Charakter hat, genug, um zu verhindern, daß sich einer einem Parteiprogramm oder einer Taktik verschreibt, die wider seine Überzeugung geht; sie beweist, daß neben dem Willen zur Macht doch auch noch der Wille zur Persönlichkeit seine Wirkung ausübt. Und es ist auch gewiß kein leeres Gerede, wenn man sagt, die Vielheit der politischen Parteien befruchte das Interesse. Man kann ja wohl einwenden — was in vielen Fällen auch stimmen wird —, daß manche durch die zahlreichen Differenzierungen und daraus erwachsenden gegenseitigen Befehdungen zurückgestoßen werden; aber es ist fraglich, ob das die tüchtigsten und besten Kräfte sind; ob jene nicht als wertvoller angesehen werden müssen, die sich um so mehr freuen, je reicher die Auswahl unter den Parteien ist, — damit sie sich schließlich jener anschließen können, deren Programm nun von dem, was sie wollen, höchstens in ganz nebensächlichen Punkten abweicht.

Es ist wahr: je zersplitterter die Parteien, desto zersplitterter auch der Kampf. Auch hier aber soll man sich vor Übertreibungen hüten. Man verweist sehr oft auf England, — seine beiden großen Schlachtreihen der Whigs und Torys, die festgefügt gegeneinander ständen, obgleich innerhalb dieser Parteien doch auch Meinungsverschiedenheiten der Einzelnen genug vorhanden wären. Man vergißt dabei, daß bei den englischen Verfassungsverhältnissen diese Geschlossenheit der beiden großen Parteien ganz anders nötig ist als bei uns in Deutschland: die englischen Wahlen kennen den zweiten Wahlgang nicht, kennen keine Stichwahl. Derjenige Kandidat siegt, der im ersten Wahlgang die höchste Stimmenzahl auf sich vereinigt. Eine Spaltung der Liberalen wäre also z. B. hier wahrer Selbstmord: in den meisten Fällen wäre es von vornherein klar, daß jetzt der konservative Kandidat mehr Stimmen erhalten würde als jeder der liberalen, und damit in das Parlament gelangte. Anders bei uns in Deutschland. Hier könnten zwei liberale Kandidaturen nebeneinander zwar auch bewirken, daß der Konservative die meisten Stimmen erhielte. Aber er braucht damit nicht auch schon die absolute Mehrheit zu haben, und eine Stichwahl wird nötig. An dieser Stichwahl ist aber auch der eine der liberalen Kandidaten beteiligt, und wenn die Wähler des anderen liberalen Kandidaten jetzt diesem als dem kleineren Übel ihre Stimme geben, kommt er doch noch in den Reichstag oder Landtag, trotzdem infolge der Zersplitterung zwei Liberale neben- oder auch gegeneinander gestanden hatten.

Es soll natürlich hier nicht das Wort geredet werden einer weiteren Zersplitterung der Parteien — oder auch nur der Aufrechterhaltung all der vielen Parteiabstufungen, die wir heute haben. Aber wir wenden uns gegen jene Einheitsfanatiker, die Parteiverschmelzung um jeden Preis möchten. Solange hüben und drüben nicht der Geist wirklich derselbe geworden, solange noch Meinungsverschiedenheiten über wichtige programmatische Fragen bestehen, wird es segensreicher und gesünder für unser Volksleben sein, verschiedene Parteien zu haben, als geeinte, in denen die Leute mit abweichenden Ansichten gar zu leicht, wollen sie die „Disziplin" nicht gefährden, unehrlich oder doch lax im Festhalten ihrer eigenen, wohlerworbenen Überzeugung werden. Und es wäre vielleicht auch kein Schaden, wenn unter den heute bestehenden Parteien noch hier und da Spaltungen — oder sagen wir: Ausscheidungen einzelner Teile einträten, wo heute gar zu abweichende Meinungen unter einen Parteihut gebracht sind: wobei es ja nicht immer nötig wäre, daß die Ausscheidenden noch eine

neue Partei gründeten; sie würden wohl bei einer Nachbarpartei Unterkommen finden, die ihrer Überzeugung mehr entspricht als die alte, an der sie nur aus Tradition — und unter dem Druck von Schlagwörtern wie „Disziplin!" „keine weitere Zersplitterung!" usw. festhielten. Dr. S. N.

Freies, volkstümliches Wahlrecht

Der Zentrumswahlausschuß in Hörte, im Wahlkreise des jüngeren Spahn, soll, wie nach der ‚Frankf. Ztg.' in Reichstagskreisen erzählt wurde, auf Grund eines einstimmigen Beschlusses an den Grafen Oppersdorff ein Schreiben gerichtet haben, worin er ihm seinen ganz besonderen Dank für die Veröffentlichung seiner Broschüre ausspricht und erklärt, daß er erst aus dieser Broschüre erfahren habe, welcher Art der von ihnen gewählte Abgeordnete sei, und daß er ihn niemals aufgestellt und gewählt haben würde, wenn er vorher, so wie es jetzt durch die Broschüre des Grafen Oppersdorff geschehen ist, über die politischen und kirchenpolitischen Auslassungen des Professors Spahn unterrichtet gewesen wäre."

Ein wundervoller Hohn auf die dem Parlamentarismus und Wahlrecht zugrunde liegende Fiktion, daß das Volk der Wahlkreise aus persönlicher Kenntnis und Würdigung die vertrauenswertesten Männer zu seinen Vertretern erwählte. Ed. H.

Niederzwingen, zerschlagen, vernichten

Der alte Herr Bueck, der als Achtzigjähriger im Dezember von der Geschäftsführung des Zentralverbandes Deutscher Industrieller zurückgetreten ist, hat bei der Gelegenheit eine Rede gehalten, die man vielfach das sozialpolitische Testament des streitbaren Greises genannt hat. Er selber wird sie wohl auch dafür angesehen haben. Mit einer Leidenschaftlichkeit, der die Jahre noch nichts von ihrem heißen Atem nahmen, hat er noch einmal die Maximen starrer Einseitigkeit zusammengefaßt, auf die er den Zentralverband, dessen eigentliche Seele er seit langem war, gestellt hatte. Und hat mit einer naiven Ehrlichkeit, die eben darum doch wieder etwas Versöhnliches hat, vom Staat verlangt, daß er zweierlei Recht statuiere: für die Arbeitgeber eines und das andere für die Arbeiter. Der Staat solle sich überhaupt nicht um die Streitigkeiten zwischen Arbeiter- und Unternehmerschaft kümmern; nur wo es sich um den Schutz der sogenannten Arbeitswilligen handele, solle er hilfreich hervorspringen und, als ob unsere Gerichte solcher Aufmunterung noch bedürften, härteste Strafen verhängen gegen jeden, der sie auch nur schief anzusehen wage. Im übrigen sollen die Arbeitgeber sich des Segens, der in der Organisation liegt, nach Herzenslust erfreuen dürfen; die Organisationen der Arbeiter aber seien — Herr Bueck macht hier wie die Leute seines Schlages grundsätzlich keinen Unterschied zwischen den sozialdemokratischen Gewerkschaften und denen auf anderer Grundlage — von der Industriellen vereinter Macht niederzuzwingen, zu zerschlagen und zu vernichten. Man braucht mit dem eifernden Alten, der nach einem arbeitsreichen und auf seine Weise tüchtigen Leben von der Schaubühne scheidet, nicht weiter zu rechten. Er ist der Sohn einer anderen Zeit, war zudem nach Bildungsgang und Entwicklung ein Nur-Praktiker (wennschon ein überaus intelligenter und mit einer nicht gerade alltäglichen Willensenergie begabter) und hat Probleme und Dinge angepackt, wie er sie verstand. Bedenklicher stimmt schon, daß in der Versammlung, der doch zahlreiche jüngere Jahrgänge angehörten, sich so gar kein Widerspruch gegen dieses Programm der Vergangenheit erhob. Denn darüber sollen wir uns doch klar sein: wer nicht gerade auf den Bürgerkrieg lossteuert, wird nach solchen Rezepten die deutsche Welt nicht mehr verwalten dürfen. Die Zeiten des Patriarchalismus sind endgültig vorüber, und auch die gewiß nicht abzustreitende Tatsache, daß dieser Prozeß vorerst sich vielfach in abstoßenden Formen äußert, kann uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß unsere Arbeiter mündig wurden oder wenigstens im Begriff sind, es zu werden. Wir werden, nachdem die Arbeiter erst den Nutzen der

Organisation kennen gelernt haben, sie nicht zu zerschlagen und auch nicht zu vernichten vermögen. Selbst dann nicht, wenn wir nach dem Bueckschen Vorschlag zunächst einmal probeweise die Metallarbeiter mit Krieg überzögen und den „zwei Millionen Mäulern, die da täglich gefüttert werden müßten“, das Hungern beibrächten. Wohl aber möchten wir so eine Saat des Hasses aussäen, vor der einen grauen könnte. Sich abfinden ist Menschenlos, sagt Gerhart Hauptmanns Michael Kramer. Auch die gestrengen Herren vom Zentralverband Deutscher Industrieller werden lernen müssen, sich abzufinden, und vielleicht ist mit dem Rücktritt des alten Bueck ein wesentliches Moment, das bislang das verhinderte, aus dem Wege geräumt. Schon meldet sich in der nächsten Nachbarschaft des Zentralverbandes der Abfall. Der Hamburger Arbeitgeberverband, ehedem einer der temperamentvollsten Rufer im Streit, hat bereits seit geraumer Weile sich entschlossen, bei Meinungsverschiedenheiten und Arbeitskämpfen auch mit den Vertretern der Arbeiterorganisationen zu verhandeln. Das ist nicht Resignation; das ist Klugheit, die ihre Zeit versteht. Nur so ist zu hoffen, daß auf die Epoche offener und geheimer Feindseligkeiten eine Epoche diplomatischer Verhandlungen folgt, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer zum Heile der deutschen Industrie zusammenführt, an dem — richtig verstanden — beide doch das gleiche Interesse haben.

R. B.

*

Das neue Elsaß?

Der Titel „Das neue Elsaß“ steht über einer Wochenschrift, die seit kurzem in Straßburg erscheint. Wir versehen die drei Worte mit einem Fragezeichen. Denn sofern zukunftskräftige Werte darin ausgedrückt sein sollen, vermag uns dieses Programm nebst erster Nummer nicht davon zu überzeugen, daß hier „das“ neue Elsaß typisch vertreten sei. In der Liste der Mitarbeiter fallen uns Namen wie Bucher, Dollinger, Eccard, Haug, Kiener usw. auf: Namen, die trotz des gut deutschen Klanges von Vertretern französischer Kultur im Elsaß getragen werden. (Bucher und Dollinger stehen an der Spitze der „Revue Alsacienne“.) Dagegen fehlen Namen wie Lienhard, Christian Schmitt, W. Kapp, Hans Spießer und andere Vertreter deutsch-elsässischer Kultur. Sodann entdecken wir unter den Mitarbeitern einige Freunde und Anhänger der demokratischen „Neuen Ztg.“; und ein Haupt-Leitartikler jener Tageszeitung — Ernst Theodor — ist Herausgeber dieser neuen Wochenschrift. Also eine Verschmelzung dieser linksliberalen Gruppe mit der Gruppe der „Revue Alsacienne“ — unter Ausschluß der national-deutschen Elsässer. Ist das wirklich „das neue Elsaß“??

Unter dem „neuen“ Elsaß verstehen wir unsrerseits jenes Elsaß, das sich endlich mit den Tatsachen ehrlich und sachlich abfindet und im Rahmen deutscher Kultur freudig mitzuarbeiten gewillt ist. Also ein Elsaß der Versöhnung! Aber ein Blick in den nervös-erregten Leitartikel dieser neuen Zeitschrift beweist leider, daß auch hier wieder die elsässische Phrase triumphiert. Es ist das übliche Schelten wider die Regierung im Namen einer angeblich mißhandelten elsässischen Volksseele. „Man schreit (!) wider den culte du passé; man sieht in den Sprachen-Anträgen ein verstecktes Verwelschen des Elsasses; man rührt wegen jeder (!) unschuldigen (!) Trikolore die Feuertrommel; man duldet ja kaum die rot-weiße Fahne“ — — so redet sich dieser Leitartikler in Hitze. Es liest sich, als fände im Elsaß ein unablässiges Treibjagen wider biedere Elsässer statt, ausgeführt von einer schändlichen Regierung. Dabei gedeiht französische Liebhaberei üppiger als je, ungestörter als je! Systematisch wird in neuester Zeit französische Kultur — „Sinnenkultur“ heißt es so nett — immer und immer wieder ausgespielt gegen den angeblichen deutschen Ungeschmack, den die meisten dieser Lokalpatrioten freilich ebensowenig an den Quellen studiert haben wie den französischen Geschmack.

So ist heute das Elsaß ein Tummelplatz der Phrase. Und wir werden voraussichtlich nun noch viel mehr einem Phrasen-Chaos entgegengehen. Es liegt im Interesse gewisser

Gruppen, das „elsässische Problem“ recht „kompliziert“ zu gestalten — um der klaren Stellungnahme, die unausweichlich vor aller Augen als Forderung offen liegt, möglichst auszuweichen. So gelingt es einigen Dutzend französisch gestimmter Führer, die elsässische Wunde dauernd offen zu halten. So wird Bitterkeit gezüchtet in unsrem Lande; so wird ein liebevolles Zusammenarbeiten zwischen verdienstvollen Eingewanderten und willigen Eingeborenen, die doch beide deutschen Blutes sind, bewußt und geflissentlich verhindert.

Auch diese neue Wochenschrift leistet keine Versöhnungsarbeit. Es ist immer wieder der alte enge Partikularismus, der sich nicht zu großen Perspektiven aufschwingen kann oder will. „Unter dem Druck (!) jener vier Jahrzehnte, die seit 1870 verflossen sind, und unter den allerjüngsten Versuchen, das Elsaß auf einen bestimmten Weg zu drängen (!), ist unser Stolz erwacht; der Stolz auf unsre Eigenart. Daneben aber etwas, das wertvoller ist als dieser Stolz: der Wille, unsre Wege selbst zu wählen, unsre Geschichte (!) in unsre Hände zu nehmen“ ... Ist es etwa nicht Phrase, wenn in einer Zeit, die nach ozeanischen Maßstäben mißt, ein Landwinkel von einigen Hunderttausend Einwohnern seine „Geschichte selbst in die Hände nehmen“ will?

Solche Dinge sind Symptome politischer Unreife. Es lohnt nicht der Kritik. Das Schicksal gebe dem Elsaß sachliche und nüchterne Männer von weitem Blick und warmem Herzen! Alsaticus

*

Deutschland in Monte Carlo

... Ohne die Deutschen, schreibt Paul von Szczepanski im „B. T.“, würde Monte Carlo heute kaum sein Dasein fristen. Wenn man in den Monaten Februar, März und April im oder vor dem Café de Paris sitzt, kann man sich einbilden, im Romanischen Café oder bei Josty zu sein. Schade, daß es unmöglich ist, über die Nationalität des in Monte Carlo verlorenen Geldes einen statistischen Nachweis zu erbringen. Ich glaube nicht, daß zwanzig Millionen für Deutschland reichen. Sie könnten ebensogut innerhalb der deutschen Grenzen verloren werden, und würden der Modernisierung unserer Modebäder gute Dienste leisten. Aber selbst wenn man die Überschüsse der Spielbanken für wohltätige Zwecke bestimmte, würden wir in Deutschland immer noch das öffentliche Spiel für unmoralisch halten, trotzdem wir dem Fürsten von Monaco keinen Vorwurf mehr daraus machen, daß er durch die Duldung des Glücksspiels sein Vermögen erheblich verbessert hat. Der wissenschaftliche Ernst seiner Tiefseeforschungen hat den früher vielfach Gescholtenen wahrscheinlich rehabilitiert, und die Beziehungen zwischen Monaco und Deutschland sind seit Jahren schon nicht nur die zwischen Großmächten üblichen freundlichen, sondern besonders herzlich. ...

*

Nibelungen-Treue!?

In weniger als Jahresfrist hatte sich die Parole 2000 = 2000000, unter der Peter Rosegger seinen Appell an die Reichen zur Erbauung nationaler Festungen an der Sprachgrenze erließ, erfüllt. Mit Jahresschluß waren bereits 1309 Bausteine zu je 2000 Kronen gezeichnet. Die Statistik über die Spender ist nach mancher Richtung hin interessant.

Roseggers Idee war, mit seinem Aufruf jene Kreise zu treffen, die bisher zur nationalen Schutzarbeit sehr wenig beigetragen, die oberen Zehntausend. Denn die bestehenden Schutzvereine werden durchwegs vom Mittelstand erhalten. Diese Absicht ist nun allerdings nur zum Teil verwirklicht worden. Denn nur die Hälfte der Bausteine wurde von Einzelpersonen gezeichnet, wiederum war es das deutsche Bürgertum in seinen mittleren Schichten, das unermüdlich Bausteine aus tausend und tausend kleinen Beträgen zusammentrug. Dieselben Leute, die ohnehin für Schulverein, Südmark, Ost- und Nordmark fast täglich ihren Sechser beisteuerten. Eine Enttäuschung bereitete auch die Beteiligung des Deutschen Reiches. Von den 1309 Bausteinen wurden nur 123 aus Deutschland (darunter noch ein

Großteil von naturalisierten Österreichern!) gezeichnet. Unter den Bundesstaaten steht Sachsen mit 26 Steinen an erster, Bayern mit 25 an zweiter Stelle. Berlin gab 19. Wenn man sich in Erinnerung ruft, daß Deutschland für Messina 9 Millionen aufbrachte, so scheint dieser kärgliche Erfolg unbegreiflich. Fehlte es an der Propaganda? am Willen? Das kann man kaum annehmen, da das Verständnis für die Bedeutung der Existenz des österreichischen Deutschtums seit den letzten Jahren im Reiche erfreulicherweise immer allgemeiner wird. Außerdem berührt die Erhaltung des galizischen, schlesischen und böhmischen Deutschtums doch direkt das Interesse des Deutschen Reiches.

Hier sei des Vergleiches halber noch erwähnt, daß die polnische Trutzsammlung „Dar grunwaldzki" zwei Millionen, und die tschechische „St. Wenzelssammlung" in fünf Monaten eine Million (und heute bald die zweite) erreichte. Dabei gibt es vier Millionen Polen und sechs Millionen Tschechen in Österreich!

Die Deutsch-Österreicher, die ihr Volkstum nach fünf Fronten hin verteidigen müssen, können ihre historische Nationalpflicht, Deutschland den Rücken gegen die Donauslawen zu decken, nur erfüllen, wenn man im Reich an ihrem Kampfe nicht nur idealen, sondern auch werktätigen Anteil nimmt. Daran hats bisher arg gefehlt. Dr. O. F. L.

*

Fritjof aus Berlin

Von den deutschen Bergen tönt es: „Alles besetzt! Hier kann kein Denkmal mehr stehen!" Das große Bismarckdenkmal, welches ein Verein von vielen Umständlichkeiten und wenig Temperament errichten will, fand schon keinen besseren Platz als gegenüber dem Niederwalddenkmal. Wie die zween Löwen, die einander aufzohren, so daß man nur die Schwänze fand, werden sie sich dort gegenseitig totmachen. Die letzte schwache Hoffnung ist, daß die Sammelgelder mit vorbereitenden Kosten noch vorher wieder daraufgehen.

Aber im germanischen Norden gibt es noch viel Berge von unberührter Stimmungsgröße und episch geheimnisvoller Poesie. Am Sognefjord, einem der ernstesten, feierlichsten, lokalisiert sich die Fridhthiofs-Saga von dem Bondensohn, der als Vormund von König Hrings Söhnen dessen Witwe, die einst mit ihm erzogene schöne Ingibjorg, heimführte; eine bei den Auswanderern in Island entstandene frei-epische, ungeschichtliche Dichtung. Da Bele in der Sage als König zu Sogn bezeichnet wird, so hat man natürlich längst, infolge der popularisierenden schönen Nachdichtung des Schweden Tegnér, Beles Grab bei dem vielbesuchten Balholm wieder aufgefunden und einen modernen Bautastein daraufgesetzt, man identifiziert Framnaes mit Fritjofs Vangsnaes usw.

Dagegen ist nicht viel zu sagen, es ist ein naheliegendes Bedürfnis des nachsuchenden, wenn auch kindlichen epischen Sinnes. Nicht jeder versteht es, daß es noch viel größer auf die Stimmung wirkt, wenn nichts mehr von Fremdenführern gezeigt werden kann. Wie in der Nibelungengegend von Pechlarn, wo alles Verklungenheit ist und ewiges Lied. Das Verhüllte, das Ungezeigte, Ungesagte, nicht Vorweggenommene, das die ganze Erregung hinüberverlegt in die eigenen seelischen Schwingungen des Wandernden oder des Hörers, Lesers, das ist, wie der kleinste Lyriker weiß, die echte Poesie. Wir müssen frei in uns nacherschaffen, was die Dichtung in uns erregt; nur mit ihr haben wir zu tun; darum waren auch die illustrierten Goethe-Ausgaben mit ihren Holzschnitt-Kostümpüppchen, wie sie einstmals der Grotesche Verlag unternahm, ein wahrer Mord der feineren Vorstellungskraft in den jugendlichen Lesern und eine von ihnen selbst sehr deutlich naiv gefühlte Enttäuschung.

Nun wird durch eine wieder einmal gutgemeinte großherzige Idee über dem Sognefjord der Bondensohn aufgestellt werden, gewaltig in den Abmessungen, damit er sich in der landschaftlichen Großartigkeit des schweigenden Felsenbildes umher behaupte. Fritjof, von Berliner Meisterhand modelliert, der Germane, wie er im Kostümwerk leibt und lebt, die Beine umwickelt, den ehernen Balt um den Magen, die Rechte gestützt auf das

Langschwert und das Heldenhaupt nach dem Hotel gewendet, wo unermeßliche Sommerscharen von Deutschen und Amerikanern, bedient von jungen Ingeborgs in Nationaltracht, ihre Forellen og Coteletter vertilgen.

Ed. H.

*

Cherchez la femme!

Als sich unlängst ein junger Gemeindeschullehrer wegen grober sittlicher Vergehungen an Schulkindern vor Gericht zu verantworten hatte, fand er zu seinem Glück milde Richter, die auf Anregung des Verteidigers als mildernden Umstand in Betracht zogen, er habe durch das „vielfach beobachtete herausfordernde Wesen von Mädchen im Alter von 13 bis 15 Jahren jeden moralischen Halt verloren“, man begnügte sich damit, ihn zu der verhältnismäßig geringen Strafe von einem Jahr Gefängnis zu verurteilen. Vielleicht hat der Rektor Bock von der Katholischen Mädchenschule in der Gneisenaustraße zu Berlin, der demnächst wegen gleicher Delikte vor den Schranken des Gerichts erscheinen muß, ebensolches Glück; es entspräche das nur dem allgemeinen Verfall des gesellschaftlichen Verantwortungsgefühls in der modernen Männerwelt. Überall nimmt man hier die Neigung wahr, hinter irgendeiner Verfehlung eines Mannes nach der französischen Parole „Cherchez la femme!“ eine weibliche Triebfeder zu wittern. Nur so ist es verständlich, daß sich jetzt große Berliner Tageszeitungen dazu hergeben, den Doktor Zickel, den Direktor des Berliner Lustspielhauses, in ihren Spalten von gleichgesinnten Seelen bedauern zu lassen, weil ihm auf Grund des § 53 der Reichsgewerbeordnung wegen unsittlichen Mißbrauchs seiner Autorität über bei ihm angestellte Schauspielerinnen die Konzession entzogen worden ist. Auch ein anderer Theaterdirektor hat den traurigen Mut, den „armen Doktor Zickel“ in Schutz zu nehmen, indem er zwar plaudernd zugibt, daß es im Bureau eines Theaterdirektors Szenen gebe, „bei denen auch im Goetheschen Sinn Amor Ursache habe, ‚schalkhaft und bescheiden‘ fest die beiden Augen zuzuhalten“, aber gleich hinzufügt, es wäre da wohl eine Antwort auf jene Doktorfrage am Platz, die einst ein bekannter und besonders in Theaterkreisen sehr beliebter Schriftsteller an ihn richtete; sie lautete: „Halten Sie es für notwendig, daß ein Theaterdirektor den Verführungskünsten einer schönen, bei ihm engagierten Schauspielerin Widerstand leistet? Und halten Sie es für möglich, daß er es kann?“ — „Da ich mich“, meint der plaudernde Theaterdirektor hierzu, „in diesem kritischen Punkt einer Ähnlichkeit mit Joseph in Ägypten zeihen muß, so bat ich um Bedenkzeit, und noch jetzt grüble ich nach der Antwort auf diese Frage.“

Fürwahr, es ist Zeit, daß die Frauen die herrschende Rolle in der Gesellschaft übernehmen; denn das Männerregiment ist doch bei uns zu einer Lüge geworden. Lehrer fühlen sich außerstande, den „Verführungskünsten“ 13—15jähriger Schulmädchen zu widerstehen, Theaterdirektoren schämen sich nicht, einzugestehen, daß die „Verführungskünste“ schöner Schauspielerinnen sie um die Herrschaft über sich selbst bringen, und es zeigen sich milde öffentliche Richter und milde öffentlich Meinende, die das verständlich und verzeihlich, wenn nicht selbstverständlich und gerechtfertigt finden.

Unsere Männer haben sich das Monopol der Gesetzgebung und politischen Herrschaft zu erhalten gewußt und tun ihr möglichstes, um diese Privilegien gegen den Ansturm der Frauenrechtlerinnen zu behaupten. Sie sind jedoch nicht mehr Mannes genug, um die Verantwortlichkeiten, die zu ihren Rechten gehören, allein zu tragen, und wälzen einen immer größeren Teil davon auf die schwächeren Schultern der Frauen ab, und stellen sich dann dumm und tun verwundert, wenn die Frauen zu den Verantwortlichkeiten, die ihnen aufgeladen werden, die entsprechenden Rechte fordern! Es wird jenen nichts helfen; wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach.

O. C.

*

Seidene Jupons

Mir wird manchmal um Deutschland bange. Nicht weil wir eine Großmacht wurden und Weltpolitik treiben, nicht weil wir reich werden und es werden *wollen*.

Das ist nötig und wünschenswert, und je mehr das Ausland uns den Spiegel der Vergangenheit vorhält, je mehr es uns an das bescheidene „Deutschland Goethes und Kants, an den deutschen Idealismus“ erinnert, je heftiger es uns beweisen will, wir seien auf dem Holzweg, desto überzeugter bin ich vom Gegenteil. Es wäre ihnen freilich sehr lieb, könnten sie weiter auf dem idealistischen, politisch ohnmächtigen und zerrissenen Deutschland herumtreten, das sich früher mit der blauen Blume im Knopfloch seines schäbigen Rockes über alle Miseren des Daseins tröstete. Nein, vor Macht und Reichtum braucht uns nicht zu bangen. Unser Idealismus hat auch keinen Schaden erlitten, äußert er sich weniger in Philosophie und Dichtung, so um so stärker in praktisch-sozialer Arbeit, und das ist heute das Notwendigere. Die Philosophen und Klassiker des 18. Jahrhunderts haben auch auf einige Zeit voraus gedacht, und wir können lange daran arbeiten, dies große Erbe in die Schillinge des täglichen Gebrauchs umzusetzen. Was mich bedenklich macht, ist die Flut des törichten Luxus in Deutschland, verbunden mit protzigem Parvenüwesen. Friedrich der Große sagt einmal: heute, wo jede Kuhmagd einen Seidenfaden an sich haben will. Nun, der Seidenfaden hat sich im 20. Jahrhundert auch bei der Kuhmagd zur seidenen Bluse ausgewachsen. Das ist eine natürliche Entwicklung und die Verbilligung des Putzes eine natürliche Folge des Maschinenbetriebs und gesteigerter Lebensansprüche des ganzen Volks. Der Schaden liegt auch nicht darin, daß Deutschland heute besser wohnt, besser ißt, sich besser kleidet. Er liegt nur in der Überschätzung dieser Dinge, als seien sie das eigentlich Lebenswerte, das Wesentliche für den Menschen. Deshalb sind diese seitenlangen Annoncen seidener Matinées, seidener Jupons, feinster Abendmäntel, neuester Modelle, letzter Neuheiten, eleganter Abendschuhe in hochfeiner Ausstattung, Kimonoblusen und Pelzboas aus Affenschwanz so unerfreulich. Erstens als Gewälsch — die meisten Worte sind Fremdworte — zweitens als Stil — er ist meist fürchterlich — drittens als Verführung der Massen (gebildeter wie ungebildeter), die nun ja glauben müssen, es sei wirklich das Alleinseligmachende, was ihnen da gepriesen wird.

Ich habe gar nichts dagegen, daß Deutschland sich hübscher anzieht als früher — da war wirklich manches zu lernen und zu bessern — aber von einer puritanischen Unterschätzung des Äußeren in eine banausische Überschätzung zu verfallen, ist das Zeichen innerer Unfertigkeit, und die ist gefährlich. Man kann eben nur dann, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen, „seidene Jupons“ tragen, wenn man weiß, daß es wirklich nur seidene Jupons sind, d. h. ein paar beliebige Lappen, die dem Wert des Menschen nichts zusetzen noch abnehmen.

Unsrer jungen Großmacht stehen noch heftige Stürme bevor, wir werden sie mit Ehren nur bestehen, wenn wir uns neben all diesem Tand das Wetterkleid der unverlierbaren Werte erhalten. Für Deutschland aber ist anscheinend dieser Luxus noch zu neu, als daß er uns als etwas Selbstverständliches und gleichzeitig Unwesentliches erscheinen könnte.

Dr. K. Sch.

Zur gefl. Beachtung!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher **in ihrem eigenen Interesse** freundlich und dringend ersucht, **sämtliche** Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder **„an den Herausgeber“** oder **„an die Redaktion des Türmers“** (beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstr. 6**) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck. **Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Bad Oeynhausen i. Westf.** — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Zwei Klavierstücke

von

Walter Niemann

1

INTRATA*)

Allegro non troppo, ma sempre con molt' espressione

PIANO

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Originalverlegers Arthur P. Schmidt den „Drei Compositionen" Op. 7 (1909) entnommen


sfz
legato
f
molto espress. e
mf
p
cantabile
mp
dolce
poco rinforz.
cresc.
m.d.
molto marc.
poco f
sempre ritard.


sostenuto
sonore con gran' sen-
ff
pesante il basso
timento
sempre f
mf espress.
sfz
m.g.
poco f
espress.
sfz



poco sostenuto
sempre f
tranquillo, poco maestoso
mf
cresc. ed al-
largando poco a poco
f
fz
ff
ff
ffz

2

DÄMMERUNG IN DER HEIDE

Die Dämmerung wob schon ihr feines Gewebe über dem Land. Aber noch war alles, nahe und ferne, hell und deutlich erkennbar. Manch liebliches Leuchten auch spielte vereinzelt auf Büschen, an Wegen und Feldern und einsamer Heide. Es lachte der Tag dem Abend entgegen

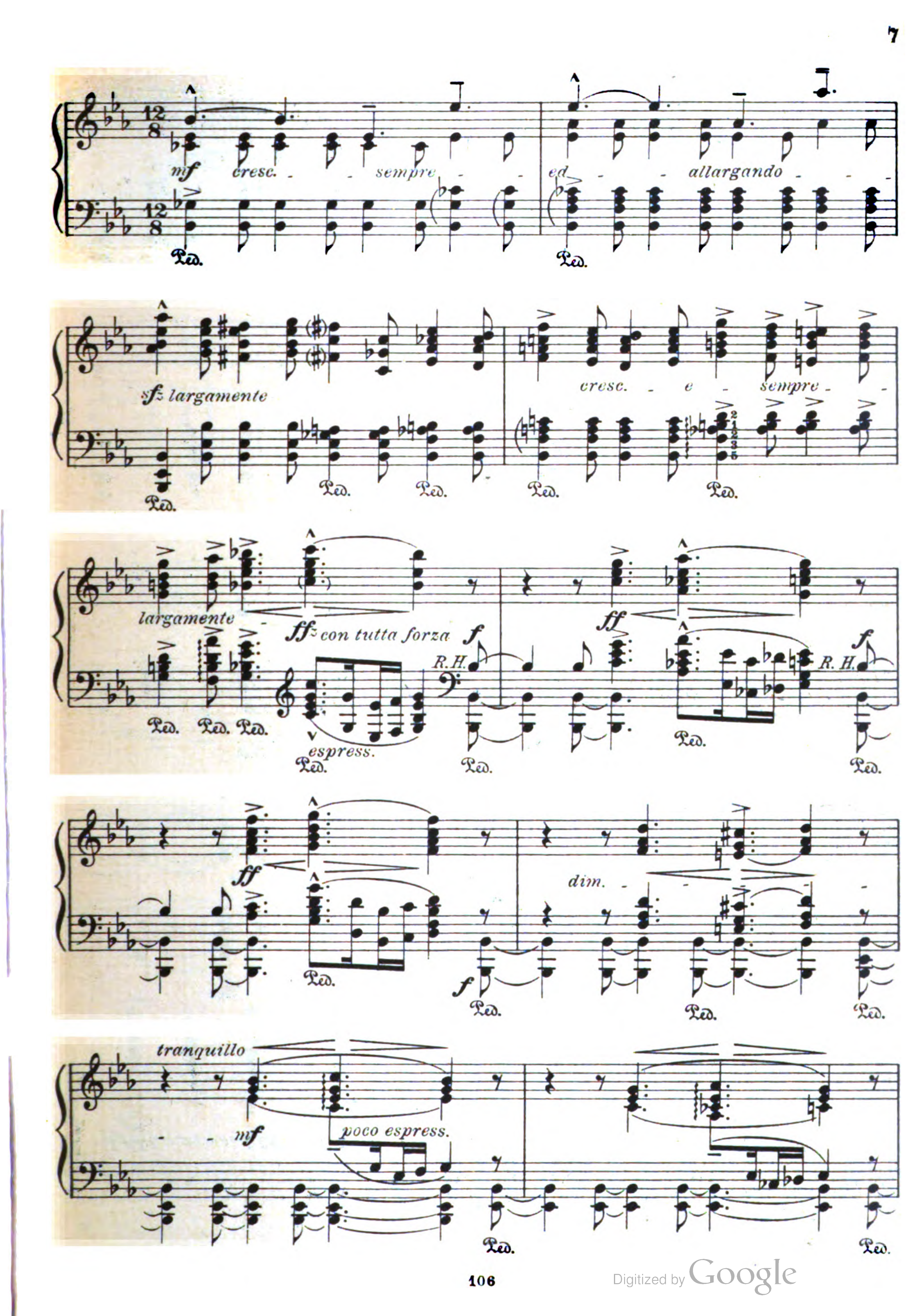
Heinrich Greter

Manuskript (1910)





espress. cant.
p
dim.
Ped.
espress. cant.
mp
espress.cant.
p
L'istesso tempo
espress. misterioso
9/8
pp
mf
poco
rit.
molto espress.
6/8
poco
p
stringendo
e
cresc.
12/8



mf
cresc.
sempre
ed
allargando
sfz largamente
cresc.
e
sempre
largamente
ffz con tutta forza
f
R.H.
ff
R.H.
f
espress.
ff
f
dim.
tranquillo
mf
poco espress.


dim.
Ped.
molto espress.
mp
espr.
dim
sempre
p
pp
e
morendo
al
ppp una corda pppp



Mondnacht in Masuren — Hans Hartig

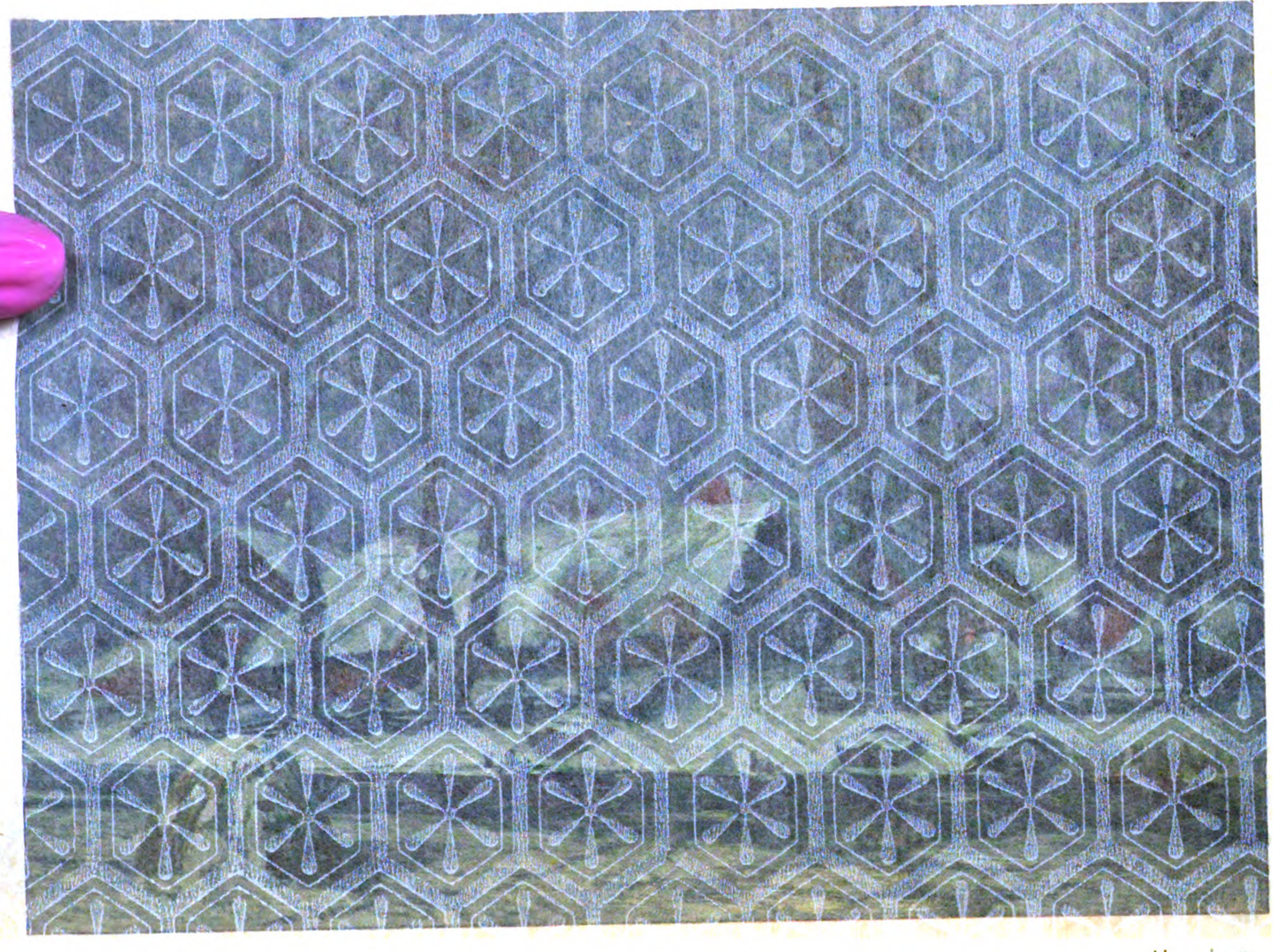


XIII. Jahrg. März 1911 Heft 6

Die elsässische Tragödie

Von Dr. Karl Storck

Auf die sogenannte elsässische Frage, die gerade [illegible] Gemüter bewegt, sind zahlreiche Antworten [illegible] bis jetzt nicht da. Das wird von einer immer [illegible] Beteiligten eingesehen. Während man früher [illegible] die Frage würde sich mit der Zeit von selber lösen, wächst [illegible] die Meinung vertreten, sie werde mit jedem Tag schwerer. Und [illegible] lichen und offiziellen Behandlung der Frage [illegible] Staatsrechtlichen das große Wort [illegible] sei durch politische Maßnahmen die Frage [illegible] so erkennen die tiefer Zusehenden immer schärfer [illegible] blem entwickelt hat, dessen Lösung [illegible] muß. Fast will es mir scheinen, als [illegible] überhaupt aufgegeben und [illegible] lassen. Aber die Liebe kennt [illegible] auch gilt: ob dem Deutschen Reiche, ob [illegible] politisch für sich stehenden selbständigen [illegible] Volkstum umfängt oder französische [illegible] für die Entwicklung des begabten [illegible]



Mondnacht in Masuren — Hans Hartig



XIII. Jahrg. März 1911 Heft 6

Die elsässische Tragödie

Von Dr. Karl Storck

Auf die sogenannte elsässische Frage, die gerade jetzt wieder alle Gemüter bewegt, sind zahlreiche Antworten erfolgt, d i e Antwort ist bis jetzt nicht da. Das wird von einer immer größeren Zahl der Beteiligten eingesehen. Während man früher der Meinung war, die Frage würde sich mit der Zeit von selber lösen, wächst die Zahl jener, die die Meinung vertreten, sie werde mit jedem Tage schwerer. Und wenn bei der öffentlichen und offiziellen Behandlung der Frage die Politiker und die Vertreter des Staatsrechtlichen das große Wort führen und hüben und drüben getan wird, als sei durch politische Maßnahmen die ganze Angelegenheit in Ordnung zu bringen, so erkennen die tiefer Zusehenden immer schärfer, daß sich hier ein V o l k s p r o b l e m entwickelt hat, dessen Lösung außerordentlich schwierig und langwierig sein muß. Fast will es mir scheinen, als hätten manche die Hoffnung auf eine gute Lösung überhaupt aufgegeben und seien auf dem Standpunkte angelangt, alles gehen zu lassen. Aber die Liebe kennt diese Gleichgültigkeit nicht. Wem diese Liebe nun auch gilt: ob dem Deutschen Reiche, ob Frankreich, ob dem künstlichen Gebilde eines politisch für sich stehenden selbständigen Elsaß-Lothringen, ob diese Liebe deutsches Volkstum umfängt oder französische Kultur, — sie kann nicht gleichgültig bleiben für die Entwicklung des begabten und edlen Volksstammes, der das Land zwischen

Wasgau und Rhein bewohnt. Und käme man schließlich sogar zur Gleichgültigkeit gegen die politische Entwicklung, könnte man sich in die Zukunftsträume von „vereinigten europäischen Staaten“ so einwiegen, daß man die Zugehörigkeit eines kleinen Landesteiles zu dem einen oder andern Reiche als ziemlich gleichgültige Machtfrage empfände, so bliebe immer noch ein schweres Kulturproblem, das gerade dann uns um so tiefer berühren muß, wenn wir den Schwerpunkt der menschlichen Entwicklung ins Geistige verlegen.

Als ich vor nunmehr dreizehn Jahren meine „Briefe eines Elsässers“ veröffentlichte (November 1897 bis Juni 1898 in der „Tägl. Rundschau“), geschah es aus tiefster innerer Not. Im Elsaß geboren, hatte ich als Sohn eines altdeutschen Beamten trotz guter persönlicher Beziehungen zu zahlreichen Altelsässern alle die zahllosen kleinen Demütigungen und Bitterkeiten bis auf die Neige ausgekostet, die gerade die Jugend mit besonderer Grausamkeit einem aus allgemeinen (jenseits des Persönlichen liegenden) Gründen Verhaßten zu bereiten vermag. Es ist sehr schwierig, jemandem, der ein Ähnliches nie durchgemacht hat, diese Lage klarzumachen, die dahin führt, daß man in voller Bitterkeit jenes Fremdsein empfindet, für das unsere Vorfahren das Wort „Elend“ brauchten. Dabei ist es nicht das leicht ertragbare, weil selbstverständliche Fremdsein im fremden Land, es ist ein Fremdsein im eigenen Lande. Ein Fremdsein, das doppelt schmerzlich und verzehrend ist, weil das Hochgefühl des eigenen Volksempfindens die Zugehörigkeit dieses Landes zum eigenen großen Vaterlande behauptet und verlangt, weil tausend Klammern geschichtlicher Erinnerung, sprachlicher, geistiger, kultureller Verwandtschaft die Zugehörigkeit, die Einheit einem zu beweisen scheinen. Ich weiß, nicht alle im Elsaß wohnenden Altdeutschen empfinden so; aber die so bitterlich an der „Fremde“ leiden, sind viel zahlreicher, als man gemeinhin annimmt. Die vielen zwar, denen eine wohlwollende Natur eine dicke Haut um ihr seelisches und geistiges Leben gehüllt hat, fühlen die meisten der Nadelstiche nicht, wehren sich darum auch nicht und empfinden schließlich viel weniger als der Feinnervigere. Andere fühlen die Brust geschwellt mit dem Hochgefühl der Herrscherstellung und der Macht; wenn sich so viele Altdeutsche im Elsaß in der Tonart vergreifen, sollte man nicht vergessen, wie sehr sie durch die ganze Umwelt — oft ohne greifbare Schuld eines einzelnen — gereizt sind. Auf der anderen Seite wird es begreiflich, wenn aus Scheu vor dem dauernden Martyrium, das mit dem Verschiedensein von der Umgebung nun einmal verbunden ist, vor allem die im Elsaß geborene oder aufgewachsene Nachkommenschaft eingewanderter Altdeutscher die eigene Art verleugnet und sich der Umgebung fügt — in Dialektsprechen oder Französeln. Das wäre eine persönliche Angelegenheit, wenn nicht von elsässischer Seite daraus falsche Allgemeinschlüsse gezogen würden. Im Gegensatz zu diesen Gruppen geraten alle jene unrettbar in diese geistige und seelische Einöde hinein, die aus irgendwelchen Gründen Volk und Land in seelischer und geistiger Liebe zu umfangen streben und das mit deutschem Herzen tun, aus deutschem Geistesempfinden, aus deutschem Volks- und Weltgefühl heraus. Und zwar gerät nicht nur jener in diese Lage, der durch Blut mit Altdeutschland verbunden ist, sondern auch jener aus elsässischem Blut Hervorgegangene, der durch geistige und seelische Entwicklung

ins deutsche Volksbewußtsein eingemündet ist. Es wäre nicht schwer, hier bekannte Namen zu nennen. Doch würde dadurch das Bild verschoben und, wie so oft in all diesen Dingen, von Übelwollenden das allgemein gültige Problem zu einer ganz persönlichen Angelegenheit verdreht.

Ich schrieb die obengenannten „Briefe eines Elsässers“ (die übrigens auch in Buchform erschienen sind unter dem Titel „Nationale Not im Elsaß“, Berlin 1900, Heymann), nachdem ich durch mehrjähriges Studium, durch ausgedehnte Reisen und eingehende Beschäftigung mit der romanischen Kultur einen gewissen Abstand und die Möglichkeit überschauender Wertung gewonnen hatte. Gerade aus jener eingehenden Beschäftigung mit der romanischen, insbesondere der französischen Kultur, für die ein weitgehendes Verständnis zu besitzen mir auch von der französischen Kritik bis auf den heutigen Tag immer wieder bestätigt wird, hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß die französische Kultur im Elsaß nicht so tief erfaßt, noch andererseits so bedeutsam eingedrungen war, daß darauf eine gesunde Entwicklung möglich gewesen wäre. Denn nicht die Innenwerte, sondern nur die Außenerscheinung französischer Kultur hatten auf das Elsaß gewirkt. Andererseits hatte mir die von der Mutter empfangene Blutszugehörigkeit zur Schweiz, in der ich alljährlich lange Zeiten verbrachte, gezeigt, daß im Elsaß die Vorbedingungen zu einer eigenen nationalen Entwicklung, wie sie der Schweiz, auf die man im Elsaß so gern hinwies, beschieden gewesen, gar nicht vorhanden seien. Es blieb darum als einzige Möglichkeit einer segensreichen Entwicklung für das Elsaß nur das Hineinwachsen in die deutsche Kultur übrig und damit doch auch in deutsches Volkstum.

So zwang es mich damals, diesen Überzeugungen Ausdruck zu leihen, schonungslos aufzudecken, was nach meinem Dafürhalten dieser notwendigen Entwicklung entgegenarbeitete: auf politischem Gebiet, auf seiten der eingewanderten Altdeutschen wie der Einheimischen, in den kulturellen Verhältnissen. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß man in altdeutschen Kreisen gar keine Ahnung von den wirklichen Verhältnissen im Elsaß hatte; daß man dort zu besitzen wähnte, wo es überhaupt erst langsam zu erwerben galt. Ich hatte die Überzeugung, daß durch diese Oberflächlichkeit in der Auffassung des gesamten elsässischen Lebens eine Verflachung desselben eintrat, durch die bei der steigenden Materialisierung unseres ganzen Daseins die geistige und seelische Kultur immer mehr verarmen mußte. Ich sah, daß durch alle diese Umstände, durch eine gewisse Müdigkeit an den steten Kämpfen und Reibereien im Elsaß selbst sich ein Zustand entwickelte, der vom wirklich stark pulsierenden Leben denkbar weit entfernt war. Da entschloß ich mich, soweit es in den Kräften eines einzelnen steht, aufzurütteln. Die Aufrüttelung ist damals gelungen. In vielen tausend Exemplaren flog der Sonderabdruck der ersten jener Briefe in die Häuser Altdeutscher und Einheimischer des Elsaß. Die längst vergilbten und verstaubten Stöße von Briefen und Zeitungspolemiken, die sich an die Broschüre knüpften, enthalten den aktenmäßigen Beweis, wie aufrüttelnd die Wirkung der Briefe gewesen ist. Hatte ich auch bald erfahren müssen, daß meine Absicht, durch Anonymität von der Person des Verfassers weg auf die Sache zu

lenken, mißlungen war, so wurde doch erreicht, daß seither wieder in ganz anderem Maße, als die fünfzehn Jahre zuvor, die schriftstellerische Beschäftigung mit dem elsässischen Problem einsetzte. Und erst seit dieser Zeit spielt in all diesen Schriften die Problemfrage der Kultur die Hauptrolle. Unmittelbar auf jene Briefe war auch Werner Wittichs Arbeit „über deutsche und französische Kultur im Elsaß" erschienen, und seither ist gerade diese Seite der Frage so viel abgewandelt worden, daß bald jeder Straßburger Droschkenkutscher und jedes Waschweib sich als eine problematische Erscheinung der Zwitter- oder Doppelkultur ansehen möchte.

Ich persönlich hatte für mich mit jenen Briefen den Gewinn der Selbstbefreiung, und ich habe mich deshalb seither auch nie wieder, von einigen rein sachlichen Darlegungen über literarische und künstlerische Fragen abgesehen, mit dem elsässischen Problem befaßt. Es ist auch nicht Eitelkeit, die mich jetzt veranlaßt, diese persönlichen Verhältnisse darzulegen, sondern mehr das Verlangen, einen Berechtigungsnachweis zu erbringen, wenn ich im gegenwärtigen Augenblicke, wo durch äußere und innere Geschehnisse die elsässische Frage wieder einmal in den Vordergrund gerückt wird, das Wort dazu ergreife. Den letzten Anstoß dazu gibt mir ein soeben erschienenes Buch „Die elsässische Tragödie", in dem der elsässische Dichter Hans Karl Abel den beachtenswerten Versuch macht, das ganze Problem in der Form eines Volksromans zu behandeln (Berlin, Meyer & Jessen). Das Buch ist nicht zu verwechseln mit den vielerlei Romanen aus dem Elsaß, die auch in den letzten Jahren erschienen sind, in denen diese Fragen mehr gelegentlich gestreift wurden. Hier kämpft vielmehr ein Mann um seine Heimat, ein im Elsaß geborener und aufgewachsener Sohn eines Altdeutschen und einer Elsässerin, der in der deutschen Kultur einheimisch geworden ist, der diesen Besitz nicht preisgeben kann und darf und nun mit deutschem Herzen das Elsaß als Heimat, die Elsässer als Heimatgenossen gewinnen und fühlen will.

Heimat und Volkstum sind, innerlich gefaßt, Werte stärkster und tiefdringendster Gemeinsamkeit, sind weiter als der Begriff der Familie, zugleich aber auch in manchem Betracht erhabener und stärker. Kann das Elsaß, kann dies Elsaß, wie es heute ist, überhaupt noch in diesem höchsten Sinne Heimat sein? Das ist die Frage, vor der wir am Schlusse des Buches stehen. Um das eine vorauszuschicken: das Buch ist künstlerisch ungleichwertig. Neben dem starken dichterischen Erleben steht unvermittelt die bloße Beobachtung; neben den ruhig erzählenden Epiker tritt der disputierende Journalist, der für manche den Kenner der Verhältnisse vertraut anmutende, jeden Auswärtigen aber befremdende Erscheinungen Erklärungen herbeizuholen sich verpflichtet fühlt. Aber diese Dinge treten gleich den Einwendungen, die man im einzelnen gegen Sprache und Komposition machen könnte, zurück hinter der Tatsache, daß hier aus starkem Gefühl und mit tiefem Verständnis für die geschichtliche und geistige Entwicklung der Elsässer an einzelnen charakteristischen, ja typisch wirkenden Individuen die ganze Lage scharf beleuchtet wird. Gewiß mag man da sagen, daß eben nur von einzelnen Personen die Rede ist, wo es sich doch um ein ganzes Volk handelt. Aber so mannigfache Abstufungen auch da vorkommen mögen, gerade in dieser nationalen Frage liegt das Problem

für die meisten ganz ähnlich. Und aus einem so charakteristischen Erleben eines einzelnen wird man eher einen Maßstab für die Beurteilung der Gesamtheit gewinnen, als aus ganz allgemein gehaltenen und darum mehr im Theoretischen stecken bleibenden Beobachtungen.

Den ersten Teil seines Buches bezeichnet Abel als Epos. Es mag an der durchgreifenden Umwandlung liegen, die das Leben von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ab erfahren hat — durch die Veränderung des Verkehrs, die soziale Umwälzung, die Verschiebung des Schwerpunkts in die Städte —, daß schier ein jeder des heutigen Männergeschlechts Erinnerungen an Großväter und Urgroßväter in sich trägt, die etwas Heroisches an sich haben. Es ist wie das Gedenken an ein Geschlecht auch körperlich gewaltiger Männer, die Erstaunliches zu leisten vermochten, die wie Eichbäume im Leben standen, so ganz auf sich und in sich gestellt, deren Erlebnisse darum auch so merkwürdig stark erscheinen und in unserm Innern Saiten zum Klingen bringen, wie ein altes Heldengedicht. Im Elsaß bewahrt jedes Dorf, schier jede Familie die Erinnerungen an solche Gestalten, denn die Großväter oder Urgroßväter des heutigen Geschlechts waren Krieger Napoleons.

Der elsässische Napoleonkultus ist anders, ist tiefer und stärker als der französische, geschweige denn als der deutsche. Für das französische Empfinden hat Napoleon eine große Zahl von Werten, ein glänzendes Stück Vergangenheit zerstört; er hat dem Lande äußeren Glanz gegeben, aber doch nicht hindern können, daß es nachher tief gedemütigt wurde. Er hat von ihm unendliche Opfer herausgepreßt, hat seinen Bewohnern zahllose jener Wunden geschlagen, die auch im Gedächtnis der Nachfahren niemals verheilen. Im Elsaß dagegen hat Napoleon nichts zerstört, hier hat er nur Inhalt gegeben.

Daran, daß man in Deutschland weder 1871 noch jetzt, vierzig Jahre später, sich über die geschichtliche Vergangenheit des Elsaß klar wird, liegt die ganz verkehrte Einstellung deutscher Kreise zum historischen elsässischen Volkstum. Logisch, wie der Zusammenschluß der deutschen Bundesstaaten zum Reiche, wie die Krönung dieses Bundes durch die Kaiserkrone, war für deutsches Empfinden das Verlangen, die Provinzen, deren Raub man einst in der Zeit der Schwäche und Schmach nicht hatte abwehren können, in der Zeit der Kraft sich wieder anzueignen. Denn das war deutsches Land, und in den Adern seiner Bewohner rollte deutsches Blut; sie redeten die deutsche Sprache; „verlorene Brüder", die man wieder gewonnen hatte mit ungeheuren Opfern an Blut und Tatkraft, mit denen man nun, wo die Zeit des Kampfes vorbei war, sich jauchzend verbrüdern wollte. Man verstand es ja allenfalls, daß diese wiedergewonnenen Brüder nicht jauchzten, denn man konnte sich überlegen, daß sie viel persönliche Verluste gehabt. Aber daß das Leid um die Verlorenen nicht heilen wollte, daß dieser deutsche Stamm vom großen deutschen Volke auf die Dauer nichts wissen wollte, ja es in steigendem Maße ablehnte, — dafür fand man in Altdeutschland keine Erklärung. Das konnte nur Böswilligkeit, Verstocktheit und Arbeit der Reichsfeinde sein. Allenfalls konnte man zugeben, daß die eigene politische Tätigkeit nicht immer geschickt gewesen sei, daß man nicht immer die richtigen Mittel ergriffen habe. Aber diese

Mittel konnte man ja wechseln, und in der Tat wird in den meisten deutschen Kreisen bis auf den heutigen Tag die Lösung der elsässischen Frage als eine rein politische Angelegenheit angesehen. Man erwartet sich vom Überlassen oder Versagen politischer Rechte entscheidende Erfolge und sieht noch immer nicht ein, daß mit allen diesen Dingen, und seien es selbst die an sich wertvollen der Verfassung und des Parlaments, weiter nichts zusammenhängt, als die etwas mehr oder weniger günstige Regelung einer ganz äußerlich bleibenden Zugehörigkeit zum staatlichen Organismus des Deutschen Reiches, daß damit aber die innere Verschmelzung des Elsässertums mit dem deutschen Volkstum gar nichts zu tun hat, oder doch nur so viel, als diese politischen Maßnahmen die für jene andere Entwicklung notwendigen Stimmungen beeinflussen.

Es ist voll tragischer Ironie, daß die Altdeutschen, die gerade aus geschichtlichem Empfinden heraus und mit geschichtlichen Begründungen im neugewonnenen Elsaß ein Bruderland zu finden hofften, sich nicht darüber klar wurden, daß gerade die geschichtliche Entwicklung ihnen das Elsaß so völlig entfremdet hatte, wie es sonst nur die tiefsten natürlichen Grenzen und völlige Volksverschiedenheit zu tun vermögen. Ja noch mehr. Die Schweiz, Österreich und schließlich gerade auch Elsaß in seinem Verhältnis zu Frankreich liefern den Beweis dafür, daß gemeinsames geschichtliches Erleben nationale Verschiedenheit eher zu überwinden vermag, als die Gleichartigkeit des Volkstums über ein starkes gegensätzliches geschichtliches Erleben Meister wird. Denn nicht nur sind in einem so großen Volkstume, wie es das deutsche ist, zahllose Abstufungen, die unter sich doch auch wieder Gegensätze bilden, es kommt auch hinzu, daß sich dieses Volkstum durch politische Zugehörigkeit zu anderen Nationen durchaus nicht immer behemmt zu fühlen braucht. Das wird um so weniger der Fall sein, wenn, wie es oft für lange Zeiten geschieht, das seelische und geistige Empfinden, in denen die verschiedenen Volksarten zuerst gegeneinander stoßen, hinter einem starken Tun und großem äußeren Erleben zurücktreten. Alles das trifft für das Elsaß zu.

Die Deutschen, die ins Elsaß kamen, sahen auf den Bergen die Burgen, in den Tälern die alten Städtchen und Orte, deren Namen ihnen aus der mittelalterlichen Geschichte vertraut waren. Man wußte — gerade durch die Ereignisse des Krieges war ja alles das neu belebt worden —, welch große Rolle das Elsaß im deutschen Geistesleben vom zwölften bis siebzehnten Jahrhundert gespielt hatte. Im Wasgauwald war der Schauplatz altdeutscher Heldendichtung; an den Dörfern und Weilern hingen deutsche Sagen; in Volkssitte und Tracht fand man eine Fülle von Zügen und Erscheinungen, für die die deutsche Romantik Auge und Herz wieder aufgetan hatte. Darüber vergaß man, daß dieses Land die deutsche Romantik nicht miterlebt hatte; daß seine Bewohner von deutscher mittelalterlicher Geschichtsherrlichkeit, von deutschen Sagen und Gebräuchen nichts wußten und nichts wissen wollten; daß sie am allerwenigsten dazu neigten, altererbtes und treu behütetes Gewohnheitsgut sich wissenschaftlich ausbeuten oder in Museen einkapseln zu lassen. Man vergaß, daß diese Leute überhaupt nichts davon wußten, daß jenseits des Rheins in mehr als hundertjähriger Arbeit erst ein seelisches und geistiges Deutschland und nun auch ein staatliches und soziales entstanden war.

Aber — wirft man ein — da war doch die durch Jahrhunderte treu behütete deutsche Sprache; da war doch ein Volkstum, dessen germanische Art nicht geleugnet werden konnte?! Gewiß, aber vielleicht war gerade das, was so urdeutsch anmutete, alt, zurückgeblieben, einer anderen Zeit angehörig als das Deutsche, das nun hinüberkam, ganz abgesehen davon, daß die ungeheure Stammesverschiedenheit innerhalb des deutschen Volkstums sich auf diesem elsässischen Boden besonders schroff geltend machen mußte, wo noch gar kein Austausch und Ausgleich stattgefunden hatte. Vor allem aber hatte hier das geschichtliche Erleben ungeheuer stark und dem Deutschen schroff entgegengesetzt gewirkt.

Was war das für ein Reich gewesen, von dem 1680 das Elsaß losgerissen worden war?! Ohnmächtig, in sich zerfallen, sah damals das räumlich große deutsche Reich dem Schicksal der losgerissenen Brüder zu. Hegte man für sie überhaupt Teilnahme? Man sollte es heute nicht vergessen, wie sehr die Elsässer von dazumal dem deutschen Wesen Treue hielten. Einem Deutschland konnten sie die Treue ja nicht halten, denn ein solches war nicht da. Auch das Elsaß war zerklüftet in so und so viele Standesherrschaften, freie Städte und wie die kleinen und kleineren Staatsförmchen alle hießen. Zäh hielten die Elsässer an ihren alten Rechten fest, die ihnen von Kaiser und Reich verliehen worden waren, verteidigten sie Stück um Stück gegen das durch die Geschlossenheit seines Staatswesens so ungeheuer mächtige Königtum Frankreichs. H. K. Abel weist hier auf die Art hin, wie die Münstertäler Bauern Ludwig XIV. den Fehdehandschuh vor die Füße warfen, wie diese Talbauernschaft es geradezu auf den Krieg mit dem mächtigen Sonnenkönig ankommen lassen wollte. Über hundert Jahre hielt der Bauerntrotz stand, und nur langsam vermochte die französische Staatsmaschine die Schrauben der Gewalt so anzuziehen, daß sie dieses auf seine Art trutzige Volk unterbekam. Das war um 1780 gewesen. Aber die erste Kunde vom Sturm auf die Bastille genügte, um diese Bauernschaft zu revoltieren, so daß sie die königlichen Beamten über die Berge zurückjagten, über die sie gekommen waren.

„Was war das für eine traurige Zeit gewesen, die Zeit dieser fortwährenden Streitigkeiten um das altererbte Recht! An Stelle des Gefühls der Zusammengehörigkeit mit dem alten Deutschland, das ja in sich zerfallen war und seine treuen Brüder jenseits des Rheins dem über die Berge dringenden welschen Nachbar und seiner Willkür völlig überlassen hatte, war Gleichgültigkeit getreten und Leere. Hätte man seine Sitten, seine Sprache, alles, was deutsch an einem war, verleugnen und sich den Franzosen an den Hals werfen sollen? Das konnte man und das wollte man nicht. Wozu aber der Widerstand? Man hatte ja kein Vaterland mehr! Es war eine bitterböse, eine tieftraurige Zeit, eine Zeit ohne Begeisterung, ohne Herz; es war eine Zeit, die den Charakter eines gesunden Volkes verderben kann. Da hinein, mitten unter die Vaterlandslosen, die Zersprengten, die Gleichgültigen, die Unterdrückten fällt die Parole: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — und in Staub, in nichts zergangen und verweht ist alles, was sie zuvor bedrängte! Alles ist vergessen und verziehen, eine allgemeine Verbrüderung tritt an Stelle der alten Feindschaft. Die Vaterlandsliebe zu dem verjüngten, zu dem Licht in die Finsternis bringenden Frankreich hält ungestört ihren Einzug in die Herzen. Die große

Revolution war eine Erlösung. Sie räumte mit allem auf, was an Knechtschaft grenzte, und wie jubelte man ihr zu! Nun war Frankreich das Vaterland. — — — Die über den Portalen angebrachten Wappenschilder waren allerorts zerstört worden, und nirgends in ganz Frankreich hatte man sie gründlicher zertrümmert als im Elsaß. Die neue Zeit gebar einen neuen Adel, der rasch und glänzend aus allen Schichten des Volkes hervorschoß, als bei den Siegeszügen der in ein farbenprächtiges, auf Waffenruhm begründetes Kaiserreich verwandelten Republik den Alemannenherzen Gelegenheit gegeben war, die altgepriesene Tapferkeit zu beweisen. Das Soldatenvolk der Elsässer hatte Bonaparte auf den Schild erhoben, er war für sie Symbol. — — — So war das Elsaß welsch geworden; kein Herd war damals mehr im Lande, auf dem ein Fünkchen Liebe für ein deutsches Vaterland geglimmt hätte, als nur in Häusern gelehrter Leute, die, angesichts der alten Denkmäler deutscher Größe, ihr Deutschtum nicht vergessen konnten.“ (Abel, a. a. O. S. 40 f.)

So ist es. Für den Elsässer von heute beginnt die Geschichte seines Vaterlandes mit der französischen Revolution. Was davor liegt, ist für ihn eine dunkle Zeit, an die man nicht zurückdenken mag. Höchstenfalls, daß man aus den Baudenkmälern jener Zeit, in den Städten zumal, sich Beweise gewinnt für ein starkes, selbstbewußtes Bürgertum. Diese Zeit aber, dieses Vierteljahrhundert vom Sturm auf die Bastille bis zur Schlacht bei Waterloo, das in seiner heldenhaften Tatkraft, in der überwältigenden Gewalt der Geschehnisse, wie in seinem urdemokratischen Charakter (insofern niemals sonst in diesem Maße ein jeder seines eigenen Glückes Schmied war wie damals) — dieses in der gesamten Geschichte einzig dastehende Vierteljahrhundert hat Elsaß mit dem Volke, das diese Geschichte machte, viel enger zusammengeschweißt, als es Jahrhunderte einer im Gleichmaß dahinschreitenden und in der Gleichgültigkeit des Alltags dahinschleichenden Vergangenheit vermocht hätten. —

* * *

So tat H. K. Abel recht daran, seinen Volksroman in dieser Zeit beginnen zu lassen. Napoleon ist von Elba zurückgekehrt, und wir sehen die Getreuen wieder zu ihm eilen. Zwei der Männer vertreten jene altgewordenen Soldaten, für die kein Platz in einer friedlichen Welt war. Der dritte, Martin Iltis, verläßt Mutter und Braut im Zwang der Treue für den Kaiser, in der sicheren Hoffnung, wieder heimzukehren, wenn der Kaiser gesiegt, und dann sein Haus zu begründen. Er kehrt heim nach des Kaisers Niederlage und Verbannung, und auch sein Haus gründet er, wenn auch verspätet, weil das Weib, das er gewählt, ihm nicht in der unantastbaren Weise Treue gehalten hatte, wie er es verlangte. So müssen sie, ihr zur Buße und ihm zur Qual, noch eine Wartezeit durchmachen, bis dann doch die Hochzeitsgläser zusammenklingen, und damit der Hausstand gegründet ist, an dessen weiteren Schicksalen wir die Entwicklung von Land und Volk miterleben. Der spätere Träger dieser Geschicke ist allerdings kein Iltis, sondern ein Wodey, der auch diesen Namen zu Unrecht trägt. Denn er ist nicht des ehrlichen Bauern Sohn, der diesen Namen führte, sondern entstammt der sündigen Liebesnacht seiner Mutter mit einem französischen Emigranten, der zur selben Stunde in seine Heimat zurück-



kehren wollte, in der die napoleonischen Soldaten ihrem wiederkehrenden Kaiser entgegeneilten. Der Dichter mag wohl darin die symbolische Bedeutung gesucht haben, daß das elsässische Volk, das die Geschicke des neunzehnten Jahrhunderts erlebte, nicht die Frucht des alten ehelichen Volksbundes, sondern der Sproß der Liebesverbindung mit Frankreich war. Andreas Wodey, die Frucht des Liebesbundes, wächst als eine Art Dorfkind heran und wählt im Zwang der überall lebendigen Erinnerungen an die große Zeit des Soldatenkaisers, in der Mannesmut und Manneskraft der sicherste Adelsbrief gewesen, auch seinerseits den Soldatenberuf.

Den zweiten Teil seines Buches überschreibt Abel Volkserzählung. Die epische Größe ist vorbei, das Leben geht gemächlichen Gang, und selbst die Stürme peitschen keine hohen Wogen. Die Revolution des Jahres 1848 ist äußerlich und innerlich klein im Vergleich zu der von 1789. Aber Männer finden doch die Gelegenheit, sich als Männer zu bewähren. Andreas Wodey ist ein Soldat geworden, der denen Napoleons nichts nachgibt. Darum aber wird ihm auch der Bürgerkrieg auf den Barrikaden zuwider, und es verlangt ihn aus dem großen Paris heim in seinen Wasgau. Dort will er Förster werden. Die Erzählung, wie Andreas, der verachtete Bastard, die Tochter des angesehenen Martin Iltis zum Weibe gewinnt, wie das tüchtige Paar zuerst auf einer abgelegenen Försterei, dann in besseren Verhältnissen die Jahre verbringt, ihm ein Töchterchen heranwächst, ist echte Heimatserzählung, einfach, warmherzig gegeben, treu aus den Verhältnissen heraus geschildert. Für die Beurteilung der allgemeinen Landeslage sind aber mehr die kleineren Begleitumstände charakteristisch. Sehr gut wird herausgearbeitet, wie diese Elsässer den Unterschied ihrer Art von der französischen scharf und stark empfanden und auch bewußt weiterpflegten, wie andererseits die vornehmen Franzosen es geschickt verstanden, das auf persönliche Unabhängigkeit stolze, durch und durch im besten Sinne des Wortes demokratische, aber andererseits doch auch leicht lenkbare Volk zu nehmen. So faßte man 1849, als ein großer Teil der republikanisch gesinnten Bevölkerung einen waghalsigen Vorstoß gegen Kolmar unternahm, das Abenteuer von der leichten Seite auf und entließ bald die zahlreichen Verhafteten mit dem heilsamen Schrecken. Unter dieser geschickten Verwaltung, die sich nicht mehr einmischte, als unbedingt notwendig war, paßte sich das Elsaß dem ganzen Frankreich leicht ein. Man fügte sich der Präsidentschaft Napoleons III. und nahm die weitere Entwicklung der Dinge um so gelassener hin, als damals das große finanzielle Aufblühen Frankreichs und des damit verbundenen Elsaß einsetzte.

Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Franzosen trotz allem im Elsaß nicht eigentlich beliebt waren, daß sie vor allem, sobald sie irgendwie ihre Macht fühlen ließen, wenn das Volk seine Abhängigkeit von einer französischen Zentralstelle spürte, als fremde Eindringlinge empfunden wurden. Diese Stimmung verschärfte sich im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege, denn das napoleonische Treiben der sechziger Jahre stieß das im Kern tüchtige Elsässertum ab. So ist es hier im Roman nicht ein Einzelfall, sondern entspricht durchaus den typischen Verhältnissen, daß die ganze bäuerliche Verwandtschaft der Frau Wodeys sich widersetzt, als Wodeys Tochter Luise sich mit einem französischen Leutnant verheiraten

will. „Kurz vor dem großen Kriege waren die französischen Beamten und Offiziere unbeliebt vom kleinsten aufwärts bis hinauf zum größten im fernen, großen Paris." Es trug dazu auch bei, daß die Franzosen vor allem auch in ihrer Presse von den Elsässern und ihrem Leben als von einer Art Hinterweltler sprachen. Es war ja leicht verständlich, daß man in Frankreich wenig Verständnis für die nach Sitte, Sprache und Gehaben urdeutsche Art der Elsässer hatte, zumal diese sich die französische Sprache und Kultur doch immer als etwas Fremdes zu eigen machen mußten und mit ihrer bei der Mehrzahl schlechten und fast niemals akzentfreien Benutzung der französischen Sprache leicht verlacht wurden. Die „tête carée" war eine beliebte Witzblattfigur. Da trat wieder einmal mit wuchtigem Schritt die Geschichte in das der Kleinlichkeit verfallene Alltagsleben. „G e s c h i c h t e" betitelt H. K. Abel den dritten Teil seines Werkes.

Eine Reihe von Bildern aus dem siebziger Kriege, soweit er sich im Elsaß abspielt, läßt der Verfasser an uns vorüberziehen: Zeppelins verwegenen Kundschafterritt durch das feindliche Land, die furchtbaren Schlachten bei Weißenburg und Wörth, die heldenhaften Stürme der französischen Kürassierbrigaden bei Morsbronn und Fröschweiler; dann verweilt er ausführlich bei der Beschießung und Belagerung Straßburgs. Mit dem Roman im Buche sind diese Schilderungen dadurch verbunden, daß der Verlobte von Andreas Wodeys Tochter Luise unter den französischen Kürassieren steht, die bei Morsbronn im tollen Todesritt in den Ehrenkranz der französischen Tapferkeit eines der leuchtendsten Ruhmesblätter wanden, und daß andererseits Luise, um den Werbungen des Bürgermeisters ihres Heimatortes auszuweichen, eine Stellung als Erzieherin bei einer Kaufmannsfamilie in Straßburg angetreten hat.

Aber auch die Geschichte des Volkes gebot die Behandlung dieser Ereignisse. Und gar für die elsässische „Tragödie" war das besondere Herausarbeiten der Geschehnisse in Straßburg erforderlich. Denn, so furchtbar und schrecklich die großen Schlachten waren, so unendlich viele Opfer sie verschlangen, die Mitlebenden sahen da Mann mit Mann ringen. Es war ein Kämpfen mit gleichen Waffen, so daß bei den Franzosen und erst recht bei den Elsässern bald die Überzeugung entstehen mußte, daß auf deutscher Seite die überlegene Führung, die weit straffere Disziplin, die bessere Fürsorge für die Truppen herrschte. Das hätte die Grundlage für eine Achtung und Bewunderung des bis dahin halb als barbarisch angesehenen Gegners geschaffen, auf der für spätere Zeit sich ein erträgliches Verhältnis eher hätte entwickeln können, wenn nicht der entsetzliche Eindruck von der Beschießung und Belagerung Straßburgs in den Herzen des elsässischen Volkes eine schwer überwindbare Masse von Haß aufgehäuft hätte. Vernünftige Überlegung und sorgsam abwägendes Gerechtigkeitsgefühl haben ja auf solche Volksempfindungen keinerlei Einfluß. So war und ist man denn auch heute noch den Darlegungen nicht zugänglich, daß die eigentliche Schuld an dieser entsetzlichen Beschießung Straßburgs nicht den Belagerern, sondern dem Befehlshaber der belagerten Festung zuzuschreiben ist, der aus einem an sich gewiß hochachtbaren, aber unter den gegebenen Umständen völlig sinnlosen Mut und Trotz heraus die von vornherein unhaltbare Feste zu behaupten suchte, während der Gegner unmöglich in seinem Rücken

ein Bollwerk fremder Macht dulden konnte. Aber, wie gesagt, solche Erwägungen vermögen nicht aufzukommen gegen die ungeheuren Eindrücke, die allen jenen sich mitteilten, die als Leidende oder auch nur als Beschauer — und das halbe Elsaß gehörte zu diesen — in atemloser Spannung das Schicksal Straßburgs miterlebten.

Trotz alledem — und das betont auch Abel im vierten, Roman überschriebenen Teile seines Buches — waren die Stimmungsverhältnisse, die die einwandernden Deutschen unmittelbar nach dem Kriege antrafen, nicht so schlecht, wie man wohl annehmen könnte, oder wie sie später geworden sind. Es ist mir selber von so vielen Altdeutschen als ihr eigenes Erleben geschildert worden, daß sie persönlich zunächst, wenn auch natürlich keine freudig jubelnde, so doch eine keineswegs schroff ablehnende, ja eher wohlwollende Aufnahme gefunden haben. Vor allem gilt das vom Lande, von der Bauernschaft. Die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit des deutschen Staatsbetriebes wirkte auf diesen geraden Stamm, und wenn wohl auch keiner den neugeschaffenen Verhältnissen eine längere Dauer wünschte oder auch nur an die Möglichkeit einer solchen glaubte, wenn jeder auf die baldige Wiedervereinigung mit Frankreich hoffte, so fügte man sich doch ohne Widersetzlichkeit den gegebenen Verhältnissen. Es ist recht schwer festzustellen, warum es in den nächsten Jahren immer schlechter geworden ist. Es gibt ja manche Krankheitszustände, bei denen die Zeit des akuten Leidens für den von der Krankheit Befallenen selbst, wie für alle jene, die mit ihm zu tun haben, eigentlich nicht so schlimm ist wie die Zeit nachher, in der alles scheinbar verheilt, wo sich aber doch keine wirkliche Gesundheit wieder einstellen will. Sicher empfand man im Laufe der Zeit die Blutstrennung, die die Loslösung von Frankreich für unendlich viele Elsässer brachte, immer schwerer. Man sah erst jetzt, daß es sich nicht um die bloße Lostrennung eines Stück Landes handelte, sondern daß Tausende von Familien von einzelnen ihrer in Frankreich lebenden und wirkenden Mitglieder losgerissen waren. Als infolge der „Option“ viele Tausende von Elsässern nach Frankreich auswanderten, wurde dieser Zustand noch verschärft.

Auf der anderen Seite aber müssen wir doch auch zugestehen, daß eine große Zahl der eingewanderten Altdeutschen jenen günstigen Eindruck nicht zu behaupten vermochten, den die überwältigende Erscheinung des ganzen Volkes im Kampf und Sieg des großen Kriegsjahres geweckt hatte. Dazu hätte man ein Beamtenheer von so auserlesenen Kräften nach Elsaß schicken müssen, wie es überhaupt kein Land besitzt. Nimmt man dazu die außerordentliche Schwierigkeit der jedem einzelnen für sein Auftreten gestellten Aufgaben, dazu die bei jedem „Sieger“ leicht zur Überhebung neigende Hochspannung des Empfindens, dann die ungeheuren Schwierigkeiten, die in dem steten Gereiztwerden durch eine wo nicht von Haß, so doch von Abneigung oder mindestens schroffer Zurückhaltung erfüllte Bevölkerung liegt, so wird man Entschuldigungsgründe genug dafür finden, daß ein großer Teil des subalternen Beamtentums bei aller treuen Pflichterfüllung den schwierigen Aufgaben dieser besonderen Verhältnisse nicht gewachsen war. Aber freilich, es kommen hierbei nicht nur diese menschlich so begreiflichen Schwächen der einzelnen in Betracht. Wir wollen es nur ruhig eingestehen: der Deutsche hat große Lücken in seiner Kultur des Alltags. Im häuslichen Leben vielfach reicher und tiefer, als der

Romane, ist sein Auftreten im ganzen öffentlichen Leben leicht formlos und aufdringlich. Wer viel auf Reisen gewesen ist und die verschiedenen Völker im Auslande beobachten konnte, weiß, was ich meine, weiß auch, daß es in den letzten Jahren bedeutend besser geworden ist. Auch ein zweites wird jeder leicht verstehen, der den Kampf verfolgt, den unser Volk in großen Landesteilen mit den regierenden Gewalten, vor allem gegen Beamtentum und Polizei um die Mündigkeit gerade des Alltagslebens zu führen gezwungen ist. Das Preußentum vertrugen und vertragen aber die Elsässer gar nicht. Ich weiß es nicht nur aus eigener Erfahrung, sondern auch aus vielfacher Bestätigung, daß der preußische Beamte im allgemeinen in der Form korrekter und, rein äußerlich genommen, auch höflicher im Verkehr mit dem Publikum ist als sein süddeutscher Kollege, oder als es z. B. im Elsaß gerade die eingeborenen Beamten waren. Aber das militärisch Schneidige, die Behandlung jedes freien Mannes als Untergebenen, der ganze Soldatendrill ist nun einmal vom Preußen nicht zu trennen, und so kamen denn auch im Elsaß die süddeutschen Beamten mit der Bevölkerung immer viel besser aus als die norddeutschen. Vor allen Dingen wurde das durchaus demokratische, seit längster Zeit an eine große Selbständigkeit in der Gemeindeverwaltung und an eine gewisse Freiheit in der Regelung aller persönlichen Angelegenheiten gewöhnte elsässische Volk auf tiefste erbittert durch jene im preußischen Verwaltungssystem liegende Bevormundung, die ja von Optimisten als Fürsorge gedeutet werden kann und sicher auch ihr Gutes hat, die aber einfach nicht mehr in unsere Zeit paßt.

An diesen allgemeinen Stimmungsverhältnissen gemessen, die sich natürlich in tausend Einzelfällen schwer entluden und in jedem einzelnen gekränkten oder an empfindlicher Stelle getroffenen Eingeborenen ganze Kreise mitverletzten und mitverstimmten, scheinen mir die Systemfehler in der Verwaltung verhältnismäßig geringwertig. Ich kann hier natürlich nicht die ganze Verfassungsgeschichte und die Entwicklung des politischen Lebens im Elsaß darlegen. Es ist ja auch nachträglich viel leichter, über den Wert oder die Schädlichkeit einzelner Maßregeln zu urteilen, als bevor diese getroffen werden. Auf einige Punkte muß ich aber kurz hinweisen. Zunächst auf die unabänderliche, aber für die Einverleibung eines neuen Landesteiles außerordentlich bedeutsame Tatsache, die in unserer Staatsform liegt. Frankreich ist ein einheitlicher Zentralstaat, Deutschland ein geeintes Staatenbündel. Wenn zu Frankreich ein neuer Gebietsteil kommt, gehört er naturgemäß in das eine große Staatsgetriebe und teilt mit diesem die ganze Art der Verwaltung, Gesetzgebung usw. Das neugegründete Deutsche Reich mußte in Elsaß-Lothringen ein bis dahin ihm selbst unbekanntes Neues, ein Reichsland schaffen, dem man aus politischen Erwägungen nicht von vornherein die Stellung der übrigen Teile des Landes als Bundesstaat einräumen zu können glaubte. Aber wenn man das auch getan hätte, so wäre damit ja keine innere Verschmelzung erfolgt, sondern man hätte von vornherein nur jenen Zustand einer in hohem Grade selbständigen eigenen Verwaltung geschaffen, nach dem jetzt Elsaß-Lothringen strebt. Von welch außerordentlicher Bedeutung das ist, soll nur an einem einzigen Beispiele belegt werden. Ein großer, wenn nicht der größte Teil der Abneigung gegen die altdeutschen Beamten beruht im Elsaß darauf, daß sie in tausend vom Lande

besoldeten Stellungen sitzen, die nach Analogie der anderen Bundesstaaten eigentlich den Elsässern zukämen. Am Anfang hat man sich ja wohl zu diesen Stellungen nicht gemeldet, aber nachdem die neugeschaffenen Verhältnisse sich als dauerhaft erwiesen hatten, mußte sich die Empfindung doch auch darin verschieben, und sie tut es mit jedem Jahre mehr, wo die Zahl der eingeborenen Elsässer zunimmt, die sich dem Staatsdienste zur Verfügung stellen. Für eine Zentralverwaltung, wie sie Frankreich besitzt, läge in einem solchen Umstande ein glänzendes Bindemittel, während er für Deutschland eine trennende Kraft ist. Denn der französische Staat, der ohne Rücksicht auf die Geburt in irgendeinem seiner Departements das ihm zur Verfügung stehende Beamtenmaterial nach Belieben im ganzen Reiche verteilt, würde natürlich das ihm aus seinem neueroberten Gebiete zuströmende Beamtenmaterial in seinen anderen Landesteilen verwerten, während er aus diesen alten Landesteilen Beamte in das neugewonnene Gebiet schicken würde. Das geschah ja auch im Elsaß zur französischen Zeit. Auf diese Weise sind Tausende von Wechselfäden zwischen alten und neuen Landesgebieten gesponnen worden, die jetzt zwischen Elsaß und Altdeutschland fehlen. Und gerade dieses Fehlen der persönlichen Beziehungen der Reichsländer zu in Altdeutschland Wohnenden ist das schwerste Hemmnis zu einem wirklichen Verwachsen. Schon die alten Römer hatten commercium und connubium (Verkehr und Heirat) als die besten Bindemittel erkannt. Die regierenden Kreise in Deutschland hätten aus der Hartnäckigkeit, mit der die deutsch-gegnerischen Kreise im Elsaß auch die kleinsten Maßregeln zu einem solchen Austausch (z. B. die Verpflichtung der Referendare, ein Jahr an einem preußischen Gerichte zu arbeiten) bekämpften, schließen können, wie bedeutsam solche Maßregeln empfunden wurden. Doch ist ja leicht einzusehen, daß an diesem Zustande nichts zu ändern ist, da er ja eben in der Gesamtverfassung des Deutschen Reiches beruht und jetzt nachträglich an eine Zuteilung Elsaß-Lothringens zu verschiedenen deutschen Bundesstaaten ernstlich wohl nicht mehr gedacht werden kann. Aber wem es nun wirklich um die Verschmelzung zu tun ist, der sollte wenigstens nicht vergessen, daß alle Mittel angewendet werden müßten, diesen Verkehr, die Verbindungen zwischen Altdeutschland und dem Reichslande herzustellen.

Nur wer sich diese eigenartigen staatsrechtlichen Verhältnisse klar vor Augen hält, erkennt die außerordentlichen Schwierigkeiten der reichsländischen Verfassungsfrage. Die Gleichstellung des Reichslandes mit den übrigen Bundesstaaten macht aus den neugewonnenen Provinzen, einem doch durchaus unsicheren Gebiete, fast einen ganz selbständigen Staat. Es ist leicht begreiflich, daß sich die deutschen Regierungen nicht entschließen konnten, einen solchen Fremdkörper ihrem Organismus einzugliedern, trotzdem sie sich sicher der ja durch das gesamte politische Leben bestätigten Erwägung nicht verschlossen haben, daß es einmal viel besser ist, aus eigenen Stücken Rechte zu bewilligen, die man auf die Dauer nicht versagen kann, daß es andererseits der verhängnisvollste Fehler ist, einem Gegner wirksame Kampfgründe in der Hand zu lassen. Eins scheint mir für das Reichsland jedenfalls zuzutreffen: man hätte viel früher die Ausnahmezustände aufheben sollen, und man sollte sich auch jetzt durch noch so unerfreuliche Erscheinungen nicht abhalten

lassen, es so bald wie möglich zu tun. Man wird in zehn und zwanzig Jahren ganz sicher eher mit einer stärkeren antideutschen Partei zu rechnen haben als heute, wenn man inzwischen den antideutschen Elementen dieses außerordentlich starke Agitationsmittel in der Hand läßt, das darin liegt, wenn dem Volke dauernd vorgeredet werden kann, es werde schlechter behandelt als die übrigen Teile des Landes. Man hätte seinerzeit den Diktaturparagraphen, der im Grunde nur ein Schreckgespenst war, ruhig in den ersten Jahren nach dem Kriege aufheben können und hätte vielleicht mit der Verleihung einer Verfassung vor fünfzehn und zwanzig Jahren viel bessere Erfahrungen gemacht als jetzt. Die Erfahrungen aller Völker und Staaten müssen den Regierungen doch die Überzeugung beibringen, daß die Völker heute so weit entwickelt sind, daß mit Ausnahmegesetzen nur das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreicht wird, daß Ausnahmezustände das günstigste Entwicklungsfeld für innerliche Gegenströmungen gegen die jene Ausnahmeverhältnisse schaffenden Mächte sind. Im Elsaß ist jedenfalls in den letzten Jahrzehnten der innere Kulturgegensatz zu Deutschland, der in den gesamten Verhältnissen begründet ist, dauernd schärfer und vor allen Dingen bewußter und absichtlicher geworden. —

H. K. Abel geht auf diese politischen Fragen in seinem Roman nicht ein, obwohl er natürlich die daraus gewachsenen Verhältnisse schildern muß. Er tut das besonders geschickt für das Bürgertum der elsässischen Städte, vor allem Straßburgs, das zur französischen Zeit in der Tat ein außerordentlich selbstherrliches Leben geführt hatte und darum sich jetzt gegen die deutsche bevormundende Regierung am schärfsten auflehnte, wobei hinzukommt, daß hier wie in allen hauptsächlich dem kaufmännischen und industriellen Leben zugewendeten wohlhabenden Kreisen die Frauen die eigentlichen Träger der geistigen Kultur sind. Diese Frauen aber hatten im Elsaß schon vor dem Kriege und erst recht nach ihm viel engere Beziehungen zum französischen Geistesleben, besser sagen wir wohl zur französischen Formenkultur gewonnen, weil sie in dieser auch das Mittel der gesellschaftlichen Höherstellung gegenüber dem breiten Bauerntum und dem Arbeitervolke hatten. Sie waren durch die Übernahme der französischen Sprache von jenen die deutsche Mundart sprechenden Kreisen geschieden, und so mußte sich ganz von selbst das Gefühl entwickeln, daß das Französische das Bessere und jedenfalls Vornehmere sei. Nach dem Krieg kamen die gesamten Gefühlsstimmungen noch hinzu, um die Überlieferung dieser französischen Bildung festzuhalten, wenn möglich im Werte noch zu steigern. Die Pensionatsjahre in Frankreich spielen für die elsässische Frauenwelt eine ganz andere Rolle, als sie auch in den trübsten Zeiten deutscher Abhängigkeit für Deutschland gehabt haben. Die allerbetrübendste Folge bleibt trotz allem die, daß es unter diesen Umständen nur ganz wenigen gelingt, mehr als einen äußeren Kulturfirnis sich zu gewinnen, daß also in Wirklichkeit eine steigende geistige und seelische Verarmung in der bürgerlichen elsässischen Frauenwelt Platz greift. Man ist nicht fähig, das französische Kulturleben wirklich in lebendiger Teilnahme mitzumachen, und von dem deutschen will man nichts wissen. Noch täuscht man sich im Elsaß selbstgefällig über diese Tatsache hinweg, rühmt sich gar einer Doppelkultur. Man wird sich nicht mehr lange in diesen nur durch die, meist recht mangel-

hafte, Zweisprachigkeit gestützten Vorstellungen wiegen können. Und dann gibt es ein trauriges Erwachen.

Hier sind wir in der eigentlichen elsässischen Tragödie mitten darin. H. K. Abel läßt sie uns mit dem Enkel des alten Wodey erleben. Wodeys einzige Tochter Luise hat sich einige Jahre nach dem Kriege, in dem sie ihren Verlobten, den französischen Leutnant, gefallen wähnt, mit einem altdeutschen Förster Euler verheiratet. Sie hat in starker Liebe und als selbständige Persönlichkeit die halbe Verstoßung aus dem Elternhause, die Entfremdung und Verachtung seitens ihrer Dorfgenossen für ihre Liebe in den Kauf genommen. Aber trotz der Tüchtigkeit ihres Mannes und seiner sympathischen Persönlichkeit findet sie in der Ehe das erhoffte Glück nicht. Freilich auch der Mann nicht. Die Verschiedenheit in zahlreichen Lebensauffassungen, in der ganzen Anschauung des Daseins, gerade des Alltäglichen, häuft eine Masse von innerer Unbefriedigung an, die sich vielleicht anderswo auslösen ließe, gerade hier im Elsaß aber, wo in der ganzen Luft diese Zwiespältigkeit liegt, keinen Ausgleich findet. Und wenn es auch schließlich das Auftauchen ihres alten Verlobten ist, das die Katastrophe herbeiführt, so wirkt doch diese gewaltsame Lösung — der Förster Euler erschießt sich in einer Stunde der Verzweiflung — fast erleichternd im Vergleich zu der dauernden Gewitterschwüle, die sonst diese beiden, einander im Grunde herzlich zugetanen Menschen belastete. Die Witwe, von tiefer Reue zerquält, zieht mit ihrem jungen Sohne in das Elternhaus ihres verstorbenen Mannes, ein altdeutsches Pfarrhaus. Hier wächst der junge Euler nach dem frühen Tode seiner Mutter heran, bis ihn als Jüngling das Blut und die Sehnsucht nach dem Elsaß treiben, sich dort seine Heimat zu suchen. Jörg Euler muß erfahren, daß jene, die wie er als Söhne Altdeutscher im Elsaß geboren sind, die Heimat nicht als Mitgift und Erbe der Scholle erhalten, auf der ihre Wiege stand, daß sie sich ihre Heimat erst gewinnen müssen als eine durchaus persönliche Angelegenheit. Jörg selber ringt sich in harten Prüfungen zu starkem Deutschbewußtsein. Es geschieht gerade im Widerspruch mit der deutschfeindlichen Stimmung, die beim alten Großvater im elsässischen Weindorf und bei einer Straßburger Bürgerstochter bestimmend für seinen Lebensgang wirkt.

Während er selber sich durchringt und durch seine Kunst sich die Erlösung schafft, erkennt er immer mehr die *elsässische Tragödie*. „Wie mußten sie in ihrem Innersten elend sein, sie, die nach dem Krieg im Elsaß geboren und in einer Luft groß geworden waren, wie sie hier wehte, in dem Hause des Großvaters!" Hatten die Elsässer wirklich eine Heimat? „Der in fünfzig Schlachten sein Leben einst (unter Napoleon I.) einsetzte — schlug er sich für sein Vaterland? — Würden sich heute die Elsässer (im Falle eines Krieges) für ein solches schlagen?" Und dann wieder: „Das arme Elsaß besteht aus solchen, die sich nicht zurechtfinden. Ihnen klingt die Erinnerung an die Mutter in der edlen Sprache des Nachbarlandes, und deutsche Kunst und Wissenschaft werben, wie eine zweite Mutter, um ihre Herzen. Hier ein Stück Heimat, dort ein Stück Vaterland, nichts Ganzes, nichts Eigenes! Stiefkinder denen gegenüber, die *ihre Heimat in einem großen Vaterlande haben*. — Mißverstanden, unglücklich, in sich zersplittert. Sie sind die Opfer, von denen niemand spricht." Danach noch die Schluß-

worte des Buches: „Alles Werden und Wachsen braucht die Stille. Wenn ein Volk, dem vom Schicksal das traurige Los zufiel, ein Stück Beute zu bedeuten, sich wieder zurechtfinden soll, dann braucht es viel Geduld und einen langen Frieden."

H. K. Abel sieht die Lösung der Frage in dem Sich-näher-kommen Frankreichs und Deutschlands. Die Zahl derer mehrt sich täglich hüben und drüben, die einsehen, daß die alte Erbfeindschaft begraben werden muß, die fühlen, daß das Zusammenwirken der beiden Völker einen solchen Segen für die Kultur der Menschheit bedeuten würde, daß diese nicht dauernd darauf verzichten kann.

Es liegt in dieser „Lösung" aber wohl doch ein Abweichen von der eigentlichen Frage. Mit diesem Frieden der beiden Großen braucht ein glückliches Zum-Frieden-kommen des zwischen ihnen eingekeilten kleinen Ländchens noch nicht verbunden zu sein. Denn — immer klarer und schärfer tritt das hervor — dieser innere und fruchtbare Friede für das Elsaß ist eine geistige Frage. Das geistige Vaterland muß erst gefunden, an dieses der vorbehaltlose Anschluß gefunden werden. Nur törichte Verblendung kann den Glauben hegen, daß dieses Ländchen ohne eigene, in sich geschlossene nationale Vergangenheit eine ihm allein gehörige nationale Zukunft haben könnte. Die Zeiten der kleinen Staaten, geschweige denn der kleinen Nationalitäten sind vorbei. Die Weltgeschichte zwingt mit eiserner Hand zum Zusammenschluß. Wohl wird das Elsaß durch seine Vergangenheit, durch die Erziehung im Zwiespalt, die die Geschichte ihm auferlegt hat, eine besondere Aufgabe als Vermittler zwischen romanischer und germanischer Kultur erfüllen können. Aber doch erst dann, wenn es selber wieder in starkem Maße kulturfähig geworden ist. Das aber ist nur zu erreichen durch die willige Aufnahme, den rückhaltlosen Anschluß an eine starke Kultur.

Kann wirklich ein ernster Zweifel bleiben, daß für das elsässische Volk als Gesamtheit nur die deutsche Kultur in Betracht kommt? Für einzelne mag ja durch die Erziehung die Möglichkeit der Wahl geschaffen sein; die Gesamtheit steht unter dem Zwang der Sprache und Rasse. Diese beiden haben es auch bewirkt, daß das hochbegabte elsässische Volk auf allen jenen Gebieten des geistigen und seelischen Lebens, wo es auf schöpferisches Vermögen ankommt, für die französische Kultur nichts geleistet hat. Nur in der germanischen Kultur wird dieser germanische Stamm sich fruchtbar betätigen können.

Es ist ein frevelhaftes Spiel, wenn aus politischen Gründen — ob sie berechtigt sind oder nicht, ist völlig belanglos — so gegen das geistige Dasein eines Volkes gesündigt wird, wie es von jenen elsässischen Kreisen geschieht, die mit allen Mitteln in französischer Kultur zu machen suchen. Schon die Tatsache, daß das nur durch die sprachliche Trennung von der Allgemeinheit, vom „elsässischen Volke" möglich ist, muß jeden Volksfreund von der Unmöglichkeit und Verderblichkeit eines solchen Beginnens überzeugen. Leider gefällt sich die Eitelkeit der kleinen Geister und der Halbgebildeten ja gerade in einer solchen auffälligen Sonderstellung. Hoffen wir, daß endlich der soziale Geist unserer Zeit sich nicht nur als politische Forderung nach Rechten, sondern auch als heiliger Zwang zu Pflichten gegen Volk und Volkstum erweisen wird. Dann wird die verhängnisvolle

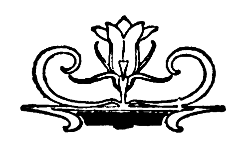
Spielerei und Großtuerei mit Kulturfragen ernster Arbeit am Volkstum weichen müssen. Daß dadurch die politischen Verhältnisse im Elsaß sich so umwandeln, wie die Regierungsleute es sich träumen, ist unwahrscheinlich. Aber darauf kommt auch wenig an im Vergleich zu dem inneren Anschluß, zur fruchtbaren Mitarbeit an der deutschen Kultur. Jene politischen Verhältnisse sind einem steten Wechsel unterworfen; das Tiefste und Beste der Kultur liegt im Volkstum, das nur mit dem Volke selber untergehen darf. Das schwerste Verhängnis, das ein Volk treffen kann, ist das Verkümmern dieses Volkstums. Diesem Verhängnis geht das Elsaß entgegen, wenn der Wandel nicht eintritt. Hoffen wir, daß diese „elsässische Tragödie", die auch eine Tragödie des deutschen Geistes wäre, noch abgewendet wird.

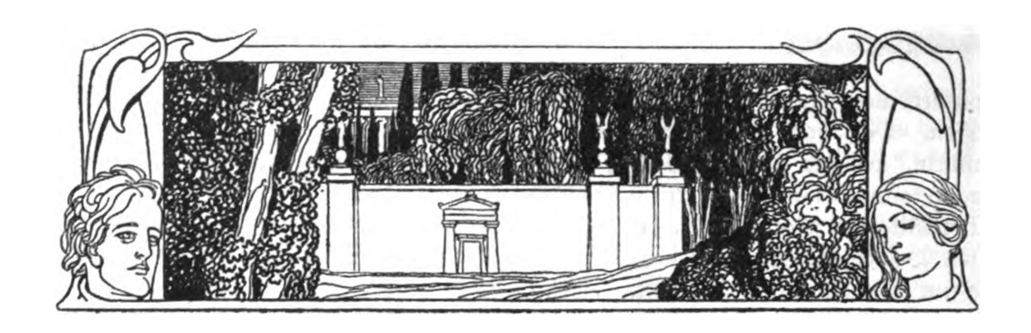


Vorfrühlingstag · Von Rudolf Leonhard

Die braunen Schollen stürzen über Schollen,
Und über ihnen zittert blaue Luft;
Sie saugt des Ackers satten, kräftevollen
Und werdensfrohen breiten Duft.

Ganz hinten trägt ein blasser See
Der Mittagsonne weckend schweren Schein;
Und über letzten ängstlich dürftigen Schnee
Zieht Frühling still in meine Heimat ein.





Zwei Menschen · Von Richard Voß

Roman in drei Teilen · Erster Teil: Junker Rochus

(Fortsetzung)

Elftes Kapitel: Fort aus Rom, nach Kloster Neustift, bei dem das grüne, grüne Bahrn liegt

Dann wurd ich Priester: „Pater Paulus!“

Der Heilige Vater schickte mir seinen besonderen Segen, und mein Orden erwartet große Dinge von mir.

Ich lebe in dem Augustiner-Kloster auf dem Aventin und schaue aus dem Fenster meiner Zelle auf die Ruinen des von der Kirche Christi bezwungenen, einstmals weltbeherrschenden heidnischen Rom herab. Unabsehbar erstreckt sich unter mir das Trümmerfeld des besiegten Heidentums, und unbegrenzt ist die Macht der katholischen Kirche.

Nach wie vor verschmähe ich die gewaltigen Hilfsmittel meines Glaubens: anstatt mein Fleisch zu kasteien, ringe ich mit meinem Fleisch — bezwinge es! Nach wie vor steige ich hinunter in die grauenvolle Totenstadt.

Seltsam ist der Mensch! Immer weniger wandelt mich das Gelüst an, mein Lämplein erlöschen zu lassen, es nicht wieder anzuzünden und in der Finsternis durch die unermeßlichen Grüfte zu wandeln und zu wandern, bis ich in Wahnsinn verfalle oder verschmachtend hinsinke: ein Toter unter Toten.

Seltsam ist der Mensch! Ich gewöhne mich an meine braune Kutte und den weißen Strick; gewöhne mich an die Tonsur, die mein immer noch junges Haupt entstellt; gewöhne mich an den strengen Klostergeist und an all das Mönchtum, welches die Seele dem Himmel zuführen soll, den Geist jedoch tötet. Und ich gewöhne mich daran, den wohllautenden, stolzen Frauennamen seltener und immer seltener in meine Gebete zu mischen. Doch er steht in meinem Herzen eingegraben mit unverlöschlichen Lettern, wie auf den Grabstätten der ersten Blutzeugen und Märtyrer das geschlachtete Gotteslamm und der symbolische Fisch.

Meine Ordensbrüder lieben mich nicht. Das tut nichts. Abgesehen davon, daß niemand mich lieben darf, will ich von niemand geliebt sein. Nicht einmal ein Hund soll sich mir nahen, um meine Hand zu lecken! Es würde mir auch nicht leid sein, wenn Gott mich nicht lieben sollte. Mein Gelöbnis hat mich zur tiefsten aller

Einsamkeiten verdammt, und die allertiefste Einsamkeit ist, wenn der Mensch von keinem anderen Menschen geliebt wird. Überhaupt von keiner Kreatur. Folglich würde ich auch den Hund fortjagen, der käme, meine Hand zu lecken.

Ich will einsam sein!

Meine Ordensbrüder scheuen sich vor mir. Das ist mir recht. Ihre Scheu hält sie ab, sich mir gleich zu fühlen — unterschiedslos, wie wir alle sein sollen. Denn uns alle bekleidet die braune Kutte, umgürtet die weiße Schnur; wir alle sind gezeichnet durch Haltung und Gang; durch Tonsur, Miene und Blick ...

Nein, darin unterscheide ich mich noch immer von allen! In Gang und Haltung, in Miene und Blick bin ich ihnen noch immer nicht gleich geworden, bin ich also noch immer kein Gezeichneter.

Es reut mich noch immer nicht, demütiger Augustiner geworden zu sein, obgleich ich noch immer eine hochmütige Seele in mir trage, und obgleich die Söhne des großen Kirchenvaters zu den geringsten Dienern des Herrn gehören: gerade in unserer Armseligkeit können wir zeugen, wie machtvoll wir sind.

Von meinem Vater höre ich selten: er ist ein alter Mann geworden. Schloß Enna wird wohl mehr und mehr zur Ruine zerfallen sein. Sobald mein Vater das Zeitliche segnet, bekommt Schloß Enna einen neuen Herrn, der — nicht Junker Rochus heißt. Mein Herr Bruder wird eine Erbin freien. Dann kann aus dem Verfall eine neue Herrlichkeit erstehen, und ich könnte auf Schloß Enna Kaplan werden.

Heimat! Heimat!

Noch einmal auf der Plose den Hahn balzen hören; noch einmal im Schalderererbach Forellen fangen; noch einmal im Platterhof ...

Judith Platter würde dem Hochwürden die Hand nicht küssen.

* * *

Von ihr höre ich nichts. Sie muß jetzt eine vollerblühte Jungfrau sein; vielmehr ein herrliches Weib! Viele werden um sie geworben haben. Wer von den vielen hat sie zum Weibe genommen? Es muß ein Königsmensch sein mit einem Herrschergeist. Aber den ihren macht er sich doch nicht untertan!

Das vermag auf Erden nur einer ...

Ob sie ihrem Ehegatten von Junker Rochus erzählt? ... Was? Daß sie den Junker Rochus liebgehabt, wie sonst keinen anderen auf der Welt; und daß der Junker Rochus der einzige ist, den Judith Platter liebhaben kann, der einzige, der zu ihr gehört, wie der Rosengarten zum Schlern ... Ob sie ihrem Ehegatten, von dem sie sich auf den Mund küssen läßt, wohl erzählt hat, daß sie mit Junker Rochus auf den Fluten des Eisacks eine Todesfahrt tat, und daß sie jetzt bis zum Tode mit ihm vereint wäre, hätte er nicht gen Rom — ziehen müssen.

Aber Junker Rochus blieb in Rom, wurde in Rom Pater Paulus und Judith Platter nahm einen anderen zum Mann.

Hilf Gott meiner geistlichen Seele!

* * *

Es geschah zur heiligen Osterzeit, daß ich einen großen Entschluß faßte.

Ich werde dem Superior in der Beichte das Geständnis ablegen, daß ich

den Menschen in mir immer noch nicht überwand, daß dieser Mensch in mir noch immer nicht aufhört, nach dem zu schreien, was in mir von der Welt ist. Ich werde meinem Vorgesetzten beichten, daß ich mich verzehre in Sehnsucht und Heimweh.

Heimweh!

Selbst in meinen allermenschlichsten Stunden ließ ich mir dieses Wort nicht entschlüpfen, erstickte ich es in seinem ersten Laut.

Heimweh!

Das Weh ist eine Folterqual. Meiner Mutter Seele habe ich aus dem Fegfeuer erlöst und habe meine eigene Seele verdammt zu Leiden, gegen welche alle höllischen Flammen Frühlingslüfte sind.

Heimweh!

Wir Tiroler sterben daran.

* * *

Den wilden Eisack wieder strömen zu sehen; die alten Kastanienbäume im Brixener Tale wieder rauschen zu hören; aus dem Erker von Schloß Enna die Gipfel der Dolomiten in Abendgluten sich entzünden zu sehen; die Luft der Heimat zu atmen und den Weg wieder zu wandern, der nach dem alten Herrenhause, dem Eingange des Schaldarertals führt ... Herr, Herr, sind in dieser Welt solche Wonnen denn möglich?

* * *

Ich habe gebeichtet und ich habe für meine Schuld — denn mein Heimweh ist Schuld! — eine schwere Buße auf mich genommen.

Aber welche Weisheit liegt in der mir auferlegten Pönitenz! Nur ein Priester der katholischen Kirche vermag mit solcher Weisheit zu strafen.

Ich soll fort aus Rom; soll zurück nach Tirol; soll nach Kloster Neustift gehen! Angesichts der meinem ewigen Seelenheil drohenden Gefahr soll ich sie bekämpfen: in der Nähe von Judith soll ich über meine Leidenschaft triumphieren! Denn —

Ja, ja, ja: ich liebe sie mit einer Leidenschaft, die verzehrender ist als himmlische Lohe.

Ganz und gar trug ich meine Todsünde zu Gott. Und statt Kasteiung, statt Fasten und Gebet diese Strafe voller Weisheit, diese Buße voller Größe ...

Fort aus Rom; fort von dieser Stätte, wo ich meine Jugend begrub! Denn obgleich mein Antlitz noch immer nicht gezeichnet ward; obgleich ich mein Haupt noch immer hochtrage, habe ich doch keine Jugend mehr — jung, wie ich immer noch bin. Und meine Jugend war gleich einem Gesang von Kraft, Hoffnung und Leben.

Fort aus Rom! Nicht mehr St. Peter sehen; nicht mehr Vatikan und Lateran; nicht mehr Palatin und Kolosseum; nicht mehr Tiber und Campagna ... Ich muß meinen Jubel gewaltsam ersticken, mein Frohlocken angstvoll verbergen.

Zum Glück bin ich im Ersticken und Verbergen geübt, habe es darin zur Meisterschaft gebracht — schon jetzt, schon so bald. Aber ich will heute niedersteigen in die Katakomben zu den ersten toten Christen und den Bischöfen und Märtyrern zujauchzen, daß ich fortgehe aus Rom, zurückkehre in die Heimat; jauchzen will ich, daß die katholische Kirche göttlicher Weisheit voll ist.

Eine Prüfung soll es für mich und meine Priesterschaft werden — meinte der hochwürdige Superior. Ich werde die Prüfung bestehen! Habe ich sie bestanden, so werde ich gefeit sein wider alles, was von der Erde ist. Geweiht werde ich sein!

Dann erst gefeit und geweiht!

* * *

Ich bereite mich vor, abzureisen. Es ist wie die Vorbereitung für eine Wallfahrt. Ich möchte von Rom und dem Grabe des Apostelfürsten fortziehen auf bloßen Füßen. Und sollte meine Pilgerfahrt durch Disteln und Dornen führen, sollten meine Füße blutrünstig und todmüde werden, mein Haupt versengt vom Sonnenbrande, meine Lippen verschmachten: ich pilgere der Heimat zu!

Heimat!

In dieses Buch, o Mutter, verzeichne ich dieses Wort, welches für meine Seele mehr frommen Wohllauts hat, als alle Kirchenglocken Roms und der Christenheit.

Ich habe das heilige Wort in dieses Buch geschrieben, und mein Herz hat es geschrien alle diese Jahre, jeden Tag, jede Stunde. Sah ich auf meinem Wege durch Rom die Porta del Popolo, so dachte ich: „Durch dieses Tor führt der Weg deiner Heimat zu!“ Erblickte ich die etruskische Bergkette, so dachte ich: „Dort, hinter jenem Gipfel, liegt deine Heimat!“ Wehte der Wind von Norden her und stürmte er des Winters auch noch so eisig — es war Heimatluft! Oft ging ich bei wütender Tramontana aus dem Kloster. Ich ging hinaus in die Campagna, ließ mich vom Nordsturm umtosen und dachte dabei: „Von den Alpen braust er her, geradewegs vom Brenner! Durch das Brixener Tal saust der Wind über die Eisackwellen, über die Gipfel von Eidechs und Plose, und um den Platterhof treibt er sein stürmisches Spiel! Vielleicht schreitet Judith bei seinem wilden Wehen durch den Frühlingsgarten oder unter den knospenden Wipfel des Kastanienwaldes, über den Teppich purpurfarbener Orchideen. Sie läßt sich von dem Alpensturm umbrausen, ohne ihr Haupt zu beugen. Ich kenne sie! Ich weiß, daß sie blieb, was sie war: stolz und stark. Ich weiß, daß sie ihr Haupt und Herz nur einem beugen kann; aber der ward seiner toten Mutter zuliebe Priester und Mönch.“

So dachte ich bei dem Wehen des Nordwindes; und in meinem tiefsten Herzen dachte ich weiter:

„Nur meines Willens bedarf es und — ich beuge dein Haupt! Wenn nicht mir, dem Priester, so beuge ich es dem Herrn, meinem Gott! Judith Platter — oder wie du jetzt heißen magst: ich setze Stolz gegen Stolz, Kraft gegen Kraft. Wer wird der Stärkere sein? Mann oder Weib?

* * *

Ich bin fort aus Rom . . .

Von der Veroneser-Klause aus wanderte ich zu Fuß. Die Etsch wanderte ich stromaufwärts. Die Etsch ist der Eisack. Ich hätte am liebsten mein priesterliches Gewand von mir getan und wäre in die rauschenden Wasser gestiegen, als wären sie der Fluß Jordan und ich müßte mit Heimatwasser die heilige Taufe empfangen.

Gleich einem Verzückten schritt ich meines Wegs fürbaß zwischen rotbraunen, himmelhohen Felsenmauern hin. Da ich Priester war, hätte ich Psalmen hersagen

müssen; mein Mund blieb jedoch stumm. Aber meine Gedanken waren Gebete, und mein Herz jubelte den Psalm:

Heimat, Heimat!

Mit jedem Schritt, den ich vorwärts tat, wurde die Gegend heimatlicher. Himmel und Lüfte wurden mir vertraut. Wiesen und Buschwerk, Gräser und Blumen begannen zu mir die Sprache meiner Kindheit zu reden. Die ganze Natur brauste für mich auf zu einem Gesang, einem Hymnus.

Als Junker Rochus war ich vor sieben Jahren nach Rom diese Straße gezogen, als Pater Paulus wallfahrtete ich sie zurück. Nicht einmal mein Name war von dem alten Menschen übrig geblieben. Und dennoch —

Kraftvoll vorwärtsschreitend, hoch erhobenen Hauptes und leuchtenden Blickes mußte ich an meiner Kutte herabsehen, mußte ich die mich umgürtende Schnur mit meinen Händen betasten, um zu glauben, daß Pater Paulus durch den sprossenden Frühling am Ufer der Etsch hinschritt, dem Brixener Tal entgegen, der Heimat zu.

Wie unfaßbar wundersam ist es doch um das Gemüt des Menschen bestellt! Jahre des Kämpfens und Ringens, des Leides und der Qual kann eine einzige Stunde ungeschehen machen. Was hatte aller Kampf, was alle Qual genützt? Mit dumpfem Staunen mußte ich auf meinem Frühlingsgange erkennen, daß die vielen römischen Jahre in mir den Menschen nicht verwandelt hatten; daß ich nicht als Pater Paulus, sondern als Junker Rochus des Weges dahinschritt: leuchtenden Blicks, laut pochenden Herzens, heiße Sehnsucht in der Seele. Nur eines war anders: aus dem Jüngling war inzwischen ein Mann geworden.

Hinter Trient fand ich am Flußufer die Stelle, an welcher das Judithlein und ich in jener Föhnnacht des Mai auf dem unter uns zerfallenden Weideneiland ans Land getrieben wurden. Ich erkannte den Platz an einer Felsenwand. Sie ragt wie eine Klippe aus den Wassern, die hier in jener Nacht in wilden Wirbeln getost hatten. Ein mühsames Erklimmen der steilen Ufer war es gewesen. Aber dann waren die beiden Kinder gerettet!

Jetzt stand ich allein an demselben Fleck. Damals brach gerade der Morgen an. Des steilen Absturzes wegen konnten wir uns nicht von der Stelle rühren, bis es vollends Tag geworden war. Wir standen und warteten, sahen die Sterne erblassen, sahen die Nacht hinsterben und den jungen Tag geboren werden. Es war so groß und feierlich, daß wir immer noch regungslos dastanden. Als über den Alpengipfeln die Sonne emporstieg, zog ich von meinem Finger einen Ring und —

Und an den Ring hatte ich nie wieder gedacht! Er gehörte meiner Mutter und ich schenkte ihn dem Judithlein.

„Ich nehme den Ring, auf daß du wissest und immer wissen sollst, wie meine Liebe dir gehört. Fest, fest werde ich an meinem Finger diesen Ring tragen. Er ist mir angeschmiedet und nichts kann ihn je von mir lösen.“

Was geschah mir? Welcher Mund raunte mir diese Worte zu, als ich auf der Klippe über dem Flusse stand? Aus welchem Munde hatte ich diese Worte schon einmal gehört? Aus Judiths Mund! Wem galten die feierlichen Worte, die gleich einem Gelöbnis waren? Sie galten mir!

Halb im kindischen Spiel hatte ich Judith den Ring meiner toten Mutter gegeben und voll heiligen Ernstes hatte das Kind meinen Ring genommen. Und das hatte ich in Rom vergessen können? Herr, mein Gott — dir habe ich Gelübde geleistet. Ich durfte es nicht; denn um mich dir anzugeloben, habe ich Gelübde gebrochen.

Und was nun?

Ich wußte es nicht, wußte nicht aus, nicht ein. Blitzgleich kam zu der Erkenntnis meiner Schuld eine andere: daß ich ein falscher, ein schlechter Priester nicht nur sei, sondern immer gewesen war. Die Erkenntnis kam mir, daß ich ein falscher und schlechter Priester immer bleiben würde.

An der Stelle, an welcher ich damals mit Judith gestanden hatte, sank ich hin. Ich war wie ein von Gott Geschlagener. Mein Gesicht drückte ich gegen den Boden, darauf der geliebte Fuß geruht hatte. So lag ich, schaute tief in mich hinein, erkannte mich, rang — nicht mit meinem Gott, sondern mit mir. Aber wie ich auch rang, die Erkenntnis meiner Schuld konnte ich nicht zu Tode ringen. Sie wuchs und wuchs, stand vor mir riesengroß, titanisch, meinen ganzen Menschen vernichtend, wider mich zeugend und zu den Sündern mich werfend, mich verdammend.

Gebrochen an Leib und Seele erhob ich mich, verließ die Stätte meines vergeblichen Ringens, wandte mich von neuem der Landstraße zu, ging mit müden, schweren Schritten weiter.

„Was nun?"

Das war jetzt der Gedanke, der mich auf meiner Rückkehr fortan geleitete ... Ich besaß ja wohl einen gewaltigen Willen? Mein Wille würde mir helfen, die mahnende Frage zu beantworten, und die Antwort zur Ausführung zu bringen. Einstweilen jedoch war meine Kraft durch mein Schuldgefühl in Bande gelegt. In diesem Zustande bereitete mir der demütige Gruß der mir Begegnenden große Qual. Jetzt erklang er noch in der fremden Sprache; plötzlich wurde dem Wiederkehrenden ein erster traulicher Gruß in Heimatlauten geboten.

Kinder sprachen ihn aus!

Ich erbebte und blieb stehen. Die Kinder wollten auf mich zu, um mir die Hand zu küssen. Ich wehrte sie unfreundlich ab. Sie sahen mich aus großen Augen an, schienen in meinem Gesicht etwas zu sehen, was sie erschreckte und — wichen scheu vor mir zurück.

* * *

„Was nun?"

Zunächst mußte ich mit müder Seele weiter wandern, näher der Heimat zu.

Ich kam durch ein Dorf, welches ich wiedererkannte. In dem Wirtshause hatten wir beide, Judith und ich, damals gerastet, hatten wir ein Mahl eingenommen. Ich sah den Gasthof, ging vorüber, blieb stehen, kehrte um. Ich ging in das Haus, bestellte zu essen und zu trinken. In der Geißblattlaube, darüber damals ein goldgrüner Schimmer gebreitet lag, wollte ich das Mahl einnehmen. Damals hatte Judith mich fürstlich bewirtet: wir verzehrten mitsammen einen goldigen, gewaltigen Eierkuchen und tranken dazu roten Tirolerwein.

Ich war nicht der einzige Gast in der knospenden Geißblattlaube. Ein junges Paar war zugleich mit mir eingekehrt: zwei Zärtliche, Glückliche. Sie kümmerten sich nicht um mich. Für sie waren auf der Welt nur sie da! Im Tiefsten ergriffen starrte ich zu ihnen herüber. Schöne, junge Menschen waren es. Vor dem Wirtshause hielt der Reisewagen. Er war bekränzt, selbst die Pferde trugen Blumenschmuck. Also frisch vom Altar kamen die beiden! Sie fuhren den Strom hinunter, um ihr junges Glück nach Italien zu tragen.

Daß es auf der Welt solches Glück gab!

Als wären die beiden Glücklichen ein Wunder, starrte ich zu ihnen hinüber. Ein Wunder ist ja auch das Menschenglück! Es kommt vom Himmel zu uns herab. Alle Glücklichen sind zugleich Geweihte. Sie sind es mehr als wir, die wir die Geweihten des Herrn genannt werden.

Ich bemerkte nicht, daß die Wirtin zu den beiden trat und laut mit ihnen plauderte. Plötzlich mußte ich hören, was sie sprach: von der großen Wassersnot jener Maiennacht! Die Wirtin erzählte, wie damals ganze Ortschaften zerstört und viele Menschenleben vernichtet wurden. Und bei all dem Entsetzlichen ein Geschehnis, welches einem leiblichen Wunder gleichkam: zwei Kinder wurden durch den Schutz der heiligen Jungfrau aus Wassersnot und Todesgefahr errettet.

Und die Frau Wirtin erzählte von mir und dem Judithlein ...

Ich hörte zu; hörte, wie liebreizend das Mägdlein gewesen, wie stattlich der junge Mensch. Ich hörte, wie lieb die beiden sich gehabt hatten und welchen Eindruck sie auf die Menschen gemacht: „Wie vom Himmel selber füreinander geschaffen!“

Dann sagte die Frau:

„Jetzt sind sie gewiß längst schon Mann und Frau.“

Ich stand auf, wollte die Wirtin rufen, brachte jedoch nur einen heiseren Ton hervor. Als die Frau sich zu mir wandte, um nach meinem Begehr zu fragen, deutete ich stumm auf das Geld, welches ich auf den Tisch legte. Ohne zu grüßen, schritt ich aus der knospenden Geißblattlaube und davon. Ich wußte, daß die Drei mir erstaunt, erschreckt nachschauten. Die beiden Glücklichen gewiß nur einen kurzen Augenblick.

* * *

Hier brechen die Aufzeichnungen des Pater Paulus ab.

Ende des ersten Teiles



Zweiter Teil: Pater Paulus

Erstes Kapitel: Vom Judithlein, welches inzwischen eine Judith geworden

Judith Platter schritt durch den sprießenden Frühling, der das graue Haus des alten Geschlechts im „grünen Bahrn“ am Eingang des Schalderertals mit einem Knospen und Blühen ohne Ende umglänzte. Von ihrem Gefolge —

es hatte das Judithlein zu einer Märchenkönigin gemacht — war nur noch der Reiher übriggeblieben, und der war alt und flügellahm geworden. Zwar begleitete er die Herrin noch auf allen ihren Wegen. Aber nur mühsam, mit müdem Flügelschlag, hob er sich in die Lüfte, um adlergleich über dem Haupt der dunkelgewandeten Frauengestalt zu kreisen; und wenn er neben der stark und schnell Ausschreitenden einherflatterte, hatte der alte Herr etwas von der steifen Grandezza eines im Dienste seiner Fürstin ergrauten Kavaliers.

Kein Judithlein mehr, sondern eine Judith, schritt die Herrin des Platterhofs an dem glanzvollen Lenzmorgen aus ihrem Hause. Sie war höher gewachsen als die anderen Jungfrauen des gesegneten Brixener Tals, darunter sich überaus stattliche Gestalten befanden. Keine jedoch kam dieser jungen Tochter des ehrwürdigen Patriziergeschlechts gleich, weder an Ebenmaß der Glieder und Haltung, noch an Schönheit und Ausdruck der Züge.

Judith Platters Schönheit war von einer seltsam herben, nahezu strengen Art, als hätten ihre dunklen Augen frühzeitig in des Lebens schattenvolle Tiefen geschaut, in Menschenschicksale und Menschenseelen, in der Dinge unerbittliche Wirklichkeiten. So glich sie denn in ihrem Wesen mehr einer jungen Frau voller Erfahrungen und Erkenntnisse, als einem von des Daseins Bitternissen noch unberührten Geschöpf, das sie ihren Jahren nach hätte sein müssen.

Unbedeckten Hauptes, wie es so ihre Gewohnheit war, schritt sie über die Plattform der Terrasse, stieg die Stufen hinab unter die Wipfel der Edelkastanien, die den altertümlichen Edelsitz wie einen feierlichen Hain umgaben, und die jetzt ein leiser, schimmernder Schleier umwob: entlockten Frühlingssonne und Lenzluft den grauen Ästen der alten Riesen doch erst jetzt ein spätes schüchternes Sprießen, während sich ringsum die Welt bereits mit frischem Grün und bunten Blüten bedeckt hatte.

Judith brauchte nicht erst auf den schmalen Goldreif an ihrer rechten Hand zu sehen, um bei der Frühlingspracht eines Entfernten zu gedenken:

„Wie mag es in Rom sein, wenn dort Frühling wird? ... Keine Maienwonne wie bei uns. Nur, wo der Winter lang und hart ist; nur, wo der Mensch leidenschaftlich nach neuem Lenz und Leben sich sehnt, kommt er gleich einem Erlöser von Eisesbanden und einem himmlischen Freudenspender ... Rom! Es soll eine heilige Stadt sein, und es macht Abtrünnige, Treulose, Verräter. Ihn, den ich nicht vergessen kann, hat Rom sogar gegen sich selbst treulos und abtrünnig gemacht. Denn es ist nicht wahr, daß er aus heiliger Sohnesliebe Geistlicher und Mönch ward. Etwas anderes gewann in der Tiberstadt Gewalt über ihn ... Was? Ich will darüber nicht nachdenken, muß es trotzdem und finde es nicht.“

Darüber nachdenkend und es nicht findend, nahmen ihre ernsthaften Augen jenen Ausdruck an, den alle, die sie gut kannten, an ihr scheuten. Es war, als stiege aus ihrer Seele etwas in ihren Blick auf: etwas Dunkles und Unheilvolles. Auch um ihren Mund, der weich und schwellend war, das einzige Liebliche an diesem herben Frauenwesen, legte sich ein harter, fast feindseliger Zug, als erstickte sie ein verächtliches Wort. Ein solches aussprechen zu müssen, wäre für sie bittrer gewesen, als wenn sie zu einem einstmals geliebten Menschen gesagt hätte: „Ich hasse dich!“

Judith Platter war eine zu kraftvolle, zu gesunde Natur, um mit einem großen Leid nicht fertig zu werden, und wäre es auch ein Leid gewesen, das zu ihrem Leben geworden war. Aber in ihrer Natur lag zugleich, daß sie nicht vergessen konnte — nicht vergessen w o l l t e. Nur schwache Menschen wollen vergessen; und nur solche vermögen es. Wie sie den unansehnlichen Goldreif am Finger behielt, wollte sie ihre herrliche Jugendliebe im Herzen behalten. Das war nun einmal so ihre Art. Wenn der Junker Rochus für sie auch gleich einem Gestorbenen war — er hatte sich selbst für Judith Platter getötet —, so blieb er doch in ihrer Seele lebendig, welche die Qualen der Erinnerung nicht fürchtete, wie die matten Gemüter zu tun pflegen. So geschah es, daß ihr ganzes Leben mit allem Denken, Empfinden und auch Handeln gleich einem Gemälde von einem Hintergrund sich abhob, der ihre Kindheit und erste Jugend, ihre erste Freundschaft und Liebe war. Dieser Hintergrund erschien jedoch nicht etwa als einförmig dunkle Wolkenwand; er war vielmehr eine Tafel, überflutet von Goldglanz:

„Wie schön und stolz er war, wenn er auf seinem Falben angesprengt kam, um mich zu grüßen. Ein Königssohn könnte nicht stolzer sein. Die Wipfel unserer Kastanien wölbten sich über ihm wie eine Kuppel aus Smaragd und die roten Orchideen breiteten einen Purpurteppich zu seinen Füßen . . . Nie wieder kommt er geritten; nie wieder schaut er den Frühlingsglanz seiner Heimat. Und würde ich durch Jahre hier stehen und auf ihn warten — er käme nicht! Den Kuckuck höre ich jeden Mai rufen; doch seine helle Stimme ist für immer verklungen. Und sie war für mich wie Frühlingsgesang."

Judith durchschritt mit ihrem gefiederten Gefährten die schöne Waldung, gelangte an den Rand eines von dunklen Erlen und lichten Birken eingefaßten Baches, und über einen Steg an das jenseitige Ufer. Hier wandte sie sich dem Ursprung des Bergwassers zu und stieg auf schmalem Pfade eine tannenbewachsene steile Lehne empor, begleitet von dem geschwätzigen Rauschen des Wildbachs.

Blaßblaue Veilchen, gelbe Primel und weiße Anemonen schmückten die durch die Waldesschwärze schimmernde frischgrüne Wiese, welche auf der anderen Seite des Baches den sonnenbeschienenen Berg sich hinanzog; Finken übten ihre Lieder ein, mit denen sie auf fröhliche Freite ausziehen wollten, und eine Amsel flötete in so süßen Tönen, als wollte sie zeigen, die Welt bedürfe der Nachtigall nicht, um schmelzende Sehnsuchtsweisen zu hören. Aber von den Bergen des Schalderertals herüber kreiste hoch in den Lüften eine Weihe, von Zeit zu Zeit einen gellenden Ruf ausstoßend: den Schrei des beutegierigen Räubers, der sein Opfer sieht.

Mit dem bedächtigen Schritt des Alpenkindes stieg das junge Mädchen durch den Tann aufwärts, ließ den Bach hinter sich und wurde fortan nur noch von dem Wipfelrauschen dieser die Seele einwiegenden mystischen Musik des Waldes begleitet.

Kundigen Augs musterte Judith den Stand des noch jungen Forstes. Er befand sich in bester Ordnung. Das üppig wuchernde Unterholz und alles Dürre war sorglich entfernt, sämtliche krüppelhaften Stämme unerbittlich geschlagen, damit die gesunden sich kräftig entwickeln konnten. Man mußte weit wandern, um einen ähnlichen Waldbestand zu finden, die Staatsforsten nicht ausgeschlossen. Und

alles hatte der starke Wille des jungen Frauenwesens vollbracht, das keinen anderen Lehrmeister kannte als den eigenen verständigen Sinn.

Durch die Dämmerung der freien Höhe zustrebend, folgten der Herrin des Platterhofs ihre Gedanken, die gleichfalls nach oben drängten, lichten Gipfeln zu:

„Arbeit ... Es ist doch das Höchste im Leben! Arbeit vom Morgen bis zum Abend; Arbeit jahraus, jahrein; Arbeit voller Sorgen und Schweiß. Denn nur solche ist gesegnete Arbeit; um so gesegneter, je mühevoller sie ist. Arbeit als Lebensfreude, als Lebensglück — das einzige Glück, das der Mensch sich selbst geben kann ... Hier habe ich des Glücks nicht genug; denn ich habe hier nicht genug Arbeit."

Unwillkürlich hob sie ihr Haupt ... Sie gewahrte ein verdorrtes Tännlein, das der Waldhüter übersehen hatte, ging hin, faßte den dürren Stamm, riß ihn mit einem starken Ruck aus dem Boden, warf ihn jedoch nicht fort, sondern führte des Waldes toten Sohn als Stecken mit sich, um ihn an geeigneter Stelle einen steinigen Abhang hinunterzuschleudern.

Nun erreichte sie die Höhe. Ein Schritt und sie trat auf eine von prachtvollen Lärchen umschlossene kreisförmige Halde, von der aus der Blick weit hinschweifte über das Brixener Tal, über Plose und die Berge von Albeins bis zu den weißen wilden Geislerspitzen hinüber.

Der steile Weg hatte Judith so wenig angestrengt, daß sie nicht tiefer Atem holte, als wäre sie auf ebener Landstraße gegangen. Wenn sie jetzt stehen blieb, geschah es nicht, um auszuruhen, sondern um sich der weiten Umschau zu freuen:

„Stünde der Platterhof nicht bereits seit drei Jahrhunderten an seinem festen Platz, würde ich ihn hier oben aufführen lassen. Ein Hausen in der Höhe ist doch etwas anderes, als in der dumpfen Tiefe zu sitzen: das ganze Leben wird dadurch in die Höhe gehoben. Was tut es, wenn hier oben die Stürme wilder toben, das Tagewerk mühsamer ist? Ich will damit schon fertig werden!"

Wer sie gesehen hätte, wie sie schlank und stark auf der hohen Waldwiese stand, der hätte sich diese Frauengestalt nicht in Tiefen und Engen vorstellen können: Judith Platter gehörte auf Gipfel, umbraust von Alpenstürmen, denen sie widerstand, die sie nicht umwarfen ...

Mit hellem Blick schaute sie jetzt hinab auf das große Landschaftsbild zu ihren Füßen: auf das vom Eisack durchflutete frühlingsgrüne Tal mit der vieltürmigen ehrwürdigen Bischofsstadt Brixen. An den Abhängen, über noch winterlichen Weinbergen lagen von schwärzlichen Tannen und lichten Lärchen umstandene Höfe mit weißen Mauern und grauen Schindeldächern; lagen überragt von spitzigen, himmelan weisenden Kirchtürmen, einsame Dörfer, häufig noch in Höhen, wo Wald und Wiese ihr Ende erreichten. Das Bild von Tal und Berg abschließend, durchschnitt den Äther die gewaltige Kette der Dolomiten mit unzugänglichen, kahlen Schroffen und Spitzen, mit Zinken und Zacken, die sich in den Himmel zu bohren schienen, eine prachtvolle, eine furchtbare Felsenwelt, in einem Glanz erstrahlend, als würde sie von einem mystischen Feuer durchglüht.

Von der schönen Halde aus auf die leuchtenden Gipfel schauend, kam Judith ihr Kindertraum in den Sinn: auf unwirtlichen Höhen in Wildnissen ein Stück Kulturland zu schaffen, aus eigenem Willen, eigener Kraft ...

Auch heute lächelte sie nicht über die Phantastik des Gedankens; selbst heute noch erschien ihr eine Erfüllung desselben gar köstlich. Sie dachte daran, wie empört Junker Rochus darüber gewesen war, und daß er sie deshalb fast verachtet hatte: die letzte Platterin wollte den Hof der Platter verlassen, das Alte und Ehrwürdige mit Neuem und Gleichgültigem vertauschen, wollte sich selbst treulos werden!

Nun hatte sie das Alte als Herrin verwaltet, hatte geordnet und gebessert, bis es nichts mehr zu ordnen und zu bessern gab. Sie, das Mädchen und die Bürgerin, hatte gearbeitet, hatte geschafft und gewirkt, indessen der Mann, der Edle, gebetet, gefastet und gebüßt hatte. Er lebte für den Himmel und die Ewigkeit — sie für die Erde und die Zeitlichkeit. Mit jedem Herzschlag war sie Judith Platter geblieben, während er — Pater Paulus geworden . . .

Ihr Blick wollte die Stätte meiden; dennoch schaute sie hin, zu Schloß Enna hinüber.

Gerade noch konnte sie es von ihrem hohen Standpunkt aus erblicken: dort, wo das Brixener Tal sich engte und bei der Waldschlucht eine Bergkulisse sich vorschob. In der Talsohle sowohl wie auf den Höhen schmückten Edelsitze und Schlösser das reiche Land; viele mit Türmen und Zinnen gleich Festungen, und alle mit einer Vergangenheit, die in des Landes Geschichte verzeichnet stand. Aber keine dieser alten stolzen Herrenburgen zwischen Mühlbach und der Klosterstadt Klausen glich an Schönheit der Lage und Ehrwürdigkeit seines Baues dem Stammsitze der Grafen von Enna, deren Jüngster in Rom betete, statt seine Hände zu rühren. Und wie jung und stark sie waren: Hände, geschaffen zur Arbeit! Zu einer Lebensarbeit voller Mühen, aber zugleich voller Kraft. Wenn sie dann abends von einem schweren, einem köstlichen Tagewerk ausruhten, so hätten andere Hände nach ihnen sich ausgestreckt, um sie zu fassen und zu halten, bis der Tod von einem mühseligen, einem durch seine Mühsal gesegneten Tagewerk die fest verbundenen leise, leise löste . . .

Als sie von der Besichtigung des Forstes auf den Hof zurückkehrte, kam ihr die Schließerin entgegen mit der Meldung: von Schloß Enna sei ein Bote geschickt worden: sie möge sogleich kommen! Sie fragte:

„War es der alte Florian?"

„Einer von den jungen Knechten war's."

„Und er sagte?"

„Der gnädige Herr Graf lasse die Jungfer Platterin bitten, sogleich auf das Schloß zu kommen."

„Weshalb?"

„Das wußte der Mann nicht. Aber —"

„Aber was?"

„Auf Schloß Enna muß etwas geschehen sein."

Auf Schloß Enna etwas geschehen . . . Und der Graf von Enna schickte nach ihr. Das war seit langem nicht vorgekommen. Judith Platter hatte sich von dem Grafen von Enna abgewendet: die Bürgerin von den Adelsleuten. Seit der Untreue des einen Grafen von Enna gegen sich selbst wollte sie mit der ganzen Sippe nichts mehr zu schaffen haben. Sie konnte jedoch nicht verhindern, bei dem bloßen Klange



des wohllautenden Namens ein heißes Erbeben zu fühlen. Heute nun rief man sie hin.

Was war geschehen? . . . Etwas Wichtiges, Großes. Nichts Freudiges. Auf Schloß Enna konnte etwas Frohes sich nicht mehr begeben, seitdem des Hauses jüngster und liebster Sohn nach Rom gewallfahrtet und in Rom geblieben war — seitdem der alte einsame Mann der Rückkehr des anderen Sohnes harrte, in dem das edle Geschlecht fortleben sollte. Der Älteste, jetzt Einzige des Stammes, befand sich noch immer in Wien, war noch immer unvermählt, scheute die Rückkehr in seiner Väter Haus, das inzwischen mehr und mehr zur Ruine ward. Und wie das Haus, so der ganze Besitz! Dieser Älteste und einzige war am Kaiserhofe zu Wien ein gar glänzender Kavalier, der Schulden über Schulden machte, infolgedessen von dem schlecht verwalteten väterlichen Eigentum jedes Jahr ein Acker um den anderen, eine Flur, eine Waldparzelle um die andere verkauft werden mußte, damit der Älteste und Einzige ein glänzender Kavalier sein konnte. Wie verächtlich das war! Aus voller Seele verachtete Judith Platter solch vornehmes Wesen. Junker Rochus hatte es verächtlich gefunden, daß sie ihr väterliches Erbe hingeben wollte, um durch den Erlös etwas Junges und Zukünftiges zu schaffen; und d i e s e r Erbe seines Stammes verpraßte Haus und Gut.

Jetzt wurde sie in Eile nach Schloß Enna gerufen!

Was wollte man dort von ihr? Was hatte sie dort noch zu tun? Sollte sie etwa helfen und retten? Sollte die Herrin des Platterhofs vielleicht Herrin von Schloß Enna werden? Weil es der Älteste und Einzige bis auf den letzten Acker in der lustigen Donaustadt verjubelt hatte? . . . Deshalb berief man sie plötzlich, dazu brauchte man sie jetzt.

Sie erkundigte sich nochmals bei der Schließerin:

„Ich soll wirklich sogleich kommen?"

„So schnell Ihr gehen könnt."

„Und der Bote sagte kein Wort?"

„Er sagte: es müsse ein Unglück geschehen sein."

„Dem alten Herrn?"

„Nein."

Wenn es d a s wäre! Ein Unglück geschehen in Rom mit dem Jüngsten und einstmals Liebsten? . . . Wenn Rochus von Enna in Rom gestorben wäre? . . . Rochus von Enna w a r gestorben. Gestorben für die Welt, gestorben für sein Geschlecht, gestorben für die Geliebte, die Braut. Wenn man in Rom den längst Gestorbenen jetzt begraben hätte, wie man andere Tote begrub? Wenn sie sich ihn als stillen, stummen Mann vorstellen könnte, mit ewig regungslosen Händen, ewig geschlossenen Lippen . . . Solcher Tod mußte schön sein! An dem Grabe eines geliebten Menschen trauern zu dürfen, war Trost und Glück, im Vergleich zu dem Jammer um einen Gestorbenen, den man in seiner Seele zu Grabe tragen mußte . . .

„Sogleich soll der Fuchs eingespannt werden!"

Dem Befehl war anzuhören, wie widerwillig er erteilt ward. Sie hatte dabei einen Zug um die Lippen, der diesen weichen jungen Frauenmund nahezu hart erscheinen ließ.

Während die Schließerin nach der Stallung eilte, begab sich Judith ins Haus, um für die Fahrt sich zu richten, als ob sie bei Fremden einen Besuch abstatten wollte. Zu dem grauen Kleide aus einem seidig schimmernden festen Stoff setzte sie den breitrandigen Florentiner Strohhut auf, der vollkommen unverziert war. Wie anders hatte sie in anderen Zeiten diesen Weg angetreten: über Brixen, den rauschenden Eisack hinab, bis sie den stumpfen Turm, der mit braunrotem Ziegeldach den Wipfeln des Schloßbodens entstieg, voll verhaltenen Jubels grüßte.

Judith ging in den Garten, der in üppigster Frühlingspracht prangte, und pflückte einen mächtigen Strauß weißer Narzissen, weißen Flieders und weißer Schwertlilien:

„Die Blumen bringe ich seiner Mutter. Sollten sie ihn in Rom begraben haben, kann ich keinen Kranz auf sein Grab legen. Seine Mutter mag ihm sagen: Judith Platter legte für dich aus ihrem Garten einen weißen Frühling auf mein Grab . . . Morgen ist der fünfzehnte Mai. Sein Geburtstag! Vielleicht wird er gerade morgen zu Grabe getragen."

Sie fühlte ihre Glieder plötzlich schwer von der Frühlingsluft, darin Wehen des Südwindes war: des Windes von Rom her! Müden Schritts ging sie zu dem leichten Gefährt, davor der junge Fuchs ungeduldig den Boden stampfte, die Herrin mit freudigem Wiehern grüßend. Fast wäre sie, die Starke und Aufrechte, mit ihrer Blumenlast einen Augenblick stehen geblieben, um eine plötzliche Schwäche zu besiegen:

„Vielleicht wird er gerade morgen zu Grabe getragen —"

Und sie stand da, an ihrem Finger seinen Ring, den keine Hand abstreifen; in ihrem Herzen seine Treulosigkeit, die nichts sie vergessen machen konnte. Und im Herzen ihre Liebe, die nichts zu töten vermochte; die noch gewaltiger, noch herrlicher in ihr aufleben würde, wenn sie ihn in Rom zu Grabe getragen . . .

Behutsam, fast zärtlich, legte sie die Blumen in den kleinen Tiroler Wagen, der fest genug gebaut war, um die Tiroler Straßen fahren zu können, stieg auf, ließ sich die Zügel reichen, wies den Knecht ab:

„Ich brauche dich heut' nicht."

Sie erteilte für Haus und Wirtschaft noch einige Befehle, falls sie vor Nachtanbruch nicht zurück sein sollte, und fuhr dann fort, eine kurze Strecke von ihrem Hofmarschall begleitet. Aber der in ihrem Dienste ergraute würdige Herr hatte steife Beine und seine Flügel trugen diesen Segler der Lüfte auch nicht mehr recht.

Judith fuhr durch den Kastanienwald, um dessen Wipfel der Lenz goldige Schleier webte, dessen Grasboden in dem Purpur der Orchideen erglühte — genau so wie es Frühling um Frühling war, wie es Frühling um Frühling sein würde, während die Geschlechter, welche auf dem Sitz der Platter hausten, daselbst lebten, arbeiteten, starben, um neuem Leben, neuer Arbeit, neuem Streben Raum zu geben. Wenn Judith Platter nicht Ehefrau und Mutter einer jungen Generation ward, fiel alles, was sie zurückließ, weit entfernten, nie gesehenen Verwandten zu, die sie nichts angingen. Schon deshalb sollte der Hof in Hände gelangen, deren Tatkraft und Arbeitsfreudigkeit sie kannte. Sie wollte sich danach umtun. Und das bald; das schon jetzt.

Indessen ihre Gedanken mit dem Ziele und der Ursache ihrer Fahrt beschäftigt waren, hielt sie Umschau in ihrem Eigentum, kein Versinken in Sorge und Vergessen ihrer Herrinpflichten sich gestattend:

„Die Marillenbäume stehen gut in Blüte. Wenn kein Nachtfrost mehr kommt, werden sie prächtig Frucht ansetzen. Die Pflanzung anzulegen, war damals klug von mir. Freilich wollte ich gar nicht klug sein, sondern nur Nutzen schaffen. Für Klugheit besitze ich gar keine Begabung. Das schadet nichts. Die klugen Leute im Tal machen mir jetzt meine Pflanzung nach, selbst die Schloßherren. Nur nicht der Graf von Enna. Ihm erscheint solch neues Wesen seines alten Namens nicht würdig. Dem Manne ist eben nicht zu helfen. Das Alte und Morsche, das nicht das Neue und Kraftvolle will und tut, mag in Gottesnamen in sich selber verfallen, sich auflösen, zugrunde gehen . . . Kürzlich hat wieder ein welscher Bauer einen Maisacker vom Schloßgut angekauft und darauf ein Haus errichtet. Wir selbst bringen unser schönes Land Tirol an unsere schlimmsten Feinde; denn das sind die Leute von dort unten . . . Meinen Platterhof muß ein Tiroler von echter rechter Art bekommen. Lieber deutsch als mit nur einem welschen Blutstropfen in den Adern! Der eine Blutstropfen kann für uns noch einmal zur blutigen Sündflut werden, darin ganz Tirol versinkt . . . Und e r blieb in Rom!“

Da war ihr Gemüt wiederum bei dem einen Punkt angelangt, um den ihre stolze Seele kreiste wie der Königsadler um den Gipfel des Schlern.

In Brixen wurde die junge Herrin vom Platterhof viel gegrüßt: mehr achtungsvoll als gerade vertraulich. Viele blieben stehen, schauten dem schmucken Gefährt und seiner Lenkerin wohlgefällig nach, stellten die Betrachtungen an:

„Weshalb sie wohl immer noch einspännig durchs Leben fährt? Als ob sie nicht auch jung wäre und ein Herz in der Brust hätte, genau wie andere Frauenzimmer. Unter den Besten brauchte sie nur zu wählen: unter Männern, die unsere Edelfräulein nicht abweisen würden. Aber der Platterin scheint keiner gut genug . . . Sauber ist sie und tüchtig wie keine Zweite im Lande; aber auch wie keine Zweite hochmütig und streng.“

So oft Judith durch Brixen fuhr — sie tat es nur notgedrungen und nur einige Male des Jahres — mied sie den Gasthof zum „Elefanten“. Lieber machte sie einen Umweg durch die von steinernen Laubengängen eingefaßten engen Gassen der altertümlichen, frommen Stadt, wo alle sie kannten und wo sie sich doch fremd fühlte. Fremd wollte sie bleiben. Mit jedem Jahre empfand sie mehr und mehr, wie wenig Gemeinsames mit den Menschen sie besaß. Selbst mit ihren Landsleuten. Es jagte sie förmlich aus dem fruchtbaren, reich bevölkerten Tale in die Einsamkeiten der Höhen hinauf.

Jetzt ging die Fahrt wiederum längs des Eisacks hin, über eine Brücke, die einem Stege glich, durch graue Dörfer, an hochgiebligen Edelsitzen vorüber; dann grüßte sie mit Blick und Seele, was für sie nicht mehr auf der Welt sein sollte, und doch einen Teil ihrer Welt ausmachte. Unterhalb des Schloßbodens hielt sie den Fuchs an, schlang die Leine um eine Esche, nahm die Blumen aus dem Wagen und stieg einen Pfad hinauf, der durch ein nachtdunkles Gewölbe von Wipfeln und Zweigen zur Kapelle und den Grüften der Grafen von Enna führte.

Bevor sie im Schlosse vernahm, weshalb sie so eilig gerufen ward, wollte sie den beiden Toten ihre Blüten bringen: galt ihr Gang doch auch dem Sohn seiner Mutter.

Als sei an der offenen Gruft die junge gute Frühlingsgöttin vorübergegangen, still gestanden und für einen Augenblick eingetreten, um von ihrer Fülle auch den Toten abzugeben, erschien Judith Platter in dem dämmernden Raum. Sie schritt zu dem Stein am Boden, darunter eine müde Seele zur Ruhe gebettet wurde, ließ aus ihren Armen die duftende, lichte Last niedergleiten — niedergleiten auf eine hingesunkene dunkle Gestalt.

Wie zu Boden gestreckt lag der Mönch auf dem weißen Marmor, wie auf einen Toten fielen Judiths Blumen auf den Regungslosen herab: auf den Sohn, der zur Mutter zurückkehrte.

Da er sein Gesicht auf den Grabstein preßte, konnte sie ihm nicht ins Gesicht sehen. Um zu wissen, wen sie mit ihren Blumen zudeckte, bedurfte es jedoch nicht erst des Anblicks seiner Züge. Sie stieß keinen Schrei aus, tat keinen Laut. Aber als sie sich bewegen wollte, um sogleich wieder zu gehen, konnte sie kein Glied rühren. Sie blieb regungslos wie der Sohn auf dem Grabe seiner Mutter, der ich von ihren Blumen einhüllen ließ, ohne eine Bewegung zu tun, ohne es überhaupt zu empfinden, — so sehr war seine Seele bei der Toten.

Sie stand neben ihm, blickte auf ihn herab, hätte ihr Leben dafür gegeben, hätte sie sich zu ihm herabbeugen, ihn mit beiden Armen — ihren starken Armen! — umfassen und emporziehen können, um sein Haupt an ihre Brust, an ihr Herz zu legen, voller Schwesterliebe:

„Ruhe aus, du von deinem verfehlten Leben Todmüder! Hier ist dein Platz, um zu ruhen."

Ihr Leben hätte sie dafür gegeben, hätte sie sich zu ihm niederwerfen und neben ihm daliegen können, selbst einer Toten gleich, mit ihm zusammen gestorben, im Tode mit ihm vereint.

Sie konnte nicht, durfte nicht! Regen mußte sie sich; sich abwenden von ihm, der von ihr sich abgewendet hatte. Sie mußte davonschreiten, hinaus, ohne stehen zu bleiben und zurück zu schauen. Nicht mit einem einzigen Blick!

Aber jetzt —

Plötzlich regte er sich wie im Traum; wie im Traum sprach er . . .

Sie mußte fort! Nicht einen Augenblick länger durfte sie bleiben! Sie durfte nicht mitanhören, was ein Sohn seiner Mutter sagte: dieser Sohn dieser Mutter.

Sie wollte fliehen und sie blieb.

Was rief er jetzt? . . . Einen Namen? Seiner Mutter Namen? . . . Wie ein Verzweifelnder, von seinem Gott Verlassener, seinem Gott Ausgestoßener schrie der Priester auf dem Grabe seiner Mutter den Namen zu der Toten hinab: immerfort nur den einen Namen:

„Judith! Judith! Judith!"

Ihr Name von diesen Lippen mit dem Aufschrei eines Sterbenden gerufen, gab Judith die Kraft, ihrer Entgeisterung sich zu entreißen. Mit einem Gesicht, weiß wie die Blumen, die sie gebracht hatte, entfernte sie sich.

(Fortsetzung folgt)



Der einsame Grund



Hans Hartig



Gleichmut · Von H. Scharrelmann

Am See gehe ich entlang, am grünen Wasser. Ganz unten, wo die Kiesel liegen. Es ist ein mühseliger Weg. Der ganz weite Seerand ist bedeckt mit faust- und kopfgroßen Steinen. Da liegen sie zu Tausenden und Abertausenden. Alle sind unerbittlich ans Land geworfen, die plumpen, eckigen Gesellen, die dem lebendigen Strom im Wege waren. Da stürzt sie ein Bergwässerlein den Abhang herunter und schäumt durch den Wald und reißt Erde und Kieselchen und schwere Steine mit, ohne zu fragen, ob sie mögen oder nicht. Was im Wege liegt, wird erbarmungslos fortgeräumt, an die Seite geworfen, wenn es nicht den lustigen Tanz der Wellen mitmachen will. Und trifft das Wasser einmal einen gar zu schwerfälligen Gesellen, den es nicht aus der Bahn zu bringen vermag, dann schäumt es darüber hinweg, umbraust und umgießt seine Ecken und Kanten, schleudert kleine Stücklein Stein und Sand dagegen, bis der Stein im Wege mit seiner eckigen Form so wenig wie möglich dem Strom des lebendigen Wassers Widerstand entgegensetzt. So wird er fein poliert und geschliffen.

Und ihr alle, ihr Abertausende von kleinen Reaktionären zu meinen Füßen, seid so in die Schule genommen worden von dem frischen Quellwasser, das euch umrauschte. Und ein jeder von euch hat Ecken und Kanten lassen müssen in diesem Kampfe mit dem leichtflüssigen Element. Da liegt ihr nun und wißt nicht mehr, wozu ihr da seid, und die Wellen belecken und glätten euch immer noch, wenn sie euch nur erreichen können.

Ein famoses und tröstliches Bild. Willst du der Felsblock sein, der sich dem Strom der Entwickelung entgegensetzt durch seine Schwerfälligkeit und seinen Unverstand? Nun gut, dann mußt du es dir gefallen lassen, daß du ins Rollen kommst oder doch alle deine Ecken und Kanten abschleifst. Du magst wollen oder nicht. Und wenn's auch Jahrhunderte dauert. Deine Kraft ist nichts. Dein Konservatismus hält auf die Dauer doch nicht stand dem lebendigen Wasser, das das Erdreich befruchtet und die Blumen sprießen macht.

Man wird allen reaktionären Erscheinungen unserer Tage gegenüber recht versöhnlich gestimmt, wenn man sich in die tiefe Bedeutung dieses Naturvorganges versenkt. Trotzt nur, stemmt euch nur entgegen — sie bewegt sich doch, die lebendigen Wasser sind nicht zu verschütten und zu begraben, sie ringen sich immer wieder



empor, und treibt ihr's gar zu toll, so werdet ihr in einem Vorfrühling lustig mit auf die Reise genommen, bis ihr fein poliert und glatt irgendwo als wertlos an das Ufer geworfen werdet. Dort könnt ihr dann bis an euer unseliges Ende murren über die Kraft, der ihr nicht gewachsen waret, und über die ungestümen Gesellen, die ihr aufzuhalten glaubtet.

Wie vielem Ungemach würde man ruhiger ins Auge sehen, wenn man sich stets diesen simplen Naturvorgang eindringlich vor Augen führte! Laßt uns die Kinder zu dieser Gleichmütigkeit allen reaktionären Bestrebungen gegenüber erziehen, um so bessere Mitkämpfer für den Fortschritt der Kultur werden sie sein.



Er war gegangen · Von Erika v. Watzdorf-Bachoff

Er war gegangen — und sie blieb allein.
Die andern nannten es: „Gestorbensein".

Und fromme Stimmen sagten: „Heimgegangen".
Und einer sprach: „In Grabesnacht gefangen".

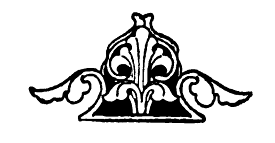
Sie aber hatte Augen voller Licht,
Die strahlten sonnenhaft und weinten nicht.

Um ihren Mund ging nicht das feinste Beben.
Sie wollte Schönes sehen und erleben.

Sie wollte wirken, ohne je zu ruhn,
Und alles Gute wissen und es tun.

Sie wollte viele Dinge um sich scharen,
Das Tiefste fühlen, sammeln und bewahren.

Und jedes Denken, jegliches Geschehn
Erinnernd weihn — wie für ein Wiedersehn.





Die Geschichte von der silberfarbenen Wolkensaumweise · Von Eberhard König

(Fortsetzung)

Der Geiger lag droben in der Kammer der Herberge zum Güldenen Anker, anscheinend hart erkrankt danieder. Wilde Zorn- und Fluchreden hatte er noch geführt und um sich geschlagen. War dann in tiefen, schweren Schlummer versunken, um sich bald wieder von bunten Fiebergesichten umtreiben zu lassen. Da hatte er ohn' Ende von seiner Geige, ihren Rubinen und ihrer edlen Perle, von den weißen, zarten Brüsten des tanzenden, seligen Weibes, dem schwarzen Schmied, den er anflehte, ihn mit seinem Todeshammer zu erschlagen, hatte von dem bleichen Meister drunten in Wien, dem blutigen Fechter in Mainz, dem Gehenkten im Weidenbaum, und gar von der silberfarbenen Wolkensaumweise gefabelt. Der Bakkalaureus war nicht von seinem Lager gewichen; des machten der Ankerwirt und sein Weib groß Rühmens von seinem guten Herzen; und obenein noch „so einem" zu lieb! War aber nicht Erbarmen und Menschenliebe, was ihn da oben in der Kammer so treulich festhielt: er mußte von Grund auf dahinter kommen, was diese feine, starke Seele erlebt und geschaut; und was er aus seinen Fieberreden auffing und staunend aneinander reihte, machte ihn nur noch neugieriger und erpichter, die Wunder, in denen jener zu wandeln gewürdigt war, ganz zu wissen und zu deuten. Es war, als müsse er seinen Feind, der schon im Mutterschoße sein Widersacher gewesen, recht kennen lernen, mit all seinen Geheimnissen und seines Wesens Gewalten. Auch war's ihm wie grausame Lust, an den seltsamen Leiden des Seltsamen sich zu weiden, gleich als könnten dessen Leiden ihm ein Trost sein.

Am zweiten Abend kam der Kranke zu sich und fand erschrocken den Weggenossen an seinem Bett; der beugte sich mit teilnehmender Gebärde über ihn. „Wo bin ich?" — „Ihr seid krank, lieber Freund — krank g e w e s e n, wollen wir hoffen. Ich' hab bei Euch gewacht und ein wenig den Samariter gemacht. Wie fühlt Ihr Euch, Lieber?" — „Ihr — Ihr bei mir?" — „Warum nicht?" — Peter schloß die Augen und bewegte das Haupt leise, war's ein Kopfschütteln? Nach langer Zeit schaute er wieder auf: „Verzeiht, Freund, ich tat Euch Unrecht, und — ich dank Euch. So sind wir Menschen, so ungut: weil Eure Art ein wenig anders als die meine! . . . bin überhaupt ein Narr — ein großer, trauriger Narr —

ein unheilbarer!“ Da kam ein bitterlich Weinen über ihn. Endlich richtete er sich auf, trocknete die Tränen, lächelte wehmütig und streckte dem Fremden treuherzig die Hand hin: „Denkt nicht schlechter von mir, bin sonst nicht gar weichgebacken — hab' nur Übermächtiges erlebt, Übermächtiges! — lassen wir's. Nun aber auf, das Ränzel geschnürt und weiter. Ich darf nicht rasten.“ — „Lieber Bruder, die Nacht bricht herein. Jetzt werdet Ihr Euch fein stärken durch ein kräftig Süpplein, vielleicht einen herzhaften Schoppen drauf. Alsdann so schlaft Ihr Euch rund und gesund und mögt morgen den Stecken weiter setzen.“

So geschah's. — Ich hab' ihm wirklich schwer Unrecht getan, dachte der gute Peter bei sich, wie sich der Student um sein Bett her im Dämmerschein des Lämpchens mit Hühnerbrüh und Pfannekuchen und Zuspruch und Scherzrede über die Maßen betulich und niedlich machte.

Es waren gar trauliche, behagliche Abendstunden, dem Geiger war lange nicht so wohl gewesen; sie aßen zusammen, tranken zusammen, plauderten, und der Gesell in den sieben freien Künsten war schier zum Küssen gesprächig und unterhaltsam, dabei drollig und lieb, recht wie ein guter Junge, daß dem gläubigen Geiger das Herz warm und weit ward und er bei sich sprach: „Wo hatt' ich nur meine Augen? Ist das denn derselbe Mensch noch?“

Es ward dunkler und heimlicher. Und mählich lenkte der Bakkalaureus das Gespräch auf dunkle und geheimnisvolle Dinge, als da sind die weiße und die schwarze Magie, Wahrsagerei und Liebeszauber, die Wunder des roten Leun und der silbernen Lilie, Höllenzwang und clavicula Salomonis, dergleichen dermalen an den hohen Schulen mehr denn gut und gedeihlich herumspukte. Der wundersüchtige Geiger tat gar gelehrig beide Ohren auf. Das war ein Gespräch, wie er sich's lange gewünscht hatte; da war manches, davon er hie und da hatt' läuten hören, wußt' nur nicht, wo die Glocken hangen; hier war er, schien's, an einen geraten, der seiner Wißbegier Rede stehn konnte. Hei, war das gruselig-schön, schade nur, daß es nicht im Ofen bullerte und der Sturm nicht um die Hausecken tobte! Doch auch der dämmerige Raum hier, spärlich erhellt von dem einen Lämpchen, der Fremdling vor ihm mit dem schönen, fremdländischen Antlitz und der vollen, weichen und, wenn er leis-gewichtig sprach, seltsam bebenden Stimme, das schien alles gar fein aufeinander gestimmt und gab zusammen einen geheimen Ton ergreifenden Zaubers.

„Ihr haltet, scheint's, nur wenig von unserer occulta philosophia, Freund Geiger — ich denke des Tons, in dem Ihr scherzweis von meiner achten Kunst, die nur die verrufene Passauer sein könne, sprachet ...“ — „Aber Ihr verkennt mich gar sehr, Lieber!“ eiferte der im Bette, „Ihr ahnt gar nicht, wie arg Ihr mich verkennt, da ich ja selber so ein halber ... nein, das klänge wohl zu anmaßend, bin ich doch aller gelehrten Kenntnis bar; ich meine nur, der Mirakel und seltsamen Abenteuer hat's mehr denn genug in meinem Leben, also, daß ich mich selber oft nicht versteh'..“

Er verstummte in Sinnen. Des Fremden Auge ruhte still beobachtend auf seinem Angesicht. Der Schelm, er verkannte ihn mit nichten, hatte ja genug aus seinen Fieberreden erlauscht und wußte nur zu gut, wie diese Seele von Wundern und Geheimnissen ganz umstrickt war — fürwahr, höheren Wundern und Geheimnissen, als sie seine Passauer Gaukeltasche barg! — Aber sie sollte noch tiefer hinein — zu

was Ende, das sah er selber noch nicht recht ab, nur das dunkle Gefühl leitete ihn, er könne vielleicht mit seinen unsauberen Künsten, seinem Zauberblendwerk, dieser Seele Herr und Meister werden; das reizte ihn seltsam, wie den Rohen ein Frevel am Heiligen reizt. Ja, erniedrigen mußte er ihn, wenn nicht mehr, der sich so über ihn erheben wollte! So sprach er listig: „Ihr könnet Euch leichtlich denken, daß ich, als jung-lüsternes Wisserlein in die Welt der Wunder losgelassen, alsobald um die schwarze Küche und alle Stätten, wo nur ein blasser Kerl mit hohlen Augen Geheimnisse aus jener Welt feilzuhalten vorgab, herumzuschnüffeln anhub; jede Krähe auf kahlem Ast hielt ich für Doktor Faustens schwarzen Raben — item, ich habe neben meinen Studiis doch mancherlei von der magischen Kunst profitiert und darf wohl mitreden. Aber Ihr trinkt ja nicht! Laßt uns anklingen auf Eure Gesundheit, und daß Ihr ein Herzensbezwinger werdet auf Eurer edlen Geigen! Ein feuriger Tropfen, wie er sich für ein kleines Kollegium zweier gescheiter Männer ziemt! Wenn's Euch nicht langweilt, erzähl' ich weiter: In Krakau war's, wo ein Nekromant, vor dem ich nie recht aufgehört hatte, mich zu fürchten — ich glaub' auch, es war nicht richtig mit ihm, er konnt' zuviel, was Ungrades war gewißlich dabei! — wo dieser Teufelsbraten mich ein wenig das grasse Handwerk lehrte. Kindische Neubegier war's, und heut' weiß ich gar wohl, was von dem allen zu halten sei: wohl kann man Heil und Segen damit schaffen, doch gar zu leicht auch Fluch und heillos Verderben."

Er streckte dem aufmerksamen Hörer bieder die Rechte hin und sprach in warmem Herzenstone: „Seht, und Heil bringen möcht' ich Euch mit meiner Kunst! Wollet mir nur willig gehorchen. Ihr krankt an einem Hirngespinst, Lieber, an einem gefährlichen, mein' ich! Just wie der unselige Mann, über den wir zwei insgeheim uns noch aussprechen wollten, der Meister zu Wien. Ein Zauber und gewiß kein guter, ist auch Euch angetan: Ihr hofftet der silberweißen Wolkensaumweise habhaft und Herr zu werden, und seid auf dem besten Wege, an diesem Wahn zugrunde zu gehn."

„Ich hoffe? — Ich bin ihrer Herr! Ich hab' sie! Aber habt Ihr denn gestern nicht ..." — „Papperlapapp! es ist weit schon mit Euch gediehen, armer Gesell."

Es mußt' ein Meister in der Kunst sein, Ton und Gebärde zu beherrschen, der soeben dem Geiger auf sein großes Wort so leichthin über den Mund fahren konnte; denn ihn hatte es getroffen wie ein Schlag aufs Herz! Der andere legte verzweifelt und erschöpft das Haupt ins Kissen zurück und klagte: „Er glaubt's nicht, er glaubt's nicht! Wer glaubt mir's wohl auf der ganzen weiten Welt?!" — Des Bakkalaureus Gedanken sprangen wie angstgehetzt krause Zickzackwege: das hatte er gleich empfunden, daß nicht alles eitel Hirngespinst, was der Fieberirre gesprochen, hatte sich auch schleunigst überzeugt, daß die seltsam schönen, schier unbezahlbaren Kleinode, von denen der geschwärmt, kein versiegend Traumgut seien, daß sie in Wahrheit im Besitz des armen Teufels waren. Und nun — was war das? — „Wo habt Ihr eigentlich die funkelnden Edelsteine und die herrliche Perle her, dergleichen ich in Ost und West noch nimmer sah? Ein närrisch Geschmuck auf einer Fiedel! Die wären nicht zu gering, die

Krone des heiligen Römischen Reichs zu zieren." — Eine Weile lag der Geiger stumm, es kam ihn hart an, davon zu sprechen. Endlich sagte er leise und feierlich, die ernsten Augen wie um Andacht bittend, auf des Lauschenden Gesicht geheftet: „Soll ich's Euch denn vertrauen? Eben dort wurden sie mein, wo ich die seligste Weise gewann, eben dort! Und so wahr jene Kleinode in meinem Besitze sind, so wahr ist das noch herrlichere Kleinod jener heiligen Weise mein! Mehr darf ich Euch nicht sagen. Aber Ihr wisset es doch sehr wohl!" ... — „Ich versteh' Euch nicht, Freund" — es klang fremd und heiser. — „Ihr gehört doch nicht zum trunkenen, blöden Pack, das gestern nacht mit uns gezecht hat! Warum wollt' Ihr's nicht wahr haben, daß Ihr's wisset?" —

Der Bakkalaureus, der mit mächtig ausgreifenden Schritten, wie ein Tigertier den Käfig, den Raum durchmessen, stund jetzo zu Häupten des Geigers, der sich seines Schweigens wunderte. Sein Gesicht war verzerrt, seine Faust geballt: Der Narr! Der Hund! Wie er glaubte! An sich glaubte! Was ihn das Spiel des Künstlers nicht gelehrt, jetzt mußte er's dem Augenschein jener schimmernden Zier, mußte er's der Stimme der Wahrheit glauben, die gar zu vernehmlich sprach, die er nimmer verkennen konnte. Und daß er, er gestern nicht imstande gewesen, das Wunder mitzuerleben, zu erkennen die heilige Weise, das ließ ihn nun gar unversöhnlich ergrimmen: Jawohl! Du sagt es, argloses Geigerlein, er fühlte sich verworfen, zum Pack gestoßen, zum dumpfen, unheiligen, zum ewiglich unerlösten. Dort schimmerte seine Laute durch die Dämmerung. Zerschmettern, zertreten hätt' er sie mögen: Schwindel und Trug, was ihn des ewigen Verlustes zu getrösten schien! Wie könnte ihn der billige Beifall der Brüder Nachbarn, Gevatter und Zunftgenossen, wie könnten ihn die beschämenden Komödiantensiege schadlos halten für das ewig verlorene Gut? Ein Versagen galt's hier bekennen, ein schnödes: Ich kann nicht, ich reiche nicht hinauf! O b das brannte und sehrte! Der Ratsschreiber mag gern und neidlos bekennen, daß seiner stubenblassen Hand nicht möglich ist, was des Meisters Schmied sehnige Faust vermag, und der mag ohn' Weh und Beschämung des Federgeübten kunstvolle Schnörkel bewundern. H i e r galt's einen Kranz, den er nicht ohne wütende Scham in des andern Händen sehen durfte, als ging's ihn nicht an und hätt' jeder sein Gewerb und seine Kunst für sich! Der Simpel, der ungelehrte Tölpel, der sollte es haben, was i h m ewig unerreichbar? Er knirschte, durchdrungen wie nie von seiner Gemeinheit, Verlorenheit, erfüllt wie nie von Neid und Haß wider seiner Seele unglückliche Liebe, das Hohe, Edle, Geistige. Im Haß ehrt der Teufel das Heilige. Wenn sie, die ihn bewundernd strahlen sahen in seinen selbstzufriedenen Stunden, in seine e i n s a m e n Stunden hineinschauen dürften, der Zwiesprach lauschen, die er mit sich selber hält, wenn seine Eitelkeit mit seiner Klugheit Verstecken spielt!

„Warum schweigt Ihr so?" fragte nach langer, langer Weile, in der ein jeder der zwei so ganz anderes durchdacht und durchlitten hatte, Peter den bösen Feind zu seinen Häupten. — „Ich bedaure Euch, armer Freund, und sinne, wie Euch zu helfen sei." — „Ich bedaure Euch nicht minder", sprach der im Bette, und gar nicht feindlich und spitzig war's gemeint, sondern in redlichem Wehgefühl, traf aber gleichwohl wie giftiger, grimmer Hohn. Verwirren diese klare Seele, erschüttern,



zermalmen! — „Darf ich Euch heilen, lieber Gesell?" — „Heilen? Wüßt fürwahr nicht, wovon!" — „Von Eurem verderblichen Wahn. Wollt Ihr den Wiener Meister schauen und von ihm Wahrheit hören, dem ewig-verlorenen, dem Opfer des gleichen Wahns?" — „Torheit, laßt mich in Frieden mit Hokuspokus. Dergleichen ist mal zum Plaudern gut für 'ne Schummerstunde, sonst aber Hand vom Sack! Was soll das auch hier?" — „Er hat gestrebt wie Ihr, hat dem Teufel drum seine Seele verschrieben!"

„Darum dem Teufel! Haha! Wahrlich, zum Lachen wär's, so dumm ist's, wenn's nicht zum Grausen wäre. Seht Ihr, Bakkalaureus, seht Ihr, da liegt's, ein Kind kann's fassen und deuten: er war vom Volke unreiner Lippen!" Der wackere Geiger saß erregt im Bette auf, das Licht beglückten Erkennens strahlte aus seinen klaren, redlichen Augen: „Nur rein muß die Hand sein, die sich nach dem ewigen Gute streckt! Meinem Schöpfer Dank und meinem toten Mütterlein, daß ich das große Wort sonder Scheu und Furcht aussprechen darf! Selig sind, die reines Herzens sind. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Groß sein wollen im Gemeinen dieser Welt, nimmer sein Herz läutern mögen — doch zugleich auch nach jener Krone streben: seht Ihr's nicht ein? das ist ein Unding, ist tollster, frechster Wahnwitz! Wo das anginge, Freund, was wär' alles Unrecht der unvollkommenen Welt gegen solches Unrecht! An dem könnt' nur Satan, der Vater der Lüge, seinen Spaß haben. Am Tag, da solches wahr würde und ein Unheiliger Gott schaute, müßt' ja der Bau der Welt brechen, noch einmal, wie's in der Schrift steht, die Sonne ihren Schein verlieren und des Tempels Vorhang mitten entzwei reißen!" — Seine Wange glühte. Bleich wie Bast stund der dunkeläugige Feind, immer trotziger, leidenschaftlicher, ingrimmiger sich in den schwarzen Satansmantel tödlichen Hasses und Neides hüllend. Mit einer jähen Bewegung warf er den Kopf empor, ergriff die Lampe und schritt stracks hinaus.

Der Geiger lag im Dunkeln. Schräg schielte der Mond in die Kammer und legte einen schmalen Streif bläulich-weißen Lichtes auf die Diele. Das Bett ward ihm heiß. Eine seltsame Beklommenheit faßte ihn. Was sollte hier werden? Der fremde Mensch, der ihm auf einmal wieder unheimlich wurde, war er wirklich sein Freund oder war er sein Widersacher, der's auf die Sicherheit seines Innern, die Einheit seines Gefühls abgesehen hatte? Er sprang auf, warf eine Decke um den bloßen Leib und eilte zum Fenster, das er tief eratmend aufstieß. Die Nacht war duftig und klar. Der Atem blühender Linden wehte auf den flaumigen Schwingen eines leisen Nachtwindes. Die hohen Häusergiebel schnitten schwarz in den tiefblauen, monddurchlichteten Himmel. Aller Häuser Augen schienen im Schlaf geschlossen, alles Leben in der Stadt zur Ruh' gegangen, nur hie und da blinkte ein Fensterlein in mattgelber Helle: Da wachte wohl ein Kranker, sang eine Mutter ihr weinendes Kindlein wieder in Schlaf. Drüben vom Markte her klang und plätscherte eines Brünnleins Rieselstrahl, ins mondflimmernde Wasserbecken fallend, gar verträumt und behaglich durch die Stille. In der Ferne verklang des Wächters Ruf in den einsamen Gassen.

Die Stille tat unserem Freunde wohl. Jetzt wandern durch die mond-

klare, leiswehende Nacht! Nach dem dunklen Bilde nächtig geballter Wipfel sehnte er sich, den herzvertrauten Flüsterstimmen der Waldnacht.

Da ging die Tür auf. Der Fahrtgesell trat ein. Er kam ohne Licht und trug etwas, etwas Schweres in den beiden Händen. In der halben Finsternis erkannte Peter, daß er den Kopf in eine schwarze Kapuze geborgen hatte. Er setzte was auf den Boden. Es klirrte metallen. Dann winkte er mit großer Gebärde dem unwillig Staunenden, beiseit' zu treten. Dem stockte das Wort im Halse, er wollte wehren: „Was soll das? Bringt Licht und laßt mich ungeschoren!" Es blieb ihm beklemmend auf der Brust liegen. Er setzte sich auf die ächzende Bettstatt und starrte, halb geängstigt, halb neugierig-gespannt, ins Dunkle, wo er die hohe, schwarze Gestalt des Fremden sich rätselhaft beugen, neigen und wenden sah.

Ein bläulich Licht quoll ihm mit leisem Zischen unter den Händen auf, wieder klang's wie ein Metallbecken, wenn du's leise rührst; das zitternde blaue Licht hob aus der Nacht ringsum ein paar wundersam bewegte, wie Phosphor leuchtende Hände heraus, lebendige, zuckende Leichenhände, zu denen der Leib und die Arme zu fehlen schienen. Ein Murmeln, Raunen, Sprechen in einer Sprache, die keine ist, ein tolles, aberwitziges Kauderwelsch — Peter wollte aufspringen: „Ich bin nicht Euer Narr, hört auf!" Da stieg ein weißgelber, stinkender, erstickender Qualm brausend zur Decke, stieß droben gegen das Gebälk, senkte sich in schweren, fetten Wolken brodelnd hernieder und füllte die ganze Kammer, daß sich Peter wie erstickend zum Halse griff, röchelte und schreien wollte — „Still! In Satans Namen, still! Ihr verderbt alles! — Jetzt! — Er ist da! —" raunte die heisere Stimme des unsichtbaren Beschwörers.

Fahles, bläuliches Licht schoß auflebend von unten her durch den wallenden Brodem, drin sich jetzt Umrisse zitternd bewegten, fester fügten, und da stund das Bild, nur leis überflimmert wie von heißer Luft, und von Rauchstreifen und -Fäden durchzogen — eines Mannes Gestalt, oben schon klar und deutlich das unvergessene Gesicht des geheimnisvollen Meisters aus der Donaustadt, aschgrau, erloschenen Blicks, die Augensterne tot und blind wie die weißen Augen eines gesottenen Fisches. Und in dem greulichen Leichengesicht schwammen die Züge des Musikus, des adligen Wallonen und des gehenkten Strolches erschreckend ineinander! Petern erstarrte das Herz, wie er um den dürren Hals des Phantoms den seltsamen Schmuck eines niederbaumelnden Strickes erblickte.

Hoch reckte sich jetzt der Bakkalaureus vor dem Spukbilde empor und erschien wie ein Riese in seinem schwarzen Gewande. Er hielt hoch in seiner Rechten die Geige Peters, der, zu Tode erschrocken, aufspringen und sie ihm entreißen wollte. Nur ein Zauber nagelte ihn an seinen Sitz und lähmte alle seine Glieder. Drohend und höhnend hielt der Nekromant die geweihte Geige dem Gespenste hin, und die Rubinen leuchteten in zauberischem Glanze und schossen sichtbarlich Blitze in das stinkende Qualmgewölk hinein — da trat Bewußtsein und Leben in die blicklosen Leichenaugen und war ein Erkennen voller Graun, Qual und Entsetzen! Beide Arme lösten sich aus dem gestaltlosen Dunkel, über dem nur das Haupt erschimmert war, sie reckten sich mit gespreizten, zukrallenden Fingern nach der Geige, die jener in satanischem Hohn vor dem Verlorenen

schwenkte — dabei begann das furchtbare Wesen wie ein todwundes Tier zu schreien! — zu schreien, zu heulen, zu plärren! — ein Ton war's, wie er nirgends in der Schöpfung erhört ward, von so grauenhafter Häßlichkeit, daß dem Geiger die Haare auf dem Schädel wie Binsen stunden. „Kennst du die?“ schrie jauchzend der Bakkalaureus — „Der hat sie — glaubst du's, armer Kerl, glaubst du's?“ — „Der sei verflucht, der sei verflucht!“ schrie das Gespenst. „Freikaufen sollst du mich, du Hund, erlösen! Mit deiner Geige — mit deiner Seele! Frei, frei! Ist sie dir heute feil? Hier den Strick dafür!“ — Die Gestalt wuchs und schwoll, Schritt um Schritt wich der Bakkalaureus, immer die Geige hoch in der Rechten, vor dem drohenden Wallen und Wogen des Dunstgebildes rückwärts, Petern näher, der plötzlich mit einem Ruck ihm sein Eigen entriß. Auf dem Tischlein am Bette lag der Bogen, dort hatte ihn der Nekromant bei seinen Zurüstungen niedergelegt — bedrohlicher, entsetzlicher wuchs und bäumte sich das zerdehnte, verzerrte Grauenbild des Unseligen ihm entgegen, über ihn her, wie um ihn zu erdrücken —

Da, als hätte ein frommer Beschwörer dem Teufelsspuk den Namen des Heilands zugerufen, ein leuchtend Bild des Gekreuzigten in die Nacht des Grauens gereckt, also geschah's: Was war's? Nicht fromme Bannworte, kein Schimmer der Gnade von oben her, und doch eine Helle aus jener Welt: Wie silberne Lichtstrahlen schnitten selig-starke Siegesklänge in das düstere, wüste Schrecknis der magischen Stunde, lichte, warme, reine, himmelgläubige jubelnde Klänge! Wie ins Herz getroffen schrie das Gespenst auf und stürzte sich wutwinselnd auf den Bakkalaureus, den es würgte, den es wie einen toten Balg zu Boden warf: „Satan! Tückischer denn Satan!“ Das Fenster flog auf, frischer Wind blies herein, der Qualm schlug wolkend hinaus, zitternd durchleuchtet vom lieben Lichte des Mondes, und in immer helleren, lerchenhaft steigenden Siegesweisen jubelte die Geige. Unten pfiff einer, dann rief eine kräftige Stimme: „Heda, da heroben ihr! Ist bei euch kein Mord und Totschlag? Scharwache, ho!“

Die Tür stund offen, längst, davon war das Fenster, das vordem Peter nur angelehnt hatte, aufgeflogen; längst stund da luftschnappend, zitternd der Wirt, eine Lampe flackernd in der Hand, und rang um ein Wort: Was war das? Dort der Geiger, halbnackt, seine Geige noch in der Hand, mit unnennbarem Ausdruck im Gesichte, halb sinnverwirrt und entsetzt, halb mit der Miene eines Verzückten, Verklärten, eines Siegers; am Boden auf seinem Angesicht, wie zu Tode gefällt, der liebe, prächtige, kurzweilige Gesell, der Bakkalaureus; ihn überdeckte der schwarze Mantel, dessen Kapuze sein Haupt verhüllte, wie ein Bahrtuch! Neben dem Hingeschmetterten ein Kohlenbecken, der ganze Raum voller Stunks und giftiger Dünste, daß man kaum zu atmen wagte. „Was habt Ihr ihm angetan, heimtückischer Schelm! Ihr verdächtiger Landstreicher, Zigeuner und Bettelmusikante, verdächtiger!“ zitternd vor Wut schrie es der Ankerwirt. — „Ihr bringt mir mein Haus in Unehr', das ist ein christlich Haus, daß Ihr's wisset! Was habt Ihr ihm getan?“ — „Mäßigt Eure Zunge, Wirt! Fragt ihn selber. Er ist ein Teufelsbeschwörer und Finsterling. Vielleicht hat ihm der Spuk, den er frevelnd beschworen, den Kragen umgedreht. Ich weiß es nicht.“

Er begann sich eiligst anzukleiden, der Wirt starrte ihn ganz verdattert an, bis er schließlich losbrach: „Lüg du und der Teufel! Das lustige, feine Herrlein dort ein Nigromant? Sucht Euch einen Dümmeren aus, der Euch solches glaube, verstanden? Ihr mit Eurem heimlichen Getu wart uns gestern schon nicht geheuer!“ — „Respekt, Herr Wirt, Ihr seid ein gewiegter Menschenkenner, haha!“ lachte Peter. „So mag's dabei bleiben!“ rief er gebieterisch-stark, „und ich rat' Euch in Treuen, Ihr Schlaukopf, laßt mich fein ungeschoren von hinnen, oder Ihr kommt auf die Nase zu liegen wie der da, und der rote Hahn springt Euch aufs Dach. Ihr wisset, ich kann mehr denn Brot essen!“ Er lachte wild und toll: „So muß man Euch kommen, frech und falsch! Lustige Welt!“ Der Wirt zog erschrocken das Käppel: „Halten zu Gnaden ...“ — „Meine Schuldigkeit jetzt, Unterwirt! dann will ich hinaus hier, Bäume muß ich ums Haupt rauschen hören, alle heiligen Stimmen der Gotteswelt, gesunden von all eurem Wust, eurer Dummheit und Niedertracht! Meine Schuldigkeit!“ — „Die paar Heller, werter Herr, die paar Heller ...“ stammelte der Furchtschlotternde. Peter warf ein Goldstück auf den Tisch — weiß der Himmel, er hatte doch was von einem hohen Herrn! woher nur? — Der Golddukaten sprang klingend auf, rollte über die Diele, verkroch sich unter dem bahrtuchmäßigen, schwarzen Mantel, der breit die regungslose Gestalt des Bakkalaureus deckte. Vorsichtig und wie von weitem schob der Wirt eine Hand unter den einen Zipfel; als er den Goldfuchs glücklich erfingert hatte, durfte er sich sein geziemend Ach und Weh über das schwarzverhüllte Unglück vergönnen: „Mein Gott, was mach' ich nur mit dem da? Wenn er nun tot ist? Er wird doch nicht, gelt, er wird doch nicht? — Herr Bakkalaureus, he! — Er hört nicht, er ist am Ende wirklich ... O du blutiger Heiland! — Herr Bakkalaureus, Herr Doktor! So tut mir doch die einzige Liebe ... Meint Ihr, Herr Geiger, es sei aus mit ihm?“ — „Kann sein, Wirt! red't ihm halt nochmal gut zu“, sprach Peter und fuhr in die Stiefel. — „Red't Ihr 'nem Menschen zu, der maustot ist! O du blutiger Heiland! Mein Haus, mein Geschäft — die Obrigkeit — der Burgemeister — ich bin ein geschlagener Mann!“ Plötzlich schlug der Jammerton in zornig Poltern um: „Da kommen sie daher, Gott weiß, woher, und suchen sich mein christlich Haus aus und schlagen sich tot. Sie haben ihren Spaß, und ich hab' die Schmutzerei!“

Der Bakkalaureus rührte sich. Seine Hände fuhren beide an seinen Hals. Er gurgelte und röchelte. Es klang wie Worte — „Verspielt!“ glaubte der Geiger zu vernehmen. Dann hub er sich in den Knien auf, reckte starr den Leib empor, sein Gesicht glich dem eines Wahnsinnigen: Weit offen starrten die großen Augen auf den Geiger, starrten und staunten, offen hing sein Mund wie eines, dem wüste Trunkenheit oder ekle Todesangst das Sehnenband, so das Kinn festhält, gelähmt, und die hangende, blasse Unterlippe zitterte wie vor Frost; mit zuckenden Händen wiesen die ausgestreckten Arme auf den Geiger: „Der!“ winselte er, zähneklappernd, — „der kleine, arme Geiger — ist stärker! besser! — ist gut, ist rein! — Ich Hund, ich Vieh! Er besitzt sie, ich erkenne sie nicht, nie, nie! Ich Verworfener, ich Wegwurf, Auswurf! Ich Lügner — Lügner! Er — ist ausgewählt unter Tausenden, Gottes Liebling! Beuge dich, trotziger, frecher

Nacken, beuge dich!" Und er schlug mit der Stirn hart auf den Boden. Dem Geiger tat das Herz weh, heiß Erbarmen stieg in ihm auf. Der Wirt bekreuzte sich und zog wieder in ängstlicher Ehrfurcht vorm Geiger die Kappe. „Beuge dich, tiefer!" murmelte durch die Zähne der Gebrochene. Er sprach das alles wie im Traum, unwissend, in dunklem Müssen — „tiefer, Lump, noch tiefer!" und schlug immer wieder grausamlich mit der stolzen Stirn den Boden. Peter mocht's nicht fürder ertragen, er packte den Traumbefangenen bei den Schultern und rüttelte ihn: „Seid ganz von Sinnen, Bakkalaureus! Wacht auf, hört Ihr! — Seht, welches Unheil Ihr hättet anrichten können mit Euren vermaledeiten Künsten! Habt Ihr nun genug davon? Gott sei Euch gnädig und lenke Euer arges Herz. Herr Wirt, gehabt Euch wohl."

Die Tür schlug hinter ihm zu. Mochten die zwei sich abfinden miteinander und dem, was geschehen; was ging's ihn an? Er eilte die knarrende Stiege hinab, schritt durch das dunkle Haus. Die Tür war noch offen, hatt' eben der letzte Gast die Schenkstube wankend verlassen. — —

Hei, der klaren, duftigen Nacht! Aufatmend reckte und dehnt' er die Brust. Er hatte sich wieder! Überlaut hallte sein mannlicher Schritt durch die einsamen Gassen, in denen der liebe Mond allein sein stilles Wesen hatte. An das plätschernde Brünnlein trat er, schöpfte des kühlen Wassers in die hohle Hand, sich Stirn und Augen zu netzen, dann beugte er durstig sich nieder und trank die frische Kälte in langen Zügen. Nun voran durch die schlummernden Straßen. Gott grüß Euch, Herr Roland vorm stattlichen Rathaus, was macht Ihr im Mondlicht für'n dummes Gesicht? Mondhelle Plätze, schattige Lauben, schattenenge Gäßchen. Sein Auge war neu zu freudigem Schauen erwacht, all seine Sinne stunden wieder offen den Gestalten der Welt. Er freute sich der langen Straßen, des Lichts, das wie blinkende Feuchte von den Kupferhelmen der Türme rann; des geheimen Lebens, das die Nachthelle den steinernen Aposteln und Heiligen an den Portalen der Kirchen schenkte; der hohen Schattenwände der Häuser zur Linken, und des zackigen, bewegten Randes des schwarzen Giebelschattens, den diese Straßenseite auf seinen hellen Weg legte; freute sich der reichen Schau zur Rechten, wie da alles in prallem Lichte lag, die kleinen Scheiben spiegelnd blinkten, die stattlichen Bürgerhäuser mannigfachen Zierat edler und großer Steinmetzarbeit, bunter Schildereien, bemalten Gebälkes, krausen, geschnitzten Figurenwerkes in der blauen Helle lichteten, die alle Farben wegtrank, alle Tiefen mit kräftigem Schwarz füllte. Am Tore gab's noch ein unleidlich Hin und Her mit Fragen: Wer er sei, woher und wohin der Fahrt, warum just inmitten der Nacht, die keines Menschen Freund sei, nebst manchem Kopfschütteln der Wachtmannschaft, die vom Würfeln und Karteln aufgestanden war, den närrischen Kauz zu sehen. Doch über unsern Freund war ein seltsam starkes, herzhaft und siegfrisch Wesen kommen, er blieb bei seinem mutwilligen Vorsatz und lachte aller Räuber, Strauchdiebe und gelben Tatern. „In Gottes und Sankt Jörgen Namen!" lachte schließlich der Wachthabende — „so Ihr's nit besser haben wollt!" Die Schlüssel klirrten, das Schloß knirschte und knackte, das alte, schwere Tor knarrte langsam und bedächtig auf, ihn umfing die Freiheit der weiten Nacht, und der Nachtwind kühlte seine Stirn und sprach:

„Willkommen.“ — „Willkommen d a h e i m!“ klang's in seinem Wandrerherzen. Hinter ihm hallte, brummte und summte vielstimmig von allen Türmen der alten Frankenstadt, in der er so viel Schrecknis erlebt, und zuletzt doch einen Sieg, einen schweren, fürwahr, einen ernsten, schönen Sieg — der Chorus der kleinen und großen Glocken, der hellen und dunklen, die zwölfte Stunde, klang ferner Wächterruf und verlorenes Hundegebell. Bürgerfriede, Bürgerruh' — fahr wohl! Er befahl seine Seele Gott und schritt rüstig fürbaß in die feierlich stille, dämmerlichte Weite. Kein Ungemach trat ihn an, in seiner Einsamkeit — fern von den Menschen.

Ja, fern von den Menschen!

(Fortsetzung folgt)



Die atmende Hand · Von Grete Massé

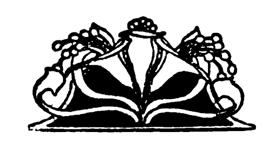
Ins Dunkel weit zurückgeneigt
Dein schlafend Haupt, daß selbst dein Haar,
Das weiße, kaum als hellrer Streif
Das Dunkel schnitt, das um dich war.

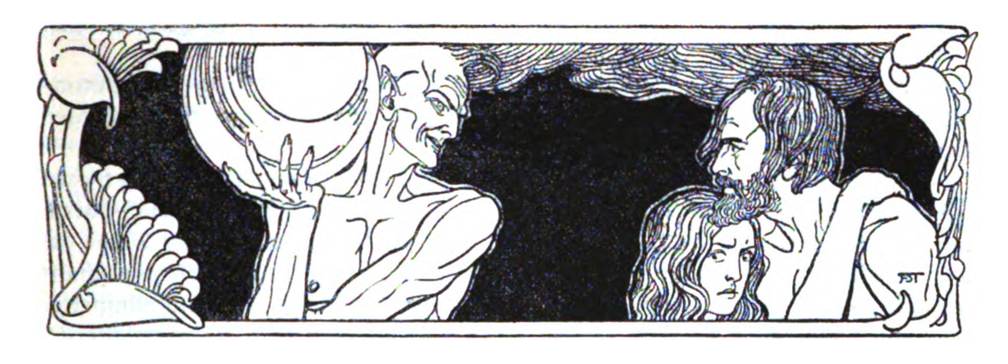
Mühsam aus dieser Schatten Schacht
Gräbt ein Erkennen sich mein Blick.
Er klagt: „Wie fliehst vor mir du weit
In Nacht und Schlaf. O kehr' zurück!“

Bist du schon tot? Um Stern und Mond
Zirkt schon dein Geist die Silberspur?
Schwellt deines Fußes Abdruck schon
Ein neues Blühn auf unsrer Flur?

Da fällt mein Blick auf deine Hand,
Die in des Kerzenlichtes Kreis,
Die tiefste Ruhe atmend, liegt,
Stark, glanzausstrahlend, klar und weiß.

Mir klärt sich die bewölkte Stirn —
„Dem noch die Kraft im Marke glüht,
Des Hand, deckt Dunkel auch sein Haupt,
Dem Leben so entgegenblüht!“





Die Prügelstrafe in der Schule

Von W. Mader

Es ist ein wichtiger und trauriger Gegenstand, den ich hier aus langjähriger Erfahrung als Schüler, Vater und Ortsschulinspektor behandeln will; und um den Leser von vornherein über den Zweck dieser Ausführungen nicht im unklaren zu lassen, schicke ich gleich voraus, daß sie ein Notschrei sein sollen, daß doch endlich das mittelalterlich barbarische und gänzlich wertlose Züchtigungsrecht der Lehrer abgeschafft werde.

In Frankreich, wo ich aufgewachsen bin, hat der Lehrer kein Züchtigungsrecht. Von meinem siebten bis zu meinem zehnten Jahre besuchte ich eine französische Privatschule, die von einem Deutsch-Schweizer geleitet wurde, der den Tatzenstock nicht entbehren zu können glaubte. Wenn ich auch in diesen drei Jahren nur eine Tatze erhielt, so werde ich doch niemals das widerlich-wollüstige Glänzen der Augen und das dicke Anschwellen der Lippen jenes Lehrers vergessen, das jedesmal sein Gesicht vertierte, wenn er mit höhnischem Grinsen auf ein Opfer einschlug.

Als ich hierauf ins Lycée (Staatsgymnasium) kam, hatte ich im ersten Jahre einen äußerst gutmütigen Lehrer, der sich jedoch über das Verbot der körperlichen Züchtigung hinwegsetzte. Es waren nur drei oder vier der unbegabtesten Schüler, die hierunter zu leiden hatten; aber diese auch beinahe täglich. Rechts und links von seinem Pult mußten zwei von ihnen niederknien, und bei der geringsten Bewegung riß sie der Lehrer bei den Haaren, teilte ihnen Rippenstöße und Fußtritte aus, daß wir andern mit verwundertem Grauen den sonst so gutmütigen, liebenswürdigen Pädagogen in seiner würdelosen Wildheit anstarrten.

Ich weiß nicht, warum seine Opfer sich nie beschwerten; ebensowenig ist mir bekannt, ob kurz darauf das Verbot körperlicher Züchtigung strenger gehandhabt wurde, oder ob jener Lehrer der einzige Übertreter war, — kurzum, in den übrigen Klassen, die ich bis zu meinem siebzehnten Jahre besuchte, sah und hörte ich nie mehr etwas von einer körperlichen Züchtigung.

Dabei war es mit der Schulzucht in Frankreich genau so bestellt wie bei uns: ein guter Pädagoge hielt ohne Züchtigung stramme Zucht, auch bei schlechtem Schülermaterial, ein hilfloser Schwächling brachte keine Zucht zuwege, so wenig dies bei uns einem solchen gelingt, trotz ausgiebigster Benützung des Züchtigungs-

rechts. Schon daraus sollte jeder vernunftbegabte Beurteiler zu der Erkenntnis kommen, daß die Prügelstrafe für die Schulzucht völlig wertlos ist. Dagegen richtet sie unberechenbaren Schaden an.

In Frankreich gilt der Deutsche für einen Halbbarbaren, namentlich wegen seiner Prügelwut. Immer wieder mußte ich den verächtlichen Vorwurf hören, im deutschen Heere bestehe „La schlague“, d. h. die Prügelstrafe. Mit Mühe gelang es mir, meine Schulkameraden zu überzeugen, daß diese längst abgeschafft sei. Zu meiner Beschämung aber mußte ich später als deutscher Ortsschulinspektor erfahren, daß wenigstens in unserm Schulwesen tatsächlich noch die mittelalterlich barbarischen Instinkte ihre Orgien feiern und das Prügelsystem, trotz seiner Vernunftwidrigkeit, seine Verfechter findet.

Wenn für verrohte erwachsene Burschen nach richterlichem Spruch die Prügelstrafe wieder eingeführt würde, was ich zwar nicht befürworten möchte, so wäre das begreiflicher und weniger barbarisch, als daß hilflose Kinder mit Zustimmung der Gesetze der Prügelwut unfähiger Pädagogen ausgeliefert werden: das Züchtigungsrecht bei unmündigen Kindern sollte lediglich den Eltern zustehen, bei denen selber es ja leider oft genug grausam ausartet.

Solange wir das Prügelrecht der Lehrer nicht abschaffen, mögen wir in sonstiger Hinsicht alle andern Kulturvölker übertreffen, ein wirklich zivilisiertes Volk sind wir nicht!

Das Züchtigungsrecht des Lehrers wird ja durch allerlei Erlasse möglichst gemildert und soll nach einer beliebten Phrase ein „väterliches“ sein. Wohl dem, der ein Schlagwort gefunden hat! Das ist das bekannte Wort, das sich einstellt, wo Begriffe fehlen, mit dem man aber trotzdem das Gewissen so sanft beschwichtigt und die Einwände theoretisch totschlägt.

Was ist das: „väterliche Züchtigung“? Ich frage jeden Vater und jede Mutter aufs Gewissen, — nicht die Rabenväter und Rabenmütter, die ihre Kinder mit ihren väterlichen und mütterlichen Züchtigungen in teuflischer Wollust zu Tode quälen, wie es ja heutzutage so häufig vorkommt, sondern die wirklich väterlichen Väter und mütterlichen Mütter; ja, ich frage euch: Gibt es für einen Vater und eine Mutter etwas Schwierigeres, als ein Kind aus reiner Liebe in Erkenntnis der Notwendigkeit des Verfahrens zu züchtigen? Ist es nicht in den meisten Fällen der persönliche Ärger, der allein die Macht hat, euch zum Dreinschlagen zu veranlassen?

Ich will durchaus die Möglichkeit und das Vorkommen einer wirklich „väterlichen“ Züchtigung nicht leugnen. Nur das will ich herausstellen, daß es den leiblichen Eltern selber schwer wird, ohne Zorn zu züchtigen und im Zorn nicht zu züchtigen.

Zum Beispiel: wenn das Kind gelogen hat, empfängt es von der betrübten Mutter eine ernste, vielleicht sehr wirksame Ermahnung; hat das Kind aber, und dies ohne Böswilligkeit, der Mutter schönstes Möbelstück beschädigt oder sein Sonntagskleid beschmutzt, dann schlägt die empörte Mutter drein: das Vergehen ist wesentlich geringer, aber die persönliche Empfindlichkeit der Mutter ist eben an einer schwachen Stelle verletzt worden.

Der Vater läßt die Kinder mit Wohlgefallen in der Stube herumtollen und hat seine Freude an ihrem lustigen Übermut. Ein andermal aber trägt ihnen genau die gleiche übermütige Stimmung plötzliche Schläge ein, weil der Vater in andrer Laune ist oder sich gerade empfindlich gestört fühlt, vielleicht auch weil sie im Umhertollen etwas umstießen, wobei ihm ein werter Gegenstand zertrümmert wurde.

Mag es sein, wie es will, es wird für die Eltern sehr schwer, rein aus kühler Überlegung und der erkannten Zweckmäßigkeit halber zu züchtigen, in der Hitze des Zorns aber schlagen sie gar zu leicht ohne viel Überlegung zu. Das gilt auch von denen, die sehr wenig züchtigen: wenn sie einmal züchtigen, so geschieht es eben oft aus recht menschlichen Regungen. Mag man es Wort haben oder nicht, gar zu leicht ist selbst die elterliche Züchtigung ein kleinlicher Racheakt.

Das Kind darf ruhig einen Fetzen Papier ins Feuer werfen, war es aber zufällig ein Hundertmarkschein, den es eben auch für einen alten Fetzen hielt, dann wird es gezüchtigt — für den Leichtsinn des Vaters, der das Geld leichtfertig auf dem Tische liegen ließ.

Kommt so etwas den Eltern vor, wieviel leichter dem Lehrer. Wie kann der überhaupt für jeden einzelnen seiner Schüler ein väterliches Empfinden haben? Ja, welcher Lehrer macht da keinen Unterschied?

Es ist doch das Natürliche und auch Gewöhnliche, daß dem Lehrer die besten, d. h. begabtesten Schüler die liebsten sind, denen er dann wohl auch etwas nachsieht. Während nun die Eltern oft die schwachen Kinder mit besonderer Liebe und Rücksicht behandeln, wird das dem Lehrer besonders schwer: mit den schwachbegabten hat er am meisten Mühe und Ärger.

Was muß der Lehrer sich mit den Kindern ärgern! Er ist sich des Züchtigungsrechts bewußt; nun sind zwar Schläge an den Kopf verboten; wenn er aber nicht immer den Tatzenstecken in der Hand hat, wie wohl manche es gewöhnt sind, so mag er nicht jedesmal nach dem Stock springen, wenn er zuschlagen will. Nun, da gibt er dem Kind eins mit dem Buch oder mit der Faust an den Kopf. Dadurch wird die Gesundheit manchen Kindes dauernd geschädigt.

Freilich kann er in solchen Fällen wegen Überschreitung des Züchtigungsrechtes verklagt werden; aber viele Eltern wagen das nicht, schon um der Kinder selbst willen. Der Schulzwang besteht, und das Kind ist dem Lehrer ausgeliefert. Auch ohne ferner geschlagen zu werden, kann ein solches Kind durch beständige Verhöhnung vor allen Kameraden und durch allerlei Schikane zur Verzweiflung gebracht werden.

Andrerseits, was hilft es Eltern und Kind, wenn der Lehrer nachträglich gestraft wird? Das geschädigte Kind erlangt dadurch seine Gesundheit nicht wieder.

Was hilft es auch, daß Lehrer, die ihr Züchtigungsrecht im gesetzlichen Sinne mißbrauchen, Ausnahmen sind? Was hilft das den Eltern und deren bedauernswerten Kindern, die eben einer solchen Ausnahme ausgeliefert sind?

Aber auch da, wo das Züchtigungsrecht nicht mißbraucht wird, ist es in allen Fällen nicht nur wertlos, sondern schädlich.



Es sind vor allem drei Klassen von Schülern, die in der Schule geschlagen werden:

1. Die frechen, faulen, unachtsamen Kinder. Gehört denen Strafe, so ist doch die körperliche Züchtigung die allererfolgloseste der Strafen. Weder Bescheidenheit, noch Fleiß, noch Aufmerksamkeit lassen sich einprügeln. Diese Sorte von Schülern macht sich meist wenig aus den Schlägen, an die sie gewöhnt ist. Eine ironische Bemerkung, die einen Frechling dem Gelächter seiner Mitschüler preisgibt, ist für die Frechheit die empfindlichste Strafe und das beste Heilmittel. Eine Strafarbeit oder eine halbe Stunde Nachsitzen ist für Faulheit und Unaufmerksamkeit eine treffliche homöopathische Kurmethode.

Übrigens ist es vielen Kindern einfach unmöglich, bei der langen Schulzeit stundenlang, selbst bei anregender Behandlung des Stoffs, angestrengt aufzumerken. Die Unachtsamkeit ist meist eine notwendige und unüberwindliche Reaktion, die allein das überanstrengte Gehirn gesund erhalten kann. Und nun vollends, wenn der Unterricht pedantisch und langweilig ist! Man bedenke doch, wie schwer es selbst dem Erwachsenen wird, ernsten Ausführungen längere Zeit angespanntes Interesse zu widmen: Die Herren Reichstagsabgeordneten verlassen einfach den Saal nach Belieben. Das darf ein Schulkind nun nicht. Da ist ein Lehrer vielleicht selber nicht imstande, einer nur halbstündigen Predigt seine Aufmerksamkeit zu schenken. Er vertieft sich deshalb etwa in Zeitungslektüre oder rückt unruhig hin und her. Derselbe Mann aber prügelt unbarmherzig ein zartes Kind, das er bei der kleinsten Unaufmerksamkeit ertappt; und wehe dem Schüler, der nicht ganz stramm und still sitzen bleibt, zwei, drei Stunden lang, während der Lehrer, der an und für sich schon durch seine aktivere Lehrtätigkeit im Vorteil ist, sich die ausgiebigste körperliche Bewegung während des Unterrichts gestatten kann.

2. Die zweite Klasse der Prügelknaben sind diejenigen, die zu Hause so sehr in Anspruch genommen werden, daß sie für ihre Schulaufgaben nicht genügend Zeit finden, und oft müde und abgehetzt in die Schule kommen. Was kümmert sich aber der Lehrer um die häuslichen Verhältnisse? Bei ihm heißt es: „Hic Rhodus, hic salta!" d. h. „ob du zu Hause Zeit hast oder nicht, das geht mich nichts an: hier in der Schule bin ich Herr, da mußt du deine Aufgaben gut gemacht haben und gut können."

3. Die dritte Klasse sind die Unbegabten, die körperlich und geistig Schwachen. Sie ärgern den Lehrer durch ihre oft bodenlose Begriffsunfähigkeit, und dieser Ärger zwingt ihm den Stock in die Hand. Solche Kinder quälen sich oft ab mit ihren Aufgaben, auf die sie dreimal so viel Zeit verwenden als ein normal begabter Schüler. Sie begreifen aber nichts, sie bringen nichts zustande, sie bringen nichts in ihren Kopf hinein. All ihr Fleiß, all ihre Mühe sind umsonst: Die Schläge sind ihnen sicherer als das tägliche Brot. Mit Angst und Zittern gehen sie zur Schule, und allein schon die Furcht vor den unausweichlichen Strafen nimmt ihnen alle Sicherheit und alles Selbstvertrauen. Viele werden zuletzt stumpf und hartschlägig, oder aber sammelt sich eine maßlose aber wohl gerechtfertigte Verbitterung in ihren Herzen an.





Die Zollbrücke Hans Hartig

Es blutet einem das Herz, zu sehen, wie ein Lehrer das Recht hat, solche armen Geschöpfe zu prügeln, und es oft auch tut, während die große Mühe, die sie sich geben, freilich ohne Erfolg, Lob und nicht Strafe verdiente.

Aber bei der Schulprüfung wird der Lehrer nach den Leistungen der Kinder beurteilt: was Wunder, wenn ihn die Nichtskönner ärgern!

Am ungerechtesten sind die Strafen, die für mangelhaftes Rechnen und Hersagen erteilt werden.

Rechnen ist nicht jedermanns Sache; vor allem versteht es auch nicht jeder Lehrer, den Kindern das rechte Verständnis für Arithmetik und Mathematik beizubringen. Einer, der nun einmal nicht rechnen kann und die Sache nicht begreift, dem hilft aller Fleiß nichts: ihn für seine Unfähigkeit zu strafen, ist die schreiendste Ungerechtigkeit, namentlich wenn des Lehrers unfähige Methode vielleicht der Hauptgrund des Mißstandes ist.

Auswendiglernen fällt dem einen leichter, dem andern schwerer, je nach dem Gedächtnis. Aber die völlige Sicherheit im Auswendiggelernten ist die Folge einer ganz speziellen Begabung. Bei größtem Fleiß und bestem Gedächtnis wird oft eine solche Sicherheit nicht erzielt. Am leichtesten fällt das Hersagen dem, der bei gutem Gedächtnis gedankenlos hersagt, was er sich einprägte, wobei er sich auch einen ausdrucksvollen Vortrag einprägen konnte, so daß die Gedankenlosigkeit des Hersagens gar nicht bemerkt wird.

Wer aber beim Hersagen denkt, der kommt gar zu leicht aus dem Wortlaut.

Wie oft hört man die Entschuldigung: „Zu Hause habe ich es gekonnt!" Aber da heißt es wiederum: „Hic Rhodus, hic salta!" Und der Schüler, der sich gewissenhaft alle Mühe gab, seine Aufgabe zu lernen, wird wegen einer unverschuldeten Gedächtnisschwäche hart gezüchtigt. Vielleicht hat ihn allein schon die Angst vor den regelmäßigen Prügeln der nötigen Ruhe und Sicherheit beraubt. Und dabei hat er viel mehr Zeit auf das Pensum verwendet als ein andrer, der es fließend herleiert; und zu Hause hat er es wirklich gekonnt, und wird es hernach wieder können, auch ohne es nochmals anzusehen.

Ich habe ein vorzügliches Gedächtnis: zur völligen Sicherheit im Auswendiglernen habe ich es jedoch nie gebracht, trotz aller redlichen Mühe. Dagegen genügte es mir, in Geschichte und Mathematik usw. den Stoff einmal durchzulesen, um in der Schule völlig gesattelt zu sein: da kam es ja nicht auf den Wortlaut an.

Für die Mathematik war ich besonders begabt. Vom ersten bis zum letzten Schuljahr hatte ich in diesem Fache keinen ernsten Konkurrenten. Solange aber das Einmaleins abgehört wurde, was glücklicherweise nur im ersten Schuljahre der Fall war, bestand ich nie: die mechanische Sicherheit fehlte mir. Noch heute muß ich einzelne Produkte aus dem Einmaleins im Kopfe ausrechnen, was jedoch rasch geschehen ist. Andrerseits behalte ich die gewonnenen Zahlen gut im Gedächtnis, so daß ich auch ziemlich verwickelte Aufgaben im Kopfe lösen kann, bis der Lehrer auf dem Papier damit zur Hälfte fertig ist.

Ich will damit nur sagen, daß auch bei sehr gutem Gedächtnis die Sicherheit im Auswendiggelernten nicht von jedem Schüler gerechterweise gefordert

werden darf. Einen wegen mangelhaften Hersagens zu schlagen, ist eine Ungerechtigkeit und eine Grausamkeit.

Es ist auch ohne weiteres klar, daß solche Schläge gar nichts nützen, wohl aber durch Steigerung der Unsicherheit schädlich wirken.

Das ist aber überhaupt der Erfolg der ganzen rohen Prügelmethode.

Ein echter Pädagoge hält auch unbotmäßige Schüler in Zucht und erzielt Erfolge, soweit sie nur möglich sind — auch ohne Prügel, ja am besten ohne Prügel.

Der Stock ist bloß die ultima ratio, das letzte Zufluchtsmittel des unfähigen Pädagogen, und zwar ein völlig zweckwidriges Mittel. Der Bakelschwinger prügelt weder Zucht noch Kenntnisse in die Schüler hinein.

Das Verderbliche am Züchtigungsrecht ist aber dies: es verführt Pädagogen, die ohne zu schlagen viel bessere Erfolge erzielen würden, zum gelegentlichen Dreinschlagen. Damit wird viel freudiger Lerneifer ertötet, manche Fähigkeit gemordet. Am eifrigsten lernt der Schüler, der seinen Lehrer liebt und verehrt. Nichts aber schadet dieser Liebe und Verehrung mehr als die Roheit des Hauens.

Ich frage jeden Leser aufs Gewissen, ob nicht selbst Schläge von seinen Eltern zuzeiten, wenn er sie als den Ausfluß persönlicher Gereiztheit und damit als Ungerechtigkeit empfand, wenigstens einen vorübergehenden bitteren Groll gegen die Züchtiger auslösten. Wieviel mehr müssen die Züchtigungen eines Lehrers die Liebe, das Vertrauen und die Verehrung zu ihm beeinträchtigen, wenn nicht ausnahmsweise die Persönlichkeit eines besonders trefflichen Mannes solche Ausschreitungen übersehen oder vergessen läßt.

Es gehört eine ziemliche Gedankenlosigkeit und Urteilsschwäche dazu, die Prügelstrafe in der Schule als wertvolles oder gar notwendiges pädagogisches Hilfsmittel zu verteidigen. Die einfachste Überlegung sagt einem doch, daß, wenn es so wäre, es ganz vom Verhalten der Kinder abhängen müßte, ob sie viel oder wenig Schläge bekommen. Die oberflächlichste Erfahrung zeigt uns andrerseits, daß dies eben nicht vom Verhalten der Kinder, sondern vom Charakter und der jeweiligen Laune des Lehrers abhängt: die gleichen Kinder, die von einem milden und tüchtigen Pädagogen gar nicht oder kaum geschlagen werden, werden von einem sadistischen Schultyrannen grausam geprügelt; bei gleichem Verhalten erhalten sie mehr Schläge, wenn er schlecht gelaunt, als wenn er gut gelaunt ist. Die Kinder haben die rohen Instinkte und die pädagogische Unfähigkeit eines Lehrers zu entgelten.

Es ist unglaublich, daß es noch Männer gibt, die zivilisiert, gebildet, vernünftig und einsichtig sein wollen und dennoch glauben, die schändlichsten Auswüchse mittelalterlicher Rechtspflege für die zarten Schulkinder festhalten zu müssen. Erinnert es nicht an die Folter, wenn ein Knabe auf die donnernde Frage: „Wer hat die Welt erschaffen?" aus Furcht vor dem Stock zitternd ruft: „Ich will's ja gestehen, ich hab's getan! Ich will's aber gewiß nicht wieder tun." Ja, mit der Prügelmethode läßt sich wie mit der Folter jedes Geständnis erpressen, Verstand, Charakter und Gesundheit der Kinder schwächen und ruinieren: das ist aber auch das einzige, was damit erreicht wird.

Am bedenklichsten aber ist, daß das Züchtigungsrecht dem unfähigen Pädagogen und oft einem ganz unreifen Jüngling die unumschränkte Willkür eines Tyrannen verleiht. „Unumschränkt“ nicht im allgemeinen, sondern im besondern Sinn. Die Art und das Maß der Züchtigung sind beschränkt; freilich werden die Schranken häufig nicht innegehalten. Aber die tyrannische Willkür ist nicht beschränkt. Das Kind hat keinen Advokaten, der es schützen kann vor ungerechten Prügeln: was hilft es, daß es bis zur Erschöpfung gelernt und gearbeitet hat, was hilft es, daß es zu Hause seine auswendig gelernte Aufgabe konnte? Wenn der Lehrer sich einfach an dem Kinde rächt für den Ärger, den seine schwache Begabung ihm verursacht, so hat es keinen Schutz und kein Appellationsrecht; ja wenn es ganz ungerecht geschlagen wird, so kann es gegen das Urteil nirgends appellieren: die Strafe wird verhängt und vollzogen mit absoluter Willkür. Wahrhaftig, der schlimmste Verbrecher genießt einen größeren Rechtsschutz, als das unmündige Kind.

In jedem Menschen steckt etwas Dippoldsnatur, früher Sadismus genannt. Auch der gutmütigste Charakter schützt vor wollüstiger Grausamkeit nicht, wie ich im Eingang an zwei Beispielen zeigte. Das ist schon beim zarten Geschlecht so: da werden Weiber zu Hyänen! Ja, wenn die Bande des Gesetzes gelöst werden, zeigt sich die Bestie im Menschen.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken! Welch ein edler Jüngling war Nero, bis er die unumschränkte Gewalt hatte. Welch guter Mensch war Hauptmann Lothaire, bis er der strengen Aufsicht europäischer Gesetze entrückt war.

Was ist der berüchtigte Tropenkoller? Die Dippoldsnatur, die, von naher Aufsicht und Zwang befreit, sich ungehemmt entwickelt. Warum hassen solche Kolonialbeamte die Missionare? Weil diese ihnen zwar nichts zu sagen haben, aber doch ein moralisches, unter Umständen auch praktisch wirksames Hemmnis der freien Entwicklung des „Tropenkollers“ bilden.

Warum ist noch nie ein Missionar vom Tropenkoller befallen worden? Weil die strenge Aufsicht der Missionsgesellschaften, die gewohnte Selbstzucht und ihr moralischer Halt die niedern Instinkte bändigen. Dem Lehrer aber ist im Züchtigungsrecht eine Macht gegeben, die der Entwicklung der niedrigsten tierischen Instinkte im Menschen so förderlich ist, daß wir nur denjenigen bewundern können, der sie in strenger Selbstzucht dennoch niederhält; wer dies jedoch nicht vermag, ist zu bedauern, nicht zu verdammen. Die Schuld trägt allein der Staat, der an solchen mittelalterlich rohen Zuständen festhält.

Der Staat zwingt die Eltern, ihre Kinder zur Erziehung fremden Händen anzuvertrauen. Daraus erwächst ihm die sittliche Pflicht, den Kindern und Eltern Schutz zu gewähren und dem fremden Erzieher das Recht zur Grausamkeit nicht zu gewähren.

Es sind noch andre Punkte, die da hereinspielen. In vielen Landgemeinden hat der Lehrer z. B. das Recht, das übrige Schulholz für sich zu benutzen.

Die Folge davon ist manchmal die, daß die Kinder im Winter blaugefroren in der Schule sitzen und das Eis an den Fensterscheiben nicht auftaut. Gelüftet wird nicht, um Holz zu sparen (obgleich dieser Grundsatz verkehrt ist).

Der Lehrer kann oft nichts dafür: er kommt gegen seine Frau nicht auf, die in der Wohnung eine Hitze von zwanzig Grad Réaumur erhält und das Brennmaterial umsonst haben will.

So erzählte mir ein Lehrer, er habe streng darauf gesehen, daß zu Schulbeginn im Schulzimmer eine Wärme von fünfzehn Grad Réaumur herrsche. Seine Frau aber, die einheizte, habe durchaus so viel Holz als möglich für sich sparen wollen. Da er energisch forderte, der zu niedrig zeigende Wärmemesser müsse höher stehen, schien sie nachzugeben. In den nächsten Tagen fand der Lehrer stets das Thermometer sehr hoch stehend, aber auch sehr rasch fallend bis unter zehn Grad hinab. Als er seine Frau über das Phänomen befragte, raffelte sie: „Nun, ich hab' gedacht, wenn es bloß darauf ankommt, daß das lumpige Thermometer recht hoch steht, stelle ich es, ehe du herunterkommst, eine Weile in die Bratkachel."

Die Geschichte ist heiter, die Sache ist ernst, sehr ernst. Der Staat hat auch hier die Verpflichtung, Gesundheit und Leben der Kinder zu schützen, die er zur Schule zwingt, und derartige veraltete Vergünstigungen abzulösen, die immerhin für menschliche Schwächen eine große Versuchung mit sich bringen und leicht zu Massenschädigungen an der Gesundheit der Schulkinder führen können. Mit schönen Phrasen vom guten Zutrauen, das man zu den Lehrern habe, oder entrüsteter Abwehr solcher Verdächtigungen kommt man darüber nicht weg.

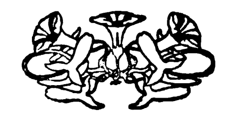
Vor allem aber fordern wir Eltern von einem Kulturstaat, daß er das barbarische Züchtigungsrecht der Schule, dem nur Gedankenlosigkeit oder Verbohrtheit noch einen Wert beimessen können, abschaffe: das ist die erste und wichtigste Forderung einer vernünftigen Schulreform!



Selige Welt! · Von Rudolf Leonhard

Mit zarten grünen Spitzen dringt
Die junge Frucht aus braunem Feld,
Und eine ferne Lerche singt:
Selige Welt! Selige Welt!

Die weiße Wolkenherde schart
Sich dicht, und warmer Regen fällt;
O Sehnsucht, die Erfüllung ward —
Selige Welt! Selige Welt!





Neue Geschichtsliteratur

Aus der Fülle der in der letzten Zeit auf dem Gebiete der Geschichte und Biographie ans Licht getretenen größeren und kleineren Werke sei im folgenden eine Anzahl besonders anziehender und wertvoller Bücher hervorgehoben. Da liegt zunächst ein kleines Buch von Professor Th. Birt in Marburg vor: Zur Kulturgeschichte Roms. Gesammelte Skizzen. (Leipzig. Verlag von Quelle & Meyer. ℳ 1.25.) Der Verfasser, ein gründlicher Kenner des Altertums, hat schon mehrfach für den weiten Kreis der Gebildeten bestimmte geistvolle kleine Schriften veröffentlicht, die viel Anklang gefunden haben. Auch das vorliegende Büchlein, das einen umfangreichen Stoff in engem Raume behandelt, zeichnet sich wie des Verfassers frühere Schriften durch Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Klarheit aus und gibt einen Überblick über das gesamte römische Leben. Man merkt es jeder Seite an, daß der Verfasser den Stoff vollkommen beherrscht, und überläßt sich daher gern seiner kundigen Führung. Es ist etwa die Zeit des Augustus und der ersten Kaiser, in der das hier geschilderte römische Leben sich bewegt. Die damaligen Zustände werden nach allen Seiten hin in knapper, aber befriedigender Weise vorgeführt, selbst in das Rechtsleben erhält der Leser einen Einblick. Auch sonst weniger berücksichtigte Teile des römischen Lebens, wie der Gottesdienst, der Glaube und die Sittlichkeit werden trefflich geschildert; man erkennt deutlich, wie der Boden für das Eindringen des Christentums in die römische Welt vorbereitet war. Jedem, der sich für die großartige Entfaltung der römischen Welt interessiert, insbesondere der reiferen Jugend und gebildeten Frauen, kann Birts Büchlein warm empfohlen werden, aber auch der mit den hier dargestellten Verhältnissen Vertraute wird es mit Vergnügen lesen.

Von Theodor Lindners Weltgeschichte ist unlängst der sechste Band erschienen. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. ℳ 5.50.) Es wird darin die englische Revolution, dann das Zeitalter Ludwigs XIV. und die Geschichte Nordeuropas, endlich Österreich und Preußen unter Maria Theresia, Joseph II. und Friedrich dem Großen dargestellt, es wird also das Zeitalter des Absolutismus und die Epoche der Ausbildung des europäischen Gleichgewichts in diesem Bande behandelt. Lindners Darstellung ist auch hier wie in den früheren Bänden ruhig, klar und sachlich ohne besonderen Schwung. Vorzüglich sind wieder die Charakteristiken der hervorragenden Persönlichkeiten, so Cromwells, Ludwigs XIV., Maria Theresias, Josephs II. Auch hier werden die Kriegsereignisse nur summarisch behandelt, gar zu kurz jedenfalls der Siebenjährige Krieg, der doch von so großer Bedeutung auch für das geistige Leben gewesen ist, wie denn überhaupt der Friedrich dem Großen gewidmete Abschnitt viel zu kurz und der Bedeutung dieses großen Fürsten nicht entsprechend ist. Auch Rußland und Polen werden gar zu kurz abgetan. Von Katharinas II. Persönlichkeit und ganz

Europa beherrschenden Politik gewinnt man hier kein rechtes Bild. Dagegen ist die Geschichte der englischen Revolution wohlgelungen, ebenso die Schilderung Ludwigs XIV. und seiner Politik. Die Glanzpartie dieses Bandes ist aber, was der Verfasser als Geisteswerk der Epoche bezeichnet, d. h. die Geschichte der geistigen Kultur im weitesten Sinne, wozu wir auch die Abschnitte über die Staatslehren und das Merkantilsystem rechnen. Dieser Teil umfaßt von den Naturwissenschaften und der Philosophie an alle Gebiete des geistigen Lebens bis auf die Religion und die Konfession. Hier wird jeder Leser, mag er auch im einzelnen abweichender Ansicht sein, reiche Belehrung finden. In den letzten Abschnitten des Bandes, die China, Indien, Afrika behandeln, wird vieles in den bisherigen Handbüchern der Weltgeschichte nicht Enthaltene belehrend dargestellt. Am Schlusse finden sich, wie das auch früher der Fall war, die literarischen Nachweisungen und, was immer dankbar anzuerkennen ist, ein sorgfältiges Register. Nun stehen noch drei Bände bis zum Abschluß dieser Weltgeschichte aus. Wird es Lindner gelingen, den gewaltigen Stoff der Geschichtsepoche von 1789 bis 1871 in ihnen zusammenzudrängen? Wir wollen es hoffen und sehen voll Erwartung dem nächsten Bande entgegen.

Der großartige Bau deutscher Mythologie, den Jakob Grimm einst aufgerichtet und an dem Uhland, Simrock, Mannhardt und viele andere fortgearbeitet, liegt gegenwärtig in Trümmern. Auf dem Grunde vergleichender Religionswissenschaft, kritischer Unterscheidung deutscher und nordischer Götterüberlieferungen, unter der Annahme bewußt dichterischer Gestaltung der Mythen in späterer Zeit bietet die germanische Mythologie gegenwärtig ein völlig anderes Bild als in J. Grimms Behandlung. Der Ursprung der meisten Götter wird auf Naturerscheinungen und Naturprozesse zurückgeführt und die nordischen Überlieferungen für durch christliche Einflüsse wesentlich bestimmt erklärt. Ob diese kritische Behandlung der germanischen, insbesondere der skandinavischen Mythenüberlieferung, diese Lokalisierung der einzelnen Götterwesen, diese Reduzierung der reichen Götterwelt auf eine kleine Anzahl von Gestalten das Endresultat der Erforschung der germanischen Mythen ist, erscheint uns sehr zweifelhaft, wir stehen dieser Richtung recht skeptisch gegenüber. Einen sorgfältigen guten Überblick über die gegenwärtig herrschenden Anschauungen gibt das Buch von Wolfgang Golther: Religion und Mythus der Germanen (Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft, ℳ 4.—). Der Verfasser, als Forscher auf diesem Gebiete durch sein Handbuch der germanischen Mythologie wohlbekannt, legt hier in Kürze belehrend die Grundgedanken der heutigen Mythenforschung dar. Da erscheinen denn viele Götterwesen in ganz anderer Gestalt als wir von früher her gewohnt sind, sie uns vorzustellen.

Zwei neue Bearbeitungen der deutschen Geschichte sind fast gleichzeitig, aber sehr verschieden voneinander nach Umfang und Charakter, unlängst erschienen. Oskar Jaeger, der durch seine langjährige erfolgreiche Tätigkeit im Rheinlande bekannte Pädagoge, hat vor seinem kürzlich in Bonn in hohem Greisenalter erfolgten Tode eine deutsche Geschichte in zwei Bänden herausgegeben, in der er gewissermaßen die Ergebnisse seines durch Jahrzehnte hindurch erteilten Geschichtsunterrichts zusammenfaßt. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, jeder Band ℳ 7.50.) Das trefflich ausgestattete, mit vielen vorzüglich ausgeführten Abbildungen und belehrenden Karten versehene Geschichtswerk hat der Verfasser für den weiteren Kreis der gebildeten Männer und Frauen und insbesondere für Jünglinge bestimmt, die dadurch zum Studium der Geschichte angeregt werden sollen. Jaegers Behandlung der Geschichte ist bekannt: schlichte, klare Darstellung, gute Zusammenfassung der wichtigsten Momente, ruhiges, selbständiges Urteil, nationale Gesinnung, praktischer Sinn und Verständnis für die Erscheinungen der Vergangenheit. Dagegen ist seine Darstellung schwunglos und ohne lebendige Anschaulichkeit, lehrreich, aber nüchtern. Der Schwerpunkt von Jaegers Geschichtswerk liegt in der Darstellung der neueren Zeit. Während im ersten Bande die Geschichte von der Urzeit bis zum westfälischen Frieden vorgeführt ist, enthält der zweite, stärkere Band die Schilderung der 250 folgenden Jahre bis zur Gegenwart. Jaeger steht in der Beurteilung

der Ereignisse auf entschieden protestantischem Standpunkte, er wird daher manchmal der katholischen Anschauung nicht gerecht. Jedenfalls ist seine deutsche Geschichte ganz geeignet, richtiges Verständnis der Vergangenheit und der Gegenwart weiteren Kreisen der Gebildeten zu eröffnen. So kann man dies wissenschaftliche Testament des verdienten Verfassers nur willkommen heißen.

Ganz anderer Art ist die deutsche Geschichte von Einhart (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, ℳ 3.—), sie unterscheidet sich nach Inhalt, Auffassung und Behandlung von allen bisherigen Darstellungen der deutschen Geschichte. Während z. B. Jaegers deutsche Geschichte zwei starke Bände umfaßt, wird in Einharts Buche die deutsche Geschichte von der Urzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart auf 405 Seiten dargestellt. Das wäre bei einer gleichmäßigen Behandlung aller Perioden unmöglich, wenn nicht ein kurzgefaßtes Lehrbuch beabsichtigt ist. Einhart erreicht sein Ziel, eine allgemein verständliche, volkstümliche, sowohl dem gebildeten wie dem einfachen Manne begreifliche Entwicklung des deutschen Volkes vorzuführen dadurch, daß er der Geschichte von der Urzeit bis zur Reformation nur 87 Seiten widmet, während die Geschichte von der Reformation bis zur Gegenwart den größten Raum des Buches einnimmt. Man sieht schon aus dieser Verteilung des Stoffes, daß der Verfasser recht eigentlich die neuere Geschichte der Deutschen dem Leser vorführt. Wie aber behandelt er auf diesem doch immerhin beschränkten Raume den Stoff? Da müssen wir gestehen, daß uns lange kein Buch in die Hände gekommen ist, das so anziehend, so erfrischend und erquickend, so erhebend auf den Leser, auch den kundigen, wirkt, wie diese deutsche Geschichte. Die herzliche Liebe zum deutschen Volke, das tiefe Verständnis für seinen oft gestörten Entwicklungsgang, das selbständige, durch keine hergebrachten Ansichten beeinflußte, klare und scharfe Urteil Einharts, die meisterhafte Charakteristik der Persönlichkeiten, die Tiefe der Auffassung fesseln den Leser von der ersten bis zur letzten Seite und bereiten ihm hohen Genuß. Hier ist echte Vaterlandsliebe, hier spricht ein tapferer Geist, ein edler Sinn, ein warmes deutsches Herz zu uns, hier redet ein Deutscher zu Deutschen. Und dazu kommt die eigenartig packende Form, kurz, knapp und oft in wenigen bezeichnenden Worten Urteile und Gedanken zusammenfassend, die Sprache oft schwungvoll und freudig gehoben und dann wieder traurig und schmerzlich bewegt — so ist sie von hinreißender Kraft. Daß ein Mann wie Einhart Luther, Friedrich den Großen, Bismarck versteht und würdigt, ist selbstverständlich. Seine Charakteristik Bismarcks und seine Schilderung der großartigen politischen Wirksamkeit des Kanzlers ist meisterhaft, unabhängig und freimütig sein Urteil über des großen Staatsmannes Sturz und die Tätigkeit seiner Nachfolger. So hoch Einhart Wilhelm I. stellt, so ist doch von Byzantinismus bei ihm nicht die leiseste Spur. Eine vortreffliche Beigabe dieser Geschichte ist das Kapitel über das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen, worin in großen Zügen, aber mit warmer Teilnahme die Schicksale der vom Deutschen Reiche getrennten oder abgesplitterten deutschen Volksgruppen geschildert werden. Auch die gedrängte Darstellung der geistigen Kultur des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert nach allen ihren Richtungen hin ist bei aller Kürze vorzüglich. Nur einen Wunsch möchten wir dem Verfasser nahelegen: Könnte er nicht die Darstellung der älteren Zeit etwas erweitern und vervollständigen? In ihr fließen doch die Grundquellen der späteren Entwicklung und sie umschließt doch eine Glanzzeit des deutschen Volkes. Möge das vortreffliche Buch Einharts die weiteste Verbreitung finden, möge es in Häuser und Paläste Eingang erlangen, von alt und jung gelesen und sein Inhalt beherzigt werden, das wünschen wir von ganzem Herzen; möge es Begeisterung wecken für die Größe des deutschen Volkes in dieser unserer nüchternen und erschlafften Zeit, der Begeisterung und Aufschwung so sehr nottut.

In Romanen und Novellen ist Barbara Blomberg, die Geliebte Kaiser Karls V., die Mutter des großen Kriegshelden Don Juan d'Austria, oft behandelt worden, aber eine historisch zuverlässige Biographie der merkwürdigen Frau war bisher in deutscher Sprache nicht vorhanden. Eine solche haben wir jetzt von Paul Herre in dem Buche: Barbara Blomberg,

ein Kulturbild des 16. Jahrhunderts (Leipzig, Quelle & Meyer, ℳ 3.60) erhalten. Die Quellen für die Geschichte Barbaras fließen spärlich, der Verfasser hat sie sehr sorgfältig benutzt. Die historische Barbara Blomberg entspricht sehr wenig dem poetischen Phantasiebilde, nur ihre große Schönheit ist geschichtlich. Sie erscheint in Herres Darstellung als eine durchaus nicht hohe oder edle Frauengestalt, sie war leichtsinnig, verschwenderisch, in immer neue Liebschaften verstrickt, unruhig und genußsüchtig in hohem Grade. Es erscheint sogar zweifelhaft, ob Karl V. wirklich der Vater Don Juan d' Austrias gewesen ist. Der Kaiser hat sie an einen seiner Offiziere, Hieronymus Kegel, verheiratet; ihre Ehe mit diesem war nichts weniger als glücklich. Später hat sie in den spanischen Niederlanden und zuletzt in Spanien gelebt, wo Philipp II., ebenso wie vorher ihr Sohn Don Juan, viel Not mit ihr hatte. Sie starb zuletzt 1597 auf ihrem Landsitz am Meerbusen von Biscaya. Herre hat zum Schluß das erhaltene Besitzinventar Barbaras mitgeteilt, das kulturgeschichtlich von Interesse ist. Ihr Grabdenkmal ist verschwunden, ihr Grab selbst unbekannt. Barbara Blomberg ist keine sympathische Persönlichkeit, eigentlich doch nur eine vornehme Abenteuerin, aber durch ihr Verhältnis zu Karl V. und als Mutter Don Juans und auch durch ihre Beziehungen zu Philipp II., der gegen sie viel Geduld bewies, beansprucht sie ein gewisses Interesse.

Auf Anregung des Generalmajors Albert Pfister, der um die neuere Geschichte Württembergs sich vielfach verdient gemacht, hat der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein ein großes Spezialwerk über eine bedeutende Periode der Landesgeschichte vor einigen Jahren zu veröffentlichen begonnen, das jetzt zum Abschluß gelangt ist: „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit“, zwei Bände (Eßlingen, Paul Neff, ℳ 32.—). Es ist ein Werk gewaltigen Umfangs, eine Sammlung von Monographien, die von verschiedenen sachkundigen Verfassern geschrieben sind. Zunächst wird selbstverständlich der Herzog Karl Eugen nach seiner Persönlichkeit, seiner Entwicklung und seinem Charakter von E. Schneider unparteiisch geschildert, darauf seine Regierung und vor allem sein langdauernder heftiger Kampf mit der Landschaft dargestellt. Daran schließt sich und nimmt den Hauptraum des großen Werkes ein die Schilderung der Kulturzustände Württembergs zur Zeit des Herzogs, die nach allen Seiten hin aufs gründlichste behandelt werden: die Religion und das geistige Leben, die Literatur, die bildenden Künste und die Musik, die Karlsschule und die Universität Tübingen, ebenso wie das wirtschaftliche Leben werden sachkundig und ausführlich beschrieben, im Mittelpunkt steht dabei immer der Herzog. Am Schlusse des Werkes fehlt die Vergleichung des damaligen Württemberg mit dem heutigen, die sich Pfister selbst vorbehalten hatte; leider hat ein rascher Tod den wackern Patrioten hingerafft, ehe er diesen Abschnitt zu schreiben imstande war. Das ganze, mit zahlreichen vorzüglichen Abbildungen ausgestattete Buch ist ein wahres Monumentalwerk, eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kulturgeschichte Württembergs in jener Zeitepoche und zugleich zur Kenntnis des Landes und der Verhältnisse, in denen Schiller erwachsen ist. Kein anderes deutsches Land hat für eine einzelne Periode seiner Vergangenheit ein so alle Gebiete des Lebens umfassendes, so gründlich bearbeitetes Werk wie dieses, auf das Württemberg stolz sein kann.

In die Zeit der Reformation, aber auch spätere Epochen führt uns das Buch von W. Waldschmidt: „Alt-Heidelberg und sein Schloß“ (Jena, Eugen Diederichs, ℳ 5.—). Wir erhalten hier die Biographien der Kurfürsten von der Pfalz und daran geknüpft die Geschichte des Landes. Die ältere Zeit ist nur summarisch behandelt, ausführlich wird die Darstellung seit der Reformation. Das Buch ist reich mit Bildern ausgestattet; nicht nur die Porträts der Kurfürsten nach gleichzeitigen Gemälden und Holzschnitten werden uns geboten, sondern auch eine große Anzahl kulturgeschichtlich interessanter Bilder, so Ansichten von Heidelberg zu verschiedenen Zeiten. Die Schicksale des Schlosses werden im Anschluß an die Geschichte der Kurfürsten geschildert. Den Mittelpunkt bildet die glänzende Zeit Ott Heinrichs. Auch Friedrich V., der böhmische Winterkönig und seine Gemahlin Elisabeth werden



ausführlich behandelt. Eingehend wird dann die furchtbare Zerstörung Heidelbergs und des Schlosses durch Melac dargestellt. Mit einem kurzen Ausblick auf die Gegenwart schließt das Werk. Die zahlreichen gut ausgeführten Bilder dienen wesentlich zur Veranschaulichung der Erzählung.

G. B. Volz liefert in seinem Buche „Aus der Zeit Friedrichs des Großen" (Gotha, Friedrich Andreas Perthes, ℳ 4.50) kleine Beiträge zur Kenntnis Friedrichs des Großen und seiner Umgebung. Sie betreffen meist das Privatleben des Königs und sind schon früher in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden, einige von ihnen knüpfen an neu erschienene Werke über die Zeit Friedrichs an, andere haben selbständigen Charakter. Alle sind dazu geeignet, uns Friedrichs Persönlichkeit zu vergegenwärtigen; auch des Königs Schwester Wilhelmine von Bayreuth und sein Bruder Heinrich werden in kurzen Umrissen geschildert. Das gut geschriebene Buch gewährt eine anziehende und anregende Lektüre.

Ein Abschnitt aus der Zeit des untergehenden alten deutschen Reiches bildet den Gegenstand von J. Hashagens umfassendem Werk: „Das Rheinland und die französische Herrschaft. Beiträge zur Charakteristik ihres Gegensatzes." (Bonn, Peter Hanstein, ℳ 15.—.) Hashagen hat für seine Darstellung nicht nur gründliche archivalische Studien gemacht, sondern auch für sie zahlreiche jetzt sehr seltene Flugblätter und Zeitungen benutzt So ist sein Buch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Rheinlandes in jener traurigen Zeit; er liefert darin den Nachweis, daß das Rheinland in seiner Gesamtheit durchaus nicht, wie gewöhnlich gemeint wird, mit Freuden die französische Herrschaft begrüßt und willig aufgenommen hat, sondern vielfach eine starke Anhänglichkeit an die früheren deutschen heimischen Verhältnisse und an die alte Verfassung, zum Teil sogar an die früheren deutschen Kurfürsten, sowie besonders an Österreich und vor allem an die Kirche sich bewahrt hat. Es zeigt sich mannigfach lokaler Widerstand gegen die französische Institution; im Mittelpunkt der Darstellung steht dabei Köln. Auch die Anhänger der französischen Republik werden mehr oder weniger eingehend charakterisiert, namentlich Joseph Goerres Stellung nach seinen ersten seltenen, noch ganz in französisch-republikanischen Anschauungen verfaßten Schriften gründlich gewürdigt; es ist dies ein sehr dankenswerter Abschnitt. Die französische Verwaltung fand allmählich vielfach Anerkennung, aber der lokale deutsche Charakter wurde in den Städten und Territorien dabei doch meist festgehalten. Sehr interessant ist das Kapitel über die deutschen literarischen Einflüsse auf das Rheinland während der französischen Herrschaft. So zeigt uns Hashagens gediegenes Werk die Zustände des Rheinlandes unter der französischen Herrschaft vielfach in neuem Lichte.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verlegers, die Zeit des Unglücks und der Unterdrückung sowie der Wiedererhebung Deutschlands in den Erzählungen der Mitlebenden der Gegenwart vorzuführen und diesen Plan durch Friedrich Schulze ausführen zu lassen. So ist das Werk: „Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806 bis 1815" entstanden, zwei Bände (Leipzig, R. Voigtländers Verlag, ℳ 18.—). Der erste Band umfaßt die Zeit des Unglücks und der Knechtschaft von 1806 bis 1812, der zweite die Zeit der Erhebung und der Siege von 1813 bis 1815. Es gewährt einen eigenen Reiz, die bekannten Ereignisse hier in den Schilderungen und Äußerungen der Zeitgenossen an sich vorüberziehen zu lassen, ihr Urteil und ihre Hoffnungen mit den späteren Tatsachen zu vergleichen, die Stimmungen jener Tage sich zu vergegenwärtigen und aus den Schriften und Briefen der besten und edelsten Patrioten zu ersehen, wie sie niemals an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelten und von der kommenden Befreiung fest überzeugt waren. Außer den Berichten der Zeitgenossen sind auch zahlreiche Ausschnitte aus Zeitungen und seltenen Flugschriften jener Tage hier wiedergegeben. Wenn wir etwas in dem reichhaltigen Werke vermissen, so sind es die vielen patriotischen Gedichte jener Zeit, die zur Belebung der Darstellung wesentlich beigetragen hätten; vereinzelte Verse sind wohl hier und da mitgeteilt, aber die sind doch kein

Ersatz für die vollständigen Gedichte. Die reiche Fülle von gleichzeitigen Bildern und Porträts, von Faksimiles wichtiger Proklamationen und Druckschriftentiteln, die aus den verschiedensten Sammlungen und Bibliotheken mit vieler Mühe zusammengebracht sind, verleihen dem Buche noch einen besondern Wert. Die zahlreichen Karikaturen Napoleons im zweiten Bande sind leider meist plump und zeugen von wenig Geschmack. Im zweiten Bande bildet die Schlacht bei Leipzig den Mittelpunkt. Mit einem Nachweis der benutzten Quellen und mit einem guten Register schließt das empfehlenswerte Werk. Es sollte in keiner Jugend- und in keiner Volksbibliothek fehlen; es ist ganz dazu angetan, durch die lebendige Vergegenwärtigung der Leiden wie der heldenmütigen Siegeskämpfe der Vorfahren echte Vaterlandsliebe zu beleben und zu stärken.

Die Geschichte Österreichs seit 1848 ist eine der verwickeltsten, an Widersprüchen und Gegensätzen so reiche wie keine andere der neuesten Zeit, so daß es für den Fernerstehenden schwierig ist, sich in ihr zurechtzufinden. Es ist daher sehr verdienstlich, wenn von kundiger Seite Licht über diese verworrenen Verhältnisse verbreitet wird. Dies Verdienst erwirbt sich Heinrich Friedjung in seinem Buche: „Österreich von 1848 bis 1860" von dem zunächst der erste Band, die Jahre 1848 bis 1851 umfassend, bereits in dritter Auflage vorliegt (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, ℳ 11.50). Professor Friedjung, durch sein treffliches Werk „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" weithin bekannt, hat in diesem neuen Buche sich vorzüglich die Aufgabe gestellt, die innere Entwicklung Österreichs in der angegebenen Zeitepoche sowie die Kämpfe mit Ungarn darzustellen; nur auf die Beziehungen Österreichs zu der Nationalversammlung in Frankfurt geht er näher ein. Der Minister Fürst Schwarzenberg steht im Mittelpunkte der Darstellung. Friedjung hat für sein Geschichtswerk den reichen schriftlichen Nachlaß des Ministers Alexander von Bach benutzen können und daraus vielfach neue Aufschlüsse zu gewinnen vermocht. Die Reform der Staatsverwaltung, die Verfassung vom 4. März 1849 werden eingehend geschildert und in einem besonderen Kapitel die Sozialpolitik und Agrarreform lehrreich dargestellt. Mit der Aufhebung der Reichsverfassung und der Wiederherstellung des Absolutismus (1851) schließt der erste Band. Man kann dem zweiten, der hoffentlich nicht lange ausbleiben wird, mit Erwartung entgegensehen.

Das beste zuletzt. Wie unendlich viel ist schon über Bismarck geschrieben, wie viele kürzere und umfangreichere Biographien des großen Mannes sind schon veröffentlicht worden, aber keine von ihnen konnte als irgendwie abschließend und der Persönlichkeit des Großen und Gewaltigen entsprechend und würdig erscheinen. Wäre es Heinrich von Treitschke vergönnt gewesen, eine Biographie Bismarcks oder auch nur einen Essay über ihn wie den über Cavour zu schreiben, dann würden wir ein Denkmal erhalten haben, von dem berufensten Meister dem größten Staatsmann errichtet, seiner ganz würdig; denn es würde mit der gewaltigen Leidenschaft, dem großen Verständnis, der begeisterten Vaterlandsliebe, mit der hinreißenden Beredsamkeit Treitschkes geschrieben worden sein. Er ist aber dahingegangen, ehe noch Bismarck aus dem Leben schied. Lange schien jede Hoffnung auf eine rechte und befriedigende Biographie des großen Kanzlers geschwunden zu sein. Jetzt endlich hat sich der Mann gefunden, der uns die Biographie Bismarcks zu geben auf sich genommen hat. Wir brauchen ihn kaum zu nennen, es ist Erich Marcks. Von seinem groß angelegten Werk liegt zunächst der erste Band vor: „Bismarck, eine Biographie. Band I. Bismarcks Jugend, 1815—1848" (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, ℳ 7.50). Diese Biographie befindet sich längst in aller Händen, aber wir würden es als einen Mangel unserer Übersicht ansehen, wenn wir ihrer nicht auch an dieser Stelle mit einigen Worten gedächten. Marcks hat schon durch sein Buch über Kaiser Wilhelm I. gezeigt, daß er volles Verständnis für eigenartige Charaktere mit eindringendem Scharfblick und tiefer Auffassung verbindet und vorzüglich zu charakterisieren versteht. Für die Biographie Bismarcks hat er ein unvergleichlich reiches Material benutzen

können. Außer dem Bismarckschen Familienarchiv in Friedrichsruh und in Varzin waren ihm auch eine große Anzahl anderer Familienarchive zugänglich, sowie eine Menge schriftlicher Aufzeichnungen und mündlicher Mitteilungen. Der eifrigste Unterstützer und Förderer des Werkes nach jeder Richtung war Fürst Herbert Bismarck, dessen so frühes Hinscheiden (1904) Marcks mit Recht als unersetzlichen Verlust beklagt. Das unendlich reiche Material kritisch gesichtet, geordnet und zu einer zusammenfassenden lebendigen Darstellung verwertet zu haben, ist Marcks großes Verdienst. Bismarcks Jugend und Entwicklung bis zu seinem Auftreten im Landtage 1847 war bisher der unaufgehellteste Teil seines Lebens, wenn auch manch einzelne Mitteilungen und Nachrichten darüber vorhanden waren. Durch Marcks Darstellung wird gerade über diese Zeit helles Licht verbreitet, soweit das überhaupt möglich ist. Vater und Mutter erscheinen hier nach ihrem Charakter und in ihrem Verhältnis zum Sohne ganz anders als bisher angenommen wurde; Bismarck hat in seinem Wesen viel mehr vom Vater, dem er auch viel näher stand als der Mutter, von der er nur den scharfen und klaren Verstand geerbt hat. Alles neue, was wir hier über Bismarcks erste Lebensperiode erfahren, an dieser Stelle hervorzuheben, ist unmöglich, wir wollen nur einzelnes erwähnen, so die Schilderung seiner Studentenjahre, seiner Tätigkeit als Landwirt, seiner ersten heißen Liebe zu Fräulein Ottilie von Puttkamer. Ein Glanzpunkt der Biographie ist die Schilderung von Bismarcks religiöser Entwicklung, wie er vom entschiedenen Pantheisten allmählich zum positiven Christen unter Einwirkung verschiedener Personen und eigener Erlebnisse sich emporarbeitete, wie sich das in großen Zügen schon in seinem wundervollen Brief an den künftigen Schwiegervater ausspricht. Auch sein Auftreten auf dem vereinigten Landtage von 1847 wird von Marcks eingehend und scharfsinnig dargestellt; wir vermissen hier nur, daß die Reden der Gegner nicht größere Berücksichtigung gefunden haben, da durch sie erst Bismarcks Reden zu vollem Verständnis gelangen. Befrembet hat uns, daß Marcks die Bekenner des positiven christlichen Glaubens stets als Pietisten bezeichnet, was auf Thadden und Blanckenburg gar nicht paßt. Marcks Darstellung ist klar, einfach, fein, seine Charakterzeichnungen sind vortrefflich. Er schreibt mit warmer Liebe zu seinem Helden, aber unbefangen und mit selbständigem Urteil. Diese Biographie Bismarcks ist ein Buch, das in den Häusern aller rechten Deutschen sich finden sollte; sie sollte nicht nur gelesen, sondern studiert werden. Ihrer Fortsetzung werden wir alle mit großer Erwartung entgegensehen. H. D.



Napoleon auf Elba

Ein angesehener englischer Kaufmann, Thomas Bingham Richards, hatte Gelegenheit zu einer persönlichen Begegnung mit dem verbannten Imperator gefunden. Was er darüber aufgezeichnet hat, wird jetzt in „Harper's Magazine" zum erstenmal veröffentlicht. Es finden sich darunter auch zahlreiche sehr charakteristische Äußerungen Napoleons, die der Kaufmann von den Personen gehört hat, zu denen der Kaiser sie getan hatte. Einer seiner Besucher fragte den gestürzten Kaiser z. B., warum er denn nicht nach der Schlacht von Dresden Frieden geschlossen habe. „Ich war noch stark genug, um auf Besseres zu hoffen." „Warum dann nicht am Rhein?" „Damals war ich zu schwach, ich hätte Frankreich opfern müssen. Frankreich konnte Frieden schließen — ich nicht!" Das ist eine schlagende Charakteristik der politisch-militärischen Lage, wie sie in dem gedachten Augenblick war. Ein anderes Mal sagte Napoleon zu einem seiner Gäste: „Man dachte, ich würde mich selbst töten und mein Gehirn ausblasen — ich hatte nie eine solche Absicht; meine Laufbahn ist noch nicht zu Ende." Diese letzten beziehungsreichen Worte erregten damals bei den Zuhörern Ver-

wunderung — sie waren nicht darauf gefaßt, daß der gefangene Löwe noch einmal auszubrechen gedenke.

Viel Interessantes brachte Mr. Richards über die Lebensgewohnheiten Napoleons auf Elba in Erfahrung. Einen großen Teil seiner Zeit verbrachte er (wie auch später auf St. Helena) mit Diktieren. Im Zimmer auf und ab schreitend, diktierte er so geschwind, daß der Schreiber sich genötigt sah, eine ganze Anzahl von Worten nach eigenem Ermessen einzusetzen. Napoleon machte aber über diese Eigenmächtigkeit nie eine Bemerkung, er schien sie gar nicht zu sehen, sondern es als selbstverständlich vorauszusetzen, daß alles, was er las, seine eigenen Worte gewesen seien.

Den bescheidenen Palast, worin er residierte, nannte er naiv „seine Tuilerien" und sein Landhaus „sein Fontainebleau". Im ganzen war er in dieser Zeit meist guter Stimmung und sah gern Besucher bei sich; besonders solche, die in Ägypten gewesen waren, konnten immer auf sein Interesse rechnen. Sport oder Körperübung irgendeiner Art trieb er nicht. Er fuhr täglich ein paar Stunden aus und ging auch wohl spazieren. Aber obgleich man ihm mit Absicht Pferde auf seinen Wegen vor Augen brachte, entschloß er sich doch nie, zu reiten; er war, wie bekannt, immer ein schlechter Reiter und liebte das Reiten nicht. Aus seinem Miniaturheere auf Elba machte er sich gar nichts; Paraden und Besichtigungen in diesem kleinen Maßstabe hatten für ihn offenbar keinen Reiz; und obwohl General Druot bei der Ablösung der Wache die Kapelle vor seinen Fenstern spielen ließ, um ihn an die Pariser Tage zu erinnern, so vermochte das doch Napoleons Teilnahme für sein Militär nicht zu erhöhen. Dagegen liebte er es, ab und zu mit der Schildwache am äußeren Tore sich zu unterhalten, wobei er dann während des Gesprächs mit auf dem Rücken gekreuzten Armen auf und ab zu gehen pflegte.

Mr. Richards, der am 26. November 1814 in Elba angelangt war, mußte ziemlich lange warten, ehe er die ersehnte Einladung zu Napoleon erhielt. Endlich sah er sich am Abend des 4. Dezember dem kleinen Gewaltigen gegenüber. Er hat das Gespräch mit dem Kaiser genau aufgezeichnet, und es ist aus der Aufzeichnung zu ersehen, daß der Kaiser die Unterhaltung mit seinem Gast als eine Art Inquisitorium behandelte. Er fragte ihm, wie man zu sagen pflegt, die Seele aus dem Leibe, besonders über Englands Handelsbeziehungen und den Einfluß, den seine, Napoleons, Taten darauf ausgeübt hatten. Als er hörte, daß Mr. Richards aus Frankreich komme, stellte er ihm schnell hintereinander ein paar eindringende Fragen. Wie es mit den Soldaten stehe? Ob das Volk niedergeschlagen erscheine? Ob die Bourbons populär seien? Und er schloß mit der Frage: „Glauben Sie, daß die Dinge tatsächlich in der gegenwärtigen Verfassung bleiben werden?" Der Engländer war durch diese Frage, deren Sinn er erst im nächsten Jahre verstehen sollte, sehr verblüfft und gab unschuldig zur Antwort, nach seiner Meinung würden die Dinge in ihrer gegenwärtigen Form sich schon einleben. Allmählich wurde er inne, wie gründlich Napoleon ihn ausfragte, und er suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Das gelang ihm aber nur insoweit, als er Napoleon auf seine Minen auf Elba und deren bessere Ausnutzung brachte. Dabei stellte der Kaiser sehr exakte und zweckmäßige Fragen über die Herbeischaffung von Kohle und ähnliches. Später wurde auch die Schwester des Engländers dem Kaiser vorgestellt, mit der er sich dann über Literatur, Musik, Moden, Reisen und dergleichen unterhielt.

Recht interessant ist die Schilderung, die Richards von der Stimmung in Frankreich gibt, wie er sie bei seiner Heimreise kennen lernte. Da machte er die Erfahrung, daß sein Besuch bei Napoleon förmlich wie ein Freibrief wirkte. Die Zollbeamten ließen ihn, als sie erfuhren, daß er bei dem Kaiser auf Elba gewesen sei, nach flüchtigster Untersuchung seiner Sachen liebenswürdig passieren, und er erhielt in Paris Einladung über Einladung, da jeder von „Bonaparte" hören wollte. In tausendfältigem Echo klang ihm dieser Name in dem bourbonischen Frankreich entgegen, und hochgestellte Personen, wie der General Lauriston, waren sehr erfreut, von dem Fremden Gutes über den verbannten Kaiser zu hören.



Ein Jahr später — und die Tragödie von Napoleons zweiter Größe und endgültigem Fall spielte sich ab. Vielleicht, schließt die „Frkf. Ztg.", der dieser Auszug entstammt, vielleicht hat das Schicksal des Mannes niemand so schlagend gekennzeichnet wie seine Mutter, von der Richards ein sehr geistreiches Wort über ihren großen Sohn mitzuteilen weiß. Sie sagte von ihm: „Er hat den Wunsch, auf einem *Strohbett* zu liegen und zugleich eine *Kerze* mitten hinein zu stecken."

Heine aus seiner Matratzengruft

Unter den Nachlaßstücken, die der Neffe des Dichters, Maximilian von Heine-Geldern, bei Karl Curtius erscheinen läßt, finden sich Briefe an seinen Bruder Gustav und an seine Mutter, die uns erschütternde Kunde von jener furchtbaren letzten Zeit seines Lebens geben. „Das Schreiben wird mir sauer," heißt es in einem Brief an Gustav vom 1. Februar 1846, „denn ich sehe jetzt so schlecht. Lesen kann ich gar nicht, schreiben nur wenig. Ein Auge ist seit einem Jahr ganz geschlossen, das andere sehr matt, und zwei Drittel des Gesichts, inklusive den Mund, sind gelähmt. Dabei bin ich lebensmutig geblieben und habe gar keine Lust, mich ruhig mit Füßen treten zu lassen." Das Schreiben muß er schließlich fast ganz aufgeben. Mit gelähmten Gliedern liegt er im Bett und ist fast ganz blind: „Du hast keinen Begriff davon, wieviel ich gelitten und noch leide; beständig Krämpfe und Zusammenziehungen, besonders der Beine und des Rückgrats, zusammengekrümmt liege ich auf einer Seite im Bette, ohne mich bewegen zu können, und nur alle 24 Stunden werde ich auf einige Minuten wie ein Kind auf den Sessel gesetzt, während man mir das Bett macht; um die Schmerzen zu betäuben, nehme ich beständig Zuflucht zum Opium, auch mein Kopf ist daher sehr dumpfig." „Meine Lähmung ergreift auch den Oberteil des Körpers," klagt er in einem anderen Briefe aus dem Jahre 1850, „und die Krämpfe der Kinnbacken und des ganzen Gesichts bekümmern und ermüden mich außerordentlich. Ich leide wie ein Hund und habe doch das Leben zähe wie eine Katze." Schon seit zwei Jahren ist er nicht mehr ins Freie gekommen, sondern liegt auf seiner Matratze in dem trüben Häusermeer der Rue d'Amsterdam, wo über ihm Klavier gespielt wird und unter ihm Teppiche geklopft werden. Erst 1854 zog er nach den Champs Elysées, wo er, auf dem Balkon ruhend, ins duftige Grün sehen konnte. Leider durfte er aber auch hier nur ein einziges Mal die entzückende Aussicht genießen: selbst den Besuch des Balkons gestattete ihm sein Leiden nicht mehr. Neben den körperlichen Leiden spielen literarische und finanzielle Miseren die Hauptrolle in den Briefen des Dichters. In ihm lebt noch der alte Zorn und die alte Schärfe; mit um so ingrimmigerer Bitterkeit empfindet er seinen hilflosen Zustand. „Hätte ich nur meine Beine!" ruft er des öfteren aus. „Ich sterbe an den Prügeln, die ich nicht austeilen kann."



Die Psychologie der Aussage

Wie verhalten sich unsere Angaben, die wir über verschiedene Tatsachen unter verschiedenen Umständen machen, zu den Tatsachen selbst? Die Psychologie der Aussage, ein besonderer Zweig der Psychologie, den die Forschung der letzten Jahre herausgebildet hat, faßt dieses Problem vom sicheren Ende an. Nicht der Tatbestand soll hier aus den Aussagen ermittelt werden, sondern umgekehrt: die *Aussagen* werden

an dem schon im voraus feststehenden Tatbestande geprüft und ihre Abweichungen von ihm in allen Teilen ziffernmäßig festgestellt und verarbeitet.

Ein besonders wichtiger Versuch dieser Art wurde Ende des Jahres 1908 in München unternommen. Hier handelte es sich um zirka 20 000 Antworten, die von Personen verschiedenen Geschlechts, Alters und Berufs über eine höchst einfache Frage erteilt wurden. Alle Prüflinge hatten nämlich die sogenannten „Signalementsangaben" (Körpergröße, Alter, Haarfarbe und Gesichtsform) über eine von ihnen deutlich gesehene Person zu machen, wobei die Dauer der Beobachtungszeit 4 Minuten betrug und die Beobachter im voraus nicht wußten, daß sie später die Zeugenaussagen zu machen hätten. Die Ergebnisse dieses Massenversuchs sind vor kurzem in einer Bearbeitung von R. Heindl im H. Groß Archiv erschienen. Im Unterhaltungsblatt des „Vorwärts" wird daraus manches Überraschende mitgeteilt:

Die Kinder haben sich, trotz ihrer erstaunlichen Beobachtungsgabe, als die schlechtesten Zeugen erwiesen. Sie überschätzten, wohl aus Respekt vor Erwachsenen, deren Körpergröße sowie deren Alter durchschnittlich um 12 Zentimeter respektive 8 2 Jahre. Dabei ist es beachtenswert, daß diese Überschätzungstendenz besonders dem stärkeren Geschlechte zugute kam (18,4 Zentimeter, 10,8 Jahre), während die Frauen, vor denen das Kind bedeutend weniger heilige Scheu empfindet, viel richtiger eingeschätzt wurden. Mit dem Altersfortschritt verbessern sich die Kinderschätzungen, wobei die Mädchen vor den Knaben immer einen bedeutenden Vorsprung haben.

Mit dem Überschreiten des 14. Jahres beginnt für die Mädchen eine Periode des üppigen Phantasielebens, während die Knaben, bei denen die Pubertät viel später eintritt, noch den objektiven Blick für die Wirklichkeit behalten. Dementsprechend erweisen sich die Knaben im Alter von 14 bis 17 Jahren als weit zuverlässigere Zeugen als die Mädchen. Ziffernmäßig äußert sich diese Überlegenheit im Fehlerdurchschnitt für die Knaben — 6,2 Zentimeter und 3,6 Jahre, für die Mädchen dagegen — 10,9 Zentimeter und 6,4 Jahre.

Die Ungleichheit der Leistungen des männlichen und weiblichen Geschlechts bleibt auch für die Erwachsenen bestehen. Während aber die Kinder bei der Größenschätzung immer zu hoch greifen, begehen die Erwachsenen den gerade entgegengesetzten Fehler. Sie schätzen durchweg zu niedrig, wobei die Frauen (wohlgemerkt: es wurden nur die Frauen gebildeter Stände geprüft!) viel schlechter als die Männer abschneiden (9,6 und 4,1 Zentimeter). Bei der Altersschätzung erweisen sich die Frauen zuverlässiger als die Männer in solchen Fällen, wo es sich um die rasche Auffassung eines flüchtigen Eindrucks handelt.

Welchen Einfluß übt nun der Beruf auf die Zuverlässigkeit der Zeugenaussage? Diese hochwichtige Frage ist im vorliegenden Versuch leider nicht mit nötiger Ausführlichkeit behandelt. Aber auch schon das, was darüber zutage gefördert ist, läßt keinen Zweifel aufkommen, daß die akademisch Gebildeten bei solchen Aussagen unzuverlässigere Zeugen sind, als die Bauern und städtischen Arbeiter. Besonders schlecht steht es mit den Altersschätzungen der Gebildeten; der Irrtum ist zweimal so groß wie bei den städtischen Handwerkern und Gewerbetreibenden. Die Leistungen in den Größenschätzungen geben ein etwas ungleichartigeres Bild. Die Philosophen und Philologen aber stehen bei dieser Art Schätzung am tiefsten; von ihnen stammen die sinnlosesten Angaben, die man versucht ist für einen Ulk zu halten. So haben z. B. einige von dieser Menschensorte die Körpergröße einer erwachsenen Person auf 130, 125, sogar auf 115 Zentimeter geschätzt.

Die Gesichtsformschätzung ist bei allen Erwachsenen aller Berufe gleich schlecht ausgefallen; eine leicht erklärliche Ausnahme machen nur die Mediziner. Einzig in der Haarfarbenschätzung stehen die Gebildeten höher als Handwerker und Bauern; ihre Leistungen sind beinahe doppelt so gut. Übrigens ist es sehr zu bedauern, daß dieser Versuch, wie es scheint, das Polizeipersonal vollständig außer acht gelassen hat. Vielleicht wäre auch in dieser Hinsicht manche Überraschung zutage getreten ...



Und zum Schluß noch eine pädagogische Überraschung. Die Musterknaben und Mustermädchen unserer Schulen haben fast durchweg die schlechtesten Leistungen aufzuweisen, während umgekehrt die schlechtesten Schüler meist die besten Angaben geliefert haben. Das wäre für die verständigen Lehrer ein Wink, zwischen theoretischer und praktischer Intelligenz wohl zu unterscheiden und nicht, wie es meist geschieht, die Kinder mit den total verschiedenen Anlagen über einen theoretischen Leisten zu schlagen.



Der erste Besuch Wilhelms II. bei Leo XIII.

Schon kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung, erzählt (nach der „Frankf. Ztg.") der ehemalige Sekretär des Kardinals Galimberti, François Carry, im „Corriere della Sera", — hatte Kaiser Wilhelm dem König Humbert den Wunsch ausgedrückt, ihn in Italien zu besuchen. Zuerst hatte man von Monza als dem Ort der Zusammenkunft gesprochen, aber Crispi bestand darauf, daß der Besuch in Rom stattfinde, und er fuhr selbst nach Friedrichsruhe, um mit Bismarck alle Einzelheiten zu regeln. Die Nachricht, daß Kaiser Wilhelm demnächst nach Rom komme, rief im Vatikan lebhafte Aufregung hervor. Seit Karl V. und Joseph II. hatte kein deutscher Kaiser die ewige Stadt betreten. Man erinnerte sich im Vatikan daran, daß sogar Kaiser Wilhelm I. während des Kulturkampfes im Jahre 1873 auf einer italienischen Reise in Mailand Halt gemacht und es mit Rücksicht auf Pius IX. vermieden hatte, nach Rom zu kommen. Nun zeigte der Enkel Wilhelms I. weniger Rücksicht und wollte durch seinen Besuch Rom als Hauptstadt Italiens anerkennen. Die päpstliche Diplomatie ärgerte sich zwar über das bevorstehende Ereignis sehr, tat aber nichts, um es zu verhindern. Als nun der Kaiser dem Papst seine Absicht, bei Gelegenheit seines römischen Aufenthalts ihn zu begrüßen, mitteilte, war Leo XIII. nur noch von einem Gedanken beseelt: er gedachte dem Kaiser durch die eigentümlichen Bedingungen für seinen Besuch im Vatikan zu zeigen, in welch peinlicher und anormaler Lage das Papsttum sich in Rom befinde.

Die Verhandlungen über das Zeremoniell für diesen Besuch wurden von Monsignore Galimberti, dem damaligen Nuntius in Wien, mit dem dortigen deutschen Botschafter Prinzen Reuß geführt. Das vereinbarte Zeremoniell gab die Grundlage auch für alle künftigen Besuche ab. Einige Einzelheiten sind bekannt: Der Kaiser mußte, um sich in den Vatikan zu begeben, seine eigenen Wagen und Pferde aus Berlin kommen lassen und vor dem Besuch in der preußischen Gesandtschaft beim heiligen Stuhl eine Art Quarantäne durchmachen.

Um dem Vatikan den Besuch angenehmer zu machen, hatte Bismarck dem päpstlichen Staatssekretariat in einer langen Depesche erklärt, daß der Besuch des Kaisers beim Quirinal durch gebieterische politische und militärische Rücksichten veranlaßt werde, daß er aber keine ausdrückliche Anerkennung des bestehenden Zustandes bedeute. Am 11. Oktober 1888 kam Kaiser Wilhelm in Rom an und begab sich gleich am Tage darauf, nachdem er beim Gesandten v. Schloezer gefrühstückt hatte, zum Vatikan. Der Berichterstatter hat den glänzenden Zug, der die Straßen von Rom durchfuhr, noch im Auge: im ersten Wagen saß der Kaiser in der weißen Garde du Corps-Uniform mit dem Adlerhelm auf dem Kopf, im zweiten Prinz Heinrich von Preußen und in einem der folgenden Graf Herbert v. Bismarck, der damalige Staatssekretär im Auswärtigen Amt.

Der Besuch verlief sehr dramatisch. Kaiser Wilhelm war von großer Aufregung ergriffen. Im Vorzimmer vor dem päpstlichen Gemach ließ er zuerst seinen Helm und dann die dem Papst mitgebrachte goldene Tabaksdose fallen, so daß die Anwesenden über diese Unruhe des Kaisers nicht wenig erstaunt waren. Der Papst dagegen dachte bei dieser Gelegenheit wie bei

sehr vielen anderen nur an die römische Frage und steuerte gleich nach den ersten Begrüßungen direkt auf sein Ziel zu. Er sagte dem Kaiser, wie gern er ihn mit dem Pomp empfangen hätte, den seine Vorgänger den deutschen Kaisern gegenüber bei demselben Anlaß aufgeboten hatten, und klagte bei dieser Gelegenheit über die peinliche und demütigende Lage, in der sich das Papsttum in Rom befinde. Ja, Leo XIII. beklagte sich lebhaft auch über die Angriffe der offiziösen italienischen Presse gegen den Vatikan bei dieser Gelegenheit. Kaiser Wilhelm antwortete ausweichend, indem er das moralische Ansehen und die Verehrung hervorhob, die man allgemein dem heiligen Stuhle entgegenbringe; die Preßangriffe, so fügte der Kaiser hinzu, seien nicht der Beachtung wert. Ein kurzes Stillschweigen folgte, dann aber kam der Papst noch einmal eindringlich auf sein Lieblingsthema zurück. Er betonte, wie peinlich es ihm sei, daß er den Besuch des Kaisers nicht erwidern könne; wenn er ihn erwidern würde, setzte er seine persönliche Würde aufs Spiel.

An diesem interessanten und entscheidenden Punkt wurde das Gespräch zwischen Papst und Kaiser unterbrochen: ein Stimmengeräusch wurde vernommen, die Türe wurde mit einer gewissen Heftigkeit geöffnet und Prinz Heinrich trat herein. Was war geschehen? Das vereinbarte Zeremoniell hatte bestimmt, daß Prinz Heinrich nach einer halbstündigen Unterredung zwischen Kaiser und Papst in das Gemach des Papstes geführt werden solle. Nachdem jedoch Prinz Heinrich eine Viertelstunde gewartet hatte, verlangte Graf Bismarck, daß der Bruder des Kaisers sofort zum Papste geführt werde, und er bestand gegenüber der Weigerung des Majordomus auf seiner Forderung, indem er heftig sagte, man lasse einen königlichen Prinzen von Preußen nicht im Vorzimmer stehen. Vereinzelt vermutete man im Vatikan, daß diese Unterbrechung absichtlich herbeigeführt worden sei. Sicher endete der Besuch nicht befriedigend. Bei seiner Rückkehr hätte der Kaiser, dem Zeremoniell entsprechend, zunächst zum Palazzo Capranica, dem Sitz der preußischen Gesandtschaft beim Vatikan, fahren müssen. Als der Wagen jedoch in die betreffende Straße einbiegen wollte, befahl der Kaiser durch eine heftige Handbewegung, direkt zum Quirinal zu fahren. Am Abend bei der Galatafel bezeichnete er in seinem Trinkspruch Rom als die „Hauptstadt Eurer Majestät", und während Crispi den Schwarzen Adlerorden erhielt, mußte sich Rampolla mit einem Diamantkreuz begnügen.

Nach der Ansicht François Carrys datiert die dreibundfeindliche Haltung Leos XIII. von diesem Besuch an.

Der zweite Besuch Kaiser Wilhelms II. beim Papste verlief bekanntlich — viel freundlicher.





Ländliches Kinderfest | Hans Hartig



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Parteilose vor!

Bei den letzten Reichstagswahlen haben reichlich zwei Millionen Wahlberechtigte oder mehr als 15 % sich der Abstimmung enthalten. Diese Stimmenzahl ist noch etwas größer als die, welche beide konservative Parteien, der Bund der Landwirte und die verschiedenen antisemitischen Parteien zusammen auf sich vereinigten, und reicht ganz nahe an die heran, welche für die Kandidaten des Zentrums abgegeben wurde.

Unter diesen zwei Millionen sind nun sicher Zehn-, wenn nicht Hunderttausende, die sich ehrlich und mit Erfolg bemühen, unseren wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen unbefangen und vorurteilslos gegenüberzutreten, und deren Gesinnung und innerstes Streben wenigstens die sonst viel mißbrauchten Bezeichnungen „national" und „patriotisch" mit in erster Linie verdient, da ihnen das Wohl der Nation, des ganzen Volkes und Vaterlandes — letzten Endes gegründet auf Recht und Gerechtigkeit — warm am Herzen liegt und stets vor Augen steht. An der Betätigung allerdings lassen sie es heute leider noch fehlen, meist wohl, weil sie sich vom politischen Treiben in seiner gegenwärtigen Form mit dem fruchtlosen Parteigezänk abgestoßen fühlen. Auch sind sie wohl zu einem guten Teil des Glaubens, es fehle ihnen ohne den Hintergrund einer Partei an der Gelegenheit, sich zu betätigen, oder ihre Tätigkeit müsse so doch eine unfruchtbare bleiben.

Eins ist so verzeihlich, aber auch so — verhängnisvoll wie das andere. Denn nach Lage der Dinge möchte man fast sagen: Auf dieser Schar objektiv und im besten Sinne vaterländisch **fühlender und denkender Männer beruht zurzeit die einzige Hoffnung für eine ruhige und gesunde Entwicklung unserer nachgerade arg verfahrenen Verhältnisse. Und sobald sie nur einigermaßen geschlossen hervortritt, werden ihre Reihen außerdem auch sicher aus den verschiedenen Parteien Zuzug erhalten von bisherigen Mitläufern, die dort nur „in Ermangelung eines Besseren" so lange Anschluß suchten. Auch dürfte sie in den kleineren und größeren Gruppen, die sich bemühen, auf diesem oder jenem Gebiet unseres Wirtschaftslebens dem Ganzen dienlich zu sein, mindestens Bundesgenossen finden.**

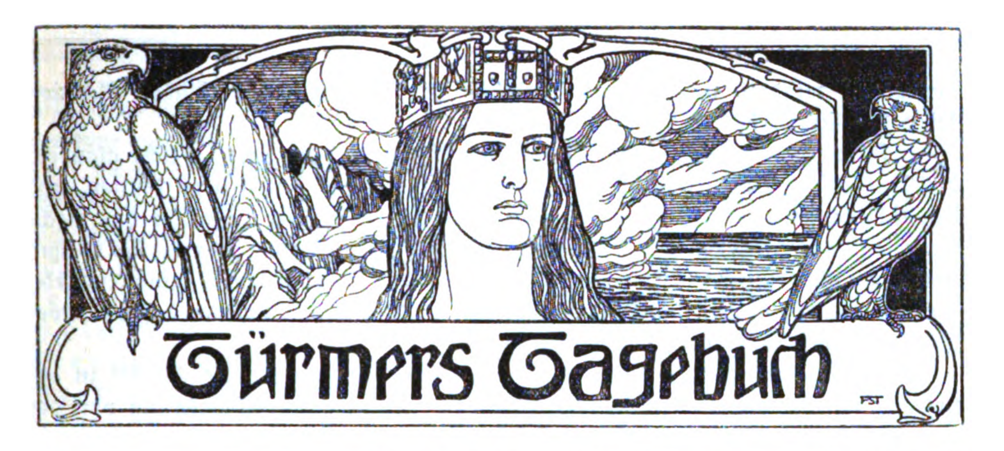
In welcher Weise aber könnten dieses Hervortreten und die ganze Betätigung möglicherweise erfolgen? Eine neue Parteigründung wäre wohl tunlichst zu vermeiden, ganz abgesehen davon, daß alle, an die hier gedacht ist, ja eben nicht „Partei" sein, sondern vielmehr stets das Ganze und dessen Wohl im Auge behalten wollen und sollen. Andererseits wird es aber ganz ohne Organisation mit Zentrale, Kasse und möglichst zahlreichen, überall im Lande verteilten Vertrauensmännern nicht gehen; vielleicht würden sich innerhalb oder neben der Zentrale auch noch einige Ausschüsse für besondere Zwecke und Gebiete nötig machen.



Schwieriger als für die Organisation sind vielleicht die ersten Vorschläge — zu denen die Anregung aber doch wohl verpflichtet — für die Art, in der jene tätig sein und wirksam werden könnte. Im Vordergrund dürfte hier *das gesprochene Wort* stehen. Demnach wäre wohl besonderer Wert auf das Heranziehen, nötigenfalls auch auf die Heranbildung tüchtiger Redner zu legen, die das wirtschaftliche und politische Getriebe überschauen, seine Krebsschäden und deren Grundursachen kennen, sie aufdecken und die Vorschläge zur Schaffung *gesunder Bedingungen* überzeugend darzulegen vermögen. Diese Redner müßten sowohl überall eigene Versammlungen veranstalten, wie die der verschiedenen Parteien möglichst regelmäßig besuchen. Sie würden hier u. a. auch besonders zu betonen und darzutun haben, wie das Beste des Ganzen *auf die Dauer* zugleich das Beste aller seiner Teile bedingt — wenigstens soweit ehrliche Hantierung und wahrhaft nützliche Berufe in Frage kommen, während heute im Zeitalter der schrankenlosen Partei- und Interessenkämpfe mitunter der einzelne Stand und Beruf „bald oben, bald unten liegt“. Darüber würden mit der Zeit doch wohl manchem Parteimann die Augen und vielleicht auch das Herz aufgehen, und die Organisation würde immer mehr Freunde gewinnen. Die Erfolge, zu denen u. a. auch eine allmähliche Milderung der Gegensätze zu rechnen sein dürfte, würden dabei gewiß um so größer sein, wenn die Redner obendrein im Ort und Bezirk bekannt sind. Die Aufstellung eigener Kandidaten bei Wahlen würde vorerst ja wohl kaum oder nur in ganz besonderen Fällen in Frage kommen. Wenn sie sich rühren, können die Freunde des Gedankens aber wohl *trotzdem* an vielen Stellen schon einen Einfluß auf diesem Gebiet ausüben. So dürfte bei der Auswahl der Parteikandidaten bald das der numerischen Stärke weit überlegene *moralische Gewicht* der Organisation im allgemeinen und ihrer Angehörigen im Wahlkreis im besonderen sich geltend machen können. Den aufgestellten Kandidaten aber, denen eine objektive und mehr als oberflächliche oder einseitige und im Sinne des Fortwurstelns sich bewegende Betrachtung der Verhältnisse und ihrer Ursachen zunächst meist ebenso neu sein wird wie ihren Wählern, wäre in den Versammlungen u. a. auch immer wieder vorzustellen, *daß und wie* sie als „Volksvertreter“ verpflichtet sind, nicht nur die Interessen ihres Wahlkreises und ihrer Partei zu vertreten, sondern eben in erster Linie die des ganzen Landes und Volkes. Und auch da dürfte mit der Zeit ohne Frage manches gute Wort aus geachtetem Munde eine gute Statt finden und zu einer Wandlung der einseitigen und engherzigen Anschauungen beitragen helfen.

Doch genug der Einzelheiten. Hier kam es nur darauf an, den Gedanken *anzuregen* und auszusprechen, daß gerade diejenigen Staatsbürger, welche, *ohne* eigene oder Partei-Interessen zu verfolgen, selbstlos nur eine Wiedergesundung der Verhältnisse und das dauernde Beste unseres ganzen deutschen Volkes wollen, bisher aber untätig und ohnmächtig beiseite standen oder — weil ohne Zusammenhang — stehen mußten, in dieser ernsten Zeit miteinander *Fühlung nehmen* und sich *zum Wohl des Ganzen* die ihrem Streben zukommende Anerkennung und Machtstellung erringen möchten. Dieser Gedanke mag manchem, ja vielleicht vielen *zunächst* noch seltsam, seine Verwirklichung schwer erscheinen; wer aber den Glauben an den Sieg des Guten — schon weil es das Vernünftigste und *allen* Zuträglichste ist — hegt und trotz vieler scheinbar widersprechender Tageserscheinungen sich bewahrt hat, der muß folgerichtig ihm beipflichten und ihm seine Unterstützung leihen. Mögen also geeignete tatkräftige Männer die bescheidene Anregung aufnehmen, weiter ausbauen und durchführen zum Besten unseres lieben deutschen Vaterlandes! A. Schulze





Römer oder Deutsche? · Die Autorität · Gesühnt? Ketzereien · Das liebe, böse Reich

Das letzte Ringen Roms um die ihm entgleitende Weltherrschaft, das ist's, was wir jetzt erleben. Und diese Kämpfe spielen sich wieder — wie könnte es anders sein! — auf deutschem Boden ab. Welcher andere hat sich denn auch so willig zum Kriegsschauplatze aller gegen alle hergegeben, zum blutgesättigten, zerstampften Tummelplatze volks- und landfremder Mächte und Interessen? Das ganze Elend deutscher Geschichte steigt vor einem auf, die sogenannten Religionskriege, der Dreißigjährige, von dem wir nie genesen sind, in dem das alte Deutschland zugrunde ging ...

Daß Rom in offenem Angriff vorgeht, darf uns nicht täuschen: die beste Abwehr ist der Hieb. Je mehr es seine Herrschaft gefährdet sieht, um so rücksichtsloser und gewalttätiger schlägt es zu, um so höhere Wälle sucht es zwischen seinem Herrschaftsbereich und der anstürmenden Kultur aufzutürmen. Und so prasseln denn die wälschen Hiebe wie Hagel auf den deutschen Michel nieder: die Borromäus-Enzyklika, der Antimodernisteneid, der Papstbrief an den Kardinal Fischer und als „Beleuchtungsprobe", als weithin scheinwerfender triumphierender Scheiterhaufen, die raffinierte Demütigung eines deutschen Königshauses.

Wahrlich, wer im zwanzigsten Jahrhundert seine Herrschaft nicht anders mehr behaupten zu können glaubt, als durch Abforderung *eines Eides, durch den nichts Geringerem abgeschworen wird als der Vernunft und Wissenschaft*, der muß sich wohl in dieser Herrschaft nicht allzu sicher fühlen. Heißt es doch in dem Abschwörungseide unter anderem wörtlich:

„Ich unterwerfe mich noch mit aller verlangten Ehrerbietung und stimme mit ganzer Seele zu allen Verurteilungen, Erklärungen und Vorschriften, welche in der Enzyklika ‚Pascendi' und in dem Dekret ‚Lamentabili', besonders in bezug auf das, was man die Dogmengeschichte nennt, enthalten sind.

Ebenso verurteile ich den Irrtum derjenigen, welche behaupten, daß der *von der Kirche* vertretene Glaube *mit der Geschichte* in Widerspruch stehen *könnte*, und daß die katholischen Dogmen in dem Sinne, in dem sie heute

verstanden werden, mit den authentischen Uranfängen der christlichen Religion keine Ähnlichkeit hätten.

Ich verdamme und verwerfe auch die Meinung derjenigen, welche glauben, die Persönlichkeit des christlichen Kritikers in zwei Teile zerlegen zu können, und den Gläubigen von dem Historiker unterscheiden; als ob der Historiker das Recht hätte, das aufrechtzuerhalten, was dem Glauben widerstreitet, oder als ob es ihm überlassen bliebe, unter der einzigen Bedingung, daß er direkt kein Dogma leugnete, Prämissen aufzustellen, aus denen man den Schluß ziehen könnte, daß die Dogmen entweder falsch oder zweifelhaft seien.

Ich verdamme in gleicher Weise jene Methode, die Heilige Schrift zu beurteilen und zu interpretieren, eine Methode, welche unter Abweichung von der Tradition der Kirche, von der Analogie des Glaubens und den Regeln des Apostolischen Stuhles die Arbeitsmethoden der Rationalisten befolgt und mit ebensoviel Frechheit wie Leichtfertigkeit als höchsten und einzigen Grundsatz die Textkritik gelten läßt.

Ferner verwerfe ich den Irrtum derjenigen, welche behaupten, daß der Gelehrte, welcher geschichtliche und theologische Fragen behandelt, oder wer auch immer sich mit diesem Gegenstande befaßt, zuerst sich von allen Voraussetzungen freimachen müßte, sei es hinsichtlich des übernatürlichen Ursprungs der katholischen Tradition, sei es hinsichtlich des von Gott versprochenen Beistandes zur Erhaltung eines jeden Teils der offenbarten Wahrheit; und welche sodann behaupten, daß die Schriften eines jeden Kirchenvaters interpretiert werden müßten außerhalb eines jeden Zusammenhangs mit irgendeiner göttlichen Autorität, ausschließlich nach den Grundsätzen der Wissenschaft und mit jener Unabhängigkeit des Urteils, welche man bei dem Studium irgendeines profanen Dokumentes anzuwenden pflegt. ...

Um zu schließen, halte ich mit der größten Kraft daran fest und werde bis zum letzten Atemzug daran festhalten an der Lehre der Väter über das sichere Kriterium der Wahrheit, welches ist, war und immer bleiben wird ‚im Episkopat fortgepflanzt durch die Nachfolgerschaft der Apostel' (Iren. II, c. 26); nicht so, daß nur das festgehalten werden soll, was dem Kulturgrade und dem Alter eines jeden mehr entspricht, sondern in der Weise, daß die absolute und unveränderliche, von Anfang an durch die Apostel gepredigte Wahrheit niemals in einem andern Sinne geglaubt oder aufgefaßt wird.

Alle diese Dinge verpflichte ich mich treu, unverkürzt und ehrlich zu beobachten, unversehrt zu bewahren, mich niemals davon zu trennen, sei es durch die Lehre, sei es anderweit durch Wort oder Schrift."

Wenn einmal später die Geschichte der Trennung von Staat und Kirche in deutschen Landen geschrieben werden wird, bemerkt zu alledem Dr. Rudolf Penzig in der „Ethischen Kultur", dann mögen wohl neben den großen Gipfelpunkten priesterlicher Herrschsucht: der Bulle Unam sanctam ecclesiam Innozenz' VIII., dem Syllabus Pius' IX. von 1864, die beide die Oberhoheit der Kirche über alle Staatsakte forderten, und dem Infallibilitätsdogma von 1870, die Regierungsjahre Pius' X. mit seiner Enzyklika Pascendi dominici gregis und das Motu pro-

prio Sacrorum Antistitum vom 8. September 1910 als entscheidende Wendepunkte genannt werden.

Denn so unbedenklich auch zugegeben werden darf, daß alle diese päpstlichen Akte durchaus innere Angelegenheiten der römischen Kirche selbst betrafen, so unwidersprechlich wird es doch eben an ihnen klar, daß gewisse innerkirchliche Entwicklungen mit Notwendigkeit zu einer reinlichen Scheidung der Gewalten zwingen. An der einfachen und brutalen Tatsache, daß es dieselben Personen sind, von denen der Staat sittliche Treuepflichten fordert, und die gleichzeitig ein auswärtiger geistlicher Souverän mit allen ihren tiefsten Überzeugungen und dem daraus fließenden Unterwerfungswillen ausschließlich für sich in Anspruch nimmt — an diesem unleugbaren Faktum muß jede Versöhnungsaktion scheitern.

Wir bitten alle Freunde deutschen Staatswesens, vor allem auch unsere katholischen Mitbürger, sich einmal aufrichtig die Frage vorzulegen, ob es denkbar ist, daß Männer mit den Überzeugungen, die der Antimodernisteneid von ihnen fordert, in unserer heutigen Kulturwelt segensreich und fruchtbringend mitarbeiten können? ...

Daß der Gedanke eines unbeschränkten Fortschrittes der menschlichen Gewissensbildung zugunsten des einmal in der Kirche vorhandenen Offenbarungsschatzes abgelehnt wird, läßt die Gläubigen leider völlig aus der Armee der Kämpfer für fortschreitende Gesittung ausscheiden. Sie sind die Satten, die von ihrem Überfluß göttlicher Offenbarung einzig auszuspenden haben, während wir Modernen uns im Hunger an die zu erwerbende Wahrheit verzehren.

Im Zusammenhang damit steht die Vorschrift, die im Gegensatze zu aller psychologischen Wertung des Glaubens als einer Willenstat, einer ‚festen Zuversicht dessen, was man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet' in ihm vielmehr eine wirkliche Zustimmung des Verstandes zur von außen durch die Lehre (vom Hörensagen) genommenen ‚Wahrheit' erblickt und ihn so zu einem bloßen ‚Für-wahr-halten' auf Autorität hin herabdrückt. Männer, die von dem unendlichen Werte ihrer Herzensüberzeugung so durchdrungen sind, daß sie diese mit bergeversetzendem Glauben gegen eine ganze Welt von widerstrebenden Wirklichkeiten verteidigen, solche Männer könnte jedes Staatswesen gut brauchen. Aber welchen Wert verleiht wohl die verstandesmäßige Zustimmung zu traditioneller Lehrauffassung einer Kirche?

Wie aber weiter der wissenschaftliche Lehrauftrag, der nicht nur den Professoren der Hochschulen, sondern auch den staatlichen Organen der Schulinspektion und des Religionsunterrichts erteilt wird, sich mit den folgenden eidesstattlichen Versicherungen der Kirchendiener in Einklang bringen lassen könnte, ist völlig nicht abzusehen. Wer nämlich fernerhin als guter Katholik gelten will, hat den ‚Irrtum' abzuschwören, daß ‚der von der Kirche vertretene Glaube mit der Geschichte in Widerspruch stehen könne', daß ferner der Historiker ‚das Recht hätte, das aufrechtzuerhalten, was dem Glauben widerspricht', daß die Methode der rationalistischen Textkritik (die frech und leichtfertig genannt wird) auch

auf die Heilige Schrift angewandt werden dürfte, endlich den fundamentalen Irrtum der Voraussetzungslosigkeit bei der Wahrheitsforschung. Vielmehr werden ‚bei der Behandlung geschichtlicher und theologischer Fragen‘ ausdrücklich ‚die Grundsätze der Wissenschaft und jene Unabhängigkeit des Urteils, welche man bei dem Studium irgendeines profanen Dokuments anzuwenden pflegt‘, dem gläubigen Gelehrten untersagt. ...

Wir haben tiefstes Mitgefühl mit den inneren Kämpfen, in die unsere katholischen Mitbürger durch diese die ganze Kulturwelt in die Schranken fordernde Maßregel ihres kirchlichen Oberhauptes versetzt werden müssen. Aber trotzdem muß dies laut und deutlich gesagt werden: Menschen, die sich zu dieser Art blindesten Gehorsams gegen eine fremde Autorität verpflichten und damit die Grundlagen unserer ganzen auf geistigen Fortschritt und Entwicklung gestellten Kultur verleugnen, haben zum mindesten in führenden Stellungen unseres deutschen Staatslebens keinen Platz mehr.“

Die Entscheidung müsse stattfinden: Römer oder Deutsche? Daß man fürder nicht mehr glauben dürfe, beides vereinigen zu können, dafür habe — der Antimodernisteneid gesorgt.

Mit dem selben naiven Optimismus, mit dem sich Herr von Bethmann und die preußische Regierung bei der Borromäus-Enzyklika durch die ironischen „Bonhommien“ der Kurie hatten düpieren lassen, mit der selben Treuherzigkeit glaubte man dort auch, daß die Abforderung des Antimodernisteneides ebensowenig wie auf die katholischen Theologieprofessoren sich auf die in Staatsdiensten stehenden Geistlichen erstrecken werde. Mit diesem herausfordernd frommen Glauben hat denn auch der Brief des Papstes an den Kardinal Fischer vom 31. Dezember 1910 schnell und gründlich aufgeräumt. Es heißt darin — umgekehrt wird ein Schuh draus! — mit erfrischender Deutlichkeit:

„Was die verabscheuenswerten Irrlehren der Modernisten betrifft, so haben wir im Gespräch mit Dir eine milde Auslegung der Vorschrift zugelassen und ausgesprochen, daß zu der von uns vorgeschriebenen Eidesformel durch jenes Motuproprio diejenigen Geistlichen nicht angehalten werden, die an staatlichen Hochschulen Theologie lehren. Hingegen lag und liegt es durchaus nicht in unserer Absicht, diejenigen von der allgemeinen Eidesverpflichtung auszunehmen, die als staatliche Lehrer zugleich ein Priesteramt als Prediger oder Beichtiger versehen, eine geistliche Pfründe innehaben oder irgendwelches Kurial- oder geistliche Richteramt bekleiden. Auch jene aber, die als staatliche Lehrer sich des Eides enthalten dürfen, werden vielleicht, falls sie vorziehen, von dieser Ermächtigung Gebrauch zu machen, noch keinen Verdacht gegen die Reinheit ihrer Lehrmeinungen erwecken, aber sicherlich eine klägliche Unterordnung unter die Meinungen der Menschen bekunden, indem sie feige der Autorität derjenigen sich beugen, die nicht aus aufrichtiger Überzeugung, sondern aus Haß gegen das katholische Bekenntnis (! D. T.) mit lautem Schalle verkünden, durch solchen Glaubenseid werde die Würde der menschlichen Vernunft vergewaltigt und der Fortschritt der Wissenschaft gehemmt. Daher empfiehlt sich nicht, die Erlassung von diesem Eide aus anderer als der

angegebenen Ursache zu gewähren. Übrigens hegen wir die Überzeugung, daß gerade diejenigen, denen wir den Eid erlassen, behufs Bekundung ihres männlichen Charakters ihn vor allen andern leisten und nötigenfalls dafür Schimpf erdulden werden: denn sie würden sich gewiß als des christlichen Lehramtes unwürdig vorkommen, wenn sie sich schämten, zu Dienern unseres Herrn Jesu Christi zu gehören."

War es denn, fragt erbittert der „Reichsbote", „war es denn noch nicht genug des offenen Hohnes von Rom für die 45 Millionen deutscher Protestanten? Die Borromäus-Attacke gegen Deutschlands Fürsten und Völkerschaften sollte zurückgenommen sein und wurde dennoch in Deutschland veröffentlicht, damit also ganz offiziell auch für uns aufrechterhalten. Gewissermaßen als nachdrücklichste Bekräftigung folgte der Antimodernisteneid, der alle katholischen Priester Deutschlands völlig zu willenlosen Werkzeugen Roms macht, mehr noch, als sie es früher waren, der damit nicht allein ein ganzes Heer von deutschen Staatsbürgern dem Schutze und dem Einfluß unserer Gesetze entzieht, sondern der sogar eine große Zahl von deutschen Staatsbeamten mit ihrer amtlichen Tätigkeit der vollkommenen Einwirkung Roms preisgibt. Und damit nur ja kein Zweifel darüber aufkommen könne, daß Rom in der Tat auch von jedem katholischen Hochschul- und jedem Religionslehrer die unbedingte Unterwerfung verlangt, setzt nunmehr der Brief des Papstes an den Kardinal Fischer das Pünktchen über das ‚i' und sagt: ‚Zur Leistung des Eides sollen diese nicht gezwungen werden, denn — sie werden sich ‚moralisch verpflichtet' fühlen, ihn zuallererst zu leisten, sie würden ja sonst eine klägliche Unterordnung unter die Meinung der Menschen bekunden, ‚die nicht aus aufrichtiger Überzeugung, sondern aus Haß gegen das katholische Bekenntnis (!!!) mit lautem Schalle verkünden, durch solchen Glaubenseid werde die Würde der menschlichen Vernunft vergewaltigt und der Fortschritt der Wissenschaft gehemmt!' ...

Wie kommt der Papst dazu, den 45 Millionen deutscher Protestanten, die in dem unseligen Eide eine schwere Gefahr für die Gewissensfreiheit erblicken, die ‚aufrichtige Überzeugung' abzusprechen? Haben denn ihre Väter in der fluchwürdigen Verfolgung ihrer Glaubensfreiheit nicht Ursache genug gehabt, die ehrlichste Überzeugung von dem höchst gefahrvollen neuen Vorstoße Roms gegen die Gewissensfreiheit zu gewinnen? Konnte die Geschichte eines Vierteljahrtausends spurlos an ihnen vorübergehen?

Wie kommt der Mann, der sich den Stellvertreter Gottes auf Erden nennt, dazu, der ganzen evangelischen Christenheit auf Erden den unerhörten Vorwurf des ‚Hasses gegen das katholische Bekenntnis' ins Angesicht zu schleudern? Nein, wahrlich, dafür können wir die Hand ins Feuer legen, daß unter den Millionen und aber Millionen Protestanten auf Erden sich auch nicht ein einziger befindet, der irgendwelchen Haß gegen das katholische Bekenntnis empfände. Haß kennen evangelische Christen überhaupt nicht (? D. T.), wohl aber empfinden sie eine tiefgehende Beunruhigung, eine schwere Besorgnis darüber, daß Rom immer wieder das katholische Bekenntnis zu einem päpstlichen Bekenntnis gemacht und nun gar dieses ent-

stellte Bekenntnis mit allen Mitteln des rücksichtslosesten Gewissenszwanges zur unantastbaren Herrschaft gebracht sehen will."

Die Regierung möge sich ja bisher vor der Verantwortlichkeit gescheut haben, einen neuen Kulturkampf heraufzubeschwören. Heute aber lägen die Verhältnisse wesentlich anders als im Beginne der siebziger Jahre: „Heute würden unzählige deutsche Katholiken und an ihrer Spitze zahllose deutschgesinnte Geistliche mit Freuden in den Schutz der Regierung flüchten, wenn diese nur stark sein wollte; denn eine derartige Geisteknechtung hat ihnen noch niemand zugemutet; selbst die Unfehlbarkeitslehre war nur ein schwacher, in der Ferne leuchtender Abglanz der Zumutung, mit der jetzt Rom an seine Gläubigen herangetreten ist. ...

Den früheren Kulturkampf gewann die Hierarchie dadurch, daß sie es verstand, in der katholischen Bevölkerung die Meinung zu erwecken, man wolle ihr den Glauben nehmen oder zerstören, und so die Regierung als Feind ihres Glaubens darzustellen. In dieser Meinung stellte sich das katholische Volk auf die Seite der Hierarchie. Daraus muß man lernen, daß man es vermeidet, dem Kampf einen religiösen Charakter zu geben; deshalb darf sich die Staatsregierung auch nicht mit dem Modernismus und dem Unglauben der gebildeten Welt identifizieren, sondern sie muß sich auf die durch die Betätigung des Papstes auf Grund seiner Unfehlbarkeit unerträglich gewordenen rücksichtslosen, den konfessionellen Frieden störenden Einmischungen in die deutschen Verhältnisse beschränken. Diese Einmischungen, wie sie in den Enzykliken der Päpste seit der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas Mode geworden sind — man denke, abgesehen von der Enzyklika des Papstes Leo XIII., an die Borromäus-Enzyklika, den Modernisteneid und den Brief an den Kardinal Fischer —, sind für Deutschland unerträglich, weil sie dazu angetan sind, die Einigkeit und den Frieden der deutschen Nation zu stören. Das kann das Deutsche Reich nicht ertragen; aber auch für die katholische Bevölkerung werden diese ewigen klerikalen Verhetzungen und Absonderungen von der evangelischen Bevölkerung, die gern mit ihr in Frieden lebt, nachgerade unerträglich. Wenn der Staat im Kampfe mit dem Vatikan sich auf diese Stellung des Papstes zur katholischen Kirche in Deutschland beschränkt, so erscheint der Staat auch als Beschützer der katholischen Kirche und der Gläubigen gegen Rom. Und wenn der Staat auf diese Weise das katholische Volk auf seine Seite zieht, so gewinnt er eine klare und feste Stellung gegen den Vatikan, und die Religion bleibt aus dem Spiel. Die deutschen Bischöfe müssen wieder die alte Selbständigkeit in deutschen Kirchensachen gegenüber dem Vatikan erhalten. Seit das Papsttum bei der Borromäus-Enzyklika und auch jetzt beim Modernisteneid dem Staate und der öffentlichen Meinung gegenüber eine Unzuverlässigkeit und Hinterhaltigkeit bewiesen hat, die einen vertrauensvollen, ehrlichen Verkehr unmöglich machen, müssen die Beziehungen des Papstes zum deutschen katholischen Volke geändert werden; wir können einem Institut, das sich so unzuverlässig erweist, nicht den großen Einfluß auf die katholische Bevölkerung belassen, den es bisher gehabt hat ...

Verlohnt es sich nicht auch, den deutsch gesinnten Katholiken endlich in ihrer eigenen Heimat wirksamen Schutz zu bieten gegen eine geistige Vergewaltigung

ohnegleichen?" Wie oft soll es noch gesagt werden, daß das Schreckgespenst des Zentrums, dem zuliebe wir alle diese Anwandlungen von Schwäche erfahren müssen, mit dem Augenblick wesentlich an seiner Schärfe verlieren würde, wenn dem deutsch gesinnten Teile seiner Mitglieder durch Anlehnung an eine starke Regierung die Möglichkeit gegeben würde, sich vor allem als Deutsche zu fühlen und zu geben: „Aber auf wen sollen sie sich stützen, wenn sie sich der römischen Knechtschaft entziehen wollen, so lange die Regierung selbst vor lauter Rücksichten gegen den Vatikan aus ihrer Haut nicht heraus kann? ..."

Und doch meint der durch seine Verweigerung des Antimodernisteneides bekannte Kaplan Konstantin Wieland in seiner „Deutschen Abrechnung mit Rom" (München, Riegersche Buchhandlung), daß Pius X. mit seinen schroffen Maßnahmen noch immer das Gegenteil von dem erreicht habe, was er beabsichtigte. In der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Pontifikats, so führt er aus, ist es ihm gelungen, das Ansehen des römischen Stuhles in der verhängnisvollsten Weise zu erschüttern. Kaum ein einziges Dekret hat er bis heute erlassen, das er nicht schon nach wenigen Wochen unter Ausreden hätte einschränken müssen. Die unglückseligste aller seiner Maßnahmen war aber die Forderung des Modernisteneides; auch sie vermochte er jedoch nicht voll aufrechtzuerhalten. Er begann alsbald zurückzuweichen, indem er die staatlich angestellten Professoren der Theologie von der Pflicht zur Eidesleistung befreite. Der Papst scheint nicht zu fühlen, eine wie schwere Beleidigung er mit einem derartigen Dispens dem ganzen übrigen Klerus zufügte. Wenn schon einmal der Modernisteneid geschworen werden sollte, dann mußte er von allen verlangt werden. Warum sollen just jene Personen von der Eidesleistung ausgenommen werden, bei denen der Verdacht des Modernismus am ehesten begründet sein könnte und um derenwillen überhaupt der päpstliche Antimodernistenfeldzug begonnen worden ist: Die Vertreter der theologischen Wissenschaft? Aber freilich, Rom fürchtete den Konflikt mit den Regierungen; dafür ließ es die Kleinen seine Macht fühlen, in der festen Überzeugung, daß sich, wenn Rom spricht, alle Knie beugen. Aber noch gibt es auch unter dem Seelsorgklerus aufrechte Leute, die nicht gesonnen sind, sich widerspruchslos alles bieten zu lassen, und sich noch ein eigenes Gewissen und eine eigene Überzeugung zu haben getrauen. Der Papst sollte sich nicht mit Christus verwechseln; wir Deutsche wollen zwar gute Christen bleiben, aber noch lange nicht römische Sklaven sein. Der ganze Eideshandel ist nur ein Produkt und Beweis der Angst, welche die römische Kurie befallen hat. Sie fühlt die altersgrauen Säulen ihrer Weltmacht wanken und hofft durch drakonische Maßregeln den Zusammenbruch des mittelalterlichen Kirchengebäudes aufhalten zu können. Der Geist der neuen Zeit pocht mit Macht an die Pforten der römischen Kirche. Wieder ist eine Reformation so dringend notwendig geworden, wie sie es im 16. Jahrhundert war. Edel waren die Kämpfe um die deutsche Freiheit und Einheit in den Jahren 1813 und 1870/71. Nicht minder edel aber ist ein deutscher Kampf zur Erringung der religiösen Freiheit und zur Erhaltung der reinen christlichen Wahrheit ohne Menschenlehren und Menschensatzungen.

Nicht der katholischen Kirche, nicht dem katholischen Dogma gilt der Kampf, sondern nur der widerchristlichen Menschenherrschaft, die sich seit Jahrhunderten in der Kirche breit macht. Ausdrücklich bekennt sich der Verfasser zum Glauben an das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit, um seinen rechtgläubigen katholischen Standpunkt offen darzutun. Aber nur für das, was der Papst mit seiner Unfehlbarkeit decken und als göttliche Offenbarung verkünden kann, kann er religiösen Glauben verlangen. In der Kirche darf nichts angenommen werden, was nicht aus Gottes Offenbarung stammt, wie sie im Lehrschatz der Apostel hinterlegt und vom unfehlbaren Lehramt unter dem Beistand des Heiligen Geistes dargeboten ist. Alles Menschenwerk muß unter allen Umständen ausgeschlossen werden, und wenn es auch von Heiligen eingeführt und seit Jahrhunderten in Übung wäre. Die Kirche hat nicht das Recht, neue Gebote, Räte oder Übungen einzuführen. Damit fällt der weitaus größte Teil der unzähligen römischen Bullen, Dekrete, Entscheidungen usw. als Menschenlehren und Menschensatzungen in sich zusammen. Sie alle sind im Widerspruch gegen die von Christus der Kirche gegebene Verfassung erlassen, die allen Gewissenszwang und Androhung ewiger Höllenqual, diese Tyrannei, ausschließt. All diese vielen, römischer Anmaßung entsprungenen Gebote und Strafen sind ungültig und nichtig und von Gott nicht anerkannt. Aber im Munde der heutigen Kirche ist die christliche Freiheit zum Hohn, wo nicht zur Lästerung geworden.

Das Grundübel des heutigen Katholizismus besteht in der allgemeinen Unklarheit über Umfang und Grenzen der Glaubenspflicht. Niemand in der katholischen Kirche vermag mit Gewißheit anzugeben, was er glauben muß und was nicht; niemand vermag mit Sicherheit zu unterscheiden zwischen der offiziellen, von Gott geoffenbarten Glaubenslehre und unverbindlichen Schulmeinungen der Theologen. Rom tut nicht das geringste, um die Gläubigen auf diesen grundlegenden Unterschied aufmerksam zu machen; es hat ja natürlich ein großes Interesse an dieser Verschwommenheit der Glaubensgrenzen, an dieser Unklarheit der Gewissen. Denn solange diese besteht, getrauen sich die Katholiken nicht, an irgendeinem Worte des Papstes zu zweifeln oder zu deuteln. Auf diese Weise haben sich päpstliche Enzykliken und Entscheidungen eine Geltung verschafft, wie wenn sie autoritative Äußerungen des unfehlbaren Lehramts wären. Auf diese Weise hat man den Katholiken, Geistlichen wie Laien, das Rückgrat gebrochen, so daß sie Rom gegenüber keine Spur von Selbstbewußtsein mehr besitzen, sondern mit gekrümmten Rücken auch die beleidigendsten Zumutungen des Papstes demütig hinnehmen und die Hand küssen, die sie schlägt. Beweis: Der Modernisteneid. Hätten die Priester dem Papste gegenüber noch Selbstbewußtsein, so würden sie die Beleidigung nicht ertragen haben, daß die Theologie-Professoren vom Eid dispensiert, die Pfarrer und Kapläne aber dazu gezwungen werden.

Die Kirche kann mit unfehlbarer Autorität nur verkünden, was Christus selbst geoffenbart und die Apostel in seinem Auftrag verkündet haben. Nicht mehr und nicht weniger. Wußten die Apostel etwas von einem Gebot der Kirchensteuer oder gar von Stolgebühren? Wußten sie etwas von Brevier und Zölibatszwang?

Wußten sie etwas von Index und Bücherzensur? Wußten sie etwas von der Feier des Gottesdienstes in einer dem Volke unverständlichen Sprache? Wußten sie etwas von Petri Alleinherrschaft? Wußten sie etwas von sklavischer Unterwerfung der Laien unter den Klerus? Wußten sie etwas von Fest- und Fasttagen, von Heiligenverehrung, Skapulieren, wundertätigem Öl und Wallfahrten?

Aber die schwerste Anklage, die wider die römische Hierarchie zu erheben ist, besteht darin, daß sie in ihrer Sorglosigkeit eine Verfälschung des Gottesbegriffes hat eindringen lassen. Das zeigt sich namentlich in der kirchlichen Lehre von der stellvertretenden Genugtuung und Versöhnung, welche Gott zum rachsüchtigen Egoisten stempelt; am deutlichsten aber in der kirchlichen Auffassung von der Erbsünde, welche Gott so ungerecht macht, wie es kaum der blindeste Mensch ist. Sie gibt so recht zu erkennen, bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten und Verzerrungen des Gottesbegriffs sich die kirchliche Theologie versteigen konnte. Und die Lehre vom Meßopfer beweist, daß sich die Theologen selbst nicht auskennen und ihr Heiligstes, das Dogma von der Erlösung und der Messe, mit der Vernunft nicht in Einklang zu bringen wssen. Diese Tatsache redet eine gewaltige Sprache und zeugt laut von dem trostlosen Zustand der katholischen Kirchenlehre.

Wie aber war der Modernisteneid möglich? Diese Frage untersucht Professor A. Messer in der „Frankf. Ztg.“. Da sei zunächst dieser „religiöse Papst“ selbst: „Wer möchte zweifeln, daß er aus reinem Pflichtgefühl, aus heiligem Seeleneifer seinen grimmigen Kampf gegen den Modernismus führt? Wie schlicht und einfach ist die geistige Struktur dieser Persönlichkeit! Der Glaubensinhalt muß rein bewahrt werden, denn an seiner Unversehrtheit hängt das Seelenheil von Millionen. Die modernen Ideen gefährden diese Reinheit. Also Kampf gegen sie und Kampf gegen ihre Anhänger! Die bisherigen Maßregeln schienen nicht durchgreifend genug; nur eine äußerliche Beugung der Modernisten schien dadurch erreicht zu werden. Nun greift er zum Eid, um sie auch innerlich zu beugen — oder zum offenen Abfall zu zwingen. Wie brutal dieses Mittel ist, wieviel leichtsinnige und falsche Eide, wieviel spätere Verletzungen des geschworenen Eides hervorgerufen werden, wieviel Seelenqual, innerer Druck, Zerrissenheit: das kümmert diesen Papst alles nicht. Die Glaubensreinheit als der einzige Weg zum Seelenheil fordert dies Mittel, also wird es gebraucht. Man sieht, wie verhängnisvolle Konsequenzen es haben kann, wenn Menschen wähnen, über die Dinge des Jenseits vollständige Gewißheit zu besitzen. Aus der katholisch-ultramontanen Gottesvorstellung, die Gott als unnachsichtigen Richter wachen läßt über die Reinheit des Glaubens, folgt alles mit zwingender Logik. Auch die Hinrichtung von Ketzern wäre ein taugliches Mittel, ihr und der anderen Seelenheil zu retten; darum hält man daran auch in der Theorie fest; nur fehlt die Macht, diese Theorie in Praxis umzusetzen. Ebenso wie man jetzt der Macht des Staates nachgebend auf den Eid der Theologieprofessoren verzichtet hat — eine Schwäche und zugleich eine Willkür, die bei der inneren Logik des ganzen Vorgehens um so schreiender hervortritt.

Wie erklärt sich aber psychologisch das Verhalten derer, die den Eid zu leisten hatten? Da ist zunächst das kleine Häuflein derjenigen, die den Eid verweigert

haben. Als Beispiel mag der Kaplan K. Wieland in Lauingen genannt sein. Wenn er in seiner Broschüre ‚Eine deutsche Abrechnung mit Rom' die Hierarchie der Fälschung des Gottesbegriffes bezichtet; wenn er die kirchliche Lehre von der stellvertretenden Genugtuung Christi und von der Erbsünde angreift, so bekennt er damit, daß er wirklich Modernist ist. Das wird nicht für alle zutreffen, die den Eid verweigerten. Manchen mag das Gefühl für das Mißtrauensvotum, das in dem Eidesgebot liegt, abgehalten haben und die Erkenntnis, wie wenig es im Sinne Jesu ist, einen solchen Eid zu erzwingen.

Aber zu denken gibt es doch, daß die Zahl derer, die den Eid ablehnten (soweit jetzt wenigstens bekannt), so außerordentlich gering ist, und daß selbst solche, die sich mit oder ohne Namensnennung entrüstet über die Zumutung des Eides ausgesprochen haben — ihn doch leisteten. Das gibt eine Vorstellung von der Festigkeit dieses Kirchensystems und legt die Frage nahe, worauf sie beruht. Manche Motive, die auch Widerstrebenden den Nacken beugten, liegen ja auf der Hand: man fürchtet Amtsentsetzung, und das bedeutet für die meisten nicht bloß materielle Notlage und Verlust eines bedeutsamen und angesehenen Lebensberufes, sondern Bruch mit einer Institution, an der das Herz mit tausend Fesseln der Liebe, der Verehrung, der pietätvollen Gewöhnung hängt; das bedeutet für viele auch Bruch mit Verwandten und Freunden. Und wer möchte aburteilen etwa über einen jungen Priester, der den Eid widerstrebend leistet, weil er weiß, die Weigerung und ihre Folgen würden seiner alten Mutter das schwerste Herzeleid und vielleicht den Tod bringen!

Aber noch eine andere seelische Macht läßt sich erkennen, die, mehr im Verborgenen wirkend, jegliche Auflehnung gegen das kirchliche Gebot erstickte. Selten spricht man darüber so offen und ehrlich wie der Freiburger Stadtpfarrer Hansjakob in der neuen Auflage seiner Erinnerungen. Schlagend legt er dar, wie entwürdigend der Modernisteneid ist, auch für einen, der sich von allem Modernismus frei weiß; und doch —: ‚Ich will und muß katholisch sterben, selbst um den furchtbaren Preis eines zu erduldenden Gewissenszwangs'.

Das Wort erinnert an eine kleine Anekdote aus Vischers ‚Auch Einer': ‚Neulich auf der Fahrt nach Treviso; ein paar gebildete Venetianer im Wagen; Wagenfenster offen. Auf dem Bocke sitzt ein hagerer Pfaff. Wir kommen auf Klosterwesen, Zölibat, weiter auf anderes Ungesunde der katholischen Kirche zu sprechen, ganz gesetzt, ernsthaft. Der Pfaff draußen horcht mit halbgewendetem Kopf. Der Wagen hält einige Minuten. Schaut der Pfaff herein mit durchbohrendem Blick und ruft mit Stentorstimme: ‚Signori, la morte!'

Schon von frühester Jugend an wird im Katholiken die instinktive menschliche Angst vor dem Tode noch gesteigert durch die Schilderung der ewigen Qualen des Sünders, und mit unverwischbaren Schriftzügen wird in den kindlichen Geist die Lehre eingeschrieben, daß nur der demütige Gehorsam gegen die Kirche die Seele vor dem furchtbaren Schicksal errette. Diese Angst vor einem Sterben ohne die kirchlichen Gnadenmittel ist nach meinen Beobachtungen eine der stärksten Stützen der kirchlichen Macht, sie würde nicht brechen, auch wenn die Gewissensknechtung noch gesteigert würde. Die kirchlichen Machthaber trafen — instinktiv

oder bewußt — das für sie Richtige, als sie den Versuch Schells, die Lehre von der Höllenstrafe zu mildern, verdammten."

Man soll nun aber nicht denken, daß die Kirchenherrschaft auch nur von einer sehr beträchtlichen Minorität als drückende Gewissensknechtung empfunden werde: „Ich bin mir wohl bewußt, daß ich dieses Urteil nicht zahlenmäßig begründen kann, aber aus meiner Kenntnis des katholischen Seelenlebens glaube ich es doch aussprechen zu können. Der Protestant macht sich schwer eine Vorstellung davon, welche tiefe Verehrung für die Kirche den katholischen Kindern von früh an eingeflößt wird, und wie auch für die meisten Erwachsenen Religion und Kirche etwas ganz Untrennbares bleiben. Der Gedanke eines religiösen Lebens außerhalb der Kirche ist ihnen darum sozusagen unfaßbar; mit der Zugehörigkeit zur Kirche glauben sie auch ihren Gott und ihr besseres Selbst, allen inneren Halt und Trost zu verlieren; sie können sich Gott nur katholisch vorstellen. Alle Verehrung für die Kirche aber gipfelt in der Verehrung des Papstes. Was von ihm kommt, ist mit tiefster Ehrfurcht und Demut hinzunehmen. Daß es ein Mann wie Schell wagte, die Vorherrschaft der Italiener in der Kirche zu tadeln: wie sehr kontrastierte das mit der gewöhnlichen Haltung der frommen Katholiken! Man erinnert sich ja noch, wie es von der katholischen Presse als ein besonderer Beweis päpstlicher Gnade gefeiert wurde, als ein Deutscher zum Nunzius in München ernannt wurde — was doch eine ganz elementare Forderung der Vernunft und der Gerechtigkeit war.

Bei dieser tief eingeimpften Ehrfurcht vor dem Papst ist es sicher sehr vielen katholischen Priestern gar nicht schwer gefallen, den Eid zu leisten, zumal da ihnen dieser sachlich kaum neue Verpflichtungen auferlegte. Man braucht dabei gar nicht bloß an oberflächliche oder wesentlich auf die praktische Seelsorge gerichtete Naturen zu denken. Auch unter feiner fühlenden und theoretisch interessierten Geistlichen sind gewiß viele, die sich von aller Hinneigung zum Modernismus frei wissen und für das Erniedrigende der Nötigung zum Eid überhaupt keine Empfindung haben, eben weil sie — vom Papste auferlegt ist.

Schwerer verständlich ist es, daß es auch heute noch Katholiken, ja katholische Universitätsprofessoren gibt, die schlankweg behaupten, sie fühlten sich in ihrer Forschungsfreiheit durch ihren Glauben und durch den Modernisteneid durchaus nicht beeinträchtigt. So erklärt Professor J. Mausbach (Münster) in der ‚Kölnischen Volkszeitung' vom 14. Januar: ‚Verstehen wir unter Freiheit die Möglichkeit, eine »ernste Prüfung« und »wissenschaftliche Untersuchung« über den Glauben und seine Grundlagen anzustellen, so besitzen wir als Katholiken diese Freiheit, und als Theologen überdies die Verpflichtung dazu in gleichem Maße wie jeder andere!'

Gegenüber dieser kühnen Behauptung wäre es wirklich verlorene Mühe, zum hundertsten Mal zu zeigen, daß da nicht von einer wirklich freien wissenschaftlichen Untersuchung gesprochen werden kann, wo die Ergebnisse bereits durch eine außerwissenschaftliche Instanz festgestellt sind. Dagegen ist es für die religionspsychologische Betrachtung nicht ohne Interesse zu erforschen, unter welchen see-

lischen Voraussetzungen es heute noch einem gebildeten Manne möglich ist, mit gutem Gewissen eine solche Behauptung aufzustellen. Einen Fingerzeig für das psychologische Verständnis geben schon die folgenden Worte Mausbachs: ‚Ernstliche Prüfung schließt ja nicht ein, daß das Wahre verworfen werde, sondern nur, daß das Wahre vom Falschen gesondert, im Feuer des Denkens erprobt werde‘. Man nehme die auch von Mausbach wieder betonte katholische Lehre hinzu, daß ‚kein wirklicher Konflikt des Glaubens mit der wissenschaftlichen Wahrheit möglich sei‘, dann ergibt sich über die Seelenverfassung, insbesondere über die stillschweigenden Voraussetzungen eines solchen katholischen ‚Forschers‘ folgendes:

Er lebt in der felsenfesten Gewißheit: die Wahrheit besitze ich, und zwar durch übernatürlichen Gnadenbeistand im katholischen Glauben. Auch im wissenschaftlichen Forschen suche ich Wahrheit, und zwar mit den natürlichen Kräften der Vernunft. Ich kann also ganz frei forschen; denn niemals kann ein wirkliches Forschungsergebnis dem Glauben widersprechen; die Wahrheit kann ja nur eine sein. Wo ein solcher Widerspruch gegen den Glauben vorzuliegen scheint, da halte ich mein wissenschaftliches Urteil zurück. Tiefere Einsicht in die Sache wird die Harmonie zwischen Glauben und Wissen auch hier dartun.

‚Der befürchtete Konflikt zwischen Wissen und Glauben‘, bemerkt einmal Mausbach, ‚ist nur für denjenigen unerträglich, der sein augenblickliches Denken mit der Wahrheit selbst verwechselt, nicht für den, der seine Denktätigkeit als eine Bemühung, der Wahrheit habhaft zu werden, betrachtet‘. Daß alles menschliche Denken, ob es nun mehr vorübergehender oder mehr dauernder Art ist, ob es in der wissenschaftlichen Forschung oder im religiösen Glauben enthalten ist — einen ‚Versuch‘ darstelle, ‚der Wahrheit habhaft zu werden‘ — dieser Gedanke ist dem ‚gläubigen Forscher‘ ganz unfaßbar. Gegen das Grundprinzip des modernen Geisteslebens, daß das Absolute, nämlich die absolute Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit — Idee, im Unendlichen liegendes Ideal sei, wird er immer wieder einwenden, das heiße: auf alles Objektive verzichten. Für das wissenschaftliche Forschen — wenigstens sofern es mit dem Glauben in Konflikt zu kommen droht — erkennt er an, daß es im Suchen nach der objektiven Wahrheit bestehe, und daß das Objektive nur erfaßt werde in subjektiver Gewißheit, die sich der Kritik und Korrektur stets offenhalten müsse. Daß aber seine Überzeugung: die katholische Kirche hat die objektive, die absolute Wahrheit — selbst nur eine subjektive Überzeugung sei, das will ihm nimmermehr in den Sinn. Er ist der Gegenstände dieses Glaubens so unmittelbar sicher, wie auch der naive Realist gar nicht merkt, daß er von der Existenz des Tisches, der vor ihm steht, durch Vermittlung eines subjektiven Vorgangs, der Wahrnehmung, Kunde hat. Diese naive Sicherheit ist eben charakteristisch für den echten und kräftigen religiösen Glauben. Solcher Gläubigen gibt es aber noch viele in der katholischen Kirche, und solche konnten auch mit gutem Gewissen, und ohne sich innerlich bedrückt oder gefesselt zu fühlen, den Modernisteneid schwören.“

Zum letzten Satze wird man immerhin ein bescheidenes Fragezeichen machen dürfen. Auch der weitbekannte Stadtpfarrer Hansjakob in Freiburg i. B. hat den Eid geschworen, — aber „um den furchtbaren Preis eines zu erduldenden Ge-

wissenszwanges“, weil er als alter Mann, mit einem Fuße unter der Pforte des Todes, den er täglich ersehne und täglich erflehe, „katholisch sterben will und muß“. In seinen Erinnerungen schreibt er: „Christus der Herr hat einst gesagt: ‚Ihr sollt gar nicht schwören! Eure Rede sei ja, ja, nein, nein; was darüber ist, ist vom Bösen.‘ Der Herr hat aber noch vieles gesagt, was nicht befolgt wird, so kommt es, daß viel zu viel Eide geschworen werden. Die Kirche lehrt aber, daß man nicht ohne Not schwören solle, und schon das mosaische Gesetz verbietet, den Namen Gottes eitel, d. h. unnötigerweise zu nennen und ihn zum Zeugen anzurufen. Des Volkes Stimme, die hier sicher Gottes Stimme ist, fügt noch hinzu, daß man keinen Menschen zu einem Eide zwingen soll. ‚Gezwungener Eid ist Gott leid‘, heißt das schöne Sprichwort im Volke. Im Falle des Moderniſteneides trifft es nun zu, daß er ein unnötiger und ein gezwungener ist, denn wer nicht schwört oder den Eid nicht hält, soll in Rom angezeigt werden. Es kann bei den vielen Dingen, die zu beschwören sind, vorkommen, daß mancher gegen seine Überzeugung oder leichtsinnig schwört, um seine Existenz nicht zu verlieren, oder den Eid nicht alleweg hält. Er schwört also einen falschen oder wenigstens einen fahrlässigen Eid, begeht nach dem Katechismus eines der größten Verbrechen und lebt früher oder später in furchtbarster Seelenqual. Alles um nichts, denn er wäre nie unter die Modernisten gegangen. Der Eid enthält aber auch ein großes Mißtrauensvotum gegen den niederen Klerus, der an Glaubenstreue, an Geduld, Gehorsam, Selbstverleugnung und demütiger Unterwerfung das Menschenmögliche leistet. Kein anderer Stand im Deutschen Reiche würde sich im 20. Jahrhundert so lautlos alle Rechte entziehen und so unnötige Lasten auflegen lassen.“

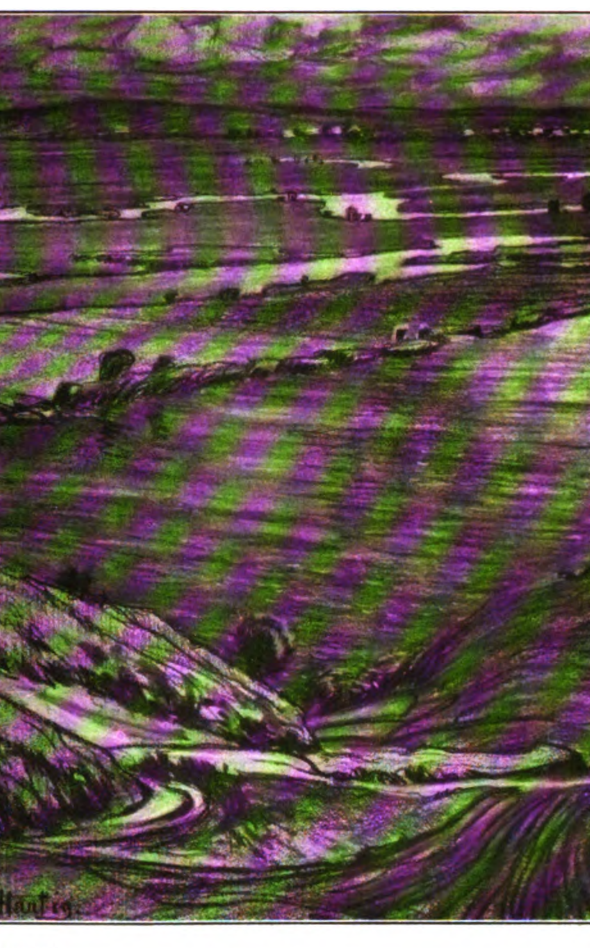
Je kräftiger Rom von den romanischen Völkern, den rein katholischen, zurückgewiesen wird, je mehr es sich dort wohl oder übel gefallen lassen muß, um so ungenierter greift es in Deutschland zu. Dies Vorgehen, meint nun das Frankfurter „Freie Wort“, werde freilich durch zwei mächtige Faktoren unterstützt, Faktoren, die in der Person des deutschen Kaisers lägen: nämlich durch „seine Verehrung des jeweiligen Papstes“ und „den mystischen Zug seiner Geistesrichtung“: „Das von Rom inspirierte Zentrum ist unter seiner Regierung zu einer Machtstellung gekommen wie nie vorher. Und auch die Einzelstaaten haben unter diesem Joche (Muß es gleich ein „Joch“ sein? D. T.) zu leiden, nicht zum wenigsten Preußen und Bayern. Nur in einem einzigen größeren Bundesstaat hat das Zentrum keinen Einfluß als politische Partei gewinnen können, in dem überwiegend protestantischen Sachsen. Und dieses Land, dessen Fürsten einst Schützer der Reformation waren, ist dem Papsttum ein Dorn im Auge. Zum Glück für die Papstkirche ist nun das sächsische Königshaus katholisch. Und Rom hat schon wiederholt Versuche gemacht, um auf diesem Umwege das politische Leben Sachsens zu beeinflussen und die ‚sächsische Enklave‘ unter den Krummstab zu beugen. Es war seinerzeit ein Erfolg der Kurie, als Prinz Max von Sachsen in die Reihen der katholischen Geistlichkeit eintrat. Man fragt sich heute noch, wie es möglich war, daß unter der Regierung eines so frei denkenden Fürsten, wie es König Albert war, aus einem so flotten, lustigen und

ritterlichen Offizier ein düsterer Eiferer werden konnte. Wäre das ohne ultramontane Einflüsse möglich gewesen? Auch in der für das Sachsenvolk herausfordernden Art des Priesters Max, ultramontane propagandistische Reden zu halten, so daß sogar der königliche Landesherr eingreifen mußte, damit der religiöse Friede nicht ernstlich gefährdet werde, müssen wir Einflüsse der Kurie sehen. Diese schienen sich unter der Regierung König Georgs noch mehr geltend machen zu wollen. Die Flucht der Kronprinzessin Luise sah das Volk an unter dem Gesichtswinkel ultramontaner Hetzerei (wohl kaum mit Recht. D. T.). Und als nun gar Sachsens König dem Papst Leo XIII. zum 25jährigen Papstjubiläum eine namhafte Gelddotation gemacht hatte, nachdem zuvor seine Zivilliste erhöht worden war, da machte sich der Unmut des sächsischen Volkes in der Reichstagswahl 1903 Luft, dadurch protestierend gegen die unheilvollen Absichten der Kurie und ihrer Werkzeuge. Sachsen ward zum ‚roten Königreich', aus 23 Wahlkreisen schickte es 22 Sozialdemokraten in den Reichstag. Die so getrübten Beziehungen zwischen Volk und Königshaus erfuhren aber nach dem Regierungsantritt Friedrich Augusts III. ernstliche Besserung, denn der war bemüht, alles Trennende aus dem Wege zu räumen und den religiösen Frieden zu wahren. Dieses Bestreben mag dem strenggläubigen Katholiken nicht immer leicht gemacht worden sein, denn seit den Tagen der Kronprinzessinnenflucht soll der Einfluß der katholischen Geistlichkeit im Dresdner Königsschloß noch gestiegen sein. Trotz alledem aber fand der König die Initiative zu einer Tat, die ihm alle freidenkenden Deutschen hoch anrechnen müssen. Als im Sommer 1910 der ‚fromme und friedliebende' Papst Pius X. ... in der Borromäusenzyklika unerhörte Schmähungen gegen die Reformation den evangelischen Fürsten und Völkern ins Gesicht schleuderte, da war es der katholische König von Sachsen, der diese Äußerungen zurückwies. Ein katholischer Fürst an Stelle des protestantischen deutschen Kaisers! Das hatte man in Rom sicherlich nicht erwartet. Das war der schimpflichste Teil der Niederlage, die die Kurie für diesen Angriff erlitt. Und wenn auch durch die Protestaktionen des evangelischen Deutschland Maßregeln zur Milderung angeordnet wurden, so konnte der Papst doch die Genugtuung (? D. T.) haben, die Andersgläubigen empfindlich verletzt zu haben. ... Nur eins wurmte, die Tat des Sachsenkönigs. Und wenn auch immer und immer wieder versichert wurde, daß die Beziehungen des Papstes zum Hause Wettin die besten seien, so wußte doch jeder, daß Rom bestrebt sein würde, sich empfindlich zu rächen; denn Roms Rache ist wie die der Korsen, sie weiß sich zu verbergen, aber — sie erlischt nie.

Und es sollte sich allzubald Gelegenheit dazu bieten.

Vorher allerdings mußte sich Friedrich August III. eine Beschimpfung und Beleidigung eines Barons und päpstlichen Kämmerers Dr. Mathies gefallen lassen. In einem Buche ‚Wir Katholiken und die andern' bespricht dieser die Tat des Sachsenkönigs etwa in dem Sinne, wie denn ein Duodezkönig eines kleinen nur fünfzehntausend Quadratkilometer großen Ländchens es wagen könne, dem Papst Vorhaltungen zu machen ...

Wie vorzüglich Roms Apparat funktioniert, zeigt sich am besten in der Angelegenheit, die die Kurie selbst für geeignet hielt, um dem Könige von Sachsen



Odertal — Hans Hartig

eine Demütigung zu bereiten. Den Anlaß dazu gab der bisher nicht nur als strenggläubiger, sondern sogar als übereifriger Verfechter Roms bekannte Prinz Max von Sachsen, der eine Professur in der Canisiusstadt Freiburg angenommen hatte. In einem Artikel der neuen Zeitschrift ‚Roma e l'oriente' behandelt er unter der Überschrift ‚Pensées sur l'union des églises' die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der römischen und griechischen Kirche. Auf Grund seiner kirchenhistorischen Studien und seiner Orientreisen kommt er nun dazu, anzuraten, bei einer Union den morgenländischen Christen eine weitgehende Selbstverwaltung und Befreiung von einer Anzahl späterer römischer Dogmen zuzubilligen. Was er zur Begründung dieser Ansichten angibt, sind nun allerdings für Rom sehr unliebsame historische Tatsachen. Aber deswegen darf sie ein katholischer Priester, Professor und Historiker immer noch nicht aussprechen. Und nun veröffentlicht sie ‚ein getreuer Sohn' der Kirche, das wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Für die theologische Behandlung dieses ketzerischen Artikels gab es nur einen Weg, den Widerruf. Und Prinz Max hätte sich vorher genau überlegen müssen, vor welche Konsequenzen ihn diese Veröffentlichung stellte. Für einen ‚Mann' gab es nur eins, seiner Überzeugung Ausdruck zu geben und sie zu vertreten. Freilich, katholischer Geistlicher kann man bei solchen Anschauungen nicht bleiben. Er hat diesen Weg nicht gewählt, sondern gezeigt, daß auch bei ihm die katholische Kirche vermocht hat, das Rückgrat zu brechen. Er hat widerrufen und als reuiger Sohn zu des Papstes Füßen gelegen. Das wäre alles weiter nichts, wenn es sich nur um einen katholischen Priester handelte.

Aber die Kurie ... wollte durch diesen Fall zugleich den Sachsenkönig ihre Macht fühlen lassen. Und das hatte sie um so leichter, als eben Friedrich August III. strenggläubiger Katholik ist. Von Regierungsseite war man in Sachsen bemüht, die Sache als rein privat anzusehen. Aber Rom war daran gelegen, sie ins Politische zu ziehen. Am 24. Dezember brachte das Dresdner Regierungsblatt im amtlichen Teil eine Aufsehen erregende Mitteilung, in welcher zu dem fraglichen Artikel Stellung genommen und erklärt wird, daß die kritischen Bemerkungen ‚nicht einwandfrei' seien, daß aber dem Prinzen vollkommen ferngelegen habe, sich mit der Gesamtlehre der Kirche in Widerspruch zu setzen. Diese Erklärung rief überall im Sachsenlande das größte Befremden hervor, noch mehr aber die Tatsache, daß sie bereits eine Stunde früher im Dresdner Zentrumsorgan zu lesen war. Hatte die Regierung diese Bekanntgabe veranlaßt? Im Gegenteil, die war selbst davon überrascht. Es stellte sich denn dann heraus, daß das Ministerium des Kgl. Hauses diese Veröffentlichung gemacht habe ...

So schnell aber, wie die Kurie hier ihre Interessen verfolgte, so langsam geht sie in der Beleidigung des Barons Mathies vor. Und wenn Bischof Schäfer sich zehnmal alle Mühe gibt, zu beweisen, daß dem König Genugtuung geworden sei, daß der Papst selbst Bericht eingefordert und den Baron veranlaßt habe, sein Bedauern auszusprechen, so bezeugt die ... Erklärung des Barons das Gegenteil. Mit einer herzerfreuenden Frische, die besonders absticht von den Bemäntelungen des sächsischen Bischofs, schreibt er, sich neue Anrempelungen leistend: ‚Ich weiß selber um die ganze Affäre lediglich aus den Zeitungen. Sollte ich jemand in der Broschüre beleidigt haben, so spreche ich gern aus freien Stücken nochmals mein

Bedauern aus, daß ich solche Ausdrücke gewählt habe, durch die sich irgend jemand beleidigt gefühlt haben könnte' ...

Ein sächsischer Prinz büßend zu des Papstes Füßen! Das ist der Kernpunkt im Kanossagange des Prinzen. Und wenn nun gar in einer neuen Enzyklika nach des Prinzen Unterwerfung diesem Worte ins Gesicht geschleudert werden wie ‚verdammte Irrtümer', ‚schwerer Tadel', ‚schweres Ärgernis', ‚schmerzliches Erstaunen', ‚frechste Entstellung', so soll das den königlichen Bruder ebenso mit verletzen, wenn man es natürlich von römischer Seite auch nie zugeben wird.

Rom fühlt sich Deutschland gegenüber stark, das darf uns freilich nicht wundern, wenn der deutsche Kaiser selbst in der Benediktinerabtei Beuron sagen kann, ‚daß die Krone, die er trage, nur dann einen Erfolg verbürgen könne, wenn sie sich auf das Wort und die Persönlichkeit des Herrn gründe'. Bonifatius VIII. hätte es nicht viel anders ausdrücken können."

Rom habe einem deutschen Fürsten seine Macht zeigen wollen. Daraus müßten aber Deutschlands Fürsten vor allem eines lernen: „daß kein Revolutionsgeschrei der Sozialdemokratie ihnen so viel schaden und ihren Thron so gefährden kann, wie die Äußerungen der Kurie und die Maulwurfsarbeit ihrer gehorsamen Diener".

* * *

... Da nun aber doch Festigkeit nach irgendeiner Richtung markiert werden soll, so demonstriert die Autorität — gegen sich selbst. Anders kann man die fortgesetzten, beharrlichen Beeinflussungs- und Herabsetzungsversuche eines unabhängigen Richtertums von den Regierungstischen aus nicht gut kennzeichnen. Der Abgeordnete und Verteidiger Wolfgang Heine erklärte im Reichstage, daß was während der Moabiter Prozesse an solchen Versuchen vorgekommen, so ziemlich das Äußerste sei, was man sich vorstellen könne:

„Die Richter und die Geschworenen sind an die Sache sicher nicht ohne die Vorurteile herangegangen, die in der Öffentlichkeit verbreitet waren, sie standen sicher unter dem Eindruck, es handle sich um eine sozialdemokratische Revolte. Ich habe es mit ansehen können, wie unter dem Einfluß und dem Zwange der Zeugenaussagen von Tag zu Tag mehr die Ansicht des Gerichts sich änderte; gerade diese Art richterlicher Tätigkeit verdient Lob. Man kann nicht immer an eine Sache unbefangen herantreten, man hat schon vorher davon gelesen und sich ein Bild davon gemacht; aber der gewissenhafte Richter soll dies Bild auf Grund der Verhandlung korrigieren, und das haben die Moabiter Richter getan, sie haben nach dem geurteilt, was sie gehört und gesehen haben, und nicht nach dem, was ihnen von dieser Tribüne aus vorgeschrieben wurde. Es war ein starkes Stück, daß, nachdem schon Hunderte von polizeilichen Ausschreitungen bewiesen waren, hier [vom Reichskanzler!] gesagt wurde, die Polizeibeamten haben nur ihre Schuldigkeit getan. Das hieß doch: Das ist die Auffassung, die von höchster Stelle aus gewünscht wird, und danach habt ihr euch zu richten. Man müßte doch blind sein, um nicht zu sehen, wie das auf die Richter wirkt. Von dieser Stunde an hatte das Gericht keine Möglichkeit mehr, unsere Beweisanträge abzulehnen, es hatte vielmehr die moralische Verpflichtung, selbst weniger begrün-



deten Beweisanträgen stattzugeben, um nicht den Verdacht der Parteilichkeit auf sich zu laden. Die Herren, die sich das nicht vorher gedacht haben, haben die Richter zu niedrig eingeschätzt. Obwohl wir noch Hunderte von Fällen hatten, brachen wir die Beweisaufnahme ab, einige Wochen früher, als ursprünglich beabsichtigt war. Denn wir sagten uns: jetzt kann ein gewissenhaftes Gericht nicht mehr urteilen, es handelte sich nur um Ausnahmefälle. Das Gericht hat dann mit einer Schärfe, die auf Einstimmigkeit hinweist, erklärt, daß eine nicht unerhebliche Zahl von groben und schweren Ausschreitungen der Beamten vorgekommen ist.

Das war der Effekt unserer Arbeit und der ungeschickten Versuche, das Gericht zu dirigieren. Als dann das Laiengericht zusammenkam, wurde der Versuch wiederholt, und zwar vom preußischen Landtage. Von neuem war es nötig, die Unabhängigkeit der Richter und Geschworenen im Gerichtssaal selbst gegen die Angriffe, die im preußischen Landtage gegen das Gericht und die Zeugen erhoben wurden, zu verteidigen. Als der Vorsitzende seine Rechtsbelehrung gegeben hatte und das Urteil gesprochen war, hat der preußische Justizminister den Landgerichtsdirektor Unger zur Rede gestellt. Er hielt es, wie er sich ausdrückte, für wünschenswert, von ihm selbst zu erfahren, wie er sich seine Rechtsbelehrung eigentlich konstruiert habe. Mit welchem Rechte kommt er dazu? Die Rechtsbelehrung ist ein völlig unanfechtbarer Teil des Verfahrens. Und jetzt fragt der Justizminister den Vorsitzenden, wie er sie konstruiert habe. Wo bleibt da die Unabhängigkeit der Richter? Geschieht das in einem Falle, so kann es auch in anderen geschehen. Es ist nicht angenehm, von dem Vorgesetzten zur Rede gestellt zu werden, von dem es abhängt, ob man sein Leben lang vielleicht in Schneidemühl bleibt oder weiter kommt. Der Justizminister kann nicht einen Augenblick in Zweifel gewesen sein, daß das eine Herausforderung und Einschüchterung des Richterstandes ist. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich sage: unter den besten der Berliner Richter hat die Äußerung des Justizministers Beseler eine wahre Entrüstung hervorgerufen. Der Minister hat sich nicht darauf beschränkt, den Landgerichtsdirektor Unger zur Rede zu stellen, sondern hat seine Rechtsbelehrung auch im preußischen Landtage kritisiert. Zunächst hat er sie so ausgelegt, wie es kein vernünftiger Mensch tun konnte, und dann hat er nachgewiesen, daß das falsch sei, was der Landgerichtsdirektor Unger gesagt habe. Aber was dieser gesagt hatte, war juristisch und sachlich vollkommen unanfechtbar und stand auch nicht im Widerspruch zu der von Herrn Beseler zitierten Judikatur des Reichsgerichts. Der Landgerichtsdirektor Unger hat den Fall des ermordeten Arbeiters Herrmann zur Sprache gebracht. Über diesen Fall hatten Zeugen bekundet: Herrmann war aus seiner Wohnung gekommen. Lange Zeit nachdem die Polizei dort eine Menschenmenge verjagt hatte. Er hatte dort seinen Knaben suchen wollen, und als er aus dem Hause trat, kamen von der andern Seite zwei Schutzleute herüber, die sofort mit Säbeln auf ihn einschlugen, bis der alte Mann tot zusammenbrach. Dieser Fall, bei dem die Mörder so wenig gefunden worden sind, wie die

Schuldigen bei anderen Ausschreitungen der Polizei, war in der Verhandlung ausführlich erörtert worden, und der Landgerichtsdirektor führte ihn als einen Fall des wirklichen Mißbrauchs der Amtsgewalt, der nicht rechtmäßigen Ausübung des Amtes an. Hätte der Justizminister die Äußerung des Landgerichtsdirektors wahrheitsgemäß angeführt, dann hätte er auch sagen müssen: Herr Unger hat recht gehabt. Er wollte aber nicht zugeben, daß auch nur ein Beamter nicht seine Schuldigkeit getan habe; denn dann hätte er ja den Reichskanzler desavouiert, der hier, nachdem der Fall Herrmann erörtert war, sagte: die Beamten haben nur ihre Schuldigkeit getan. Deshalb also polemisierte Herr Beseler, weil er die Polizei weißwaschen wollte. Und wozu das alles? Um den Richtern zu sagen: Hütet euch, so, wie es heute Herrn Unger geht, kann es morgen auch anderen gehen. Deshalb ist es nötig, die Unabhängigkeit der Richter durch das Gesetz zu stabilisieren. Auch die Richter können irren. Sie können auch nicht aus ihrer Haut heraus und sich den Einflüssen, die auf sie wirken, nicht entziehen. Aber was möglich ist: den Richter vor der Beeinflussung von oben zu schützen, vor der Sorge für seine Karriere, vor der Angst, zur Rede gestellt zu werden. Natürlich ist es auch Herrn Landgerichtsdirektor Unger nicht angenehm, in dieser Weise von dem Justizminister in die Öffentlichkeit gezerrt, hingestellt zu werden als ein Mensch, der nicht einmal weiß, was das Reichsgericht gesagt hat. Wir wollen durch unsere Anträge denen helfen, über die wir uns so oft beklagen. Wir helfen damit nicht bloß dem Richterstande, sondern auch der Gerechtigkeit, die ja die Grundlage jedes Reiches ist."

Allerdings habe der Reichskanzler hervorgehoben, daß auch vereinzelte Mißgriffe vorgekommen seien. „Es kommt aber darauf an, was für ein Tatbestand damals schon vorlag. Und dieser Tatbestand war der der Tötung des Herrmann und der, daß unzählige anständige Frauen und Mädchen in einer Weise — ich will die Worte nicht wiedergeben, das würde nicht der Würde des Hauses entsprechen —, in einer zuhältermäßigen Weise beschimpft wurden von königlich preußischen Beamten in königlich preußischer Uniform und in königlich preußischen Diensten. Dieser Tatbestand stand damals schon fest. Nun ist allerdings im stenographischen Bericht das Wort ‚nur' nicht enthalten. Aber das ist Nebensache. Wenn der Reichskanzler in jener Situation nichts anderes zu tun hatte, als diese Leute zu loben, anstatt sie ernstlich zu tadeln, so hat er die moralische Verantwortung dafür, wenn in anderen Fällen sich solche Dinge wiederholen. Der Versuch, das Gericht zu beeinflussen, ist auch in den Ordensverleihungen hervorgetreten. Und nicht nur von der Behörde, auch von privater Seite suchte man das Gericht zu beeinflussen, die Herren von der Rechten haben ja auch getobt gegen die Zeugen und gegen das Gericht; wenn ich nicht irre, haben sie auch eine Sammlung veranstaltet zum Besten dieser Säbel- und Gummiknüppelschwinger, dieser Leute, die mit Gemeinheiten um sich warfen. Es ist ein Glück, daß alldem gegenüber die Richter festgeblieben sind. Der Staatssekretär bestreitet einen Beeinflussungsversuch des Reichskanzlers. Der Reichskanzler ist aber auch Jurist, und man

erklärt es bei einem Beamten für unzulässig, wenn er etwas tut und sich die Folgen seiner Handlungsweise, den Eindruck nach außen nicht rechtzeitig überlegt. Daran, daß die Worte des Reichskanzlers eine Beeinflussung darstellten, hat ja auch außer ihm und seinen Untergebenen kein Mensch gezweifelt. Wenn das Gericht nicht standgehalten und die Entrüstung der bürgerlichen Bevölkerung uns nicht das Beweismaterial geliefert hätte, so wäre Moabit ein zweites Essen geworden. Wenn man sich der Dreistigkeit erinnert, mit der vor einigen Tagen geäußert wurde, die Zeugen, die gegen die Polizei aussagten, seien voreingenommen gewesen und hätten in Suggestion gehandelt, so kann man nicht daran zweifeln. Wenn von autoritativer Stelle aus von bewußten und unbewußten Zeugenbeeinflussungen geredet ist, so muß ich sagen, es hätte leicht dazu kommen können, daß die Zeugen des Moabiter Prozesses durch Meineidsklagen und Meineidsverdächtigungen eingeschüchtert wurden. Das war ausgeschlossen bei der gewissenhaften Leitung, unter der die beiden Prozesse glücklicherweise gestanden haben. Aber der preußischen Anklagebehörde ist es nicht zu danken! Sie hat das Ihrige getan, um die Zeugen, welche die Lockspitzel bei der Arbeit gesehen haben, des Meineides zu verdächtigen, sie hat sich dabei einer Herumschnüffelei in dem Vorleben der Zeugen bedient, die man bei einem Rechtsanwalt gewiß als Advokatenstreich gebrandmarkt hätte. Der Staatssekretär fragte: was hätte denn der Minister zu dem Landgerichtsdirektor Unger sagen sollen? Nun, gar nichts. Und im Landtage hätte er sagen sollen: Meine Herren! Sie tun unrecht, Herrn Unger anzugreifen. Der Herr Landgerichtsdirektor hat das und das gesagt. Ich weiß es zwar nur aus den Zeitungen, denn ich habe nicht das Recht, ihn zur Rede zu stellen, aber er würde es schon berichtigt haben, wenn er es nicht gesagt hätte. (Zuruf rechts: Er hat es schon berichtigt!) Nein, er hat nichts berichtigt und nichts zu seiner Erklärung hinzugefügt und nichts hinweggenommen. Seine Erklärung deckt sich sachlich vollkommen mit der ersten in den Zeitungen erschienenen. Er hätte Herrn Unger und damit die Unabhängigkeit des Richterstandes in Schutz nehmen sollen vor den Abgeordneten...

Ich bleibe dabei, daß die preußischen Behörden vom Justizminister bis zum Ministerpräsidenten hinauf und vom Polizeipräsidenten bis zum Schutzmann herunter in dieser Sache so gehandelt haben, als ob sie die richterliche Unabhängigkeit nicht respektierten."

Ein bemerkenswerter Aufzug, der da — selbstverständlich ohne Absicht, aber doch mit der Wirkung — gegen die Justiz und für Ungesetzlichkeit, gegen die Autorität und für Willkür (man nennt sie Anarchie) aufmarschiert ist: Der Herr Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, der Minister des Innern von Dallwitz, der Justizminister Dr. Beseler, der Polizeipräsident von Jagow, sekundiert von den privilegiertesten Stützen des Staates, von Thron und Altar! Das Unverzeihlichste, das Unerhörte, das einfach Strafbare war ja freilich, daß dem Staatsbürger noch ein gewisses Recht auf Notwehr eingeräumt werden sollte —: da mußte freilich der Justizminister eingreifen! Leider, leider aber gibt's immer noch ein solches Recht, und zwar ist es, wie der Landrichter a. D. Ernst Mumm im „Berl. Tagebl." Bekanntes betont, nicht einmal auf den Angegriffenen be-

schränkt, sondern jedermann freigegeben. „Im Falle der Notwehr darf dem rechtswidrig Angegriffenen jeder Dritte Beistand leisten. Das ist im § 53 des Reichsstrafgesetzbuchs unzweideutig zum Ausdruck gebracht. ‚Notwehr' — so heißt es da —, ist diejenige Verteidigung, welche erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem anderen abzuwenden.' Der Angegriffene und irgendeine andere Person, die ihm Hilfe leistet, stehen da nach dem Gesetze völlig gleich. Die Abwehr des einen so gut wie die des anderen ist ‚Notwehr'. Der eine so gut wie der andere geht straffrei aus, wenn sie den Angriff durch eine strafbare Handlung — einen Schlag, Stoß oder Schuß — zurückweisen.

Natürlich ist nicht jede Art der Verteidigung statthaft. Bei einem rechtmäßigen Angriff kann von Notwehr ohnehin keine Rede sein. Aber auch, wenn ich von jemanden etwa mit einer Gerte oder einem dünnen Rohrstock rechtswidrig bedroht werde, darf ich ihn nicht gleich wie einen tollen Hund niederknallen. Das Gesetz macht die Straffreiheit der Notwehr vielmehr davon abhängig, daß die gewählte Art der Verteidigung erforderlich war, um den Angriff abzuwenden. Ausschlaggebend ist die Stärke des Angriffs. Bedroht der Angriff unmittelbar das Leben einer Person, dann freilich ist Abwehr mit den schärfsten Mitteln erlaubt. Wird — wie das im Moabiter Prozeß im Falle des getöteten Herrmann festgestellt worden ist — bei einem Aufruhr ein unbeteiligter Passant ohne jeden ersichtlichen Grund von Schutzleuten mit den Säbeln niedergeschlagen, dann ist es nicht strafbar, wenn eine solche Brutalität von dem Angegriffenen oder einem Dritten mit einem ‚wohlgezielten Revolverschuß' zurückgewiesen wird. Das und nichts anderes hat Landgerichtsdirektor Unger in seiner Rechtsbelehrung gesagt — gesagt allerdings mit erfreulicher Deutlichkeit und Unerschrockenheit. Dagegen ist ihm natürlich nicht eingefallen, zu erklären, es sei gestattet, bei einem ganz geringfügigen Angriff nach der Pistole zu greifen, und noch weniger hat er etwa als Notwehr die Zurückweisung eines rechtmäßigen Angriffs bezeichnet. Strolchen und Zuhältern wird durch den Notwehrparagraphen selbstverständlich nicht das Recht verliehen, sich der gegen sie einschreitenden Schutzleute mit dem Revolver zu erwehren.

Im übrigen ist zu beachten, daß das Gesetz sogar die Überschreitung der Notwehr für straffrei erklärt. Es schließt die Bestrafung ausdrücklich aus, wenn der Täter (also der Angegriffene oder irgendein Dritter) in Bestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Verteidigung hinausgegangen ist. ..."

* * *

Die Toten reiten schnell! Nachdem — wieder von Stützen der Autorität! — Rede- und Tintenströme für eine Beschränkung der Beweiserhebung im Strafverfahren vergossen sind, den Richtern warm ans Herz gelegt worden ist, doch um Himmels willen lieber weniger gerecht, dafür aber um so prompter und schneidiger zu richten, — da weist Gottes Finger auf die furchtbare Mahnung des Essener Zuchthausurteils, das nun mit der völligen Freisprechung der damals Verurteilten seine „Sühne" gefunden haben soll. „Als das freisprechende Urteil verkündet war," bucht die „Frankf. Ztg.", „wurden die Angeklagten von allen Seiten be-

glückwünscht; es herrschte Freude und Zufriedenheit, gleich als ob das alte Unrecht nun wirklich gutgemacht wäre. Einer aber war unter den Freigesprochenen, der brach, wie es im Gerichtsbericht heißt, mit dumpfem Fall auf der Anklagebank zusammen. Er ist ein Unglücklicher, den die schwere Strafe körperlich ruiniert und seelisch gebrochen hat. Der Anblick dieses Mannes mußte die allgemeine Genugtuung stark herabstimmen und daran erinnern, daß in dieser Affäre eine Summe von Leid und Bitterkeit zurückbleibt, für die es keinen Ausgleich und keine Entschädigung gibt. Wer schenkt den Essener Bergleuten die vernichteten Jahre wieder, die sie in der Pein des Zuchthauses zugebracht haben; wer macht die gesundheitlichen Schäden gut, die mit einer solchen Einkerkerung unvermeidbar verbunden sind; und wer nimmt aus ihrem Herzen den Stachel, den das Bewußtsein grundloser Ächtung in sie senken mußte? All das ist nicht ungeschehen zu machen. Es ist nun einmal so: diese unheimlich arbeitende, kalte Staatsmaschine hat einige Menschenleben schwer verwundet, einige zermalmt, und bis zu einem gewissen Grade ist das ein Unfall, dem man machtlos gegenübersteht. Auch auf diesem Felde werden Schlachten geschlagen, in denen es immer wieder einmal vorkommen wird, daß Unschuldige dem, was man das Staatswohl nennt, zum Opfer gebracht werden, und das tief Niederdrückende an dieser Erscheinung liegt darin, daß die so Geopferten von den eigenen Volksgenossen gefällt worden sind. Die Volksgemeinschaft ist diesen Leuten so gut wie jedem Veteranen verpflichtet; sie sind durch das Unglück, das sie erlitten, über die Alltäglichkeit eines kleinen Einzeldaseins hinausgehoben, und die Gesellschaft, die sie geschlagen hat, schuldet ihnen Respekt und Sympathie. Gegenüber den Essener Bergleuten fällt es besonders leicht, den schuldigen Tribut zu entrichten. Sie haben ihr Schicksal tapfer auf sich genommen und nicht viel Wesens von sich gemacht. Man bekommt einen lebhaften Eindruck von der festen und schlichten, gut westfälischen Art dieser Leute, wenn man hört, was Schröder wenige Tage nach dem furchtbaren Urteil an seinen Verteidiger schrieb: ‚Ich werde die Strafe mit männlicher Gradheit zu ertragen wissen. Das Gefühl der absoluten Schuldlosigkeit gibt mir Mut und Kraft, auch in diesen traurigen Tagen in meine unglückliche Zukunft zu sehen.‘ Dies Gefühl der eigenen Unschuld gab den Verurteilten sogar den Stolz, die Genehmigung eines Gnadengesuchs, das angesehene Persönlichkeiten damals einreichen wollten, zu verweigern. Die Essener Bergleute wollten keine Gnade, sondern Recht, — und dieses ist ihnen nun endlich geworden.

Aber der Essener Fall ist schlimmer als irgend einer der vielleicht hier und da unvermeidbaren Irrtümer der Kriminaljustiz (und darin liegt ein Moment, welches das Schuldbewußtsein der Gesellschaft gegenüber ihren Essener Opfern besonders schwer werden lassen muß). Er ist deshalb schlimmer, weil er, wenn man den Maßstab einer auch nur einigermaßen sorgfältigen Prüfung der Schuldfrage anlegt, ganz und gar unentschuldbar ist. Man greift sich entsetzt an den Kopf, wenn man sich überlegt, woraufhin denn eigentlich damals sieben Bergleute des Meineids schuldig gesprochen worden sind! In einer aufgeregten Versammlung war es zu einem geringfügigen Konflikt zwischen einem Polizisten namens Münter und dem Bergmann Schröder gekommen, und es

handelte sich darum, ob Münter bei diesem Anlaß den Schröder gestoßen habe oder nicht. Schröder und sechs Zuschauer behaupteten es; Münter und ein Polizeikommissar widersprachen, und auf Grund dieses völlig unzulänglichen Tatbestandes wurde ein Meineidsverfahren gegen die eine Partei eingeleitet. Es scheint, daß die Richter, die damals die Verhaftung der Bergleute anordneten, und die Staatsanwälte, die die Anklage erhoben, noch absolut nichts von der Psychologie der Zeugenaussage wußten. Es war ihnen offenbar völlig unbekannt, wie schwer es ist, über eine bewegte Szene durch Zeugenaussagen etwas Sicheres festzustellen, selbst wenn es sich um Zeugen handelt, die ihre Beobachtungen schärfer zu kontrollieren pflegen als die Zeugen des Essener Falls. Aber selbst wenn sie davon keine Ahnung hatten — man muß zugeben, daß man sich erst in der Zeit nach 1895 intensiver mit diesen Dingen beschäftigt hat — so hätte doch eine ganz laienhafte Beurteilung des Tatbestandes, wenn sie nur leidenschaftslos erfolgt wäre, genügen müssen, um eine Anklage gegen die Bergleute von vornherein zu verhindern. Die Aussagen Münters und Schröders waren an sich nicht beweiskräftig, weil sie von den unmittelbar Beteiligten ausgingen; von den übrigen Zeugen aber stand die Mehrheit auf der Seite der Bergleute, und schon deshalb hätte selbst ein Staatsanwalt zum mindesten zu einem non liquet gelangen müssen. Das wäre um so notwendiger gewesen, als ja die Beweisaufnahme in diesem Meineidsprozeß unter allen Umständen unzulänglich sein mußte. Da waren auf der einen Seite die beiden Schutzleute, die zu ungunsten der Angeklagten aussagten, und auf der anderen Seite die Entlastungszeugen, die gar nicht frei sprechen konnten, weil sie alle sich sagten, daß ihnen im Falle einer entlastenden Bekundung selbstverständlich das gleiche Schicksal drohe wie den Angeklagten. Der ganze Prozeß war eine Ungeheuerlichkeit, und sein Verlauf ist nur zu verstehen, wenn man die scharfen Gegensätze berücksichtigt, die bei uns zwischen den einzelnen Volksschichten vorhanden sind, und die aufgeregte Stimmung, die gerade im Ruhrrevier um die Mitte der neunziger Jahre herrschte.

Es gibt bekanntlich noch immer Leute, die in einem Sozialdemokraten einen sittlich minderwertigen Menschen sehen, und vor anderthalb Jahrzehnten war die Zahl dieser Leute sicherlich noch viel größer als heute. Im Ruhrrevier hatte die Bergarbeiterbewegung, deren Formen den Bourgeois oft erschreckt hatten, das Ihrige getan, die Kluft zu vertiefen. Wenige Jahre später brach ein Bergarbeiterstreik aus, in dem die Sympathien ganz Deutschlands bei den Bergarbeitern waren; zur Zeit des Prozesses war von solcher Stimmung noch nichts vorhanden. Man hatte in den heftigen politischen und wirtschaftlichen Kämpfen die Fühlung miteinander verloren, und man kannte und verstand sich nicht mehr. Nur so war es möglich, daß man den sozialdemokratischen Bergleuten offenbar alles ‚zutraute‘, obgleich diese Männer persönlich brave Kerle waren, in denen der Gedanke der Gesetzlichkeit sehr lebendig war, und deren moralischer Vorstellungskreis durchaus nicht von dem abwich, was die Konvention gebot. Dennoch war das Mißtrauen gegen sie nicht nur bei den Behörden, sondern — der Spruch der Jury beweist es — auch in großen Teilen der nichtbeamteten Bevölkerung so stark, daß man einem

beliebigen Polizisten eher Glauben schenkte als ihnen. Dieser unsinnige Respekt vor der ‚Staatsgewalt', der in der Seele des normalen Staatsbürgers trotz allen gelegentlichen Räsonierens eingenistet ist, hat wohl kaum je verhängnisvoller gewirkt als hier. Zwei Schutzleute haben geschworen — wie sollte da ein Zweifel möglich sein! Nachher, nach fünfzehn Jahren, hat sich freilich herausgestellt, daß der Hauptbelastungszeuge Münter ein recht zweifelhafter Beamter war, dessen Eid wenig Gewicht beanspruchen kann. Damals aber ist kein Staatsanwalt auf den Einfall gekommen, die persönlichen Qualitäten dieses Mannes einmal nachzuprüfen. Es wäre der Anklagebehörde gewiß als eine Beleidigung des preußischen Beamtentums und als Erschütterung der Staatsautorität erschienen, wenn sie dem Zeugen Münter mit dem gleichen Mißtrauen begegnet wäre, mit dem sie jeden Zeugen der Gegenpartei in so freigebigem Maße bedachte.

Wer trägt die Schuld? Es ist nicht möglich und auch nicht nötig, den einzelnen für den Fehlspruch Verantwortlichen heute ihr Maß von Fahrlässigkeit zuzumessen. Aber die Lehren dieses Prozesses sollte man nicht vergessen. Jeder Geschworene sollte, wenn er im Zweifel über seine Stimme ist, an den Essener Fall denken und der furchtbaren Gefahr sich bewußt werden, die ein leichtfertiger Spruch nicht nur für die betroffenen Individuen, sondern auch für den Staat und seine Autorität in sich birgt. Und die gesamte Bevölkerung sollte die politische Mahnung, die der Essener Prozeß hinterläßt, erkennen. Gerade jetzt wieder sind Scharfmacher aller Art am Werke, für eine Bekämpfung des Gegners mit schneidigen Strafprozessen Stimmung zu machen. Das Ende der Essener Affäre wird vielleicht die Empfänglichkeit für solche Stimmungsmache mindern und die Erkenntnis verallgemeinern, daß es ein armseliges Gewerbe ist, den Strafrichter zum Exekutor parteipolitischer Gehässigkeit aufzurufen."

Wie schnell aber wird derartiges bei uns vergessen! Wie geräuschlos tritt es bald hinter die Nichtigkeiten des täglichen Erwerbs- und Genußlebens zurück, das man in dieser Doppelung schon mit einem guten Teile Recht das deutsche Leben nennen dürfte. Jede lächerliche Rangstreitigkeit gewinnt da höhere Bedeutung. So z. B. zu Kaisers Geburtstag, wo es alljährlich aus solchem Anlaß zu bitteren Kämpfen kommt. Anthologien unfreiwilligen Humors lassen sich da zusammenstellen, und die diesjährige Feier hat die Sammlung wieder um einige Blüten bereichert.

Aber eine Rede verdient aufgehoben zu werden: des Geheimrats Witting, des ehemaligen Oberbürgermeisters von Posen und späteren Direktors der Nationalbank auf dem Reichskommers der alten Burschenschafter in den Ausstellungshallen am Berliner Zoologischen Garten.

„Das unendlich arbeitsame, ökonomisch so strebsame deutsche Volk sieht man in einflußreichen Schichten vielfach kalten Erwerbsinstinkten sich ausschließlich hingeben; die großen politischen, nationalen, religiösen Fragen sind verdrängt durch die nach Arbeitsgelegenheit und Absatzmärkten; das amerikanische Ideal der Quantität hat über das der Qualität gesiegt;

grandiose Errungenschaften der Technik verwechselt man häufig mit Kultur. Schweres Mißverstehen und Mißtrauen zwischen Regierenden und Regierten erinnert an gewisse Stimmungen des Vormärz, als, wie Gustav Freytag klagt, niemand unter den Menschen in herrschender Stellung war, dem man sich aus ganzem Herzen hätte hingeben, für den man sich ehrlich hätte begeistern können...

Die Burschenschaft kann hier besonders erziehlich wirken. Wer in ihr nur eine Form mehr sieht für Biervertilgung, Couleursimpelei, nationale Hurrastimmung und Protektionsförderung für das spätere bürgerliche Leben — der hat ihr Wesen nie erfaßt. Wie andere studentische Verbindungen sucht auch die Burschenschaft ein gesundes, lebens- und waffenfrohes Geschlecht heranzubilden; in frei gebotenem Gehorsam und selbstgewählter Disziplin fördert sie Freundschaft unter gleichgesinnten Jünglingen und Männern, lehrt sie zunächst im kleinen Kreise Selbstverwaltung und Selbstzucht. Aber — was ihr den Sondercharakter verleiht auf Grund ihrer großen geschichtlichen Tradition, das ist die ihr Wesen ganz durchdringende vaterländische Gesinnung. Nicht jene geräuschvolle, lärmende, kritiklose Unterwerfung unter alles Bestehende, Offizielle, mit serviler Beugung vor der jeweiligen Autorität, nur weil sie die Macht ist, — sondern jene stille, mit pflichtstrenger Einordnung in den Staat und dessen Zwecke, im Sinne Steins."

Dann gedenkt Witting der Geschichte der Burschenschaften und damit der wackeren Männer der Paulskirche:

„Es ist jetzt üblich, auf das politische Wirken dieser Männer überheblich herabzusehen, und es war sicherlich ihr verhängnisvoller Irrtum, von Frankfurt aus und mit Parlamentsbeschlüssen die deutsche Frage lösen zu wollen. Aber durch universelle Geisteskultur, durch hohen Idealismus und tiefen sittlichen Ernst überragten die Politiker der Paulskirche recht hoch die große Mehrzahl der heut' im Vordergrund unseres politischen Lebens Stehenden.

Wir leben in einer Ära der Massen — mag man das preisen, oder — als Anhänger individualistischer Kultur — aufrichtig bedauern. Diese Massen mit dem Staat, mit der Staatsidee zu versöhnen — nicht durch nachgiebige Schwäche, nicht durch Umschmeichlung oder demagogische Künste, sondern durch Modernisierung des öffentlichen Lebens, durch Heranziehung von Kräften aus allen Schichten und zweckmäßige Verbreiterung der Herrschaftspyramide — das ist das große Problem der Zeit! Mag man sich von der Sozialdemokratie mit ihrer dogmatischen Verknöcherung, ihrem versteinerten Bildungsdünkel, ihrer krassen Intoleranz und ihren Roheiten mit Zorn und Unwillen abwenden — vor den heißen Sehnsuchtsklängen, die aus den um Licht und Luft ringenden Massen hervortönen, vor dem elementaren Drang der wimmelnden Ungezählten nach oben, vor ihrer ungebrochenen Phantasie und Kraft muß jeder denkende und kultivierte Mensch doch in Staunen und nicht ohne Respekt stehen. Aus dem Demos sind fast alle weltgeschichtlichen Energien emporgestiegen — man mag an Jesus oder Luther denken, an Mohammed oder Paulus — und in hundert Beispielen lehrt die Geschichte, daß die Massen nur zu leiten sind durch Führer, die die Masse verstehen, die von der Masse verstanden werden. Darum soll die Intelligenz als die

berufene Führerin ins Volk gehen — und Volk sind keineswegs nur die Industriearbeiter, es sind vor allem unsere Bauern, Handwerker, wir alle sind das Volk — und man wird erkennen, daß dort noch neben schweren Schäden unerschöpfte Erzlager sittlicher Gesundheit und Gradheit zu finden sind. ...

Herrschaft der Massen — darin hat Schmoller recht — führt zur Korruption, zur Plutokratie, zum Zäsarismus, und wehe dem Staate, wo die Masse herrscht; aber Führer der Masse brauchen wir, die, selbst fest im vaterländischen Boden wurzelnd, die Massen mit vaterländischer Gesinnung zu erfüllen vermögen. — Führer, die in der brodelnden Unruhe des modernen Lebens den Weg zum Neuland, zu neuer beruflicher Gliederung, zu ungeahnten Möglichkeiten weisen, die über den Häuptern der Menge die Standarte einer großen Idee entfalten können, und denen das Volk zujauchzen würde, weil sie ans Herz des Volkes zu greifen wissen."

Was Witting hier sagt, ist, wie Bhd. in der „B. Z. a. M." nur feststellt, eigentlich selbstverständlich, und beschämend scheint es für den Tiefstand unserer politischen Bildung, daß so etwas überhaupt gesagt werden muß. „Jede Staatskunst, die auf die Höherentwicklung der Volksgemeinsamkeit hinzielt, gipfelt darin, aus allen Schichten die Intelligenzen zum Wohle des Ganzen zur höchsten Entfaltung zu bringen. Von solchem staatskünstlerischen Gipfel sind wir leider noch weit entfernt. Wir brüsten uns mit der geringen Zahl unserer Analphabeten und verzeichnen mit Stolz als Erfolg unserer Volksschule, daß Industrie und Handel durch Scharen relativ gebildeter Angestellter und Arbeiter gefördert wird. Aber auf der anderen Seite wird kaum in einem anderen Staatswesen die durch die Anfangsgründe der Schulbildung geweckte Sehnsucht zu Höherem diesen Scharen so wenig gestillt wie im Deutschen Reiche.

Der Grund dafür: die Furcht vor der Herrschaft der Masse. Ein unsinniges Schlagwort. Auch Witting kann sich von der Vorstellung der Massenherrschaft nicht ganz freimachen. Aber wo hat jemals die Masse geherrscht? Nie. Immer war ihre Herrschaft nur scheinbar. Die Demagogen herrschten. Und ihre Herrschaft war um so unbeschränkter, je mehr sie den Massen einzureden verstanden, daß die Herrschaft beim Volke liege. Das Bluturteil gegen Ludwig Capet ist vom französischen Volke gebilligt, aber nicht von ihm ausgesprochen und unterzeichnet worden. Robespierre, Danton und Marat waren nicht die Masse, sie waren nur ihre Exponenten und ihre — Herrscher.

Die Kunst, auf die es ankommt, ist: die der Masse entstammenden Führer in die Staatsmaschinerie einzubeziehen. Heute entfremden wir sie dem Staatsganzen, weil wir ihnen von vornherein die wirksamsten Mitbestimmungsrechte vorenthalten. Es genügt nicht, wie Witting meint, daß die Intelligenz von oben zum Volke herabsteigt und sich mit ihm anbiedert, wenn auch das nicht ohne Wichtigkeit scheint. Von viel erheblicherer Bedeutung aber ist, daß den aus der Masse kommenden Führern der Platz in der Staatspolitik eingeräumt wird, der ihnen gebührt. Die Masse fühlt sich mit ihren Führern geehrt oder beleidigt, je nachdem man ihre Führer behandelt. Und die Masse fühlt sich heute mit ihren Führern entrechtet, wenn sie sieht, daß die höchste Intelligenz ihre führenden Geister

nicht an jene Plätze bringt, an die die Führer anderer Schichten ohne weiteres kommen."

Geschichtliche Tatsachen — und dennoch Ketzereien.

* * *

Es ist noch gar nicht so lange her, da war auch der Gedanke an ein einiges Deutsches Reich eine sträfliche Ketzerei, für die man eingekerkert werden konnte. Am 18. Januar sind es nun vierzig Jahre seit der Gründung dieses Reiches. „Die Bewegung des Jahres 1848", heißt es in einem Rückblick der „Frankf. Ztg.", „hatte ihr Ziel nicht erreicht, und in der Reaktionsperiode mußte zunächst auch der Gedanke der Reichseinheit zurücktreten. Bald aber erstand er wieder und erfaßte die weitesten Kreise. Es mag daran erinnert sein, daß sich auch ein Mann wie Lassalle mit seinem ganzen Temperament für ihn einsetzte. In seiner Gedenkrede auf Fichte, die er im Jahre 1862 hielt, schloß er mit den Worten, daß die philosophische Idee Fichtes, das deutsche Volk müsse ‚sich mit Bewußtsein machen', bereits zur Religion geworden sei und unter dem populären und dogmatischen Namen der Deutschen Einheit jedes edlere deutsche Herz durchbebe. Dann kam der Mann, der kein Philosoph und kein Gefühlsmensch, aber ein genialer politischer Rechner war, Bismarck, und machte das Deutsche Reich. Er hat es natürlich nicht allein gemacht und auch nicht so, wie es manche von denen, in denen der Gedanke von Anfang an gelebt hatte, gewünscht hätten. Aber das darf man wohl sagen, daß das, was damals wurde, ohne ihn nicht gekommen wäre, denn schließlich hing es, wie die Dinge lagen, von den Fürsten ab, und in ihnen lagen die treibenden Kräfte nicht. Man weiß, welche Schwierigkeiten Bismarck zu überwinden hatte, und an welchen Kleinigkeiten das Werk manchmal zu scheitern drohte. Busch erzählt, daß der Vertrag mit Bayern, der zur Begründung der Einheit erforderlich war und der ebenso mit den andern süddeutschen Staaten geschlossen wurde, beinahe an der Frage gescheitert wäre, ob Kragen oder Epauletten — d. h., ob die bayerischen Offiziere ihre Rangabzeichen wie bis dahin am Kragen oder, wie die Norddeutschen, auf den Schultern tragen sollten. Vor allem war König Wilhelm selbst von der mit der Einheit in Zusammenhang stehenden Kaiserfrage gar nicht eingenommen. Die preußische Eigenart, über die uns der fünfte Reichskanzler philosophische Vorträge gehalten hat, war im König Wilhelm sehr lebendig, und er war von der Würde der preußischen Krone so durchdrungen, daß er die Kaiserkrone nicht etwa als eine Erhöhung, sondern ihre Annahme als ein Opfer betrachtete, das er den Deutschen zu bringen habe. Damals schrieb Bismarck an seine Frau: ‚Mich plagen die Fürsten mit ihrer Geschäftigkeit und mein Allergnädigster mit all den kleinen Schwierigkeiten, die sich für ihn in der sehr einfachen Kaiserfrage an fürstliche Vorurteile und Kinkerlitzchen knüpfen.' So haben menschliche Schwächen auf Thronen die deutsche Einheit erschwert, und wohl nur ein Mann wie Bismarck konnte damals auch dies überwinden. Endlich am 18. Januar 1871 erfolgte die Proklamation in Versailles, an deren Schluß es heißt: ‚Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und

Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.' Also auch auf dem Gebiet der Freiheit."

Von den Parteien seien sich die Konservativen in der Stellung zum Reiche treu geblieben: „Ehre, wem Ehre gebührt. Weite konservative Kreise waren der Reichsgründung abgeneigt, welche Stimmung bis zu dem Ausspruche gelangte, daß die Kaiserkrone eine jüdische Erfindung sei. Ganz so redet man heute ja nicht mehr, aber doch ähnlich; gestern schrieb die ‚Kreuzzeitung': ‚War die enge Form des Reichs die Idealgestalt für das neue Deutschland? Hatte nicht Bayern echt patriotische Beklemmungen, wenn es seine (anfänglich) 80 Klauseln dem Reich entgegensetzte? Wer nicht vom Glanznebel gewisser Phrasen geblendet ist, wird zugeben, daß das wahre Wohlsein unseres Volkes in echter, treuer, frommer Deutschheit denn doch höher steht als irgendeine bloße Verfassungsform für eine politische Existenz. Wir haben, Preußen vor allem, dem Reich auch viel geopfert, und das freche Aufbegehren anderswoher stammender Elemente gegen das wahre preußische Wesen findet seinen Schutzmantel in dem Zauberwort ‚das Reich'. Preußen hat ohne Bedenken das reine Gold seiner Königskrone hineingeschmolzen in die kaiserliche, wie einst die Kaiserin Kunigunde ihren Ehering in das Glockengut der Bamberger Glocken opferte, was ihnen dann so herrlichen Klang gab. ...' Man sieht, die Konservativen bedauern es noch immer, daß das Reich gegründet wurde, nicht am wenigsten deshalb, weil die Reichsgründung anderswoher stammenden Elementen, womit die süddeutschen Liberalen gemeint sind, ein Recht gegeben hat, gegen das preußische Wesen ‚frech aufzubegehren', d. h. auch über preußische Angelegenheiten ein Wort zu sagen, also etwa eine Wahlreform zu befürworten. ‚Mit seiner Demokratie ist Preußen seit 1866 und 1870 ja fertig geworden; nun soll es von außen untergraben werden, und der Vorwand ist das Reich.' Man hört förmlich: möchte es doch der Teufel holen! Ganz anders das Zentrum; das hat sich vollständig gedreht. Als das Reich gegründet war, fuhr Kardinal Ledochowski nach Versailles und versuchte Bismarck zu bewegen, daß er die weltliche Herrschaft des Papstes wiederherstelle, also einen Krieg mit Italien beginne. Den Gefallen hat ihm Bismarck natürlich nicht getan, und dann ist ihm das Zentrum als Oppositionspartei vor die Nase gesetzt worden. Der Kulturkampf hat das natürlich verschärft, und so erwarben sich die Zentrumsleute den Titel der Reichsfeinde. Das milderte sich dann, und heute äußert das Zentrum eine Zufriedenheit mit dem Reiche, wie keine andere Partei. ..."

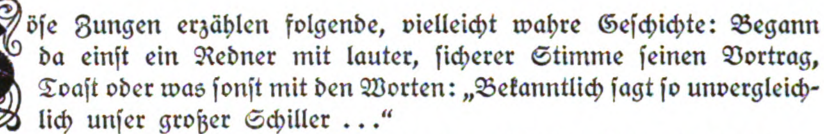
Daß gerade das Zentrum vierzig Jahre nach Begründung des Reiches die „zufriedenste von allen deutschen Parteien" ist, das — ist jedenfalls eine bemerkenswerte zeitgeschichtliche Glosse. Hony soit qui mal y pense! ...





„Bekanntlich der Einzigste . . . . .“

Von Prof. Dr. Karl Bader



Böse Zungen erzählen folgende, vielleicht wahre Geschichte: Begann da einst ein Redner mit lauter, sicherer Stimme seinen Vortrag, Toast oder was sonst mit den Worten: „Bekanntlich sagt so unvergleichlich unser großer Schiller . . .“

Aber was „bekanntlich“ unser Schiller sagt, wußte der Gute, so scheint es, selbst nicht, denn er stockte und zog mit zitternder Hand sein Manuskript aus der Tasche des Frackes, und nun ging's flott! Alles lachte, aber über das Nichtwissen des Zitats, nicht über das eigentlich Lächerliche, das Vorgeben nicht vorhandener Kenntnisse.

Ja, ja, „bekanntlich“!

Es ist schade, daß sich der Plan nicht verwirklicht hat, eine Akademie für die deutsche Sprache zu gründen, als oberste kaiserliche Aufsichtsbehörde und sprachgesetzgebende Körperschaft. Sonst wäre bei ihr vielleicht der rechte Ort zu folgender Anfrage: „Ist der Herr Reichssprachanwalt davon unterrichtet, daß mit dem Wort ‚Bekanntlich‘ Tag für Tag großer Unfug getrieben wird?“ Und ferner: „Was könnte geschehen, um die Verwendung der höchsten Steigerungsform, des Superlativs, auf ein erlaubtes Maß zu beschränken?“

Die Sache ist wirklich mehr als eine Angelegenheit für Philologen und Germanisten! Wort und Schrift sind ein gewaltiger Machtfaktor in unserem Vaterland geworden. Da kann es unmöglich gleichgültig sein, ob Redner und Schriftsteller sich allgemein eines Wortes bedienen, das in sehr vielen Fällen Selbsttäuschung oder Vorspiegelung falscher Tatsachen enthält. Man brandmarkt die Lüge, und das mit Recht. Wer aber „bekanntlich“ sagt, lügt oft auch, nur denkt sich niemand etwas dabei, obwohl der also Bildung Heuchelnde sich auch einen Vorteil verschafft, indem er für wissender gilt, als er ist. „Bekanntlich“ sollten untereinander nur ganz große Gelehrte oder Fachmänner bei ihren Sonderberatungen sagen, ja selbst da könnte einer an die Geschichte von den lachenden Auguren denken.

„Bekanntlich“ ist zum mindesten eine unserer Sprachdummheiten. Ihnen hat Wustmann, der kürzlich Verstorbene, den Krieg erklärt. Da erschreckt man denn nicht wenig, wenn man als erstes Wort seiner Streitschrift (Wustmann, G., Allerhand Sprachdummheiten, 4. Aufl. Leipzig, 1908) das ominöse „Bekanntlich“ findet, aber gottlob heißt es weiter: „. . . oder wir wollen doch lieber ehrlich sein und einfach sagen . . .“ Ja, ehrlich! Geben wir doch zu, daß wir „bekanntlich“ sagen, wo es meist sehr unbekanntlich ist. Was bekannt und nicht ist, es sein kann oder müßte, diese Frage schneidet das eine Wort „bekanntlich“ gar kühn an, ohne sie zu lösen. Es ist im Grunde die Frage nach der Verbreitung gewisser Bildungs- und Wissensstoffe überhaupt.

„Bekanntlich“ ist entweder der Ausdruck eines geistigen Pharisäerdünkels oder ein, wenn auch oft ungewollter Vorwurf der Unbildung an Hörer und Leser, denn dieser verzagt dann leicht gegenüber der Menge des ihm nicht Bekannten oder unterschätzt die Bestände seines vielleicht trotz dieser Lücke ganz gründlichen Wissens. Zur Frage der Bildung eines anderen von vornherein Stellung zu nehmen, ist sehr mißlich. Die scharfe Umgrenzung des Begriffes: Bildung und der geringsten Menge des zu Wissenden ist fast unmöglich, oder doch sehr verschiedenartig. Das ganze Leben lehrt, sich bescheiden. Im Wissen ist oft der höchste Gewinn die Einsicht: Ich weiß, daß ich nichts weiß! Zu ihr sollte kommen, wer immer mitten im Lebenskampf der Gegenwart steht. Tausende machen sich nicht klar, daß etwa der Zeitpunkt des Abiturientenexamens den höchsten Punkt in der Kurve ihres allgemeinen Wissens bedeutet, denn der von unserer Zeit so gebieterisch geforderten Spezialisierung der Interessen kann sich kaum einer entziehen; man mag das beklagen, aber man leugne es nicht! Wie oft hören wir bedauern, daß der Beruf gerade noch Zeit läßt, die allernotwendigste Literatur des erwählten Sondergebietes zu überschauen, nicht selten knapp diese. Die Allgemeinbildung geht durchaus nicht in dem Maße voran, wie man angesichts der Menge der veröffentlichten Bücher, der bedeutend erleichterten Belehrungsmöglichkeit durch Vorträge, volkstümliche und billige Schriften meinen sollte. Man frage nur einen hohen Beamten irgend einer Fakultät, wie viel ihm neben Dienst, Geselligkeit und Außenleben für seine Weiterbildung übrig bleibt. Man frage einen Großkaufmann, ob die fiebernde Hast des heutigen Erwerbslebens Muße zu prüfender Selbstbesinnung und guter Lektüre läßt. Überhaupt, wer ein Zauberglas hätte, darin die wirklichen Kenntnisse der Menschen zu schauen wären — der käme zu seltsamen, von der gewöhnlichen Bildungsstatistik vielfach abweichenden Ergebnissen. Sicherlich würde er das Maß des eisernen Bestandes an Wissen sehr herabsetzen und dabei milder und gerechter denken lernen. Unser modernes Leben läßt wahre Selbständigkeit des Urteils in literarischen Dingen sehr schwer aufkommen. Zahlreiche Bücher aus der Riesenmasse werden rasch gelesen, wenige aber erlebt, sie sind Mode und gehen nur darum von Hand zu Hand. Die Reklame verbreitet sie, die Zeitung nicht minder. Alle gebührende Bewunderung vor den großen Verdiensten der Presse! aber sie bringt in Besprechungen und Anpreisungen doch gar oft das einzige, was viele von einem Buch erfahren, denn daß sie die Leser zum Kauf veranlaßt, ist ja seltener der Fall. Als die für viele ausschließliche und bequeme Vermittlerin ver-

breitet sie wohl Bildung und Wissen, aber sie vertieft es nicht. Oft verhallt auch ihre, am meisten und überall erklingende Stimme ungehört. In unseren öffentlichen Bibliotheken stehen reihenweise herrliche Werke — aber sie stehen und harren des Benutzers, harren lange und unberührt, es sei denn, daß die Putzfrau bei dem nächsten Reinigungstermin sich mit ihnen befaßt. Das gibt zu denken!

Man sollte nie sagen: das Buch muß gelesen haben, wer gebildet sein will! Denn man ahnt ja nicht, wie vielen Mitmenschen, von denen es niemand vermutet, man damit im Geiste das Prädikat „gebildet“ entzieht. Der Grazer Professor A. E. Schönbach hat in einem Buch: „Über Lesen und Bildung“ neben vielem anderen Beachtenswerten auch eine Liste gebracht von Büchern, die man lesen sollte. Obenan die Bibel. Nun, wer die gelesen hat, wirklich gelesen hat, mag fortfahren, die Zusammenstellung der Liste mit seinen Lesefrüchten zu vergleichen. Wer da besteht, der soll es sagen; ich will beim kältesten Novembersturm den Hut lang und tief vor ihm abnehmen; einstweilen fürchte ich indes von dieser Ehrfurchtsbezeigung keinen Schnupfen. Wenn die Liste Schönbachs nur die kleinlaut machen wollte, die ihrer ansichtig werden, zumal sie doch nur ein Auszug ist! Kleinlaut und milder. Nicht gegen faule Kandidaten, sondern gegen die, die in wahrem Verlangen nach den Früchten greifen, ohne daß die Nöte des Lebens sie ihnen in die Hand fallen lassen. Non multa, sed multum! Keine Konversationslexikonskenntnisse, wenig, aber mit Vorteil gelesen, ohne Ansehen des Zweiges der Wissenschaft oder gar eines religiösen Bekenntnisses, und zu dauernder, innerer Förderung. Dazu gehört vor allem die Erstarkung zur Wahrheit. Man braucht wirklich kein Tugendbold zu sein, um die Forderung zu unterschreiben: Rede klar und wahr und schwätze nicht von Dingen, die du nicht verstehst und nicht kennst!

Hm! Sehen wir einmal zu: die Gesellschaftsräume des reichen Herrn X. erstrahlen nicht etwa, wie es gewöhnlich in den Romanen heißt, „im hellsten Lichtscheine“, nein — etwas Neues! — sie sind verdunkelt. Im großen Salon hält ein Privatdozent der Kunstgeschichte einen Lichtbildervortrag über einen italienischen Meister der Renaissance, zudem einen weniger bekannten. Die knapp bemessene Zeit — die Jugend will später tanzen — nötigt zur Kürze. Darum leitet das gefährliche Wort „bekanntlich“ den im übrigen von tiefem Wissen zeugenden Vortrag ein. Wir wollen gar nicht damit rechten, daß man über die Wendungen „er leistete als der bedeutendste, erste und einzigste Meister seiner Zeit das Höchste in seiner Kunst“, sehr verschiedener Meinung sein kann. Wir wollen lieber einmal einen Blick auf die Zuhörer werfen. Ein Bankdirektor — schläft. Er hat drei Nächte in der Eisenbahn zugebracht und hat sich außer für Lombarden, Agio und Ultimo nie auffallend für italienische Dinge interessiert. Er ist ein hochgeachteter, genialer Finanzmann, aber für Renaissancemaler ist sein Sinn in den Anfängen der Entwicklung geblieben. Dafür hat seine Frau ein um so größeres Interesse für die Kunst — der Modistin, aus deren Atelier der radgroße Hut ihrer Nachbarin hervorging. Ein kleiner Referendar flirtet während der Verdunkelung mit der allerliebsten Tochter des Hauses, und ein Leutnant fragt einen Herrn, was denn der Onkel, von dem der Redner spricht, für ein Kunde gewesen sei. Dabei sind alle, jeder in seiner Art, liebe und an ihrem Platz brauchbare Menschen. Schade ist nur, daß

nach dem Vortrag unter dem wieder erstrahlenden Lüster der Frau des Hauses wiederholt von einigen unter ihnen ganz treuherzig versichert wird, wie fabelhaft fesselnd und anregend der Vortrag gewesen sei, mit wie viel Dank diese charmante Neuerung im Salon zu begrüßen sei. Sie sei hervorragend geeignet, verblaßte Kenntnisse wieder aufzufrischen. Mundus vult decipi, ergo decipiatur! Bei Tisch spinnt sich die Unterhaltung im Gebiet der Kunstgeschichte fort. Daß dieses herrliche Gebiet zugleich auch so glatter Boden für liebenswürdige Dilettanten sein kann! Mit dreistdummer Sicherheit versucht einer der Gäste, ein unbenanntes Gemälde an der Wand dem van Dyck, und zwar einer ganz bestimmten Zeit seines Schaffens zuzuweisen. Es fehlt nicht viel, daß er Monat, Tag und Stunde der Entstehung des Kunstwerks festzulegen sich erkühnt. In erfreulichem Gegensatz dazu steht das ehrliche, treue Bekenntnis eines andern, e r wisse von dem Meister, den der Vortrag behandelte, nicht mehr als den Namen. Es entsteht zwar einen Augenblick Stille, aber er läßt sich nicht beirren und erzählt die wunderschöne Geschichte von dem braven süddeutschen Professor, der nach einem Datum, zudem aus der von ihm vertretenen Wissenschaft gefragt, mit lauter Stimme sagte: „I weiß nit auswendig, wenn Sie aber morge zu mir komme, will ich's Ihne gern nachschlage“. Mut zur Wahrheit! Man sollte das Wort von Dubois Reymond: Ignorabimus: das werden wir nie ergründen, auch nötigenfalls in: Ignoramus verwandeln, eine offene Losung aller der Ehrlichen, die genug anderes wissen oder sonst zu einer Lücke im Wissen stichhaltige Berechtigung haben. Dann wäre das Schicksal des Wörtchens „Bekanntlich“ besiegelt. Darum, o Freund, du seist Jurist oder Theologe, wenn dir einer eine Schrift dediziert „Über die Viskosität und magnetische Doppelbrechung des kolloidalen Eisenoxydhydrates“, so bestätige in treuer Teilnahme an seiner geistigen Arbeit den Empfang, schreibe aber nicht von der „hochinteressanten Abhandlung“, so du kein Fachmann bist. Sag ihm, ich hab's nicht gelesen und werd's auch nicht lesen. Und noch eins: wenn du schon glaubst, etwas darüber sagen zu sollen, schneide die Schrift zuvor auf, denn wisse, e i n Band nichtaufgeschnittenen Druckwerks redet Bände zur Wissensstatistik und zur Geschichte des Flunkerns und ist ein garstiger Belastungszeuge gegen so viele Jünger von „bekanntlich“. Im schlimmsten Fall berufe dich auf einen sehr klugen Mann, den Sprachforscher Gottfried Hermann und seinen herrlichen Satz: „Est etiam aliqua nesciendi ars et scientia“, zu deutsch und ehrlich: Es gibt auch eine Kunst und Wissenschaft des Nichtwissens. Er hat ihn vielleicht auf höhere Dinge angewendet wissen wollen, wir dürfen ihn aber auch getrost für die täglichen Fragen des Bildungslebens gelten lassen. Kein Geringerer als Goethe hat ihn gebilligt und dabei von einer „freundlichen Nötigung zur Bescheidenheit“ gesprochen.

Diese Bescheidenheit aber sollte auch zugleich eine Feindin sein der übertriebenen Redeweise in der höchsten Steigerungsform, im Superlativ. Es ist kein Zufall, daß die romanischen Völker von diesem einen so ausgiebigen Gebrauch machen, nicht immer als Ausdruck einer dabei wirklich tiefgehenden Empfindung. Je mehr die wahre echte Herzenssprache redet, desto mehr kommt der ehrliche gute Positiv zu Ehren. Er war ein edler, prächtiger Mensch, sagen wir am Grabe eines wirklich wertvollen Mannes, ja das höchste Lob gipfelt oft in dem jeglichen Eigen-

schaftswortes entbehrenden Satze: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem“. Gefährlich ist besonders, die höchsten „begeistertsten“ Grade des Lobes oder Tadels dem zuzuerteilen, das mitten im öffentlichen Leben und damit der allgemeinen Kritik steht. Jedem Autor gefällt sein Held als der kühnste, jedem Bekenner seine Religion als die einzige. Einzige! nicht einzigste. Dies letzte Wort hat Wustmann schon als solches einen Unsinn genannt und sein Beweisgrund: „Einziger als einzig kann doch niemand sein“, wird kaum widerlegt werden können. Aber ganz abgesehen von der Form: es drückt eine gefährliche Beschränkung aus, und gar mancher, der nicht einen vorsichtigen Zusatz gemacht hat, mußte später eine allzukühne Behauptung mit nicht eben angenehmem Widerruf büßen. Bismarck hatte sehr recht, als er dem Geschichtsforscher Heinrich von Sybel bemerkte: Der Superlativ reize zum Widerspruch. „Treitschke hat Metternich ‚den eitelsten der Sterblichen‘ genannt, den gleichen Superlativ aber, wenn ich nicht irre, auch auf Heine angewandt; das bewiese denn an sich schon, wie berechtigt ein Protest gegen solche Superlative sein kann“ (R. M. Meyer, Stilistik S. 54). Also fort mit dergleichen, sonst ergeht es einem wie jenem Galan, der allen Damen die gleichen höchst gesteigerten Eigenschaften in Komplimenten nachrühmte, bis eines Tages die damit Bedachten untereinander verglichen, was er gesagt hatte —. Doch man könnte einwenden: ernste sprachliche Reflexionen kommen auf dem glatten Parkett des Salons bald zu Fall und gehören nicht in die Redeweise des Alltagslebens. Wohl! In der Tat, es gibt auch Fälle, wo „bekanntlich“ und der Superlativ ruhig nach wie vor verwendet werden mögen. Das bezeuge der folgende Briefwechsel einer Tochter mit ihrem Vater: „Lieber Papa! Bekanntlich wünschest Du, daß ich mich verheirate, wenn der Rechte kommt. Er ist da. Mein Liebster ist der herrlichste, beste, der einzigste und schönste Mann der Welt und ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne.“ Und die Antwort des Vaters: „Das war der gescheiteste Streich Deines Lebens.“ So aber ein Hagestolz dazu spräche: „oder der dümmste!“ wollen wir dem nicht entgegen sein, auch nicht dem Ehemann, der meint, die Ehe werde schon von selbst den Superlativ in einen hoffentlich recht gesunden Positiv verwandeln; und wenn er gar hinzufügte: „Was bekanntlich meist und schnell der Fall ist“, so sei's ihm unbenommen.



Berliner Theater-Chronik

Der Januar brachte im Lessingtheater Hauptmanns neues Drama „Die Ratten“. Der Dichter kehrt in ihm von den romantischen Fernen und Versen seiner letzten Werke in die Alltagssphäre seiner Frühzeit zurück. Schicksale aus der Niederung will er gestalten, denn, wie es in einer nicht sehr zusammenhangsvoll eingeschobenen Literaturdebatte heißt: vor der Kunst sind wie vor dem Gesetz alle Personen gleich.

Hauptmann schwebte wohl eine Balzacsche Vorstellung vor. In ein wimmelndes Kleinleutehaus des Berliner Scheunenviertels wollte er blicken lassen; die dunklen Winkel und Gänge

Rumpel- und Rattenwinkel sollten sich auftun, und mit ihnen verstrickte Menschenwege, unheimlich groteske Existenzkreuzungen, Wahn, Narretei, Verbrechen, Tragikomik des Lebens. Es raschelt über Bodentreppen im Zwielicht, ein Kind wird heimlich auf Lumpen in der Ecke geboren, der Mord geht um und zuletzt rettet eine arme gehetzte Seele sich in den Tod. Eine Mutterseele ist es, und wenn man dieses Stück erzählen will, so muß man verstreute und durch wucherndes Beiwerk zerrissene Züge zusammensuchen und nebeneinanderstellen; denn Hauptmann selbst — das schwächt seine Arbeit — hat hier ganz ohne Ökonomie gewaltet und unproportional das Unwesentliche breit, das Wesentliche beiläufig nur behandelt.

Bei einem solchen Filtrieren stellt sich nun folgende Geschichte dar.

Die alternde Frau des Maurerpoliers John, vereinsamt — ihr Mann arbeitet auswärts und kommt nur vorübergehend nach Haus — und durch den Tod des einzigen Kindes gemütsverstört und grüblerisch, hängt einem einzigen Gedanken nach, noch einmal das Glück des Muttergefühls zu genießen und ein Kind zu haben. Da es ihr selbst wohl versagt ist, setzt sie eine raffinierte Intrige ins Werk und kauft, nachdem alles vorbereitet, einem polnischen Dienstmädchen, das bei ihr heimlich entbunden, den Säugling ab. Dieser äußere Betrug aber wird, darin liegt die psychologische Vertiefung des Hintertreppenmotivs — zu einem inneren Selbstbetrug. Die hysterische Frau, von der die Hausbewohner längst munkeln, daß bei ihr „eine Schraube los", grübelt sich in eine fixe Idee hinein; sie fühlt in dem untergeschobenen Kind ihr eigenes verlorenes wiedergeboren.

Eine mère imaginaire wird diese Frau, und sie spricht, den andern unverständlich und rätselhaft, von ihrem großen Geheimnis.

Die Gefühlsüberspannung treibt sie in eine Katastrophe hinein. Der eingebildeten Mutter tritt fordernd die richtige Mutter, jenes polnische Mädchen, gegenüber. In ihr ist jetzt auch die Mutterleidenschaft entfacht und sie verlangt ungestüm ihr Kind zurück.

Eine der wenigen, wirklich herzschlagstarken Szenen ist es, wie diese beiden Frauen aus dem Volk mit natur-, ja tierhafter Wildheit um das Kleine, das Menschenjunge kämpfen.

Dann aber gibt es wieder eine äußere verworren und unklar angestellte Intrige. Frau John versucht, der Polin einen elenden Säugling einer Heruntergekommenen vom selben Flur als Kind einzureden. Das mißlingt, die Bedrängnis geht weiter. Und da stiftet die John in ihrer Herzensnot und in der wahnsinnigen Angst, ihr Schmerzensglück zu verlieren, ihren Bruder, eine Kaschemmen-Existenz, zur Gewalt an. Der bringt die andere um.

Diese Mordschuld, die nun über die ohnehin Verstörte hereinbricht, bringt sie vollends aus den Fugen, und als die Polizei kommt, als man ihr das Kind nehmen will, als ihr Mann sie von sich stößt, stürzt sie sich verzweifelt auf die Straße.

Über dieses Menschenwesen, das aus dem Stamme der Rose Berndt und der Henschelfrau ist, wird in dem Stück — freilich nur in der Buchausgabe, die bei S. Fischer erschien — ein gutes Wort gesagt: „Mag sein, daß in diesen verkrochenen Kämpfen und Schicksalen manches heroisch und manches verborgen Verdienstliche ist".

Zur Ausgestaltung kam es diesmal leider wieder nicht. Ein liebevoll nachfühlender Sinn wird sich mit einer gewissen Teilnahme dies Frauenschicksal aus dem Gestrüpp der Episoden herauslesen können; vor der Bühne sitzend wird man aber durch das Übermaß der Episoden und Intermezzi, die nur ganz locker und ohne jede gegenseitige Durchdringung mit dem Hauptthema verbunden sind, peinlich irritiert und ungeduldig gemacht.

Tragik und Komik vermischen sich nicht wesensvoll, sondern stehen rubriziert nebeneinander.

Die Komik wird bestritten durch die Hjalmarfigur des verkrachten Theaterdirektors Hassenreuter, der auf dem Dachboden bei den Johns sein heimliches Reich, sein „Ratten-, Floh- und Mäuseparadies" aufgeschlagen. Hier — man denkt unwillkürlich an die geheimnisvolle Bodenwelt der Wildente — geht er zwar nicht wie der alte Ekdal auf die Rattenjagd, aber er

gibt unter den Resten seines Fundus, Pappenheimer Rüstungen und Kostümen — die auch als Maskengarderobe verliehen werden, — dramatischen Unterricht, hat kleine nebeneheliche Five o' clocks, und zu manchen Überflüssigkeiten das überflüssigste Duett mit dem pastörlichen Vater eines seiner Schüler, der die reine Seele seines So nes von ihm verlangt. Dieser Schüler, ein entlaufener Philologe, hat am gleichen Ort Lustspiel-Rendezvous mit Hassenreuters Tochter. Und auf dem Durchschnittslustspielniveau steht auch die Komik der Hassenreuterfigur mit Mimenbrustton, Majestätspathos, der großen Geste und dem Künstleraug' „in holdem Wahnsinn rollend".

Die Unterrichtsszenen mit dem Braut-von-Messina-Deklamatorium, an dessen „schöner Sprache" jener Schüler strandet und dagegen zur Wut seines Maestro den Naturalismus betont, haben manches Drollige und sind theaterwirksam, aber sie halten den, der sich für den eigentlichen Vorgang, für das im Hintergrund spielende Mutterstück interessiert, lästig auf. Und diese Zuhörer sollten Hauptmann eigentlich lieber sein als das dankbare, lachbereite Hassenreuter-Publikum.

Und ungeduldig machend ist es auch, wenn in diese Situation theoretisch kommentatorische Debatten eingeschoben werden, die mit der Gattung des Stückes spielerig hantieren, wenn Hassenreuter dem jungen Naturalisten höhnisch als Trumpf einer Disputation über Ideales und Alltägliches in der Kunst zuruft, daß dann wohl die John seine tragische Muse sei. Dabei spricht er von der „Rattenplage, die an der Wurzel des Baumes des Idealismus nagt", und da haben wir endlich einen Anhalt, den unglücklich aufgeklebten Titel zu deuten.

Zum Ausgang aber muß Hassenreuter auf seines Schülers und Zukunftsschwiegersohnes Frage, ob hier nicht ein wahrhaft tragisches Verhängnis wirksam gewesen ist, selber verkünden: „Die Tragik ist nicht an Stände gebunden", und natürlich glaubt er in diesem Augenblick — diese Charakterironie ist hübsch —, daß er das schon immer gewußt und gesagt hat.

„Die Tragik ist nicht an Stände gebunden", aber sie braucht einen Schaffenden, der das Chaos bändigt. Hier aber wird einer von seinen eigenen Dingen überschrien.

Felix Poppenberg



Wiener Theater

Der grimmige Held des Vischerschen Romans „Auch Einer" ärgert sich unter andrem auch darüber, daß die meisten im Gespräch unfähig seien, die Gedanken auch nur fünf Minuten beisammen zu behalten. Unter den Künsten sei es die Musik, die am wenigsten zwinge, die Gedanken zusammenzuhalten, darum sei die Mehrzahl musikliebend. „Alle Menschen sind eigentlich W i e n e r." Wenn diese Qualifizierung des Wienertums richtig ist, so würde sie auch die Erklärung der Tatsache in sich schließen, warum gerade in der Donaustadt, die von jeher die Musikstadt par excellence war, die Operette zu solch unerhörter Blüte gelangt ist, so daß sie nicht nur die Wiener Bühnen beherrscht, sondern auch von hier aus ihren Siegeslauf in das Ausland angetreten hat. Und wenn es noch die frühere Operette der Suppé, Millöcker, Johann Strauß wäre mit ihrem Reichtum an reizenden, originellen Melodien und mit ihren großenteils ganz vernünftigen und witzigen Textbüchern! Aber was jetzt auf diesem Gebiete mit an Taschenspielerkünste gemahnender Geschwindigkeit und Unerschöpflichkeit geleistet wird, das ist in musikalischer Beziehung mit wenigen Ausnahmen (wir nehmen vor allem den erfindungsreichen und gemütvollen Komponisten der „Lustigen Witwe", Lehar, aus) an- und nachempfundene Fabrikware ödester Sorte, die ihr Bestehen und Gedeihen nur der Schwierigkeit, ja meist: Unmöglichkeit, Urheberrechte auf musikalischem Gebiete zu wahren, verdankt. Was aber die (ebenfalls fabriksmäßig hergestellten) Texte zu diesen „Tondichtungen" betrifft, so streitet in ihnen die Dummheit mit der Trivialität um die Palme, indem sie sich im großen und ganzen



darauf beschränken, den Mitwirkenden Gelegenheit zu den unglaublichsten Gliederverrenkungen, körperlichen Evolutionen, sowie zur Schaustellung nackten Fleisches zu bieten, im übrigen aber in geistiger Beziehung mit dem Wiederkäuen der ältesten Börsenwitze und Kalauer das Auskommen zu finden trachten. Das Traurige an der Sache ist nun, daß das Publikum diesen Darbietungen in hellen Scharen zuläuft, und daß die schlauen Theaterleiter, sich diesen bedenklichen Geschmack der Menge zunutze machend, den Operettenunsinn in immer steigendem Maße kultivieren, was ja bei dem bequemen Systeme der hunderte von Malen fortgesetzten En-suite-Vorstellungen schließlich wirklich zur Verblödung der Schauspieler und Zuschauer führen muß. So ist es denn gekommen, daß die meisten Wiener Theater nach und nach der Operettenseuche erlegen sind, und daß, da die wenigen andern Bühnen, ebenfalls dem Zuge der Zeit folgend, größtenteils in Pikanterie machen, es fast nur mehr das Burgtheater ist, wo das gesprochene Wort noch eine würdige Pflege findet. Für eine Zweimillionenstadt und alte Kulturstätte, wie Wien, jedenfalls ein recht beschämender und beklagenswerter Zustand! Aber selbst der Burgtheaterleiter, und hätte er auch die schönsten Intentionen und den höchsten Begriff von den Aufgaben der dramatischen Kunst, kann die Auswahl der Stücke nicht nach freiem Ermessen treffen. Er wird dabei vielfach durch Rücksichten auf die maßgebende Großstadtpresse, die nicht leicht andre als ihr nahestehende Leute zur Geltung kommen läßt, in erster Linie aber durch Rücksichten auf den Kassenausweis beeinflußt und behindert.

Unter diesen Umständen muß man es Herrn Baron Berger zum besonderen Verdienste anrechnen, daß er kürzlich Eduard Stuckens Drama „Lanvâl“ zur Uraufführung brachte, da es doch eine recht fremdartige Kost für das übliche Premierenpublikum bildete und die Erzielung glänzender Kassenerfolge von vornherein ausschloß. So hat also auch Wien eines der Dramen aus Stuckens der Artus- und Gralsage entlehnten „Dramenfolge“ und damit überhaupt den eigenartigen deutsch-russischen Dichter zum ersten Male kennen gelernt. Lanvâl, auch einer von König Artus Tafelrunde, verliebt sich in Finngula, die von ihrer Stiefmutter getötete und in einen Schwan verwandelte Königstochter. Er hat sie samt ihren beiden demselben Schicksale verfallenen Schwestern beim Mädchensee in Avelun durch Wegnahme ihres Schwanenhemdes in ihrer ganzen weiblichen Schönheit überrascht. Bevor sie seine stürmische Werbung erhört, muß er (wer erinnert sich da nicht Lohengrins?) ein Gelöbnis leisten:

„Doch eins gelobe mir. Nie darfst du mich nennen
Vor menschlichen Wesen und nie unsre Ehe bekennen,
Mußt stets das Geheimnis wahren, welch Weib du erkoren!
Kein Sterblicher darf es erfahren — sonst bist du verloren . . .“

Entgegen seinem Finngula, mit der er die Wonnen heißer Liebe durchlebt, gegebenen Versprechen, zieht er an König Artus Hofe, um sich beim Turnier mit Agrevain à la dure main, dem Bruder der ihm in treuer Liebe zugetanen Königsnichte Lionors, infolge dessen Herausforderung, im Zweikampfe zu messen. Wie er nun Sieger bleibt, dem Unterlegenen aber großmütig das Leben schenkt, will ihn der König mit der Hand seiner Nichte belohnen. Lanvâl aber lehnt ab, weil er schon verheiratet sei, was er auch beschwört. Auf Verlangen soll er die Gattin herbeischaffen, aber er ruft sie vergeblich an: sie erscheint nicht. Nun soll er wegen Meineids von den Rittern der Tafelrunde abgeurteilt werden. Doch noch vor Verkündigung des Urteils wird er mit Zustimmung des Königs und der Königin, die ihm auf Lionors' flehentliche Bitte verziehen haben, mit dieser getraut, um so dem richterlichen Spruche zuvorzukommen und ihn unwirksam zu machen —, ein Verfahren zur Bemäntlung der Wahrheit, das, nebenbei bemerkt, eines so gepriesenen edlen Ritters wohl keineswegs würdig erscheint. Ja, noch mehr: beim Hochzeitsmahl vor den versammelten Gästen beteuert er, nur Lionors geliebt zu haben und höhnt Finngula als Zauberdirne, die wohl nur Ausgeburt seines Hirnes gewesen sei. Sie hätte ihm, und wäre sie auch nur ein echter Geist, ein Zeichen geben müssen. Und während er sie so höhnt, erscheint an der Wand ein Frauenfuß. Allgemeines Entsetzen und allgemeine

Verwirrung. Lanvâl deliriert. Plötzlich tritt ein schwarzer vermummter Ritter ein und schreitet auf Lanvâl zu, der ihn durchbohrt. Beim Fallen des Helmes erkennt Lanvâl das Lockenhaar — Finngulas. Wie das Erscheinen dieser als schwarzer Ritter und das Töten eines doch schon längst nur das Dasein einer Leiche führenden Wesens zu deuten sei, darüber haben sich die Zuschauer wohl vergeblich den Kopf zerbrochen. Lionors gibt auch jetzt noch nicht die Hoffnung auf, den Geliebten an sich zu fesseln:

„Der Schmerz kann Herzen einen, die die Liebe geschieden;
Und wenn wir zusammen weinen, so finden wir Frieden."

Er aber erwidert in wildem Trotze, er wolle nicht weinen, sondern lachen:

„Ja, lachen, weil dieses All, dieses Weltall ein Sumpf,
Ein fauliger Augiasstall, verpestet und dumpf,
Und zu hoch ein Himmel droben und ein Gott zu fern, —
Und wir loben, loben, loben, wir loben den Herrn!"

Er stößt Lionors zurück und wird darauf von Agravain erschlagen.

Die traurige Weltanschauung dieser Verse kommt auch an einer andern Stelle zu ebenso lebhaftem, wie gedankenschwerem Ausdrucke. Nach dem Grunde seines schlechten Aussehens befragt, antwortet nämlich Lanvâl, es rühre vom vielen Lesen her, er suche darin ... „Trost für die blutigen Bisse der Sphinx, die zerfleischend kost".

Und auf die weitere Frage, wen er meine:

... „Ihr fragt? Das Wunder des Lebens!
Dem Kuß dieser bissigen Magd entflieht man vergebens!
Und da ich ihr Lösungswort selber nie riete und nennte,
Durchforscht' ich Schriftzüge gelber Pergamente,
Ob ich den grausamen Krallen die Antwort finde:
Wozu wir grünen und fallen, Herbstblätter im Winde?
Wir segeln, umgeben von Riffen, in lecken Booten,
Ja, auf steuerlosen Schiffen, wir blinden Piloten!
Eine Galgenfrist schenkt uns der Henker und holt uns zum Schluß." ...

Viele Szenen, namentlich die Begegnung am Mädchensee, das Zusammenleben des Liebespaares auf Castel Savage, die Vorgänge während des Turniers u. a. enthalten viel Poesie und machten, von einer stimmungsvollen Ausstattung und glänzenden Darstellung verstärkt, großen Eindruck. Auch bewunderte man die Sprachkunst des Dichters, von der wir oben mit Absicht einige Proben gegeben haben. Er meistert den Versbau mit einer Virtuosität sondergleichen, so daß unser an sich sprödes Idiom in seinen Händen zum geschmeidigen Werkzeuge wird. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß ihr auch manchmal etwas Gewalt angetan wird, und daß die von ihm gewählte Form der End- und Innenreime mit ihrer oft schon im voraus geahnten Aufeinanderfolge eines gewissen spielerischen, ja mitunter auch parodistischen Beigeschmackes nicht völlig entbehrt. So sehr die Dichtung in ihrem dem menschlichen Gefühl und Verständnis faßbaren Teile angesprochen hat, so wenig wußte das Publikum mit ihren mystischen Bestandteilen etwas anzufangen, und daher ist auch der letzte Akt, in dem sich die Unbegreiflichkeiten häufen, in seiner Wirkung gegen die früheren Akte stark abgefallen. Jedenfalls muß man aber dem Burgtheater sehr dankbar dafür sein, uns die Bekanntschaft eines interessanten Dichters vermittelt zu haben, wenngleich diese Bekanntschaft, trotz der freundlichen Aufnahme „Lanvâls", aller Voraussicht nach, nicht von allzulanger Dauer sein dürfte.

Da ist ein andres Stück, das im Burgtheater nach „Lanvâl" als Neuheit gegeben wurde — obzwar es für andre Theater keine solche mehr ist —, von grundverschiedner Beschaffenheit. Ich will von des Dänen Esmann Lustspiel „Vater und Sohn" sprechen, das in der deutschen Bearbeitung Rudolf Presbers gegeben wurde. Hier ist alles dem realen Boden des Lebens entnommen, für das der Verfasser ein so scharfes Auge hat. Mögen überweise Krittler



noch so viel an dem Stücke auszusetzen haben und insbesondere dessen konstruktive Technik tadeln, wonach im dritten Akte der Sohn auf die nämliche Weise den Vater behandelt, wie es dieser mit jenem im ersten Akte gemacht hat, man wird den Theaterbesuchern nicht ausreden können, daß sie an der trefflichen Charakteristik der Gestalten, an den einfachen, klarverständlichen und natürlichen Vorgängen und dem gemütlich-warmen Tone, der das ganze Stück durchzieht, nicht aufrichtiges Gefallen gefunden und das Theater nicht befriedigt verlassen haben. Und ich wage, die Meinung auszusprechen, daß Stücke dieser Art die beste Hausmannskost für die deutsche Bühne abgeben und jedenfalls einer Menge andrer mit viel größeren Prätentionen auftretenden Machwerke voll parteipolitischer Tendenzen oder pathologisch-psychologischer Probleme vorzuziehen sind.

Carl Seefeld

Vereinfachung der Bühne

Durch Vereinfachung zur Gesundung! Der Ruf ist oft erhoben worden, nicht nur in Literatur, Theater oder Erziehungswesen, sondern in der Geistesgeschichte überhaupt, besonders auch in der religiösen Geschichte der Menschheit. Denn immer wieder wird der ursprüngliche Sinn einer Sache verdunkelt durch Überladung und verzerrt durch Zutaten, bis die hochgesteigerte Unnatur zur Katastrophe führt. So sind wir jetzt im Theaterwesen in bedenklichen Verzerrungen und Überladungen der Luxus- und Ausstattungsbühne. Zu denen, die eine Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit fordern, gesellt sich auch Jocza Savits in seinem Buche „Von der Absicht des Dramas“ (München, Verlag Etzold & Ko.). Er schlägt eine gänzliche Umkehr vor.

Hier äußert sich beachtenswert ein alter Theaterfachmann; Savits war viele Jahre Oberregisseur am Münchner Hoftheater. Er war ein Verteidiger der dortigen „Shakespearebühne“, die durch Vereinfachung des Ausstattungswesens, unter Benützung einer Vorder- und Hinterbühne, rasche und häufige Verwandlungen ermöglichte und auf diese Weise das Shakespearesche Drama nicht zu verstümmeln brauchte. Savits spricht in diesem Buche unbefangen davon, warum sich jene Einrichtung nicht recht eingebürgert und keine anderweitige Nachfolge erzielt hat. Jene vereinfachte Bühne hatte — an demselben Hoftheater, auf denselben Brettern — mit dem Ausstattungsluxus zu konkurrieren, auf den nun einmal die modernen Zuschauer eingestellt sind. So war keine gleichmäßige, stetige Entwicklung und Entwöhnung möglich. Überhaupt klingt manchmal in diesen 400 Seiten eines anregungsreichen Buches etwas wie Bitterkeit hindurch, ohne aber die sachliche und zuversichtliche Beweisführung zu beeinträchtigen. „Es widerstrebt mir“ — heißt es einmal gegen Ende (S. 377) —, „die vielfachen Anfeindungen und Bitternisse zu schildern, die mir widerfahren sind, weil ich den üblichen Anschauungen entgegen, nach reiflichen Studien und gründlichen Überlegungen meine eigenen Ideen über Theater und dramatische Kunst gewann, obwohl ich niemandem zur Last fiel mit meinen Ideen; denn nie habe ich den Ruhm eines Theaterreformators in Anspruch genommen, wohl aber den Ruf eines konsequent denkenden Künstlers ... Und so kann ich auch bei meinem Leser vorläufig keinen andern Eindruck erwarten, als ich ihn bei meinen Berufsgenossen meistenteils gefunden habe: den des Befremdens.“

In der Tat, ich entsinne mich, eine Besprechung dieses Buches aus der Feder eines denkenden Fachmannes wie Ferdinand Gregori gelesen zu haben: sie war leider so unbehaglich und ungerecht wie nur möglich. Denn dieses Savitssche Werk hat zwar seine Fehler; diese Fehler liegen in der Komposition: sie ist überladen mit Zitaten und ermangelt der straff durchgeführten Grundlinie. Aber das wirft den außerordentlichen Wert der Grundgedanken nicht um. Diese Grundgedanken sind klar und gesund und der ernsten Erörterung würdig.

Hier eine Skizze dieser Hauptgedanken. Unser Theater hat sich von der Freilichtbühne der einfachen, aber großzügigen Griechen, des Mittelalters, Alt-Englands und Alt-Spaniens entfernt und hat sich in die von Italien übernommenen Opernkästen eingesperrt. Hier werden nun viereckige Ausschnitte, panoramatische Bilder gezeigt, in denen die Schauspieler gleichsam Staffage bilden; hier wird durch Maschinerien, Malerei, Dekorationen, kostspielige Ausstattung die Absicht des Dramas überladen und überlärmt; so haben wir eine Luxusbühne erhalten, ausgehend von den Musik- und Ballettbühnen der absolutistischen Höfe, aber keine Volksbühne. Sinn und Absicht des Dramas ist aber die wirksame, warmlebendige Darstellung einer Handlung mittels Wort und Spiel; alles andere muß in den Hintergrund treten, sonderlich aller Prunk, alle Mätzchen, alle Effekte. Der volle Nachdruck sei gelegt auf gutes Sprechen und Spielen — und zwar nicht einzelner Virtuosen, sondern vornehm zusammenwirkender Künstler. Und die Bühne sei nicht ein Guckkasten, sondern nach griechischer und Shakespearescher Art ein Platz inmitten des — amphitheatralischen — Zuschauerraums, der dem Ganzen einer Handlung übersichtlich und einheitlich Entfaltung gestattet. Durch Wucht und Wert der kongenial dargestellten Dichtung soll das Theater wirken.

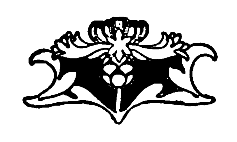
Diese vorzüglichen Grundgedanken hat leider, wie gesagt, der verdienstvolle Mann nicht in straffer Komposition vorgetragen, sondern selber wider seine Grundforderung gesündigt: es ist des Zitierens und des Abschweifens zu viel. Auch seine Satzgebilde, obwohl von schönem Feuer belebt, sind oft zu umständlich. Und so wird die Wirkung des wertvollen Buches geschädigt, wenn auch in seinen Einzelheiten viel tüchtige Erfahrung und herzhafte Erkenntnis steckt.

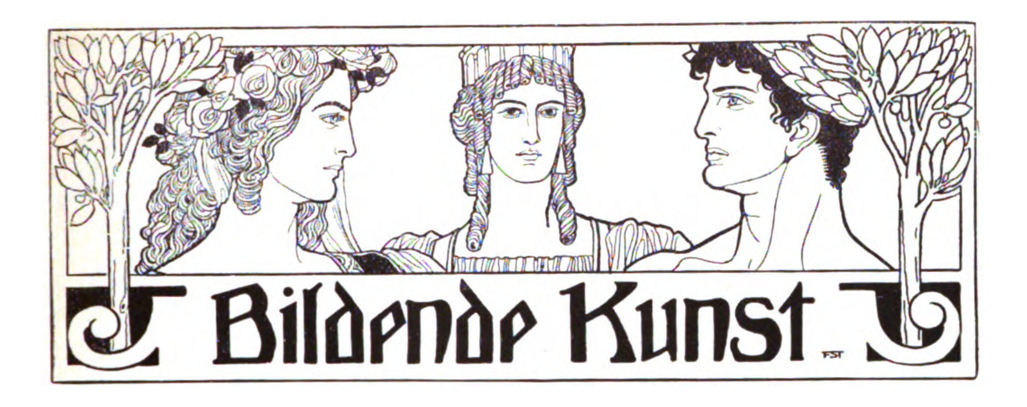
Und doch hat Savits recht, den Dichter und die Darsteller wieder in den Mittelpunkt zu rücken. Die vereinfachende Tat, ruft er, „wird getan werden, sie wird noch einmal getan werden, wie sie mehrmals versucht worden ist, schon von Tieck und Immermann, zuletzt am Münchener Hoftheater. Der angefachte Funken erlischt nicht. Diese Tat wird noch einmal getan werden, umfassender, ausgreifender und mit hinreißender Sieghaftigkeit, wenn der kunstverlangende Wille eines geistig hochstrebenden und hochstehenden Volkes, angefacht und gepflegt durch einige mutige, kunstbegeisterte Männer, zur Einsicht und Reife gediehen, es fordert."

Anerkennend spricht Savits vom Harzer Bergtheater und vom Prinzip der Freilichtbühne. Und ein Gedanke drängt sich auf: sollte in einer Zeit, die fortwährend Millionen für Luxustheaterbauten auswirft, nicht das verhältnismäßig geringe Geld aufzubringen sein, um in Berlin nach Savitsschen Grundsätzen ein Mustertheater zu errichten? Könnte nicht dieselbe Truppe im Sommer dann im Harzer Bergtheater das Reformwerk des Winters in freier Natur fortsetzen?

Das wäre ein wertvoller Gegensatz zum Reinhardtschen Ausstattungsprinzip.

F. L.





Zeit- und Dauerwerte in der Kunst

Zum Ableben von Ludwig Knaus · Von Dr. Karl Storck

Einundachtzig Jahre alt ist Ludwig Knaus gestorben. Manche mögen bei dieser Gelegenheit erstaunt aufgehorcht haben: „Ja lebte er denn noch?" Die Frage wird gestellt bei einem Manne, dem das Schicksal persönlich insofern wohlwollte, als es ihn bis in die letzte Zeit seines Lebens gesund und schaffensfähig erhalten hatte. Die Welt, die engere Heimat des Künstlers, ja die Stadt Berlin, in der er nun seit Jahrzehnten geschaffen, nahm die Todesnachricht mit jener wohlwollenden Ruhe entgegen, die nur schlecht verhüllte Gleichgültigkeit ist. Die Kunstkritik, die die Nachrufe zu schreiben hat, fand im allgemeinen den Ton sachlicher, historischer Würdigung. Wo nicht die persönlichen Erlebnisse und Erinnerungen eines mit dem Heimgegangenen alt Gewordenen mitsprachen, fehlte jede stärkere Parteinahme oder Gegnerschaft. Wäre Knaus vor zehn oder fünfzehn Jahren gestorben, alle Wertschätzung, die ihm als sympathischem Menschen von allen Seiten entgegengebracht wurde, hätte nicht verhindern können, daß sein Kunstschaffen in leidenschaftlicher Weise beurteilt worden wäre. Und zwar hätten die Ablehner, die seine Art geradezu als Schaden unserer Kunst, als Hemmnis der deutschen Kunstentwicklung hingestellt haben würden, besseres Gehör gefunden als die Verteidiger. Denn diese hätten mit vielen Einschränkungen und Verklausulierungen ihre Fürsprache vorbringen müssen, hätten sich in der Stellung der Historiker befunden, während die anderen Gegenwartsleben vertraten. Wäre Knaus aber bereits vor fünfundzwanzig oder gar vor dreißig Jahren gestorben, wo er immerhin doch schon in einem Alter gestanden hätte, in dem im allgemeinen die künstlerische Persönlichkeit abgeschlossen zu sein pflegt — auch für Knaus traf das zu —, so hätte man in Deutschland sein Hinscheiden wie ein nationales Unglück betrauert.

Wenn die Einschätzung von Kunst und Künstlern so schnell und gründlich wechselt, und zwar nicht etwa beim einzelnen, sondern im allgemeinen Gefühl: wie stimmt dazu das Wort von der Ewigkeit der Kunst? Gewiß, wir glauben an Ewigkeit des Kunstwerkes, seine Dauerkraft nur für die Tat des Genies. Aber



In tausend Ängsten — L. Knaus

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)

wer anders hält denn die Maßstäbe in der Hand, Kunstwerken die Größe der Genialität zuzuerkennen, als die anderen, die Kunstempfangenden? Ach nein, auch die Größten haben den Wechsel der Einstimmung bei den Empfangenden erfahren müssen. Die Kunstentwicklung selber bedingt diesen Wechsel der Wertschätzung. Ohne ihn gäbe es Stillstand, Erstarrung. Zwänge sich nicht immer wieder dem folgenden Geschlechte auf, daß das vom vorangehenden Geleistete nicht das volle Leben sei, so sähen sich ja die späteren auf bloße Wiederholung, Nachahmung beschränkt, wo sie nicht ihr ganzes Tun als überflüssig erkännten, da ja doch das beste, was ihre Kunst leisten könne, bereits erfüllt sei. Die dauernde Wirkungskraft, der Ewigkeitsgehalt der Kunst, liegt nicht darin, daß sie ununterbrochen in gleicher Wirkung steht, sondern daß immer wieder einmal im Laufe der Zeit die Stimmung eintreten kann, der das seiner Entstehungszeit nach weit zurückliegende Kunstwerk als eine Erfüllung oder doch wenigstens als eine Vorahnung erscheint.

Da wiederholt sich dann immer wieder dasselbe Schauspiel. Die hitzigen Journalistennaturen unter den Kunstschreibern berichten überschwenglich von neuentdeckten Göttern und stürzen in herostratischer Zerstörungslust die Altäre der bisher angebeteten. Die ruhig erwägenden Historiker verschieben die Periodisierung ihrer umfangreichen Kompendien und müssen neue Systeme der Katalogisierung erfinden, um der neuen Rangliste gemäß die Würden richtig zu verteilen. Und auch in den Museen wird „umgehängt". Man muß „lang übersehene oder gar verachtete Schätze" aus dem Dunkel hervorholen und ins rechte Licht setzen. Die „innerlich hohlen, lediglich äußerlich prunkenden, lange überschätzten Glanzstücke einer früheren Zeit" werden von den besten Plätzen entfernt, an die nun die neuen Wertstücke rücken. Und das Publikum? Nun, die Masse geht da immer ganz getreulich mit. Die Masse bleibt Sklavin der Mode ob diese Altes oder neu Entstehendes betrifft. Unsinn ist das Gerede vom sich immer mehr läuternden Geschmack. Soweit die Kunst in Betracht kommt, gibt es keine Geschmacksläuterung, keine Fortschritte! Denn für die Kunst gibt es nur Liebe. Die Liebe aber ist keiner Mode unterworfen. Der Geschmack hat nur Werte für alles das, was unter den Begriff der Zivilisation fällt. Die Kunst aber steht zu dieser nur in dem ganz äußerlichen Verhältnis des mehr oder weniger starken Verbrauches an Kunst.

Der Geschmack aber, von dem hier die Rede ist, bewegt sich in einem ewigen Kreislauf. Darum stehen abseits von diesem ganzen Getriebe jene einzelnen, die der Kunst in wahrer, tiefer, leidenschaftlicher Liebe zugeneigt sind, für die die Kunst innerer Lebenswert und Lebensinhalt, und nicht mehr oder weniger äußere Berufssache ist. Ihnen vermag der Wandel der Zeiten keinen Wert zu rauben. Wie alle wahre Liebe, beruht auch ihre Liebe zur Kunst auf der Hellsichtigkeit, die ganz für sich und durch sich Werte entdeckte. Diese Werte können einem nicht wegdisputiert werden; der Liebende hat höchstens das Gefühl, daß der andere ein Blinder sei, und ist glücklich in seinem eigenen Besitz. Er hat das Recht dazu, denn er ist der Reichere. Und so sind — und darin liegt ja auch nur Gerechtigkeit — die einzigen, die wirklich Vorteil von diesem Wandel in der Kunstanschauung haben, gerade diese echten Kunstliebhaber. Denn sie werden

durch jene „Entdeckungen und Umwertungen" der Kunstwissenschaft auf Künstler und Kunstwerke aufmerksam gemacht, die sie bislang vielleicht übersehen haben, weil sie so sehr im Dunkel standen, und haben nun Gelegenheit, sich unter Umständen zu bereichern, indem sie dank der Liebefähigkeit ihrer Natur neue Werte kennen lernen. Sie sind die einzigen, die dann nicht die alten Götter entthronen müssen, um die neuen anzubeten; denn die Kraft der Liebe und ihre Macht zu umfassen ist unendlich.

Die künstlerische Einschätzung von Ludwig Knaus wird bei den meisten abhängig gemacht von ihrem Verhältnis zur Genrekunst. Als ob jemals eine Kunstgattung als solche etwas für die Bedeutung des Kunstwerkes zu sagen gehabt hätte! Als ob diese ganzen Kunstgattungsbegriffe etwas anderes wären als Notbehelfe! Notbehelfe für die Kunstwissenschaft und allenfalls für den Kunsthandel. Wie müßig ist es, über Berechtigung oder Unwert einer Kunstgattung zu sprechen, wo doch morgen der Künstler kommen kann, der sie notwendig hat, um seine Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Lediglich auf diesen Künstler, auf seine Persönlichkeit kommt es an. Es ist ein ebenso großer Wahnwitz, über die Historienmalerei als solche den Stab zu brechen, wie über das historische Drama. Wenn uns bereits ein Historienmaler von der hinreißenden Kraft eines Schiller beschieden gewesen wäre, so brauchte man das nicht mehr zu beweisen. Aber auch so sollte schon der Name Rethels Schweigen gebieten. Ebenso unsinnig ist es, das Genre zu verurteilen, wo in der Gattung so manches schöne Werk geleistet worden ist. Nicht die Gattung ist schuld daran, daß so viel Minderwertiges dabei mit unterläuft, sondern die Unfähigkeit vieler Künstler. Daß die sich in der betreffenden Gattung betätigten, lag in der Zeit. Es sind naturgemäß immer nur wenige Künstler, die etwas Eigenes zu sagen haben, die wirklich Künstler sind. Die anderen sind eben Maler von Beruf, insofern sie sich durch Malerei ihren Lebensunterhalt zu verschaffen suchen. Mit Kunst hat ihr Schaffen nichts zu tun. Aber ihre Werke sind gleich wertlos, ob sie Genrestücke, Historienmalerei, kirchliche Malerei oder impressionistische Landschafterei sind.

Wir können uns immer nur für eine kurze Spanne Zeit über diese Tatsache hinwegtäuschen. Nämlich ebenso lange, als die betreffende Kunstgattung als solche gerade in Mode ist. In Mode aber ist eine Gattung, weil irgendein Zeitbedürfnis, ein Zeitverlangen, in ihr gerade seine Befriedigung findet. Die Historienmalerei entsprach dem deutschen Sehnen nach nationaler Einigung und Größe und dem Jubel über das Gelingen dieser Einigung. Heute im Zeitalter einer gewissen Reichsverdrossenheit, in der die Betonung des Patriotischen und des im äußeren Geschehen liegenden Nationalen als überflüssig und herausfordernd, oder doch wenigstens als nicht dem tieferen Verlangen der Zeit entsprechend empfunden wird, stehen wir aller Historienmalerei von vornherein kühl gegenüber. Und ein Künstler müßte von ganz anderer Seite an uns herantreten als von der stofflichen, wenn er uns mit einem historischen Vorwurf ergreifen sollte. Das ist ja auch vielfach geschehen, aber es wirkt doch sehr beredt, daß die Versuche, an sich bedeutende historische Vorgänge mehr als rein malerische Vorwürfe aufzufassen, wie es etwa Angelo Jank und Ferdinand Hodler getan haben, die weitesten Kreise





Salomonische Weisheit L. Knaus

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)

des Volkes nicht zu befriedigen vermochten. Und zwar deshalb, weil die betreffenden Stoffe uns doch noch zu tief berühren, als daß wir eine rein dekorative Auffassung derselben vertrügen.

Das Genrebild seinerseits gehört sicher als Gattung zu den wenigen, für die dauernd bei einem sehr großen Teil der Menschen die Vorbedingungen des Verständnisses und der Gemütsanteilnahme vorhanden sind. Darum hat es auch zu allen Zeiten eine Genrekunst gegeben. Sie hat nur, der äußeren Formkultur und dem gesamten Leben der verschiedenen Epochen entsprechend, verschiedene Einkleidungen erfahren. Aber wie unendlich viel Genre steckt in der Kunst der Renaissance, wie viel in der des französischen Rokoko! Wir empfinden heute das Genrehafte in diesen Bildern naturgemäß viel weniger, als die damaligen Zeiten, weil die stofflichen Anspielungen im Drumherum, in der Gewandung, auch in den Gesichtstypen und im Ausdruck uns entrückt sind, so daß sich für uns nicht gleich jene tausend Beziehungen zum alltäglichen Leben einstellen, die die zeitgenössischen Beschauer jener Bilder empfanden.

Es kommt bei alledem immer nur auf die künstlerischen Persönlichkeiten an. Von dieser Persönlichkeit hängt vor allen Dingen auch die Einstellung zu den Kunstmitteln ab. Die Pfuscher, die das Handwerkliche ihrer Kunst nicht beherrschen, können wir dabei vollständig außer acht lassen, trotzdem gerade sie es sind, die z. B. die deutsche Genremalerei des 19. Jahrhunderts so furchtbar in Mißkredit gebracht haben. Aber darüber hinaus hatte die große Zahl der deutschen Genremaler, ich meine auch jene, die malen konnten, zum eigentlich Malerischen kein innerliches Verhältnis. Sie waren ihrer Natur nach Zeichner. Und wo es ganz nach ihrem innersten Herzen ging, waren sie Skizzierer. Ludwig Richter, der zumeist beim Zeichnen blieb, hat darum die tiefsten Werte auf diesem Gebiete geschürft. Aber auch bei den anderen findet man unter ihren Zeichnungen, vor allen Dingen unter den ganz rasch hingeworfenen ihrer Skizzenbücher, eine Fülle des Schönen, Gewinnenden und Echten. Erst bei der Übertragung alles dessen in die Farbe, bei der Komposition zum Bilde, ging das Beste verloren. Es st genau das Gegenteil von der Genrekunst der alten Holländer. Diese waren nicht Zeichner, sondern Maler. Sie waren zu den Erscheinungen der Welt malerisch eingestellt und sahen darum das Farbige. Ihnen war auch die witzige Anekdote, auch die schärfst herausgearbeitete Charakterfigur, der humoristische Typus, im Grunde immer nur Vorwand, um zu malen, während für die meisten deutschen Genremaler des 19. Jahrhunderts das Malen nur ein Vorwand war, um lustige Anekdoten zu erzählen, um scharfe Beobachtungen von Menschentypen mitzuteilen, um unter Umständen auch seelische und geistige Stimmungen, die sie bei anderen beobachtet hatten, auszudrücken.

Niemand wird leugnen können, daß auch diese Absichten an sich höchst wertvoll sein können, bloß bleibt natürlich bestehen, daß das gewählte Ausdrucksmittel, eben die Farbe, nur in wenigen Fällen sich als das natürlichste und zweckdienlichste für die künstlerische Absicht einstellen konnte. Darum wirken die meisten dieser Bilder auf uns unecht und unwahr. Ihrer Zeit erscheinen sie aber nicht so, weil für diese Zeit eine Fülle des von der Genremalerei vermittelten Stofflichen



nicht nur neu, sondern auch das tiefste Empfinden ergreifend war. Die Genremalerei brachte dieser Zeit eigentlich die Entdeckung des Volkes. Die Freude am Bauerntum, am Kleinleben vergröberte sich hier gewiß aus dem rein künstlerischen Empfinden der romantischen Periode in ein mehr bürgerliches Behagen. Aber gerade darum konnte sie das Bürgertum so leicht miterleben. Heute stehen wir infolge der ungeheuren sozialen Entwicklung dem Volke ganz anders gegenüber. Es ist nichts mehr da von jener Art wohlwollender Herablassung, jenem fröhlichen, ich möchte sagen ferienhaften Genießen des Volkes und seiner Art, wie es die Genremalerei, genau wie etwa die Erzählungen eines Auerbach, erfüllte. Darum wirkt auf uns die in diesen Bildern lebende Empfindungswelt so leicht als gefälscht. Aber sie braucht darum weder bei den damaligen Künstlern, noch beim damaligen Volke falsch gewesen zu sein, und hat unbedingt auch ihre Werte gehabt.

Mit dieser historischen Begrenztheit der Richtigkeit, und damit der Wirkungsfähigkeit der betreffenden Kunstwerke hängt auch ihre geschichtliche Bedeutung zusammen, die weit über die rein künstlerische hinausgehen kann. Bei der Genrekunst ist das zweifellos der Fall gewesen, indem sie überhaupt erst wieder die Malerei mit dem Gegenwartsleben und Gegenwartsempfinden in enge Wechselbeziehung gebracht hat.

Es steht um die Kunst g a t t u n g genau wie um die Kunst t e ch n i k e n. Sie alle haben innerste Berechtigung und dauernden Wert, solange und insoweit sie Notwendigkeit waren für eine starke künstlerische Persönlichkeit, die sich anders der Welt nicht mitzuteilen vermochte. Daneben können sie auch noch zeitlich begrenzte Werte haben als Entwicklungsformen, die von der Masse der Kunsthandwerker ausgebaut und erst dadurch zum Allgemeinbesitz der Zeit oder des Volkes werden.

Gerade Ludwig Knaus hat diese Unterschiede deutlich erkannt, wie aus seinem Verhalten und allerlei Selbstbekenntnissen hervorgeht. Ein weiser, alter Mann geworden, sah er mit Ruhe das Treiben um ihn herum an und erkannte den Wechsel als innerlich geboten. Er erkannte auch, daß das Entstehen neuer Werte meist andere zerstört.

„Ich erkenne die großen Errungenschaften der Moderne an“, erklärte er in einem bemerkenswerten Selbstbekenntnis, das Ottomar Beta nach Gesprächen mit dem Meister in der „Deutschen Revue“ veröffentlicht hat. „Die Jugend hat das Wort, wie wir Alten es ehedem gehabt haben. Aber das ‚Gemüt‘ verödet ein wenig unter diesem Haschen nach virtuosen Effekten. Und man ist zu alt, um noch neue Künste zu lernen.“ Ihm war ja das Evangelium des Impressionismus nichts Neues; er hatte es schon in den fünfziger Jahren in Paris kennen gelernt, als er mit den großen Führern der französischen Kunst in persönliche Berührung t.at. Ihm bot die so viel besprochene „deutsche Moderne“ nichts Überraschendes. „Mir ist sie etwas Altes, eine willkommene Erinnerung aus der Jugendzeit“, meinte er. „Ich habe mich vor vierzig Jahren, als ich auf acht Tage nach Paris ging und sechs Jahre dort blieb, schon damit abgefunden. Damals waren ja Manet und eine Reihe seiner Schüler en vogue. Plein air habe ich immer mit Vorliebe gemalt, aber die Lichtphänomene in der Natur und meine Richtung, das Genre,





Hoheit auf Reisen — L. Knaus

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)

die Sittenmalerei, sind ebenso unvereinbar wie die Farbenfluten des Serpentintanzes und ein Stück von Molière. Was künstlich ist, verlangt geschlossenen Raum. Wenn der Mensch des Menschen eigentliches Studium ist, so wird er auch das eigentlichste Objekt der Kunstanschauung bleiben, nicht nach Art eines glänzenden Käfers oder eines Schmetterlings in Glanz und Sonnenschein, kurz als Staffage in Bildern voll Ton und Lichteffekten, sondern als Dargestellter und Darsteller. Um die seelischen Vorgänge in des Menschen Leben und Angesicht malen zu können, brauche ich das Licht nicht als Objekt und Endziel der Kunst, sondern als Mittel, als ruhiges Element, das sich so wenig aufdrängt und störend bemerkbar macht wie möglich. So war's, so wird es bleiben, weil es so in der Natur der Sache liegt. Darum will ich mit der heutigen Jugend nicht rechten, die das Licht emanzipiert und materialisiert. Man hat ja auch über mich Zeter und Mordio geschrien," fügte er ein wenig wehmütig lächelnd hinzu, „und mich hart angefaßt und zum Bahnbrecher erhoben. Du lieber Gott! Ich malte eben ohne jede Polemik mit Pinsel und Öl, wie mir's ums Herz war, lediglich um die Menschen zu erfreuen." Knaus wußte, daß seine Sendung erfüllt war, und er war ein viel zu freier Geist, um andern seine Form des Sehens aufdrängen zu wollen: „Ein jeder Vogel singt sein Lied, man kann da keine Norm aufstellen, was gemalt werden sollte und was nicht. Ich trete nicht hervor, habe es nie getan, und jetzt, wo das Alter mich beschleicht, denke ich weniger daran als je, es zu tun. Was ich tun konnte, habe ich getan. Die Kunst liegt hinter mir." — —

„Die Kunst liegt hinter mir"; das Wort klingt wohl wehmütiger, als es gemeint war. Der Greis wollte wohl nur sagen, daß er nicht mehr gesonnen sei, mit dem eigenen Schaffen sich auf den Schauplatz des Meinungsstreites zu begeben. Uns drängt sich die Frage auf: „Liegt Knaus auch hinter der Kunst?" Das heißt: ist er nur als historischer Wert anzusehen? Manche sind wohl gewillt, die Frage zu bejahen, aber ich glaube zu Unrecht. Heute sind wir noch keinesfalls imstande, ein abschließendes Wort über die Genremalerei, wie sie von Defregger, Vautier und Knaus vertreten worden, zu sprechen. Es kann leicht eine Zeit kommen — vielleicht ist sie sehr nahe —, wo die Verarmung unseres Lebens an Gemütswerten uns diese mit höchstem Eifer in der Kunst wird suchen lassen. Das Tiefste und Stärkste des deutschen Gemütslebens hat Knaus sicher nicht geoffenbart. Wenn man an manche Bauernbilder Hans Thomas denkt, — gerade an solche, wie Großmutter und Kind, Kinderreigen, die auch zum Stoffgebiet von Knaus gehören, — so fühlt man das am schärfsten. Es fehlt Knaus bei aller Lebhaftigkeit des Vortrags die tiefe Liebe zu dem Volke, das er schildert. Er lebt nicht mit, er beobachtet. Er beobachtet außerordentlich scharf und sieht sehr viel. Aber weil er so im wesentlichen Beobachter ist, betont er alles Gesehene und wirkt dadurch leicht absichtlich. Außerdem überfüllt er seine Bilder mit Einzelbeobachtungen, es kommt dadurch zu einem Nacheinander, das uns das Bild nicht als Ganzes erleben läßt.

In der Fähigkeit, zu beobachten und das Beobachtete festzulegen, konnte es Knaus am Ende sogar mit Menzel aufnehmen. Das zeigen viele Skizzen, das ersieht man z. B. aus den Gänsen auf unserer Abbildung „In tausend Ängsten".

Aber während Menzel an sich ganz objektiv eingestellt ist, unerbittlich genau das Gesehene wiedergibt, ist Knaus durch sein Temperament schon bei der Beobachtung beeinflußt. Er sieht in allem Körperlichen den Ausdruck einer Empfindung oder Stimmung und will uns diese gleich mitzeigen. Dabei war dann Knaus besonders empfänglich für das Pfiffige, Verschmitzte, Witzige und daneben, vor allem bei den Kindern, für das Anmutige. Hier bei der Kinderwelt spricht wahre, echte Liebe mit; in der Darstellung von Kindern hat er sein Schönstes und Bestes gegeben. Da wir den Kindern gegenüber immer in der Stimmung der Verliebten bleiben werden, denen die Anmut und Lieblichkeit ein höchster Wert ist, kann man sich nicht denken, daß eine Zeit kommen sollte, die zu den besten Kinderdarstellungen von Knaus nicht das Verhältnis der Liebe fände. Hier also scheinen mir die Dauerwerte seiner Kunst zu liegen.

Ihre Zeitwerte sind natürlich viel zahlreicher und offensichtlicher. Schon die glänzende Beherrschung des Handwerklichen gehört dahin, um so mehr, als seine Technik viel persönlicher war, als die der vielen anderen Deutschen, die in Paris in die Lehre gingen. Den ersten, für sein ganzes Leben entscheidenden Erfolg gewann er in Paris (1853), ohne vorher in einem französischen Atelier gelernt zu haben, im wesentlichen gestützt auf sein Studium der Natur. In diesem glänzenden Erfolg des deutschen Malers auf dem heißen Pariser Kunstboden liegt ein anderer Zeitwert: die Eroberung Frankreichs für das Genrebild. Für Deutschland war der Gewinn dieses Darstellungsgebietes erst recht bedeutsam, zumal Knaus auch noch die untern Schichten der städtischen Bevölkerung hinzunahm. Eine Fülle neuer Volkstypen, ein bislang unbeachtetes Leben wurde so für die Kunst erobert. Aber auch in der fast gallischen Anmut, die Knaus auszeichnet, lag für die Schulung deutschen Volksgefühls ein starker Wert. Dann aber hat er offenbar dem Volksverlangen nach Freude und Genuß Nahrung geboten, wie kaum ein zweiter. Sonst hätte er nicht die Fülle von Liebe erfahren, die ihm zuteil geworden ist. Nach seinem eigenen Geständnis war es Knaus vor allem um dieses Freude-bereiten und dadurch Liebe-ernten zu tun. So hatte er ein Recht, befriedigt auf sein arbeitsreiches Leben zurückzublicken, und auch wir dürfen an seinem Grabe ihm dankbar zugestehen, daß er eine wertvolle Lebensaufgabe treu erfüllt hat.



Das Impressionistische in der Mode

Das Impressionistische, das sich in der Malerei Bahn gebrochen, übt trotz der Feindlichkeit, mit der die Industrie den Künstlern gegenüber zu stehen pflegt, eine breite Wirkung auf die Mode aus. Obgleich die Modewarenhändler sich wehren, Vorschriften oder auch nur Anregungen von den Künstlern aufzunehmen, geraten sie doch oft unbewußt unter deren Einfluß. Die Lieferanten sowohl wie ihre Abnehmerinnen. Denn es liegt nicht so sehr an dem Willen, einer bestimmten Kunstrichtung zu folgen, als an der Art, zu sehen, an die eine sich durchsetzende Kunstrichtung uns gewöhnt.

Die Impressionisten und Pointillisten haben uns erzogen, die Dinge nicht so sehr auf ihre festen Umrisse oder ihr Material als auf ihre Farbenwerte zu betrachten. Die alten Maler malten eine Frau in einem blauen Seidenkleide neben einem Tulpenbeete. Die modernen malen eine Orgie von Blau und Orange, das Blau und das Orange sind das Ausschlaggebende, der Seidenstoff und die Tulpenblüte sind Nebensache, auch das rosigweiße Gesicht der Frau wirkt nur als Farbenfleck im Bilde. Wie weit diese Auffassung berechtigt ist, wie weit gesunde Erkenntnisse dabei übertrieben werden, ist hier nicht zu erörtern. Es soll nur gezeigt werden, wie diese Methode, zu sehen, auf das tägliche Leben einwirkt.

Mit der Schaufensterdekoration fing es an. Einst waren die Auslagen ein Stapelplatz für alle die Sorten von Waren, die der Händler führte. Heute beschränkt man sich darauf, wenige Gegenstände hinter die Glasscheiben zu legen, die ihre Wirkung durcheinander erhöhen, indem sie aparte Farbenakkorde anschlagen. Man stimmt ein Fenster auf Violett. Alle Abstufungen der Farbe werden berücksichtigt, — das satte rötliche Samtblau von Böcklins wundervoller Pietà (man legt einen Mantel von dieser Farbe über einen Stuhl), die ein wenig stumpfe Heliotropfarbe (vielleicht in einem zu dem Mantel gedachten Tuchrock), die freudige Fliederfarbe (etwa in einem großen Federhut), das hauchzarte Orchideenlila (in einem flattrigen Chiffonschal) — und aus diesem vornehm ruhigen Lokalton leuchtet ein Strauß von goldgelben Lilien fanfarenhell hervor. Es schwindet damit die feste Erinnerung an die einzelnen Gegenstände, die zum Kauf locken sollen, und es bleibt der Eindruck einer eigenartigen künstlerischen Note. Dem Verkäufer genügt es, im Wechsel seiner Ausstellungen diesen Eindruck zu befestigen; er ist überzeugt, die Käuferinnen werden dadurch das Vertrauen gewinnen, daß er sie beim Verkauf jeder Einzelheit mit demselben Geschmack bedienen wird.

Für neue Wohnungseinrichtungen sind dieselben Grundsätze maßgebend geworden. Einst prunkte man mit Damastbezügen der Polster und dicken Smyrnateppichen. Nicht daß man sie, zumal die letzteren, heute gering schätzte: aber die „persönliche Note" geben sie den Räumen eines Hauses nicht mehr. Der granatrote Damastbezug, der türkisch-bunte Teppich, die aufdringlich gemusterte Tapete und die Goldrahmen der Ölbilder konnten bei aller Kostbarkeit ein höchst unharmonisches Ganzes ergeben. Ein modernes Zimmer kann für ein Viertel des Geldes ausgestattet und von vollkommener Schönheit sein; statt des echten Teppichs deckt den Boden vielleicht nur eine mattfarbige Friesbespannung, in deren Farbe auch die schlichten Velvetbezüge gehalten sind, und an den einheitlich grundierten Wänden hängen ein paar graphische Blätter, wie man sie in den Kunsthandlungen jetzt für sehr erschwingliche Preise ersteht. Die wohltuende Farbenimpression bestimmt den Gesamteindruck.

Für die Kleidermode wirken sich dieselben Gesetze aus, nur nicht mit der Ruhe und Einheitlichkeit, mit der sie auf anderen Gebieten herrschen. Denn die meisten Frauen wollen, auch wenn sie die Richtigkeit solcher Gesetze kennen, sich nicht völlig unterordnen. Sie wollen der eigenen Laune Spielraum lassen. Oft dienen sie ihnen halb unbewußt, oft übertreiben sie sie zur Karikatur, weil eitle Frauen nichts weniger vertragen, als die Einstimmung in ein Milieu. Sie wollen hervorstechen, über die Nachbarin, die Gefährtin triumphieren. Dazu kommt, daß viele Frauen, die zwar den Modevorschriften treu ergeben sind, von den Forderungen der Ästhetik nur ganz unklare Vorstellungen haben und deshalb durch Mißverständnis gute Anregungen ins Häßliche verkehren.

Diese Umstände haben in dem unverkennbar impressionistischen Bilde der heutigen Mode zu Auswüchsen und Entstellungen geführt, die den Spott verdienen. Es wäre ungerecht, deswegen die ganze Strömung zu verurteilen, die, richtig verstanden, sowohl der Einzelerscheinung zu einer interessanten künstlerischen Wirkung verhilft, wie sie ein bewegtes Gesellschaftsbild reicher und lebendiger gestaltet.

Früher kannte man Modefarben. Eine Dame, die nicht über allzuviel Mittel verfügte, war zufrieden, wenn sie wenigstens durch einen Gürtel oder eine Schleife in der neuen Farbe

bekunden konnte, daß sie mit der Mode ging. Diese Schleife oder dieser Gürtel wurden dann zu einem vorjährigen Kleide oder Hut getragen, an deren eigenkräftigen Farben die erwartete Wirkung verloren ging. Das genierte nicht weiter. In älteren Modeblättern und auf Porträts der vergangenen Jahrhunderte bemerken wir mit Erstaunen die Vielfarbigkeit eines Frauenanzuges: karrierte Seidenkleider, über die eine Spitzenmantille mit Blumenmuster fiel, und an den Hüten Schleifchen und Blumen, in denen Rosa und Grün sich zum Blau und Rot der weiten Röcke vertragen sollte. Es war nicht häßlich, untereinander stimmten die Farben auch, aber die Frauenerscheinung wurde so in lauter Einzelheiten aufgelöst. Heute gibt sie einen Einklang. Das schließt nicht aus, daß bei einem modischen Kleide drei, vier, auch fünf Farben am Taillenbesatz vorkommen; aber sie sind dem Grundakkord so diskret untergeordnet, daß nur er entscheidet. Seit Rock und Bluse von abstechenden Farben nicht mehr als elegant gelten und man das Gesellschaftskleid wieder aus einem Guß herstellt, hat die Bewegung zur Einheitlichkeit gesiegt.

Wir sehen eine Frau in Grün. Wahrscheinlich ist der Halsausschnitt mit weißem Tüll gefüllt und der Tüll mit Goldstickerei überschleiert, in die sich ein rosa Nelkentuff schmiegt; es kann trotzdem sein, daß ein mattes Opalblau in schmalem Streifen den Stehkragen abschließt und daß die großen Straußenfedern auf dem grünen Samthut sich ins Bräunliche verlaufen. Trotzdem haben wir den Eindruck: eine Dame in Grün. Es liegt daran, daß die Nebenfarben so gewählt sind, daß ihr Ton keinen Einzelwert aufbringt, sondern, das Grün belebend, sich gleichfalls durch dieses belebt. Alle Zufälligkeiten sind heute von der Toilette ausgeschlossen.

Eine weitere Unterstützung der Impression ist der moderne Hut, der Rahmen für das Gesicht. Er gibt das Schwergewicht. Mit ihm erlaubt man sich die meisten Übertreibungen und verunstaltet so das unleugbar Malerische, das er der Umrißlinie verleiht, ins Plakathafte. Zum Hut der ungeheuerliche Muff — beide leiten in eine Phantastik über, die auf der Straße nichts zu suchen hat. In der luxuriösen und gleichfalls phantastischen Umgebung geschlossener Räume mag auch die Laune fürs Überlebensgroße gelegentlich statthaft sein, sofern Figur, Gesichtsschnitt, Haltung und — Lebensstellung es vertragen.

Im Sommer wird die kecke Umrißlinie verstärkt durch den aufgespannten Schirm. Er wird dann zum entscheidenden Farbenfleck, denn er gewährt zugleich die Beleuchtung der ganzen Erscheinung, weswegen seine Wahl das Wichtigste der Toilette ist. Wenn heute eine Frau, die sich mit Verstand und Phantasie kleidet, über die Straße geht, so haben wir durchaus den Eindruck eines Bildes. Es prägt sich nicht wie früher ein, was für Schmuck sie an der Brust trägt, ob sie dänische oder Glacéhandschuhe anhat und ob der Kleiderstoff Rein- oder Halbwolle ist; sondern die Farbenwirkungen des Kleides oder Mantels, des Schirms oder Muffs und des Hutes gestalten die Impression. Auch auf Bildern werden die Nebensächlichkeiten der Zutaten nur angedeutet. Darum, wenn sie fehlen, kann eine Dame — ohne letzte Eleganz zu besitzen — noch immer künstlerisch wirken, während sie bei liebevollster Pflege des Kleinen am Anzug unser ästhetisches Empfinden verletzt, falls sie nicht für die große Linie und die entscheidenden Farbenwerte sorgt. Daher versagt die Kleinarbeit geringer Schneiderinnen, die sich um Fältchen und Rüschen und Passen mühen, so oft für die Erzielung wirklicher Schönheit. Daher können selbst echte Spitzen und Brillanten den „Effekt" nicht retten. Daher „bekauft" sich manche unerfahrene Frau so leicht. Die Musterung eines Stoffes, die im Laden reizend aussah, wird häßlich in der Verarbeitung zum Kleide, oder die weißen und blauen Streifen eines Gewebes erscheinen in einiger Entfernung grau.

Weiter ist es die Frisur, die die künstlerische Impression schaffen hilft. Gleichviel ob es die unförmige Turbanfrisur, der kleidsame Wellenscheitel oder das krause Gelock am Hinterkopfe ist — alle modernen Frisuren zeigen trotz lächerlicher Übertreibungen die Tendenz, dem Gesicht den Rahmen zu spannen. Die Haarmasse soll wirken wie der Farbentupf des Sonnenschirms oder das Federngebausch des Hutes; an dem sorgsam geflochtenen Zöpfchen



haben wir kein Interesse. So geht es mit der Schleppe. Wenn auch tausendmal betont wird, daß sie unhygienisch ist, sie gibt Linie, und deshalb wird die Frau sie nie verabschieden. So erhalten sich auch die Boa und der Schal als Requisiten der plastischen Haltung.

Einem drolligen Mißverständnis begegnet man häufig, wenn das Wort Künstlerkleid fällt; es wird durchaus mit dem Reformkleide verwechselt, weil einige Künstler vor Jahren Kleider, die als Ganzes von den Schultern niederfielen, erdacht haben. Seitdem gilt jeder greuliche Reformsack als Künstlerkleid. Den Künstler kümmert das Hygienische gar nichts. Jede Toilette, die die eigene Linie hat und harmonische Farbenwerte besitzt, ist ein Künstlerkleid. Das ist die Reform, die der Maler will.

In kleinen Provinzstädten wird das in den Verkehrszentren überwundene Reformkleid alten Genres jetzt mit Liebe gehegt. Man glaubt auf der Höhe zu stehen, wenn man die Taillenlinie möglichst versteckt. Was das Impressionistische in der Mode bedeutet, wird am augenfälligsten, sobald man eine größere Gesellschaft von Frauen in der Großstadt mit einer solchen in der Provinz vergleicht. Die Nüchternheit des Gesamtbildes hier ist verblüffend. Und doch haben alle diese Frauen ihr Bestes an, Seidenkleider und wertvollen Schmuck. Sogar Handschuhe. Sie sind mit Ängstlichkeit darauf bedacht, den Handschuh nicht abzustreifen, während die Großstädterin, wenn er ihr lästig wird, darin recht sorglos verfährt. Um so einmütiger entledigt sich die Kleinstädterin in Gesellschaft des Hutes, den sich die Damen der Großstädte selbst beim Ball nicht rauben lassen wollen. Auf den unbehuteten Köpfen haben wir dann zwar den erfreulichen Anblick echter Haare, der anderwärts selten wird; freilich sind mit der Echtheit Schönheit und Fülle nicht identisch. Wir haben Respekt vor so viel Solidität; aber das geschulte Auge sehnt sich zurück nach dem malerischen und doch in sich gebändigten Gewoge jener Farben und Formen in den schimmernden Festsälen von Paris, Wien, München, Berlin. Der neuen Modeströmung ist zu wünschen, daß sie eine zunehmende künstlerische Durchbildung der Frauen von den Verzerrungen befreie. Dann darf man hoffen, daß ihr Sinn, das Impressionistische von der Kunst ins Leben zu tragen, sie zu bleibenderem Einfluß als zu dem einer Saisonlaune führen wird.

Anna Behnisch-Kappstein

Hans Hartig

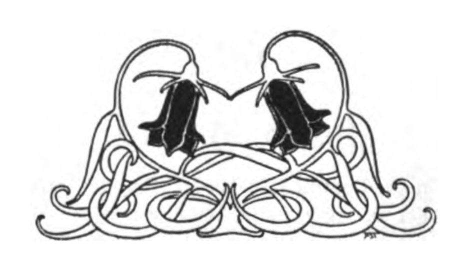
Der 1873 zu Carvin in Pommern geborene Künstler gehört mit einer Reihe etwa gleichaltriger Maler zu einer Landschaftergruppe, die auf den Ausstellungen der letzten Jahre besonders angenehm auffällt durch Kraft und Freudigkeit der Farbe, schwungvolle Malweise, sichere Beherrschung des Zeichnerischen und eine aufs Große gerichtete Empfindungsweise. Neben dem vielen Gesuchten, Gespreizten und Gequälten in unserer zeitgenössischen Kunst wirkt diese Gruppe einfach, gesund und deutsch. Es ist die Schule Eugen Brachts, der früher in Berlin, jetzt in Dresden wirkt; genauer seine ältere Schule, die in die Berliner Akademiejahre zurückreicht.

Hans Hartig ist unter diesen Brachtschülern eine besonders sympathische Erscheinung dank der schlichten Natürlichkeit, mit der er seine Persönlichkeit gegenüber dem leicht in Bann schlagenden Temperament seines Lehrers durchsetzte. Den Zug ins Große, die Liebe für weite Linien, starke Flächen, für großzügige Gliederung teilt er mit dem Lehrer. Aber an die Stelle der Betonung des Heroischen, die zuweilen etwas theatralisch-pathetisch wirkt, tritt bei Hartig ein tiefes lyrisches Empfinden. Selbst ein durch die Beherrschung des großen Naturausschnittes bewundernswertes Bild, wie das „Odertal“, erhält trotz der wuchtigen Gliederung etwas Verträumtes, Sehnsuchtsvolles. „Der einsame Grund“ ist wie ein Gedicht von Eichendorff; es rauscht der Wald und von ferne singt ein Waldhorn von der Liebe, von Scheiden, Meiden

und Wiederfinden; die Herzen des wandelnden Paares aber singen mit. Das ist ein Stück echter Romantik der Natur, die nie aussterben wird. In der „Zollbrücke“ haben wir ein Stück jener Romantik des stillen deutschen Lebens, die man heute schon suchen muß. Auch hier klingt die Natur in vollem Akkord mit dem doch so einfachen stofflichen Inhalt zusammen und verdichtet sich zur persönlichen lyrischen Stimmung: Absterben, Hinschwinden, Vergehen. Das alles ohne Kampf, ohne Qual: es muß so sein, wie das Herbsteln in der Natur. Nichts Tragisches liegt darin, nur wehmütige Ergebenheit.

Diese melancholische Grundstimmung seines Wesens, die aber von aller Weinerlichkeit frei bleibt und von einer starken Männlichkeit in stetem Kampf zur Tat gezwungen wird, hat den Maler besonders empfänglich gemacht für die stille Schönheit des Winters. Wir haben schon vor einem Jahre (Januarheft 1910) zwei Winterbilder des Künstlers gebracht (Im Winterhafen und Die alte Stadtbrücke), und lassen hier ein drittes folgen. Es ist nicht die stürmische Gewalt noch die rauhe Not des Winters, die den Künstler anzieht, sondern seine Stille. Der Schnee liegt als Decke auf der Welt, als gälte es ein Zur-Ruhe-betten in warmer Häuslichkeit, ein Befrieden in der Ruhe der Sammlung und Einkehr bei sich selber. Und wieder, trotz der weichen Wehmut, die über allem liegt, nichts Weichliches, nichts Sentimentales oder Weltschmerzlerisches. Es bleibt alles voll echt männlichen Empfindens.

Natürlich fehlt diesem auch das Frohe nicht. Das „Ländliche Kinderfest“ ist voll innerer Freudigkeit. Aber — und das ist besonders bezeichnend — dieser Freude ist alles Laute und Lärmende fremd. Die Kinder singen und jubeln dort hinten in der grellen Sonne. Wir sitzen mit dem Künstler im einsam gelassenen, schattigen Garten. Wir schauen hinaus in die Sonne und die Luft, aber wir stürzen uns nicht selbst hinein. Gedämpft klingt Singen und Lachen herüber; ein leises Lächeln stillen Mitfreuens geht über das Gesicht, und drinnen im Herzen summt eine alte Weise. St.





„. . . . und hätte der Liebe nicht“

„Rosenkavalier“-Verstimmungen · Von Dr. Karl Storck

Nach der Aufführung des „Rosenkavaliers“ saß ich einsam in einer abgelegenen Dresdener Weinstube. Es war mir unmöglich gewesen, der Einladung von Freunden und Bekannten zum gemeinsamen Beschluß des Abends zu folgen. Ich fühlte mich zerschlagen, verärgert, vergrämt, als hätte ich ein schweres Unglück erlebt.

Mit einer Flasche alten Burgunders ist gut reden; sie versteht zuzuhören und wirft feurige Glut der Leidenschaft in die ohnmächtige Kälte entsagender Vernüchterung. Denn das war es ja gerade. Wenn ich mich zu innerst fragte, so hatte ich ja gar keine Enttäuschung erlebt. Ich erwarte ja längst nichts mehr von Richard Strauß für sich selber und allein, sondern nur von dem glücklichen Zufall oder der gütigen Fügung, die Richard Strauß mit einem wertvollen Geber, einer starken gesunden Kraft in Verbindung bringen würde, so daß er dann dieser von außen erhaltenen gesunden, starken Kraft die bezwingende Form gäbe, über die er verfügt. Zu dieser Überzeugung war ich schon bei der „Elektra“ gekommen und hatte deshalb damals (März 1909) an dieser Stelle die Besprechung mit den Worten geschlossen: „Es kamen nach dieser ‚Elektra‘ Leute zu mir mit den Worten: ‚Jetzt habe ich die Hoffnung endgültig aufgegeben; dieser Mann ist für uns nur ein Verderben um so mehr, je mehr er kann.‘ Ich glaube das nicht, glaube es um der Schwäche wegen nicht, die in Strauß liegt. Er ist in seinem künstlerischen Menschentum nicht an die Bahn gefesselt, in der wir ihn jetzt sehen. Darin ist er abhängig von der Welt um ihn herum, sagen wir vom Zeitgeist. Wird ihm aus diesem ein gesunder, starker Wert zugetragen werden, er wird ihn mit derselben Leidenschaftlichkeit ergreifen, wie jetzt diese innerlich kranken Stoffe, und mit demselben Gelingen zu Ende führen. Freilich legen wir damit auch die Grenzen offen: Strauß hat der Welt einen eigenen Inhalt nicht zu geben, er kann nur für einen ihm zugetragenen Inhalt eine Form finden. Diese Form unvergleichlich packend und hinreißend zu gestalten, dazu be-

sitzt er unbestreitbar die Kraft. Wenn das Schicksal ihm und uns gnädig ist, stellt es ihn einmal vor eine Aufgabe, deren Lösung der Welt einen fruchtbaren Wert oder doch wenigstens eine gesunde Freude bringt, auf daß dieses einzigartige Können für die Kunst nicht fruchtlos vergeudet werde.“

Aus dieser Erkenntnis der Erscheinung von Richard Strauß heraus durfte ich mir von der Verbindung Richard Strauß - Hugo von Hofmannsthal dieses Gesunde, Starke, wirklich Frohe und Lebendige nicht erwarten. Woher sollte dieser Wiener Ästhet dieses Mal eine jener Eigenschaften aufbringen, die er noch nie bewährt hat! Hat nicht im Gegenteil Hofmannsthal sich selber mit jedem neuen Werke mehr als ein schwacher, im Grunde immer den Instinkten jener Masse, über die er sich so erhaben dünkt, gehorchender äußerlicher Könner, niemals als ein innerer Künstler erwiesen! Es kommt ja nur darauf an, den Begriff „Masse“ richtig zu verstehen. Diese Masse ist für jenen Teilausschnitt unserer Literatur, von dem dauernd in der Presse die Rede ist, von dem die kritischen Literaturmacher wie die ästhetisierenden Snobs die gesamte geistige Entwicklung abhängig sein lassen, keineswegs in jener breiten Gesamtheit des Volkes zu suchen, die man zunächst darunter versteht; nicht in unserem noch immer reichlich urwüchsigen Bauerntum; nicht in unserer strebsamen, mit allen Fragen des Lebens ernst ringenden Arbeiterschaft. Nein, diese Masse im literarischen Sinne besteht aus einer heute in allen deutschen Städten und durch ihren Einfluß auch in gewissen Schichten der Landbevölkerung vorhandenen Gesellschaftsklasse, die durch die Bezeichnung Berlin W., gesteigert WW., am raschesten gekennzeichnet wird. Diese mit einer merkwürdigen Nervosität und aufgeregten Sensationssucht auf alle Erscheinungen des literarischen und künstlerischen Lebens sich stürzende Bevölkerungsschicht nimmt an allen künstlerischen Fragen einen so leidenschaftlichen Anteil, bringt für diese künstlerischen Dinge scheinbar so viele Opfer an Geld, Zeit und Arbeit, daß man in dieser Erscheinung wirkliche Kultur sehen und darüber glücklich sein könnte, wenn man nicht bei näherem Zusehen erkännte, daß hier auch nicht die Spur von einer wahrhaft i n n e r e n Bildung, von tieferer Herzensanteilnahme vorhanden ist, sondern daß das alles nur äußeres Getue, nur selbstsüchtige Nervenkitzelei und Sensationsmache ist. Diese Bevölkerungsschicht ist die unheimlich gefährliche „Masse“ für unser heutiges Literatur- und Kunstleben. Sie ist auch deshalb in so starkem Sinne Masse, weil die ihr Zugehörigen — mag ihre Zahl im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung auch klein sein — immer in Gruppen dicht beisammen sind, so daß sie an jedem einzelnen Orte verhältnismäßig in großer Zahl, eben als Masse, auftreten gegenüber jenem Gemeindebegriff der einzelnen, die sich aus innerer Herzensanteilnahme, ohne einander zu kennen, ohne sich umeinander zu kümmern, um einen Künstler zusammenfinden. Den Instinkten dieser Masse war Hofmannsthal von jeher ein guter Diener, freilich niemals mehr, als in dieser Komödie für Musik „Der Rosenkavalier“.

Ein Historiker, der in einigen Jahrzehnten die Kulturgeschichte unserer Zeit schreiben wird, wird eine lange Reihe von Erscheinungen unter den Begriff einer ä s t h e t i s i e r e n d e n E r o t i k, einer verspielten Sinnlichkeit oder, wenn er es recht grob deutsch ausdrücken will, einer v e r l o g e n e n G e i l h e i t zusammen-



fassen können. Er wird darunter die vielen äußerlich kostbaren bibliophilen Drucke von mehr oder weniger grob pornographischen Schmökern aufzählen, deren literarischen und kulturgeschichtlichen Werten die Löschpapierausstattung in der Regel durchaus entsprach. Er wird weiter darin aufzählen die Vorliebe für galante Kupferstiche und dergleichen, die in ihren obszönen Nebenabsichten gesteigerte Wiederaufnahme der Stich- und Zeichenkunst des galanten Zeitalters durch Beardsley und seine zahllosen Nachahmer und Abwandlungen wie Bayros, Klimt und andere; er wird hierher rechnen die Nackttänze und die ganze Schwafelei von der Kultur des Nackten; dann die unbegreifliche Ausdehnung der seichtesten, oberflächlichsten, aber eben „erotischen“ (keineswegs stark leidenschaftlichen) Operettenliteratur; ferner die unerklärlichen Erfolge von Werken wie „Das Tagebuch einer Verlorenen“, „Der heilige Skarabäus“, „Das gefährliche Alter“, halb und ganz wissenschaftlichen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Sexualpathologie usw.; er wird ein besonders starkes Kriterium für seine Meinung darin finden können, daß in vielen ganz ernst und schwer auftretenden Werken geschlechtliche Dinge nicht nur nicht verhüllt, sondern mit einer brünstigen Aufdringlichkeit behandelt werden. Er wird gerade nach dieser Richtung hin sich auf die neueste Schöpfung von Hofmannsthal-Strauß besonders stark berufen können. Wir sind diese Zeiterscheinungen gewohnt; wir haben sogar bereits ihre Bekämpfung zu einer Art Mode werden sehen (Kampf gegen die Schundliteratur usw.), und gerade wer weiß, wieviel bei all diesem Getue um Literatur und Kunst und auch um Wissenschaft äußerlich ist, der kommt schließlich dazu, diese Erscheinung doch nicht so hoffnungslos tragisch zu nehmen. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß in gar nicht fern liegender Zeit in denselben Kreisen, die heute ohne das Parfüm der Libertinage — es ist wohl ein Glück, daß sich einem bei dieser Gelegenheit immer Fremdwörter aufzwingen — nicht auskommen zu können glauben, Prüderie (sie werden es allerdings dann „Sittlichkeit“ nennen) wieder Mode wird.

Niemand wird diese Entwicklung Hofmannsthals tragisch nehmen. Warum billigt man nun nicht Richard Strauß ein gleiches zu, und seien es auch nur die mildernden Umstände einer üblen Zeitstimmung, die allem Starken abhold ist und in ihrer aufgeregten Raschlebigkeit gerade jene leicht in den Strudel hineinreißt, die aus innerem Zwang diese Zeit selbst leidenschaftlich miterleben? Es ist die Liebe zu Richard Strauß' ungeheurer Begabung, der Glaube an sein künstlerisches Vermögen, die Hoffnung, daß die gute Anlage in ihm endlich einmal schlackenfrei hervorbrechen müsse, die uns zu dieser Gleichgültigkeit gegenüber seiner Entwicklung nicht kommen läßt oder wenigstens bisher nicht kommen ließ. Richard Strauß ist ein Urdeutscher; er ist kein blutleerer Ästhet, sondern ein Vollblutmensch; er ist kein tüftelnder und mit halb wissenschaftlicher Überlegung zusammenstellender Kunsthandwerker, sondern ein mit den Mitteln seiner Kunst in königlicher Unumschränktheit schaltender Könner. Er ist — das bleibt trotz allem und allem wahr und ergibt sich auch in diesem Werke aus Einzelheiten — nicht bloßer Um- und Ausmünzer des überkommenen und von allen möglichen Seiten her zusammengetragenen Gutes, sondern er ist ein Reicher mit ursprünglichem Eigenbesitz. Und da soll man ruhig zusehen, wie dieser Mann zum Opfer wird der Zeit, wie er von jenen

Kräften verschlungen wird, die er einst zur Selbstbefreiung aufgerufen hat, wie er zur Beute wird einer Zeit, zu deren Beherrschung er berufen ist?!

Er war Till Eulenspiegel. Es gab eine Zeit, wo wir darüber frohlockten. Das war, als er jene oben geschilderte Masse, die ihn zuerst verhöhnt hatte, die ihm dann zujubelte, weil er Mode geworden war, an der Nase herumführte, ihr die mit Kakophonie und musikalischer Gelahrtheit gepflasterte Pritsche um die entzückt sich reckenden Ohren schlug. Er blieb Till Eulenspiegel, auch dann noch, als er von der Not der Menschen um das heilige Feuer der Kunst redete, so daß er selber statt einer reinigenden Lohe nur ein schwelendes und flackerndes Flämmchen entzündete. Der Eulenspiegel spukte durchs „Heldenleben“, und wir setzten sogar gerade auf den Eulenspiegel unsere Hoffnung, als wir Strauß sich in die, von Hofmannsthal statt in Purpur in Blutrünstigkeit getauchten, Gewänder des Atridenhauses hüllen sahen. Aber jetzt! Soll nun aus Till Eulenspiegel ein Clown werden?

Der Schritt ist furchtbar kurz. Der Unterschied spitzt sich dahin zu, ob man Lustigmacher aus Überlegenheit oder aus Abhängigkeit wird. Kann man von Strauß noch das erstere glauben? Ich täte es so gern, selbst wenn ich mir sagen müßte, der Mann bleibt immer Till Eulenspiegel, ein Lustigmacher, und wird kein Humorist. Allerdings bliebe auch dann die traurige Erkenntnis, daß dieser Mann die tiefe Sehnsucht der Besten seiner Zeit nach Größe und Stärke nicht vernimmt vor dem Geschrei der Aufdringlichen, der Oberflächlichen, der Gassen- und Massenmenschen der Kunst. Aber im „Rosenkavalier“ ist Strauß nicht einmal ein überlegener Till Eulenspiegel. Hier ist er nicht mehr Herrscher über die Geister, die er rief, sondern nur ihr Sklave. Nur schlecht gelingt ihm die überlegene Gebärde, und es klingt wie ein schwacher Selbsttrost: „Die ganze Affäre und alles sonst, was drum und dran hängt, ist mit dieser Stund' vorbei.“ Ja es wäre ein Glück, wenn man ein derartiges Werk einfach ausstreichen könnte. Aber ich fürchte, das kann Richard Strauß nicht mehr, selbst wenn er es wollte, selbst wenn der Trubel der sich an ihn Herandrängenden nicht die mahnenden Stimmen übertönte, die in ihm angesichts seines neuesten Werkes reden müssen. Die in ihm reden müssen, wenn „Tod und Verklärung“, „Heldenleben“, die „Domestika“ und so manche seiner Lieder und auch der lustige „Till Eulenspiegel“ von einst wirklich sein waren.

Es gibt nichts Gefährlicheres und Unheilvolleres für den Künstler, als den Unernst. Daß das Lachen eine heilig-ernste Sache sei, hat uns Wilhelm Raabe gesagt, und daß die höchste Fröhlichkeit in der Kunst ein Heiliges ist, das den ganzen Menschen im Künstler braucht, beweisen alle Großen der Weltkunstgeschichte, beweist bei den Musikern nicht nur als dionysischer Dithyrambiker der zur Freude sich mühsam hindurchkämpfende Beethoven, sondern auch der weltselige Sonnenmensch Mozart. Der Künstler spielt nicht ungestraft mit sich und der Welt; die Farce kann nicht mehr sein, als Augenblickslaune; die Ironie zerfrißt den Ironiker selbst, wenn sie zum dauernden Zustand wird.

Künstlertum muß Menschentum sein, sonst ist es nichts. „Und ob er mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre er ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.“



Richard Strauß hat diese Liebe nicht. Der Inhalt seines Schaffens war immer Selbstsucht, niemals Liebe zu den anderen. Das gilt selbst für „Tod und Verklärung“ und „Heldenleben“. Deshalb ist dieses Heldentum Anklage und Tod und nicht Sieg der Kraft und der Freude. Aus diesem Mangel an Liebe trägt sein Heldentum so ungeheuer schwer an allen Widersachern, hat es gegen die anders Denkenden und anders Fühlenden nur die hochmütige Verachtung und die Schwäche der Flucht, es sei denn, daß das Schalksnarrentum, die Eulenspiegelei, eine doch immer nur augenblickliche Erlösung bringt.

Ich habe diesen Mangel an Liebe mir immer als eine Art Zeiterscheinung erklärt. Wir können ja bei der ganzen modernen Kunst jenen im tiefsten Grunde schwächlichen Hochmut des Künstlers verfolgen, der auf das Vorrecht des Künstlertums pochend, der Welt das anfängliche Verkennen desselben zum schweren Vorwurf macht. Diese Tonart wirkt deshalb so hochmütig, weil in alledem sich immer das persönliche Gekränktsein verbirgt; in der Tat haben ja die großen kämpfenden Künstler, die oft ein Leben lang um die Anerkennung ringen mußten, in ihren Kunstwerken von ihrem Ingrimm über diese Gegnerschaft, von ihrem Zorn, ihrem Schmerz über die Blindheit und Kleinlichkeit der Welt kaum etwas verlauten lassen. In Briefen, oft in ganz groben Schimpfworten, mit irgendwelchen den Erscheinungsformen des Alltags angehörigen Mitteln haben sie sich die Entlastung von diesem Zorn gegen die Welt verschafft, um für ihre Kunstwerke selber frei davon zu sein, in diesen Kunstwerken jene Liebe zur Welt zu gestalten, ohne die ein Schöpfen im letzten Grunde sinnlos ist.

Nun ist unsere heutige Zeit gerade gegenüber etwas exzentrischen, auffälligen Künstlererscheinungen nur zu sehr zur Anerkennung gewillt. Aus der Absonderlichkeit, aus der sofort ersichtlichen Neuartigkeit folgert unsere Zeit, die ja im Grunde zu den Künsten recht alexandrinisch-wissenschaftlich eingestellt ist, daß hier künstlerische Originalität vorhanden sein müsse. Man schließt das aus den bekannten Künstlerfällen der Vergangenheit und folgert nun für sich den Grundsatz, in jedem Falle dieser neuen Erscheinung zuzujubeln. Denn die Blamage, die man sich durch voreilige oder überschwengliche Anerkennung holen kann, wird vergessen, wird überhaupt kaum sichtbar im Vergleich zu jener anderen, die im anfänglichen Widerstand gegen etwas Neues liegt. Ich für meine Person muß bekennen, daß mir der auf wahrhafter Liebe zu einem Besitze beruhende Konservativismus in der Kunst viel wertvoller ist, als der heutige Modernismus, der ohne Beschwer heute die Altäre verbrennt, vor denen er gestern gebetet hat, und ängstlich Umschau hält, ob nirgendwo ein neuer Gott auftaucht, der ein Opfer verlangt. Unter den Künstlern leiden heute niemals die irgendwie Auffälligen und Aufdringlichen, sondern nur die Stillen, die innerlich Eigenartigen, jene, zu denen man gehen muß, die einen nicht durch ihre Gewaltsamkeit zur Stellungnahme zwingen.

Ich will keine anderen Namen nennen, sondern mich nur an Richard Strauß halten. Wie rasch und früh ist er zu einer Herrscherstellung im Musikleben gelangt! Warum also dieses stete Gezeter gegen die Gegner? Wohlverstanden, ich begreife, daß ein Mann wie Strauß gerade durch seine raschen Erfolge, durch das allzu schnelle Aufgeben des zunächst sich so heftig äußernden Widerstandes bei der Masse

zu einer ironischen Einschätzung derselben gelangen kann. Und gerade darum konnte man sich seines Eulenspiegeltums freuen, mit dem er bekundete, daß er den fragwürdigen Wert der ihm dargebrachten Huldigungen wohl erkennt. Aber was soll uns der Künstler, wenn er nicht reicher, wenn er nicht besser und gütiger ist, als die Masse? Ist ihre Liebe Heuchelei oder modische Laune, so bringe **er** der Welt wahre Liebe entgegen und erzwinge so auch bei der Welt Wahrheit des Empfindens.

Nein, Richard Strauß hat die Liebe nicht. Man konnte sich darüber täuschen, weil er Leidenschaft besitzt. Leidenschaft und sinnliche Glut, die oft wie ein Sturmwind einherbrauste, oft die ganze Welt in die Glut ihrer Farbe tauchte. Aber war es Glut, war es nicht bloß Farbe? Ich glaube an die Echtheit, aber es war jene Liebe, die nur nimmt und nicht gibt. Ihr Urgrund war — man verzeihe das Wort — Brunst. Diese aber ist ein Zustand und keine Eigenschaft. Darum wehe dem künstlerischen Schaffen, das in ihr die stärkste Nährquelle hat!

Nein, er hat die große Liebe nicht, nicht zu den Menschen und nicht zur Kunst. Seitdem es eine Kunstgeschichte gibt, hat kein Künstler für sein Schaffen so günstige Vorbedingungen gehabt wie Richard Strauß. Man verstehe recht, was ich meine. Von allen Künstlern, die für die Sichtbarmachung ihrer Werke auf die Mitwirkung der Gesellschaft angewiesen sind, können überhaupt nur der Dramatiker und der Musiker zu so günstigen Schaffensbedingungen kommen. Der Architekt, der Plastiker, der Maler, sie alle brauchen für ihr Schaffen, wenn es ins Monumentale geht, die großen Aufgaben und die damit verbundenen großen pekuniären Mittel, die von der Gesamtheit, von einem außer dem Künstler stehenden Auftraggeber an sie herankommen. Man kann sich keinen Architekten vorstellen, der etwa einen riesigen Dom, ein gewaltiges Gebäude, keinen Plastiker, der ein ungeheures Denkmal, keinen Maler, der ausgedehnte Fresken zu schaffen vermöchte, wenn nicht der Staat, die Gemeinde, mit einem Worte die Öffentlichkeit ihm die Gelegenheit zur Aufstellung gibt. Also selbst wenn der betreffende Künstler über die ungeheuren Geldmittel verfügte, der Öffentlichkeit das in seinem Geiste, seiner Seele lebendig gewordene Werk fertig gestaltet schenken zu können, müßte erst die Öffentlichkeit bereit sein, das Geschenk anzunehmen. Anders der Dramatiker, der Musikdramatiker und Sinfoniker, für den, wenn er über die pekuniären Mittel, die Aufführung seines Werkes zu bezahlen, verfügt, kein Hindernis mehr zu dieser Aufführung besteht. Aber von Hindernissen ist bei Strauß gar keine Rede. Er nimmt heute im Musikleben eine solche Stellung ein, daß jedes Werk, das er schafft, von vornherein der bereitwilligen Aufnahme bei allen in Betracht kommenden Kräften sicher ist. Richard Strauß ist heute so gestellt, daß er bei seinem Schaffen gar keine Rücksichten zu nehmen braucht. Wenn in ihm ein Kunstwerk lebt, zu dessen Aufführung es einer bisher unerhörten Zahl von Kräften bedürfte, das mit ganz neuartigen Vorbedingungen arbeitete, — er kann dieses Kunstwerk unbekümmert um all diese Widerstände schaffen. Er braucht keinerlei Rücksicht auf die Geschmacksrichtung der Masse, auf vorhandene Kräfte, auf die äußeren Erfolgsbedingungen zu nehmen. Alle diese Bedingungen fügen sich ihm! Er braucht nur das Werk zu schaffen, und alle reproduzierenden Kräfte werden ihren Ehrgeiz darin finden, es in die Wirklich-

keit umzusetzen. **Unter so unvergleichlich idealen Bedingungen hat bis heute noch kein Musiker geschaffen.** Und dieser Mann geht hin und schafft den „Rosenkavalier“!

In gewissem Sinne steht dieser Rosenkavalier ganz folgerichtig auf dem Wege, den die „Feuersnot“ bereits gewiesen. Und darin liegt, wenn man so will, die Entschuldigung für den Komponisten, freilich gleichzeitig das Preisgeben jenes Glaubens, der in ihm einen wahrhaft großen Künstler und nicht bloß einen verblüffenden Könner sah. Was sich in den rein sinfonischen Dichtungen trotz „Don Quichotte“ und „Also sprach Zarathustra“ nicht so sinnfällig zeigen konnte, das erkannte der tiefer Zusehende in der Wahl der Stoffe und Dichtungen zu den Musikdramen: die starke Abhängigkeit nämlich, in der Richard Strauß von der Zeit steht. (Ich kann an dieser Stelle auf meine früheren Darlegungen im Türmer, 1907 April und Mai, und 1909 März, verweisen.) Strauß ist eine journalistische Natur. Den Erscheinungen des Tages gibt er sich leidenschaftlich hin und läßt sich ganz von ihnen erfüllen. Er schwimmt im breitesten Strome der Zeit und versucht nirgendwo, dagegen zu schwimmen, auch nicht, sich einen besonderen Weg zu suchen. Dort, wo dieser Zeitstrom sich am aufgeregtesten gebärdet, wo die Wellen am schnellsten rollen, dort schwimmt Richard Strauß und erscheint in diesem Kreise durch seine Kraft und Lebendigkeit als Führer. In Wirklichkeit wird er geführt. Bei der „Feuersnot“ ließ er sich ein starkes Erlebnis durch die Überbrettelei in Seichtheit verspielen. In der „Salome“ verschärfte er durch die eindrucksvolleren Mittel der Musik die Einstimmung für perverse Liebestriebe und eine an der Erscheinung der Dinge sich aufpeitschende Sinnlichkeit. Die „Elektra“ war aus dem gleichen Geiste geboren, brachte als Nachahmung (von seiten des Dichters) die Wirkungsmittel der „Salome“ verschärft und vergröbert und dadurch besonders aufpeitschend, daß die neue künstlerische Fassung zum Vergleich mit einer aus anderem Geiste gebildeten älteren zwang. Der in der Zeit liegende Sinn fürs Pathologische, das lüsterne Interesse derselben Zeit für blutrünstige Stoffe und abnorme Gelüste fand hier eine Nahrung, die doppelten Genuß dadurch weckte, daß sie eigentlich so ganz etwas anderes war. Nun scheint die Zeit dieser heftigen Aufregungen etwas müde zu sein. Dafür lebt die Freude an kleinen ästhetischen Feinheiten, Kulturliebhaberei, verspieltes Getue um spielerisch aufgefaßte Probleme; dekorative Stimmungen, Ästhetentum, Galanterie statt Leidenschaft. Die Operette triumphiert! Wie sollte Richard Strauß dem Zug nach der Operette widerstehen?!

Ja, eine Operette ist der „Rosenkavalier“, entgegen der vom Textdichter gewählten viel anspruchsvolleren Bezeichnung: Komödie für Musik. Und das trotz des riesigen Umfanges der aufgerufenen Kunstmittel, trotzdem in einzelnen Stücken, zumal den rein sinfonischen Einleitungen (vor allem der zum dritten Akte), eine sinfonische Arbeit von allerhöchster Kunstfertigkeit geleistet wird, trotzdem auch einzelne der Gesangsnummern die höchsten Ansprüche stellen und in ihrer Art auch erfüllen.

Ich brauchte eben die Bezeichnung „Nummer“. Wirklich führt Strauß wieder zur Nummernoper zurück, womit nicht gesagt sein soll, daß das aus irgendeiner tieferen grundsätzlichen Überzeugung geschehen sei, noch daß aus diesem Schritt



auf die Richtung seines folgenden geschlossen werden dürfte. Strauß hat keine künstlerisch-ästhetischen Grundsätze für das Wesen des Musikdramas. Ein eigentlicher Dramatiker ist er ja überhaupt nicht, sondern durch und durch Sinfoniker. Bei „Salome" und „Elektra" bewirkte die einheitliche Stimmungs- und Gefühlsentwicklung der Stoffe, daß ihre Übersetzung ins Musikalische als eine sinfonische Entwicklung des zu Beginn gegebenen Themenmaterials erscheinen konnte; das verlieh jenen beiden Werken den Schein der dramatischen Geschlossenheit. In Wirklichkeit war diese nur auf Kosten des eigentlich Dramatischen, vor allen Dingen der Dichtung gewonnen worden, und niemals ist ein Textbuch einerseits so vergewaltigt worden, insofern die Musik das Wort völlig zudeckte und unabhängig machte, noch hat andererseits jemals eine Dichtung so sehr in ihren Äußerlichkeiten zur Bereicherung des Musikalischen herhalten müssen, wie bei diesen vielgerühmten Werken. Ich betonte schon damals, daß, da Strauß das Empfinden für dramatische Notwendigkeit abgehe, er mit derselben Gewandtheit und Gleichgültigkeit gegen alle grundsätzlichen Bedenken zur alten Form der Nummernoper zurückkehren würde, wenn die Anregung von außen dazu geboten würde. Es war darum töricht, wenn so viele erwarteten, Strauß würde uns vielleicht den Stil der lang gesuchten komischen Oper bringen. Eine derartige stilbildnerische Leistung dürfen wir von Strauß selber nie erwarten; die wäre in dem Falle nur das Verdienst seines Textdichters. Wenn er ein Textbuch bekäme, das die Forderungen der komischen Oper in hohem Maße erfüllte, so wäre es wohl möglich, daß Strauß dann nach dieser Richtung hin angeregt würde, falls es ihm nicht eben auch dann beliebte, die ganze Sache als Ulk aufzufassen.

Ein großer Teil des „Rosenkavaliers" ist bewußte Parodie; so die vielen schmachtenden Walzer, so zahlreiche kleinere Gebilde. Aber eigentlich als Parodie erkennbar ist nur die Arie des italienischen Sängers. Und selbst hier erweist sich die Gefährlichkeit eines solchen Beginnens. Wäre diese Arie noch etwas besser gemacht, hätte Strauß gar eine echte italienische Arie eingelegt, und würde diese Arie dann mit wirklicher italienischer Gesangskunst gesungen, so könnte Till Eulenspiegel in diesem Falle die böse Erfahrung machen, mit einem Narrenspossen viel stärker zu den Herzen gesprochen zu haben, als mit all seinen ernstgemeinten Gefühlen. Der naive Zuhörer jedenfalls und auch die in kunstkritischer Hinsicht sehr gewählte Zuhörerschaft der Premiere nahm die Walzer und Schmachtweisen durchaus als ernst gemeint. Und weil ihnen diese Schmachtweisen gefielen, klatschten sie Beifall. Es ist Strauß also auf keinen Fall gelungen, die Verwendung dieser musikalischen Formen als eine Verspottung derselben, noch gar als eine ja durchaus berechtigte Satire auf die Verlogenheit der diese Formen zumeist gebrauchenden Operette wirken zu lassen. Wenn er das gewollt hat! Ich glaube nämlich nicht daran, glaube vielmehr, daß mit Strauß in diesen Fällen sein Musikantentum durchgegangen ist, ähnlich wie seinerzeit mit Hauff die Sentimentalität und Sinnlichkeit bei seiner Parodie Claurens im „Mann im Monde". Das eine trifft in jedem Falle zu: als Walzerkomponist kann Strauß mit seinen älteren Namensvettern, den beiden Johanns, nicht in Wettbewerb treten. Und selbst viel geringere Operettenkomponisten haben erkannt, daß der Walzer keine Kunstform für bewußtes Empfindungs-

spiel ist. Dafür aber verwendet ihn Richard Strauß, und darin liegt der größte Stilfehler des Werkes.

Auf dieses bewußte Spielen mit allem Lebensinhalt hat Hofmannsthal sein Buch aufgebaut. Was diesen Ästheten reizte, war, ein Zeitbild zu geben der galanten Rokokoperiode mit den leichtgeschlossenen, zuweilen auch gefährlichen Liaisons vornehmer alternder Standesdamen mit überjungen Kavalieren (den „petit-maîtres“); der gesellschaftlichen Spielerei mit dem „Lever“ der großen Welt, dem übertriebenen Getue der groß sein wollenden Welt der reichen Emporkömmlinge, dem widerwärtigen Diensteifer des gesamten Pöbels, endlich mit den im Grunde recht brutalen, durch die äußerliche Form der Etikette oft nur wenig verhüllten Instinkten. Dazu hat Hofmannsthal aus Eigenem beigesteuert, eine gedankentief tuende Sentimentalität, die etwas ganz anderes ist als der aus reicher Lebens- und Weltkenntnis geschöpfte Skeptizismus der Rokokoperiode, und eine schleimige Geilerei, die unendlich widerwärtiger ist, als die frivolste geschlechtliche Ausschweifung der Abenteurer des galanten Zeitalters. In diese Periode paßt, um auf die Musik zurückzukommen, der Walzer nicht hinein. Der Walzer kann wohl ebensogut sentimental wie derb sinnlich sein, aber er ist immer wahr. Es fehlt ihm alles, was überlegenes Spiel mit Empfindungen bedeutet. Dagegen hat ja auch die galante Periode eine Fülle von Tanzformen ausgebildet, die bis in den letzten Schritt und in die letzte Note hinein das überlegene Spiel des Ausführenden mit dem gesamten Leben, mit seinem persönlichen Empfinden bekundet. Nicht daß diese Verwendung des Walzers historisch nicht stilecht ist, ist Strauß zum Vorwurf zu machen, aber daß sie geistig in die dargestellte Welt nicht hineinpaßt.

Nur ein Ästhet wie Hofmannsthal, der das Drumherum des Lebens für das Leben selber hält, konnte diese Nichtigkeit an Geist, Empfinden, Erleben und Geschehen zu einem stundenlang dauernden Dreiakter auseinanderzerren. Man kann sich vorstellen, daß bei einer solchen im Grunde auf Schilderung ausgehenden Behandlung das eigentlich Musikalische eines Stoffes völlig zerkrümelt werden muß, daß dieses dann günstigstenfalls in lyrischen Stimmungsbildern liegen kann, die mit dem Wesentlichen des betreffenden Dramas nichts zu tun haben, sondern als Nummern hineingefügt sind. Solche Ästheten haben auch keinen Humor und keine Komik. Wie sollten sie auch? Sie könnten ja nur die Komik der Requisiten haben. In der Tat arbeitet Hofmannsthal völlig sinnlos und unverständlich mit einem ganzen Hexensabbat von verschiebbaren Fenstern, Geheimtüren, Luken, Bodenversenkungen, und führt zur Übertölpelung eines verliebten, greisen Trottels den ganzen Apparat einer Gespenstertragödie ins Feld. Strauß folgt ihm getreulich mit all seiner tonmalerischen Kunst. Das soll nun komisch wirken? Kein Mensch lachte bei all diesen Vorgängen. Sie befremdeten nur. Und selbst wenn Richard Strauß zum vierten, fünften und sechstenmal einen wuchtigen Schlag auf die große Pauke führen läßt, um dadurch anzudeuten, daß eine der Gestalten auf der Bühne droben zu erschrecken hat, — selbst dieser Clownseinfall versagt die Wirkung. Vielleicht wäre die Enttäuschung nicht so stark und vor allen Dingen nicht so schmerzlich, wenn nicht so viele liebe Schatten aufstiegen. Man kann den Ochs von Lerchenau nicht sehen, ohne Falstaffs zu denken. Aber selbst der Falstaff der

Oper Nicolais, von dem Shakespeares oder Verdis gar nicht zu sprechen, ist unendlich lebensvoller, blutsaftiger, humoristischer und komischer, als diese erklügelte, nirgendwo recht lebende Figur. Noch gefährlicher wird bei einzelnen Figuren, wie vor allem für das ganze Milieu, die Erinnerung an Mozarts „Figaro“. Wie unendlich viel tiefer stehen wir heute, wenn wir jetzt, wo doch in bald anderthalb Jahrhunderten viel Häßliches und Widerwärtiges versunken sein sollte und vergessen, eine Zeit mit ihren Schwächen und Schönheiten so viel plumper, gröber, roher und — das Wort im höchsten Sinne verstanden — unsittlicher darstellen, als Mozart es mit dem galanten Zeitalter getan hat, in dem er selber lebte, unter dessen Einrichtungen er als Mensch und Künstler schwer gelitten hatte.

O gewiß, die Partitur von Richard Strauß enthält auch viel Schönes. Schon im ersten Akte ist eine, in der dargestellten Situation allerdings völlig unwahre, monologisierende Szene einer Frau, die sich Gedanken über das Altern macht. Im zweiten Akt ist musikalisch außerordentlich fein das Zusammentreffen der beiden jungen Menschen, des Rosenkavaliers und der Tochter des reichen Emporkömmlings, bei der er den Brautwerber für den plumpen Lerchenauer macht. Und dann ist im dritten Akt ein Terzett zwischen drei Sopranstimmen von wunderbar melodischem Zauber und voll tiefster Empfindung.

Ich habe hochgeschätzte Musiker und liebe Kunstfreunde gesprochen, die um dieses Terzettes willen Richard Strauß den ganzen übrigen „Rosenkavalier“ verzeihen wollen. Ich weiß nicht, ob man es darf. Im Korintherbrief, nach dem selbst die Rede der Engelszungen eitel und übel ist, wenn die Liebe fehlt, heißt es auch: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht: so wäre mir es nichts nütze.“ Nein, er hat die Liebe nicht. Wie könnte sonst er, dem der Genius das Lebensbrot der Kunst zu eigen gegeben, dem hungernden Volke Steine statt Brot geben und ihm diesen Betrug, dieses Zum-Narren-halten dadurch doppelt fühlbar machen, daß zwischen einen Haufen Steine einige Bissen köstlichen Brotes gemengt sind?!

Das Publikum der Erstaufführung verstehe ich allerdings nicht unter diesem hungernden Volke. Was diese Leute suchten, das haben sie reichlich gefunden. Darum waren sie auch so zufrieden. Diese Dresdener Uraufführungen Richard Straußscher Werke sind auf dem Gebiete des Theaterlebens wohl die eigenartigsten Sittenbilder unserer Zeit. Sie sind längst keine örtlichen Ereignisse mehr. Für ganz Deutschland, ja sogar für das Ausland sind sie künstlerische Ereignisse, bei denen „man dabei gewesen sein muß“. Es ist genau das Gegenteil der Stimmung von Bayreuth. Statt der Sammlung — Zerstreuung, statt der Vertiefung in ein als Lebenswert Erkanntes — der sensationelle Kitzel eines noch unbewerteten Neuen, bei dem man selber Urteilsmacher spielen kann; statt des im Tempel der Kunst sich versammelnden und vor der Heiligkeit des Kunstwerkes sich selbst vergessenden Volkes eine „Gesellschaft“, die sich zeigen und sehen will, eine Gesellschaft, die sich eigentlich selber genug ist und die das Kunstwerk nur als den Clou einer großen gesellschaftlichen Veranstaltung auffaßt. Darum ist auch alles da, was gerade Mode und im Schwang ist. In Dresden durfte darum auch die neueste literarische Sensation, die literarische Entdeckerin des „gefährlichen Alters“ nicht

fehlen, und ihre Anwesenheit wurde von den Reportern ebenso sorgfältig gebucht, wie die der auswärtigen Kritiker und Theaterunternehmer, der inländischen Gesellschaftsmacher und Salongrößen der verschiedenen Großstädte.

Außerdem aber ist zur Stelle die ganze Musikkritik des deutschen Sprachgebietes. Die Postverwaltung hat ein eigenes Telegraphenbureau im Opernhaus selber eingerichtet, auf daß unmittelbar nach der Aufführung die tiefsinnigen Urteile in alle Welt hinausgedrahtet werden können. Die Pietsche und Holzböcke der verschiedenen Städte sind abgeordnet, das glänzende Gesellschaftsbild zu schildern. Lange „Privattelegramme unserer Spezialkorrespondenten“, lange „Berichte unserer eigens entsandten Kritiker“ läßt man es sich kosten. Die hinterwäldlerischen Lokalblätter sogar bringen ein eigenes bar bezahltes Feuilleton.

Das war eigentlich der Grund, weshalb ich die Flasche Burgunder brauchte, um mich aus einer traurigen Resignation wieder aufzupeitschen. Ich dachte an so viele schwer kämpfende, mühsam mit dem Einsatz ihres ganzen Daseins ringende Künstler. Ich kenne solche Dramatiker des Wortes und der Musik, die es nach Jahren endlich erreichten, an einer kleineren Bühne, an der ein ideal gesinnter Dirigent wirkt, mit unzulänglichen, aber von der Größe der Aufgabe schließlich ergriffenen und hingerissenen Künstlern, ihr Werk zur Aufführung zu bringen. Ich habe im Laufe der Jahre ein Dutzend und mehr solcher Werke gehört, die nicht nur, an diesem „Rosenkavalier“ gemessen, wahre Offenbarungen an künstlerischer Kraft und künstlerischem Menschentum bedeuteten, sondern auch von höchster Warte aus gesehen Leistungen darstellten, die unserem Volke nicht vorenthalten bleiben dürften. Wo war da diese Kritik? Wo war da die Presse? Unmöglich ist es in solchen Fällen, Berichterstatter an diese Stätten zu bringen; unerreichbar ist sogar das bißchen Raum in den großstädtischen, die Meinung machenden Blättern, um eine begründete Würdigung dieser Ereignisse der Öffentlichkeit mitteilen zu können. Sie sind ja nicht sensationell!

Aber was hat dann überhaupt die ganze Kunstkritik der Tagespresse noch für einen Zweck? Kann sie sich unter solchen Verhältnissen noch der törichten Einbildung hingeben, F ü h r e r zu sein des Volkes? Ist sie etwas anderes als ein ganz elender Knecht der gewöhnlichsten Pöbelinstinkte? Was will unter solchen Umständen noch die Kritik, die ihre Aufgabe darin erblickt, Werte zu finden, den ringenden Künstlern zu helfen, dem suchenden Volke die Wege zu weisen zu rein und reich fließenden Quellen der Kunst? Sie wird ja ersäuft in dem Meer von Tinte, das über die Lande sich hinwälzt, um von den äußerlichen Geschehnissen äußerlicher Kunstmacher zu berichten!

Ein schwacher Trost bleibt freilich: das Gute siegt und die Gerechtigkeit gewinnt die Herrschaft mit der Zeit. Die nüchterne Statistik spendet den Trost. Der Opernspielplan des letzten Jahres verzeichnet die Kurswerte der Richard Straußschen Opernpapiere mit folgenden Zahlen: „Elektra“ fiel von 105 Aufführungen auf 65, „Salome“ von 85 auf 37. Angesichts dieser Zahlen gewinnt man dann sogar wieder den Humor für die Tatsache, daß der Berliner Verleger des „Rosenkavaliers“ sein Haus nach Paris verlegt hat, um für dieses Werk die längere Schutzfrist von fünfzig Jahren nach des Komponisten Tode sich zu sichern.

Königskinder

Humperdincks „Königskinder" wandern jetzt über die deutschen Bühnen und finden überall gastliche Aufnahme. Wenn der Komponist — er tut es mit einer natürlichen gewinnenden Freude — das erste Auftreten seiner „Kinder" an fremdem Orte persönlich überwacht, so steigert sich, sobald das Publikum davon Kenntnis erhält, diese freundliche Aufnahme zu wahrer Herzlichkeit, zu jener warmen Freudigkeit, mit der man einen lieben Menschen unter seinem Dache willkommen heißt. Wir haben Engelbert Humperdinck alle lieb, weil er in einer Zeit der Vernüchterung, der Überreiztheit, der hastenden Gier und erschlafften Übersättigung die vielen, vielen dummen großen Leute bei der Hand nahm und sie ganz einfach in den deutschen Märchenwald hineinführte. Da erkannten diese großen Leute dann zur eigenen Überraschung, daß sie im Grunde ihres Herzens gar nicht so schrecklich „modern" seien, und daß es für sie alle eine Kinder- und Herzenswonne sei, wieder einmal im deutschen Märchenwalde spazieren gehen zu können. In diesem Walde, der überall und nirgends ist, an dem das Wunderbarste ist, daß ein jeder sich ihn ins eigene Haus zaubern kann, und das weniger Wunderbare, aber recht Bezeichnende, daß er gerade der Wald ist, den man vor lauter Bäumen nicht sieht.

In unserem Musikleben bedeuten Humperdincks „Hänsel und Gretel" eine Erlösung, eine Erlösung vor allem von dem blutränstigen Naturalismus der Jungitaliener und ihrer Gefolgschaft, eine Erlösung aber doch auch vom Wagnerianismus, ja von Wagner selbst. Vom Wagnerianismus insofern, als hier endlich ein Künstler bewies, daß es nicht auf die Wagnernachahmung, sondern auf die Wagnerfolge ankam, nicht auf die Kurvenal-, sondern auf die Brünnhildentreue; von Wagner selbst, weil doch die ungeheure Welt der Wagnerschen Musikdramen auf uns lastete, weil gerade das Feierliche und Festspielmäßige, das die eigenartigste Stärke der Kunst Wagners bildet, in dauerndem inneren Widerspruch steht zur Verwendung dieser Kunst als Unterhaltung und bloße Verschönerung des Alltags. Nun zeigte hier ein Künstler, daß aus demselben Geiste, aus dem jene erhabenen Tempelbauten entstanden waren, denen man nur im Festtagsgewande nahen sollte, auch die schöne traute Häuslichkeit erwachsen konnte, in der man zum frohen Feierabend sich versammelt. Humperdincks „Hänsel und Gretel" ist das einzige Werk geblieben, das sich in der deutschen Musikdramatik seit Wagner als dauernd lebensfähig erwiesen hat.

Es zeugt für die hohe künstlerische Ehrlichkeit Humperdincks und seine vornehme Art, daß er siebzehn Jahre wartete, bevor er uns wieder in den Märchenwald führte. Die Mehrzahl seiner Kunstgenossen erweist sich als geschäftiger und geschickter, günstige Kombinationen auszunutzen. Und wenn wir ihm nachsagen können, daß er für seine Person den Weg ebensogut wieder gefunden hat, wie jenes erste Mal, daß er sein Heimatrecht im Märchenwalde aufs neue beglaubigt hat, so liegt darin ein vollgültiges Zeugnis für die echte und reine Künstlerschaft dieses Mannes. Wenn wir aber nicht verhehlen können, daß uns anderen diesmal in der ihm gern geleisteten Gefolgschaft nicht so wohl wird, daß wir uns nicht voll daheim fühlen, so liegt die Schuld daran, daß neben Humperdinck im Textdichter ein zweiter Führer schreitet, der selber nur als neugieriger Fremdling und nicht als naives Volkskind diese Stätte aufsuchte.

Die Verlustliste, die die von allem Anbeginn an so problematische Gattung Oper auf die Schuldseite der Dichtung zu buchen hat, ist überlang. Seltsamerweise ist sie nach Richard Wagner, der als erster und einziger die „Notwendigkeit" dieser Verbindung der Künste erwies, noch viel schwerer belastet als früher. Das ist tieftraurig, aber freilich geht es doch wohl nicht an, dann einfach immer den Textdichter zu schelten und den Musiker zu bemitleiden. Denn es ist ein gerade nach Richard Wagner doppelt schwerwiegender Mangel, wenn ein Musiker, der sich zum Opernkomponisten berufen fühlt, nicht tiefer in das Wesen dieser Gattung eingedrungen ist, wenn er nicht klarer die Vorbedingungen erkannt hat, die eine Dichtung erfüllen muß, um zur dramatischen Komposition geeignet zu sein, wenn er nicht schärfer alles das herausfühlt,



was dieser widerspricht. Im Falle der Königskinder ist mir das besonders unbegreiflich, nicht nur weil es sich um Humperdinck handelt, der sich immer als ein Künstler von stärkstem Stilgefühl erwiesen hat, sondern weil die schlimmsten Hemmnisse dieses Textes wie Fremdkörper dem ursprünglichen Märchenstoffe anhaften.

Ernst Rosmer, in Wirklichkeit die Frau des bekannten Münchener Rechtsanwalts Bernstein, hat an sich in der Wahl des Stoffes einen glücklichen Griff getan. Ohne daß es ein geschlossen vorliegendes Märchen wäre, sind die Bestandteile ihrer Dichtung echtes Märchengut. Da ist der junge Königssohn, der aus innerem Tatendrang aus der Heimat hinwegrannte in die Welt hinaus. Die Krone hat er sich ins Ränzlein gepackt und zieht nun als sorgenloser Bursch mit offenen Augen und lustigem Herzen durch die Lande, bis diese unbewachten Augen ein Mädchen sehen, bei dessen Anblick sein Herze spricht: „Das ist deine Königin!" Sie ist ein armes Kind — wie könnt's im Märchen anders sein? —, hütet die Gänse und ist — das Märchen liebt es so — im Widerspruch zu seiner Umgebung und seinen Schicksalen wie eine Blume der Wildnis zu solcher Schönheit emporgeblüht. Echt märchenhaft ist es auch, wenn die Bürger der Stadt Hellabrunn sich einen König suchen, aber das in unscheinbarem Gewand einherziehende junge Paar nicht anerkennen wollen. Nicht mehr so urkräftig, wie es das alte Märchen ist, eher aus dem weichen Stoffe, aus dem das spätere Volkslied gestaltete, ist der Schluß, der kein sieghaftes Durchdringen der Jugend durch Kampf und Widerwärtigkeit bringt, sondern ihr Unterliegen. Aber immerhin, es ist ein schönes Sterben, so Herz an Herz mit der Geliebten vom Schnee zugedeckt zu werden zum ewigen Schlummer.

Leider hat es sich Ernst Rosmer an dem naiven Geschehen, das wir vielleicht gern geglaubt hätten, wenn es selber gläubig vor uns getreten wäre, nicht genügen lassen. Es sollte eine symbolische tiefere Bedeutung den Vorgängen unterlegt werden. Da wäre das erste Erfordernis volle Klarheit der symbolischen Absicht gewesen. Zu der hatte die Dichterin den Mut nicht, weil sie den Mut zur verpönten Allegorie nicht fand. Was nun herausgekommen ist, ist übel verschwommen. Es soll wohl die Tragik des echten Königtums sein, das von den Menschen nicht erkannt wird und untergeht, wenn es nur innerlich vorhanden ist und ihm die äußere Aufmachung fehlt. Aber dann ist es doch recht schwach begründet, weshalb wir in der Gänsemagd ein Königskind sehen sollen. Vor allen Dingen, wenn diese Begründung auf die Herkunft des Mädchens aus dem wilden Liebesbunde einer Henkerstochter hinweist. Dann hätte die Dichterin wenigstens starke Königsnaturen, Kämpfer vor uns hinstellen müssen, die ihres Königtums in sich bewußt sind und dafür kämpfen. Noch mehr vom Übel sind eine Reihe kleiner Züge, die jetzt geradezu verwirrend wirken (z. B. die Hexe und vor allem das Backen des giftigen Kuchens, an dessen Genuß die Königskinder später sterben), und hinter denen einzelne schöne Gedanken (z. B. daß ein Künstler, in der Gestalt des Spielmanns, und ein Kind die einzigen sind, die die Königskinder durch ihre elende Hülle erkennen) vollständig verblassen. Allerdings sind sie auch nicht deutlich genug herausgearbeitet.

Dieses Fremdgeistige zerstört den reinen Märchencharakter. Als zweites kommt hinzu eine üble Weitschweifigkeit. Mußte der magere Stoff eine abendfüllende Oper hergeben? Der zweite Akt ist jetzt nicht viel mehr als eine schwache Nachahmung des Volkstreibens aus den Meistersingern. Die zweite Hälfte des dritten Aktes ist überflüssig und abschwächend, genau so wie große Teile des ersten Aktes. Eigentlich hat das Werk drei Szenen: 1. Der wandernde Königssohn erblickt im Wald die Gänsemagd und eint sich ihr in Liebe. 2. Die Gänsemagd hält ihren Einzug in die Stadt und trifft dort mit dem Königssohn, der sie im Unmut verlassen hat, wieder zusammen. 3. Der Tod der Königskinder in Elend und Not.

Immer deutlicher erkennt man auch aus den Mißgriffen unserer Komponisten, wie sie durch und durch beherrscht sind vom sinfonischen Denken. Auch dieses Werk ist im Grunde eine Sinfonie, und was den Musiker Humperdinck erfaßte, was ihn nachher blind machte für alle vernichtenden Schwächen des Textbuches, hören wir klar heraus aus dem Weben seiner Musik.

Die erste und die dritte Szene sind Dur und Moll desselben musikalischen Stoffes. Es ist die gleiche Welt der Liebe, des Nur-sich-gehörens zweier füreinander bestimmter Menschen. Dort im Erwachen, im jubelnden Besitzergreifen, im blumenreichen Sommer des sorgenlosen Hinausblühens ins Leben — hier der Winter, das Sterbenmüssen der Blumen, die nur für sich und um ihrer selbst willen da waren; das stille, schmerzlose Sterben des Lebens, das seine volle Erfüllung gefunden hat. Zwischen beiden liegt der Höhepunkt des Daseins, dort wo das Leben zur Tat entstehen sollte, zum Kampf für sich und andere. Für sich zur Bereicherung des eigenen Seins, für andere zur Beglückung, zum Niederringen des Dunkels, der Dumpfheit und Dummheit.

Dieses sinfonische Schaffen ist wahre Musikdramatik, aber dann gehört dazu, daß der Dichter dieses sinfonische Empfinden teilt. Seit Richard Wagner ist das bei keinem der Fall gewesen. Solange sich dieser echt musikalische Dichter nicht findet, werden unsere sinfonischen Musikdramatiker alle scheitern, und es wird höchstens gelingen, daß ein Musiker eine gute Oper schafft. Eine richtige, wahre Nummernoper, d. h. ein Werk, bei dem es dem Komponisten nicht darauf ankommt, den seelischen und geistigen Inhalt uns als Ganzes, als eine Entwicklung vorzuführen, sondern wo er sich damit begnügt, einzelne Zustände in dieser Entwicklungsreihe in geschlossenen Gebilden darzustellen. Hier zeigt sich uns die tiefe Problematik unseres Opernschaffens, die nie schwerer gewesen ist als heute, wo das ungeheure, gewaltig leuchtende Beispiel Richard Wagners das Ideal des Musikdramas verlebendigt hat, während das Wünschen und Denken aller Nur-Musiker im Grunde nie weiter geht, als auf eine Oper. Genau wie umgekehrt der höchste Ehrgeiz der für Komponisten schaffenden Dichter auf ein wirksames Textbuch gerichtet ist. Daß auch Humperdinck, der sich in seinem ersten Werke als tiefer Erkenner des Wagnerschen Kunstwerkes erwiesen, diesem Zwiespalt zum Opfer fallen mußte, ist tief bedauerlich.

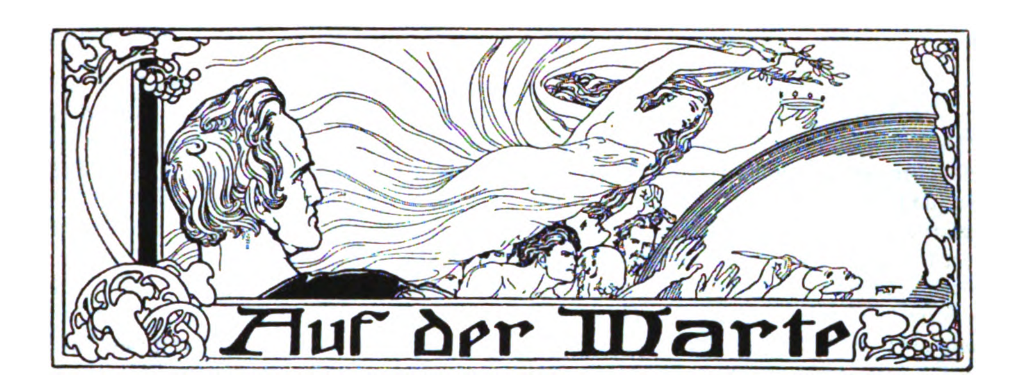
Den Musiker Humperdinck dagegen muß man nach diesem Werke noch höher einstellen, als man es nach Hänsel und Gretel getan hat. Vor allem leuchtet Humperdincks feines Stilgefühl, sein Sinn für die Harmonie der Mittel um so strahlender, als beide unserer zeitgenössischen Musik fast überall fehlen. In der Hinsicht kann die Orchestrierungstechnik der „Königskinder" eine geradezu erlösende Kraft für unsere Komponisten haben. Denn wenn man es verstehen kann, daß der heutige Komponist das moderne Orchester als d a s Orchester ansieht, daß er auf die Fülle der Stimmen und Farben nicht verzichten will, die ihm dieses Orchester in die Hand gibt, so muß das Bestreben dahin gehen, die Technik dieses Orchesters so zu verfeinern, daß das Rieseninstrument auch für kleinere Inhalte die sinngemäße Ausdrucksform hergibt. In dieser Hinsicht ist die Partitur der „Königskinder" ein herrliches Meisterwerk. War in „Hänsel und Gretel" die Instrumentation fast immer zu dick, zu wuchtig für das kleine Geschehen, so ist jetzt eine Durchsichtigkeit der Stimmführung, eine Feinheit des dabei immer leuchtenden Farbenauftrags erreicht, daß man von wirklicher Durchgeistigung des riesigen Apparates sprechen kann.

Daß das thematische Material beim ersten Hören weniger überzeugend wirkt, als in „Hänsel und Gretel", hat seinen einfachen Grund in der reichen Verwendung von Volksliedern in der früheren Oper. Dafür hat Humperdinck sich noch niemals als so reicher Erfinder bewährt wie jetzt. Hinzureißen, überwältigen zu können, liegt nicht in seiner Art; aber beglückt lauschen kann man ihm, und manche Stellen schimmern von einer Schönheit, daß einem beim Hören der Atem stille steht, — ganz wie im Märchen. Er ist wohl keiner von jenen, die mit starken Händen aus der ungefügen Masse ungeahnte Gebilde formen; er ist kein gewaltiger Bildhauer, wohl aber ein meisterlicher Goldschmied, der den edlen Stoff mit prächtigem Rankenwerk ziert, sinnreiches Figurenspiel entwickelt und da und dort kostbare Juwelen einsetzt, die in Schönheit leuchten.

Königskinder! — Nicht schwer sind sie zu erkennen, von diesem Spielmann geleitet. Wie gerne nahmen wir sie auf, wie gerne würden wir sie halten! Aber mag ihres Bleibens auch nicht sein, die Hoffnung halten wir auf den Meister, der sie schuf. St.







Preußenkammer und Sozialdemokratie

Im preußischen Abgeordnetenhause führen die konservativen Parteien unter Vorantritt des Herrn Präsidenten gegen das sozialdemokratische Häuflein einen seltsamen Guerillakrieg. Der hatte schon im vorigen Sommer angefangen, als Herr Jordan v. Kröcher, der sonst eigentlich nicht zu den furchtsamen und zaghaften Gemütern gehört, sich plötzlich so schutzlos zu fühlen begann, daß er um der sechs Sozialdemokraten willen die Geschäftsordnung verschärfen ließ. Indes zeigt sich doch (woran einsichtige und unbefangene Leute nie gezweifelt haben), daß dieser Schutz wertlos ist. Am wertlosesten, wenn es dem Herrn Präsidenten beliebt, seinen nicht immer behaglichen Humoren die Zügel schießen zu lassen. Dann kann es nämlich passieren, daß es aus dem Wald herausschallt, wie man in ihn hineinrief. Herrn v. Kröcher ist das ja bekanntlich neuerdings widerfahren. Er hat aus der umfriedeten Höhe seines Amtssitzes dem sozialdemokratischen Abgeordneten Hoffmann, ehedem der Zehngebote-Hoffmann genannt, die beruhigende Versicherung gegeben: er, der Präsident, könne den fröhlichen Deutschverderber nicht ernst nehmen, und verzichte deshalb auf die Erteilung des Ordnungsrufs. Worauf Herr Hoffmann schalkhaft mit der Frage geantwortet hat: ob der Herr Präsident ihn nun wohl ernst nähme, wenn er ihm erkläre: diese Bemerkung sei eine Unverschämtheit?

Seither knirscht der Ingrimm im konservativen Lager und kocht die Entrüstung. Während Herr v. Kröcher, wenn ein Sozialdemokrat spricht, im Durchschnitt hinter jedes dritte Wort des Redners einen Ordnungsruf setzt, stecken seine Parteifreunde ihre geschätzten Köpfe zusammen und überlegen, wie der sozialdemokratischen Verwegenheit zu wehren sei. Man hat unwillkürlich die Empfindung, als sähen diese Herren allein schon in der Anwesenheit der Sozialdemokraten eine ungewöhnliche Dreistigkeit, die exemplarische Züchtigung verdiene. Als hätten die Konservativen der Preußenkammer sich vorgenommen, überhaupt ein Schulbeispiel zu liefern für die richtige Behandlung der Sozialdemokratie. So etwa in Elard v. Oldenburgischem Rhythmus: Wir werden nicht schlapp. Wir zeigen den Kerls schon, was 'ne Harke ist. „Wir sind ein Volk, ein knorr'ges, sagt schon der Herr v. Borries" ...

Eine wahrhaft kindliche Art, Politik zu treiben. Man schafft die Sozialdemokratie doch nicht aus der Welt, wenn man sie durch das Wahlrecht von den Parlamenten ausschließt, und man vertilgt sie erst recht nicht, wenn man ihre Vertreter, fanden sie dennoch Eingang, drangsaliert und schikaniert. Schade nur, daß von ihren bürgerlichen Kollegen das bisher den Herren auf der Rechten noch niemand gesagt hat. Man macht nicht mehr mit; man zuckt die Achseln; man spricht sich wohl auch in vertrauten Kreisen recht unverblümt über die naive Methode aus. Aber man protestiert — und das bleibt bedauerlich — nicht öffentlich. Wobei allerdings zugegeben werden muß, daß die sozialdemokratischen Herrschaften einen solchen Protest gegen Unbill und Ungerechtigkeit einem ehrlich schwer machen. R. B.

Singer

Der Abgeordnete Singer, den die Sozialdemokratie mit dem Massenpomp, der ihr für solche Fälle zur Verfügung steht, am ersten Februarsonntag zu Grabe geleitet hat, war keiner von den eigentlichen Großen seiner Partei. Er hat die sozialdemokratische Theorie nicht mehren und nicht vertiefen helfen; hat auch nicht zu den zündenden Volksrednern gehört, die Herzen bezwingen und Gemüter aufrühren können. Im Grunde ein behäbiger Bourgeois mit Zügen starker Gutmütigkeit und persönlicher Liebenswürdigkeit, hat er sich seine imposante Stellung in der Sozialdemokratie durch dieselben Gaben geschaffen, durch die er einst im Geschäftsleben seinen Weg sich gebahnt hatte. Er war ein vorwiegend praktisches Talent, das die geschäftlichen Unternehmungen der Partei — es sind sehr ansehnliche, wohl prosperierende darunter — mit Geschick zu inszenieren und zu verwalten verstand, und er war daneben ein ausgezeichneter Versammlungsleiter, den selbst in dem turbulentesten Wirrwarr sozialdemokratischer Kongresse (ich sah ihn einmal so in London, als man die Anarchisten um Domela Nieuwenhuis hinaustat) die überlegene Ruhe nicht verließ. In Summa also kein genialer, aber ein achtbarer Mann, der in dem Wirkungskreis, den er sich selber erwählt hatte, mancherlei Nützliches schuf und auf seine Art ein wohl ausgefülltes Leben lebte.

Hier und da — nicht allenthalben — ist in bürgerlichen Blättern dem Verstorbenen nachgesagt worden, er sei letzten Endes ein großer Heuchler gewesen. Auch bei ihm hätten Leben und Lehre sich nicht gedeckt; indes er selber im beruhigenden Besitz seiner Millionen praßte, hätten die Massen, deren Anwalt er sein wollte, gedarbt. Ich möchte glauben: hier spielen die naiven volkstümlichen Vorstellungen aus den Anfängen der Bewegung hinein, da man in jedem Sozialisten einen auf Teilung und Eigentumsraub ausgehenden Ballonmützenträger sah. In Wahrheit haben noch alle oder zum mindesten die meisten sozialdemokratischen Führer ein nicht proletarisches Dasein geführt. Mit gutem Recht nebenbei: denn nicht darauf geht der Sozialismus aus, den einzelnen, dem sein persönliches Geschick es gestattet, des Genusses der Kulturgüter zu berauben; sondern alle Volksgenossen, auch die heute ihrer noch entbehren, dieser Güter teilhaftig zu machen. Über Berechtigung und Aussichten dieser Theorie mag man streiten; nicht darüber, daß ein Millionär ehrlich und aus lauterer Überzeugung Sozialdemokrat sein kann. Auch als reicher Mann kann man ein warmes Herz für die Armen haben; auch so die Vorstellung nähren, daß unter sozialistischen Produktionsformen für die Mehrzahl des Volkes besser vorgesorgt würde. Nur Hochmut und Herzenshärtigkeit würden sich schlecht mit dem Bilde des reichen Sozialdemokraten vertragen. Solcher Eigenschaften aber (auch sie sollen bisweilen zu beobachten sein) ist Singer nie schuldig befunden worden. Er gab gern und viel und geräuschlos: kein gerade sympathischer, aber ein achtbarer Mann.

R. B.

*

Justament nöt

Der Herr Reichskanzler, der preußische Minister des Innern und die preußische Justizverwaltung haben sich in Moabit — im Schwurgerichtssaale wie vor der Strafkammer — zwei Niederlagen geholt. Das wäre an sich noch nicht schlimm; denn ein jeglicher von uns, auch der am höchsten Gestellte, hat das Menschenrecht auf den Irrtum. Schlimm wird der Handel nur, wenn man aus Trotz oder Eigensinn im Irrtum verharrt. Dann wird die Sache nämlich kleinlich; wie Trotz und Eigensinn immer kleinlich sind. Die preußische Staatsregierung, von der als Ministerpräsident der Herr Reichskanzler ein gewichtiger Teil (pars magna) ist, bekommt da eine gewisse, nicht eigentlich erfreuliche Familienähnlichkeit mit dem drolligsten Stilisten dieser sonst so melancholischen Zeitläufte, dem Berliner Polizeipräsidenten v. Jagow, der auf dem Kaisergeburtstagessen seinen Beamten erklärte, die Schutzmannschaft hätte während der Moabiter Septembernächte nur ihre herbe Pflicht getan.

Ganz ähnlich argumentiert die Königlich Preußische Staatsregierung. Zwar haben in

Moabit beide Gerichte festgestellt, daß unsere wackeren Schutzleute sich zahlreiche Ausschreitungen haben zuschulden kommen lassen. Die preußische Staatsregierung aber zieht daraus den Schluß, daß die Verfehlungen nicht ans Licht gekommen wären, wenn man nicht gar so viel Zeugen vernommen hätte, und wird deshalb für die künftige, große Strafprozeßreform beim Reich die Einschränkung der Beweisaufnahme anregen. Justament nöt!

Es sind doch eigentümliche Volkspsychologen, diese preußisch-deutschen Staatsmänner. Kaum eine Zeit war so von bohrendem Mißtrauen, so sehr von sozialen und Klassengegensätzen, die ganz naturgemäß auch vor dem Gerichtssaal nicht Halt machen, erfüllt wie die unsere. Zum Übermaß haben wir noch dieser Tage an dem um sechzehn Jahre verspäteten Freispruch der im Essener Meineidsprozeß Verurteilten erfahren, wie verhängnisvoll auch Gerichte abirren können, und wie bitter not es tut, gegenüber dem namenlosen Leid, das keine nachträgliche Rehabilitation wegwischen kann, dem Angeklagten, der nicht immer ein Schuldiger zu sein braucht, jeden denkbaren Schutz zu belassen. Die königliche Staatsregierung aber macht es wie der im Stile des ersten Bayernludwig (nur ohne dessen Gutmütigkeit) stotternde Polizeipräsident v. Jagow. Sie stemmt die beiden Arme in die Seiten und ruft: Justament nöt! Hernach aber wundert sie sich, wenn die Freude am Vaterlande in den Massen nicht aufkeimen will; wenn diese im Staat noch immer eine ihnen feindliche Institution sehen. Als ob es ein Vorrecht für Reichskanzler, Minister und andere — Staatsmänner wäre, die Politik nach dem „Justament nöt“ zu orientieren. R. B.

*

„Mehr Spartanersinn!“

Den Männern, die uns vor vierzig Jahren das Reich erstritten, ist kein allzu günstiges Erdenlos zugefallen. Im allgemeinen hat der Tod sich ihnen mitleidiger erwiesen als das dankbare Vaterland, und sie aus Drehorgelspiel und demütigenden Almosengängen heimgeholt in das Reich seines großen stummen Friedens. Immerhin: es blieb noch Not genug zurück und da sie, die man von Jahr zu Jahr mit Versprechungen vertröstet hatte, vor aller Öffentlichkeit laut um Hilfe zu rufen begann, riet kühl bis ans Herz hinan die „Kreuzzeitung“ den Jammernden, gefälligst doch den Schmachtriemen enger — noch enger — zu schnallen und „mehr Spartanersinn“ zu zeigen.

Um die selbige Zeit wurde im Reichstag die Zuwachssteuer beraten, aus deren Erträgnissen ein Teil an die Veteranen abgeführt werden soll. Die Regierungsvorlage hatte auch in diesem Falle mit verstimmender Dienstwilligkeit sich beeilt, das privilegium odiosum fürstlicher Steuerbefreiung zu bewahren. Aber die Kommission hatte es gestrichen und bei der zweiten Lesung tat das Plenum des Reichstages ein gleiches. Nun aber erwachte in der „Kreuzzeitung“ (und in den ihr Gesinnungsverwandten natürlich auch) ein heiliger Eifer und in sittlicher Entrüstung wandte sie sich gegen die bösen Demokraten, die den Bundesfürsten zumuteten, auch etwas zu den Lasten der nationalen Gemeinschaft und zur Linderung der Veteranensorgen beizutragen. Dem Eifer ward denn auch alsbald ein schöner Lohn: bei der dritten Lesung wurde das Fürstenprivileg restituiert.

Man hat uns gesagt: Geld hätte dabei keine Rolle gespielt; allein auf das Prinzip sei es angekommen. Dem verderblichen und verhängnisvollen Drang, die Fürstenrechte abzubröckeln, hätte man beizeiten sich entgegenstemmen müssen. Kann sein. Indes hat der Fürst von Lippe, der schon bei einem früheren Anlaß ausdrücklich und feierlich auf die Exemtion verzichtete, doch den Weg gewiesen, wie das Fürstenrecht grundsätzlich zu wahren wäre, ohne daß man zugleich der Steuer sich entzieht. Das Beispiel ist leider bislang ohne Nachfolge geblieben. „Mehr Spartanersinn“! R. B.

*

Ein Professor über Simplizissimus-Stimmung

Töne, wie wir sie sonst aus diesen Kreisen wohl kaum vernehmen, durften die Teilnehmer einer von den „Freien Studentenschaften“ Münchens veranstalteten Versamm-

lung hören. Und diese Versammlung — sie galt der Erinnerung an die Gründung des Deutschen Reiches! Der aber die unhöfischen Töne vernehmen ließ, war ein Professor der — Geschichte, Dr. Siegmund Hellmann.

Erröten müsse man, wenn man die Freiheit nennen höre, von der ein Arndt gesungen:

„Wir Deutschen sind unfrei, weil uns die innere Freiheit und die freie Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit fehlt. Diese Erscheinung bestätigt sich uns in der Engherzigkeit und Härte, mit der wir das Privatleben abzuurteilen gewöhnt sind, wir finden sie wieder in den Urteilssprüchen unserer Gerichte, die oft das elementarste Verständnis für das Menschliche vermissen lassen, in der Überhebung des Beamten, der sich nicht als ein Diener, sondern als den Herrn des Staates fühlt und den als Untergebenen betrachtet, der seine Dienste in Anspruch nimmt, wir finden sie wieder in der Gewalttätigkeit und Unduldsamkeit unseres politischen Lebens, das jeden ungewohnten Gedanken und jede Kritik als ein Verbrechen empfindet, das es am liebsten mit Kanonen und mit Staatsanwalt und Gefängnis bekämpfen möchte.

Und wie die Achtung vor der fremden, so fehlt die Empfindung gegen die eigene Persönlichkeit. Der Rücksichtslosigkeit nach unten entspricht der Mangel an Würde nach oben. Die Klagen über Servilität sind alt; aber galten sie einst nur dem eigenen Fürsten, allenfalls dem reisenden Fremden, so hat sich in den letzten Jahrzehnten ihr Bereich gewaltig erweitert. Wo sind die Zeiten, wo der Deutsche stolz war, Überzeugung gegen Überzeugung zu setzen? Wir sind immer mehr in eine Verehrung und Vergötterung alles Autoritativen hineingedrängt worden, die schlimmer ist als die Anarchie. Der Kultus der Autorität wirkt so gefährlich, weil er im Grunde unsittlich ist. Und auch er entspringt dem deutschen Grundfehler, dem Mangel stolzer, aufrechter Gesinnung. Im Erwachen der Achtung vor der fremden und vor der eigenen Persönlichkeit liegt die Grundlage zu wahrer Sittlichkeit und Freiheit, zur inneren sowie zur äußeren. Die Stände, die sich die gebildeten nennen, sind es, die hier vorangehen sollen. Aber gerade hier fehlt es oft am meisten. Sie sind es ja, die den Kultus der Autorität pflegen, weil er ihrer Gedankenlosigkeit entgegenkommt. Wie viele sind nicht unter uns, die von absoluter Freiheit reden, und in dem Augenblick, wo sie die Hochschule verlassen, kehren sie jeder Freiheit den Rücken, vor allem der Freiheit der Gesinnung."

Ein merkwürdiges Schauspiel, dieses Volk von 60 Millionen mit dem so großen Erbe, mit dieser Menge tüchtiger Arbeit — und doch unfroh, und doch unzufrieden! Ein Schauspiel, das Deutschland freilich schon einmal geboten hat: — in den ersten Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen ... Gr.

*

Der kleine Sohn und die lange Pistole

Tiefernste Verhandlung vor dem Kriegsgericht des xten Armeekorps. Angeklagt sind der Oberleutnant von G. wegen Herausforderung zum Zweikampfe und der Oberleutnant von Z. wegen Kartelltragens. Der aber die grausam große kriegerische Aktion heraufbeschworen hat, das — ist der „kleine Sohn". So wird er nämlich von seinen Freunden genannt. Der kleine Sohn ist in seinem Zivilverhältnis Inseratenakquisiteur. Er soll über die Gattin des Herrn von G. und ihn selbst irgend ein unvorteilhaftes Gerücht verbreitet haben. Dieserhalb hat Herr von G. bereits eine Privatklage angestrengt. Aber völlig rehabilitieren kann den Oberleutnant natürlich ein bürgerliches Gericht noch lange nicht. Um dieses Ziel zu erreichen, muß er dem kleinen Sohn noch den Oberleutnant von Z. auf die Bude schicken. Bedingungen: glatte Pistolen mit Visier und Korn, zweimaliger Kugelwechsel, 20 Schritt Distanz. — Armer kleiner Sohn!

Als der Herr Oberleutnant sich seines ehrenden Auftrages entledigt, richtet sich der kleine Sohn in die Höhe, blickt den Krieger

zaghaft an und fragt: „Bin ich denn satisfaktionsfähig?“

Der Oberleutnant (streng): „Das müssen Sie selbst wissen.“

Der kleine Cohn hatte aber so was munkeln hören, daß Pistolen auch manchmal losgehen sollten und dann schon öfter großen Schaden angerichtet hätten. Er dankte also bescheiden für das in seine Satisfaktionsfähigkeit bedingungsweise gesetzte Vertrauen und brachte, um keine Vorsichtsmaßregel außer acht zu lassen, als gesetz- und ordnungsliebender Staatsbürger die Sache gewissenhaft zur Anzeige.

Der Ankläger wußte den Ernst der Situation zu würdigen. Er meinte, richtiger wäre es gewesen, vor der Herausforderung zum Duell erst gewisse Vorfragen zu erledigen. So z. B., ob Herr Cohn auch satisfaktionsfähig, ob er nicht vielleicht gar ein prinzipieller Gegner des Duells sei? Es gebe ja heutzutage viele solcher, es gebe Antiduellvereine, es gebe — na, und so weiter. Daher sei Vorsicht immer am Platze.

Das hatte ja auch der kleine Cohn schon gemeint! —

So aber schreibt das Leben seine Satiren und Grotesken. Gr.

*

Studenten

Als ich zuerst nach Dänemark kam, wunderte ich mich immer darüber, wie schlicht und unscheinbar die Studenten aussahen mit ihren kleinen schwarzen Mützen und in ihren einfachen Anzügen. Voller Stolz dachte ich an unsere deutsche akademische Jugend, die doch einen ganz anderen Eindruck macht. Wie selbstbewußt trägt der deutsche Korpsstudent z. B. Tag für Tag auf der Hauptstraße seiner Universitätsstadt seine Würde spazieren, stolz im Bewußtsein dessen, was er bedeutet und was er wert ist. Aber allmählich ist mein Respekt vor ihm doch etwas gesunken, als ich sah, was der dänische Student leistet.

Komme ich da vor Weihnachten in eine kleine Seitenstraße. Ganz erstaunt blicke ich mich um, denn die ganze Straße ist mit Kränzen aus Tannengrün geschmückt, und nicht nur diese, sondern auch all die angrenzenden. Man konnte beinahe denken, man sei in einem deutschen Dorfe zur Schützenfestzeit. Und wozu all die Arbeit, all die vielen 1000 Meter Kränze, die den öden, an und für sich so häßlichen Straßen als Festkleid dienten? — Sie hatten weiter keinen Zweck, als auf die große Sammlung der Studenten aufmerksam zu machen, deren Ertrag diese jungen Menschen benutzen, um eine großartige Weihnachtsbescherung für Arme und Alte zu veranstalten. Es kommt so viel Geld dabei zusammen, weil nicht, wie bei so vielen anderen Wohltätigkeitsveranstaltungen, so viel durch die Unkosten verschlungen wird. Als Sammelbüchsen dienen versiegelte Zigarrenkisten mit der dänischen Flagge, alle Arbeit wird von den Studenten selbst getan: Tannenbäume geholt, Gaben besorgt usw., und ich weiß nicht, wer wohl mehr Freude an der Bescherung hat, die Beschenkten oder die jungen Menschenkinder, die alles eigene Wünschen und Begehren vergessen haben und sich ganz in den Dienst der Nächstenliebe stellen. Denn mit Weihnachten ist ihre Arbeit nicht getan: in einer kleinen Straße haben sie ein geräumiges Zimmer gemietet, das stets für alle vom Leben Niedergedrückten geöffnet ist. Wird es einem armen Mütterchen zu einsam in seinem stillen Stübchen, so geht es dorthin, bekommt umsonst oder für wenig Geld warmen Kaffee und etwas zu essen, und immer sind einige Studenten dort, die ihren Gästen etwas vorlesen oder auf andere Weise Licht und Freude in ihr Leben hineinbringen.

Aber nicht nur für die Alten wird gesorgt, sondern auch für die Kinder, denen die Großstadtluft die Wangen gebleicht hat. Sie sollen im Sommer hinaus in Wald und Feld, um sich neue Kräfte zu holen. Um die Mittel hierfür zu beschaffen, ist in Schweden und Dänemark der sogenannte Bornehjelpsdag eingerichtet, ein Wohltätigkeitsbasar in großem Stile. Und hier sind wieder die Studenten die ersten am Platze. In Scharen ziehen sie in den Höfen herum; mit allerhand Musikinstrumenten ausgerüstet, geben sie ihre Weisen zum besten, und manches Fenster und mancher Geldbeutel, der sonst verschlossen

bliebe, öffnen sich, wenn diese seltsame Kapelle heranrückt. — Gefährlich ist es, am Vornehjelpsdag eine Brücke zu passieren, denn alle sind von den munteren Gesellen besetzt worden, und niemand kommt vorbei, ohne einen kleinen Zoll zu entrichten.

Warum wenden unsere deutschen Studenten ihre Kraft und ihre Tatenlust nicht auch auf Dinge an, aus denen Segen für Tausende hervorwächst? Könnte nicht gerade der Student auch in Deutschland das Bindeglied sein zwischen den verschiedenen Klassen, und durch seine Arbeit der Haß besänftigt werden, der gerade jetzt mehr denn je wie ein breiter, dunkler Strom vornehm und niedrig voneinander trennt?

Ob man es auch wohl einst in Deutschland hören wird, was mir kürzlich in Kopenhagen gesagt wurde: „Die Studenten sind es, die am besten für alles, was arm, schwach und krank ist, sorgen." Ist das nicht ein Band, das den jungen Menschen besser schmückt als das leuchtendste Burschenband des vornehmsten Korps? * M. L.

Der Oberlehrer

Im „Tag" hatte jemand eine angebliche „Verteidigung" des Oberlehrers unternommen, die den bekannten Jenaer Professor W. Rein herausfordert, seinerseits den Oberlehrer gegen seinen „Verteidiger" zu verteidigen:

„Der frühere preußische Kultusminister v. Goßler hat einmal im Landtage beredte Klage darüber geführt, daß unsere höheren Schulen an einem Grundmangel litten: sie besäßen wohl tüchtige Gelehrte, aber verhältnismäßig wenig Erzieher. Durchaus richtig. Hieraus erklärt sich auch im wesentlichen der fortwährende Ansturm der Eltern gegen die höheren Schulen. Sie sind nicht damit einverstanden, daß der Lehrer nur unterrichtet, sondern sie wünschen, daß er einen heilsamen Einfluß auf die Entwicklung der Jugend ausüben müsse, und zwar in möglichst engem Verein mit der Familie. Haus und Schule sollen zusammengehen, damit aus der Jugend etwas Tüchtiges werde! Es heißt den Oberlehrerstand geradezu herabsetzen, wenn man ihm nur die Rolle zuschiebt, der heranwachsenden Jugend ein gewisses Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten, so gut es eben geht, beizubringen. Das kann dann schließlich ein Phonograph besorgen. Vielleicht kommen wir noch in unseren Schulen dahin, wenn die Mechanisierung unseres Lebens weiter fortschreitet und in Verbindung damit die Auffassung, daß der Oberlehrer nichts weiter sei als ein Unterrichtsbeamter; daß man von ihm ebensowenig eine innere Berufung verlangen dürfe wie vom Richter, vom Arzt, vom Geistlichen." Es spreche aus dieser Auffassung ein so trostloser Pessimismus, daß man sie nur aufs tiefste bedauern könne: „Welche Kälte und Herzlosigkeit tritt uns entgegen, wenn dem Lehrer gesagt wird: Du hast nur zu lehren und brauchst dich um nichts anderes zu kümmern; die Erziehung haben die Eltern zu besorgen; da hast du die Hand davon zu lassen! Eine solche mechanische Rollenverteilung soll das Ideal bedeuten? Schlimm genug, wenn es Oberlehrer gibt, die sich die Jugend möglichst weit vom Leibe halten und sich damit begnügen, als Staatsbeamte bloße Stundenhalter zu sein, ähnlich den Bureaubeamten, die ihre Zeit absitzen — aber aus dieser beklagenswerten Tatsache, die aus der menschlichen Schwäche erklärbar ist, eine Theorie zu machen, das heißt doch einem herrschenden Übel immer weitere Verbreitung sichern, statt ihm entgegenarbeiten."

*

Welchen Wert hat die Religion?

Den Mannheimer Volksschülern (vergl. Türmer, Heft 4, S. 632) geschieht wahrscheinlich unrecht. Wenn man nach dem Werte einer Sache fragt, so liegt es für Kinder nahe, an eine Bewertung nach Geld zu denken. Diese Mannheimer meinten, welchen Geldertrag die Religion ihnen bringe. Da hatten sie in ihrer kindlichen, kindischen Weise doch nicht ganz unrecht, daß die Religion keinen Wert habe. So darf man die Kinder nicht fragen. Wenn ferner von 104 Knaben 66 eine gleiche Antwort geben, so ist mir das höchst verdächtig. Ebenso ergeht es mir mit

den 58. Nein, so viele Kinder haben mehr „eigene“ Antworten.

Würde mir so etwas in der Schule passieren, so hätte ich sofort die Überzeugung, diese Antwort stamme nur von einem einzigen. Dieser einzige ist ein Dummer oder ein Schalk, die andern aber haben abgeschrieben oder nachgesprochen, weil sie überhaupt die unkindliche Frage nicht verstanden. „Für unser Geschäft können wir sie nicht brauchen“, — ganz recht. Mit der Religion wird kein Geld verdient, also muß sie doch wertlos sein.

Die Sache reizte mich, die gleiche Frage meinen Kindern zu stellen. Es waren 48 Kinder da, Knaben und Mädchen, im Alter von 10 bis 14 Jahren. Die Antwort mußte schriftlich angefertigt werden, niemand durfte dem Nachbar aufs Konzept sehen; wer fertig war, drehte um, damit keins schielen konnte.

Die Mannheimer Frage wurde nur von 19 Kindern beantwortet, 29 hatten überhaupt nichts damit anzufangen gewußt. Die Antworten lauteten fast von jedem Kinde anders. Es hieß: Die Menschen wollen einen festen Grund haben. Wir wollen an Gott glauben. Wir wollen an Christum glauben. Sie hat den Wert, an etwas zu glauben. Die Menschen sollen aus der Natur lernen. Die Religion hat den Wert, die Menschen glücklich zu machen. Die Lehre Jesu soll verbreitet werden. Sie hat einen Wert, der nicht mit Gold und Silber bezahlt werden kann. Sie hat den Wert, daß die Heiden sich bekehren sollen, daß die Menschen Liebe zueinander haben sollen, daß sich die Menschen wie Brüder und Schwestern vertragen sollten, daß sich die Menschen an etwas festhalten können, daß wir glücklich beieinander wohnen sollen, daß Jesus Christus uns von den Sünden losgemacht hat. Die Menschen sollen aus der Religion lernen. Die Religion hat den Wert, die Menschen glücklich zu machen.

Ich war erstaunt und erfreut über diese Antworten im Hinblick auf Mannheim.

Wären diese Antworten mündlich gegeben worden, so hätten die 29 anderen irgend eine der ihnen genehmen Meinung nachgesprochen. — Ich schrieb nun folgende Frage an, die ebenfalls schriftlich zu beantworten war: Was hat Jesus Christus die Menschen gelehrt?

Jetzt bekam ich 39 Antworten; ein Beweis, daß ich kindlicher gefragt hatte, nur neun hatten nichts zu sagen gewußt. 12 gaben eine gleiche Antwort, ich überzeugte mich aber, daß sie ganz zerstreut in der Klasse saßen, demnach ein Absehen oder Vorsagen ausgeschlossen war. Diese zwölf waren der Ansicht, daß uns Jesus Christus das Evangelium gebracht habe. Fünf hatten geschrieben, daß wir Liebe zu Gott und den Menschen haben sollten; fünf andere, daß wir die Menschen lieben sollten. Zwei Antworten lauteten: Jesus habe das Evangelium und die Nächstenliebe gelehrt; 2, daß wir in Frieden miteinander leben sollten. Ebenfalls zweimal war die Meinung ausgedrückt, die Menschen sollten alle gleich sein. Von den übrigen Antworten, die nur einen Autor hatten, erwähne ich noch folgende: Wir sollen uns als Geschwister betrachten, Gottes Kinder sein, das Christentum verkündigen, etwas lernen, das Evangelium verbreiten. Eine lautete: Die Menschen sind durch das Evangelium gerufen worden.

Nun stellte ich noch eine dritte Frage: Was wollte Christus den Menschen bringen? Ich hatte aber den Fehler gemacht, die 39 Antworten vorzulesen. Jetzt bekam ich 42 Ansichten. Ich will nicht jede mitteilen, sondern nur einige: Er brachte den Frieden, das Glück, die Freiheit; das Glück, die Liebe und die Eintracht; das Glück, den Frieden und die Freiheit, die Religion. Einer schrieb: Er wollte die Nächstenliebe den Menschen bringen. Die meisten, über die Hälfte, waren der Ansicht, daß Jesus den Menschen den Frieden bringen wollte. Wenn die einzelnen Antworten formell voneinander abweichen, so war dieses doch der Grundgedanke. Daß gerade der Friede besonders betont wurde, schrieb ich dem eben verflossenen Weihnachtsfeste zu, weil in dem Weihnachtsevangelium und in den Predigten das „Friede auf Erden“ besonders betont wird.

Vielleicht wird die Sache in Mannheim oder in anderen Schulen ähnlich gemacht. Aber schriftlich und geheim! W. M.

*

Ausgeschlachtete Binsenwahrheiten

Was hat eigentlich Frau Michaelis mit ihrem Buch „Das gefährliche Alter“ gesagt? „Eine Binsenwahrheit“, erklärt kurz und ketzerisch Jenensis in der „Standarte“: „Etwas, was man eigentlich schon seit urlanger Zeit wußte, wenn man auch keine schlechten Romane darüber schrieb. Aber es gibt zahllose Menschen, denen Binsenwahrheiten und Allerweltstatsachen erst zu Bewußtsein kommen, wenn ihnen jemand in einem Roman oder Drama darüber berichtet. Seit Hauptmanns ‚Webern‘ gibt es gewiß zahllose Leute, die seitdem erst von der Tatsache erfuhren, daß es auch eine Arbeiterfrage gibt, und als uns Frank Wedekind die Weisheit auftischte, daß die Pubertätszeit den Menschen in seinem Empfinden beeinflusse, da hatte er mit dieser Feststellung nur deshalb einen so gewaltigen Erfolg, weil die meisten Menschen meinten, er habe damit eine Entdeckung gemacht, genau so wie die gute Else Jerusalem die Prostitution ‚entdeckt‘ hat. Und erklärt sich der starke Erfolg von Oskar Wildes ‚Dorian Gray‘ anders? Da gab es auch wiederum die Tausende von Geistesträgern, die mit verbundenen Augen durch die Welt laufen, ihre Kenntnis von Leben aus Romanen schöpfen und nach beendeter Lektüre sich sagen: ‚Also so was gibt's?‘

Ja, so was gibt's in der Tat, und es ist eigentlich das beste Rezept für einen Romanschriftsteller, der einen großen Erfolg erzielen will, irgend eine Binsenwahrheit auszuschlachten; eine ganz unbestreitbare, selbstverständliche Tatsache schriftstellerisch zu verwerten, über deren Vorhandensein nur die Mehrzahl der Menschen noch nicht nachgedacht hat. Weil sie nämlich zu träge dazu ist. Wenn man gerne erfahren möchte, wie es im alten Ägypten zur Zeit der Pharaonen ausgesehen hat, da bleibt einem freilich nichts anders übrig, als sich aus Büchern mühsam sein Bild jener Tage zu machen. Aber über die Fragen des Lebens, unserer Zeit, unserer Generation — dazu braucht man nur hineinzugreifen ins volle Menschenleben, nur die tausend Möglichkeiten zu benutzen, die sich darbieten. Täte das ein jeder, so würden Werke, wie ‚Frühlings Erwachen‘, wie der ‚Heilige Skarabäus‘, wie das ‚Gefährliche Alter‘, niemals solche Erfolge erringen können, so von aller Welt verschlungen werden. Denn nicht das ‚Wie‘ ist es, was die Leser lockt, nicht der Kunstwert der Darstellung, sondern das ‚Was‘, die Materie, das rein Stoffliche. Und dazu braucht man wahrlich keine erfundenen Geschichten; gerade in unseren Tagen, die uns so überreichlich mit Stoff versehen, die uns nach dem Schönebeck-Prozeß den Herberich-Prozeß brachten und dadurch einen so tiefen Einblick in die Seele mancher Frau im ‚gefährlichen Alter‘ gewährten. Einen Einblick freilich, der einen vernünftigen Menschen nicht verleiten darf, zu generalisieren; denn sonst steht er auf dem Standpunkt der Frau Karin Michaelis.“

„Generalisieren“ ist noch sehr wenig gesagt. Haben doch Autoritäten der Psychologie aus ihrer langjährigen Praxis fast statistisch nachgewiesen, daß „gefährliche Alter“, wie sie die Frau Michaelis schildert, geradezu als Ausnahmen, als Seltsamkeiten angesprochen werden müssen, also weit davon entfernt sind, typisch zu sein oder irgendeine Norm darzustellen. Dergleichen kommt eben in der Tat vor, wie so manches andere auf der Welt, was darum ebensowenig aktuelles Interesse für die weitere Öffentlichkeit hat, wie das gefährliche Altersbuch der Frau Karin Michaelis. G.

*

Lang, lang ist's her!

Das bekannte Warenhaus Wertheim in Berlin hat eine Ausstellung von Kinderspielzeug aus früheren Jahrhunderten veranstaltet. Nur klein ist diese Ausstellung, aber, wie der Geheime Oberregierungsrat Dr. Krohne in seiner warmherzigen Eröffnungsansprache betonte: es liegt ein inniger, gemütlicher und friedlicher Zauber darüber, in den man immer mehr eingesponnen wird, je länger man betrachtend und staunend unter den Erzeugnissen einer Zeit weilt, die den Menschen noch zu sich selber kommen ließ.

Mit welch unendlicher Liebe und ge-

duldigster Sorgfalt sind all diese Spielsachen gearbeitet worden. Welch herzliches Verstehen zwischen Eltern und Kindern läßt sich aus ihm erkennen, und wie manche Stunde hindurch mögen Große und Kleine gemeinsam daran gearbeitet haben! Das ist nicht fertig aus der Fabrik, dem Laden bezogen, von der Maschine schnell und gleichgültig hergestellt — darüber waltet der Zauber einer lieben Heimarbeit — nicht in dem traurigen Sinn, den das Wort heute durch die soziale Not bekommen hat. Wohl hat mancher Handwerker sein Geschick dazu herleihen müssen, aber die Idee und die Ausführung bis ins kleinste, das entstand beim gemeinsamen Spiel von Eltern und Kindern.

Wenn man da die alten Bauernhöfe betrachtet, in denen die strohbelegte Tenne nicht fehlt, das Holz unter dem Kamin aufgeschichtet liegt, die gemütlichen dunklen Küchen, angefüllt mit allem, was notwendig ist, von dem teilweise verbeulten Kupfer- und Zinngeschirr bis zu dem alten Marktkorb, die Schlächtereien, Brauereien, Schmieden, die Festungen usw., dann bekommt man Lust, selbst damit zu spielen und seufzt wohl: ach, wie viel Zeit hatte man doch früher! Wie sorgfältig sind die vielen hölzernen Figuren — das Holz spielt in dem Spielzeug früherer Jahrhunderte offenbar eine große Rolle — geschnitzt, wie verschieden und geschmackvoll sind sie bekleidet, und doch ist alles so einfach und so recht gemütlich. Der Biedermeierchristbaum mit den bunten hölzernen Eiern, den Kamelen und Drachen, dem Ruprecht usw. zeugt davon, daß unser Geschmack im Zeitalter der Maschine nicht besser geworden ist — wenigstens nicht in Hinsicht auf Christbaumschmuck und sonstiges Spielzeug. Heute geht der Vater, wenn er abgehetzt von seiner Berufsarbeit nach Hause kommt, noch hastig in irgendeinen Laden und kauft seinen Kindern zum Geburtstag, zum heiligen Abend irgendein Spielzeug — damals hatte er Zeit, selbst mit seinen Kindern zu spielen, ihre Wünsche und Ideen anzuhören, die Anregungen ihrer unerschöpflichen Phantasie in Wirklichkeit umzusetzen — ohne große Kosten, mit dem Bewußtsein, wirklich Freude zu bereiten.

Es sind, bemerkt der Referent der „Berl. Volksztg.“, sehr ernste Gedanken, die einem in dieser Spielzeugausstellung kommen. Man hörte schon am Eröffnungstage von den meisten Besuchern den Wunsch: Möchten doch unsere Kinder auch wieder solches Spielzeug benutzen können, und möchten die Eltern wieder so viel im engsten Verkehr mit ihnen bleiben können, wie es früher geschehen sein muß.

Wir reden so viel vom „Jahrhundert des Kindes“, von den Fortschritten der Pädagogik usw. bis ins Unendliche, aber wir haben einen Skandalprozeß über Kindermißhandlung nach dem anderen, wir haben massenhaft nervöse und anormale Kinder, wir haben Schülerselbstmorde in trauriger Anzahl, weil man von unseren armen Kindern ein Verantwortungsgefühl gleich dem der Erwachsenen verlangt, und wir haben Jugendgerichtshöfe! Vor lauter Sorge für die Kinder läßt man ihnen keine Zeit, Kind zu sein. Die Ausstellung wirkt wie eine friedliche Oase, sie predigt von echter Kinderfreude und mahnt eindringlich, daß vieles in unseren heutigen Kinderstuben anders werden muß. Der Weg ist gezeigt worden, und wer diese kleine Ausstellung mit Verständnis besucht, dem bieten sich die Mittel von selbst dar. Aber eine leise Wehmut neben der herzlichen Freude wird nicht ausbleiben, und ein ernstes Nachdenken darüber, ob unsere Kinder bei allem Fortschritt und oft großer Freiheit wirklich glücklicher sind, als es die Kleinen waren, denen man die bunten Dinge vor der Weihnachtskrippe oder dem Christbaum aufbaute — und ihnen die Zeit ließ, damit zu spielen und nach Herzenslust ein sorgloses Kind zu sein!

*

Auch eine Kunst

Der Provinzstadt X war eine große Überraschung angekündigt: Die berühmte Künstlerin Y. im Verein mit ihrer Schülerin Z. wollte sie mit ihren Vorstellungen beehren. Hm! Konnte man denn der Stadt, die auf musikalischem und theatralischem Gebiet über erstklassige Kräfte verfügte, noch etwas Neues

bieten? Allerdings, denn diese Künstlerin hatte ihr eigenes „Genre“. Sie war eine Hungerkünstlerin mit einem etwas exotischen Namen und auch ziemlich hungrigem Aussehen; die Schülerin aber war eine „dralle Burendeern“.

Merkwürdig! Hungersnot hat man wohl schon zu allen Zeiten gekannt, seit wir des Paradieses, darinnen Milch und Honig floß, so leichtsinnig verlustig gegangen sind. Auch einzelne Berufsklassen sollen ehedem auf diesem Gebiete schon Erstaunliches geleistet haben; man nannte ihre Vertreter aber nicht Hungerkünstler, sondern Hungerleider. Sie hungerten auch nicht, um Geld zu verdienen, sondern weil sie nichts oder zu wenig verdienten. Hier aber konnte man das Hungern gegen Entgelt von wenigen Nickeln lernen. Die waren offenbar sehr vorteilhaft angelegt, wenn man in dieser Kunst auch nur ein wenig profitierte.

Es sollte aber auch ein höherer ethischer Zweck verfolgt, nämlich der medizinischen Wissenschaft ein Dienst geleistet werden. Die beiden Künstlerinnen standen also während der zwanzig Tage, die für die Vorführungen in Aussicht genommen waren, dauernd unter ärztlicher Kontrolle. Der Name des Arztes, der sie ausgeübt haben soll, ist freilich nicht bekannt geworden.

Von einem größeren Bierlokal wird ein Raum mit besonderem Eingang durch Vorhänge über Manneshöhe abgezweigt, davon wieder ein kleinerer Raum für die Kasse abgesondert, und nun werden die Künstlerinnen „eingemauert“. Sie befinden sich in einem in der Mitte aufgebauten großen Glaskasten, der an Möbeln nur ein Tischchen, zwei Stühle und zwei Betten enthält. Nun kann das Hungern losgehen.

Die ersten Tage brachten wohl mehr Zaungäste als zahlende Gäste. Als die ersteren aber merkten, daß nicht das geringste Ritzchen einen noch so bescheidenen Einblick in das Allerheiligste bot, minderte sich deren Zahl allmählich. Der Besuch der letzteren aber steigerte sich von Tag zu Tag. Das war auch nicht zu verwundern. Berichteten die Zeitungen doch alle paar Tage gewissenhaft über das Befinden der Künstlerinnen und wieviel sie bereits an Gewicht abgenommen hatten.

Nach einigen Tagen war zu lesen, sie brächten, um ihre Kräfte möglichst zu schonen, den größten Teil des Tages im Bette zu. Das mußte ziehen. Zwei junge Damen im Bette zu sehen, die Gelegenheit durfte man sich nicht entgehen lassen. Bis tief in die Nacht hinein strömten Wißbegierige herbei. Wann am Morgen wieder geöffnet wurde, ist mir nicht bekannt; jedenfalls aber war den Künstlerinnen eine längere Schonzeit nicht gegönnt.

Was wurde nun für die drei Nickel geboten? Hatte sich die Portiere hinter einem geschlossen, so gaffte man mit mehr oder weniger Genossen schweigend in den Glaskasten, wo die beiden Damen entweder lasen und nur zeitweise einen gleichgültigen und gelangweilten Blick auf die Besucher warfen oder im Bette liegend nur ihre Gesichter bewundern ließen. Da der Ausgang an der gegenüber liegenden Seite war, mußte man wenigstens einen halben Umgang machen, um ins Freie zu gelangen. Ins Freie? So einfach war die Sache doch nicht. Erst ging es durch die Restaurationsräume, wo man sich von dem „erlittenen Genuß“ durch anderartigen Genuß erholen konnte.

So leicht scheint das Hungern aber doch nicht zu erlernen zu sein; denn schon etwa um die Hälfte der festgesetzten Zeit mußte die Schülerin „auf ärztliche Verordnung ausgemauert“ werden. Das brachte aber nicht etwa eine Verminderung, sondern im Gegenteil eine Erhöhung der „Attraktion“. Denn Fräulein Z. war jetzt täglich zugegen, hielt Vorträge über die Kunst des Hungerns und gab jedem bereitwillig Auskunft über ihre Erfahrungen. Der Zudrang stieg enorm, besonders an den Sonntagen, und die holde Weiblichkeit war fast noch wißbegieriger als das männliche Geschlecht. Die Künstlerin hungerte also unentwegt weiter bis zum 25. Tage, abermals einem Sonntage.

Am folgenden Tage war Schlußvorstellung. Vor etwa 100 Personen — mehr ließ der beschränkte Raum nicht zu, so be-

richtete die Zeitung — erfolgte die „Ausmauerung". Ob die Zuschauer gezahlt hatten oder Ehrengäste waren, wird nicht berichtet. Kaum war Fräulein Y. ihrem Gefängnis entstiegen, da wurde ihr aus dem Publikum heraus ein Ehrenkranz überreicht. Dann verzehrte sie vor demselben Publikum in Gesundheit und mit Wohlbehagen ihre erste Mahlzeit.

Der „künstlerische" Erfolg übertraf alle Erwartungen. Die Künstlerin hat bereits eine Wiederholung für die nächsten Monate in Aussicht gestellt. * Wg.

Ratten, nichts als Ratten!

Bei der Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Ratten" hatten fürwitzige Kritiker die Frage aufgeworfen, warum diese Tragikomödie eigentlich „Ratten" heiße, da doch von Ratten in dem Stücke selbst wenig oder gar nichts zu sehen sei. Das ist nun keineswegs die Meinung Heinz Sperbers vom „Vorwärts": „Um gleich damit anzufangen: der Saal war voll davon. Die Ratten saßen im Saal. Es war ein Premierenpublikum von Ratten mit Frack und weißem Schlips, von dekolletierten Rattenweibchen, von Ratten der Finanzwelt, von politischen Ratten, von Kunstratten, von snobistischen Ratten, von dekorierten Ratten, von Ratten mit Titeln, von verbummelten, verlebten, ästhetischen, Sezessions- und anderen Ratten. Es waren Ratten mit langen Schnurrbärten dort, junge Ratten, ergraute Ratten, Ratten, die einander fast alle kannten, Ratten aus demselben Nest. Diese Ratten betrachteten ein Stück ‚Ratten' und fragten sich, wo die Ratten wären. Als aber der Dichter der ‚Ratten' sich zum Schluß des Stückes zeigte, jauchzten die Ratten außergewöhnlich, und besonders die snobistischen Ratten machten einen gewaltigen Lärm, um den ‚Ratten'-Dichter nochmal und noch einmal wieder vor der Rampe erscheinen zu sehen. Gleich, mit einem Lächeln, selbst nicht ahnend, wie die Ratten im Saal, die Ratten, vor denen er sich verneigen gelernt hat, die Ratten, wofür er nach den ‚Webern' weiter gedichtet, die Ratten, die ihm zu Tantiemen verholfen, die Ratten des mondainen Lebens, die Ratten des Ruhms und der Ehre, wie die nichts schonenden, alles unterwühlenden Ratten ihm die Kleidung von Körper und Seele gefressen, wie sie ihn mit dem Drohen ihrer Zähne langsam gezwungen, selbst eine Ratte unter den Ratten zu werden. Denn wenn der ‚Ratten'-Dichter so groß hätte ausschauen lernen, um das aufkommende Proletariat zu begreifen, wenn er mit seinem ursprünglichen Talent zu unterscheiden gewußt hätte, wer die neue Kunst bringen muß, dann würden seine ‚Ratten' die Ratten der Gesellschaft, der heutigen Gesellschaft, die auf den Mehlböden fressenden Ratten, die parasitischen Ratten, die raubenden und stibitzenden Ratten, die an gesunden Menschenseelen nagenden Ratten, die Ratten der Autorität, der Tradition derartig gegeißelt und gepeitscht haben, daß die ‚Ratten' nie zur Aufführung gekommen wären."

Nun wissen sie's, die Ratten! Sie sollten sich was schämen, die Ratten!

*

Damen?

Im Mordprozeß Tippe durfte man wieder mal lesen: „Vor der Tür im Moabiter Gericht schlugen sie sich heute fast um den Eintritt. D a m e n kämpften in dem dichten Gedränge mit den Ellenbogen gegeneinander." Im Laufe der Verhandlung wird die Öffentlichkeit ausgeschlossen, und zu ihrem tiefsten Schmerze werden (nicht einmal!) die Damen im Gerichtssaal geduldet, die es doch wirklich vertragen könnten. Aber sie harren standhaft aus. Kaum öffnen sich wieder die Türen, da ereignen sich auch schon „wüste Szenen an den Eingängen zum Saal, es entsteht ein furchtbares Gedränge, bei dem hauptsächlich die anwesenden D a m e n sich besonders hervortun und mit Hilfe ihrer Ellenbogen sich Platz zu schaffen suchen. Gleich darauf ereignen sich dieselben Szenen an den Aufgängen zu den Tribünen, so daß der Lärm bis in den Sitzungssaal hineinschallt und den Vorsitzenden zu mehrfachen Aufforderungen, sich ruhig zu verhalten, veranlaßt". Es muß ein entzückender Anblick gewesen sein, wie sich holde Weiblichkeit da durchgeboxt hat. Ob Schirme, Hüte und die mit ihnen auf Gedeih

und Verderb verbundenen Haare auf dem Kampfplatz geblieben sind, wird leider nicht gemeldet, es ist aber nicht unwahrscheinlich. „Wir leben“, bemerkt die „Staatsbürger-Zeitung“, „im Zeitalter der Kunst, sensibler Nervenmenschen, die zusammenzucken, wenn ein warmherziger Volksfreund den vorgetäuschten Kunst- und Kulturschwindel mit einem derben, aber treffenden Wort belegt. Aber gerade dieses überempfindsame Publikum und sein demimondäner Anhang ist es, der bei Mord und Skandalgeschichten die Gerichtssäle bevölkert, sich wollüstig weidet an der, ach so ‚scheußlich interessanten‘ Gestalt feiger Mordbuben oder ehebrecherischer Buhlweiber. So auch im Prozeß Tippe.

Elegant gekleidete Damen der Friedrichstadt kämpften wie die Weiber der Halle mit den Damen, die sonst die Villen des Tiergartenviertels bevölkern. Es ist ja so furchtbar prickelnd, einen leibhaftigen Mörder mit eigenen Augen gesehen zu haben. Das gibt Stoff für ästhetische Nachmittagsunterhaltungen und peitscht die entnervten Sinne, wenn sich bei der Glut des Kaminfeuers im Teesalon von den schönen Lippen einer Nichtdagewesenen ein neiderfülltes ‚Gräßlich schön‘ ringt. Ekelhaft pervers! Ob sich ein Goethe auch heute noch zu dem Ausspruch verleiten ließe, daß das Ewig-Weibliche hinanzieht?“

Gr.

*

Wintersport!

Auch unter den „Proletariern“ gibt's eifrige „Sportsmen“. Also wohl auch die nötige Muße und das nötige Kleingeld. Über die Tatsache kann man sich ja nur von Herzen freuen, aber das *sollte* man auch auf „proletarischer“ Seite und ganz offen und ohne Furcht, den Neid der besitzenden Klasse zu wecken. Ein solcher „proletarischer“ Sportfreund nun zieht im „Vorwärts“ gegen den zur „Modekrankheit“ ausartenden „Wintersport“ zu Felde und er hat nicht unrecht, wenn er von einer Art „Vergnügenssport“ spricht, der sich verheerend auf die weiße Majestät der Landschaft stürzt:

„Der Wintersport ist industrialisiert worden. Da, wo noch vor zehn Jahren eine kleine Schar von Entdeckern neuer Naturwunder sich in rauher Einfachheit von der Hast des Städtelebens erholt hat, rodelt und skiert jetzt ein vornehmtuendes Modepublikum, richtiger Winterpöbel. Sie haben aus der Stadt den Luxus in Kleidung, Wohnung, Essen und Trinken mitgebracht, d. h. das in der Hotelindustrie angelegte Kapital ist ihnen mit den ‚Ansprüchen der Neuzeit‘ bereitwilligst entgegengekommen. Diese Herrschaften sind der Ansicht, daß erst sie der winterlichen Natur den richtigen Reiz verleihen.

Überall entstehen auf den winterlichen Bergen Riesenhotels, die den Heiratsbureaus der eleganten und eleganteinwollenden Welt starken Abbruch tun. Der Betrieb ist die Hauptsache geworden. Der Stimmungszauber intimen Beisammenseins, den die ersten Jünger des Skilaufs, meistens einsame ‚Sonderlinge‘, die mit ihrem Tun lange genug verlacht worden waren, kannten und genossen haben, hat sich vor den Horden des Wintersports auf leisen Sohlen davongeschlichen, und wenn man jetzt irgendwo noch die Wunderwelt des Winterwaldes in der großen Stille genießen will, dann muß man sich schon in eines der Blockhäuser zurückziehen, wie sie jetzt von den einsamen Wanderern gebaut werden, die vor den modernen Schneehunnen geflüchtet sind.

Ihnen ist der Schneeschuhlauf noch mehr als ‚Sport‘. Er ist ihnen noch die großartige Überwältigung der Natur in der herbsten Jahreszeit, das kühne Messen menschlicher Kräfte mit den Gefahren und Tücken des Winters, ein Zeitvertreib von großzügiger Wucht und eine Höhenkunst des Wanderns, die aus der winterlichen Enge und Lichtarmut der Städte für einen Tag hinaushebt in ein reineres, freieres und kraftvolleres Dasein ...“

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck. **Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Bad Oeynhausen i. Westf.** — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIII. Jahrg. März 1911 Heft 6

Heitere Lieder
von
Otto R. Hübner

1
DIE MUSIK KOMMT
D. v. Liliencron

Lebhaft marschierend

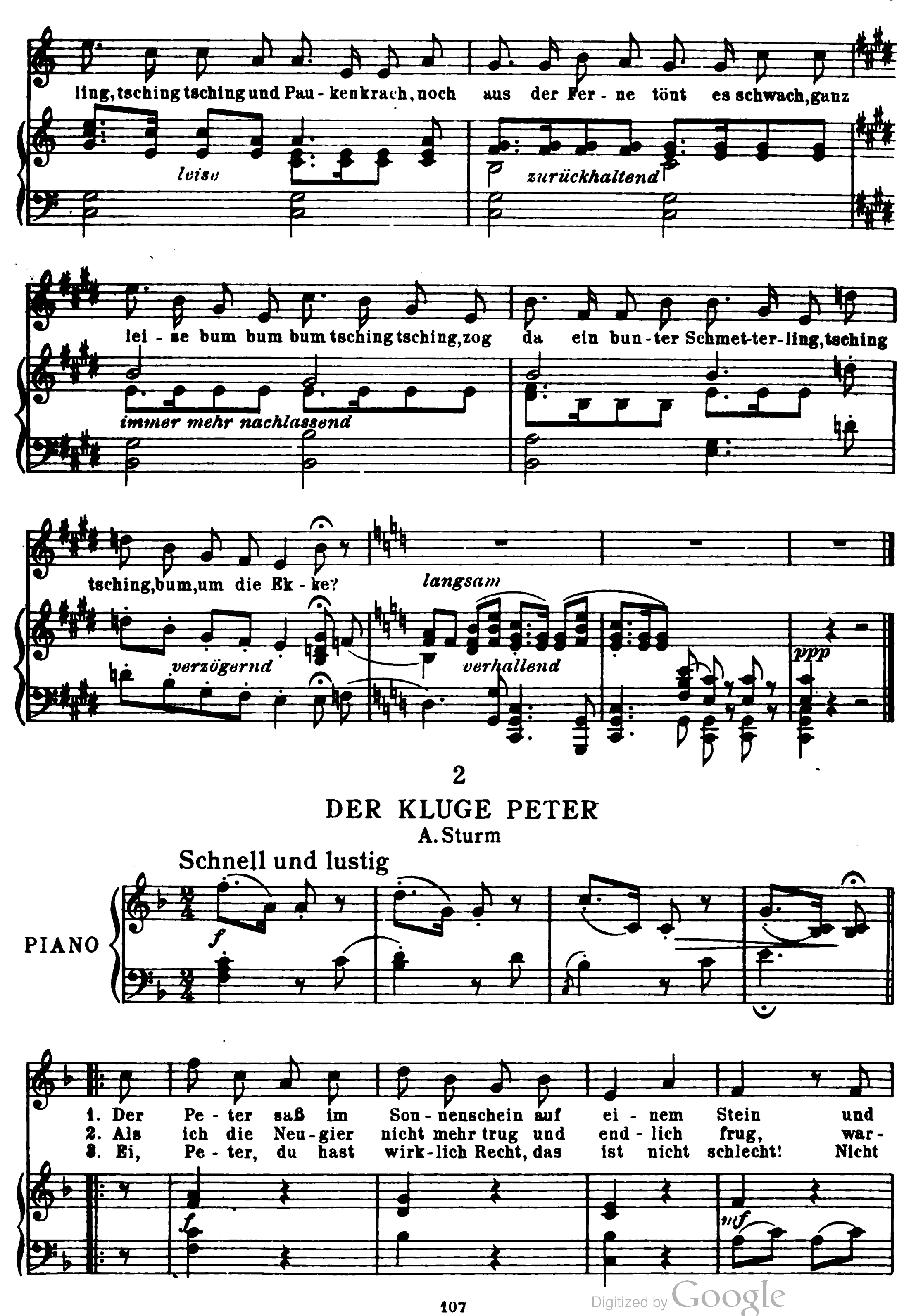
GESANG

PIANO

f *p* *lärmend* *ff* *sf* *pf*

1. Kling-ling, bum-bum und tsching-da-da, zieht im Tri-umpf der Per-ser-schah? Und um die Ek-ke brau-send bricht's, wie Tu-ba-ton des Welt-ge-richts, vor-
2. Der Hauptmann naht mit stol-zem Sinn, die Schup-pen-ket-te un-term Kinn, die Schär-pe schnürt den schlan-ken Leib, beim Zeus? das ist kein Zeit-ver-treib. Und
3. Der Gre-na-dier im stram-men Tritt, in Schritt und Tritt und Tritt und Schritt, das stampft und dröhnt und klappt und flirrt, La-ter-nen-glas und Fen-ster klirrt. Und


1. an der Schel - len - trä - ger, der Trä - ger. Brum -
2. dann die Her - ren Leut - nants, die Leut - nants. Zwei
3. dann die klei - nen Mäd - chen, die Mäd - chen. Die
1. brum, das gro - ße Bom - bar - don, der Bek - ken-schlag, das He - li - kon, die
2. Leut-nants, ro - sen - rot und braun, die Fah - ne schüt - zen sie als Zaun, die
3. Mäd-chen al - le, Kopf an Kopf, das Au - ge blau und blond der Zopf, aus
1. Pic - co - lo, der Zin - ke - nist, die Tür - ken-trom-mel, der Flö - tist,
2. Fah - ne kommt, den Hut nimm ab, der sind wir treu bis an das Grab!
3. Tür und Tor und Hof und Haus schaut Mi - ne, Tri - ne, Sti - ne aus.
1. und dann der Her - re Hauptmann.
2. Und dann die Gre - na - die - re.
3. Vor - bei ist die Mu - si - ke.
4. Kling-
mf
f
verzög.
p


ling, tsching tsching und Pau-kenkrach, noch aus der Fer-ne tönt es schwach, ganz
leise
zurückhaltend
lei-se bum bum bum tsching tsching, zog da ein bun-ter Schmet-ter-ling, tsching
immer mehr nachlassend
tsching, bum, um die Ek-ke?
langsam
verzögernd
verhallend
ppp
2
DER KLUGE PETER
A. Sturm
Schnell und lustig
PIANO
f
1. Der Pe-ter saß im Son-nenschein auf ei-nem Stein und
2. Als ich die Neu-gier nicht mehr trug und end-lich frug, war-
3. Ei, Pe-ter, du hast wirk-lich Recht, das ist nicht schlecht! Nicht
f
mf


4
1. freu - te sich und lach - te, und freu - te sich und
2. um er denn so lach - te, war - um er denn so
3. wahr, sprach er und lach - te, nicht wahr, sprach er und
1. lach - te. Was freut sich Pe - ter nur so sehr? das
2. lach - te? Sprach er: Die Welt ist wun - der-schön, und
3. lach - te. Die Weis - heit ler - net ihr erst jetzt? — da
mf zurückhaltend
1. Rät - sel schien mir wahr - lich schwer… Doch er saß da und
2. ich darf drinn spa - zie - ren gehn! Er sah mich an und
3. hab' ich mich zu ihm ge - setzt und freu - te mich und
f
lebhaft
lachend
1-3. lach - - - - te, und lach - - te.
tr
ff
mf
f
ff
107
Digitized by Google

3

SELBSTBEHERRSCHUNG

K. Mayer



dant und Haupt-mann noch viel-mehr sind mir von fern be-
Schatz vor-ü-ber, auch: Her-aus! Sie spitzt den Mund zum

kannt; schnell greif' ich ans Ge-wehr.
Schmatz; ich schau-e gra-de aus.

5. Sie knüpft am Schuh das Band und tut nicht sehr pres-siert; ich rüh-re nicht die Hand: Mein Herz nur prä-sen-tiert.

gefühlvoll

Mein Herz nur prä-sen-tiert.

breit

4

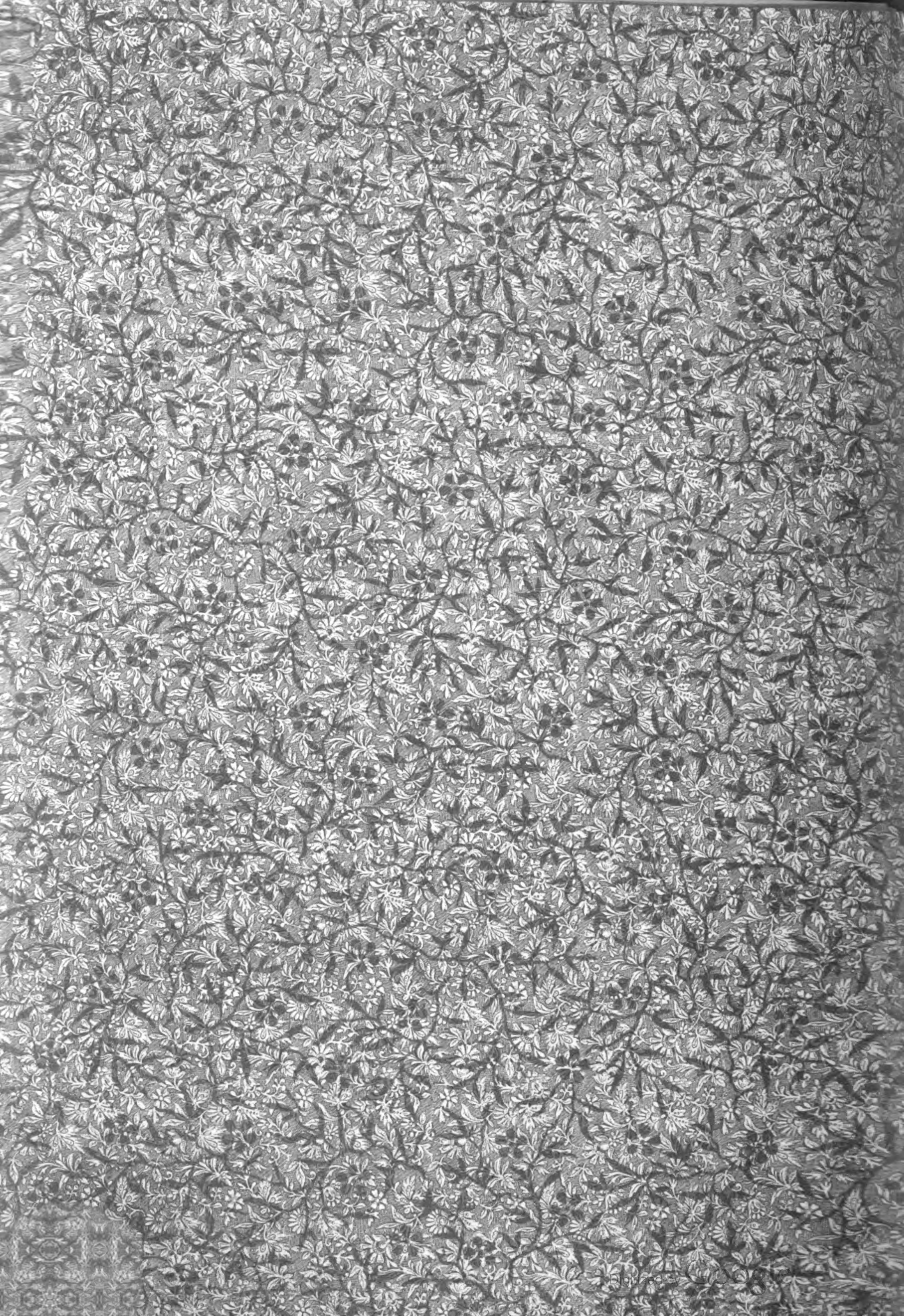
BEDINGUNGSWEISE

Gisa Tacchi





die - ses Füß - chen, die - se Hand, das Näs - chen, ach! Das
pf
al - ler - lieb - ste Münd - chen erst — mir wird ganz schwach! Und
f
schlank ist sie, ge - schmei - dig wie ein Li - lien - sten - gel;
leicht
sie wä - re, sie wä - re, — wenn sie Mit - gift hätt', — der
f
p zögernd
sf
rei - ne En - gel!
tr
breit
ff






UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 074264976